This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C. H. P. Möring.

HP53.1

Harvard College Library

BEQUEATHED BY

MRS. ANNA LOUISA MÖRING,

OF CAMBRIDGE, MASS.

Received Sept. 15, 1890.

Die Gegenwart.

Achter Band.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädiſche

Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte

für

alle Stände.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

HP53.1
I-3944

15 Sept. 18[illegible].

[illegible]oring P[illegible]ques.

Die Südslawen

und ihr Eingreifen in die östreichische Bewegung.

Begriff; Ausbreitung; Zerklüftung; Benennungen.

Die Einkeilung eines Theils des großen germanischen Stammes von Westen nach Osten, und die Einschiebung der in Europa vollkommen isolirt dastehenden Stammesinsel der Magyaren von Osten nach Westen her in die compacte Masse der den Osten und einen großen Theil des mittlern Europa bewohnenden Slawen, gehört der Geschichte der großen europäischen Völkerbewegung an. Durch diese Vorgänge wurde die compacte Masse der Slawen in zwei große Hälften geschieden, von denen die eine, nunmehr nördlich von den von Deutschen und Magyaren besetzten Gebieten (Niederöstreich, Steiermark, Mittelungarn) wohnende, die der Nordslawen, die andere aber, südlich von diesen Gebieten ausgebreitete, die der Südslawen genannt wird, während man für die Slawen Rußlands die Bezeichnung der Ostslawen angenommen hat. *)

Die Hälfte nun, die man in letzter Zeit unter dem gemeinsamen Namen der Südslawen zusammenzufassen sich gewöhnt hat — die jedenfalls regsamere und zukunftreichere von beiden — ist es, deren Eingreifen in die Bewegung der jüngsten Zeit wir hier auseinandersetzen wollen. Ehe wir aber an die Erörterung der neuesten Verhältnisse und Ereignisse gehen, dürfte es zweckmäßig sein, einiges Allgemeinere, zum Theil weniger Bekannte, zum Theil Berichtigende über jenen Theil des großen slawischen Völkercomplexes vorauszusenden.

Was zunächst das Terrain betrifft, über das sich die südliche Hälfte der Slawen ausbreitet, so umfaßt dieses im Ganzen die Ländergebiete zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere, die sich im Norden bis gegen die obersteierschen Gebirge und die mittelungarischen Pußten, und im Süden bis etwas weniges über den Balkan erstrecken. In einer Gesammtheit von mehr oder minder sechs Millionen bewohnen sie hier, in der Richtung von Süden gegen Norden betrachtet, die Berge Montenegros, die Herzeggwina **), Dalmatien, die Inseln des Quarnero, Istrien, Krain, Südsteiermark, Östreichisch-Kroatien, Türkisch-Kroatien, Bosnien, das heutige Fürstenthum Serbien, Bulgarien, einen Theil von Metochien

*) Bereits im zweiten Bande der „Gegenwart", S. 429—464, gaben wir unter dem Titel: „Die Slawen und die panslawistischen Tendenzen", eine allgemeine Übersicht der ethnographischen Verhältnisse der slawischen Welt. D. Red.

**) Wie weit sich slawische Wohnsitze in das Innere von Albanien und Macedonien erstrecken, ist nicht erforscht; bekannt ist jedoch, daß es in diesen Ländern Ortschaften gibt, die durchgehends von serbisch sprechenden Slawen bewohnt sind.

jenseit des Balkan, das Banat, Syrmien, die Batschka, Slawonien, die östreichische Militärgrenze in der Ausdehnung vom illyrisch-banater Regimente bis zu den oguliner, sluiner und ottotschaner Regimentern, dann das linke Ufer der Drave, das rechte Ufer der Donau bis nach aufwärts gegen St.-Andrä, jedoch in der Weise, daß das Bevölkerungsverhältniß gegen den Umfang hin ein immer geringeres wird, sodaß es nach mancher Richtung hin oft nicht leicht möglich ist, die Grenze zu bestimmen, wo die slawische Bevölkerung in die nächstnachbarliche übergegangen.

Nicht leicht dürfte ein Volk auf Erden, das ursprünglich einerlei Sprache und Sitte und einen so ausgedehnten, von durchaus keinem fremdartigen Elemente unterbrochenen Flächenraum innehatte, wie das südslawische, theils durch eigene Schuld, theils durch die Macht der Geschicke so sehr zerklüftet worden sein, wie eben dasselbe. Als eigene Schuld müssen wir die ewigen innern Kämpfe um die Herrschaft bezeichnen, in denen kriegerische Häupter die Söhne eines und desselben Stammes in ununterbrochenen Bürgerkriegen gegeneinander zu Felde führten, und deren Folge eine fast beispiellose Schwäche des innern Zusammenhangs dieses Volks war; als äußere Momente traten das große kirchliche Schisma und der Einbruch der Türken in Europa hinzu. Das Erstere hatte die Zerklüftung des großen, ursprünglich einheitlichen Stammes in einen zum römischen, und einen zum griechischen Ritus haltenden Theil zur Folge. Zu Rom gingen über die an den Küsten des Adriatischen Meeres in Ragusa, Cattaro und den andern, meist selbständigen und wohlhabenden Seestädten wohnenden Slawen. Befürchtungen vor dem Verluste ihrer Freiheit durch die kriegliebenden Häupter der benachbarten Stammesgenossen in der Herzegowina hatten sie schon lange vorher den Anschluß an die mächtigen Städte des nahen, und durch das Meer mit ihnen in ununterbrochenem Verkehre stehenden Italien, namentlich aber an die Republik von St.-Marco suchen lassen, und die kirchliche Lossagung von ihren Stammesbrüdern war nur das äußere Zeichen eines im Innern längst gewünschten und längst sogar verwirklichten Bruchs. Ihrem Beispiele folgten die Slawen in Bosnien, Kroatien, Krain und Steier, wiewol die letztern lediglich ihrer geographischen Lage halber. Bei dem orientalischen Ritus verblieben die ihren Wohnplätzen nach mehr auf die Freundschaft der oströmischen Macht hingewiesenen Slawen, die des Binnenlandes nämlich.

Die Folge dieses offenen Bruchs war auch der offene Ausbruch langverhaltenen, und nur durch das Bewußtsein der Stammesbrüderlichkeit bis dahin zurückgedrängten Hasses zwischen den Slawen der Küste und des Westens und jenen des Binnenlandes und des Ostens, ein Haß, der sich durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag fast ungeschwächt fortgeerbt und auf die ganze künftige Gestaltung der Zustände den entschiedensten Einfluß geübt hat. Die Slawen der Küste nahmen mit dem katholischen Ritus auch italienische Sitte und Bildung an. Wiewol sich die slawische Sprache im Umgange erhielt, so gewann doch die lateinische in der Kirche, sowie im geschäftlichen, amtlichen und Schulwesen die italienische bald ein solches Übergewicht, daß nicht nur die ursprünglichen slawischen Schriftzeichen vor den lateinischen allmälig in den Hintergrund traten und endlich völlig außer Gebrauch kamen, sondern die katholischen Slawen in Istrien, Dalmatien bald auch die Gemeinschaftlichkeit ihres Ursprungs mit ihren östlichen Nachbarn leugneten, und dem gemeinsamen Stammnamen „Serbe" entsagten, um dafür nach ihren Wohnplätzen die Bezeichnung Dalmatiner, Ragusaner, Cattaraner anzunehmen. Einen gleichen Einfluß übte auf die Slawen in Steiermark und Krain das deutsche Element aus. Auch sie legten mit dem Katholicismus den gemeinsamen Namen ab, um sich fortan Slowenen und Krainer zu nennen. Es sind dies dieselben, die man auch als Winden oder Wenden bezeichnet findet. Mit um so mehr Ausdauer hielten die bei dem alten, oder, wie man ihn nun nennt, orientalischen Ritus verbliebenen Südslawen nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Verwaltung und im Verkehre an ihrem slawischen Idiom, an den altslawischen Schriftzeichen und an den althergebrachten Sitten und Anschauungen fest, und bewahrten an sich den Namen

des alten Stammes bis auf die heutigen Tage. Aber auch der alte Zwist und die alten innern Kämpfe um die Gewalt währten unter ihnen fort, sodaß der um 400 Jahre später erfolgte Einbruch der osmanischen Heeresscharen in Europa wenn auch ein umfassendes serbisches Reich, das Duschan der Große durch seltenes Glück und ebenso seltene Herrschergaben unter seinem Scepter zu gründen verstanden, so doch ein ebenso sehr von innern Zerwürfnissen untergrabenes vorfand, das dem überwältigenden Sturmschritte eines Murad nicht zu widerstehen vermochte, wie freudig auch der letzte Zar, Lazar Grebljanowitsch, Duschan's zweiter Nachfolger, mit seinen Helden in den Opfertod schritt. Mit dem Tage von Kossovo (1389) hatte die letzte Stunde der serbischen, das ist der orientalisch-slawischen Selbständigkeit geschlagen, und ein neues Schisma sollte den schon einmal in sich zerklüfteten Stamm abermals zerreißen. Dem Worte des Propheten nach war aller eroberter Grund und Boden Eigenthum der Sieger, das ihnen durch Gottes und Mohammed's Beistand zum Lehen verliehen worden. Kein Nichtislamite sollte nach diesem Worte auch nur eine Spanne Landes sein nennen dürfen. Der aber, dem das Land genommen worden, sollte Sklave sein für alle Zeiten und Geschlechter. Ein großer Theil der Besiegten hielt den Glauben höher als den Besitz, und verließ Haus und Hof, um fortan als Raja ein kümmerliches Sklavendasein zu führen. Nicht Wenigen aber auch stand der Besitz über dem Glauben, und sie entsagten um den Preis, im Besitze ihrer Ländereien bleiben zu dürfen, wol auch mit Ehren und Würden bekleidet zu werden, dem Christenthume und nahmen den Islam an. Ein Gleiches geschah in Bosnien und der Herzegowina unter den katholisch gewordenen Südslawen, sodaß nun der ursprüngliche einheitliche Stamm in drei Hauptgruppen zerklüftet war, in den unveränderten Rest des Stammes, in den katholischen, und in den islamitisch gewordenen Theil.

Der Rest des Stammes, in einer Anzahl von drei Millionen, zur griechisch-nichtunirten Kirche gehörig, lebt heute etwa zu einer Million im Fürstenthume Serbien und in Metochien, zu einer Million in Bosnien, der Herzegowina, Montenegro und an der Zetta, und zu einer Million am linken Ufer der Donau, an der Theiß, Maroſch und Temeſch in Östreich. Die ihm Angehörigen nennen sich selbst Serben, werden aber von den mohammedanischen und katholischen Südslawen Wlassi (Wlachen), in der Gegend von Spalatro und Zengg Rkatschi oder Hrkatschi, im freundlichen Verkehre aber Hrischtschani genannt.

Die katholischen Südslawen, in der Anzahl von etwa anderthalb Millionen, nennen sich selbst Slovenci oder Krainci in Steiermark und Krain, Hrvati in Kroatien, Bosanci, Bosnjaci in Bosnien, Dalmatinci in Dalmatien, Dubrovtschani in Ragusa, oder auch mit einem Namen, dessen Erfindung der jungen katholisch-südslawischen Schule des Dr. Gaj angehört, wiewol er lediglich im alten römischen Provinzthum, durchaus aber nicht im Wesen der Nation wurzelt: Ilirci, Illyrier. Von den orientalischen Südslawen werden sie in der Batschka Bunjevci (von dem Flusse Bunja in der Herzegowina?), in Syrmien, Slavonien und Kroatien Schokci (Schokzen, von dem Italienischen sciocco?), und im freundlichen Verkehre Krschtschani genannt. In Bosnien und in der Gegend von Ragusa heißen sie auch Latinci, Lateiner.

Die islamitischen Südslawen, in der Anzahl von 1,400000, wohnen in Bosnien, in der Herzegowina und Zetta, und halten sich für echte, ursprüngliche Türken, wiewol kaum Einer aus Hunderten von ihnen auch nur Türkisch versteht und ihre Namen durchgehends den südslawischen Ursprung bezeichnen, als z. B. Omer Filipowitsch, Mustafa Todorowitsch u. s. w. Sie nennen sich selbst Turaci, Türken, und die Christen beider Bekenntnisse Raja oder Wlassi.

Die Wiedereinsetzung des ursprünglich allen Südslawen gemeinsamen Namens Serben, als des ältesten und berechtigtesten, da ihn Gelehrte wie Schafarik und Dobrowsky auch noch älter sein lassen als den allgemeinen Namen Slawen, ist mit

eine der Bestrebungen der jung-südslawischen Schule. Es hat diese Bestrebung nicht nur die große Mehrheit der gesammten orientalisch-südslawischen Bevölkerung für sich, sondern findet auch eifrige Anhänger unter den katholischen Südslawen, die diesen Namen bisher mit dem orientalischen Bekenntnisse zu identificiren gewohnt waren, eine Erscheinung, deren Erklärung in den politischen Anschauungen des ganzen modernen Südslawenthums zu suchen ist. Bei den islamitischen Südslawen jedoch kann von einem solchen Bewußtwerden der ursprünglichen Stammeseinheit keine Rede sein.

Die Zustände vor der neuern Bewegung im Allgemeinen.

Die mannichfach divergirende Entwickelung der innern Verhältnisse und Zustände konnte nur die natürliche Folge einer derartigen Zerklüftung sein. Während der islamitische Südslawe, im Besitze des Bodens und der Macht, es bald lernte, seinen Bruder von ehemals, gleichviel ob er dem orientalischen oder dem lateinischen Ritus angehörte, die ganze Gewalt seiner grundherrlichen Berechtigung fühlen zu lassen, dehnte der katholische Südslawe an der adriatischen Küste seine Handelsverbindungen bis in die entferntesten Häfen aus. Während jener in islamitischer Ruhe und Gemächlichkeit sich wenig um Welt und Bildung bekümmerte, und sich damit begnügte, daß der christliche Stammgenosse, der ihm begegnete, vom Pferde stieg und die Waffen verbarg, bis er selbst im Gefühle seines Herrenthums stolz und langsam vorübergeritten, kam der Cattaraner und Ragusaner mit aller Welt in Berührung, lernte fremde Länder, Sitten und Gebräuche kennen und brachte als erfahrener und wagender Kaufherr nicht nur Reichthum, sondern auch Interesse für Kunst und Wissen in die, an steilen Felswänden lehnenden dalmatinischen Städte. Während der Eine, vertieft in den Suren des Koran, theilnahmlos und phlegmatisch in eine fabelhafte Unwissenheit und Unbeholfenheit hinüberschlief, bildete sich in dem steilen Ragusa sogar eine eigene literarische Schule aus, die, den geistreichen Gundalitsch an der Spitze, dem Südslawenthume einen Schatz bis heute noch unübertroffener Meisterwerke hinterließ. Ganz anders aber gestalteten sich die Zustände der in den Binnengebieten von Bosnien, Montenegro, Herzegowina, Serbien, Metochien, Kroatien, Slawonien und Südungarn lebenden, theils katholischen, theils orientalischen Südslawen. Von Grund und Boden gedrängt, unberechtigt und nur verpflichtet, auf einem Schauplatze Jahrhunderte langer Kämpfe lebend und bei diesen Kämpfen bald als Sieger, bald als doppelt büßende Besiegte betheiligt, konnten sie es nicht hindern, daß die vorhandenen Elemente einer emporstrebenden Cultur, die Elemente bildungsfähiger Gesittung und bürgerlicher Ordnung, die sich unter ihren letzten Zaren so kräftig zu entwickeln begannen (man lese nur den Codex Duschan's), wieder in Verfall geriethen. Das sonst wol kriegerische, jedoch zumeist auf die Gewerbe des Friedens, den Ackerbau und den Handel auf den großen Strömen angewiesene Volk lernte es, den Pflug zu vergessen und dafür in den Wäldern hinter Heerden und mit Waffen beladen einherzuziehen, floh die Städte und liebte einsame Ortschaften, und suchte als einzige Ehre den Tod im Kampfe mit dem verhaßten Islamiten. Scharen entschlossener Abenteurer durchzogen die Waldungen Serbiens und Bosniens, um hier einem islamitischen Kaufmann, dort einem Steuersammler des Sultans, dort einem türkischen Brautzuge aufzulauern, die geraubten Güter in den Dörfern zu vertheilen und die Häupter der Gegner an ihren Lanzen oder in ihren Hafersäcken als Trophäen heimzutragen. Ja, es gab Haiducken — so hießen diese Abenteurer — die es verstanden, durch ihre Kühnheit und Entschlossenheit Statthalter des Sultans sich gefügig zu machen, ganze Paschaliks in Schrecken zu versetzen und, was noch mehr ist, sich tributpflichtig zu erhalten. Einzelne von ihnen schwangen sich zu Häuptlingen empor und zogen mit ihren todesmuthigen Haufen vor die Thore der befestigten Plätze. Es bildete sich sogar auf diesem Principe des ritterlichen Abenteuerthums ein ganzer Staat heraus, der Freistaat der Zernogorzen in den Felsenschlünden des unwirthbaren und unzugänglichen Montenegro.

Nur wenig änderten sich diese Zustände, nachdem Prinz Eugen's sieghaftes Schwert den Jahrhunderte langen blutigen und verwüstungsreichen Kämpfen ein Ziel gesetzt hatte. Die Hoffnungen der jenseit der Donau und Save wohnenden Südslawen auf Erlösung aus dem islamitischen Joche wurden getäuscht, als Lohn für die namenlosesten Aufopferungen und beispiellosesten Anstrengungen von der europäischen Diplomatie ihr Rückfall an ihre erbittertsten und geschworensten Feinde unterzeichnet.

Es war nichts folgerichtiger, als daß sich unter solchen Verhältnissen der kriegerische und abenteuersuchende Charakter des Volks forterhielt, die Gewerbe des Friedens unbekannt blieben. Alle Rufe um Beistand, alles Bitten um Erlösung, alle Vorstellungen, die man der an der Donau benachbarten Macht machte, der man noch vor kurzem so erspießliche Kriegsdienste geleistet, waren umsonst geblieben. Dieser Zustand war um so schmerzvoller und drückender, als den Südslawen diesseits der Save und Donau durch ihre Einverleibung in den Umfang des östreichischen Kaiserstaats ein ungleich besseres Loos geworden zu sein schien. Zwar war einem Theile von diesen (sämmtlich an dem linken Ufer der Save und Donau wohnenden) die lebenslängliche Verpflichtung des Militärdienstes auferlegt und das Gesetz der Soldatendisciplin und des Kriegs als das für sie maßgebende aufgestellt, ein Loos, für alle kommenden Geschlechter hemmend und fesselnd, und nur wenig besser als das der gegenüberwohnenden Raja. Doch hatten kaiserliche Freibriefe (von 1690 und 1691) den Übrigen umfassende Freiheiten zugesichert, und auf den Feldern konnte der Ackerbau, in den wiederbezogenen Ortschaften das Gewerbe, an den Ufern der Ströme der Handel erblühen, genug, um die benachbarten Raja das Joch osmanischer Herrschaft doppelt fühlen zu lassen und zu einer Reihe von Befreiungsversuchen zu führen, von deren letztem (zu Anfange unsers Jahrhunderts unter Kara Georg) und seinen sieghaften Erfolgen des heutigen Fürstenthums Serbien Selbständigkeit und Bestand datirt.

Die Zustände der Südslawen in Östreich.

Die Südslawen, mit denen sich Patriarch Arsenius III. zu Ende des 17. Jahrhunderts über die Save und Donau unter östreichischen Schutz begeben, hatten von dem Hofe zu Wien mittelst der beiden erwähnten Freibriefe nicht nur die vollständigste kirchliche und eine sehr ausgedehnte politische Freiheit (freie Religionsübung, Aufrechthaltung aller mitgebrachten Rechte und Gewohnheiten, Freibelassung von allen öffentlichen Steuern und Lasten, die vor der türkischen Invasion bestandenen Herrenrechte ausgenommen, die freie Wahl eines Wojwoden, und nach Bezwingung der Türken eine den nationalen Bedürfnissen entsprechende Verwaltung) zugesichert, sondern auch die in den eben beendigten Türkenkriegen abgenommenen und in den künftigen Kämpfen mit dem Erbfeinde noch abzunehmenden Ländereien als freien und selbständigen Besitz zuerkannt erhalten. Die Südslawen jenseit der Save und Donau betrachteten diese Zugeständnisse Östreichs an ihre Brüder mit Neid, und die Erlangung ähnlicher Bewilligungen war und blieb fortan das Ziel ihres Strebens. Nachdem jedoch Kara Georg und Miloſch Obrenowitsch ihre Siege errungen, trat gerade die entgegengesetzte Wendung ein. Die nachdrückliche Verwendung Rußlands und der im December 1838 von Sultan Mahmud erlassene Hattischerif erhoben nun das von den Serben im Aufstande behauptete Gebiet zwischen der Drina, der Donau, dem Timok und dem Balkan lediglich unter dem Vorbehalte der Oberherrlichkeit zu einem selbständigen Fürstenthum, während die Südslawen Östreichs, und namentlich die in der Batschka, in Slawonien und im Banate wohnenden, alle Aussicht auf volle Erfüllung der ihnen in den Freibriefen gemachten Zusagen, wenn auch nicht die Erinnerung an dieselben längst aufgegeben hatten. Georg Brankowitsch, der heldenmüthige Wojwode, der seine Brüder unter Arsenius III. nach Östreich herübergeführt, war kurz nach seiner Niederlassung gefangen und nach Eger gebracht worden, wo er nach 20jähriger Haft starb. Nach ihm hatte kein zweiter Wojwode, sondern nur mehr ein Vicewojwode (Johann Monasterli) gewählt werden dürfen; nach dessen

Tode aber nicht einmal mehr ein solcher. Nicht besser war es mit dem Patriarchate ergangen. Arsenius III. war der erste, aber auch letzte Patriarch auf östreichischem Grund und Boden gewesen. Nach seinem Tode, 1706, hatte das neugewählte kirchliche Oberhaupt nur mehr den Titel eines Metropoliten führen dürfen. Anstatt der verheißenen, den Bedürfnissen und mitgebrachten Gewohnheiten des Volks entsprechenden Verwaltung war in den Jahren 1752, 1770, 1777, 1779 und 1791 eine Reihe von Regulamenten und Declaratorien erlassen worden, durch welche die serbischen Angelegenheiten zuerst einer sogenannten serbischen Hofdeputation, dann der illyrischen Hofkanzlei zu Wien untergeordnet, die zuerkannten politischen und kirchlichen Freiheiten bis auf die einzige Gestattung einer Versammlung von 75 Personen behufs der Ordnung kirchlicher Verwaltungssachen eingeschränkt, und zuletzt die den Serben als selbständiges Besitzthum zuerkannten Gebiete in Folge eines Compromisses mit dem oppositionellen ungarischen Landtage von 1791 in demselben Jahre der ungarischen Krone einverleibt und untergeordnet worden. An die Stelle der den Wünschen und Bedürfnissen der Serben entsprechenden Verwaltung war die ungarische Comitats- und Adelsherrschaft getreten, eine der patriarchalischen Natur und den Herkömmlichkeiten der Südslawen durchaus fremde und widerstrebende Verwaltungsform, die den Adeligen allein zur Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung berechtigt sein ließ, und die Serben, da sie, ebenso wie jene jenseit der Donau noch heutzutage, keinen Adel hatten, fürs erste von der Verwaltung selbst der eigenen Angelegenheiten, bis auf die Klöster und Bischöfe, völlig ausschloß, und solange ausgeschlossen erhielt, bis sich nach und nach in Folge von Ertheilung theils ungarischer, theils östreichischer Adelsdiplome ein Adel unter ihnen herausgebildet hatte. Nichts war natürlicher, als daß sich unter solchen Verhältnissen die Blicke der östreichischen Serben nach dem neuen Fürstenthume und dessen Institutionen wandten und alle Sympathien, selbst jene des katholischen Kroatien, sich dem heldenmüthigen Kerne des südslawischen Stammes an den Ufern der Morawa und in den Wäldern der Schumadia zukehrten. Belgrad wurde der Mittelpunkt des südslawischen Interesses, und die Übersiedelung östreichischer Serben ins Fürstenthum, um daselbst Dienste zu nehmen, ein lebhafter wechselseitiger Verkehr, sowie das Streben, dem Wiederaufleben des alten serbischen Ruhms wenigstens einen Anhaltepunkt zu geben, nährten und kräftigten dieses Interesse.

Zu dieser Lage trat nun noch einerseits das im ganzen Umfange der östreichischen Monarchie mit diesem Jahrhunderte erwachende Nationalitätsbestreben der Slawen überhaupt, andererseits aber der Conflict hinzu, in den zunächst die katholischen Südslawen des ungarischen Kronkönigreichs Kroatien mit den nationalen Tendenzen des ungarischen Landtags geriethen.

Die Befürchtungen nämlich, die der ungarische Adel seit Kaiser Joseph's nivellirender Regierung für den Bestand der althergebrachten ungarischen Verfassung hegte, hatten im Schoose der Landtage nach und nach eine Politik erstehen lassen, deren letztes Ziel darauf hinging, den fortgesetzten Bemühungen des wiener Hofs durch Hebung und Kräftigung des ungarischen Nationalbewußtseins entgegenzuarbeiten. Einer der wichtigsten, jedenfalls aber der zumeist in den Vordergrund gerückte Punkt dieser Politik war die Erhebung der magyarischen Sprache zur alleinigen Sprache im Umfange aller ungarischen Kronländer, eine Maßregel, durch die man die eben diesen Kronländern abgehende innere compacte Einheit zu ersetzen und die Widerstandsfähigkeit des gesammten Reichs zu erhöhen und zu sichern gedachte. In der That auch hatte der Landtag von 1843 Beschlüsse gefaßt, durch welche die Verwirklichung dieser Politik angebahnt werden sollte. Jedoch schon die ersten Früchte dieser Beschlüsse waren blutiger Natur gewesen. Die kroatisch-nationale und die magyarisch-nationale Partei in Agram waren bei Gelegenheit der nächsten Restauration des Magistrats aneinandergerathen, und der Banus Graf Haller hatte unter die Massen feuern lassen. Wie vorauszusehen, vermochte dieser Vorfall, vereint mit der Strenge, mit welcher die Comitate auf die auf Einführung der magyarischen

Sprache sich beziehenden, vom Könige sanctionirten Gesetze drangen, die nationale Erbitterung der im Umfange Ungarns wohnenden Slawen, insbesondere aber der Kroaten, Slawonier und der Serben in Syrmien, in der Batschka und im Banate nur zu steigern, eine Erbitterung, die, wie man glaubte, von dem Cabinete zu Wien nicht ungern gesehen wurde, während die herrschende Partei, sich auf die Sanction stützend, ihrer wenig achten zu dürfen glaubte. Obschon die vier Jahre später erfolgenden Wahlen zu einem neuen Landtage der Magyarenpartei die Überzeugung beibringen mußten, wie die nationale Opposition der Südslawen mittlerweile soweit erstarkt wäre, daß sie selbst eine nicht geringe Anzahl ihrer Candidaten durchzusetzen vermocht, so war sie doch so wenig gewillt ihre Sprachpolitik auch nur einigermaßen zu modificiren, daß sie einen Gesetzentwurf von acht Paragraphen einbrachte, nach welchem sowol die gesetzgebende als auch die Staatsverwaltungs- und anderweitige Amtssprache, ferner die Sprache des öffentlichen Unterrichts und der kirchlichen Amtsführung einzig und allein die magyarische sein sollte. Nur die drei, von Serben bewohnten slawonischen Comitate und Kroatien sollten sich einstweilen noch in ihren innern Angelegenheiten der lateinischen (sie beanspruchten den Gebrauch der Landessprachen in diesem Punkte) bedienen dürfen, in der Correspondenz jedoch mit den höhern Behörden oder magyarischen Beamten die magyarische anzuwenden verpflichtet sein. Die Bemühungen von Seite der nationalgesinnten südslawischen Ablegaten, diesen Gesetzvorschlag zu hintertreiben, oder doch wenigstens zu mäßigen, waren den durchgreifenden Reden Ludwig Kossuth's, des Ablegaten von Pesth, gegenüber machtlos geblieben. Solche Verhältnisse aber mußten die Gemüther der Kroaten entflammen, und den Serben das glückliche Loos ihrer überdonauischen Stammesbrüder um so neidenswerther erscheinen lassen.

Der Ausbruch der Bewegung.

So standen die Dinge, als in den Straßen von Wien die Ereignisse des März 1848 stattfanden. Die Kunde von diesen Ereignissen schien auf dem Landtage zu Presburg dem erbitterten und unglückseligen Kampfe völlig ein Ende machen zu wollen. Einen Augenblick schien es, als wolle man nun, da ganz Östreich zu einem constitutionellen Staate erklärt worden, den bisher verfolgten Plan, Ungarn zu einem sprachlich compacten Lande umzuwandeln, aufgeben, und aus den südslawischen Gegenden strömten Zustimmungs- und Anerkennungsadressen dem Landtage zu. Doch kam es sehr bald anders. Die Vorkämpfer der magyarischen Politik hatten sich mit den Ideen derselben zu vertraut gemacht, als daß sie sich hätten entschließen können, so schnell und so leicht ihr zu entsagen, und adoptirten sie als maßgebend auch für ihr weiteres Handeln, wenn auch nicht mehr als Bollwerk gegen das Metternich'sche Cabinet, so doch um der projectirten durchgreifenden Einheit des Reichs willen. Dieses Verharren aber ist auf die nachmalige Wendung der Dinge in Östreich von weit nachhaltigerm Einflusse gewesen, als man vielleicht zuzugestehen geneigt sein möchte. „Anerkennung der Slawen als mit den Magyaren gleichberechtigte Nation im Umfange der ganzen Krone Ungarns" war die Erwartung, in der sich alle Elemente der südslawischen Bevölkerung von der östlichen Grenze des Banats bis zur westlichsten Kroatiens einigten, und deren Sanction man in Kroatien und Slawonien, sowie in den Städten der Batschka und des Banats von dem, unterdessen zu Wien ernannten ungarischen Ministerium jeden Augenblick proclamiren zu hören hoffte. In der unzweifelhaften Voraussetzung dieser Sanction faßten sogar die Städte Poschega, Neusatz, Karlowitz, Semlin und Pantschevo den Beschluß, die Landessprache unverzüglich in ihren öffentlichen Angelegenheiten einzuführen und Deputationen in diesem Sinne an das ungarische Ministerium zu entsenden. Das Ministerium ließ diesen Manifestationen gegenüber nicht undeutlich merken, daß es auf die sprachlichen Ansprüche der Kroaten sowol als der Serben in diesem Augenblicke keine Rücksicht zu nehmen geneigt sei, und Ludwig Kossuth, damals Finanzminister, gab der Deputation der Stadt Neusatz, nachdem diese dem Landtage i

Adresse mit 17 Punkten, darunter auch der der nationalen Anerkennung, in einer Audienz in seinem Cabinete unumwunden zu verstehen, das Interesse der Krone erheische es, daß im Umfange Ungarns keine andere Nation als die magyarische officiell bestehe, und man werde das Bestreben jedes andern Stammes, sich die Rechte einer Nation anzumaßen, durch das Schwert niederzuhalten wissen.

Mit der Rückkehr der neusatzer Deputation in die Batschka datirt der Anfang der südslawischen Bewegung in Südungarn. Die rasch und entschieden auftretende Erhebung in Kroatien, das, ohne erst lange Unterhandlungen zu pflegen, und sich auf den Titel eines ohnehin seit einem Jahrtausende bestehenden Königreichs stützend, rund heraus seine völlige Lossagung vom ungarischen Kronverbande und seine unmittelbare Einreihung unter die Staaten der östreichischen Kaiserkrone in den Vordergrund stellte, mußte ihr ebenso zum Sporne als zum Rückhalte dienen. Zum Sporne, da es sich zeigte, wie das entschiedene Auftreten der Kroaten die ungarische Regierung veranlaßt habe, wiewol zu spät, versöhnliche Schritte zu thun; zum Rückhalt, weil es sich voraussehen ließ, daß die Rüstungen, die Kroatien in so großem Maßstabe vornahm, nicht ohne moralische Rückwirkung, wol auch thätigen Beistand für die östreichischen Serben bleiben konnten. Man nahm daher um so mehr in der Batschka und im Banate den Charakter des offenen Aufstandes an, als die ungarische Regierung, anstatt auch von dieser Seite versöhnende Schritte zu thun, sich zu nichts Anderm herbeiließ, als was man unter Östreich längst besessen, nämlich zur Gestattung eines Congresses behufs der Ordnung kirchlicher Angelegenheiten, und jeden Widerstandsversuch mit blutiger Faust niederzudrücken drohte. Die magyarische Tricolore, die man bisher in der Hoffnung auf Anerkennung seitens der ungarischen Regierung aufgepflanzt hatte, wurde nun allenthalben herabgerissen und die blau-roth-weiße serbische ausgesteckt. Die seit einiger Zeit in magyarischer Sprache geführten Kirchenbücher wurden zu St.-Tomas und Betsche auf offener Straße verbrannt, und die Gewaltthätigkeiten gegen Magyaren und magyarisch Gesinnte nahmen ihren Anfang, als deren blutigster wol der zu Kikinda am 12. (24.) April zu nennen ist. Dieser Gewaltthat gegenüber, die dem Senator dieser Stadt, Jsakowitsch, das Leben kostete, entsandte die ungarische Regierung einen der begütertsten Serben, Peter von Tschernoewitsch, einen Abkömmling Arseniu' III., als bevollmächtigten Commissar in die südlichen Districte, und Dieser ermangelte nicht, dieselben alsbald in den Kriegszustand zu erklären. Im Angesichte der Ereignisse erinnerte man sich in Karlowitz und Neusatz der von dem östreichischen Hofe in den Jahren 1690 und 1691 erhaltenen Freibriefe, und hielt den Augenblick für gekommen, die darin ausgesprochenen Rechte und Freiheiten endlich einmal zur Verwirklichung zu bringen. Der Standpunkt, auf den man sich dabei stellte, war der, daß, sobald der eine Theil sein Wort nicht gehalten habe, der andere gleichfalls aller Verpflichtung enthoben sei und ihn nichts hindere, neue Verpflichtungen gegen neue Zugeständnisse zu übernehmen. Das aber, wofür man von nun an eine Verpflichtung zu übernehmen gesonnen sei, müsse vor allem Andern die Anerkennung der südslawischen, bezüglich serbischen Nationalität, eine nationale Verwaltung mit einem frei zu wählenden Wojwoden an der Spitze, und die Wiederherstellung des Patriarchats sein. Um jedoch dies durchzusetzen, war es vor allem nöthig, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und die in einzelnen Emeuten sich abnutzende Erhebung einer einheitlichen Leitung unterzuordnen. Den Anfang hierzu sollte eine Volksversammlung bilden, die denn auch der Metropolit von Karlowitz, in welchem das Volk immer noch nicht nur das kirchliche, sondern auch als im Nachfolger des Patriarchen gewissermaßen das politische Oberhaupt zu erkennen gewohnt war, wiewol nicht ohne Bedenken, auf den 1. (13.) Mai nach Neusatz ausschrieb. In der That auch konnte ein solcher Schritt kaum mehr länger aufgeschoben werden. Während Tschernoewitsch, nicht Magyar genug, um gegen die eigenen Stammesgenossen alle ihm zu Gebote stehenden Gewaltmittel in Anwendung zu bringen, und nicht genug Serbe, um mit magyarischen Partei, der er übrigens seiner Erziehung nach angehörte, zu bre-

chen, zwischen halben Concessionen und ungenügenden Transactionen herumschwankte, war General Hrabowski, Commandant von Peterwardein, ein der ungarischen Regierung vollkommen ergebener alter Krieger, neben ihm als Regierungscommissar aufgetreten, und hatte nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß er in Erfüllung seiner Aufgabe nichts zu schonen gesonnen sei. Zudem ließ die Gährung unter den Grenzern über das königliche Decret, das sie unbedingt der ungarischen Regierung unterordnete, nicht ohne Grund einen selbständigen Aufstand in der Grenze, und somit eine sehr bedenkliche Zersplitterung der Kräfte befürchten, über die man zu verfügen gedachte. Tschernoewitsch, so unentschieden er auch auf seinem Posten stand, dachte wenigstens den Zusammentritt dieser Versammlung hinhalten zu müssen, und erklärte deshalb Neusatz in Belagerungszustand, ein Ausweg, der indessen nicht zum Ziele führte, da der Patriarch die Skupschtina alsbald nach Karlowitz verlegte. Der 1. (13.) Mai, ein Sonntag, sah denn auch wirklich hier auf dem Platze vor der erzbischöflichen Residenz, ebenso in dem geräumigen Hofe der letztern die Abgeordneten aller serbischen Gemeinden Kroatiens, Slawoniens und Syrmiens, der Batschka und des Banats, und mit ihnen viele Tausende von Landleuten, Grenzsoldaten, Offizieren, serbischen Kaufleuten, sowie von Gästen aus dem jenseitigen Serbien versammelt. Der Patriarch, umgeben von den Äbten der syrmischen und andern griechischen Klöster, erinnerte das Volk an den Glanz verflossener Tage, zeigte ihm die Freibriefe von 1690 und 1691 und ließ diese dann durch einen der Äbte laut verlesen und erklären. „Das serbische Volk", erzählt einer der Äbte in einer über diese Versammlung abgefaßten Flugschrift, „wußte in dieser Stunde sehr wohl, daß es nun durch nichts mehr an den Hof von Östreich gebunden sei. Es erkannte aber auch, daß es ebenso wenig zu der neuen Regierung von Ungarn in irgend eine Beziehung treten könne, da auch diese es verweigert hat, den unveräußerlichen Rechten des Volks Anerkennung werden zu lassen. Es war also in der Lage, seine Rechte vorerst thatsächlich ins Leben zu rufen, und dann deren Bestand durch die Anerkennung von Seite irgend einer Macht zu sichern. Die Macht, an die es, von Ungarn abgewiesen, sich zunächst wenden mußte, war Östreich. Weigerte sich auch dieses, seine eigenen Freibriefe anzuerkennen, so konnte das serbische Volk nichts Anderes thun, als sich durch eigene Kraft Recht erwirken."

Das Erste, was nun in dieser Versammlung zur Erledigung kam, war die Wahl eines Patriarchen und eines Wojwoden. Als Erstern proclamirte man den bisherigen Metropoliten Josip Rajatschitsch, und zum Wojwoden erwählte man aus einer Reihe in Vorschlag gebrachter, dem griechisch-nichtunirten Ritus angehöriger Offiziere den Obersten des oguliner Regiments, Stephan Schuplikatz, einen seiner nationalen Sympathien halber sehr beliebten, geborenen Grenzer. Derselbe, ein langgedienter Offizier, befand sich damals mit seinem Regimente in Italien, und hatte, nachdem die kroatische Grenze im Frieden von 1810 an Frankreich gekommen, im französischen Heere gestanden, und sich als Adjutant des Marschalls Marmont im russischen Feldzuge das Kreuz der Ehrenlegion erworben. Am folgenden Tage, nach vorhergegangenem Gottesdienste, faßte die Versammlung die in dem folgenden Protokolle niedergelegten Beschlüsse: „Die serbische Nation hat bei Anlaß der Eröffnung ihrer Nationalversammlung unter dem Vorsitze des eigens für diesen Zweck gewählten Obmanns, Sr. Excellenz des Herrn Josip Rajatschitsch, Erzbischofs von Karlowitz und Metropoliten, in schmerzvoller Erinnerung des Unrechts, das ihr durch die, allen, mit dem Hause Östreich als dem machthabenden in Ungarn und in den mit diesem vereinten Königreichen, abgeschlossenen Verträgen zuwiderlaufende Abschaffung der Würden und des Amts des Wojwoden als Oberhaupts der serbischen Nation, dann der Würde des Patriarchen als kirchlichen Oberhaupts der in Östreich wohnenden Serben, zugefügt worden, die Wiedereinsetzung eines Oberhaupts für die politische Verwaltung für nothwendig, sowie auch die Wiederbekleidung ihres Metropoliten mit der althergebrachten Patriarchenwürde für zweckmäßig erkannt, und deshalb 1) dieses ihr Recht verkündet, und hierauf Se. Excellenz den Metropoliten und Erzbischof

Josip Rajatschitsch zum serbischen Patriarchen, und den Obersten des oguliner Regiments, Stephan Schuplikatz, zum Wojwoden einmüthig erwählt und ausgerufen."

Am folgenden Tage, einem Sonntage, am Tage Athanasius' des heiligen Patriarchen, feierte zum ersten male seit Arsenius Tschernoewitsch ein Patriarch die Liturgie in der Kathedrale von Karlowitz. Noch einmal kam hierauf die Versammlung am 3. (15.) Mai zusammen und faßte folgende Beschlüsse: „In Anbetracht, daß keine Nation ihrem Berufe nachzukommen und die ihr eigenthümlichen Fähigkeiten und Kräfte zu entwickeln und zur Anerkennung zu bringen im Stande sei, solange nicht alle Schranken, welche dieser Entwickelung und der naturgemäßen Erfüllung der Pflicht des Fortschritts und der Vervollkommnung im Wege stehen, und alle Fesseln, welche sie als eine Nation, die ihre eigene Sprache, ihre Geschichte, Vergangenheit und Zukunft hat, daran behindern, beseitigt sind, erklärt sich 2) die serbische Nation für eine politisch freie und selbständige unter dem Hause Östreich und der gemeinschaftlichen Krone Ungarns. In Hinweisung auf die von der serbischen Nation mit dem Hause Östreich und der Krone Ungarns abgeschlossenen Verträge; in Dafürhaltung, daß die durch dieselben der Nation zugesicherten Rechte ohne Verletzung der Verträge nicht aufgehoben werden können; in der Überzeugung, daß es für den Bestand und Befestigung des Throns keine größere Garantie gebe, als die Liebe und Anhänglichkeit des Volks; und in Anbetracht, daß diese nur durch die Erfüllung der der Nation geleisteten Verheißung, sowie durch die dem Zeitgeiste gemäße Erweiterung der Freiheiten erhalten werden könne: ist es der Wunsch der serbischen Nation, daß 3) Syrmien mit der Grenze, die Baranya, die Batschka mit dem Betscheer- und Tschaikistendistricte, endlich das Banat mit seinem Grenzgebiete und dem Districte von Kikinda als eine serbische Wojwodschaft erklärt werden. In Anbetracht, daß, sowie kein Körper im Stande ist, sich seiner natürlichen Bestimmung gemäß zu entwickeln, wenn seine Theile voneinander geschieden sind, sowie kein Theil das Wohl, sondern vielmehr eher den Ruin des Ganzen herbeizuführen geeignet ist, wenn er nicht seine natürliche Stellung einnimmt, sich auch keine zersplitterte Nation, sei es materiell, geistig oder politisch zu entwickeln oder genugsam auszubilden vermag, solange sich nicht ihre Theile zu einem Ganzen vereinigt haben, und solange sie nicht auf Grundlage der Freiheit und vollständigen Gleichberechtigung eine staatliche Gesammtheit bilden: erwartet man 4) den politischen Verband mit dem dreieinigen Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien mit dem Beisatze, daß die Bedingungen dieses Verbandes auf der oben ausgesprochenen Grundlage ausgearbeitet und verwirklicht werden sollen. In Anerkennung der Nothwendigkeit, daß nach dem ausgesprochenen Grundsatze der Freiheit, Unabhängigkeit und des Verbandes der serbischen Woiwodschaft mit dem dreieinigen Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien unter der Krone Ungarns die wechselseitigen Beziehungen geregelt werden müssen, ernennt die Nationalversammlung 5) einen Odbor (Comité), und bevollmächtigt ihn die Regelung jener Beziehungen vorzunehmen und die diesfälligen Vorschläge der Nationalversammlung zur Bestätigung vorzulegen, ferner über alles zur Förderung des obengenannten Zweckes Nützliche und Nothwendige zu verfügen, je nach Bedürfniß und Umständen die Nationalversammlung jederzeit einzuberufen, endlich einige Individuen aus seiner Mitte als permanenten Ausschuß niederzusetzen, der sich fortwährend hier (in Karlowitz) zu befinden, die Wünsche und Beschwerden der Nation entgegenzunehmen und zur Vorlage für die Nationalversammlung zu ordnen haben wird. Geleitet von aufrichtiger Liebe zu dem Volke der Rumänen und Theil nehmend an jedem Fortschritte derselben in Entwickelung ihrer Nationalität, sowie von dem Wunsche durchdrungen, daß es auch ihnen gelinge, sich als Nation zu einigen und den übrigen Nationen anzureihen, hält es die Nationalversammlung der Serben für ihre Pflicht, dieselben in treuer und aufrichtiger Brüderlichkeit in ihrer nationalen Wiedergeburt zu unterstützen, und bittet, in der Hoffnung, daß die Rumänen den Serben ein Gleiches angedeihen lassen, den König: daß 6) die nationale Selbständigkeit der Rumänen im Geiste der nationalen Freiheit und Gleich-

heit ausgesprochen werde. In Betracht, daß dem Odbor die Macht eingeräumt ist, nach Zeitumständen die Nationalversammlung einzuberufen, wird beschlossen: daß 7) der für den 15. Mai dieses Jahres ausgeschriebene Nationalcongreß nicht beschickt werde. In Anbetracht, daß die serbische Nation mit ihrem Nationalvermögen nach ihrem eigenen Gutdünken verfügen könne, und in Anbetracht, daß die Angelegenheiten der Nation ohne Kostenaufwand nicht verwaltet werden können, bestimmt die Nation: daß 8) der obgenannte Odbor, die Vollmacht haben soll, im Einvernehmen mit Sr. Heiligkeit dem serbischen Patriarchen und den Mitbeschließern des Nationalfonds die erfoderlichen Gelder aus der Nationalkasse zu erheben, ebenso daß seiner Zeit der Nationalversammlung Rechenschaft abgelegt, und die Ausgaben nur auf die nothwendigsten und das Wohl des gesammten Volks fördernden Zwecke verwendet werden. In Anbetracht, daß es der Wunsch der Nation ist, diese unsere Beschlüsse baldmöglichst ausgeführt und verwirklicht zu sehen, wird 9) der Odbor ermächtigt: im Einvernehmen mit Sr. Heiligkeit dem Patriarchen eine Deputation aus der Mitte der gesammten Nation zu ernennen, welche diese Wünsche Sr. Majestät dem Könige unterbreiten und zur Kenntniß der kroatischen Landescongregation bringen wird. In Betracht der uns von unsern slawischen Brüdern zugekommenen Einladung zur Theilnahme an dem in Prag abzuhaltenden allgemeinen Congreß der in Östreich lebenden Slawen behufs der Verständigung über die uns allgemeinen Interessen, wird endlich 10) derselbe Odbor ermächtigt: Abgeordnete aus der Mitte unserer Nation zu diesem Congresse zu ernennen, welche die Interessen unsers Volks bei demselben zu vertreten haben werden."

Die Mitglieder des Glavni Odbor (Hauptcomité) wurden noch an demselben Tage bezeichnet, und die Volksversammlung ging auseinander, um den Anordnungen entgegenzusehen, welche man zur Durchführung der gefaßten Beschlüsse treffen würde. Die Schilderhebung trat in das Stadium der Organisation. Gleich am folgenden Tage nahm der Glavni Odbor unter dem Vorsitze des Präsidenten die Geschäfte in Angriff. Vor allem Andern wurden die 15 Mitglieder gewählt, die den beschlossenen engern Ausschuß zu bilden hatten, und die Deputation ernannt, die sich nach Wien begeben sollte, um die Sanction des Protokolls zu erwirken, sowie jene, die bei dem auf Ende Mai für Prag ausgeschriebenen Slawencongresse die serbische Nation zu vertreten hatte. An der ersten Deputation sollten sich, den Patriarchen an der Spitze, alle Bischöfe, Klöster, Gemeinden und Grenzregimenter betheiligen, an der Spitze der andern der Abt Nikanor Gruitsch und der Erzpriester von Neusatz, Pawle Stamatowitsch, stehen.

Im Angesichte dieses Ereignisses beschränkte sich die ungarische Regierung, von dem Aufschwunge, den mittlerweile die Bewegung in Kroatien unter der Leitung des neuerwählten und vom Hofe bereits bestätigten Banus Joseph von Jellatschitsch erlangt, zu sehr in Anspruch genommen, darauf, die Abhaltung der Versammlung für ungesetzlich zu erklären, eine neue, jedoch blos zur Schlichtung der serbischen Kirchenangelegenheiten bestimmte auf den 15. (27.) Mai nach Temeschwar auszuschreiben, und den Patriarchen aufzufodern, das Volk zur Beschickung dieser Versammlung zu bestimmen. Diese Auffoderung erwiderte der Odbor seinerseits dahin, daß die Skupschtina bereits eine vollendete Thatsache, und das serbische Volk entschlossen sei, die in derselben gefaßten Beschlüsse in jedem Falle aufrecht zu erhalten. Eine schriftliche Auffoderung des Regierungscommissars Tschernoewitsch, in welcher dieser den Patriarchen zu bestimmen suchte, daß derselbe dem angenommenen Patriarchentitel wieder entsage, und sich überhaupt jeder weitern Betheiligung an der Bewegung enthalte, legte der Odbor einfach zur Seite.

Die ersten Rüstungen bis zum Waffenstillstande vom 12. (24.) Juni.

Die Abreise der beiden Deputationen von Karlowitz war für die jüngern und entschiedener vorwärtsstrebenden Elemente des Odbor eine mehrfach erwünschte Thatsache, und mit ihr trat die Bewegung in ein neues Stadium. Der Patriarch, wie-

wol der Sache der Nation ergeben, hatte immer noch den Weg der Vereinbarung jedem andern vorgezogen und auf eine friedliche Lösung der sich immer mehr verwickelnden Dinge im südlichen Ungarn gehofft. Der Kriegsruf, die Aushebung neuer Bataillone und die Bildung zahlreicher Freischaren unter der Ägide und auf Anlaß des Banus in Kroatien hatten ihn von seinem Wege nicht abzubringen vermocht. Und so empfahl er denn am Tage seines Abschieds von Karlowitz dem Odbor, sich jedes wesentlichen Beschlusses und überhaupt jeder eingreifenden Maßregel zu enthalten, bis daß er vom Hofe zurückgekehrt, oder wenigstens officielle Nachrichten von ihm über den Erfolg der Deputation eingelaufen sein würden. Der junge Mann indessen, den der Odbor für die Dauer der Abwesenheit des Patriarchen zu seinem Vorsitzenden gewählt hatte, war wenig geneigt, dieser Ermahnung Folge zu leisten und der Entwickelung der Dinge zuzusehen. Einer begüterten Familie in der Batschka entsprossen, die ihre Abkunft von einem der selbständigen Wojwoden des 14. Jahrhunderts herleitete, hatte Stratimirowitsch früher als Offizier bei einem östreichischen Husarenregimente gedient, und, nachdem er wegen der Entführung einer jungen Dame aus einer angesehenen Familie, mit der er sich nachmals vermählte, den Dienst quittirt hatte, sich in der Batschka niedergelassen, um daselbst der Landwirthschaft und politischen Studien zu leben. Den Sympathien, die er hier für die südslawische Nationalsache kundgab, sowie seinen raschen, aufstrebenden Talenten hatte er die Wahl zu danken, die am 6. (18.) Mai auf ihn fiel. Die entschiedenern Elemente säumten nicht, sobald dieser junge Mann den Vorsitz angetreten, ihre Thätigkeit zu entfalten. Zunächst, und um einen geregelten Zusammenhang in die Bewegung zu bringen, wurden in den Städten und Dörfern Unterodbors eingesetzt, die ihre Weisungen von dem Hauptodbor zu Karlowitz, der nun den Titel einer „Provisorischen Regierung der serbischen Woiwodschaft" annahm, zu empfangen hatten. Hierauf wurden die deutschen Colonisten in der Batschka und im Banate in einer vom 10. (22.) Mai datirten Proclamation aufgefodert, sich in dem bevorstehenden Kampfe gegen die herrschsüchtigen Magyaren neutral zu verhalten, und ihnen dagegen die Versicherung gegeben, daß sie sodann als völlig Unbetheiligte von allen jenen Schreckniſſen nichts zu erfahren haben sollten, mit deren Vorspiegelung die Emissare der ungarischen Regierung sie gegen das serbische Volk aufzustacheln suchten. Für den Fall eines von welcher Seite immer beabsichtigten bewaffneten Einschreitens wurde ein Vertheidigungsplan entworfen und zur Organisation der kampffähigen Kräfte geschritten. Die ungarische Regierung ihrerseits konnte Diesem nicht ruhig zusehen, und ertheilte dem General Hrabowski, dem auch mittlerweile der Auftrag geworden, den Banus von Kroatien zu bewachen, den gemessenen Befehl, den Aufstand, solange dies noch im Keime geschehen könnte, mit bewaffneter Hand zu unterdrücken. Tschernoewitsch wurde abberufen, und Sabas Vukowitsch (der nachmalige Justizminister Kossuth's) an seiner Statt mit ausgedehnten Vollmachten an die untere Donau gesandt. Mit dem Auftreten dieses Mannes, der zwar seiner Abkunft und seinem Glaubensbekenntnisse nach ebenfalls Serbe war, jedoch seiner politischen Gesinnung nach entschieden zu den magyarischen Principien hielt, hörten die friedlichen Vermittelungsversuche auf und die Blutgerichte nahmen ihren Anfang. Fürs erste wurde die serbische Zeitung aus Belgrad, sowie überhaupt jede slawische Zeitung bei Todesstrafe verboten. Hierauf ward die serbische Bevölkerung allerorten entwaffnet, und die magyarische Einwohnerschaft von Jarkowatz, Zenta, Halasch, Melykut, Theresiopel, Tscherwenka und Verbas aufgeboten, um alle serbischer Sympathien verdächtigen Personen den Standgerichten zu überliefern. Zudem wurde von Seite der Regierung die Zusammenziehung eines bewaffneten Corps bei Szegedin angeordnet, und an die Comitate Arad, Tschanad, Temeschwar, Batschka, Krasso und Torontal, sowie die königlichen Freistädte dieser Comitate die Aufforderung erlassen, ihre Nationalgarden zu diesem Corps zu stellen. Ein Cordon von Futak bis an die Römerschanzen hatte die Aufgabe, die Batschka mitten zu durchschneiden, und so die Communication der Serben

untereinander unmöglich zu machen. Im Angesichte dieser Vorkehrungen wollte auch der Odbor mit der Anordnung seiner Streitkräfte nicht säumen. Die Hauptmacht, auf die er sich stützen konnte, waren jedenfalls die Grenzer. Um jedoch diese zu gewinnen, mußte vorerst ein Schritt geschehen, der es diesen erleichterte, sich über die Pflicht der Subordination gegen ihren commandirenden General hinwegzusetzen. Man entsandte sonach eine Deputation an den General Hrabowski, um diesen durch die Frage: ob er gesonnen sei, die serbische Bevölkerung vor den blutigen Maßnahmen der ungarischen Regierungscommissare solange zu schützen, bis dem Patriarchen die Entscheidung des Königs geworden sein werde, zu einer Antwort zu vermögen, durch die er sich entweder neutral oder als einen offenen Gegner der serbischen Sache erklären mußte.

Am 29. Mai (10. Juni) erschien diese Deputation bei dem General. Die Erklärung aber, die dieser, sich stützend auf den Befehl des Kaisers, der ihn der ungarischen Regierung untergeordnet, abgab, war so wenig überlegt und so entschieden antiserbisch ausgefallen, daß der Odbor nicht nur noch am selben Tage beschloß, gegen den General beim Kaiser Klage zu führen, weil er es sich herausgenommen habe, der serbischen Nation jede Berechtigung zum anerkannten Bestande als solche abzusprechen, ehe der Kaiser selbst noch entschieden, sondern auch zur Stelle eine Proclamation an alle Serben, die Grenzer mitinbegriffen, erließ, in welcher er die Antwort des Generals zur öffentlichen Kenntniß brachte und alle Waffenfähigen aufforderte, sich mit Waffen und Schanzwerkzeugen bei Karlowitz, Perlas und den Römerschanzen zu versammeln. „Auf solche Weise lohnt Euch ein General des Kaisers das Blut", hieß es in dieser Proclamation, „das ihr für den Thron Östreichs in Frankreich, Schlesien, Preußen und Rußland vergossen habt und zur Stunde noch in Italien vergießt! Brüder, Serben! Der Deutsche, der Czeche, der Mährer, der Pole, der Tiroler und Krainer, der Steirer und Kärntner, der Schlesier und Lecke, der Italiener, der Magyar und Siebenbürger, Alle haben einen Namen auf der Karte von Östreich und im Gesetzbuche Ungarns gefunden! Nur für euch, armseliges Serbenvolk, nicht einmal dies! Das also soll dein Loos sein? Das also der Gewinn, den dir das goldene Zeitalter aller Nationen, das 19. Jahrhundert, gebracht hat?" Die Wirkung dieses Aufrufs konnte nicht ausbleiben. Zwei Tage früher schon war ein, etwa 800 Mann starker Haufe syrmischen Landsturms unter Anführung des einstigen Grenzoffiziers Joannowitsch des Ältern bei Titel über die Donau gegangen, und hatte mit Beistand der Tschaikisten acht Kanonen in Beschlag genommen. Diesem entschlossenen Freischarenführer wurde nun der Auftrag zu Theil, die Tschaikisten in ihrem Bezirke zu insurgiren und, bekleidet mit dem Range eines Nationaloberſten, eine feste Stellung an den Römerschanzen einzunehmen. Mit einem gleichen Auftrage wurde der ehemalige Grenzoffizier Drakulitsch in die Gegend von Pantschevo gesandt. Er sollte bei Perlas ein Lager beziehen. Zu demselben Zwecke gingen Koitsch und Stanimirowitsch nach Weißkirchen. Um Karlowitz selbst standen nach 24 Stunden bei 2000 Mann Landsturm, Freischärler und jenseitige Serben, die, angelockt von den kriegerischen Vorbereitungen, schon vor längerer Zeit herübergekommen waren. Hrabowski seinerseits beschloß diesem Treiben ein Ziel zu setzen, und rückte am Morgen des 31. Mai (12. Juni) aus der Festung Peterwardein gegen das nur wenige Tausend Schritte außer dem Fortificationsrayon gelegene Karlowitz, um den Odbor mit bewaffneter Hand auseinanderzusprengen. So unvorbereitet aber auch dieser Überfall den Odbor traf, so mußte doch der General, nachdem er die Stadt von den Anhöhen herab eine Zeit lang beschossen, umgangen vom syrmischen Landsturme und in der Gefahr von der Festung abgeschnitten zu werden, nach einem kurzen Kampfe sein Vorhaben aufgeben. Nichtsdestoweniger hatte der Odbor schon den Entschluß gefaßt, eine so gefährliche Stellung wie die in der Nähe einer wohlbesetzten Festung zu verlassen, die Gelder und Archive nach Belgrad in Sicherheit zu bringen, und sich sodann in einer andern Stadt niederzulassen, als die Nachricht einlief, der Tschaikistencommandant von Semlin habe dem

General den Gehorsam gekündigt und sich dem Odbor zur Verfügung gestellt. Der Zuzug von Kräften ging nun rasch von statten. Am 3. (15.) Juni wandte sich Stratimirowitsch, dem der Odbor das oberste Commando über die zu bildenden Heeresmassen übertragen, nach Titel, entsetzte hier den Commandanten der Donauflotille und nahm das Arsenal mit dem gesammten Munitionsvorräthen in Beschlag. Eine Proclamation, in welcher der General den abgefallenen Grenzern gegen unverzügliche Rückkehr unter sein Commando vollständige Amnestie verhieß, fand den ganzen Tschaikistendistrict und das peterwardeiner Regiment in den Reihen der Insurrection. Unter der Leitung des Grenzfeldwebels Bosnitsch, den der Odbor zum Hauptmann ernannt hatte, erhoben sich zugleich die Erdwälle von St.-Tomas, während Surdutschki die Waffenfähigen der Batschka organisirte und in den Ebenen von Kamenitz und Alibunar sich neue Lager zusammenzogen. Die Streitkräfte des Odbor beliefen sich nach kaum zwei Wochen auf 15000 Mann mit 40 Geschützen. Mitten unter diese Rüstungen fielen die Nachrichten von dem Schicksale des Slawencongresses zu Prag, von der Suspension des Banus am 29. Mai (10. Juni) und von der wiederholten Unterordnung der Militärgrenze unter die ungarische Regierung, indessen Nachrichten vom Erfolge der an den Kaiser abgesandten Deputation länger, als man vermuthete, ausblieben. Dies, sowie das Bedürfniß sowol serbischer- als ungarischerseits, für die Zusammenziehung der Streitkräfte Zeit zu gewinnen, führte zwischen den Odbor und dem General zum Abschluß eines 10tägigen Waffenstillstandes vom 12. (24.) Juni bis 22. Juni (4. Juli), ohne daß jedoch der Odbor dadurch behindert werden sollte, die Leitung der Angelegenheiten interimistisch in Händen zu behalten.

Die ersten Kämpfe bis zur Besetzung von Pantschevo.

Die Häupter zu Karlowitz und zu Peterwardein hatten die Waffenstillstandsdocumente zwar ausgetauscht: der entfesselten Kampfeslust und Parteiwuth, die nun einmal zwischen Serben und Magyaren entbrannt war, vermochte dies keine Zügel anzulegen. Blutige Auftritte zu Neusatz (bei Gelegenheit der Wahl des Abgeordneten dieser Stadt zu dem auf den 2. Juli nach Pesth ausgeschriebenen Landtage, die der magyarischgesinnte Theil der Bevölkerung abhalten, der serbische jedoch nicht dulden wollte), erbitterte Gefechte zwischen den beiderseitigen Streifcolonnen an den Römerschanzen, Entwaffnung, Plünderung, Brandschatzung serbischer Ortschaften durch magyarische Streifzügler und magyarischer durch serbische folgten einander auf dem Fuße, ohne daß das Eine der General, das Andere der Odbor hätte verhindern können. Da langte, noch ehe der schlecht gehaltene Waffenstillstand abgelaufen war, die Kunde von der Aufnahme an, die der Deputation und dem Patriarchen von Seite des Kaisers geworden, der sich, den Maiereignissen von Wien ausweichend, mittlerweile nach Innsbruck zurückgezogen hatte.

„Ich kann die Wahlen und Beschlüsse eines ungesetzlichen Comité", hatte der Kaiser, der die Deputation als eine von einem zur ungarischen Krone gehörigen Districte ausgehende in Gegenwart des ungarischen Ministers Grafen Esterhazy empfing, geantwortet, „welche von mehren meiner griechisch-nichtunirten Unterthanen in Karlowitz unter einem Zusammenfluß von Fremdlingen aus Serbien gegen das Declaratorium von 1799 gefaßt wurden, nicht bestätigen. Ich bin bereit, alle legalen, auf gesetzmäßigem Wege unterbreiteten Wünsche meiner griechisch-nichtunirten Unterthanen zu erfüllen. Der ungarische Landtag und das ungarische Ministerium, sowie euer gesetzmäßiger Nationalcongreß sind die Organe, durch welche ihr mir eure Wünsche zu unterbreiten habt. Die geäußerten Gefühle der Treue und Anhänglichkeit nehme ich mit Dankbarkeit auf."

„Ich muß offen sagen", war die Ansprache, welche der Kaiser gegen den Banus von Kroatien richtete, der gleichzeitig mit der serbischen Deputation gekommen war, um dem Rufe, zur Rechtfertigung seines Vorgehens in Kroatien in Innsbruck zu erscheinen, nachzukommen, „daß Ihr Widerstreben gegen meine Befehle

mich tief verletzte. Ich habe deshalb den Baron Hrabowski zur Untersuchung ausgesandt. Doch wünsche ich selbst noch eine Ausgleichung, wozu mein ungarisches Ministerium meinen Oheim, den Erzherzog Johann, vorgeschlagen hat. Benutzen Sie Diesen zu der von mir beschlossenen Aufrechthaltung des Bandes zwischen Ungarn und Kroatien."

Keine dieser Antworten vermochte den Erwartungen, denen man sich in Karlowitz hingegeben, zu entsprechen. Wiewol die in Innsbruck anwesenden Mitglieder des Hofs den suspendirten Banus mit auffallender Bevorzugung behandelten, so war doch das „Aufrechthalten des Bandes zwischen Ungarn und Kroatien" als Bedingung der friedlichen Ausgleichung aufgestellt worden. Der Deputation der Serben gegenüber war aber nicht nur die entschiedene Misbilligung der Vorgänge vom 1. (13.) und 3. (15.) Mai ausgesprochen, sie selbst mit ihrer Angelegenheit an ihren Gegner, sondern auch der Name „Serben" mit wohlbedachter Absichtlichkeit umgangen und durch die Bezeichnung „griechisch-nichtunirte Unterthanen" ersetzt worden.

Gleichzeitig mit der Kunde von diesen Antworten (die nicht der Patriarch selbst, sondern ein Brief von ihm gebracht hatte, da er es, man weiß nicht warum, vermieden, sogleich nach Karlowitz zu kommen) langte hier auch die Nachricht von der fulminanten Rede an, in welcher Kossuth das Vaterland in Gefahr erklärt, und den Reichstag zur Votirung von 200000 Mann und einer Anleihe von 42 Millionen behufs der Kriegführung gegen Kroatien und die „raizischen Raubhorden, die eine Nation genannt sein wollten", hingerissen hatte. Dem Odbor blieb hiernach nur die Wahl, da die Appellation an die Regierung des Königs von Ungarn sowol als an jene des Kaisers von Östreich gleich erfolglos gewesen, sich entweder den Befehlen von Innsbruck zu fügen, oder den ausgebrochenen kleinen Krieg zu adoptiren und den Kampf für die Einhaltung der Pergamente von 1690 und 1691 sowie für die Anerkennung der Beschlüsse vom 1. (13.) und 3. (15.) Mai selbst fortzusetzen. Man wählte das Letztere. Die zusammengebrachte bewaffnete Menge wurde in Corps abgetheilt, das Commando über die einzelnen Abtheilungen in die Hände neuernannter Offiziere gelegt, und Stratimirowitsch nahm den Titel eines Vrhovni vožd, d. i. obersten Heerführers an, wie ihn seiner Zeit Kara Georg in der Revolution der jenseitigen Serben geführt. Was von magyarischen oder kaiserlich gesinnten Behörden noch bestand, wurde aufgehoben, indem man die Verwaltungszweige unter die hervorragenden Mitglieder des Odbor vertheilte. Der eigentliche Krieg nahm hiermit seinen Anfang. Am 28. Juli (10. Aug.) hatten magyarische Freischaren das Serbendorf Vlikowetz niedergebrannt und den dortigen Notar, einen Anhänger der Serben, erschossen. Am 29. Juli schon zogen 1000 Mann serbischen Landsturms aus dem Lager bei Alibunar gegen Werschetz, um die That zu rächen. Oberst Blomberg, um Werschetz cantonnirend, und Major Graf Esterhazy schlugen sie zurück. 60 Todte und eine Kanone blieben auf dem Platze. Stanimirowitsch und Koitsch wurden gefangen und am 7. (19.) Aug. von Bukowitsch zu Temeschwar dem Strange überliefert. Endlich auch wurde das nahe Weißkirchen von magyarischen Truppen besetzt. Den misslichen moralischen Eindruck dieser Unfälle zu paralysiren, beschloß Stratimirowitsch zunächst seine Aufmerksamkeit dem Banate zuzuwenden. Um jedoch daselbst festen Fuß fassen zu können, mußte vor allem der Besitz von Titel gesichert sein, dem Hauptübergangspunkte aus der bereits insurgirten Batschka und aus Syrmien ins Banat, und dieser Besitz durch die Beherrschung der Theiß und des Franzenskanals, der diesen Strom mit der Donau verbindet, gedeckt werden. Gerade die Mündung dieses Kanals aber in die Theiß unweit Földvar war in den Händen der Magyaren, und Stratimirowitsch beschloß, dieselbe zu nehmen, obschon sich um Szegedin und Theresiopel ein sehr zahlreiches Heer, zum Theil aus ehedem östreichischen Kerntruppen, zum Theil aus ungarischen Freischaren und Garden bestehend, zusammengezogen hatte. Von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, beschlossen die Commandanten dieser Heeresmacht, meist alte, erfahrene östreichische Generale, die Serben aus der einzigen festen Stellung, von der aus dieses Unternehmen gewagt werden konnte, aus

St.-Tomas nämlich, einem wenige Stunden von Földvar entfernten, mit Erdwällen befestigten Markte, zu verdrängen. In der That rückte General Bechtold mit 8000 Mann in der Nacht vom 1. (13.) auf den 2. (14.) Juli gegen St.-Tomas, wo Bosnitsch mit 3000 Mann theils Grenzern, theils Landsturm befehligte, zog sich jedoch, wie es hieß, weil die tolnaer Nationalgarden gleich bei den ersten Kanonensalven ausrissen, alsogleich wieder zurück, sodaß am 5. (17.) Juli Földvar in der Gewalt der Serben war. Fast zu gleicher Zeit gelang es Stratimirowitsch von dem perlaßer Lager aus, wo Drakulitsch mit 5000 Mann und 12 Geschützen stand, dem Husarenobersten E. Kiß, der die Aufgabe hatte, von Betschkerek aus mit 4000 Mann Infanterie und 2000 Mann Reiterei nebst acht Geschützen dieses Lager zu sprengen, ein sieghaftes Treffen bei Etschka zu liefern und ihn nach Betschkerek zurückzudrängen. Die Verbindung mit dem Banate war somit hergestellt. Sollte jedoch auch den wiederholten Gegenerhebungen in diesem Gebiete ein Ende gemacht werden und die Insurrection desselben ungehindert vor sich gehen, so mußte vor allem ein fester Stützpunkt gewonnen werden, und als diesen ersah Stratimirowitsch den Stabsort des Regiments, Pantschevo, eine der wohlhabendsten und volkreichsten Städte an der Donau. General Piret, der hier von Temeschwar aus im Sinne des Generals Hrabowski commandirte, hatte bisher jede Verbindung dieses Orts mit dem Odbor von Karlowitz verhindert. Am 11. (23.) Juli nahm Stratimirowitsch diesen Ort ohne Schwertstreich, entwaffnete den antiserbischen Theil der Einwohner, und setzte anstatt des bisherigen Magistrats einen Odbor mit ausgedehnten Vollmachten ein. Eine Proclamation am folgenden Tage gab den Serben des Banats Kunde von diesem Ereignisse, erklärte alle kaiserlichen oder ungarischen Behörden des Landes für abgesetzt und organisirte die Odbors im südlichen Banate. Auch ward Jedermann, der den alten Behörden gehorsamen oder Proclamationen von der östreichischen oder ungarischen Regierung annehmen würde, als den Kriegsgesetzen verfallen erklärt, und der Befehl über das pantschevo-deliblater Lager in die Hände des Nationaloberſten Bobalitsch gelegt.

Die Rückwirkung auf das Fürstenthum Serbien.

Wie einst die Erhebung der serbischen Raja gegen die islamitischen Machthaber die Theilnahme der diesseitigen Serben, so konnte nun auch die Erhebung der letztern in ihrer doppelten Richtung, einmal nämlich um die Einhaltung der Verheißungen von 1690 und 1691 von Östreich zu erwirken, und dann um den Bestand der eigenen Nationalität gegen den nivellirenden Geist der magyarischen Politik zu behaupten, nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der erstern zu erregen. Zahlreiche Kampflustige, theils einzeln, theils in kleinern oder größern Haufen, mit und ohne Anführer, waren gleich bei der ersten Kunde von den Rüstungen der östreichischen Serben aus Bosnien, Montenegro, Herzegowina, Serbien und Bulgarien herübergekommen, und hatten sich schon bei der Abwehr von Karlowitz gegen die Truppen Hrabowski's betheiligt. Die Kunde von den letzten Siegen zog noch zahlreichere Scharen über die Save und Donau in die Lager von Perlaß, Kamenitz, Alibunar u. s. w. Dieser Betheiligung an einem, wenn auch national innern, doch streng politisch genommen äußern Kampfe konnte die Regierung des Fürstenthums schon wegen der Nachbarlichkeit Östreichs, mit dem ein freundschaftliches Einverständniß aufrecht zu erhalten sie allen Grund hatte, mehr jedoch um ihres eigenen Interesses willen nicht gleichgültig zusehen. Der Bestand der Dinge in diesem Lande, aus der Pallastrevolution von 1842 hervorgegangen, war selbst noch neu und nicht so fest begründet, als daß Fürst Alexander Karagiorgiewitsch (der Sohn Kara Georg's), den diese Revolution an die Stelle des vertriebenen Fürsten Michael Obrenowitsch, des jüngern Sohnes des ebenfalls im Exile lebenden Fürsten Miloſch Obrenowitsch, zur Regierung berufen, nicht hätte befürchten sollen, die Bewegung in Östreich und die Theilnahme seiner Unterthanen sowie seiner Nachbarn könnte leicht eine Wendung zu Gunsten dieses seines exilirten Gegners nehmen, um dessen Namen sich ohnehin

alle jüngern und liberalern Elemente des Landes reihten, und der auch unter den Serben in Östreich eine zahlreiche Anhängerschaft zählte. Zudem war nicht nur Miloſch Obrenowitſch plötzlich in Agram, sondern auch Michael in Neusatz erschienen. Zwar hatte Keiner von Beiden offen etwas unternommen, was auf die Wiedererlangung der Macht in Serbien hätte abzielen können. Doch bürgte nichts dafür, daß nicht die Anhänger einer umfassendern Einigung des Südslawenthums einen von Beiden, am wahrscheinlichsten den Sohn, an die Spitze einer neuen Bewegung heben würden, die sich die Verwirklichung dieser Idee zum festen Ziele setzte. Zu dieser dem Fürstenthum Serbien drohenden Gefahr kam nun noch von der einen Seite das immer dringender werdende Ansuchen des Odbor um thätige Hülfeleistung im begonnenen Kampfe, und von der andern Seite die ebenso energischen Verwarnungen der Pforte und Frankreichs gegen jede, die strengste Neutralität überschreitende Maßnahme. Unter solchen Umständen berief Fürst Alexander eine Skupschtina auf den 30. Juni (11. Juli) nach Kragujewatz. Hier wußte er den Beschluß durchzusetzen, daß man, um die Verwarnungen der genannten Mächte zu berücksichtigen, öffentlich zwar erklärte, wie die Regierung des Fürstenthums Serbien nicht in der Lage sei, dem Odbor die gewünschte Unterstützung zukommen zu lassen, unter der Hand aber den Agenten des Odbor mittheilte, daß man bewaffnete Zuzüge aus Serbien zwar nicht anordnen könne, solchen jedoch, falls sie freiwillig stattfinden würden, nicht hinderlich entgegentreten werde. Um jedoch einer dem Fürstenthum gefährlichen Wendung der Dinge in Östreich vorzubeugen, wurde Knitschanin, nachdem er der Würde eines Senators zeitig entsagt, über die Donau gesandt und mit dem Oberbefehle über die hinübergegangenen Freiwilligen betraut. Vom Odbor zum Obersten der Nationalgarde ernannt, bezog er die Lager im Banate und vereinigte sich hier mit Bobalitsch, um sofort im Interesse der serbischen Erhebung zu fechten, indem er gleichzeitig das Interesse seiner Regierung wahrte.

Der östreichische Hof, der Banus und der Patriarch.

Eine solche Entwickelung der Dinge war in Innsbruck nicht vorausgesehen worden, als man der Deputation die bereits erwähnte Antwort gab. Auch hatte man sich damals die Politik noch nicht klar vorgezeichnet, die man Ungarn gegenüber beobachten wollte, als es jetzt, wo man die Unmöglichkeit eingesehen, die den Abgeordneten des ungarischen Landtags im März gemachte Concession einer von der östreichischen völlig abgesonderten Verwaltung mit allen jenen Consequenzen einzuhalten, welche das ungarische Ministerium aus derselben zog. Die Vermittelung, mit welcher der Kaiser den Erzherzog Ferdinand betraut hatte, war nicht zu Stande gebracht worden, und der östreichische Hof glaubte den Zeitpunkt gekommen, sich der südslawischen Bewegung, die er noch vor kurzem ziemlich entschieden desavouirt, als eines Verbündeten gegen die neuen ungarischen Staatsprincipien zu nähern. Das einzige Mittel, die Häupter und mit ihnen das ganze Südslawenthum zu gewinnen, war die Anerkennung der Gerechtigkeit ihrer Foderungen, und die Verheißung, dieselben, sobald der nunmehr gemeinsame Gegner bezwungen sein würde, zu erfüllen. Der östreichische Hof sprach demnach diese Anerkennung aus und leistete diese Verheißung. Ob der Banus von Kroatien zur Zeit, als der Patriarch in Innsbruck erschien, in diese Plane des östreichischen Hofs eingeweiht war? Es wurde vielfach behauptet, und die Schonung, mit der er während seiner Suspension behandelt, sowie die ehrenvolle Weise, mit der er kurz darauf mit den einflußreichsten Würden und ausgedehntesten Vollmachten bekleidet ward, lassen es wenigstens vermuthen.

Weniger war dies wol beim Patriarchen der Fall. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser erst während seiner persönlichen Berührung mit dem Banus in Agram sowie nach der innsbrucker Audienz bestimmt wurde, die serbische Erhebung in derselben Art in das Geleise der östreichischen Interessen zu leiten, wie es der Banus

bereits in Kroatien gethan. Nicht mit der Waffe in der Hand müsse die südslawische Nation von ihrem Herrn das Zugeständniß jener Rechte und Freiheiten erzwingen wollen, die dieser ohnehin anerkenne und zu gewähren bereit sei, sondern die Waffe vielmehr gegen ihren und ihres Herrn gemeinsamen Feind ins Feld tragen, und ihn in den Stand setzen, nach glücklicher Besiegung dieses letztern seine Verheißungen und Zusicherungen in Erfüllung zu bringen. Es sei besser, die slawische Nation verdiene ihre nationale Geltung durch Loyalität, als ertrotze sie durch Rebellion. Alle nationalen Freiheiten, die Ungarn noch vor kurzem anzuerkennen sich geweigert, seien vom östreichischen Hofe bereits anerkannt, und den östreichischen Slawen neben dem unverkürzten Bestande freisinniger constitutioneller Einrichtungen auch noch jene Geltung im Staate zugesichert, die ihnen ihrer Zahl und Kraft nach gebühre. Mit dieser, seinem Temperament und seinem politischen Standpunkte mehr als das revolutionäre Programm des Odbor zusagenden Auffassung der Dinge langte nun der Patriarch in Karlowitz an, und es überraschte ihn so sehr, seine Ermahnung, bis zu seiner Rückkehr nichts zu verfügen, so wenig beachtet, nicht nur eine Provisorische Regierung bereits im vollen Betriebe der Geschäfte und in Verbindungen mit den Nachbarländern, sondern auch ein schlagfertiges Heer im vollen Kampfe auf den Ebenen der Batschka und des Banats zu finden, daß er seine Unzufriedenheit mit dieser sehr ernsten Sachlage nicht zu verheimlichen vermochte. Es konnte dies nicht unbemerkt bleiben, und es fehlte nicht an Personen, die den Grund dieser Unzufriedenheit in einer Sinnesänderung suchten, und den Patriarchen deshalb von der Spitze der Bewegung entfernt wissen wollten. Der Patriarch, als er dies merkte, war jedoch entschlossen, Alles daran zu setzen, um seinen Einfluß zu bewahren. Nichts in der That konnte ihm diesen auch besser sichern, als eine Rundreise durch die serbischen Lager, in welchen er die Kämpfer aneiferte, für die Sache ihrer Nation und im Kampfe gegen den Gegner derselben den heldenhaften Beispielen ihrer glorreichen Vorfahren nicht nachzustehen. In dankbarer Anerkennung dieser Bethätigung seiner unveränderten Gesinnung übertrug ihm der Odbor die Würde eines Upravitelj naroda, Verwesers der Nation. Von Stunde an war der Gang der Bewegung, und somit auch das Ziel, das sie zu erreichen hatte, in seine Hand gelegt. Stratimirowitsch vor allen Andern wurde aller und jeder Verwaltungsgeschäfte enthoben und lediglich auf den Oberbefehl über die Truppen beschränkt. Der Banus, auf seiner Rundreise durch Slawonien und Syrmien, sprach nicht nur zu wiederholten malen die Versicherung aus, die östreichische Regierung werde, wenn das serbische Volk sowie das kroatische sich ihr anschließe, nicht unterlassen, der Geltung des Slawenthums in Östreich alle verlangten Garantien zu bieten, da ja das Interesse Östreichs und des Hofs eines und dasselbe sei, sondern bethätigte auch diese Äußerung dadurch, daß er den Serben alsogleich Waffen und Munition, desgleichen auch Offiziere zur Verfügung stellte. Was der auf diese Weise verbreiteten Ansicht der Dinge in den Augen des Volks noch mehr Unzweifelhaftigkeit gab, war die freundschaftliche Beziehung, in welche nun mit einem male der Oberstlieutenant Mayerhofer, östreichischer Consul in Belgrad, zu dem Odbor trat, und die diplomatische sowol als materielle Unterstützung, die er diesem zuzuwenden anfing. Gelang es nun, die Festungen des Südens ebenso in die Gewalt zu bekommen, wie man sich der öffentlichen Meinung und der bewaffneten Kräfte in Kroatien, Slawonien, Syrmien u. s. w. versichert hatte, so war das Interesse Östreichs von dieser Seite gewahrt. In der That auch lud der Banus den Commandanten von Peterwardein zu einer Unterredung in dieser Beziehung ein. General Hrabowski erschien zwar an dem festgesetzten Orte bei der Kapelle zu Maria Schnee, auf dem halben Wege zwischen Karlowitz und Peterwardein. Doch hatte die Zusammenkunft keinen andern Erfolg, als daß sich die beiden Generale wechselseitig auf die allerhöchsten Handschreiben beriefen, durch welche Jeder sich berechtigt fühlte so zu handeln, wie er eben handelte.

Der Krieg in der Batschka.

Die Vorfälle von Földvar und Etschka hatten am Reichstage zu Pesth all jenen Groll und Unwillen zum Ausbruche gebracht, mit welchem die entschieden magyarische Partei dem Hergange des Kriegs auf dem südlichen Kriegsschauplatze zugesehen. Die Abberufung der bisherigen Commissare und Vicegespane und deren Ersetzung durch neue, entschiedenere, namentlich durch den feurigen M. Szentkiralyi, sowie die Entsetzung des Patriarchen von der Metropolitenwürde und dessen Ersatz durch den ofener Bischof Plato Athanatzkowitsch wurde decretirt. Die in Italien fechtenden ungarischen Regimenter sollten zur Kriegführung im Innern des Landes sogleich zurückberufen, die Freischaren vermehrt, und die Generale Hrabowski und Piret mit der Reorganisirung der Standgerichte betraut werden. Hrabowski, der zweideutigen Stellung endlich überdrüssig, lehnte zwar diese Sendung ab, dafür aber entschloß sich der Kriegsminister Meßaros nach dem südlichen Kriegsschauplatze zu gehen und durch zweckmäßigere Anordnungen mehr Einklang in die Operationen zu bringen.

Der kleine Krieg hatte unterdessen seinen ungehinderten Fortgang genommen. Während die Standgerichte zu Betschkerek, Kikinda, Betsche, kurz auf den Marktplätzen eines jeden von den ungarischen Truppen besetzten Orts ihre täglichen Opfer foderten, brachte jeder Tag an den Römerschanzen, bei Alibunar, Perlas, Tomaschewatz, Verbas und Weißkirchen Gefecht, Plünderung und Brand, ohne daß dem einen oder andern Theile auch nur der unbedeutendste strategische Vortheil erwachsen wäre. Um Neuzina hatten sich 800 Mann Reiterei eine Woche lang mit einem Haufen Landsturm herumgeschlagen; bei Palanka hatten die Ungarn den Ort Nestin eingeäschert, bei Perlas die Serben den Ort Usdin niedergebrannt. Bei Verbas hatten die Serben über die Ungarn, bei Jarek die Ungarn über die Serben gesiegt, als Stratimirowitsch in seiner neuen Eigenschaft in St.-Tomas, der ungarische Kriegsminister Meßaros in Szegedin ankam. Die ungarischen Truppen standen um diese Zeit in einem großen Bogen von Peterwardein über Sombor, Theresiopel, Szegedin, Temeschwar, Werschetz bis Weißkirchen; die Serben, von ihnen fast eingeschlossen im Tschaikistenbezirke, an den Römerschanzen und in St.-Tomas. Wollte Stratimirowitsch in dieser Stellung den sich immer zahlreicher zusammenziehenden ungarischen Heeresmassen nicht erliegen, so mußte er vor allem Andern darauf bedacht sein, die Kette der Ungarn zu durchbrechen und sich nach der westlichen Batschka hin auszudehnen. Zu diesem Behufe mußte aber vorerst das Défilé bei Sireg genommen werden, welches die Verbindung der magyarischen Lager unterhalb und oberhalb des Franzenskanals unterhielt. Der erste Versuch, dieses zu nehmen, schlug in der Nacht vom 31. Juli (12. Aug.) auf den 1. (13.) Aug. gegen den General Wollenhofer bei Verbas fehl, und ließ zugleich den Kriegsminister Meßaros die Plane der Serben durchblicken und seine eigenen beschleunigen. Am 5. (17.) Aug. rückte Letzterer persönlich mit einer Heeresmacht von 40000 Mann und 80 Geschützen in der ganzen Ausdehnung der ungarischen Linien gegen die eingeschlossenen, an 10000 Mann und 45 Kanonen zählenden serbischen Aufstellungen vor, um sie in einem combinirten Angriffe auf einmal zu nehmen, und würde in der That sämmtlicher serbischer Positionen Meister geworden sein, wenn es ihm nur gelungen wäre, St.-Tomas in seine Gewalt zu bekommen. Zwar waren hier die ersten Bataillone der Sturmcolonne unter ihrem heldenmüthigen Anführer Oberst Bakonyi an dem einen Ende der Erdwälle eingedrungen; doch gelang es ihnen nicht sich zu behaupten, und sie mußten, nachdem ihr Führer gefallen und die nachfolgenden Bataillone durch einen anhaltenden Kartätschenhagel ihnen zu folgen verhindert worden, den gewonnenen Vortheil wieder aufgeben, um sich mit der ganzen Expeditionstruppe in das verbaser Lager zurückzuziehen. Bei 1500 Todte blieben beiderseits auf dem Platze. Nicht minder wüthend gestaltete sich der Kampf an den übrigen Punkten, namentlich zu Turia, Földvar und entlang der Theiß. Mit dem Mislingen des Angriffs auf St.-Tomas sahen sich die ungarischen Colonnen genöthigt auch hier

vom Kampfe abzulassen. Zwei Brücken blieben in den Händen der Serben, ein Schiff mit Munition wurde in den Grund gebohrt.

Dieses abermalige Mislingen einer größern Operation geübter und im Heeresdienste ergrauter Generale einem zusammengelaufenen „Haufen räuberischen Gesindels" gegenüber, wie man in Pesth noch immer glaubte, daß man es im Süden vor sich habe, verfehlte nicht, daselbst die lauteste Entrüstung hervorzurufen. General Bechtold, ein ursprünglich Kaiserlicher, und blos seiner zufälligen Postirung in einer ungarischen Festung wegen dem ungarischen Ministerium untergeordnet, wurde öffentlich der Absichtlichkeit einer schlechten Kriegführung angeklagt, auch Moritz Szentkiralyi abberufen, um durch den energischen Eugen Beöthy ersetzt zu werden. Der Kriegsminister Meßaros eilte an die Theiß, um die Führung des Kriegs selbst zu übernehmen.

Die Serben ihrerseits stellten sich mit dem sieghaften Erfolge allein nicht zufrieden, sondern waren entschlossen, ihn sofort zur Verfolgung ihrer Plane auf die westliche Batschka zu benutzen. Zwar führte der am 14. (26.) Aug. unternommene abermalige Angriff auf das Défilé von Sireg zu keinem Erfolge. Desto glücklicher war der drei Tage später von Katsch, Gospodinza und Nadalj aus mit 5000 Mann und 20 Geschützen unternommene combinirte Angriff auf die drei unfern voneinander gelegenen und von den Ungarn besetzt gehaltenen Orte Sireg, Jarek und Temerin, in denen Oberst Mathé und Graf Szecsen etwa 8000 Mann mit 14 Kanonen befehligten, und in deren letzterm der Kriegsminister eben eingetroffen war. In der Nacht vom 20. Aug. ging Temerin in Flammen auf, und die Punkte Jarek und Sireg fielen in die Hände der Serben, ein Erfolg, durch den die Linien des Franzenskanals und der Theiß freigemacht und die Verbindung zwischen Peterwardein und Szegedin den Ungarn abgeschnitten wurde.

Der Krieg im Banate.

Nicht gleich günstig wollten sich die Dinge im Banate gestalten. Zwar war Pantschevo in der Gewalt der Serben, doch außer diesem nicht viel mehr als etwa die nächste Umgebung und die Umkreise einiger Lager. Allerorten stießen die Insurrectionsversuche auf den hartnäckigsten Widerstand der magyarischen und deutschen Einwohner, die jede Verbindung der serbischen Bevölkerung in den Städten sowol als Dörfern mit der Macht der Standgerichte und nöthigenfalls auch der Lynchjustiz niederhielten. Am kräftigsten und ausdauerndsten jedoch widerstand Weißkirchen, von dessen Besitze, nächst Pantschevo, die Möglichkeit der Insurgirung des ganzen südlichen Banats abhing. Wochenlang lag Knitschanin mit seinen Serben vor dieser Stadt. Fast täglich maßen sich die serbischen Schützen mit den Bürgern dieses Regimentshauptorts, ohne sich eines Erfolgs rühmen zu können. Selbst die Vereinigung der Colonne Bobalitsch's mit jener Knitschanin's bei Bratschevgaj und ein mit einer Macht von 6000 Mann am 7. (19.) Aug. auf diese Stadt unternommener allgemeiner Sturm hatte keinen andern Erfolg, als daß während Weißkirchen zu brennen begann, einige Hundert Serben bis auf den Hauptplatz eindrangen, welche jedoch den heldenmüthigen Bürgern, die sich noch hinter den brennenden Häusern vertheidigten, weichen mußten, als Oberst Blomberg diesen mit seiner leichten Reiterei zu Hülfe kam. Nicht glücklicher waren die am 12. (24.) und 20. Aug. (1. Sept.) wiederholten Angriffe auf Weißkirchen und auf das Lager von Perlas gegen Ernst Kiß. Da die serbischen Lager zu Pantschevo und Perlas durch Verstärkungen, die Knitschanin zum Angriffe auf Weißkirchen und Stratimirowitsch zur Operation gegen Sireg an sich gezogen, bedeutend geschwächt worden, so hatte Kiß den Augenblick benutzt, um seine Aufgabe, Pantschevo in ungarische Gewalt zu bringen, in Angriff zu nehmen. Am 21. Sept. (2. Oct.) rückte er an der Spitze von 8000 Mann mit 24 Geschützen auf der Straße dahin gegen Perlas vor, wo eben nur 4000 Mann Landsturm mit 11 Kanonen unter Drakulitsch standen, und sprengte das Lager nach kurzem Gefechte auseinander. Mit ge-

nauer Noth entkam Drakulitsch in Begleitung von etwa 500 Mann und drei Kanonen über die Donau nach Titel. Die übrigen Geschütze, alle Munition und sonstigen Kriegsvorräthe waren in die Hände der Ungarn gefallen. Bei 250 Todte deckten die Wahlstadt. Der größte Theil der Mannschaft hatte sich nach allen Richtungen hin verlaufen. Die erste Nachricht von dieser Niederlage, mit der E. Kiß seinen Kriegsruhm begründete, war für den Odbor eine tief erschütternde. Nichts hinderte den Sieger auf der einen Seite bis nach Pantschevo vorzurücken und auf der andern über die Theiß in den Tschaikistenbezirk überzusetzen und der Festung Peterwardein die Hand zu reichen. Die serbische Erhebung war dann erdrückt. Kiß jedoch begnügte sich damit, Perlas zu besetzen, und zog sich, anstatt die Vortheile seines Siegs zu benutzen, mit der Hauptmacht nach Betschkerek zurück. Der Odbor dagegen säumte keinen Augenblick, den Patriarchen zu einer Proclamation zu veranlassen, in welcher dieser die Nation auffoderte, sich durch ein unglückliches Ereigniß nicht einschüchtern zu lassen, die Schuld davon auf die Rathlosigkeit des Lagercommandanten schob, der auch vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, und auf Stratimirowitsch als Denjenigen hinwies, dessen Befehlen man getrost und guten Muths Folge leisten könne. Zugleich eilte Stratimirowitsch aus der Batschka, wo er eben im Begriffe war, die durch die Einnahme von Temerin errungenen Vortheile zu verfolgen, nach Titel, sammelte die zerstreute Mannschaft, setzte noch in der Nacht nach seiner Ankunft mit 2000 Mann oberhalb Perlas über die Theiß, und schlug am linken Ufer der Temesch bei Barandia und Sakula ein Lager auf. Zwei Tage später stieß auch Knitschanin, der an der Karasch gestanden, zu ihm, und bezog ein Lager bei Tomaschewatz, eine Stellung, durch die Kiß, als dieser endlich den Entschluß gefaßt, seinen Weg nach Pantschevo fortzusetzen, genöthigt war, auch Perlas wieder aufzugeben, weil es ihm nicht gelang, Knitschanin aus Tomaschewatz herauszuwerfen. Stratimirowitsch beschloß nun dem Kiß auf dem Fuße zu folgen, um ihn um jeden Preis aus Betschkerek, dem Hauptorte des immer noch nicht insurgirten Kikindaer Bezirks, zu verdrängen, und brach auch, wiewol der Patriarch seine Zustimmung zu diesem Kriegsplane ausdrücklich versagte, alsbald dahin auf. Kiß jedoch trat Stratimirowitsch auf seinem eigenem Gute Elemer und bei Aradatz entgegen, und nöthigte ihn, nachdem er ihm eine blutige Niederlage geliefert, unverrichteter Dinge sich in den Tschaikistenbezirk zurückzuwerfen.

Stratimirowitsch und der Patriarch.

Während sich Serben und Magyaren auf diese Weise mit wechselndem Glücke in der Batschka und im Banate schlugen, hatte die Politik des östreichischen Hofs gegenüber Ungarn immer festere Formen angenommen, und das östreichische Ministerium endlich die Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung der den Ungarn im März geleisteten Concessionen offen ausgesprochen. Ein einheitliches Östreich mit einer auf mäßig föderativen Principien gegründeten Verwaltung, unbedingte Anerkennung der bisher niedergehaltenen Nationalitäten, insbesondere der slawischen, und constitutionelle Einrichtungen bildeten um diese Zeit das Programm des östreichischen Hofs, und dies verfehlte um so weniger die slawischen Sympathien an den Hof zu fesseln, als die Restitution des Banus durch das Handbillet vom 23. Aug. (4. Sept.) die Aufrichtigkeit jenes Programms zu verbürgen schien. Wie dem Banus, so schien es auch dem Patriarchen eben um dieses Programms willen nöthig, Alles, was in den Augen des Hofs irgendwie Bedenken über die Absichten der Südslawen erregen, oder der Bewegung wirklich eine andere als entschieden östreichische Richtung geben könnte, zu beseitigen. Die Persönlichkeit aber, von der der Patriarch eine andere Wendung befürchtete, war Stratimirowitsch. Schon bei Temerin hatten ihn die Scharen zum Wojwoden ausrufen wollen; die demokratische Partei nannte ihn den Ihrigen. Bereits führte er den Krieg in seiner eigenen Weise, ohne sich um den Upravitel naroda zu bekümmern. Der Verlust des Treffens bei Elemer war somit ein willkommener Anlaß, den jungen Heerführer seines Postens zu entheben und mit

Die Verhandlungen mit dem östreichischen Hofe und das Patent vom 15. Dec. 1848.

Hatte der Patriarch schon zahlreiche Gegner gehabt, als er Stratimirowitsch das erste mal des Oberbefehls enthob, und hatte sein offenbares Bestreben, alle Regierungsgewalten auf unumschränkte Weise und nur im Sinne der östreichischen Regierung auszuüben, die Zahl seiner Anhänger nicht vermehrt: so sah er nun, da die Dinge auf dem Kriegsschauplatze eine so schlechte Wendung nahmen, den Sturm seiner Feinde gegen sich losbrechen, der sich seit lange über ihm zusammengezogen hatte. Offen warf man dem Wojwoden ein unverantwortliches Sichselbstüberlassen der sonst so sieghaften Streitkräfte vor, offen dem Patriarchen eine größere Anhänglichkeit an die Sache des Hofs als an die Sache der Nation; und die Nachrichten über den Fortgang der Verhandlungen, um deren willen Stratimirowitsch nach Olmütz gesandt worden war, vermochten diesen Sturm nicht zu beschwichtigen. Ein neues Ministerium war an das Ruder der östreichischen Angelegenheiten getreten, das den Grundsatz hegte, die Südslawen möchten ihre Pflicht gegen den Feind des Staats getreu erfüllen, dann werde man sehen, was sich für sie thun ließe. Natürlich, daß man nun auf die Unterhandlungen mit Stratimirowitsch nicht so schnell und eifrig einging, als das serbische Volk und wol auch der Patriarch wünschten. Wochen vergingen, ohne daß auch ein einziger Punkt der serbischen Maibeschlüsse zur Erörterung kam. Die Eröffnung des Winterfeldzugs gegen Ungarn und die schwebenden Verhandlungen des östreichischen Reichstags gab den Grund für diese Zögerung ab. Nebenbei wurden bald Schwierigkeiten gegen den Wirkungskreis des Wojwoden, bald Bedenken gegen die Ernennung eines Patriarchen gegenüber Rußland, bald Anstände gegen die Absonderung eines eigenen serbischen Kronlandes erhoben. Die Kunde von diesem zögernden Verhalten verfehlte nicht die Befürchtung zu wecken, daß die letzten Verheißungen Östreichs kein besseres Schicksal haben würden, als die von 1690 und 1691, und die den Patriarchen bekämpfende, von Tag zu Tag an Umfang zunehmende Partei verheimlichte es nicht mehr, daß sie damit umgehe, mit Östreich zu brechen und auf die mittlerweile von Ungarn gestellten neuen Pacificationsvorschläge auf breitester Basis der Gleichberechtigung einzugehen. Ein Umschwung der ganzen Bewegung in diesem Sinne stand jeden Augenblick zu erwarten, und der Patriarch sah sich, um das Äußerste zu verhüten, genöthigt, eine Note an die östreichische Regierung zu richten, in welcher er die Gefahr, in der sich das östreichische Interesse im Süden befinde, unverhohlen auseinandersetzte, und, indem er auf eine unverzögerte Entscheidung drang, mit den Worten schloß: „Sollte die Diplomatie auch diesmal den Weg der Zögerung einschlagen, so würde ich der serbischen Nation gegenüber vielleicht wider meinen Willen mit der ungarischen Regierung in Unterhandlung treten müssen, um einem verheerenden Kriege ein Ende zu machen. Hierdurch würde die letztere Regierung doppelt gewinnen, nämlich eine allirte Nation und stärkende Concentrirung ihrer Streitkräfte. Das Heer des Banus besteht zur Hälfte aus Bekennern der griechischen Kirche. Auch diese würden in der Pacification der Serben mit den Magyaren die Beendigung des internationalen Kriegs sehen. Welche Folgen daraus entstehen könnten und würden, überlasse ich der tiefen Einsicht einer k. k. Regierung. Auf jeden Fall erbitte ich mir bestimmte und schleunige Antwort, damit ich hiernach handeln könne, und mich durch ausweichende Antwort nicht in die Lage versetzt sehe, dem Drange der serbischen Nation nachgebend, den Vortheilen der Gesammtmonarchie in dem von mir gewünschten Maße nicht entsprechen zu können.“ Als Antwort auf diese Note erfolgte vorläufig nur die Versicherung von Seite der östreichischen Regierung, wie die Treue und Anhänglichkeit der serbischen Nation so laut für sich sprächen und dem Herzen des Monarchen so nahe lägen, daß es zur Erwirkung der wohlverdienten Anerkennung in diesem wie in künftigen Fällen nicht erst dringender Deputationen und Noten bedürfe. Indessen schon in der zweiten Woche nach dem Regierungsantritte des neuen Kaisers erschien das Patent vom 15. Dec. 1848, in welchem die Wahl des Metropoliten von Karlowitz zum Patriarchen und des Generalmajors Stephan Schupli-

katz zum Wojwoden „unter Wiederherstellung dieser altgeschichtlichen Würde" bestätigt wurden, eine Bestätigung, durch die nach dem Wortlaute des Patents den Serben abermals „eine Bürgschaft für eine nationale, ihren Bedürfnissen entsprechende innere Organisation" gewährt werden sollte. „Gleich nach hergestelltem Frieden", schloß das Patent, „wird es eine der ersten und angelegentlichsten Sorgen unsers väterlichen Herzens sein, eine solche nationale innere Verwaltung nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung aller unserer Völker zu regeln und festzustellen." Die territoriale Frage hingegen wurde für den Augenblick vollkommen unerledigt gelassen.

Vom Tode des Wojwoden bis zur Resignation des Odbor.

General Schuplikatz erlebte die Nachricht von seiner Bestätigung in der Würde des Wojwoden nicht. An demselben Tage, an welchem zu Olmütz die Unterfertigung des bezüglichen Patents erfolgte, hatte ihn zu Pantschevo plötzlich der Tod erreicht. Der Patriarch seinerseits hielt sich, im Besitze der Vollmachten, die ihm von der letzten Skupschtina übertragen worden waren, für berechtigt, die volle Leitung der Angelegenheiten nun um so unbeschränkter in die eigenen Hände zu nehmen, und säumte um so weniger, dem unerwarteten Ereignisse, das nicht verfehlte allenthalben die ernsteste Betrübniß zu erwecken, so schnell als möglich die Spitze zu brechen, als einerseits die Rückkehr Stratimirowitsch's von Olmütz, andererseits der zurückhaltende Ton des Patents nicht mit Unrecht erwarten ließen, daß seine Gegner nicht unterlassen würden, es in ihrem, seinen Ansichten allerdings nicht sehr entsprechenden Sinne auszubeuten. Vor allem Andern versicherte er sich in demselben Augenblicke, in welchem ihm in Semlin die Kunde vom Tode des Wojwoden zukam, der bewaffneten Macht, indem er das Obercommando abermals Herrn von Mayerhofer persönlich übertrug, und gleichzeitig einen Eilboten an den General Todorowitsch, einen Mann von streng kaiserlicher Gesinnung, der unter dem Banus als Brigadier stand, absandte, um ihm den definitiven Oberbefehl zu übertragen, den der General auch schon am 21. Dec. (3. Jan.) antrat. Hierauf suchte er sich auch allen und jeden Einfluß auf den weitern Fortgang der Bewegung dadurch zu sichern, daß er sich in Semlin mit einem Kreise seiner treuesten Anhänger umgab, und von hier aus, ohne sich um den Odbor sonderlich zu kümmern, auf Grundlage seiner eigensten und persönlichsten Ansichten und Plane die Verhandlungen mit der östreichischen Regierung fortführte, ebenso auch Ukase erließ, Offizierspatente ausstellte, Assignaten ausgab, Beamten absetzte und ernannte, kurz, alle Functionen, wie sie einem unumschränkten Herrscher zukommen, ausübte. Der Grundsatz, von dem er bei dieser Handlungsweise ausging, war der, daß nun, da Östreich nach dem Patente vom 15. Dec. gezeigt habe, daß es ihm diesmal mit der Erfüllung der Zusagen Ernst sei, aus dem Gange der serbischen Bewegung auch Alles ferngehalten werden müsse, was noch irgend eine revolutionäre Farbe an sich trüge. Doch sollte diese eigenthümliche Stellung nicht unangefochten bleiben, die er nun einnehmen zu müssen glaubte, und in welcher er soweit ging, daß er mit völligem Umgang des Odbor, mit dem im Vereine er eigentlich die Angelegenheiten zu leiten hatte, und dessen Präsident er noch immer war, eine Commission in seiner Umgebung niedersetzte, um über die Stellung zu berathen, welche die künftige Wojwodschaft im Gesammtstaate Östreich einzunehmen haben werde, sowie auch um eine Verfassung für dieselbe zu entwerfen. Hatte alles Dies den Odbor schon genöthigt, zu wiederholten malen gegen das Verfahren des Präsidenten Verwahrung einzulegen, so führte die Rückkehr Stratimirowitsch's endlich zum offenen Ausbruche des Zwiespalts. Stratimirowitsch, immer noch Vicepräsident des Odbor, legte den Bericht über seine Mission zu Olmütz, nicht vor dem Patriarchen, wie dieser erwartet hatte, sondern vor dem Odbor nieder. Der Odbor votirte ihm für seine Thätigkeit zu Olmütz den Dank der Nation. Dieser Manifestation gegenüber weigerte sich der Patriarch nicht nur in ihm den Vicepräsidenten anzuerkennen, sondern

wollte sich auch nicht dazu verstehen, ihn in seiner frühern Eigenschaft an die Spitze des Heeres oder auch nur an die Spitze einer untergeordneten Heeresabtheilung treten zu lassen. Der Odbor seinerseits foderte nun den Patriarchen unter der Alternative der Abdication zur unverweilten Rückkehr nach Karlowitz und zur Einnahme des Präsidentensitzes auf, und verlangte die unverzügliche Einberufung einer Skupschtina. Der Patriarch beantwortete diese Auffoderung damit, daß er erklärte, weder zu dem Einen noch zu dem Andern sich bestimmt zu fühlen. Ja er erließ am 9. (21.) Jan. 1849 gegen Stratimirowitsch einen Verhaftsbefehl, in welchem er diesen verrätherischer Absichten schuldig erklärte, während andererseits der Odbor Stratimirowitsch einlud, als Vicepräsident den vom Patriarchen verlassenen Sitz einzunehmen, und Jeden für einen Verräther an der Nation erklärte, der es unternehmen würde, dem Befehle des Patriarchen Folge zu leisten. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich an diesem Zerwürfnisse nach und nach das ganze Volk betheiligte und in zwei Lager schied, die sich denn auch alsbald zum erbittertsten Kampfe gegeneinander rüsteten, von der einen Seite die Anhänger des Patriarchen, d. i. die streng östreichisch Gesinnten und die Geistlichkeit, von der andern Seite die Anhänger des Odbor, die streng Nationalen, die Liberalen und die Armee.

Der Patriarch hatte bereits zahlreiche Verhaftungen unter den Anhängern des Odbor und Stratimirowitsch's vornehmen, und die Verhafteten einem Standgerichte überliefern lassen. Vergebens hatte der belgrader Protopop Nenadowitsch eine friedliche Ausgleichung anzubahnen gesucht. Da verließ endlich der Patriarch mit seiner Verwaltung Semlin und begab sich unter den Schutz Knitschanin's und Todorowitsch's nach Betschkerek. An den Odbor erließ er die Auffoderung ihm dahin zu folgen. Der Odbor, der eine Ausgleichung nicht abgelehnt haben mochte, beschloß dieser Auffoderung zwar nicht als Körperschaft, jedoch durch einige seiner Mitglieder nachzukommen, die auch alsbald nach Betschkerek abreisten. Kaum jedoch hatten diese die Stadt verlassen, als General Todorowitsch in seinem und im Namen des Patriarchen Karlowitz in Belagerungszustand erklärte, den Odbor auseinandersprengte, die Journale suspendirte und die Stadt unter kaiserlich militärische Behörden setzte. Wenn noch nicht durch das bisherige Verfahren, so mußte das Ansehen des Patriarchen durch diesen Schritt entschieden gebrochen sein. Ein Schrei der Entrüstung erscholl im ganzen Volke, und der Ruf zu den Waffen. Man meinte, daß nun, da die serbische Bewegung durch die Verhandlungen mit dem östreichischen Hofe aus dem nationalen Geleise geleitet worden, mit den Serben nicht anders verfahren werden solle als mit Ungarn. Doch war es zum Widerstande bereits zu spät. Die Reorganisation des Heeres nach den Grundsätzen der Militärgrenzeinrichtungen hatte bereits begonnen. Östreichische Offiziere führten die Abtheilungen, und es war nicht mehr von einem serbischen Nationalheere, sondern von einem südlichen Armeecorps der k. k. unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Fürsten Windisch-Grätz stehenden ungarischen Armee die Rede, das seinen Sold aus der östreichischen Staatskasse, seine Befehle aus dem Hauptquartiere des kaiserlichen Obercommandanten in Ungarn empfing. Unter solchen Verhältnissen brauchte sich der Patriarch allerdings nicht zu scheuen, die ihm folgende Deputation von Betschkerek nach Hatzfeld und von hier nach Temeschwar nachreisen und sich von ihr erst in der letztern Stadt auffinden zu lassen. Er unternahm sogar, der Deputation ein Protokoll zur Annahme vorzulegen, in welchem sie sich im Namen des Odbor für überzeugt erklären sollte, „daß dem Patriarchen-Gouverneur im Sinne der Septemberbeschlüsse um so mehr das Recht zustehe, nach eigenem Ermessen Alles zu veranlassen, was ihm im Interesse der Nation förderlich erscheint, als er, fast immerwährend auf Reisen behufs der Einsetzung der nationalen Behörden begriffen, den gesammten Odbor sich nicht nachfolgen lassen könne, und die Sache der Nation oft augenblickliches Einschreiten erheische". Die Deputation unterschrieb dieses Protokoll, sodaß nunmehr der Patriarch ganz ungescheut seiner Richtung folgen konnte. Eine Anzahl von Beiräthen, gewählt aus seiner nächsten Umgebung und seinen ergebensten Anhängern, sollte von

nun an den Odbor ersetzen, Stratimirowitsch aber der Gnade des Patriarchen-Gouverneurs empfohlen sein. Es ist klar, daß der Odbor mit diesem Protokolle auf alle selbstangestrebten Resultate der Bewegung verzichtete, und sich unbedingt mit Dem zufrieden erklärte, was der Patriarch zu erzielen für zweckmäßig finden würde. Mit diesem Protokolle war das serbische Volk aus der Stellung eines Fodernden in die eines vertrauensvoll Hoffenden übergetreten. Es konnte sich daher auch nicht beklagen, wenn die Dinge anders kamen, als es sie erwartet hatte!

Wendung der südslawischen Bewegung zum specifisch-östreichischen Interesse.

Schwerlich würden sich trotz alledem die Gegner des Patriarchen haben abhalten lassen, ihre sehr zahlreichen und weitverbreiteten Meinungsgenossen zu einem offenen Kampfe gegen den Upravitelj naroda, oder richtiger zu einer ganz neuen Erhebung aufzubieten, hätten nicht einige günstige Fortschritte, die Todorowitsch und Knitschanin auf dem Kriegsschauplatze machten, wiewol diese weniger in siegreichen Schlachten als in der Besetzung von den ungarischen Truppen bei dem Abzuge nach Nordungarn einfach verlassener Stellungen bestanden, die Gährung in einem Theile der Nation wenigstens und in den bewaffneten Massen niedergehalten. Feldmarschall Windisch-Grätz nämlich war in Pesth eingerückt, die ungarische Regierung hatte sich nach Debretschin zurückgezogen, und im ungarischen Kriegsrathe war beschlossen worden, sämmtliche Streitkräfte in den Ebenen Nordungarns zusammenzuziehen, um dem Feldmarschall hier die Spitze zu bieten. Den abziehenden Truppen auf dem Fuße folgend, theils ohne Schwertstreich, theils nach kurzen Gefechten, die von den Ungarn lediglich zur Deckung des Rückzugs eingegangen wurden, besetzten Todorowitsch und Knitschanin nacheinander Werschetz, Betschkerek, Weißkirchen, O-Betsche, Verbas, Kula, Sireg, Zombor, Bogschan, Lugosch und Hatzfeld, und der größte Theil des Banats und der Batschka konnte somit als von den ungarischen Truppen geräumt (mit Ausnahme Peterwardeins) betrachtet werden. Diese scheinbaren Fortschritte waren auch Alles, was der Patriarch den gährenden Elementen entgegenhalten konnte. Während kaiserliche Offiziere in seiner nächsten Umgebung jede nationale Bestrebung offen eine rebellische nannten, setzte der Patriarch selbst nationale Behörden, die er soeben erst eingesetzt, im nächsten Augenblicke wieder ab, und befahl auch, die serbischen Farben überall abzunehmen und durch die kaiserlichen zu ersetzen. Die wiederholte Versicherung, daß er mit der Sache der Nation zu stehen und zu fallen entschlossen sei, konnte ihn um so weniger vor den lautesten und allseitigen Vorwürfen schützen, als er nicht nur nichts that, um es zu verhindern, daß Feldmarschall Windisch-Grätz bei seinem Vorrücken in Ungarn das Banat, die Batschka und Syrmien mit dem übrigen Ungarn auf ganz gleichen Fuß setzte und den Martialgesetzen unterwarf, sondern sogar bald darauf die Ernennung zum Civilcommissar des Feldmarschalls an der Seite des zum Militärgouverneur ernannten Herrn von Mayerhofer annahm.

Dieser offene Abfall von der Sache der Nation — die günstigere Meinung nannte es das Ausharren eines Getäuschten, um wenigstens zu retten, was noch zu retten war — im Vereine mit jenen Paragraphen der kurz vorher erschienenen Verfassungsurkunde für Östreich, die sich auf die südslawischen Gebiete bezog, drängten endlich die allgemeine Gährung trotz der Niederhaltung auf der einen Seite durch die Waffen Perczel's, auf der andern durch jene des Feldmarschalls zur lauten Manifestation. Das Institut der Militärgrenze sollte beibehalten, die neuzuerrichtende Wojwodschaft als ein District einem andern noch zu bestimmenden Kronlande einverleibt werden. Aus zahlreichen Ortschaften Syrmiens, der Batschka und des Banats bestürmten Deputationen den Patriarchen um augenblickliche Ausschreibung einer neuen Volksversammlung. Man vergaß, daß für den Patriarchen nunmehr andere Rücksichten als jene des Oberhaupts einer Bewegung maßgebend seien, und entschloß sich endlich, da er am 23. April (5. Mai) eher resigniren als auf das Begehren der Deputationen eingehen zu wollen erklärte, zur Selbsthülfe. In

That auch fand am 24. April (6. Mai) eine Versammlung im Rathhause zu Semlin statt, in welcher beschlossen wurde, mit Umgang des Patriarchen unverzüglich eine Volksversammlung einzuberufen, ein mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für die Volksversammlung beauftragtes Comité niederzusetzen, dem allein es bis auf weiteres zustehe, Anordnungen zu erlassen, und von dem der Patriarch in solcher Art abhängig sein solle, daß keiner seiner Erlasse ohne Zustimmung der Comitémitglieder Jemanden verpflichten könne. Der Kaiser sollte angegangen werden, dem Feldmarschall zu bedeuten, daß die Anwendung des Belagerungszustandes auf die östreichischen Serben, als Verbündeten des Throns, keine Ausdehnung finden dürfe. Mittlerweile aber hatten die Dinge auf dem Kriegsschauplatze eine andere Wendung genommen. Die Schlacht bei Kapolna war geschlagen, und die ungarischen Streitkräfte fingen an, sich wieder nach den Grenzen hin zu entwickeln. Knitschanin hatte, einer Weisung seiner Regierung folgend, den östreichischen Boden verlassen, und Todorowitsch allein war zu schwach, um dem Andrange Perczel's, der nun an der Spitze einer zahlreichen Heeresabtheilung an der Theiß erschien, widerstehen zu können. Die rasch aufeinanderfolgenden Niederlagen bei Söregh, Gyala und Kanischa nöthigten ihn, die unlängst eingenommenen Stellungen wieder aufzugeben, sich ins Banat zurückzuwerfen und den Truppen Perczel's die gesammte Batschka preiszugeben. In unaufhaltsamem Sturmschritte nahm Dieser nun auch Zenta, Adda, O-Betsche, Verbas und O-Ker, und entsetzte Peterwardein, um sich von hier, verstärkt durch die Kriegsmittel dieser Festung, zuerst gegen St.-Tomas zu wenden, und dann, nachdem er durch die Einnahme dieses Orts den Besitz der Batschka gesichert haben würde, gegen Todorowitsch ins Banat zu rücken. Auf der Wahlstatt, auf welcher er Letztern aufzureiben gedachte, sollte ihm Bem, der gleichzeitig aus Siebenbürgen hervorbrach, die Hand reichen. Am 19. (31.) März erschien Perczel vor Kula, und am 22. März (3. April) fiel St.-Tomas, nach verzweiflungsvoller Gegenwehr und nachdem die Hälfte der Vertheidiger den Platz bedeckten, an allen Ecken brennend in seine Hände. Todorowitsch, hierdurch genöthigt auch Kikinda aufzugeben, zog sich nach Betschkerek zurück. Die Batschka war verloren, und es konnte sich nur noch darum handeln, das Eindringen Perczel's ins Banat so lange hinzuhalten, bis Feldmarschall Windisch-Grätz den Rest der serbischen Nationalarmee in ein nach dem Süden beordertes östreichisches Armeecorps aufgenommen und im Kampfe gegen Perczel abgelöst, oder, mit andern Worten, die serbische Erhebung völlig entwaffnet haben würde. Zu diesem Behufe besetzte Todorowitsch die Römerschanzen bei Katsch, Gospodnitze und Tschurug, sah sich jedoch genöthigt auch diese an Perczel zu überlassen, als nach Verlauf einer Woche noch immer keine Hülfe eingetroffen war, und die Kunde vom bereits erfolgten Einrücken Bem's anlangte, der bereits Lugosch, Karanschebesch und Werschetz genommen hatte. Unter diesen Verhältnissen blieb nichts übrig, als Schritt vor Schritt dem verheerenden Schwerte Perczel's zu weichen.

Der Patriarch zog sich abermals aus Betschkerek, wo er seinen Sitz genommen hatte, nach Semlin zurück. Man war auf das Schlimmste gefaßt, und die Flucht aus der Batschka, dem Tschaikistendistricte und dem Banate nach dem jenseit der Donau gelegenen Syrmien war allgemein. 30—40000 Männer, Weiber, Kinder und Greise schifften in einem Zeitraume von drei Tagen bei Titel die Theiß hinab, um bei Slankamen syrmischen Boden zu erreichen. Flammende Dörfer und eingeäscherte Kirchen blieben zurück. Nicht mehr nationale Begeisterung, nur der Drang nach Abwehr der grauenhaftesten Verwüstung von dem eigenen Herde konnte in diesem Augenblicke maßgebend sein. Tausende von Stimmen riefen nach Knitschanin, riefen nach Stratimirowitsch. Der Patriarch gab dem Rufe nach, und lud Knitschanin ein, mit dem Reste der geschlagenen Freischaren gegen Perczel zu Felde zu ziehen. Knitschanin kam zwar, lehnte es jedoch ab, da es ihm nicht gezieme, dort zu operiren, wo Herr von Mayerhofer allein zu commandiren habe, und der Patriarch, wenn er nicht das gehäufte Maß der allgemeinen Erbitterung gegen sich zum Überfluten bringen wollte, sah sich genöthigt, sich an Stratimirowitsch zu

wenden. Zum dritten male übernahm nun Letzterer den Oberbefehl; doch diesmal nicht mehr über ein begeistertes nationales Heer, das im Felde stand, um die Errungenschaften einer Revolution mit seinem Blute zu besiegeln, sondern um einen Strom von Flüchtlingen zum Stehen zu bringen, und die letzten Häuflein von Bewaffneten dazu anzuhalten, mit ihrer Brust das Dach ihrer Hütte vor der zündenden Fackel Perczel's zu schützen. Sein Erscheinen an dem Landungsplatze von Titel war eben rechtzeitig, um die Einschiffung einiger Hundert Tschaikisten mit acht Kanonen zu verhindern. Der Ruf von seiner Anwesenheit zog bald die zersprengten Trümmer der ehemaligen Besatzung von St.-Tomas und der Römerschanzen herbei, und nach wenigen Tagen sah er sich in den Sümpfen von Moschorin und Vilovo an der Spitze von 4000 Mann, bereit, mit ihnen zu sterben und nur über die Leiche des letzten Mannes dem Führer der Ungarn einen Fuß breit vorwärts zu gönnen. Der heldenmüthigen Ausdauer dieser Handvoll Verzweifelter unter Stratimirowitsch, Milivoj Petrowitsch und Stefanowitsch haben es Syrmien, Slawonien und das Banat zu verdanken, daß sie im Frühjahre 1849 nicht zu rauchenden Wüsteneien wurden. Die Ankunft des Banus im Süden nach dem Wiedereinzuge der Ungarn in Pesth (Ende April) enthob Stratimirowitsch seiner schwierigen Aufgabe, und machte die folgenden Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze nunmehr vollends zu einem Theile der ausschließend östreichischen Kriegsgeschichte in Ungarn. Nicht mehr das Südslawenthum stand von nun an im Kampfe, sondern der Banus als Vorkämpfer des specifisch-östreichischen Interesses. Das Eingreifen der Südslawen in die große Zeitbewegung war für diesmal bei seinem Ende angelangt.

Schluß.

Kehren wir nach diesem Überblicke über das specielle Eingreifen der Südslawen in die jüngste europäische Bewegung zu dem Ausgangspunkte zurück, so können wir nicht umhin zu bemerken, daß die ursächlichen Momente, durch welche das Südslawenthum auf die Bühne der Bewegung gedrängt worden, eigentlich nicht aufgehört haben zu bestehen. Nur etwa der fünfte Theil sämmtlicher Südslawen hat einen gewissen Grad von nationaler Selbständigkeit errungen, und seit den wenigen Jahrzehnden, während derer er sich derselben erfreut, in jeder Beziehung einen Standpunkt eingenommen, der ihn nothwendigerweise zum Mittelpunkt und Vorgänger aller südslawischen Interessen und Bewegungen machen muß. Die Raja von Bosnien, denen die Pforte vergebens Zugeständnisse zu machen versucht, um sie für sich zu gewinnen, sehen mit Sehnsucht nach Belgrad, der arme Bulgare nicht minder; und man müßte beide Augen zudrücken, wenn man verkennen wollte, wo die Sympathien aller andern Südslawen ihren Sammelpunkt haben. Ob sie ihn auch dort gehabt haben würden, wenn die Resultate der Bewegung von 1848 und 1849 für ihre nationalen Wünsche befriedigender hätten ausfallen können, ist eine Frage, die hier überflüssig erscheinen muß, weil ihre Beantwortung nichts mehr nützen kann.

Die neue deutsche Lyrik.

Einleitendes.

Wenn in Bezug auf das deutsche Drama noch bezweifelt werden muß, ob die neuesten Productionen einen Fortschritt über Goethe und Schiller hinaus bezeugen: so stellt doch die Lyrik in den beiden letzten Jahrzehnden unleugbar eine neue literargeschichtliche Blütenepoche dar, welche nicht als ein poetischer Nachsommer bezeichnet werden kann. Wir finden in ihr nirgends den Charakter eines Epigonenthums aus-

geprägt, das mit matter Färbung sich an vorleuchtende Muster anlehnte und bereits ausgegebene Gedankenmünzen wieder in Curs zu setzen suchte. Die neue Lyrik hat theils einen selbständigen Gedankengehalt, welcher den classischen Meistern unbekannt war, zur Geltung gebracht, theils einen Reichthum dichterischer Formen bewährt, der als Träger einer neuen Gedankenwelt ebenfalls von der Form unserer Classiker abweicht. Beides beweist hinlänglich, daß wir es hier nicht mit dem Austönen längst gesungener dichterischer Weisen oder gar mit dem ersterbenden Schwanenliede der nationalen Dichterkraft zu thun haben, wie es uns oft Diejenigen einreden möchten, denen ein neues goldenes Zeitalter der Literatur wenig gelegen ist, weil es die Autorität der Dichterkönige erschüttert, deren Bauten den kritischen Kärnern für ihre Lebenszeit genug zu thun geben. Freilich setzt auch die neuere Epoche unserer Lyrik die classische voraus, wie jede Stufe geistiger Entwickelung die frühere voraussetzt, die sie als aufgehobenes Moment in sich enthält. Aber es ist leicht darzuthun, daß sie einen entschiedenen Fortschritt über die classische Epoche hinaus repräsentirt; ja daß jene Classicität, insofern sie mit dem Heiligenschein der Unfehlbarkeit und Vollendung auftritt, mindestens eine zweifelhafte wird, und sich mit relativem Verdienst begnügen muß. Unser neues Drama, das auch selbständig auftritt und das Epigonenthum ausschließt, kann indessen den Vorwurf des Progonenthums nicht vermeiden, indem in ihm die trotzige Jugendkraft, das Suchen nach Formen und eine enthusiastische Maßlosigkeit über die abgeschlossene Vollendung des Kunstwerks triumphiren, während die neue Lyrik durch die Sicherheit ihres Auftretens, durch die harmonische Verschmelzung von Form und Inhalt, durch die originalen und bedeutenden Talente, welche sie repräsentiren und in ihr den Ausdruck ihrer Individualität in künstlerischem Abschluß niederlegen, bereits eine fertige neue Epoche vertritt und sich eine vollkommene nationale Geltung verschafft hat. Sie vermochte dies nur, indem sie die Resultate der classischen Lyrik in Bezug auf Formbeherrschung sich ganz aneignete, sich aber in wesentlichen Punkten von ihr emancipirte. Unsere classische Lyrik, vorzüglich durch Klopstock, Schiller und Goethe vertreten, war eine unfreie durch ihre Abhängigkeit von den Mustern und Schöpfungen des Alterthums, denen sie gewiß ihre formale Meisterschaft und humanistische Richtung verdankte, aber in Bezug auf ihren Inhalt mehr huldigte, als es in Bezug auf selbständige nationale Bedeutung hätte geschehen sollen. In Klopstock war das nationale Element am lebendigsten. Aber obgleich er in der „Messiade" den volksthümlichsten Stoff dichterisch behandelte, und in seinen Oden und Bardieten an die altdeutsche Geschichte anknüpfte, hob doch die Form seiner Dichtung wieder das Verdienst des Inhalts auf, indem das bis zur subtilsten Nuancirung ausgebildete antike Metrum seine Werke fremdartig und ungenießbar machte. Bei Schiller und Goethe ging in der Lyrik die Hingabe an die antike Weltanschauung bis zur vollkommensten Befangenheit in mythologischen Bildern. Goethe's köstliche „Elegien" sind so wenig frei davon wie seine reizendsten Idyllen, während Schiller zwar in den Balladen, obgleich er den Stoff oft dem Alterthume entnahm, sich von jener Befangenheit emancipirte, aber überall auf dem Gebiete der idealen Gedankenpoesie um so enger an sie gefesselt blieb. Durch diese Haltung unserer Classiker wurde die Opposition bedeutend, zu welcher sich die volksthümlichen Dichter, wie Bürger und einige verwandte Talente, hingedrängt fühlten, die aber allerdings mit dem classischen Weihwasser auch die Elemente edler Heiligung und künstlerischer Haltung ausschütteten. Die erbitterte Kritik Schiller's sprach die Schärfe des Gegensatzes aus, übersah jedoch ganz über der Roheit und Gedankenarmuth die innere Berechtigung der gegen die classischen Muster rebellischen Volkspoesie. Eine andere Opposition gegen unsere Classiker, die von der romantischen Schule ausging, deren Volksthümlichkeit freilich eine sehr forcirte war, mußte für die Lyrik unfruchtbar bleiben, weil die Haltlosigkeit ihres ironischen Standpunkts und die Formlosigkeit ihrer dichterischen Schöpfungen unsern Classikern gegenüber kein Gewicht von Bedeutung in die andere Wagschale werfen konnte. Erst aus der Opposition gegen die Romantik, welche Heine vertritt, ging

die eigentlich moderne Lyrik hervor, deren Hauptbedeutung darauf beruht, daß sie die Anlehnung an antike Muster und eine ferne fremde Weltanschauung verschmäht; daß sie aus dem Geiste der Nation und des Jahrhunderts herausdichtet und die Form diesem Geiste dienstbar macht, ohne sie idealen Ansprüchen der Schönheit zu entfremden. Wie Heine die Form der Romantik mit dem modernen Gehalt erfüllte und dadurch auflöste, so vollzog sein Gegner, Platen, denselben Auflösungsproceß an der Form der Classicität, die er mit unbedingter Meisterschaft handhabte, aber der er einen fremden, skeptisch-modernen Gehalt einhauchte. Uhland schuf indessen, mit mehr Klarheit, Zartheit und Adel als Bürger, eine deutsche Volkspoesie, während Rückert die Sprödigkeit der deutschen Sprache und ihrer dichterischen Formen in willfährigste Biegsamkeit verwandelte, und den Horizont der deutschen Dichtung kosmopolitisch erweiterte, indem er mit größerm Glück als Goethe im „Westöstlichen Diwan" die Gedankenwelt des Orients in die deutsche Lyrik verpflanzte. Dies sind die Vorläufer der neuesten Lyrik — der Lyrik des letzten Jahrzehnds, welche allein in den Bereich dieser Abhandlung fällt. Jene Dichter, als die unmittelbaren Vorläufer, können daher hier nur erwähnt werden, insoweit sie auch in der neuesten Epoche productiv thätig auftreten.

In der Kritik der Lyrik des letzten Jahrzehnds müssen wir eine Lyrik der neuen und eine Lyrik der alten Richtung unterscheiden. Jene mit modernerm Gehalt erfüllte Lyrik entfaltete sich in ihren ersten Anfängen ungefähr in der Zeit der Julirevolution von 1830, und bereicherte die deutsche Poesie mit allen Gedankenschätzen, welche die allgemeine Bewegung der Geister zu Tage gefördert. Sie trägt daher vorzüglich den Charakter idealer Gedankenpoesie, deren Auflösung und Verwilderung bei den Poetastern, die sie im Gefolge hatte, in gehaltlose Reflexion und versificirte Prosa ausartete. Das poetische Rondeau und der musikalische Chanson lag ihr ferner, obgleich sie das Erste bei Herwegh, den Letztern bei Hoffmann von Fallersleben vollkommen erreichte. Der Gedankenreichthum, der sie auszeichnete, ging Hand in Hand mit einem Bilderreichthum, der das charakteristische Kennzeichen der neuen Dichtweise ist. Die Fehler des Reichthums verdrängten die Fehler der Armuth, mit der die sangbare Wein- und Liebeslyrik sich durchgebettelt hatte. Das Füllhorn der Phantasie schüttete tausend Blumen aus, welche in den bisherigen ästhetischen Herbarien unbekannt waren, aber in dem neuen Dichterlenz mit ungeahnten Reizen blühten. Während Einzelne, wie Anastasius Grün, mit ihren Gedanken in der überwuchernden Flora fast erstickten, sodaß eine kritische Prodigalitätserklärung gegen die maßlosen Verschwender nöthig schien, wußten Andere mit Grazie und künstlerischem Maß geschmackvolle Kränze aus den neuen Blumen zu winden, die mindestens nicht aus unsern classischen Kunstgärten gestohlen waren. Im Allgemeinen hielt sich die überwiegende Bildlichkeit des Ausdrucks doch von Schwulst frei, indem die Bilder nicht, wie leere Anhängsel, um die Gedanken herumhingen, sondern sie präcis und kernhaft ausdrückten. Der neue Gedanke schuf sich die neue Form mit organischer Nothwendigkeit. Dieser Gedankengehalt selbst war theils die ironische Verflüchtigung der romantischen Schattenwelt, wie bei Heine, theils die politische, von Frankreich hereinbrechende Freiheitsbegeisterung, die vor 1840, wie bei Anastasius Grün, nur verhüllt und unbestimmt, in Jean Paul'schen „Dämmerungen für Deutschland" auftrat, nach 1840 aber, wie bei Herwegh, Prutz, Freiligrath und Andern, mit bestimmten Postulationen und mit hinreißendem Schwung. Theils war es auch moderne Liebesdialektik, wie bei Dingelstedt, theils ein in der Hegel'schen Philosophie wurzelnder Humanismus und ein beredtes Apostolenthum der Gedankenfreiheit, mit skeptischer Unbefriedigung bei Lenau, mit praktisch-ethischer Wendung bei Sallet, mit enthusiastischem Dichterschwung bei Gottschall, in epischer Ausbreitung bei Ullrich. Auch der Socialismus, der bei allgemeiner Haltung in die Scylla des Phrasenhaften bei specieller Farbengebung in die Charybdis des Prosaisch-Trivialen fiel, sandte ein lyrisches Contingent, während, von Rückert angeregt, Daumer und Bodenstedt die orientalische Lebensweisheit der christlichen Askese gegenüberstellten.

Neben der politischen Sturm- und Dranglyrik ging die Lyrik der alten Richtung, welche theils in naiver Weise, harmlos und um die Gedankenwelt unbekümmert, Liebe, Wein und frohe Naturgefühle ausjubelte, wie bei Reinisch, Kopisch, Kugler, Roquette und Andern, theils das Banner einer bewußten Opposition gegen die Zeitlyrik vom Standpunkte der mittelalterlichen Restauratoren erhob. Diese bedeutsame Wendung wird vor Allen durch Geibel und Redwitz repräsentirt, von denen der Erstere ein Vorkämpfer des protestantischen, der Letztere des katholischen Kirchenglaubens ist. Solche kirchlich-religiöse Opposition gegen die humanistische Richtung war unserer classischen Zeit gänzlich fremd. Es ist die Opposition eines neuen Romanticismus gegen eine neue Classicität. Doch wie diese neue Classicität die weltbeherrschenden Ideen der Gegenwart klarer, fester, ohne mythologisch-antiken Stempel ausprägt, so hielten sich auch die neuen Romantiker von phantastischer Verschwommenheit fern, und schleuderten ein klar ausgesprochenes Anathem mit polemischer Leidenschaft auf die Dichter des freien Gedankens. So spricht sich auch auf dem Gebiete der Lyrik die Klärung, die schärfere und tiefere Fassung der geistigen Gegensätze aus, durch welche die jüngste Epoche charakterisirt wird. Der folgende Umriß wird einen Ueberblick geben über die zahlreichen und werthvollen Schöpfungen und den Reichthum an Dichtertalenten, die sich in der jüngsten deutschen Lyrik hervorgethan. Sie muß verzichten auf das ja stets zweifelhafte Verdienst, erschöpfend und vollständig zu sein; aber kein namhafter Dichter ist vergessen, und selbst aus der Flut, in der die literarischen Triarier herumschwimmen, sind einzelne Species in unsere kritische Arche aufgenommen. Es ist so manche Ilias post Homerum gedichtet, daß es genügt, nur die Homere zu kennen, Rhapsoden aber, die ihnen die Leier, den Stoff und die Gesangsweise abgeborgt, mit flüchtiger Erwähnung zu beseitigen. Denn die Grenzen zwischen dem Dichtertalent und dem Dilettantismus sind bei der allgemeinen sprachlichen Formgewandtheit, die fast ein nationales Eigenthum geworden ist, nicht leicht zu unterscheiden, sodaß es strenger, kritischer Sonderung und rhadamanthischer Gerechtigkeit bedarf, um die edeln Genien von den wesenlosen Schatten zu scheiden. Glücklicherweise ist der Lethe nahe genug, in welchem der überladene Kahn der täglich von kritischen Charons ins Elysium geführten Unsterblichkeiten umschlägt, während das Genie und das Talent mit der Zeit nur immer fester in ihrem dauernden Boden, dem nationalen Geiste, Wurzeln schlagen.

Die Lyrik der neuen Richtung.

Innerhalb der Romantik selbst, die ihres Besitzes so gewiß war, begann ein Auflösungsproceß: die Ironie wandte ihre Waffe selbstmörderisch gegen sich selbst. Jene gemüthliche Lyrik der alten Richtung, die aus einem frommen Glauben heraussang, welcher der Lenz, die Liebe, der Wein, alle stillen Freuden des Gemüths heilige Thatsachen, unzweifelhafte Dogmen waren, sollte schon durch die Romantik den Todesstoß erhalten, die sich ihre Welt nur zum Spiel zusammenbaute und das souveraine Ich mit seiner phantastischen Willkür zum A und O ihrer Schöpfungen machte. Das Ideal hatte keinen eigenen Werth mehr, sondern war nur das Metall, welchem jene Willkür das Gepräge gab. Das Ich auf seinem phantastischen Hexenritt nahm bald dieses, bald jenes Ideal mit in den Sattel, und warf es wieder hinaus, wenn es seiner müde war. Die Natur hatte keinen eigenen Werth: sie war nur der Farbekasten für die romantischen Bilderbogen. Selbst der einfache Genuß des Weins, der Liebe, mußte erst phantastisch raffinirt werden, um dem Hautgout der Romantiker mundgerecht zu sein. In den Hohl- und Vexirspiegeln der Romantik wurde jedes einfache Bild entstellt, verzogen in der vielfachen Spiegelung der trunkenen Subjectivität. Diese Richtung trug ihre Auflösung in sich selbst: sie trug von Hause aus den Keim des Todes in sich. Sie hatte die ganze Welt für eitel, für ein Spiel des Ichs erklärt: es kam darauf an, dieses spielende Ich selbst für eitel und nichtig zu erklären, und so die letzte Consequenz der Romantik zu ziehen; es galt, nicht blos das Spielzeug, sondern auch den Spieler selbst zum Fen-

ster hinauszuwerfen. Dieser letzte Proceß der Romantik in unserer Literatur knüpft sich an den Namen Heinrich Heine's.

Heinrich Heine bezeichnet die Vollendung, die Auflösung der Romantik auf ihrem eigensten Gebiete, dem Gebiete der Lyrik; denn zu größern Kunstschöpfungen hat sie es, trotz aller Versuche, nie gebracht. Auch Heine bewährte sich hierin als der echte Romantiker, daß er es nie zur Plastik eines abgeschlossenen, größern Ganzen brachte, sondern in allen seinen Schöpfungen fragmentarisch blieb. Er bildet den Grenzstein der alten und neuen Epoche, bezeichnet nicht blos das Ende der romantischen, sondern auch den Anfang der modernen Poesie; denn er vermochte nur die letzte, tödtliche Consequenz der Romantik zu ziehen, indem er bereits von dem Hauch eines neuen und freien Lebens durchdrungen war. Wie aber an den hohen Grenzscheiden der Länder die Gewitter, so lagern sich an den Grenzen literarischer Epochen poetische und kritische Donnerwolken mit Wettergüssen und Blitzen — das Element der Zerstörung, das die Lüfte reinigt; aber die Sonne Homer's, die Sonne klarer Gestalt, plastischer Bildung, ewiger Schönheit ist hier verhüllt. Solch ein Ungewitter mit vielen poetischen Regenbogen zeigt die Heine'sche Poesie. Ihr erstes Auftreten in den „Reisebildern" und dem „Buch der Lieder" fällt kurze Zeit vor der Julirevolution. Es war eine schwüle Luft; kein Lebensodem bewegte die Geister. Die Epigonen der Romantik schufen und dichteten; aber die Nation war theilnahmlos, denn sie fühlte die Gehaltlosigkeit dieser Werke. Der Gegenwart wie der Zukunft war darin kein Genüge geleistet, ebenso wenig, trotz aller volksthümlichen Prätensionen, dem Volke. Phantasterei und Sentimentalität hatte den höchsten Grad erreicht und jedes gesunde Gefühl verdrängt. Da trat Heine auf, mit der Zauberruthe der Romantik noch einmal ihre goldensten Schätze hebend, aber — sie dann mit kühnem Spott in die Lüfte streuend. Er lieh dem krankhaften Gefühl noch einmal seine magische Sprache, um dann all diesen geborgten Zauber zu verhöhnen; er brachte noch einmal die Feen, die Nixen, die Gespenster, den ganzen Hexensabbath in die Höhe, um ihn dann unerbittlich fortzukehren. Er ist ein Meister der Harmonie, und endet immer mit der Dissonanz. Die Dissonanz ist das Charakteristische der Heine'schen Lyrik: er ist der Poet der Zerrissenheit. Aber diese Zerrissenheit ist nicht, wie bei Byron, eine innere Nothwendigkeit seines Wesens: sie ist eine subjective Marotte. Er zerreißt absichtlich den Vollklang seiner poetischen Accorde, weil ihre Tonart eine Versündigung an dem Geist des Jahrhunderts ist. Er stellt kühne, skeptische Fragezeichen hinter die ganze Traumwelt der Romantik; er reißt ihr den Schleier weg, und mit der Entfernung des Schleiers erwacht die Gestalt. Die Heine'sche Lyrik ist ein unsterbliches, poetisches Attentat auf die Poesie; aber die Poesie, die er angreift, ist die rechte nicht mehr, und die, mit der er sie angreift, ist es noch nicht. Vergänglich ist Art und Weise dieser Dichtung, bleibend der unerschöpfliche Fonds des Genie, aus dem sie hervorgegangen, und ihre geschichtliche Berechtigung. Das „Buch der Lieder", das in stets neuen Auflagen durch zwei Jahrzehnde hindurch das Publicum fesselte, bezeichnet am schärfsten den eigentlichen Standpunkt der Heine'schen Lyrik, ihrer tiefinnigen Andacht und ihrer skeptischen Verwüstung. Sie ist die Sphinx, deren bedeutsames Sinnbild er an den Thoren seines Liedertempels aufstellt, die Sphinx mit dem Götterkuß und den verwundenden Tatzen. In den „Neuen Gedichten" (Hamb. 1844; 3. Aufl., 1852) ist diese seltsame Muse Heine's noch ungeberdiger geworden; sie küßt seltener, aber ihre Tatzen sind verwüstender als früher. In dem „Neuen Frühling" finden wir zwar noch manche Blätter- und Blütenknospe des Heine'schen Minnesangs: er hat sogar die Saiten oft reingestimmt, wie ein provençalischer Troubadour, und zerreißt sie nicht; aber schon in den Romanzen hört er auf, ein lieblicher Bertrand de Born zu sein, und es zeigen sich schon jene bösen modernen Pointen, welche selbst die reine Quelle von Vaucluse trüben. Er prügelt, wie er selbst so treffend sagt, seine Schulmeister durch, die Schulmeister der Romantik, bei denen er seine angenehmsten Jugendjahre verlebt. Wie weit seine

angezogene Poesie von dem Heiligenscheine mittelalterlicher Frauenliebe entfernt ist, wie wenig sie in den Diensten keuscher Minne turnirt: das beweist die Galerie modern-französischer Dulcineen, die aus dem „Salon" in die Sammlung neuer Gedichte übergegangen ist. Diese Liebespoesie besitzt mehr von Ovid als von dem Provençalen, und ihre Studien hat sie in der pariser Chaumière gemacht.

Mitten hinein in die wüste Orgie tönt irgend ein verirrter elegischer Schmerzenslaut, irgend eine kokette Verzweiflung oder eine deutsche, blonde Sentimentalität. Dann aber wirbelt der Cancan lustig weiter und wirft die Glieder mit cynischem Behagen — disjecta membra poëtae! In der That hat diese pariser Salonpoesie nicht den Zauber der ersten Heine'schen Gedichte, in denen die Sinnlichkeit in poetisch verschönerter Verkleidung auftrat und erst am Schluß die Kleider mit den Gesten einer Walpurgishexe abwarf. Hier tritt sie von vorn herein in dreister, derber Nacktheit auf; es ist die scandirte Prostitution. Dieser Sprung aus der romantischen Traumwelt in die Orgien der pariser Grisetten und Loretten war zu kühn: hier hörte alle magische Beleuchtung auf, und nur der Skandal hielt dem Dichter die grellleuchtende Fackel. Der letzte Trumpf war ausgespielt; auf diesem Wege war kein Fortgang mehr möglich. Der Dichter besann sich und schlug einen neuen ein, auf dem er neue Lorbern errang — den Weg der Zeitsatire, des satirisch-humoristischen Epos. In der Regel übersieht man bei dem Entwickelungsgange Heine's diese bedeutsame Wendung; man leugnet überhaupt bei ihm eine Entwickelung und behauptet, er sei unverändert derselbe geblieben. Doch das „Buch der Lieder" mit seinen romantischen Accorden und ihrer ironischen Auflösung, diese innige und frivole, sehnsüchtige und übersatte, verzagte und kecke Lyrik hielt sich ganz innerhalb der Grenzen des Gefühlslebens und vollbrachte dort ihre Revolution, während seine spätern Dichtungen, das „Wintermärchen" und „Atta Troll", aus diesem Kreise heraustreten und die objective Welt, Staat, Gesellschaft, Geschichte zum Thema humoristischer Variationen wählen. Dies war ein Fortschritt des Dichters, durch den er die Monotonie vermied, in welche seine Muse zu verfallen drohte, indem sie nach Art der amerikanischen Spottdrossel die Nachtigallenlieder des Gefühls parodirte. Den ersten Anlauf zu größern satirischen Schöpfungen nahm er bereits in den „Zeitdichtungen", von denen einige, wie die Gedichte an Herwegh, Dingelstedt, und das Lied vom Kaiser von China sich durch einen schlagenden und drastisch-wirkenden Witz auszeichnen, über den kein neuer Dichter in solchem Grade wie Heine gebietet. Deutschland, im „Wintermärchen", in den frühern Ausgaben der „Neuen Gedichte", erobert dem souveränen, schonungslosen Heine'schen Witz ein größeres Terrain, auf dem er sich mit Aristophanischem Behagen ergeht. Der geniale Tourist skizzirt die vormärzlichen deutschen Zustände mit humoristischer Bravour ebenso drollig wie treffend, ja man darf sagen, mit sittlichem Ernst, wenn er auch nie die tendenziösen Bärenpfoten herausstreckt, mit einem Fonds der Überzeugung, den man in den andern lyrischen Gedichten Heine's vergebens suchen würde. Von dem „Wintermärchen" wie von „Atta Troll" gilt, was Heine in der Vorrede zu dem letztern so schön gesagt: „Du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selbst so viel gestritten und gelitten habe." Nein! aber weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es gibt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, daß selbst ein Apollo sich darin als eine Caricatur abspiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott. Dieses Gelächter der Heine'schen Muse mag der Polizei und allen Wächtern des Bestehenden oft mißliebig sein; aber frivol können es nur Diejenigen finden, welche die Wahrheit nur im Predigertone und mit salbungsvollem Pathos anerkennen, die Wahrheit, welche ihr blankes Gold

klirrend auf den Tisch wirft, nicht aber die schalkhafte, verkleidete Wahrheit mit dem Lächeln des Humors und dem Blinzeln des Verständnisses, die in Aristophanischen Wechseln zahlt. Heine ist in seinem „Wintermärchen" nicht frivol: wenn er bisweilen cynisch ist, so macht er nur von einem alten Vorrechte des Humors Gebrauch, das die heitern und schönen, von Grazie beseelten Griechen ebenso anerkennen wie die derben Engländer in ihren Whiskyschenken, in welche der unsterbliche Williams so oft einkehrt wie Fielding bei seinen Prügelschlachten. Daß der Salonlyriker keine Dithyramben, keine Apotheosen des Bestehenden dichtet, versteht sich von selbst; aber dichtet er aus tiefem, geistigem Fonds heraus, so gibt er nie die Auflösung ohne die Wiedergeburt, und zeigt in der versinkenden Gestalt des Geistes die Keime eines neuen Lebens. Die Wunden des Vaterlandes, auf welche Heine mit seinem spöttischen Finger hinwies, fingen bereits im nächsten Jahre zu bluten an; aber auch viele der von ihm gegeißelten Unarten des deutschen Genie zeigten sich wieder bei der allgemeinen Bewegung, von der unklaren Sentimentalität und Pietät bis zu dem faustrechtlichen Dreinschlagen mit westfälischen Quarten und Terzen. Kein Dichter hat schärfer als Heine in dem „Wintermärchen" die Fehler des deutschen Nationalcharakters hervorgehoben, mit jener Prägnanz, wie sie nur dem Genie eigen ist, das immer ins Schwarze trifft. Der Cynismus dieser Dichtung war ebenso groß wie ihre Schalkhaftigkeit. Gegen den Schluß hin erhob sie sich indessen zu wahrhaft poetischer Kühnheit und Begeisterung, zu einer Apotheose der hohen Berechtigung des Poeten. Der Dichter vindicirte für sich Namen und Recht eines Aristophanes und vertheidigte seine poetischen Licenzen durch das Vorbild des ungezogenen Lieblings der Camönen. Den Mächtigen der Erde und ihrer vergänglichen Gewalt gegenüber machte er die unsterbliche Macht der Dichtkunst geltend und drohte mit ihrem Donnerkeil und den „sengenden Flammen" der Dante'schen Hölle. So gibt er dem „Wintermärchen", einem humoristischen Narrenschiff, auf welchem das schellenklingende Deutschland spazieren fährt, zuletzt noch poetische Segel, welche der Hauch einer echten Begeisterung schwellt. Die Pruderie wandte sich zwar misbilligend von den cynischen Allegorien ab, mit welchen der Dichter die letzte Hälfte der Dichtung ausgestattet; doch der geniale Fonds, der unerschöpfliche Quell des Humors, der, wenn auch nicht mit kastalischer Reinheit, doch mit Kraft und Frische in dieser Dichtung sprudelte, mußte bei Vorurtheilsfreien verdiente Anerkennung finden. Wie Heine im „Wintermärchen" die politischen und socialen Zustände geißelte, so geißelte er im „Atta Troll, ein Sommernachtstraum" (Hamb. 1847) die Tendenzpoesie, welche gegen jene Zustände mit lyrischer Begeisterung ins Feld rückte, die tendenziöse Richtung im Allgemeinen, welche auch auf dem Gebiete der Kunst dem Charakter eine höhere Stellung einräumte als dem Talente. Heine hat von allen seinen Dichtungen im „Atta Troll" die Reinheit der Form und den künstlerischen Zusammenhang am meisten gewahrt, soweit dies „in einem freien Waldlied der Romantik" möglich war, das über eine Mosaik humoristischer Capriccios nicht hinausgehen durfte. Aber indem er die Tendenz persifflirt, ist er selbst mit ihr behaftet. „Atta Troll", trotz aller Renommage mit romantischer Form- und Zwecklosigkeit, ist eine Tendenzdichtung, welche in Literatur und Leben die Werdung des deutschen Geistes zu charakterfesten Schöpfungen als eine unfreie verspottet. „Atta Troll" ist insofern eine reactionäre Dichtung, der letzte Trumpf, den die in Heine tief- und festsitzende Romantik ausspielt. Die sich für Freiheit haltende Willkür des Genie wehrt sich gegen jede feste Form und jeden festen Gehalt: sie will weder in der Kunst die Ganzheit plastischer Schöpfungen, noch in Literatur und Leben die energische Geschlossenheit einer principiellen Begeisterung. Der Charakter gilt ihr nur für das Surrogat der Talentlosigkeit, nach Art des volksthümlichen Sprüchworts: gute Leute, doch schlechte Musikanten." Diese Bocksprünge des Heine'schen Satirs waren auf dem Gebiete des Humors vollkommen berechtigt, um so mehr, als sich wirklich im Gefolge der politischen Lyrik eine knabenhafte Bravour in

den Vordergrund drängte, welche mit der zottigen Pfote der Tendenz auf den Saiten stümperte. Dieses ungeschickte Bardenthum, das sich in die Brust warf, und seine gute Gesinnung, mochte sie auch noch so wenig scandirbar sich äußern, als eine Vollmacht ihres hohen Dichterberufs zur Schau trug, ist in dem Heine'schen Tendenzbären „Atta Troll" mit meisterhafter Persifflage in Stein gehauen und dem Andenken der Nachwelt überliefert. Dabei weht durch den „Atta Troll" eine frische, freie Bergesluft, die — Poesie. Die Bilder haben Feuer und schlagende Kraft; die Dialektik der auflösenden Ironie ist mit ebenso viel Keckheit wie Grazie gehandhabt. Wenn Heine im „Atta Troll" die erhabene Zwecklosigkeit der Poesie mit Schwung und Wärme feiert und sie darin dem Leben, der Liebe, der Schöpfung und dem Schöpfer vergleicht: so ist er vollkommen in seinem Rechte, indem die Kunst, von praktischen Tendenzen frei, sich Selbstzweck sein muß. Aber es ist eine romantische Grille, in einer „jahrtausendlich versunkenen Traumwelt" einen höhern Gehalt der Poesie finden zu wollen, als in den bewegenden Gedanken und Lebenskräften der Gegenwart; es ist eine romantische Grille, eine Poesie, die aus der Begeisterung einer heutigen Überzeugung hervorquillt, zu verwerfen und nur haltlose Traumfahrten der Phantasie als berechtigt anzuerkennen. Das neueste Werk des „sterbenden Aristophanes", wie ihn Ad. Stahr bezeichnet, das Vermächtniß des schwer erkrankten Poeten, der „Romanzero" (Hamb. 1851; 4. Aufl., 1852), hat gleich bei seinem Erscheinen die verschiedenartigsten Urtheile hervorgerufen. Ein Theil der deutschen Kritik, besonders die erbitterten „Tendenzbären", fiel mit einer in Invectiven sich ergehenden Wuth über das Dichtungswerk her. Man behauptete, Heine's Zeit sei vorüber; sein Cynismus erinnere an die Krankenstube; er sei altersschwach geworden. Die Richtung, die er vertrete, sei längst überwunden, er greife noch immer einzelne Persönlichkeiten an, deren Bedeutung eine veraltete sei. Dagegen wiesen seine Verehrer mit Recht auf die überraschenden Schönheiten der neuen Dichtungen hin, welche seinen frühern Schöpfungen durchaus nicht nachstehen, auf den unverwüstlichen Humor, den selbst ein jahrelanges Krankenlager nicht zu beugen vermochte, und auf die fortdauernde Berechtigung seiner Poesie, da das romantische Dunstgewölk, von den Stürmen der politischen Contrerevolution getragen, noch immer am europäischen Himmel flattere. In der That ist, gegenüber den romantischen Restaurationsversuchen, das süße Gift der Heine'schen Ironie, die ätzende Auflösung seines Witzes noch so zeitgemäß wie früher, abgesehen von dem Rechte einer dichterischen Individualität, ihr letztes Wort consequent auszusprechen. Der „Romanzero" zerfällt in „Historien", „Lamentationen" und „Hebräische Melodien". In den „Historien" finden sich manche keusche, jungfräuliche Schönheiten Heine'scher Poesie, neben barocken Sprüngen des Witzes und Humors, der sich selbst an große geschichtliche Themata, wie die Eroberung von Mexico, wagt, und die religiösen Gegensätze zu einem wüsten, phantastischen Quodlibet ausbeutet. In den „Lamentationen" tönt mancher wehmüthig elegische Ton hindurch, während hier am meisten ein oft epigrammatischer Cynismus oder die geniale Liederlichkeit der Heine'schen Muse ein prüdes Publicum verletzt. In den „Hebräischen Melodien" ist hoher poetischer Schwung, selbst epischer Guß, der leider fragmentarisch geblieben, und zuletzt eine derbe beißende Persifflage der positiven Religionen, ihres Widerspruchs und Kampfes, ein schreiendes Gegenstück zu dem mild-versöhnenden Märchen Lessing's im „Nathan", obgleich die Tendenz beider Dichter dieselbe. In dem „Nachwort" bekennt sich Heine wieder zu dem Glauben an einen persönlichen Gott, wenngleich die humoristischen Arabesken, mit denen er dieses Glaubensbekenntniß verbrämt, ihm in den Augen der Gläubigen jeden Werth rauben müssen. Die satirischen Anspielungen auf die Unsterblichkeit der „Grönländischen Seehunde" sind ganz im Stile Ludwig Feuerbach's abgefaßt. Heine, dessen literargeschichtliche Unsterblichkeit gesichert ist, beginnt die Ära der modernen Poesie. Alles, was sich an Weltschmerz, Zerrissenheit, unklarem Gefühlsdrang in der Lyrik ablagerte, bewegt sich in den Heine'schen Formen: er hat dem ganzen Stadium der sich auflösenden Romantik sein typisches Gepräge aufgedrückt. Die Unbefriedigten einer Zeit, welchen

die alte feste Gestalt des Lebens und Glaubens in Nebel zerfloß, ohne einen neuen sichern Gehalt erobert zu haben, mußten sich an Heine anlehnen, der das schwankende poetische Orlogsschiff dieser ganzen seekranken Flotte befehligte. Auf der andern Seite ist er, durch das Hineinziehen lebendiger Bilder der neuesten Geschichte, besonders aus der Zeit des französischen Imperators, sowie durch den derben Fehdehandschuh, den er unsern Zuständen zuwarf, der Vorläufer der politischen Lyrik. Zwar ritt er nie „das Pferd der Parteiwuth, das pathetisch stampft und wiehert"; doch die Funken, die sein Dichterroß auf dem phantastischen Fluge aus dem Boden schlug, haben doch manches weitlodernde politische Heckenfeuer angezündet. Er ist überhaupt die plänkelnde, tiraillirende Avantgarde der neuen Lyrik, die aus dem alten romantischen Dichterwalde mit Blitz und Knall die Sangesvögel schreckt, und doch wieder so gern, das Gewehr bei Seite, in den duftenden, liederreichen Gebüschen lagert!

Die politische Lyrik, die sich auch in ihren begeisterten Vertretern von Heine'schen Anklängen nicht ganz frei hielt, mußte doch, ihrem innersten Wesen nach, mit Form und Gehalt der Heine'schen Dichtung in Widerspruch treten. Denn sie gewann wieder den festen Boden unter den Füßen, den die kühnen Luftsprünge des genialen Atta-Troll-Poeten ganz verloren hatten. Dieser Boden war der Boden der Überzeugung, der religiösen Begeisterung, des politischen Reformdrangs. Solchem Inhalte konnte die zerrissene Form Heine's nicht mehr genügen: man brauchte Energie des Ausdrucks, die geschlossene Ganzheit der Kunstform, statt der Pointe das Rondeau, statt des Witzes das Pathos, statt der lustigen, graziösen, frivolen Seitenpas den ernsten, gediegenen Manneschritt. Die politische Lyrik parodirte die Romantik nicht mehr; sie huldigte nicht mehr den schwärmerischen Gefühlen, um sie innerlichst aufzulösen: sie betrachtete die Don-Quixoterie als überwunden und wandte sich in directem Anlauf gegen den Staat und die Gesellschaft, insoweit beide idealen Ansprüchen nicht mehr genügten. Sie war von einer Jugendlichkeit, welche auf den begeisterten Anfang einer neuen Epoche hindeutete. Es ist viel über die ästhetische Berechtigung der politischen Lyrik gestritten worden, und kritische Autoritäten haben ihr gewichtiges Urtheil ausgesprochen; doch entschiedener zu ihren Gunsten spricht die nicht gemachte, nicht forcirte innige Theilnahme der Nation an diesen hohen Liedern politischer Begeisterung, sowie das unleugbare Talent der Dichter, welche sich dieser Richtung zugewandt. Wenn schaffende Kraft und freudiges Empfängniß sich auf einem Punkte begegnen: so ist dieser Punkt ein echter Quellpunkt der Zeit, des *Lebens*, der geschichtlichen Nothwendigkeit, dessen Recht ein höheres ist als das Recht, das die ästhetischen Scholastiker in subtilen Distinctionen festzuhalten suchen. Doch ist die politische Lyrik, wenn sie auch hier in einer neuen Gestalt auftrat, an und für sich keine neue dichterische Form, nichts Unerhörtes, Niedagewesenes oder dem Wesen der Lyrik Fremdes. Schon die Alten haben sich nicht auf anakreontisches Wein- und Liebesgetändel oder theokritische Idyllen beschränkt, sondern auch den Staat, das Gesetz, seine ruhige Weisheit, und den Krieg, seine thatkräftige Bewegung in lyrischer Feier verherrlicht. Der erhabene Pindar, der Sänger der olympischen Spiele, der größten griechischen Nationalfeierlichkeit, ist mit seinem Odenschwung ebenso gut ein politischer Dichter wie Tyrtäus mit seinen lacedämonischen Kriegsliedern. Wenn Horaz in servilen Strophen die Heldenthaten des Augustus feiert, so gibt er seine Poesie ebenso in den Dienst des Staats und der Zeitgeschichte, wie Juvenal, wenn dieser die Entsittlichung der Imperatorenzeit mit beißender Satire schildert. Ja, der größte Dichter des Mittelalters, das den Gegnern der politischen Poesie die Waffen borgen muß, der gewaltige Dante, hat in seine Hölle wie in seinen Himmel nur die Helden seiner Zeit eingesperrt und die gigantischen Kämpfe seines eisen- und glaubensfesten Jahrhunderts in den lyrischen Fresken seiner Phantasie verewigt. In der città dolente wohnt ebenso viel politische Poesie wie in den Räumen des Paradieses. Selbst der fromme Klopstock hat die Französische Revolution in kraftvoller, wenn auch kaum scandirbarer Begeisterung verherrlicht. Die Sänger

der Befreiungskriege, Körner, Schenkendorf, Arndt waren in Wahrheit politische Dichter. Der Widerspruch gegen die politische Lyrik konnte daher, wenn er einen vernünftigen Sinn haben sollte, nur gegen die neue Gestalt gerichtet sein, in welcher dieselbe seit 1840 auftrat. Es war vor allem die Unbestimmtheit ihres Gehalts, welche die Kritik herausfoderte. In der That lehnte sie sich an keine nationalen Thatsachen an, sondern ließ nur den vagen Kampfruf erschallen und hing allen Gelüsten ihres innern, revolutionären Dranges nach. Es war eine Lyrik der Postulate, die unbestimmte Ahnung eines neuen Völkerfrühlings, einer schönen, großen Zukunft, die Sehnsucht nach Kampf, gegenüber der Übermüdung durch triviale Verhältnisse. Die alte Mondschein- und Liebeslyrik hatte diese poetische Revolte hervorgerufen, deren rastloses Trommeln und Sturmläuten den philiströsen deutschen Parnaß erschreckte. Politische Ereignisse, wie die Thronbesteigung des Königs von Preußen, an welche sich so viele Erwartungen knüpften, hatten dieser Lyrik ein schwimmendes Floß gebaut, auf dem sie der Zeitstrom steuerlos herumtrieb. Diese ganze Kampflust hatte gar keinen Feind; sie wollte dreinschlagen, gleichgültig ob auf die Franzosen oder auf die Russen, wie es mit großer Naivetät Georg Herwegh, der Tyrtäus dieser lyrischen Fechtpositur, ausspricht:

O fraget nicht, wo Feinde sind!
Die Feinde kommen mit dem Wind!

Wie Heine aus der Romantik heraustrat, indem er sie durch ihre eigene Consequenz zu Grunde richtete, so riß sich diese kampflustige Jugend gewaltsam aus den Armen der Armida los und schloß sich irgend einem Kreuzzuge an, der gegen die „Tyrannen" abenteuerte. Die Unbestimmtheit des Gehalts hatte aber bei dieser Lyrik den Mangel an plastischer Sicherheit und fester Gestaltung wie die Gefahr der nebulosen Phrase zur nothwendigen Folge. Dennoch waren die Accorde ihrer dichterischen Begeisterung rein und voll; die Innerlichkeit, die sich aussprach und in der lyrischen Form mit vollem Rechte aussprechen durfte, hatte Kraft und edeln Schwung; der Geist der Unruhe, der Kampfeslust, des Thatendurstes, der sie beseelte, fand ein tausendstimmiges Echo im deutschen Volke. Auch muß man in der Entwickelung dieser Lyrik mehre Phasen unterscheiden. Bei den Vorläufern derselben, wie Grün und Lenau, klingt das politische Element nur wie Posaunenton aus dem großen Orchester heraus, in welchem elegische Violinen oder phantastische Bratschen die erste Stimme haben. Bei den eigentlichen Vertretern dieser Lyrik, wie Herwegh, Prutz und Andern, paßt die oben gegebene Charakteristik, während die jüngsten politischen Lyriker sich theils der socialen Frage zuwendeten, theils durch die neuen geschichtlichen Ereignisse einen bestimmten Gehalt, lebendige Farben und statt der gestaltlosen Zukunft eine gestalt- und farbenreiche Vergangenheit gewonnen haben.

Zu den Vorläufern der politischen Lyrik rechnen wir vor Allen Anastasius Grün, Nikolaus Lenau und Karl Beck, welche vorzüglich die freie Richtung der östreichischen Poesie vertreten. Anastasius Grün (Graf von Auersperg) trat zuerst mit „Blättern der Liebe" (Stuttg. 1830) auf, die indessen durch seinen „Letzten Ritter, Romanzenkranz" (Stuttg. 1830; 6. Aufl., Leipz. 1851) bald in Vergessenheit geriethen. Seine „Spaziergänge eines wiener Poeten" (Hamb. 1831; 3. Aufl., Leipz. 1844), sein „Schutt" (Leipz. 1835; 10. Aufl., 1851), seine „Gedichte" (Leipz. 1837; 9. Aufl., 1852) machten ihn zu einem Lieblingsdichter des deutschen Publicums, während seine beiden neuesten Schöpfungen, „Die Nibelungen im Frack" (Leipz. 1843) und „Pfaff vom Kahlenberg" (Leipz. 1850), seinen Ruhm nicht vermehren konnten. Anastasius Grün ist ein origineller Dichter, dessen entschiedenes Talent sich besonders im Bilderluxus gefällt und seine Gefühle und Gedanken nur in glänzendem Gewande in die Welt sendet. Seine Fehler sind die Fehler des Reichthums, die man um so leichter verzeiht, als gerade in jener Zeit die Wein- und Liebespoesie mit den abgetragensten Metaphern wirthschaftete. Doch ist es bei Grün [illegible] die leere Phrase, welche um geborgten Flitter einherstolzirt: Gefühl und Gedanke sind bei ihm echt und werthvoll, selbst wenn man sie [illegible]

baren Hülle entkleidet. Freilich kann man nicht leugnen, daß diese Fülle von Pretiosen, diese ungeregelte Treppenvegetation den geläuterten Geschmack weniger anspricht, indem oft der Gedanke von all diesen Wucherpflanzen der Phantasie erstickt wird. Auch findet man nie in der Grün'schen Poesie einen einfachen, klaren Sonnenblick des Goethe'schen Gefühls, die Musik und Harmonie der Naturlaute, die naive Wahrheit des Ausdrucks, die schmucklose Empfindung, die nur sich selbst gibt. Doch ebenso fern ist Grün von rhetorischem Pathos, von versificirter Beredtsamkeit, von directen prosaischen Wendungen. Für den so oft gehäuften Bilderreichthum entschädigt an andern Stellen ein seltener Schmelz des Ausdrucks, die echte Wärme dichterischer Begeisterung. Die Ahnung einer neuen und freien Zeit ist im Allgemeinen der Gedankengehalt seiner Werke. er ist ein poetischer Columbus, welcher den neuen Welt entgegeneilt. Unsicher dämmern ihre Umrisse in seiner Seele; aber sein Geist ist überzeugt, daß sie vorhanden, daß sie entdeckt werden muß. Der Dichter steht auf dem „Schutte" der alten Zeit. Aber er feiert diesen Schutt selbst, diese Kerker, Klöster, Paläste mit poetischer Andacht; er zeigt im „Letzten Ritter" den Untergang des Mittelalters, obschon seine Poesie selbst eine ritterliche ist, der die mittelalterlichen Sporen lustig klirren. Grün's Poesie wohnt in den Dämmerungsschauern der Neuzeit; wer könnte von ihr ein klares, bestimmtes Glaubensbekenntniß erwarten! Sie ist eine brennende Glasmalerei, welche bei aller Farbenpracht doch nur ein düsteres Licht verbreitet. Die Ritterlichkeit und der Adel seiner Gesinnung schützten ihn nicht vor den heftigsten Angriffen der jüngern politischen Lyriker, die auf seinem Kammerherrenschlüssel manchen satirischen Gassenhauer pfiffen. Dadurch wurde der Dichter selbst zu einer Reaction hingedrängt, die seinen poetischen Erzeugnissen nicht vortheilhaft war, indem sie ihnen einen gewissen herben Beigeschmack gab. So greift Grün in der Einleitung zu den „Nibelungen im Frack" die neue politische Dichtung an, als eine Poesie der Grimasse, als eine löschpapierne Zeitungspoesie, als versificirte Prosa, während er selbst in diesem Gedichte sich nirgends zu der Höhe seiner frühern Schöpfungen erheben kann. Es ist nichts als ein humoristisches Capriccio in langschleppenden Nibelungenstrophen, von irgend einem beliebigen geschichtlichen Notenblatt abgespielt. Daß der Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg Leidenschaft für die Baßgeige hatte, ist das historische Thema, das in einigen neckischen und drolligen Variationen uns vorgeführt wird. Alte Sagen, wie die von Thilo von Trotta und seinen Raben, Illustrationen aus der Zopfperiode, wie die Zwerge Peter's des Großen und die Grenadiere Friedrich Wilhelm's I., mancherlei andere Anekdoten sind in die Hauptanekdote hineinverwebt und bilden eine fragmentarische Mosaik mit vielen bunten Steinen, aber wenig Edelsteinen. Daß manches originelle Bild, mancher glückliche Gedanke mit unterläuft, versteht sich bei des Dichters Talent von selbst; doch bleibt immer das Ganze dieser verfrackten oder vielmehr bezopften Nibelungenpoesie für den Schwung seiner Dichtermuse zu untergeordnet. Auch verstand er es nicht, den drolligen Burlesken des Humors einen festen Boden zu unterbreiten, einen festen, einheitlichen Grundgedanken. Werthvoller ist die jüngste Dichtung von Anastasius Grün, der Pfaff vom Kahlenberg", ein ländliches Gedicht mit schönen, idyllischen Arabesken und landschaftlichen Schilderungen, darin sind ebenso reizend wie in zahlreichen lyrischen Stellen [illegible] lebend durch gesunden Sinn und brillanten Reichthum [illegible] Gedanken und Bilder. Der Pfaff vom Kahlenberg und Herzog Otto bilden den Mittelpunkt des geschichtlichen Bildes, aber die um den Rahmen herumschweifenden Ausmalungen [illegible] ländlichen Feste, die Jahreszeiten und ihre poetischen [illegible] die schalkhafte Genremalerei der Volksscenen, geben dem Ganzen [illegible] höheren dichterischen Gehalt. Die Unklarheit und Zerrissenheit [illegible] Composition, die bei einem solchen Gedichte in die Augen fallen, der Mangel an künstlerischer Einheit und künstlerischem Abschluß, das ganz lockere, fragmentarische Wesen verhindern die Grün'sche Muse, sich zu wahrhaft klassischen Schöpfungen emporzuschwingen. Sie begnügt sich vorerst damit, an den [illegible] Faden wieder [illegible] an den sie ihre glänzenden Perlen [illegible] schüttet, die

Blumen aus einem Füllhorn, aber sie windet sie nicht zum Kranze. Doch erst der Kranz, der sich in harmonischer Rundung zusammenfaßt, ist das Symbol der Kunst, welche den Blütenreichthum der Natur zu sinniger Einheit nach schönem Gesetz beschränkt. Der verschwenderische Blütenregen der Grün'schen Poesie läßt dieses Gesetz und diese Einheit vermissen. Der Inhalt des „Pfaff vom Kahlenberg" ist das liberale Fürsten- und Priesterthum: das Fürstenthum, welches auf die Wanderschaft geht und sich unter das Volk mischt, um seinen Wünschen zu lauschen, um seine Liebe incognito mit verborgenem Ordensstern zu erobern; das Priesterthum, welches, von jeder Askese fern, das Glück der Erde und den einfachen, reinen Genuß mit Hafis'scher Weisheit predigt. Hier zeigt sich der Gegensatz zwischen Anastasius Grün und der revolutionären Poesie. Während diese das Fürsten- und Priesterthum überhaupt angreift, als veraltete Formen geistiger Herrschaft, unfähig zur Beglückung der Völker, hat Grün die Aufklärungsepoche und seinen Kaiser Joseph im Auge, und läßt auf Thron und Altar die Menschenrechte predigen. Volk und Fürst, Fürst und Volk vereint, der Priester als edler Mittler zwischen beiden — das ist das volksthümliche liberale Motto der Grün'schen Poesie, die sich von jeder Begeisterung für freie Staatsformen und Institutionen fern hält.

Neben Anastasius Grün steht **Nikolaus Lenau** (Nimbsch von Strehlenau, gest. 1850), bedeutender durch seinen geistigen Gehalt und seine oft mystische Vertiefung, ihm ähnlich in der bilderreichen, oft überladenen Form der Poesie, ihm verwandt in der geistigen Richtung, dem dunkeln Ringen zwischen der alten und neuen Zeit, das sich bei ihm zu gewaltiger dämonischer Skepsis und zu gänzlicher Geistesverwirrung steigerte. Seine Werke sind: „Gedichte" (Stuttg. 1832; 2 Bde., 1 Bd. 14. Aufl., 2. Bd. 12. Aufl., 1852); „Neuere Gedichte" (Stuttg. 1838; 3. Aufl., 1843); „Faust, ein Gedicht" (Stuttg. 1836; 4. Aufl., 1852); „Savonarola, ein Gedicht" (Stuttg. 1837; 2. Aufl., 1844); „Die Albigenser" (Stuttg. 1842; 3. Aufl., 1852); „Dichterischer Nachlaß, herausgegeben von Anastasius Grün" (Stuttg. 1851). Die Heimat der Lenau'schen Poesie ist eine wilde ungarische Pußta mit ihren Haidschnuken, ihrem bunten Zigeunerleben, ihrem trüben Himmel, ihrer melancholischen Einsamkeit. In diesen düstern Bildern bewegt sich am liebsten die Phantasie des Dichters; sie schlägt um ihre Träume und Gestalten einen weit flatternden Trauermantel. Es ist viel Innigkeit, viel stille Wehmuth, viel ergreifende Rührung in seinen Gedichten, eine Zerrissenheit, die, jedem koketten Weltschmerz fremd, aus den innersten Tiefen der Seele und des ringenden Geistes herausbricht. Dagegen braust in seiner politischen Lyrik, besonders in den Polenliedern, ein feuriger Freiheitsdrang, eine echte Dichterbegeisterung, welche indessen, seiner eigenthümlichen Richtung treu, nicht den Sonnenaufgang der Freiheit und ihre Zukunft feiert, sondern am Grabe versunkener Nationen weint. Lenau's Diction zeichnet sich durch kühne und originelle Bildlichkeit aus, welche aber oft ins Maßlose und Unschöne ausartet und nicht immer den Gedanken mit Klarheit und Prägnanz ausdrückt. Wir finden bei Lenau viel Nebelbilder, verschwimmende Umrisse und zerfließende Farben, bisweilen aber auch Bilder von seltener Gewalt und Macht des Ausdrucks, wie sie nur dem begabtesten Dichtergenius zu Gebote stehen. Der Inhalt seiner größern Dichtungen ist eine wahre Götterdämmerung des Gedankens, ein mythologischer Kampf der alten und neuen Götter, ein titanisches Ringen des alten und neuen Glaubens, ohne Abschluß, Klarheit und Versöhnung. Seine Helden sind die Helden der geistigen Freiheit; aber diese Freiheit kommt oft zum Durchbruch in unfreier Form. Sein „Faust" ist, neben der großartigen, weltumfassenden Composition des Goethe'schen „Faust", nur ein wüstes Fragment, das in den ewigen Wiederholungen verwüstender Liebeslust, selbst in der kecken, genialen Skepsis des Mephistopheles, den Faust-Gedanken nicht zu erschöpfen vermag. Dennoch ist dieses Gedicht reich an Schönheiten, an grübelndem Tiefsinn des Gedankens, an glühender Farbengebung der Phantasie. Der tiefmelancholische Hintergrund gibt ihm einen eigenthümlichen Zauber und bewahrt der Schöpfung Lenau's, in dem Ge-

drängt der Faust-Dichtungen, einen originalen Werth. „Savonarola" feiert einen Märtyrer der Kirchenreform, aber der Katholicismus drängt sich, poetisch verherrlicht, zu sehr in den Vordergrund und läßt den Reformgedanken nicht in seiner ganzen Bedeutung erscheinen. Der Apparat des katholischen Glaubens ist mit einer poetischen Vorliebe beschrieben, welche dem freien Schwunge des Gedankens wesentlich Eintrag thut. In „Savonarola" ist viel unfreier Mysticismus, viel dumpfe, geistige Grabluft. Die Dichtung dürfte wol Lenau's schwächstes Werk sein. Der Dichtergenius wird vermißt in vielen Strophen, die rhythmisch lahm dahinschleichen und oft einen ebenso verkrüppelten Gedanken tragen. Der Bilderwust erzeugt Unklarheit und hemmt die freie frische Bewegung des Dichters. Der Reformator Savonarola selbst erhebt sich nur an einigen Stellen zu humaner Auffassung, zu universeller Bedeutung, ohne im Ganzen den Kreis der kirchlichen Schranken zu überschreiten. Die Reform innerhalb der Kirche selbst ist indessen ein zu karger Gedankengehalt für ein poetisches Werk des 19. Jahrhunderts. Nur an wenigen Stellen des Gedichts findet sich eine kühnere geistige Erhebung, Majestät des Ausdrucks und Tragweite der Gedanken. Frischer, kräftiger als „Savonarola" sind die „Albigenser", deren wechselnde Rhythmik schon vortheilhaft mit dem monotonen Versmaß des „Savonarola" contrastirt. Hier strömt wieder der echte Dichterborn mit urkräftigem Behagen. Die Verse sind schwunghaft und hinreißend, die epischen Schilderungen farbenreich und plastisch gerundet, der Stoff selbst über ein bestimmtes Credo hinausreichend und das Ketzerthum überhaupt, die Opposition des fortschreitenden Geistes gegen die starre Satzung, verherrlichend. „Der Geist ist Gott", dieses neueste, aus der Hegel'schen Philosophie herausdestillirte Dogma macht in der Lenau'schen Dichtung einen ergreifenden Effect, wenn es von einer begeisterten Jugend in die Sternennacht hinausgejubelt wird. Daß Lenau die damalige geistige Bewegung modernisirt hat, rechnen wir ihm zum Verdienste an, indem jene mittelalterlichen Stoffe sonst dem Bewußtsein der Gegenwart ganz ungenießbar sein würden. Es ist das Recht des Dichters, einen geschichtlichen Gehalt zu vertiefen. In den „Albigensern" ist der Gegensatz zwischen der heitern Provence, ihrem tiefblauen Himmel, den Liedern der Troubadours und jenen Gräueln der Verwüstung, welche der Glaubenskampf hervorruft, von besonders ergreifender Wirkung. Lenau's Muse verweilt mit Vorliebe bei den Schrecken des Kampfes und der Zerstörung. Sie hat etwas von dämonischem Behagen, von neronischer Wollust und sieht unversteinert der Gorgo in das entsetzliche Antlitz. Aber an dem Dichter selbst rächt sich die Meduse, welcher er opferte — sein Geist, verirrt in den labyrinthischen Gedankengängen, wurde wahnsinnig. Lenau, ein zweiter Hölderlin, starb im Irrenhause. Noch blieb es unermittelt, was diese traurige, psychologische Krisis hervorgerufen; doch die Anfänge, die darauf hindeuten, finden sich in der phantastisch-traumhaften Weltanschauung, welche aus Ossianischen Nebeln heraus vergebens einen neuen Tag gebären will, in diesem Wühlen in den Nachtseiten und Untiefen der Natur und des Lebens, in der nervösen Anstrengung des unablässigen Geisterbannens, während dem Zaubermeister doch das rechte, klare Wort der Lösung fehlte. Auch Lenau's „Poetischer Nachlaß" gibt uns nicht den Schlüssel zu der unglücklichen Wendung seines Geschicks. Sein „Don Juan", obgleich unvollendet und in seinen Übergängen fragmentarisch und unausgearbeitet, ragt an Sicherheit und Bestimmtheit der Zeichnung, an Klarheit der Bilder und Gedanken über seine frühern Schöpfungen, ohne ihnen an Kraft und Schwung nachzustehen. Indessen war schon der Lenau'sche Faust nicht vielmehr als ein Don Juan mit melancholischer Färbung und philosophischer Tournüre: der Gegensatz zwischen Spiritualismus und Sensualismus ist in beiden Dichtungen nicht mit objectiver Bestimmtheit ausgeprägt. Sein Faust ist ein spiritualistischer Don Juan; sein Don Juan ein sensualistischer Faust, besonders in den letzten Scenen, in denen er mit reflectirender Blasirtheit sich ausspricht. Doch ist der Stil im „Don Juan" dramatischer, poetischer, schärfer als im „Faust", eine

gut geschliffene und geschwungene Damascenerklinge. Der geniale Lebens- und Liebesdrang im „Don Juan" läßt allen grübelnden Tiefsinn bei Seite, und macht es um so unerklärlicher, daß nach diesem letzten frischen poetischen Frühlingstage Lenau's Geist in die Nacht des Wahnsinns versinken konnte. Auch die andern zerstreuten Liederblüten des Nachlasses, wenn auch einige schon am Abgrunde gepflückt sind, zeugen von keiner Verirrung des Genius, nur von der alten innigen und sinnigen Versenkung in die Tiefen der Schöpfung. Mit Lenau hat die Nation einen reichbegabten Dichter verloren, dessen edles Gemüth und hohes geistiges Streben dauernder Anerkennung werth sind.

An Lenau und Grün schließt sich Karl Beck, ein Ungar von glühender Phantasie, Kraft und Feuer des Ausdrucks; aber weder so gedankenreich wie Grün, noch so gedankentief wie Lenau, in seiner Sturm- und Drangperiode mehr versprechend als er nach ihrem Abschluß zu halten scheint. Seine hauptsächlichsten Werke sind: „Nächte, gepanzerte Lieder" (Leipz. 1838); „Der fahrende Poet" (Leipz. 1838); „Stille Lieder" (Leipz. 1840); „Janko, der Roßhirt, ein Roman in Versen" (Leipz. 1841); „Gesammelte Gedichte" (Berl. 1844; 3. Aufl., 1846); „Lieder vom armen Mann" (Leipz. 1846; 3. Aufl., 1847); „Monatsrosen" (Berl. 1848). In den „Nächten" zeigt sich Beck's Talent in der ersten poetischen Gährung, mit vielem unbestimmten Freiheitsdrang. Vorwiegend ist die burschikose Opposition gegen das Philisterthum, die allgemeine studentische Jugendfreudigkeit. Die Poesie trägt den Stempel echter Begeisterung, deren Schwung indessen oft durch lange Bilder gehemmt wird. Die Bilder vertreten bei Beck nicht immer einen Gedanken, sondern sie ersetzen ihn oft. Sie sind oft bloßer Schmuck, eingefügt, um die Fugen der gedanklichen Architektonik zu verbergen. Der orientalische Aufwand der Beck'schen Diction hüllt oft sehr dürftige Gedanken ein. Der Held der „Nächte" ist Ludwig Börne, der eine Freiheitsbibel schreibt, ein etwas wüstes Evangelium, das mit der Schärfe des Börne'schen Ausdrucks sonderbar contrastirt. Die Freiheitsbibel bewegt sich in biblischen Paraphrasen, welche die Gestalten und Ereignisse des Alten Testaments gleichsam mit dem Börne'schen Schlüssel transponiren. Die grandiose Bildlichkeit der Bibel hat auf den Beck'schen Stil einen unleugbaren Einfluß ausgeübt und vielen seiner Dichtungen Erhabenheit und Größe des Ausdrucks gegeben. Der „Fahrende Poet" ist ein deutscher Childe Harold, der mit den „Nächten" einen oft wüsten Bilderreichthum gemein, vor ihnen aber Objectivität, Plastik und Anschauung voraus hat. Besonders zeugen die ungarischen Nationalbilder von lebensvoller Kraft der Schilderung und haben zum Theil poetisches Rondeau und melodischen Abschluß. Im „Janko" schuf der Dichter ein größeres Ganze, das sein dichterisches Talent, den Reichthum an Phantasie und Empfindung, und sein Gestaltungsvermögen in das hellste Licht stellte. Der nationale und landschaftliche Hintergrund, das Ungarland mit seinen Haiden und Schenken, seinen Magnaten und Zigeunern, gab dem Dichter ein prächtiges Colorit, während der Inhalt dieser Dichtung, der rechtlose Kampf zwischen dem Knecht und dem Herrn, die Gewaltsamkeit feudaler Zustände, das von den Magnaten usurpirte jus primae noctis und die Blutrache des Beleidigten, eine sociale Tendenz klar hinstellt und verficht. Beck hat die Plastik des „Janko", die bis zur geschicktesten Genremalerei hinab, wie bis zur dramatischen Gruppirung der Charaktere hinaufsteigt, später nicht wieder erreicht. Wenn auch einzelne Verse lahmen, einzelne Wiederholungen ermüden, einzelne Bilder schief und nebelhaft sind: so entschuldigt dafür hinlänglich der poetische Schwung, der oft gewaltige, hinreißende Ausdruck des Gefühls und die düstere Harmonie, in welcher Gestalten, Thaten, die Landschaft und der Himmel selbst übereinstimmen. Beck hat die im „Janko" plastisch gestaltete sociale Tendenz in den „Liedern vom armen Manne" ganz direkt herausgekehrt. Diese Gedichte sind von ungleichem Werthe. Einige haben Kraft, Schwung, Fleisch und Blut, andere erinnern zuviel an das triviale nackte Elend. Beck hat hier zu viel prosaisches Holz im Schweiße seines Angesichts für die Küche des Ar-

men. Die Gesinnung ist edel und wohlwollend, aber die Poesie ging bei der tendenziösen Arbeit verloren. Die Widmung an Rothschild ist fulminant, ein poetischer Brander, ein socialistischer Fehdebrief, in der Form gerundet, schlagend, gewaltig. Die „Stillen Lieder", die „Monatsrosen" enthalten manches weiche, zarte Gedicht, obgleich unter den letztern viele welke Rosen sich befinden, während das in die Sammlung der „Gedichte" aufgenommene größere Gedicht „Auferstehung" in grandiosem biblischem Schwung und hoch aufgebauschter Sprache nur einen theils unklaren, theils trivialen Gedankengehalt zu Tage fördert. Ueberhaupt ist Beck in den letzten Jahren fast ganz verstummt. Sein einziges poetisches Lebenszeichen, das Gedicht an den Kaiser Franz Joseph (Wien 1849), so wohlmeinend es sein mochte, bewies nur, daß die Zeit der „gepanzerten Lieder" bei Beck vorüber sei.

Während in Grün, Lenau und Beck die politische Lyrik, wie eine orientalische Schönheit, noch in strenger Verhüllung auftrat und nur mit dem Feuerauge durch einen dichten, sterngewobenen Bilderschleier blitzte, riß Georg Herwegh ihr zuerst den Schleier ab, und ließ, frei von allem Bilderwerk, ihr klares Auge, ihre festen Züge sehen. Der Ton der Herwegh'schen Lyrik war ein neuer, bedeutender — sie machte Sensation. Das ganze Volk jubelte dem Dichter auf seinem Triumphzuge zu; der König von Preußen selbst ertheilte dem Republikaner Audienz. Diese Lyrik hatte wie ein Rausch die Geister ergriffen, die „Gedichte eines Lebendigen" (Zür. und Winterth. 1841; verm. Aufl., 2 Thle., 1843—44) hatten gleichsam die Pforte eines neuen Lebens aufgethan. Diese Thatsache läßt sich nicht fortleugnen. In vormärzlicher Unschuld erquickte sich selbst ein Theil der politischen Reactionäre und Orthodoxen an solchem poetischen Feuerweine, während die philosophische Kritik in den „Deutschen Jahrbüchern" Herwegh als den Dichterkönig auf den Schild hob und die politische Lyrik als die allein berechtigte, als eine neue Phase der deutschen Geistesentwickelung den untergehenden Richtungen gegenüberstellte. Arnold Ruge war der kräftige Täufer des neuen poetischen Messias, der mit Schwerterklang kam und dem zu Häupten keine Taube, sondern ein Adler flog. Was Herwegh von den vorausgehenden Lyrikern besonders unterscheidet, ist in der Form die Einfachheit, Kraft und Klarheit des lyrischen Rondeau, das der Dichter aus der Schule Béranger's und der französischen Volkspoesie sich angeeignet, im Inhalt aber die Energie der politischen Freiheitsbegeisterung, die sich nicht mehr hinter schüchterner Symbolik verbarg oder die Faust in einer Tasche voll Bildern ballte, sondern sich unmittelbar und schwunghaft an die Jugend und an das Volk wendete. Diese Energie verlieh der Form und dem Inhalt die künstlerische Einheit und die tiefgreifende Wirkung. Herwegh's Gedichte waren aus einem Guß, niet- und nagelfest. Da war nichts Gelöthetes, nichts Angeklebtes: es war die echte Dichterkraft, die aus dem Vollen schafft. Herwegh's Gedichte waren eine neue Ausgabe von Körner's „Leier und Schwert", denn sie athmeten die ganze trotzige Autonomie der Freiheitskriege, die begeisterte Kampfeslust der Jugend, den Weckruf gegen die Tyrannei, wenngleich bei Körner der Kampf einen bestimmtern Feind, ein festeres Ziel hatte. Hier begegnen wir den Mängeln der Herwegh'schen Lyrik, die allerdings bedeutend auftrat, weil sie die Stimmung einer ganzen Zeit prägnant ausdrückte, aber mit dieser verwehenden Stimmung auch einen großen Theil ihrer Bedeutung einbüßte. Sobald sich das politische Leben concreter gestaltete, das unbestimmte Verlangen sich formulirte, geschichtliche Thaten und Ereignisse in festerer Gestalt in den Vordergrund traten: war jene Epoche der Werdelust, des ziellosen Thatendrangs verrauscht und der „Trompetenruf im Morgengrauen", wie man die Herwegh'sche Lyrik bezeichnen könnte, fast vergessen. Doch wie die Körner'sche Lyrik, werden auch Herwegh's Gedichte, als kräftiger Ausdruck einer ganzen Zeitepoche, durch das große Talent, das sich in ihnen formbeherrschend ausspricht, und durch ihr politisches Pathos, durch die dichterische Prophetengabe, welche die nächste Zukunft schon bewährte, stets eine hervorragende Bedeutung behaupten. Der [illegible] Streitton der Herwegh'schen Lyrik wurde indessen von [illegible] geschulten und [illegible] Gedanken geführt. Ihre größere Klarheit im

Vergleich zu Grün und Beck lag mehr in der Form als in dem Inhalt, der eine bunte Musterkarte verschiedenster Richtungen war. Herwegh feierte bald den König von Preußen, den er zu einem Eroberungskriege gegen das übrige Deutschland aufforderte, bald brachte er der Republik ein Hoch. Seine Poesie war royalistisch und republikanisch durcheinander. Bald brauste sie deutsch-national auf, setzte sich in Positur gegen die Franken und schützte den Vater Rhein; bald hatte sie eine kosmopolitische Färbung und pries die völkerverbrüdernde Humanität. Trotz dieser Unklarheit der Tendenz war sie Das, wofür sie sich ausgab, eine Poesie des Lebens, gegenüber dem todten Dilettantismus der Aristokratie, eine Poesie der Gesundheit und Kraft gegenüber altersschwachen Zeitdichtungen. Sie vertrat die Bewegung, den Kampf à tout prix, das frisch sich ausjubelnde Lebensgefühl des deutschen Volks. Ihre Losung war: statt der Kreuze die Schwerter, statt des schmerzlichen Duldens den freudigen Kampf. Die Rosse mußten wiehern und stampfen, die Trompeten schmettern; Todesahnung, wie bei Körner, Todessehnsucht, nicht weil man des Lebens müde war, sondern weil man schön und ehrenvoll sterben wollte! Die meisten und die bekanntesten Herwegh'schen Gedichte athmen diesen Geist. In einigen, wie in dem „Gang um Mitternacht", offenbart sich eine hohe, dichterische Weihe und seltene Meisterschaft der Form; in andern, wie in dem Gedicht auf „Büchner's Tod", eine gedankenvolle Begeisterung, welche auch in den „Sonetten" mit Hinneigung zu St.-Simonistischer Tendenz in Ehe und Liebe vertreten ist. Der zweite Theil der „Gedichte eines Lebendigen" fällt bereits in eine Zeit, in welcher die jugendliche Kampfeslust mancher Enttäuschung preisgegeben wurde. Derselbe hat lange nicht die Frische und den Schwung der ersten Gedichte: der satirische, epigrammatische Ton herrscht vor. Die Siegesgewißheit hat einer frivolen Skepsis weichen müssen. Auf der andern Seite hat der Dichter sein Glaubensbekenntniß formulirt und abenteuert nicht mehr unter verschiedenartigen Fahnen. Der Dichter stellt sich mit Entschiedenheit auf die Seite der revolutionären Partei und wirft dem Könige von Preußen in Dante'schen Terzinen einen republikanischen Fehdebrief hin. Außerdem enthalten die neuen Gedichte einige socialistische Volkspoesien in Béranger'schem Stil und Anklänge an das Junghegelthum, wie z. B. das „Heidenlied", während in den ersten Gedichten der persönliche Gott, dem der Dichter bald grollt, zu dem er bald betet, den er bald segnen, noch öfters fluchen läßt, ein unentbehrliches Agens der Begeisterung ist. Seither hat Herwegh, außer einer Übersetzung von Lamartine's Dichtungen, nichts von Bedeutung mehr veröffentlicht.

Neben Herwegh steht Franz Dingelstedt, den Heine den Cassius dieses Brutus nennt, obgleich Dingelstedt sich von dem Vorwurf hohläugiger Freiheitsträumereien in letzter Zeit gänzlich frei gemacht hat. Wir erwähnen von seinen Schriften: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1840; 2. Aufl., 1842); „Gedichte" (Stuttg. 1845); „Nacht und Morgen" (Stuttg. 1851), von denen das erste Dichterwerk der revolutionären, das zweite der neutralen, das dritte der reactionären Poesie angehört. Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" haben viel Formgewandtheit und satirische Herbheit, sind aber anfänglich entschieden überschätzt worden. Es ist manch leeres Getute darin, das nicht aus dem Herzen kommt. Die demokratische Lyrik von Dingelstedt verhält sich zu der von Herwegh wie der Nachtwächterspieß zum Schwert. Sie hat von kriegerischer Begeisterung keine Spur, und schleppt nur hin und wieder irgend eine verirrte Lächerlichkeit oder Trunkenheit des deutschen Geistes, irgend einen Don Quixote oder Sancho Pansa auf ihre poetische Wache. Daß Dingelstedt sich zu den politischen Freiheitsdichtern gesellte, war mehr eine momentane Laune als eine innere Nöthigung. Bedeutender sind die „Gedichte", in denen sich die eigenthümliche Individualität Dingelstedt's, seine Eleganz, seine Grazie, der Goethe'sche Hauch der Poesie, sowie eine wahrhaft moderne Lebensauffassung in Stoff und Form gleichmäßig bewährt. Die Krone dieser Gedichte ist „Der Roman", eine Schöpfung aus einem Guß, ein poetisches Lebensbild von wärmster Farbengebung, beredter Sprache der Leidenschaft und großer Plastik der Darstellung. Der

südliche Hauch der Sinnlichkeit und tiefer Naturempfindung, der den „Roman" durchweht, wie seine gegen die Herrschaft der Sitte rebellische Tendenz, haben dem Dichter manche Anklage zugezogen. Doch ist die Tragik eines einfachen, tiefen Gefühls, das an den Schranken der Gesellschaft untergeht, gewiß ebenso berechtigt wie der Gegensatz zwischen der milden, freien, üppigen Natur und der unwahren heuchlerischen Civilisation. Vortrefflich ist es Dingelstedt gelungen, diesen Contrast poetisch zu malen, ihn sowol in der Rhythmik wie im ganzen Gang der Verse zu spiegeln. Das Jungdeutsche, Novellistische, das Dingelstedt charakterisirt, zeigt sich auch hier, nicht immer zum Vortheil der Dichtung, indem die Blasirtheit, der Weltschmerz, der Ekel, die Abspannung, die ganze moderne Culturbarbarei sich zu breit und selbstgefällig expliciren. Doch ein Talent, welches Farben und Töne meistert, macht diese Auswüchse leicht vergessen. Der „Roman" ist die schönste Blüte der Dingelstedt'schen Poesie, deren neuestes Werk „Nacht und Morgen" wieder dem politischen Dilettantismus verfallen ist, welcher seine satirischen Geißelhiebe zur Abwechselung einmal von der andern Seite fallen läßt. Die vielangegriffene Metamorphose des Dichters scheint uns nicht so beachtenswerth, indem sein eigentliches Wesen sich nicht in politischer Lyrik ausspricht. Das Positive, was er gibt, erscheint hier so oberflächlich wie in den Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters, und die negatiae Satire kehrt sich nicht an Parteistandpunkte. Dennoch muß man die „Fresken aus der Paulskirche" verurtheilen, weil der Dichter hier einem großen Streben nur kleine Seiten abgewinnen kann.

Robert Eduard Prutz betrat das Gebiet der Lyrik 1840 mit seinem Gedicht „Der Rhein", mit welchem er dem „Rheinlied" von Niklas Becker ein Paroli bieten wollte. Niklas Becker, dessen „Gesammelte Gedichte" später seine poetische Impotenz an den Tag legten, hatte, wie ein blindes Huhn, eine Perle gefunden, die auf dem Acker des deutschen Patriotismus lag, und die ihm von Fürst und Volk golden eingefaßt wurde. Die Renommage des französischen Ministeriums Thiers und einiger rheinlüsterner Poeten hatte in Deutschland eine gleiche Renommage hervorgerufen. Der Ausdruck dieser Renommage war das Becker'sche Rheinlied, das in allen Salons und Schenken gesungen wurde. Die Form war glücklich getroffen, kurz und bündig zusammengefaßt. Doch dieser drohenden Attitude mit erhobener Faust suchte Prutz eine tiefere Bedeutung zu geben, indem er dem leeren Patriotismus a tout prix den wahren erfüllten Patriotismus gegenüberstellte. Dies konnte nicht geschehen, ohne dringende Postulate in Bezug auf ein freieres deutsches Geistesleben hinzustellen. So sehr das Prutz'sche Gedicht „Der Rhein" das Lied von Becker an Gedankengehalt überwogte, stand es doch, was sangbares Rondeau der Form betrifft, hinter diesem zurück. Hiermit ist überhaupt die Lyrik von Prutz charakterisirt. Es ist eine Reflexionspoesie, oft von tiefem Ausdruck der Empfindung, oft von gewaltiger schlagfertiger Rhetorik, oft von satirischer Erbitterung, ohne indessen, bei aller Glätte der Form, bei aller Vorliebe für Strophenbildungen und Refrains, in sangbaren Liederweisen auszutönen. Damit soll keineswegs ein Tadel ausgesprochen sein, wie es von jener einseitigen, in ihren Phrasen modischen Kritik geschieht, welche keine andere lyrische Form kennt als das Lied, und Alles, was über diese einfache Gefühlsblüte durch üppig wuchernde Phantasieranken oder hochragende Gedankendolden sich erhebt, als Rhetorik verdammt — ein Urtheil, welchem unsere größten und volksthümlichsten Dichter, Klopstock und Schiller, zum Opfer fallen müßten. Die Berechtigung gedankenvollen Odenschwungs und anderer höherer lyrischer Dichterformen zu leugnen, konnte nur einer Zeit einfallen, welche den romantischen Minnesang mit seinem Singsang und Klingklang gern zur Alleinherrschaft bringen wollte. In den „Gedichten" (Leipz. 1841), die dem Prutz'schen Rheinliede folgten, wird die eigentlich politische Lyrik nur durch einzelne Anläufe vertreten, während die alte Liebes- und Balladenpoesie gewaltig ins Kraut schießt. In seinen spätern „Gedichten" (Zür. 1843; 3. Aufl., 1846) schließt sich Prutz ganz an Herwegh an, bestimmter in seinen Foderungen als dieser, aber weniger schwunghaft, of-

breit und doctrinär, in seinen satirischen Wendungen meist schlagend, doch auch nicht selten unpoetisch trivial. Während Herwegh die jugendliche Richtung in Poesie und Politik mit naiver Hingabe vertrat, reflectirte Prutz über diese Jugendlichkeit und ihre Berechtigung, und gab so seiner Poesie ein gewisses altkluges Aussehen. So tritt er in seiner „Rechtfertigung" für die politische Poesie mit der Miene eines Kritikers und Literarhistorikers in die Schranken, welche den Dichter selbst beeinträchtigen muß. Der Inhalt seiner Poesie wird hiermit positiver als bei Herwegh: es sind die Doctrinen des preußischen Liberalismus von 1840, Freiheit der Presse, Constitution u. s. w., welche mit revolutionärem Drang und von Herwegh geliehener stürmischer Kampfeslust gepredigt werden. Die Muse von Prutz weiß, was sie will; aber sie weiß es zu sehr. Es gibt eine gewisse Unschuld der Poesie, die sie gegenüber den Mysterien des politischen Hausstandes bewahren muß. Die constitutionelle Staatsform besonders, mit ihren complicirten Gewalten und ihrem ineinander geschachtelten Regierungssystem, ist der dichterischen Muse geradezu feindlich, während sie die Thaten großer Alleinherrscher und die einfache Freiheitsglorie der Republik mit Begeisterung besingt. Es macht daher einen peinlichen Eindruck, wenn Prutz das unscandirbare Wort Constitution mit Haut und Haar in seine Jamben hineinzwängt. Solche directe, an das Königthum gerichtete Interpellationen, wenn sie auch den Wunsch eines Volks und einer Zeit ausdrücken, sind deshalb poetisch wirkungsloser als die begeisterten Apostrophen eines Herwegh, mögen diese auch ohne festen Gehalt ins Blaue hinausstürmen. Die neuesten „Gedichte" von Prutz (Manh. 1849) zeigen das Epigonenthum der politischen Lyrik, welches ohne rechten Schwung sich durch beißende Satire und für manche gescheiterte Hoffnungen durch verzweifelte Lustigkeit schadlos hält. Prutz steht darin, wenn auch mit etwas anderer Färbung, auf demselben Standpunkte, wie Dingelstedt in seinen neuesten Gedichten. Trotz pathetischer Trauerklänge für Robert Blum konnte die Muse der geschichtlichen That gegenüber sich nur negativ verhalten, indem der unheimliche Sonnenbrand der faits accomplis die farbigen Nebel der Verheißung schmolz, und mit ihnen die ideale Dämmerung, in der jene Muse die Flügel regte. Andern Talenten, die sich an der ersten Drang- und Sturmepoche nicht betheiligt hatten, aber größeres Gestaltungsvermögen besaßen, wie Freiligrath, war es vorbehalten, ein zweites Stadium der politischen Lyrik zu vertreten, das an die neue geschichtliche That anknüpfte und den reichen Stoff mit glühender Farbengebung und ungetrübter Begeisterung bewältigte. Für Prutz bleibt noch charakteristisch die entschiedene Feindschaft gegen die Theologie, ein Erbtheil der Junghegel'schen Richtung. Wir finden die geharnischte Polemik der „Deutschen Jahrbücher" vielfach in seinen Versen wieder. Prutz ist ein vielseitig gebildetes Talent, bei welchem die verschiedenen Sphären geistiger Thätigkeit sich oft stören und besonders die Gelehrsamkeit der Poesie einen didaktischen Anstrich gibt.

Naiver, unmittelbarer, frischer als Prutz, ein moderner Minnesänger, hin und wieder freilich auch Bänkelsänger, ist Heinrich August Hoffmann (von Fallersleben), eine derbkräftige, echt deutsche Natur, in alter Volksweise herangebildet, fern von aller Reflexion und Gedankenvertiefung, ein einfacher „Liederdichter". Von seinen zahlreichen Gedichtspenden erwähnen wir: „Buch der Liebe" (Bresl. 1836); „Unpolitische Lieder" (2 Bde., Hamb. 1840—41); „Schlesische Volkslieder" (Leipz. 1842); „Deutsche Lieder aus der Schweiz" (Zürich 1843); „Kinderlieder" (Leipz. 1843); „Deutsche Gassenlieder" (Zürich 1843); „Maitrank" (Paris 1844); „Salonlieder" (Zürich 1844); „Hoffmann'sche Tropfen" (Zürich 1844) u. s. w. In seinen ersten Liebesliedern war Hoffmann innig und sinnig, zart und einfach, mit herzlicher Hingabe an die Natur und den feststehenden Gehalt des Lebens. Er gehörte zu den Romantikern der guten Sorte, welche an dem frischen Lieborn des Mittelalters schöpften, ohne gerade die neue Zeit mit diesem heiligen Wasser taufen zu wollen. Der Standpunkt des Dichters ging zwar über den Standpunkt eines Walther von der Vogelweide nicht hinaus — was für einen Dichter der Neuzeit doch eine zu große Beschränkung war; aber die herzliche Unbefangenheit und Freu-

digkeit seiner Sangweise entschädigte reichlich für den kargen Gedankeninhalt. Die politische Bewegung von 1840 trieb indessen auch Hoffmann aus dem engen Kreise hinaus und gab ihm andere Stoffe. Es hieß mit den Worten des alten Märchens: Knüppel aus dem Sack, und der langgelockte Minnesänger schwang seinen Knotenstock, den er aus dem frischen Wald altdeutscher Poesie sich geholt, auf Adel, Polizei, Klerus und Fiscus, Censoren und Russen. Er pilgerte mit seinen Liedern von Ort zu Ort und schreckte durch seine Refrains die Polizei. Diese „Hoffmann'schen Tropfen" waren bitter genug und zischten auf, als sie auf den heißen Stein der preußischen Patrimonialzustände fielen. Hoffmann ist der Dichter des politischen Liedes, der sangbaren Opposition, die von Mund zu Mund ging. Er ist der Volkspoet des Liberalismus: denn zu einer höhern Weltanschauung hat er sich nie erhoben. Er ist der Dichter des musikalischen Epigramms, dessen Pointe durch eine melodische Cadenz gemildert wird. Sein Witz ist weder der schlagend-geniale Witz von Heine, noch der satirisch-gelehrte von Prutz: es ist der derbe, ungenirte Volkswitz. Sein Humor war vollbackig, wie ein Posaunenengel an einer Wirthshausthüre, und stieß mit vieler Bonhommie ins Horn.

Es erscheint natürlich, daß unter den vielen Fläschchen Hoffmann'scher Tropfen einige abgestanden, matt und wirkungslos waren, um so mehr, als die politische Luft sich änderte, während ihre Etiketten immer gleich blieben. So ist unter den „Gassen-" und „Salonliedern" manches ungenießbare Wirthshauspoem, das selbst Hoffmann's eigener Vortrag nicht erquicklich machen konnte. Das Genre der Hoffmann'schen Lyrik bedarf großer Präcision, und verliert doppelt, wenn es breitgeschlagen wird. Doch bleibt Hoffmann das Verdienst, der politischen Lyrik, welche meist in rhetorischen Feuergarben auffoderte, eine sangbare und volksthümliche Form gegeben und eine von den andern Dichtern vernachlässigte Seite mit Glück cultivirt zu haben. Er zeigt sowol, daß der Minnesang, wenn er wieder auftaucht, sich den Anfoderungen der Gegenwart nicht entziehen kann, als auch, daß die politische Lyrik in allen Satteln gerecht ist, und der Form des einfachen Liedes ebenso zugänglich wie dem begeisterten Odenschwung. Wenn sich Hoffmann in neuester Zeit wieder ganz der alten Liebeslyrik zugewendet hat, so ist dies insofern zu bedauern, als er auf dieses Gebiet nicht mit bereicherter und moderner Lebensanschauung zurückgekehrt ist. Wir finden nur die alte, längst zu Tode gehetzte, romantische Liebespoesie, die selbst in den „Ghaselen an Johanna" nur wenig über den oft beschriebenen Kreis der Alltagspoesie hinausgeht. Mag diese Poesie auch an ein neues Erlebniß anknüpfen, das für den Dichter selbst bedeutsam ist: das Publicum ist auch in der Lyrik der nur subjectiven Herzensergüsse müde, wenn sich in denselben nicht eine über die triviale Bedeutung erhabene Weltansicht oder eine die ganze Welt in ihren Tiefen spiegelnde Individualität ausspricht.

Bedeutender als Hoffmann's liebenswürdiges Talent ist der Dichtergenius von Ferdinand Freiligrath, der in der Gruppe politischer Lyriker, welcher er spät erst sich anschloß, wie Hoffmann den Chanson, die plastische, objective Gestaltungskraft vertritt. Freiligrath's Schriften sind: „Gedichte" (Stuttg. 1838; 12. Aufl., 1851); „Ein Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844; 2. Aufl., 1848); „Ça ira, sechs Gedichte" (Herisau 1846); „Neue sociale und politische Gedichte" (1. Heft, Düsseld. 1849). Was die „Gedichte", welche Freiligrath's Dichterruhm sicherten, charakterisirt, ist die Flucht aus den ausgefahrenen Gleisen der trivialen Lyrik, die mit ihren Bildern und Gedanken bankrott gemacht hatte. Der Stoff dieser Reimereien war ebenso verbraucht wie ihre Form. Freiligrath suchte und fand einen neuen Stoff, eine neue Form. Während die aussterbende Lyrik der Romantiker immer in denselben Gefühlen schwelgte, und in einer leeren, gehalt- und gestaltlosen Subjectivität aufging, wußte Freiligrath der Poesie ein neues Feld der Gestaltung, der plastischen Objectivität zu erobern, indem er sie in die Fremde schickte und ihr die Schätze ferner Völker und Zonen dienstbar machte. Diese große Weltfahrt mußte erquickend und befruchtend wirken, da sie die Gemüther aus der lyrischen Selbstqual und ihren kleinen, erbärmlichen Interessen zu

weiten Perspectiven und Panoramen weckte. Der Orient und der Occident, die Wüsten Syriens und Afrikas, wie die nordamerikanischen Urwälder, Sitten und Glauben, Gefühl und Weltanschauung der verschiedensten Völker, und zwischen den Welttheilen der Ocean und die länderverbindende Schiffahrt — welch ein Reichthum von Anschauungen und Bildern, von frischem, unmittelbarem Leben! welch ein glücklicher Realismus in Vergleich mit der Armuth der hyperidealistischen Dachstubenpoesie! Aus diesem Contrast ist die Freiligrath'sche Poesie zu begreifen. Heine begab sich mitten in das Lager der Romantiker hinein, um dort in schalkhafter Verwirrung ihren ganzen Hausrath durcheinander zu werfen. Freiligrath floh aus ihm, ohne irgend ein Angedenken, irgend eine Busenschleife der Romantik mit in die Ferne zu nehmen. In der That ist nicht blos der Stoff, sondern auch die Form Freiligrath's neu und original. In der Gefühlsdichtung waren die meisten Reime so abgetragen, daß kein anständiger Dichter sich mit ihnen sehen lassen konnte. Sie waren Gemeingut des dichterischen Proletariats geworden; die Nachtigallen hatten vor den Spatzen nichts voraus. Freiligrath brachte mit den exotischen Vögeln auch neue Tonweisen in den deutschen Dichterwald mit, buntgefiederte Reime mit selsamem Klang, ein rhythmisches Orchester von wunderbarer Tongewalt. Die deutsche Sprache zeigte sich auf einmal wieder productiv und förderte aus ihren tiefsten Schachten neues Dichtererz an den Tag. Daß sie dabei nicht keusch blieb im Sinne Adelung's und der Sprachreiniger, sondern sich mit dem Gute fremder Sprachen bereicherte, war hier doppelt verzeihlich, weil der exotische Inhalt selbst eine fremdartige Färbung verlangte. Die Freiligrath'sche Form trat indessen gleich mit großer Sicherheit und Meisterschaft auf, gab sich von vorn herein als ganz und vollgültig und ließ die Anklage kecker Neuerung nicht aufkommen. Eine üppige Tropenvegetation der Phantasie wuchert in diesen Gedichten, der frische Hauch des Kosmopolitismus schwellt die poetischen Segel und erlöst von engen unleidlichen Verhältnissen und Ansichten. Freiligrath ist ein Zeichner und Maler von großem Talent, unübertrefflich in seinen Schilderungen. Die Schilderung ist das Wesen der Freiligrath'schen Dichtung. Seine Phantasie hielt sich an das Reale, Gegebene und reiht es in gewandten Bildern aneinander. Er besitzt weder Tiefe der Reflexion, noch Pathos des Gedankens. Der Mensch ist in diesen Gedichten nur Staffage; ihre Seele ist die Naturgewalt, die blindschaffende, die Offenbarung des unerschöpflichen Gestaltenreichthums in allen Zonen. Dennoch erinnern sie mehr an einen Kosmos, als an einen Orbis pictus, weil die Weltseele, die höhere Einheit, ein Dichtergenius selbst gegenwärtig ist und die zerstreuten Gestalten als ein geheimes Band zusammenhält. Im Einzelnen hat Freiligrath sein neues Genre nach verschiedenen Seiten hin auszubilden gesucht. Sein „Löwenritt" ist die glänzendste Thiermalerei, welche die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Sein „Mohrenfürst" ist eine exotische Ballade; sein „Ausgewanderter Dichter" vertritt die Gefühlslyrik in dieser neuen Tracht, verpflanzt unter die Bäume des Urwaldes in transatlantische Einsamkeit. Doch überwiegt auch hier die landschaftliche Schilderung über den Ausdruck des Gefühls. Da die Plastik, der Drang nach Formen und die Kraft der Gestaltung bei Freiligrath durchweg die Innerlichkeit in Schatten stellt, so darf man sich über den Mangel des eigentlich musikalischen Elements, des sangbaren Chanson in seiner Lyrik nicht wundern. Auch als er sich der politischen Lyrik zuwendete, blieb er seiner künstlerischen Richtung treu, und wenn Hoffmann von Fallersleben der Musikus unter diesen Poeten ist, so ist Freiligrath unter ihnen der Maler, der seinen Pinsel in brennende, blutrothe Farbe taucht. Es ist unklar, was in Freiligrath die gänzliche Umwandelung hervorgerufen. Er schickte dem Könige von Preußen die Pension zurück, die dieser ihm seit 1842 auszahlen ließ, und warf sich ganz der emancipirten Freiheitslyrik in die Arme. Doch war der Übergang nicht unmittelbar. Es fällt dazwischen eine Periode stiller, gemüthlicher Lyrik in Gedichten, welche im „Rheinischen Jahrbuch", im „Rheinischen Odeon" und im „Morgenblatt" abgedruckt waren, und später zum Theil in seiner Gedichtsammlung „Zwischen den Garben" (Stuttg. 1849) aufgenommen wurden. Freilig-

rath fühlte die Nothwendigkeit, sich von der blos pittoresken Lyrik, die nicht hochgestellt werden konnte, zu emancipiren, statt der dichterischen Coulissenmalerei die Scene selbst mit menschlichen Gefühlen und Leidenschaften zu beleben. Wie groß indessen die Formgewandtheit war, die ihm zu Gebote stand, wie die Glut phantastischer Extase, mit der er seine Poesien belebte: so konnte er doch auf diesem Gebiete nichts wesentlich Neues liefern, am wenigsten aber sich in stillem Kreise häuslicher Liebe und des Familienglücks, das er zu feiern begonnen, heimisch fühlen. Die politische Lyrik, die schon aus dem ersten Rausch subjectiver Stimmungen heraus war, bot seiner glühenden Phantasie einen reichern Stoff und eine buntere Palette. Es ist charakteristisch, daß Freiligrath sich zunächst gegen Herwegh wendete und mit einem Tendenzgedicht gegen „den Schwaben" debutirte. Es war dies weniger die Opposition einer politisch feindlichen Gesinnung gegen den Freiheitsdichter, als die Opposition der gestaltenden Poesie, welche feste Umrisse liebt, gegen das schwäbische Gefühlsleben und seine vage Unbestimmtheit, von welcher Herwegh selbst nicht ganz frei zu sprechen ist, und die bei dessen Triumphzug überall zu einem oft sinnverwirrenden Ausbruch kam. Solche Opposition mußte für Freiligrath selbst fruchtbar werden und ihn treiben, auch auf diesem Gebiete seine eigene Dichterkraft schöpferisch zu bethätigen. Die neuen Ideen waren bereits in Curs gesetzt — hier brauchte Freiligrath nichts zu münzen und zu prägen, wozu ihm auch der eigentliche, ideelle Gedankenprägestock fehlte. Er trat die Erbschaft der politischen Sturmlyrik an, indem er ihren bisher in Gedanken, pathetischen Apostrophen und Gefühlsausbrüchen niedergelegten Schatz in Bilder, Anschauungen und plastische Gestalten umsetzte. In dem „Glaubensbekenntniß" war sein Auftreten noch unsicher; er bewegte sich noch fremd auf dem fremden Gebiete. Es lief viel rheinische Albumpoesie mit unter, und der Epheu der romantischen Burgen überrankte noch die Wiege der neuen Freiheitslyrik. Doch in „Ça ira" und den andern „Socialen und politischen Gedichten" hat er dieser eine neue Gestalt gegeben. Wol war es in „Ça ira" noch der Aufruf zum Kampf und zur Revolution; doch während dieser bei Herwegh wie Lerchengesang in den Lüften verhallte, gewann er bei Freiligrath eine fast dramatische Form und ein unmittelbares Leben. Man sah aus den Lettern die Kugeln gießen; man sah die Landwehrzeughäuser im Sturm erobert; man sah festen Boden unter den Füßen, bestimmte Farben, den bestimmten Staat mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Was Herwegh dichterisch postulirte, wurde von Freiligrath dichterisch organisirt. Seine Lyrik wurde die Lyrik der organisirten Revolution, und schreckte dadurch mehr als der Gesang der politischen Sturmvögel die Regierungen. Denn Freiligrath malte den Teufel lebendig an die Wand. Wie Herwegh sich stets an einen Gedanken, eine Stimmung, eine Losung anlehnt: so Freiligrath stets an ein Bild, eine Anschauung, eine Begebenheit. Der Socialismus trat bei ihm nicht mit abstracten Foderungen auf, sondern mit lebendiger Bildlichkeit. Kaum läßt sich ein schlagenderes Bild für diese unter der Gesellschaft gährende Macht finden, als jene Männer des Volks, jene Cyklopen des Dampfschiffs, welche unten arbeiten, während oben die Fürsten und die feine Gesellschaft genießen: Luft, Licht, die reizende Landschaft, das frische Leben. Aber die Arbeit, welche den Fortgang des Schiffs erhält, hat zugleich eine zerstörende Kraft — ein Willensact des Arbeiters kann das Schiff in die Luft sprengen. Es ist dies keine hölzerne Allegorie, sondern das einzelne lebendige Bild spricht selbst. Ebenso knüpft Freiligrath in dem bekannten Gedicht „Die Todten an die Lebendigen" an ein bestimmtes düsteres Bild der Revolutionszeit an, und gewinnt durch diesen festen Anhaltepunkt eine Kraft poetischer Darstellung, welche über den blos rhetorischen Schwung weit hinausgeht. Er feiert in vielen seiner spätern Gedichte Thaten und Helden der Revolution, wie z. B. Robert Blum, nicht mit abstractem Pathos, sondern indem er Lebensbilder aneinanderreiht und aus ihrer Mosaik die Gestalt seines Helden selbst in sichern Umrissen und Farben hervorgehen läßt. Dieser Objectivität der Freiligrath'schen Dichtungen steht auf der

andern Seite die phantastische Exaltation und Extase gegenüber, welche in dem Naturell des Dichters liegt. Deshalb vertritt er noch entschiedener als Herwegh die Revolution und trägt ihre blutrothe Fahne. Er schwelgt in den glühenden Bildern des Aufruhrs, in Blut und Pulverdampf. Seine an Victor Hugo herangebildete Phantasie liebt die Effecte des Gewaltigen und Gräßlichen. Die politische Lyrik, ein Sturmvogel, der bei Herwegh aus Alpenhorsten freie Lieder sang, ließ sich bei Freiligrath auf den Barrikaden nieder. Doch hält sich Freiligrath in dieser neuen Lyrik nicht ganz von der Gefahr fern, zu sehr die blutige Äußerlichkeit des Kampfs herauszukehren und mit Wohlgefallen an seinen Schreckbildern zu verweilen, während das innere treibende Pathos des Gedankens mehr in den Hintergrund tritt. Das Talent Freiligrath's indessen bewährt sich noch in seinen neuen Gedichten in reichster Begabung, sodaß wir nicht in den Tadel Derjenigen einstimmen können, welche Freiligrath, seit seiner Wendung zu den Rothen, auch in der Poesie für einen verlorenen Posten halten.

An die erwähnten norddeutschen Dichter reihen sich mit vorwiegend philosophischer Färbung und Richtung: Friedrich von Sallet, Rudolf Gottschall und Titus Ullrich, während das junge dichtende Östreich noch durch Moritz Hartmann und Alfred Meißner vertreten wird. Sallet (gest. 1843) ist eine der interessantesten Erscheinungen unserer neuen Literatur, welche bereits als ein abgeschlossenes Charakterbild vor uns steht, indem den Dichter ein früher Tod überraschte. Seine „Sämmtlichen Schriften" (5 Bde., Bresl. 1845—48) enthalten einen reichen Gedankenschatz, ein ebenso tiefes wie glänzendes Vermächtniß seines Genius. Von seinen poetischen Werken erwähnen wir das „Laien-Evangelium", das seinen Ruhm begründete, „Des Dichters Werden" („Sämmtliche Schriften", 4. Bd.) und „Gedichte" (Berl. 1835; 3. Aufl., Hamb. 1852). Sallet ist der Poet des Gedankens, nicht in seichter Reflexion, sondern in tiefer, speculativer Fassung. Seine Entwickelung wird theils durch die Romantik bestimmt, theils durch die Hegel'sche Philosophie, welche mit läuternder Dialektik die romantischen Schlacken ausbrannte und durch ihre großartige Architektonik der Sallet'schen Poesie erst die rechte Höhe und Tiefe gab. „Des Dichters Werden" zeigt uns die Production des Dichters noch im Zauberbanne der Romantik. Sallet lehnte sich nicht an Schiller und Goethe an, sondern an Tieck und dessen Schule. Seine ersten Versuche haben die ganze Formlosigkeit der Romantiker. Seine humoristischen Komödien wiederholten die Sprünge des Tieck'schen Phantasus. Sein Märchen „Schön Irla", so reich es auch ist an duftiger Lyrik, an tiefer Naturempfindung, selbst an Gedankenfonds, hat doch eine künstlerische Ungestalt, eine Zerfahrenheit und Verschwommenheit, die weder einen klaren Gedankengang noch eine melodische Form aufkommen läßt. Diesem überwiegenden Einfluß der Romantik auf Sallet's Dichtungen muß man es wol zuschreiben, daß er auch später nie eine gewisse Trübheit der Form vollkommen bewältigen, nie jene ideale Kunsthöhe erreichen konnte, wo Form und Inhalt sich zu vollendeter Schönheit verschmelzen. Eine oft mystische Tiefe des Gedankens ging nur zu oft Hand in Hand mit einer harten, mühsamen Form, mit dem Ringen einer christlichen Gedankenaskese, welcher die heitern Grazien des Hellenenthums ausgeblieben waren. Diese Trübheit der Form charakterisirt auch das „Laien-Evangelium", das bedeutendste Werk Sallet's, eine moderne Evangeliumharmonie, welche den Inhalt des Neuen Testaments aus dem Gedanken der Neuzeit, aus dem freien Bewußtsein wiedergebären wollte, und die einfache Moral der Bergpredigt in den politischen und socialen Katechismus der jüngsten Fortschrittspartei übersetzte. Eine eherne Consequenz und Charakterfestigkeit zeichnen diese didaktische Dichtung aus, die auf die Wahrheit und Bravheit der Gesinnung den Ton legte und eine innere sittliche Läuterung als den Kern des modernisirten Christenthums hervorhob. Während Strauß das Historische des Christenthums in die Mythe auflöste, suchte Sallet seinen ethischen Gehalt zu bewahren. Er beginnt jedes Gedicht dieser neuen Evangelienharmonie mit einem Factum oder einer Lehre der Schrift, die er dann gleichsam in die Sprache des mo-

dernen Bewußtseins überträgt, indem er die alte Schale preisgibt und den Kern zu retten sucht. Sallet's „Laien-Evangelium" ist der bedeutendste Vermittelungsversuch zwischen dem alten und neuen Glauben, welchen die neuere Poesie und Philosophie kennt. Freilich lag die Gefahr nahe, sowol den alten wie den neuen Glauben dadurch unklar und unsicher zu machen. Oft mußte die Auslegung gezwungen und sophistisch werden, indem sich das Messiasthum von Palästina nicht immer bereitwillig zur politischen Freiheitspredigt hergab. Doch das ethische Pathos Sallet's, der gediegene Stempel der Charaktertüchtigkeit, der sich in jeder Zeile ausprägt, half über diese Klippe hinweg, selbst über die gefährlichern einer ermüdenden Monotonie, welche durch den vorherrschenden didaktischen Ton hervorgerufen wurde. Der poetische Werth des „Laien-Evangelium" ist ungleich: bald herrscht Schwung, Kraft, Wärme und phantasievolle Gestaltung, bald Trockenheit, Nüchternheit, Kälte und knöcherne Abstraction. Die Hegel'sche Terminologie geht, wie ein unheimliches Gespenst, in vielen Dichtungen um. Diese Speculation in puris naturalibus ohne irgend eine poetische Schürze stört die künstlerische Harmonie des Ganzen. Überhaupt vermißt man den Wohlklang, den Zauber der Form: sie ist meist hart, zerrissen, sie stöhnt unter der Last des Gedankens. Sallet fühlte dies. Er suchte der Form Meister zu werden, und deshalb sehen wir in seinen Gedichten alle möglichen Tonarten angeschlagen, alle möglichen Versformen versucht, und in vielen auch künstlerische Vollendung erreicht. Der bunte Inhalt der Gedichte, welcher vom märchenhaften Elemente bis zur politischen Freiheitsbegeisterung an alle romantischen und modernen Stoffe antönt, spiegelt die Entwickelung des Dichters in allen ihren Stadien wieder. Es zeigt sich uns Sallet's eigentliche Bedeutung, welche darin liegt, einer in Gedankenlosigkeit aufgehenden Lyrik die Lyrik des Gedankens, einer gehaltlosen Formenspielerei den tiefern Inhalt gegenübergestellt zu haben. Sallet ist unleugbar der erste didaktische Dichter der Jetztzeit. Seine Mängel sind die Mängel der didaktischen Poesie überhaupt; aber seine Vorzüge, die Energie des Gedankenausdrucks, die Andacht und tiefe humane Begeisterung, die schwertscharfe Dialektik, die ganze dichterische Menschwerdung eines schönen Charakters gehören ihm allein, und sichern ihm dauernden Ruhm. Sallet's Stellung ist die Positur eines Gladiators — blitzendes Auge, alle Muskeln angespannt; aber seine Kraft ist seine Schönheit. Es ist die Schönheit des Kampfes; aber erst die Schönheit der Ruhe ist die vollendete.

Noch mehr in dem Stadium des Kampfes als Sallet befindet sich Rudolf Gottschall, der ihm ähnlich an Kraft des Ausdrucks und gewandter Dialektik, aber doch durch ein wesentlich anderes Gepräge der Dichtweise charakterisirt wird. Jugendlicher Enthusiasmus, abwechselnd mit sophistischer Frivolität; feurige schwunghafte Rhythmen mit einem bald üppig sinnlichen, bald gedankentiefen Gehalt zeigen den Dichter noch in seiner ersten Sturm- und Drangperiode, aus deren Klärung erst dauernde Schöpfungen zu erwarten sind. Gottschall besitzt jedenfalls die Eigenschaften dazu, wenn er sich nicht nur zu sehr den Zeitereignissen in berauschter Exaltation hingeben möchte. In seinen „Liedern der Gegenwart" (2. Aufl., Königsb. 1842) wird der ostpreußische Liberalismus, der damals durch Jacoby's „Vier Fragen" und die ganze Haltung der Provinz in den politischen Vordergrund trat, poetisch gefeiert. Diese Lieder ermangelten des sangbaren Rondeau und waren in vieler Beziehung unreif. Dennoch machten sie, als ein bedeutsames Zeichen der Zeit, Aufsehen, um so mehr, als sie nicht den wilden Kampfruf der Herwegh'schen Lyrik ertönen ließen, sondern der bestimmte Ausdruck der Stimmung und der Foderungen Ostpreußens zu sein schienen. Freilich waren sie, bei aller Gesetztheit und Mäßigung, unklar, indem sie sowol manches veraltete, burschenschaftliche Element, als auch die Napoleonische Imperatorenwirthschaft mit Begeisterung verherrlichten. Sie waren das Debut eines nach Stoffen und Formen suchenden, dichterischen Talents, das unter der Herrschaft der Zeitideen stand. Melodischer Schwung und Gedankenreichthum zeichneten sie aus. Die innige, positive Begeisterung wurde oft von dem negativen Ausdruck

Heine'scher Frivolität und Junghegel'scher Entschiedenheit unterbrochen. Bedeutender waren die „Censurflüchtigen" (1. und 2. Aufl., Zür. und Winterth. 1843), die ebenfalls anonym erschienen und als deren Verfasser man bald Herwegh, bald Prutz nannte. Dennoch tragen gerade die „Censurflüchtigen" am bestimmtesten den Stempel Gottschall'scher Dichtweise: dithyrambischen Schwung und dithyrambische Breite und einen nirgends ungelenken philosophischen Anflug. Gottschall betonte am meisten von allen politischen Lyrikern das Princip der Volkssouveränetät, wie er auf der andern Seite das Banner der geistigen Freiheit am kühnsten erhob. Dichterischer Schmelz und dichterische Weihe ist diesen Gedichten nicht abzusprechen. In „Madonna und Magdalena" (Berl. 1843) gab Gottschall gedankenreiche, reflectirende Liebeslyrik in melodischer, künstlerisch durchgearbeiteter Form. Die Tendenz erinnerte an die Schleiermacher'schen Briefe über Schlegel's „Lucinde" und hob, gegenüber dem Spiritualismus der Liebesasketiker, das sinnliche Element der Liebe hervor, nicht um bacchantische Dichterorgien zu feiern, sondern um die Harmonie des vollen, ganzen Menschen zu verherrlichen. Weil diese Gedichte die Göttlichkeit und Selbstgenügsamkeit der Liebe pantheistisch predigten, so erhob sich gegen sie besonders die katholische Partei, Görres und Phillips in den „Münchener politischen Blättern" mit zelotischer Anklage. Die bis jetzt erwähnten Dichtungen Gottschall's, sowie einige neuere Veröffentlichungen befinden sich gesammelt in den „Gedichten" (Hamb. 1849). Die Zeitereignisse rissen den Dichter zu einigen exaltirten Productionen hin, die bei allem Schwung und Farbenreichthum durch ihre Parteierbitterung ihm einen Theil des Publicums entfremdeten. Dagegen athmet sein „Fonfred" echte Dichterbegeisterung und faßt die Zeit ihrem tiefern Gehalte nach auf. „Fonfred" feiert das zur That werdende Denken, und löst die innere Faust'sche Unbefriedigung des Geistes und Herzens in der That auf. Das neueste größere Werk Gottschall's, „Die Göttin der Vernunft", wurde bereits vor seinem Erscheinen mannichfach von der Kritik besprochen. Es ist von philosophischer Tiefe und reich an poetischen Schönheiten, obgleich nicht ganz frei von Überschwänglichkeit in Form und Inhalt. Gottschall, wol der jüngste unserer Poeten, wird sich, bei seiner reichen Begabung und seinen tiefen Intentionen, gewiß Anerkennung erringen, sobald er die politische Exaltation überwunden hat und größere Schöpfungen mit plastischer Ruhe zu Ende führt. Er hat in seinen Dramen plastische Kraft gezeigt. Seine „Marseillaise" ist ein schwunghaftes, schönes Gedicht in dramatischer Form, das sich durch Adel und Reinheit der Diction auszeichnet und von jeder Überladung frei hält.

Wie Gottschall ist auch Titus Ullrich ein Poet des Gedankens, und bildet mit diesem und Sallet das Hegel'sche Triumvirat der modernen Gedankenpoesie. Ullrich, der Dichter des „Hohen Liedes" und des „Victor", hat seine poetische Kraft nicht in vereinzelten lyrischen Bagatellen erzettelt, sondern zu größern Schöpfungen condensirt. Sein „Hohes Lied" (Berl. 1845) feiert das moderne Gottmenschthum der Feuerbach'schen Philosophie nicht in abstracten Dithyramben, sondern in der fortschreitenden Entwickelung eines Menschenlebens, d. h. auf jener psychologischen Basis, auf welche allein der echte Dichter bauen kann, wenn er nicht in monotone Didaktik verfallen will. Dennoch hat die Form etwas Dithyrambisches, Schwunghaftes. Der Dichter ist der begeisterte Thyrsusschwinger des Pananthropismus, bei welchem der Gottmensch nicht die flüchtige, sondern die dauernde Erscheinung des Göttlichen im Menschlichen. Die Ullrich'sche Poesie enthält viele langathmige Posaunenstöße und feierlichen Orgelklang; reimlose, recitativische Hymnen wechseln mit sangbarer Lyrik. Doch lastet, wie bei Sallet, die Wucht des Gedankens auf der Form, welche nur selten melodisch und graziös austönt. Ullrich's Poesie erinnert in ihrer Form an die Kirchenmusik, wie denn auch ihr Inhalt das andächtige Versenken in die neue Religion ist. „Victor" (1. und 2. Aufl., Berl. 1848) bildet die Ergänzung zum „Hohen Liede", den zweiten Theil der modernen Faustiade, und verhält sich zu ihm wie die Ethik zur Metaphysik. Die Zeit, in der das Gedicht erschien, war in ihrer Aufgeregtheit größern Schöpfungen ungünstig. Hierzu kam, daß die Mängel der Ullrich'schen

Poesie, die Lahmheit und Schwerfälligkeit der Form, im „Victor" noch mehr hervortraten, während der Inhalt des Gedichts, die praktisch-politische Wendung des Menschengeistes, der revolutionäre Humanismus doch nicht an die Tiefe des „Hohen Liedes" hinanreichte. Tiefsinn und Gedankenfülle, sowie die Religiosität einer auf echt menschlichem Grunde ruhenden Begeisterung zeichnen die Ullrich'schen Gedichte vortheilhaft aus und machen es zur Pflicht, mit Anerkennung auf sie zurückzuweisen, in einer Zeit, in welcher die Sündflut der gedankenarmen Poeten den Parnaß überflutet.

Wie jene drei Dichter dem deutschen Norden, so gehören dem Süden Alfred Meißner und Moritz Hartmann an, ein poetisches Dioskurenpaar, welches fast gleichzeitig sich einen Namen machte, und von dem Meißner mehr die brillante, gedankenvolle, Hartmann die bescheidene, empfindungsreiche Lyrik vertritt. Meißner hat mehr Schwung, Hartmann mehr Plastik; Meißner mehr Würde, Hartmann mehr Grazie. Beide vertreten die böhmische Freiheitspoesie: Kelch und Schwert. Dieser gemeinsame Zug geht durch Hartmann's Gedichte und den „Ziska" von Meißner hindurch. Meißner ist vorwiegend ein socialistischer Dichter mit modern-französischer Färbung, der auch in diesem Sinne das Hussitenepos modernisirte, indem er darin das Ketzerthum im Allgemeinen, die Rebellion des freien Geistes gegen die alte Satzung verherrlichte. Sein „Ziska" (Leipz. 1846; 4. Aufl., 1850), dessen Form an die Lenau'schen Dichtungen erinnert, ist reich an lebendigen Schilderungen, glühenden Bildern, schwunghaftem Pathos in melodischen, getragenen Versen. Doch läßt die lockere, epische Form keine tiefere Charakteristik zu. Die Heldengestalten steigen ossianisch-schattenhaft aus dem Getümmel der Schlachten empor, ohne es zur Klarheit einer Individualität zu bringen. Ziska selbst ist mehr mit dramatischer Innerlichkeit geschildert als zu einer episch-festen plastischen Gestalt gerundet. Dennoch ist viel Anschauung, Glut und Leben in den Schilderungen und Tiefe in der Auffassung des Stoffs. In seinen „Gedichten" (Leipz. 1845; 4. Aufl., 1851) zeigt Meißner einen tief elegischen, an Lord Byron erinnernden Zug, Zerfallenheit mit den Satzungen der Gesellschaft, Hingabe an die melancholischen Eindrücke der düstern Natur. Die Form ist oft von hinreißendem Zauber, mit Meisterschaft selbst in Rembrandt'schen Bildern gehandhabt. Hin und wieder überwiegt indessen eine nüchterne, erkältende Reflexion, die einen Rosenkranz von Zeitgedanken ohne dichterische Andacht abbetet. Meißner ist ein geistreicher Dichter, der nur noch größerer Plastik bedarf, um Dauerndes zu schaffen. Er erinnert vielfach an Lenau, dessen Melancholie er theilt, ohne sie bis zur Selbstqual zu steigern, und über dessen Zerrissenheit hinaus er zu bestimmter Weltanschauung durchgedrungen ist. Dies wird vor allem klar, wenn man seinen „Ziska" mit Lenau's „Albigensern" vergleicht, in denen die Freiheit noch wie eine verhüllte Pythia umherwandelt, während sie in „Ziska" den Schleier abgeworfen hat. Sein „Sohn des Atta Troll" ist eine Heinisirende Dichtung, welche zu sehr an ihr Vorbild sich anlehnt, um originalen Werth beanspruchen zu können. Dennoch zeigt sie Meißner's Talent von einer neuen Seite, indem sie Humor und Ironie zur vollen Geltung kommen läßt. Auch Hartmann hat in seiner Reimchronik des „Pfaffen Mauritius" (Frankf. 1849) seine Begabung als geistvoller Pamphletist bekundet. Der naive Chronikenstil dieser Schattenbilder aus der Paulskirche enthält viel Witz, Sarkasmus und attisches Salz, wenn auch manches Platte und Triviale mitunterlief und die Würdigung der politischen Charaktere an der Befangenheit eines extremen Parteistandpunkts litt. Trotz aller Unbill einer zügellosen Satire wird diese „Reimchronik" mit ihren keck umrissenen Charakterbildern, weil sie frisch aus der Zeit herausgedichtet ist, von dauerndem Interesse sein. Bedeutender ist Moritz Hartmann in „Kelch und Schwert" (Leipz. 1845; 3. Aufl., Darmst. 1851), und in seinen „Neuern Gedichten" (Leipz. 1847) als Lyriker der Empfindung und des Gedankens, als begeisterter Freiheitssänger mit national-böhmischer Färbung. Zwar erreicht er in seinen Versen nirgends den Fluß und Schwung der Meißner'schen Poesie. Dagegen trifft er sicherer den Ton der einfachen, wahren Empfindung, und versteht es besser, mit wenigen

Zügen feste Gestalten und Bilder hineinzuzeichnen. Auch mußte die Einfachheit der Hartmann'schen Muse gegenüber der excentrischen Bilderpracht und Gedankenüberladung, welche durch die Grün'sche Richtung in Aufnahme gekommen, wohlthuend wirken. Liebenswürdigkeit ohne Tiefe, Gefühl ohne Leidenschaft, Reflexion ohne Pathos, Wärme ohne Feuer, ist das Motto der Hartmann'schen Poesie, bezeichnend auch für seine neuesten Schöpfungen, die Idylle: „Adam und Eva" (Leipz. 1851) und „Schatten" (Darmst. 1851). Die Idylle, die an „Hermann und Dorothea" und „Paul und Virginie" erinnert, enthält viele liebliche Stellen, anmuthige Beschreibungen und graziöse Empfindungen, ohne indessen größern Werth beanspruchen zu können als den einer glücklichen Nachbildung. Die Einleitung motivirt etwas gewaltsam den Übergang des Dichters von der politischen Lyrik zur friedlichen Idylle, sodaß letztere mehr eine Concession an die Zeitlage als eine aus der innern Nothwendigkeit des Genius herausgeborene Schöpfung erscheint. Der alterthümliche Hexametertakt kann den Eindruck nicht verwischen, daß hier der Dichter invita Minerva sich in ein fremdes poetisches Genre hineinforcirt hat. Anzuerkennen dagegen ist das Streben nach einer künstlerischen Totalität, durch welches Hartmann sich überhaupt auszeichnet und das seiner Zukunft ein günstiges Prognostikon stellt. Denn es ist gerade der Drang der Zeit, das Fragmentarische zu überwinden und größere Kunstschöpfungen aus einem Guß zu gestalten. Hartmann's poetische Erzählungen „Schatten" sind kleine epische Gedichte, in denen oft eine große Lebendigkeit der Schilderung herrscht bei würdiger, einfacher Haltung der Diction, die aber nicht von Härten und Unebenheiten frei zu sprechen ist. Schon das erste Gedicht „Sackville" zeichnet sich durch vortreffliche descriptive Stellen aus, welche eine Reihe von Bildern ebenso klar wie schnell an uns vorüberführen. Weniger klar ist die phantasievolle Vision: „Kalotas oder der Bund der Gleichen." Die in den „Schatten" enthaltene Liebeslyrik hat eine hohe dichterische Weihe und scheint aus der tiefsten Empfindung, aus dem eigensten Leben herausgedichtet. Hartmann's Talent ist, wie die „Schatten" beweisen, vorzugsweise episch und wird gewiß früher oder später in einem größern abgeschlossenen Epos sich in seiner ganzen Bedeutung bewähren.

Neben Hartmann und Meißner ist unter den jüngsten Dichtern noch Max Waldau zu nennen, der sich auch auf dem Gebiete des Zeitromans zu einem Liebling des Publicums emporgeschwungen. Unter dem Namen Max Waldau schreibt Herr von Hauenschild, ein schlesischer Rittergutsbesitzer. Seine epischen Werke sind: „Blätter im Winde" (Leipz. 1848); „Canzonen" (Leipz. 1848); „Cardinal, Sirvente" (Hamb. 1850); „O diese Zeit, Canzone" (Hamb. 1850); „Cordula, graubündtner Sage" (Hamb. 1851). Das erste Erzeugniß dieses Dichters, die „Blätter im Winde", litt an Unklarheit. In einem allzu großen, nicht gesichteten Bilderreich erstickten Empfindungen und Gedanken, sodaß diese lyrischen Blätter rasch genug im Winde verwehten. Dagegen zeigte der Dichter in seinen „Canzonen" ein ernstes Streben nach künstlerisch gerundeter Form. Die „Sirvente", eine gelungene Nachdichtung des Provençalen, athmet südliche Glut: es sind melodische Ungewitter der Freiheitsbegeisterung. Das Zornfeuer der politischen Lyrik brannte hier freudig und hell unter dem schönen, südlichen Himmel einer reinen, schönen Form. Die Canzone „O diese Zeit" ist eine Elegie, welche um die blutigen deutschen Revolutionsjahre die Blumenketten zierlicher, melodischer Verse schlingt. In diesen langathmigen Canzonen klingt der Jammer deutscher Herzen recht wehmuthsvoll aus. Sie bilden in ihrem weiten Faltenwurf und ihrer künstlerischen Verschlingung gleichsam ein poetisches Leichentuch. Doch ist die Form nicht immer mühelos fließend; man sieht ihr bisweilen den Schweiß der Dichters an. Die Reime schleppen hin und wieder nach, und der Gedanke, der an einzelnen Stellen auf der Höhe der Begeisterung steht, sinkt an andern zur Prosa und Trivialität herunter. „Cordula", die jüngste Schöpfung des Dichters, ist eine frische, duftige Alpendichtung, ein kleines idyllisches Epos, Frieden und Krieg in den Bergen, Haß und Liebe feiernd. Das Alpenröschen Cordula blüht zuletzt am schönsten auf dem Schutte niedergebrannter Burgen. Die

Einfachheit, Herzlichkeit und Unschuld des Bauernstandes wird mit der Verderbtheit des Ritterthums wirksam contrastirt. Der Sieg der Bauern und ihrer gerechten Sache verschafft auch der reinen Liebe Cordula's den Sieg. So ist Cordula eine liebliche Liebes- und Freiheitsdichtung ohne alle rhetorischen Posaunenstöße und tendenziösen Bergpredigten. Waldau ist hier in der Form zu großer Simplicität durchgedrungen, ohne sie gleich festzuhalten. Die aufeinander klappenden Doppelreime, so geschickt sie im Ganzen gehandhabt sind, erinnern überall, wo der Dichterschwung ermüdet und Homerus dormitat, an Bänkelsängerweisen. Ebenso wenig ist der Bilderflor durchweg geschmackvoll geordnet und von Überwucherung freigehalten. Trotz dieser Ausstellungen hat Waldau in der „Cordula" seine hohe dichterische Begabung mehr noch als in den frühern Gedichten an den Tag gelegt. Die Bedeutung seines Strebens liegt vor allem darin: daß er aus dem Zeitgeist heraus dichtet, ohne mit nackten Tendenzen zu kokettiren; daß er nirgends die Schönheit den Foderungen der Wahrheit oder Freiheit opfert; daß er die organische Einheit des Kunstwerks festhält, aber auch durch alle Adern dieses Organismus die berechtigten Gedanken der Zeit kreisen läßt.

Zu den Lyrikern der neuen Richtung müssen wir noch Gottfried Kinkel rechnen, wenngleich seine bedeutendsten poetischen Thaten der alten Richtung angehören. Doch da sein Leben in Scene gesetzte politische Lyrik ist, so mag er hier seine Stelle finden. Seine von Adolf Strodtmann herausgegebene Biographie (2 Bde., Hamb. 1850) zeigt uns die Entwickelung dieses Dichters, sowie die Verknüpfung seiner Lebensschicksale. Der orthodoxe Candidat wurde von den ersten Neigungen seines Herzens hin und her getrieben, und fand mehr Befriedigung in den Satzungen der Theologie als in den sentimentalen Liebschaften, denen er sich hingab. Als theologischer Docent an der Universität zu Bonn zeichnete er sich durch seine fromme Richtung aus, die indessen bei ihm weniger in einer wissenschaftlich festen Orthodoxie wurzelte, als in einem mystischen und vielbewegten Gefühlsleben. Eine Reise nach Italien förderte in ihm eine freiere Richtung und gab ihm Kunstanschauung und Begeisterung für die Kunstgeschichte, die ihn später bewog, sich diesem Zweige der Wissenschaft gänzlich zu widmen. Seine „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" zeigt, wie fruchtbringend diese für ihn gewesen. Der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben war seine Bekanntschaft mit Johanna Mockel, der geschiedenen Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieux, welche durch die Energie ihres freien Denkens und ihr geniales Wesen, sowie durch die tiefe Neigung, welche sie Kinkel einzuflößen wußte, ihn zu einem Apostaten der Theologie machte und ihn ganz auf das Gebiet der modernen philosophischen Anschauung hinüberführte. Kinkel gab daher die Theologie auf, wandte sich der Kunstgeschichte zu, und erhielt die Professur der Kunst-, Literatur- und Culturgeschichte an der bonner Hochschule. Das Jahr 1848 mit seiner politischen Freiheitsbegeisterung ergriff auch Kinkel's empfängliches Gemüth aufs lebhafteste. Er organisirte die Demokratie im bonner Kreise, übernahm die Redaction der „Bonner Zeitung", stiftete einen Handwerkerbildungsverein, und wurde 1849 zum Abgeordneten der zweiten Kammer gewählt. Von jetzt ab gehört sein Leben der Geschichte an. Bekannt ist sein entschiedenes, begeistertes Auftreten als Deputirter der äußersten Linken, sein Kampfesmuth nach Auflösung der Kammern, seine Theilnahme an dem verunglückten Zuge nach Siegburg, an dem pfälzischen und badischen Aufstande, seine Verwundung und Gefangennehmung an der Murg, seine Verurtheilung durch das preußische Kriegsgericht, seine Haft in Naugardt und Spandau, seine kühne Befreiung durch Karl Schurz, sein Aufenthalt in London, seine Reise nach Amerika. Das Interesse einer Biographie, die an und für sich ein politisches Epos ist, mag es rechtfertigen, daß wir hier die Hauptmomente dieses Lebens berühren. Der Dichter Kinkel hat indessen nur in einzelnen neuern Gedichten sich der Freiheitslyrik zugewendet und darin besonders die Autonomie des Gedankens verherrlicht, während alle Schöpfungen, welche ihm einen Namen machten, unberührt von Zeitströmungen, ent-

weder ganz der subjectiven Empfindung oder der epischen Schilderung mittelalterlicher Situationen gewidmet waren. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1843; 3. Aufl., 1851) enthalten einige der schönsten Blüten der Gefühlslyrik. Es ist die melodische, reine, adelige Form, welche sie auszeichnet. Frei von jeder Tändelei und Künstelei, dringt die Empfindung frisch, voll und klar aus der Seele. Kinkel schöpft an dem köstlichen Quell der Classicität, und erinnert nirgends an die formlose Verwilderung der Romantiker. Wir erwähnen nur das Gedicht „Gruß an mein Weib", das er nach seiner Vermählung mit Johanna dichtete, als Probe dieser klaren, schönen, aus Herzenstiefen kommenden Dichtweise. Viele dieser Gedichte athmen die innere Unbefriedigung, den geistigen Kampf, die Zerfallenheit mit dem Schicksal, die Kinkel's Übergangsepoche charakterisirt. In andern zeigt sich ein liebenswürdiges, pittoreskes Talent, das ohne großen Farbenaufwand doch lebensvolle Bilder hinzuzaubern versteht, mag es nun ein arkadisches Sonntagsidyll oder eine südliche Landschaft, oder selbst Rom mit seinem Capitol und der Peterskirche zum Gegenstand wählen. Bedeutender noch zeigt sich das beschreibende Talent in seinen epischen Dichtungen, in den „Bildern aus Welt und Vorzeit", in den Legenden, besonders in „Otto der Schütz". Kinkel erinnert in der harmlosen, unbefangenen Auffassung des Mittelalters am meisten an Uhland, dem er auch durch die Herzigkeit und Lieblichkeit seiner Dichtweise verwandt ist. Hier ist nichts von reactionärer Tendenz, welche aus den alten Rittern und Knappen Missionäre der jüngsten Gottseligkeit macht. Das sind frische graziöse Gestalten, fest auf einen lieblichen Hintergrund hingezeichnet. Wenn auch die Poesie des Minnesangs in manchen Anklängen hervorbricht, so ist sie doch nirgends gewaltsam mit gedankenlosem Klingklang hereingezogen. Die niederrheinische Sage, deren Inhalt einfach genug, gewinnt bei der zarten, duftigen Behandlung Kinkel's eine reiche, poetische Folie, einen Kranz idyllischer Arabesken, der sich in liebenswürdiger Sinnigkeit und Einfachheit um die epische Fabel schlingt. Kinkel hält sich ganz frei von jeder Schönrederei und metaphorischen Überschwänglichkeit — das fast durchgängige, charakteristische Kennzeichen der neuen Lyrik, der es dadurch schwer genug wird, an den Klippen der zweiten schlesischen Dichterschule vorbeizusegeln.

Neben den Koryphäen der Zeitlyrik drängt sich eine große Schar von Sängern, die mit mehr oder weniger Beruf die Harfe schlägt, im Ganzen aber sich von den hervorragenden Meistern des Gesangs abhängig zeigt. Vor allen hat die Herwegh'sche Lyrik einen großen accompagnirenden Chorus hervorgerufen. Wir erwähnen: den Schweizer Gottfried Keller („Gedichte", Heidelb. 1846; „Neuere Gedichte", Braunschw. 1852), ein naturkräftiger Sänger, der sich auch durch ethische Tiefe auszeichnet. Einer einfachen, nicht sentimental verzerrten Liebeslyrik huldigt er in seinen „Einundzwanzig Liebesliedern" (1845). Johann Deeg („Gedichte", Stuttg. 1843) ist eine verwandte, tüchtige Natur, voll Begeisterung für das ethische Ideal der Neuzeit, in seinen Gedichten harmonisch, anschaulich, präcis. Ludwig Seeger gefällt sich in seinem „Sohn der Zeit" (Zür. 1843) in behaglicher Ausbeutung des didaktischen Elements und glänzendem Sentenzenreichthum, während Adolf Schirmer in seinen „Gedichten" (Frankf. 1846) in kurzen, fliegenden Rhythmen jugendliche Begeisterung athmet, in dem „Politischen Maibüchlein" (Hamb. 1848) dagegen die neuesten Zeitbegebenheiten in Streckversen satirisch geißelt. Ludwig Köhler ist in seinen „Gedichten" (Jena 1840) klar, ruhig, correct, reich an sinnig gewählten Bildern, aber ohne geniale Tiefe, ein Mangel, der besonders in der größern Dichtung „Der neue Ahasver" (Jena 1841) durch Allegorisiren ersetzt werden soll. Die „Gedichte" von Feodor Löwe (Stuttg. 1843) zeugen von Frische der Empfindung und formeller Durchbildung. Seine „Lieder aus Frankfurt" (Stuttg. 1850) und „Eine Dichterwoche" (1850) knüpfen vielfach an Ereignisse der Neuzeit an, und behandeln sie oft mit derbem Humor, aber ohne höhern Schwung. Der modernen Richtung ohne besonders hervortretende politische Färbung gehören an: Eduard Duller („Gedichte", Berl. 1845), ein glänzendes Talent, aber phantastisch und überschwänglich, mit vielem Theaterdonner der Declamation einherfahrend, dabei aber von kernhafter, freier Gesinnung,

und bei aller Hinneigung zum epischen Element ohne den treuherzigen volksthümlichen Balladenton. Sodann Theodor Creizenach („Gedichte", Manh. 1839 und Frankf. 1848), ein jungdeutscher Weltschmerzpoet mit verschwimmenden Umrissen und unsicherer Färbung, der es aber in einzelnen Gedichten zu erfreulicher Abrundung bringt. Einem philosophischen und revolutionären Radicalismus huldigt Emil Mecklenburg („Poesien", Manh. 1846). Derselbe zeigt sich gedankenreicher als die Triarier der Zeitlyrik, philosophisch und altclassisch gebildet, aber mit trübem, phantastischem Niederschlag bei der Mischung antiker, Hegel'scher und modern-destructiver Elemente. Desgleichen Ludwig Knapp („Heidenlieder", Manh. 1848): eine Poesie mit antik-geschürzter Toga, in alkäischen und sapphischen Strophen schwelgend, oft pomphaft einherstolzirend, oft abenteuerlich, dabei revolutionär und barbarisch. Bedeutender als Knapp ist der spätere Reichsmarinerath Wilhelm Jordan, ein Ostpreuße, der in seinen ersten Gedichten „Glocke und Kanone" (Königsb. 1842) ein derbkräftiges Naturell und eine entschieden freigeistige Tendenz bekundete, welcher er auch in den „Irdischen Phantasien" (Königsb. 1842) und in dem „Schaum" (Leipz. 1846) treu blieb. Diese Gedichtsammlung zeigt viel Gedankenkraft, saftige und markige Rhetorik, und in der letzten „Lindenauer Idylle" eine gesunde, frische Darstellungsgabe; aber auch taktloses Überstürzen und hypergeniale Renommage. Unter den ostpreußischen Poeten, die zur Freiheitslyrik einen nicht unbedeutenden Contingent stellten, erwähnen wir noch: Cäsar von Lengerke („Gedichte", Danz. 1843), einen lieblichen und harmlosen Frühlingsdichter, der in zahlreichen Veröffentlichungen ansprechende Liederkränze wand, aber auch mit Kraft und Schwung auftrat, wenn es galt, die freie Wissenschaft und das Herder'sche Humanitätsideal zu vertreten. Ferdinand Gregorovius, der in den „Polen- und Magyarenliedern" (Königsb. 1849) plastische Kraft der Darstellung bewährte, und August Wolf („Gedichte", Königsb. 1850), voll glühender Sinnlichkeit und originaler Tiefe der Weltanschauung. In den „Zeitsignalen, Lieder eines Publicisten" (Königsb. 1843) und in den „Gedichten eines königsberger Poeten" (Königsb. 1843) verflacht sich die ostpreußische Poesie bereits zu der breiten und seichten Prosa, der gutgemeinten Gesinnungsdichtung.

Doch der frische Freiheitslenz war überhaupt vorüber, in welchem die allgemeine Bewegung mit Naturgewalt die hochgehenden dichterischen Wellen ans Ufer warf. Es war viel welkes poetisches Laub, das im Winde raschelte! Am meisten über das platte Niveau erheben sich noch die schleswig-holsteinischen Poeten, welche im Kriegsfeuer und im Sturm einer patriotischen Erhebung dichteten. Heinrich Zeise („Kampf- und Schwertlieder", Kiel 1849; „Neuere Gedichte", Kiel 1850), voll kühner Begeisterung und kräftiger Gesinnung, aber ohne Originalität. Adolf Strodtmann, der Sänger der „Dromning-Maria" (Hamb. 1850), unreif und unfertig bei unleugbaren Anlagen, die er auch in den „Liedern der Nacht" (Bonn 1850) bekundet. Julius von Rodenberg in den „Geharnischten Sonetten für Schleswig-Holstein" (Hamb. 1851) zeigt sich tüchtiger als in seinem „Dornröschen" (Bremen 1852), in welchem wirklich noch viel Alterweibersommer der Romantik seine Fäden flattern läßt. Die reine Gesinnung, der alle poetischen Grazien ausgeblieben sind, ballt die Faust in Harro Harring's „Republikanischen Gedichten" (Leipz. 1848), in denen die dichterische Impotenz seltsam gegen die Energie des Charakters absticht, und in Karl Heinzen's „Gedichten" (Köln 1841), der, ebenfalls künstlerisch roh und verwildert, mit trotzig kräftiger Gesinnung auftritt, und nur in einzelnen epigrammatischen Wendungen glücklich ist. Weniger energisch, nach allen möglichen Stoffen der Zeit herumtappend, sind: Ernst Ortlepp („Lieder eines politischen Tagwächters", Stuttg. 1843), ein nonchalanter wohlmeinender Phraseologe, dessen Begeisterung etwas nach der Nachtlampe schmeckt, und Adolf Schults („Leierkastenlieder", Meurs 1849), welcher ganz in den trivialen Bänkelsängerton verfällt. Auch Ludwig Wihl hätte seine „Westöstlichen Schwalben" (Manh. 1847) nicht flügge machen sollen, da diese Schwalben sehr wenig melodisch singen. Durch Witz und Humor erheben sich über diese Productionen die „Zeitgedichte" von Richard Morning (Leipz. 1846) und die

„Gedichte" von Herbert Rau (Stuttg. 1843). Während Morning sich durch einen kecken, schlagfertigen Übermuth und sarkastische Gewandtheit auszeichnet, bewährt Rau ein Talent für epische Gestaltung, das er später im Tendenzromane entwickelt hat. Otto von Wenckstern debutirte mit „Polenliedern" (Leipz. 1843), welche wie seine „Gedichte" (Frankf. 1845) ein gefügiges Talent verrathen und Sinn für melodischen Versfall, während W. Wackernagel in den „Zeitgedichten" (Basel 1843) und in seinen übrigen poetischen Veröffentlichungen sich durch Witz und Sinnigkeit eine gewisse poetische Selbständigkeit sicherte. Die „Lieder vom Bodensee" von Emmishofen (Bamb. 1843) erfreuten sich einer ephemeren Anerkennung durch kritische Überschätzung.

Mit Jul. Heinsius, Ed. Schönau, der nicht ohne Begabung ist, und Andern beginnt die Poesie der Masse, in welcher die Anonymität vorherrscht und in der unter den verschiedensten Titeln das Zeitbewußtsein in Verse gebracht wird. Hier ist ein allgemeines Gedankennivellement; das individuelle Talent geht bis auf den Namen verloren. Jedes Zeitereigniß beschreibt, wie ein ins Wasser geworfener Stein, weite, lyrische Kreise. Waren es vor dem März 1848 die Zeitsignale, Zeitlieder u. s. w., so rief die Märzrevolution mehr Märzlieder, Märzgesänge u. s. w. hervor, als der alljährliche Revolutionär, der Frühling, Mailieder an den Tag fördert. Bis zu den Barrikaden- und Galgenliedern hinauf verzettelte sich die revolutionäre Lyrik in pikanter Titelsucht und faustrechtlichen Bravaden. Wie die liberale Poesie, so gewann auch die revolutionäre bald ihr bestimmtes Schema, welches der Talentlosigkeit zugute kam. Diese Lyrik war nichts als eine monotone Repetiruhr der Revolution. Wie die politische Bewegung suchte sich auch die socialistische ihre Lyrik zu schaffen. Insoweit dieser Socialismus naiv aus praktischen Verhältnissen heraussang und in den Gesellen- und Arbeitervereinen eine Art modernen Meistersangs schuf, in welchem das Volk seine Bedürfnisse und Empfindungen in Verse brachte, hatte er eine tiefere Bedeutung, als sie die aus französischer Theorie schöpfende, reflectirte socialistische Poesie in Anspruch nehmen konnte. Was letztere auf den literarischen Markt brachte, war in der Regel sehr prosaischer Kohl. Die Poesie der Armuth und die Armuth an Poesie gingen Hand in Hand. Außer Karl Beck ist es keinem der directen socialistischen Tendenzpoeten gelungen, auch nur leidliche Gedichte zu Stande zu bringen. Hermann Püttmann, der in seinen „Tscherkessenliedern" (Hamb. 1841) und „Dithmarschenliedern" (Leip. 1844) nicht ohne Kraft und von dem stofflichen Interesse getragen nationale Unabhängigkeitskämpfe poetisch verherrlichte, scheiterte mit seiner Poesie in den „Socialen Gedichten" (Bellevue 1845) an dem kahlen Felsen des Socialismus. Der Materialismus trat zu platt und fade in den Vordergrund; Hunger, Elend und die communistische Phrase ließen sich zu keiner poetischen Schöpfung amalgamiren. Ebenso grell trug Ernst Dronke in seinen „Armensünderstimmen" (Altenb. 1846) die Farben auf, und konnte seiner Polemik gegen die Bourgeoisie und den Rechtsstaat kein dichterisches Flügelkleid anziehen. Selbst das Judenthum, das nicht blos eine sociale Frage der Gegenwart, sondern auch durch seine reichen, geschichtlichen Reminiscenzen eine Tragödie der Vergangenheit ist, vermochte wol einzelne begabte Rhapsoden elegisch zu begeistern, ließ sich aber, wie es die „Judenlieder" von August Janssen (Oldenb. 1846) beweisen, in ganz directer Form und Fassung nicht mit Glück lyrisch gestalten.

Die sociale Frage der Frauenemancipation kam der lyrischen Auffassung gefügiger entgegen, besonders wenn sie sich in Gefühlsmomente und Lebensschicksale auflöste, und aus der Subjectivität eines Frauengemüths heraus poetisch gestaltet wurde. Deshalb haben die „Wilden Rosen" von Luise Aston (Berl. 1846) eine höhere Bedeutung, welche sie auch durch Gedankenschwung, Zauber der Sprache und Kühnheit der Weltanschauung rechtfertigen. In Opposition mit dieser, durch ihr Lebensgeschick interessanten Dichterin suchte Emilie Spreu in ihren „Gedichten" (Hamb. 1850) der Frauenemancipation eine solidere, weiblichere Grundlage unterzubreiten, und zeigte viel Energie der Gesinnung, welche auch auf die dichterische Form günstig wirkte. Das Contingent einer politischen Frauenlyrik, welcher sich auch Luise Aston

mit ihren „Freischaren-Reminiscenzen" (Leipz. 1849) zugesellte, führt an mit männlichem Muthe Luise Otto, eine Tendenzdichterin von reinstem Wasser, die in ihren „Liedern eines deutschen Mädchens" (Leipz. 1847), sowie in ihrem „Westwärts" (Meißen 1849) gewaltig in die heroische Posaune stößt, und bei aller Kraft doch den Duft und Zauber weiblicher Gemüthstiefe zu sehr vermissen läßt. Mehr für politische Reform im Sinne des Liberalismus gibt ihre lyrischen Stimmkugeln die fruchtbare Novellistin Kathinka Zitz in den „Herbstrosen" (Mainz 1846) ab. Sie zeigt in diesen Gedichten hauptsächlich episches Talent, das sich besonders in glücklicher Landschaftsmalerei bewährt.

Der modernen Lyrik widmeten sich auch einige vorzugsweise dramatische Schriftsteller. Julius Mosen, („Gedichte", 2. Aufl., Leipz. 1845), dessen schönes lyrisches Talent in seinem „Ahasver" sich einen dauernden Denkstein setzte, und außerdem volksthümliche Weisen von ergreifendem Klang anzuschlagen verstand, ist in der letzten Epoche ganz verstummt. Von Robert Prutz und Rudolf Gottschall haben wir bereits oben gesprochen. Karl Gutzkow zeigt in seinen Gedichten skeptische Unbefriedigung, die sich auch in der etwas herben Form ausprägt. Seine glücklichsten Excursionen auf dem Gebiete der Lyrik sind unleugbar die wenigen Gedichte, die in den „Rittern vom Geiste" enthalten sind. Hier ist die Gutzkow'sche Reflexion zu künstlerischer Gestaltung abgerundet und verbirgt ihre Pointen unter dem glücklichen Faltenwurfe der Verse. Einzelne dieser Gedichte haben selbst sangbare Couplets, ohne dem melodischen Reiz den reichen Gedankenhalt zu opfern. Einen größern Anlauf zur lyrischen Gattung nahm Friedrich Hebbel, dessen ganzes Naturell indessen durch die Schroffheit, mit welcher es seine Gedankenquadern aufthürmt, der lyrischen Grazie fernsteht. Seine „Gedichte" (Hamb. 1842), sowie die „Neuen Gedichte" (Leipz. 1848) zeugen von philosophischer Tiefe und bringen es da zur Meisterschaft, wo sie die Form, die Trägerin der schweren Gedanken, zur Melodie zu zwingen verstehen. Die Gedichte von Gustav Freitag „In Breslau" (Bresl. 1845) sind ohne höhere Bedeutung. Ein junger Dramatiker, Feodor Wehl, offenbart in der lyrischen Beigabe zu „Hölderlin's Liebe" (Hamb. 1852) ein in zartesten Schwingungen erklingendes Gemüth, das sich mit Vorliebe einer weichen Melancholie hingibt und, ohne mit Hebbel'scher Vertiefung sich in die Mystik des Menschenlebens zu versenken, doch über den Räthseln des Daseins brütend in anmuthige Klagen ausbricht. Auch Schriftsteller, die sich auf andern Literaturgebieten ausgezeichnet, wie Levin Schücking („Gedichte", Stuttg. 1846), Hermann und Rudolf Marggraf, Ernst Willkomm, Karl Gallarb und Andere haben die lyrischen Gedankenspäne ihres gebildeten Geistes gesammelt.

Die humoristisch-satirische Lyrik als selbständiges Genre fand in dieser Epoche weniger Pflege, weil sie in die politische Sturmlyrik mit hineinverwebt wurde. Alle diese Dichter der Tendenz mußten sich polemisch verhalten, und die Polemik kann ihrer schärfsten Waffe, der Satire, nicht entbehren. Obenan steht der größte humoristische Dichter der jüngsten Zeit, Heinrich Heine, der in seinem schon besprochenen „Atta Troll" dieses Genre mit einem Meisterwerk bereicherte. Aber auch Herwegh, Dingelstedt, Prutz, Gallet, Gottschall, Hartmann, vor allem Hoffmann von Fallersleben haben in ihren Gedichten die Lanze der Satire vielfach eingelegt und damit manchen Ritter von der traurigen Gestalt aus dem Sattel gehoben. Außer den satirischen Wendungen in größern Gedankenturnieren war besonders das epigrammatische Ringelstechen en vogue. Hierin haben fast alle die erwähnten Dichter Vortreffliches geleistet. Einen selbständigen Anbau des satirischen Gebiets versuchte Adolf Glaßbrenner in seinem „Neuen Reineke Fuchs" (Stuttg. 1844). Dieser Reineke Fuchs ist das unerschöpfliche Ulkbüchlein der deutschen Thierfabel und gibt sich willig jeder reichen Phantasie zu neuen humoristisch-satirischen Arabesken her. Die äsopische Fabel ist eigentlich nur ein Epigramm im Vergleich mit der allegorisch-phantastischen Thierdichtung, welche die Thierwelt in ihrer ganzen Breite zu einem humoristischen Epos verarbeitet, indem sie in den thierischen Eigenthümlichkeiten die menschlichen

parodirt. Es liegt etwas Unheimlich-Spukhaftes in der grinsenden Thierfratze, welche das Menschenantlitz carikirt, weil das Thier dem Menschen gleichzeitig durch seine Organisation so nahe, durch sein geistiges Deficit so fern steht. Doch für die Satire ist das zum Thierleben degradirte Menschenthum ein willkommener Stoff. Der alte Reineke Fuchs und auch die Goethe'sche Bearbeitung machten eine neue Behandlung des ergiebigen Stoffs nicht überflüssig, da gerade das jüngste Jahrzehnd glückliche Gesichtspunkte für die politische Satire bot. Glaßbrenner hat sich mit Fleiß der Aufgabe unterzogen, das Fell des Reineke redivivus mit allen satirischen Hieroglyphen zu bekritzeln, zu deren Lösung die Zeitgeschichte den Schlüssel gibt. Die dichterische Form ist durchweg populär, freilich auch oft trivial und die poetische Licenz bis zur Ungebühr ausbeutend. Das Gedicht leidet, so reich es an directem, schlagendem Witz und einer oft burlesken Naivetät ist, doch Mangel an phantasievoller Erfindung, an dramatischer Action, an jenen faits accomplis der Thierwelt, welche sich dem Volksbewußtsein einprägen. Einzelne Stellen athmen poetischen Duft. Dennoch konnte das Gedicht reicher sein an anmuthigen Naturgemälden, da das Thierleben ja noch tiefer als das Menschenleben in dem Schooße der bewußtlos-schaffenden Allmutter wurzelt. Dem satirischen Genre gehören ferner die „Gedichte" von Dr. Mises (Professor Gustav Theodor Fechner in Leipzig) an (Leipz. 1841), dessen Witz nicht selten ohne Geschraubtheit ist, und der mit seinen klitzernden Irrlichtern oft in Sümpfe geräth, wo man sich nicht zurechtfinden kann. Von weniger mühsamen Geburtswehen sind die humoristischen Erzeugnisse von Heinrich Hoffmann („Gedichte", Frankf. 1842) begleitet, welche in geistreichen Variationen mancherlei Themen des Lebens und der Zeit abspielen. C. M. Winterling zeigt in seinen „Epigrammen in vier Centurien" (Erl. 1847) und in seinen „Rhythmen und Reimen" (Erl. 1849) epigrammatisches Talent, obgleich auch manche hölzerne Geistespuppe gewiegt wird. Die „Xenien" von Glaßbrenner und Sanders (Hamb. 1849) quälen sich zu sehr mit spondeenreichen Distichen ab, und lassen über dem Bemühen, der strengen Form zu genügen, alle Leichtigkeit und hüpfende Grazie vermissen, während Alexander Jung in seinen „Elixiren gegen die Flauheit der Zeit" (Leipz. 1846) nur epigrammatische Knallbonbons liefert.

Die moderne Lyrik, welche, insoweit sie den irdischen menschlichen Lebensgenuß predigte, besonders die Befreiung von aller Zerknirschung und Bekreuzigung, von romantischer Verbitterung der Existenz suchte, fand einen mächtigen Verbündeten im Orient. So erweiterte sie sich einerseits kosmopolitisch, gewann an glänzenden Bildern, Farbenreichthum und umfassender Weltanschauung, während sie sich andererseits innerlich vertiefte und die Frivolität abstreifte, indem sie mit lebensvollem Behagen den Rosenkranz jener altehrwürdigen orientalischen Weisheit abbetete. Dort war der Lebensgenuß weder leichtsinnige Praxis noch in ein System gebracht, aber durch sentenzreiche Weisheit gewürdigt und geheiligt. Hatte schon Goethe auf dem „Westöstlichen Divan" mit Behagen geruht; hatte schon Rückert die „Weisheit des Brahmanen" (4 Bde., Leipz. 1841; neue Ausg. in 1 Bd., 1843) in Deutschland zur Geltung gebracht, und mit allem möglichen und unmöglichen Vers- und Reimgeklingel den Einzug des ebenso prachtvollen wie gehaltreichen Orients in die deutsche Literatur eingeläutet: so war es wol kein Wunder, daß viele jüngern Talente den geistigen Schmuggelhandel mit dem Orient fortsetzten, um so mehr, als die orientalischen Studien selbst jährlich neue Geistesschätze zu Tage förderten und mit immer steigendem wissenschaftlichem Eifer betrieben wurden. Rückert hatte in seiner „Hamâsa" (2 Thle., Stuttg. 1846) arabische Volkslieder übersetzt, welche den ganzen ritterlichen Geist der Nation mit seiner Kampflust und seinem Rachedurst wiederspiegelten. Graf übersetzte nach dem Texte Saadi's „Rosengarten" (Leipz. 1846), während Ernst Meier die classischen Dichtungen der Hindus aus dem Sanskrit übertrug (Stuttg. 1847), W. A. Meußel in „Prinz und Derwisch" die Makamen Ibn-Chisdai's (Stett. 1847) dem deutschen Publicum zugänglich machte, und Author in seinen „Klängen aus Osten" (Leipz. 1841) die Makamen des Hamadani und Epi-

soden aus den Dichtungen des Firdusi mittheilte. Von dem Geiste orientalischer Lebensweisheit genährt, war einer der originellsten deutschen Dichter, Leopold Schefer, in seinem „Laienbrevier" (Berl. 1835; 8. Aufl., 1852) mit einem sentenzreichen, andächtigen Pantheismus und einem tiefsinnigen Versenken in die Mysterien des Alls aufgetreten. Ein reiches, warmes Naturleben war hier mit Jean-Paulisirender Weihe erfaßt und poetisch verherrlicht. Dieses Erbauungsbuch denkender Laien, das jede Polemik gegen den kirchlichen Glauben vermied, wenn es auch seinem innersten Kerne nach sich feindlich gegen denselben verhielt, täuschte selbst manche gläubigen Gemüther durch Wärme der Empfindung und ethisches Pathos über seine Tendenz. Die dichterische Form war paradox-genial, oft hart, scharf und ungenießbar, stets aber unter der harten Schale einen saftreichen Kern verbergend. Schefer's „Vigilien" (Guben 1845) enthielten dieselbe tiefe Reflexionspoesie mit unerwarteten, genialen Wendungen, bizarren Phantasieergüssen und schimmerden Verstandesreflexionen, mit Hegel'schem und Spinozistischem Pantheismus in einer Form, deren häufige Ungelenkigkeit keineswegs von speculativen Wendungen und systematisch-abstractem Knochengeklapper, sondern von dem allzu großen und dichtgedrängten Gedankenreichthum herrührte. Schefer ist ein lyrischer Jean Paul, ihm gleich an den Fehlern des Gedankenluxus, an oft herber und geschmackloser Form, sodaß seine Verse selbst hin und wieder an Jean Paul'sche Streckverse erinnern, sowie verwandt in allen Tugenden, in fruchtbarer Phantasie, inniger Hingabe an die Natur, in genialen Arabesken des Humors, in reiner, schöner Gesinnung. Unmittelbarer als Leopold Schefer gab Georg Friedrich Daumer in seinem „Hafis" (Hamb. 1846) orientalische Dichterblüten voll Lebensduft, und eröffnete in melodischen Versen mit dem Pulver des Orients und dem Blei des Occidents ein heftiges Feuer auf die christliche Askese. Diese Gedichte Hafis' waren graziös, leicht geschürzt, voll Schwung und Frische, eine Wein- und Liebespoesie, ohne jeden sentimentalen Anstrich, eine Apotheose des heitern Genusses. Wie Daumer die Weisheit des persischen Dichters, so machte Bodenstedt in seinen „Liedern des Mirza Schaffy" (Berl. 1851) die heitere Weltanschauung des Weisen von Tiflis dem deutschen Volke zugänglich. Sowol Daumer wie Bodenstedt zeigten sich als vollkommene Beherrscher der dichterischen Form, und wußten durch die Eleganz und den Geschmack, mit welchem sie diese Perlenschnur lebensfrischer Sentenzen aneinanderreihten, ihnen den Reiz und Werth selbständiger Dichtungen zu verleihen. Das Priesterthum der Humanität aber, dessen Flamme im Abendlande, gegenüber den bestehenden Verhältnissen, oft wild und verzehrend wie eine Brandfackel loderte, opferte im Orient behaglich und ruhig, in sich selbst befriedigt und in Harmonie mit der Welt, an ehrwürdigen Altären, und warf dadurch einen Schimmer von Versöhnung auch auf die mächtig gährende, vom Kampfe der Gegensätze zerrissene Poesie des Occidents. Besonders fand die deutsche moderne Lyrik in ihrer Opposition gegen romantische Verhimmelung und gegen die dem frischen Leben abgewendeten Richtungen Halt und Stütze in der von Jahrtausenden unbewegten Lebenspoesie des Morgenlandes.

Die Lyrik der alten Richtung: a) Die naive Lyrik.

Die Lyrik der alten Richtung erging sich entweder unbefangen in den alten Gleisen der Wein- und Liebeslyrik und einer tendenzlosen descriptiven Poesie, oder sie trat mit Erbitterung und Parteiwuth der Lyrik der neuen Richtung gegenüber, indem sie in Glauben und Sitte, Staat und Kirche die reactionäre Tendenz, die Tendenz der christlich-germanischen Restauration vertrat.

Die naive Lyrik blüht, wie eine Herbstzeitlose, auf allen Wiesen, da ihr Lenz und ihr goldenes Zeitalter in unserm reflectirenden Jahrhundert nicht mehr zu suchen ist. Dennoch hat sie, als Ausdruck einfacher, wahrer Empfindung, auch in letzter Zeit manche liebliche Blüte getrieben. Wir sprechen hier nicht von den Erzeugnissen und Schulen des vorletzten Jahrzehnds, das außer dem Kreise unserer Abhandlung liegt, nicht von der pommerschen Dichterschule, welche sich die abgefallenen Federn

Heine'schen Lyrik auf den Hut steckte, noch wollen wir weitläufig von der schwäbischen Schule berichten, die Heine das Fontanell von Deutschland nannte. Indessen hat die schwäbische Schule einen Dichter wie Uhland aufzuweisen, dessen Hoheit und Lieblichkeit, dessen inniger Gefühlsausdruck und begeisterter Gesinnungsadel ihm unter den vaterländischen Dichtern einen hohen Ehrenplatz einräumen. Uhland hat das Mittelalter in reizender Naivetät und seiner wahren und keuschen Gestalt nach heraufbeschworen, ohne alle romantische Verzerrung und Entstellung, und ohne es als Gegengift gegen den freiern Geist der Neuzeit zu gebrauchen. Die schwäbische Dichterschule, die allerdings in zu großer Gefühlsweichheit und zu geringer Energie des Gedankens ihre Achilleusferse fand, ist in dem letzten Jahrzehnd fast verstummt oder hat nur in schwachen Nachklängen ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Gustav Schwab, gestorben 1851 („Gedichte", Stuttg. 1829; 3. Aufl., 1846), ansprechend in Liedern und Romanzen, auch begeistert für den Freiheitskampf fremder Nationen, fromm ohne pastoralen Ton und poetische Homiletik, und Justinus Kerner („Gedichte", 4. Aufl., 1847), ebenso mystisch wie naturfrisch und liebenswürdig, eine wunderbare Vereinigung von Gegensätzen, gleich trefflich im Volkslied und in der Romanze, obwol letztere meist bei ihm eine unheimliche Färbung hat, sind nächst Uhland die Stammhalter der schwäbischen Dichterschule. Kerner's Gedicht „An den Erzherzog Johann von Östreich" ist tüchtig und frisch in Form und Inhalt, aber von jener schwäbisch-gemüthlichen Vertrauungsfestigkeit, welcher die Enttäuschung auf dem Fuße folgen mußte. Eduard Mörike („Gedichte", Stuttg. 1838; 2. Aufl., 1848) ist von den schwäbischen Dichtern derjenige, welcher die meisten fremdartigen Elemente in sich aufgenommen hat, und sowol moderne Skepsis wie die Plastik der antiken Weltanschauung mit der einfachen innigen Gemüthswelt der schwäbischen Poeten zu verschmelzen sucht. Dazwischen tönen auch die Klänge des Justinus Kerner'schen Geisterbanners, der neuesten weinsheimer Magie. Dieser Mangel an innerer Einheit und sichern festen Standpunkten gibt der Poesie von Mörike einen dilettantischen Anstrich, über den sich nur die „Idylle vom Bodensee" (Stuttg. 1847) durch feste Zeichnung und humoristisch-frisches Colorit erhebt. Wenn bei Mörike das Zarte, Weiche, Gemüthstiefe, sowie das Volksthümliche vorherrscht, so ist Gustav Pfizer („Dichtungen", Stuttg. 1840) ein sich an Schiller anlehnender, für nationale Freiheit begeisterter, aber mit unserer Zeit und ihrer Ohnmacht rechtender Dichter. Mörike hat viel Grazie und Elegie, Pfizer viel Pathos und Energie in der Form. An diese reiht sich nun der jüngere Nachwuchs, die fahrenden Schüler, Volks- und geistlichen Dichter Schwabens. Karl Mayer mit seinen „Wanderliedern", Albert Knapp, ein homiletischer Poet und Sammler andächtiger Lieder, Chr. J. Matzerath, Karl Grüneisen, Emanuel Fröhlich, Wilhelm Zimmermann, Eduard Vogt und viele Andere, welche nur verschiedene Abarten und Schattirungen der schwäbischen Flora darstellen und in dem allgemeinen Dichterlenz des letzten Jahrzehnds sehr in den Hintergrund getreten sind.

Wurden diese schwäbischen Talente doch auch in ihrem eigenen Genre, in der harmlosen Gefühlslyrik, von andern Dichtern erreicht und übetroffen, welche in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes sangen, „wie der Vogel singt", in alten, theils lieblichen, theils trivialen Weisen. Als Hauptrepräsentant dieser naiven Lyrik ist Robert Reinick (gest. 1852) zu nennen, ein harmloses Dichtergemüth, welchem der Ausdruck der zarten Sinnigkeit und eines schalkhaften Humors vortrefflich gelingt. Seine poetischen Werke umfassen ein „Liederbuch für deutsche Künstler" (Berl. 1833); „Lieder" (Berl. 1844); „A-B-C-Buch für kleine und große Kinder" (Leipz. 1844). Der Charakter der Reinick'schen Poesie ist unbefangene Kindlichkeit, Hingabe des Gemüths an alle äußern und innern Eindrücke. Reinick's Unschuld ist wohlthuend, weil sie keine affectirte, weil über seinen frischen Liederborn keine Reflexion ihre Schatten geworfen hat. Seine Lieder fodern daher durch ihre Einfachheit und Innigkeit die musikalische Composition heraus. Es sind bald reizende Nationalgemälde, bald schalkhafte Liebesgedichte, aber Alles gesund, frisch, ohne Senti-

mentalität. In den wenigen Gedichten, in denen Reinick einen höhern Anlauf zur Gedankenpoesie nimmt, kommt dann freilich der unbedeutende geistige Standpunkt des Dichters in störender Weise zum Vorschein. Ebenso wenig gelingt es ihm, die Trivialität zu vermeiden, in die er besonders in seinen Thier- und Froschpoesien, in denen er Naturlaute nachahmen will, verfällt. Reinick verherrlicht die Scala aller Wesen, vom Engel bis zum Thiere; er ist aber nur dann poetisch wahr, wenn er zarte menschliche Gefühle zu lyrischen Feldblumenkränzen windet. Kräftiger in seinem Humor, aber ebenso unbefangen in der Weltanschauung ist August Kopisch, ein Maler wie Jener, der aber mehr in das derbe, volksthümliche Element hineingreift. Seine Schriften sind: „Gedichte" (Berl. 1836); „Allerlei Geister" (Berl. 1848). Er zeigt sich in seiner Dichterweise volksthümlich tändelnd und lehnt sich ganz an neckische Sagen, besonders an solche, in denen er das kleinstädtische und altfränkische Philisterthum geißeln kann. Kopisch ist ein Dichter des Volksschwanks, der Elfen und Kobolde, der Heinzelmänner und Alräunchen. Dabei hat seine Poesie die Färbung schlesischer Provinzialdichtung. Man hört überall die Geisterschar des Rübezahl flüstern; man fühlt sich in die Sagenwelt der schlesischen Gebirge versetzt. Kopisch ist ein talentvoller Improvisator. Seine Verse tragen daher auch den Charakter der Improvisation: sie sind leicht hingeschüttelt, ohne auf eine höhere künstlerische Form und Weihe Anspruch machen zu können. Am glänzendsten sind die Gedichte, in denen ein schelmischer Volkshumor herrscht, wie z. B. „Der Schneiderjunge von Krippstedt" und „Der große Krebs im Mohriner See". Sein Lied: „Als Noah aus dem Kasten trat", hat große Popularität und allgemeine Verbreitung gewonnen, und verdient dieselbe, weil es tüchtig, frisch und gesund aus dem Volke herausgedichtet ist und der alten biblischen Mythe eine echt menschliche Auffassung gibt.

Noch fester in dem deutsch-nationalen Element als Kopisch wurzelt Karl Joseph Simrock, dessen poetisches Talent sich am glänzendsten in der Nachbildung und Reproduction altdeutscher Dichtungen bewährte. Diese Wiedererweckung des echten, keuschen Mittelalters in seinen schönsten Schöpfungen war eine neue und verdienstliche, und ist durchaus nicht mit jener gewaltsamen Restauration zu verwechseln, welche den Geist einer überwundenen geschichtlichen Epoche der Gegenwart aus höhern Heilsrücksichten einzuimpfen sucht. Simrock hat alle bedeutenden Epopöen des altdeutschen Geistes, das „Nibelungenlied", die „Gudrun", Eschenbach's „Parcival", den „Armen Heinrich" und andere in treuer und doch gewandter Bearbeitung der Neuzeit zugänglich gemacht. Sein „Wieland der Schmidt" ist mehr als eine selbständige Schöpfung zu betrachten, obgleich der Stoff sich an ein Lied der „Edda", wie an eine prosaische Erzählung der Wilkinasage anlehnt. Doch der Dichter hat beides künstlerisch verschmolzen und, indem er die Nibelungenstrophe zur Trägerin der poetisch wiedergeborenen Sage machte, zugleich eine Meisterschaft in der Beherrschung der altdeutschen Versform bekundet, welche bei dem Übersetzer der deutschen Heldengedichte nicht befremden durfte. Doch das Naturwüchsige, Harte und Derbe der alten Sage konnte, trotz aller Plastik und eines oft glücklichen Humors, keinen rechten Eingang bei einem Publicum finden, das sich für das reckenhafte Element des Mittelalters gewöhnlich nur begeistert, wenn es ihm verfälscht und raffinirt von den modernen Chevaliers der Romantik geboten wird. Die Verdienste Simrock's um Wiederbelebung der rheinischen Sagenwelt sind bekannt. Als selbständiger Dichter trat Simrock zuerst mit politischen Liedern: „Drei Tage und drei Farben" (Leipz. 1830), auf, in denen er die Julirevolution verherrlichte. Später, in seinen „Gedichten" (Leipz. 1844), hat er dieses Gebiet nicht wieder betreten, sondern sich der einfach-heitern Lyrik zugewendet. Doch läßt er überall das sangbare Rondeau vermissen, indem seine, an den alten, großen Mustern geschulte Muse sich zu epischer Breite hinneigt. Neuerdings gab Simrock gesammelte „Deutsche Volkslieder" (Frankf. 1851) heraus. Originaler als Simrock suchte ein junger deutscher Dichter, Otto Roquette, in „Waldmeisters Brautfahrt, ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen (1. Aufl., Stuttg. 1851; 5. Aufl., 1852) die Märchenwelt des Rheins poetisch zu v

herrlichen. In diesem Märchen herrscht ein flotter Burschenton, echter Jugendmuth und Lebenslust, und eine naive Weltanschauung. Sein Thema ist in Wahrheit die Heiterkeit eines frischen Lebensgenusses, wie sie die lachende Natur der Rheingegenden, der Zauber ihrer Schönheit und der süße Rausch ihrer Weine in den Gemüthern wach ruft. Das Märchen ist wie aus der Phantasie eines Berauschten entsprungen, hin- und herfahrend in kecken Sprüngen, lustigen Bildern, ohne alle Klarheit und Besonnenheit der Anordnung. Der Mangel an Plastik wie die oft leichtfertige Form der Verse und der Diction bekunden noch die Jugendlichkeit des Dichters, dem seine burschikose Studentenwanderung so leicht wird, weil sie noch von keiner lästigen Gedankenbürde beschwert ist. Idealen Gehalt darf man zwar in einem Märchen nicht suchen, dessen Wesen in phantastischer Freiheit besteht; aber man wird immer besorgt um ein Talent sein müssen, das nur mit dem vergänglichen Reiz der Jugendfrische debutirt. Für das Beste in „Waldmeisters Brautfahrt" halten wir nicht die Wald- und Liebeslyrik, deren duftige Sträuße man jetzt in allen Gassen findet, sondern einzelne humoristische Arabesken, vor allem aber die eingestreuten Lieder, die von großer Lieblichkeit der Form sind und frische, unmittelbare Empfindung athmen.

Wie Simrock ein talentvoller Übersetzer altdeutscher Dichtwerke, so ist Adolf Böttger einer der glücklichsten Bearbeiter neuer, besonders englischer Dichtungen, und hat außerdem, wie Otto Roquette, auf dem Gebiete des Märchens originale Dichterkraft bewährt. Seine Übersetzung Lord Byron's gehört zu den trefflichsten Arbeiten auf diesem Gebiete und zeichnet sich besonders durch die Leichtigkeit und Grazie aus, mit der alle technischen Hindernisse, die in der Verschiedenheit des Sprachgenius liegen, überwunden sind. Böttger's „Frühlingsmärchen" (Leipz. 1849; 3. Aufl., 1850) ist ein tendenzloses, romantisches Naturgedicht, das nur den Stempel allzu großer Flüchtigkeit trägt, welche überhaupt sein anmuthiges Talent wesentlich beeinträchtigt. Man muß dem Dichter mehr Vertiefung und Heiligung und weniger Hingabe an äußerliche Anfoderungen wünschen. Seine bestellten Poesien, besonders zu den Illustrationen buchhändlerischer Prachtwerke, sind sehr zahlreich, enthalten aber natürlich viel Mattes und Forcirtes. Auch seine „Gedichte" (1. Aufl., Leipz. 1846; 7. Aufl., 1851) sind von diesen Fehlern nicht ganz freizusprechen, wenngleich ihre große Formvollendung einen wohlthuenden Eindruck macht. An Simrock schließt sich als Wiedererwecker der rheinischen Sagenwelt Wolfgang Müller („Lorelei, rheinische Sagen", Köln 1851), ein anspruchsloser Poet von heiterer, klarer Form und würdiger Gesinnung, der sich aber nirgends über das Niveau eines gebildeten Dilettantismus erhebt. Seine „Lorelei" ist gleichsam ein dichterisches Rheinpanorama, ein lyrischer Wegweiser, eine Sammlung von Balladen, welche seine Muse, von Burg zu Burg fliegend, den Rhein entlang aufliest. Dieser bunte romantische Strauß wird dem rheinliebenden Publicum von dem Dichter mit vielem Anstand überreicht. Das erste Debut des Dichters, die „Jungen Lieder" (Düsseld. 1841) waren eine etwas monotone Liebespoesie, während seine „Balladen und Romanzen" (Düsseld. 1842) sich durch epische Prägnanz auszeichnen. Weniger glücklich war Müller bei einem Abstecher in die Zeitlyrik. Seine „Oden der Gegenwart" (Düsseld. 1848) haben keinen Odenschwung, sondern sind auf den Kothurn hinaufgepeitscht. Die „Gedichte" (Frankf. 1847) enthalten ebenfalls viel Dilettantisches und Mittelmäßiges.

In dem Gebiete der poetischen Erzählung verdient Theodor Fontane rühmende Erwähnung, dessen Gedicht „Von der schönen Rosamunde" (Dessau 1850) in ebenso anmuthiger wie gewandter Form leichte Versguirlanden um die tragische Geschichte schlingt. Das ist ein lustiges poetisches Schlittschuhlaufen auf glatter Eisfläche, nichts Holpriges, freilich auch keine Überfracht an Gedanken. Frei von allem gezwungenen Pathos und pomphafter Rethorik bewegt sich das Gedicht in harmlos-ansprechender Weise und gefälligen, sich der Handlung anschmiegenden Rhythmen. Das eigentlich dramatische Interesse, das der Stoff darbietet, ist allerdings

ur wenig ausgebeutet, da es nicht in Fontane's Manier liegt, in die Tiefe der Leidenschaften und ihre geheim arbeitende Werkstatt hinabzusteigen. Seine „Männer und Helden, acht Preußenlieder" (Berl. 1850) sind ein poetischer Bildersaal preußischer Marschälle, Lieder mit martialischer Bravour und derb-volksthümlicher Färbung, deren Werth nur dadurch beeinträchtigt wird, daß ihre Helden nicht im Herzen des Volks leben. Mit ähnlicher patriotischer Färbung tritt von Lepell auf, der in der Form zwischen den feindlichen Polen, Heine und Platen, schwankt. Noch weiter zurück als Fontane, aus dem Mittelalter, holt den Stoff der poetischen Erzählung Otto Gruppe. Seine „Königin Bertha" (Berl. 1848) geht bis auf die Überlieferungen des karolingischen Sagenkreises zurück, die mit vieler Geschicklichkeit aneinandergereiht und nicht ohne Anmuth, Naivetät und dramatisches Leben dargestellt sind. Seine „Theudelinde, Königin der Lombarden" (Berl. 1849) leidet nicht nur an der Interesselosigkeit des Stoffs, sondern auch an der Monotonie vierfüßiger Trochäen. In seinen „Gedichten" (Berl. 1850) zeigt Gruppe ein nicht zu verkennendes episches Talent, das sich gern in malerischen Schilderungen ergeht und bei der Wahl seiner Erzählungen den romantischen Duft der Ferne liebt. Doch ist die Form nicht durchweg klar gehalten, und das Justemilieu, das Gruppe's kritische Leistungen charakterisirt, läßt auch in seinen Dichtungen keinen rechten Gedankenschwung zu.

Die mittelalterliche Poesie, der es um die Verklärung der Vergangenheit zu thun war, ging auch mit der Wiedererweckung der alten Sagenwelt bis ins Detail, und wurde, so gut wie die Zeitlyrik, zu einer Poesie der Masse, welche an jedes alte Raubnest ihre dichterischen Bilderbogen klebte. Die thüringische Sagenpoesie wurde namentlich von Bechstein ausgebeutet. Manches schon Abgenutzte brachte Adolf Bube in seinen „Deutschen Sagen" (Jena 1839) und „Neuen Gedichten" (Jena 1840), während derselbe in den „Naturbildern" (Gotha 1848) sich durch glückliche Malerei, correcte Diction und schwunghafte Rhythmik auszeichnete. „Das Nahethal in Liedern" gab Gustav Pfarrius heraus (Köln 1838; 2. Aufl., Bonn 1845); L. Wiese einen ganzen „Sagen- und Märchenwald" (2 Thle., Barm. 1842); Dräxler-Manfred sammelte Sagen unter dem Titel „Sonnenberg" (Siegen 1845). Auf dem Gebiete der Ballade debutirte ein junger Poet, Rudolf Hirsch („Balladen", Leipz. 1841), der hierin, wie in seinem „Buche der Sonette" (Leipz. 1841), einen glücklichen Anlauf nahm, sich durch gefällige Form und sangbares, troubadourartiges Element hervorthat, gleichzeitig aber schon jene gemachten und prätentiösen Klänge hören ließ, an denen sein Talent später scheitern mußte. Wie die poetische Sage und Erzählung eine locale Färbung annahm und die Provinzialgeschichte ausbeutete, mit der Prätension einer Volksthümlichkeit, die sie dadurch am wenigsten erreichen konnte: so wurde auch die sangbare Lyrik zum Theil eine provinzielle und kokette, indem sie das hochdeutsche Sprachidiom verließ und bis zu den Unterschieden der einzelnen Volksdialekte herabstieg, sodaß gerade dem Volke sein nationales Recht, die Sprache der allgemeinen Bildung, vorenthalten ward. Die „Alemanischen Gedichte" des gemüthvollen Hebel (Karlsr. 1803; 8. Aufl., Aarau 1842), die mehr noch durch den Reiz des Inhalts als durch die localisirende Eigenthümlichkeit der Form gewirkt, verlockten zu Nachahmungen. Kopisch und Holtei dichteten, mehr zum Spiel, in schlesischer Mundart. Anton Freiherr von Klesheim suchte den wiener Dialekt in seinem „s Schwarzblattl aus' a Wienerwald" (2. Aufl., Wien 1846) zu einer poetischen Bedeutung zu erheben. Gabriel Seidl veröffentlichte „Gedichte in nieder-östreichischer Mundart" (Wien 1849). Franz von Kobell gab „Gedichte in pfälzischer Mundart" heraus (3. Aufl., Münch. 1849), kurz — die Provinz, die Stadt war rebellisch geworden gegen den allgemeinen Sprachgenius, obgleich diese Rebellion, sobald sie eine andere Fahne aufsteckte als die des localen Humors, mit ihren verrosteten Waffen unterliegen mußte.

Die naive Lyrik selbst, deren wuchernder Blütenflor viel Unkraut verbarg, läßt

herrlichen. In diesem [illegible] beliebige Eigenthüm-
und Leb [illegible] diese wieder durch keine
Heiterke [illegible] hunderts zusammenhängt.
den, d [illegible] Gedichte", Stuttg. 1840), der
thern [illegible] Schilderung wirksamer Situa-
sprun [illegible] einen hervorragenden Rang ein-
Klark [illegible] wie die Spinne, im Gewebe ihrer
leich [illegible] ich, selbst wenn Talent vorhanden, selten
Die [illegible] Die Nipptischpoesie von Ed. Ferrand („Ly-
kei [illegible] mer, welche den Damen lyrisch den Hof
M [illegible] Braun von Braunthal darein („Gedichte",
in [illegible] Nacht", Dresd. 1834, 2. Aufl., 1843), wo-
[illegible] litter herumflogen und bei aller braven Gesinnung
[illegible] viel Staub aufwirbelte. Unter der Poesie des hohen
[illegible] Lynar, Graf Löben, Graf Strachwitz, Graf Blan-
[illegible] vertreten ist, zeichnen sich die „Gesammelten Gedichte"
[illegible] von Würtemberg (Stuttg. 1841) durch echt adelige Ge-
[illegible] und sprühende Gedankenfunken aus. Noch bedeuten-
[illegible] Richtung nach entgegengesetzt, sind die Gedichte von Franz Frei-
[illegible] (enthalten in dessen „Sämmtlichen Werken", 24 Bde., Berl. 1844),
[illegible] deutscher Geist als französischer Esprit mit epigrammatisch-schlag-
[illegible] und eine trübe, zerrissene Weltanschauung mit Heinisirender Fri-
[illegible] das reine Gold des Gefühls auflösenden Königswasser der moder-
[illegible] vorherrscht. Hierher gehören auch die interessanten Touristendichtungen
[illegible] Anton von Prokesch-Osten („Gedichte", Stuttg. 1844) und die „Ge-
[illegible] F. von Pechlin (Stuttg. 1840 und 1842), die eine gewisse ernste
Tüchtigkeit verrathen, dabei von derbem Schrot und Korn sind, Hausmannskost
aus der niederländischen Schule. Die gelehrte Poesie ist in den „Fünf Büchern
Gedichte" von Julius Minding (Berl. 1841) vertreten, welcher den pedantischen Zopf
schon durch die griechischen Mottos verräth. Aus der großen lyrischen Concursmasse
heben wir noch einige Gemüthspoeten heraus: Theodor Apel („Gedichte", Leipz.
1840); Lorenz Diefenbach („Gedichte", Gießen 1840), nicht ohne Lebendigkeit und
Klarheit der Gedanken und Sprache; Nathusius („Gedichte", Magdeb. 1841), ge-
haltvoll aber allzu kühn in sprachlicher Neuerung, Wort- und Satzverrenkung; Karl
Maier („Sternbilder", Leipz. 1841), voll Pietät und innig; Friedrich Ludwig („Ge-
dichte", Kassel 1842), jugendfrisch, in den „Wartburgstimmen" (Kassel 1843) patrio-
tisch begeistert; Joseph Mendelssohn („Wilde Blumen", Leipz. 1843), mit elegischer
Färbung und sorgfältiger Feile, die indessen nicht alle Trivialitäten beseitigt; Johan-
nes Scherr („Laute und leise Lieder", Schaffh. 1842), zwischen Heine und der
schwäbischen Dichterschule hin- und herrudernd; Karl Heinrich Schnauffer (Manh.
1846), extravagant und maßlos; Arnim Werther (Hamb. 1851), nicht ohne Gedan-
kengehalt und Schwung; endlich die beiden Schlesier Emil Leonhard („Bürger und
Molly", Bresl. 1850) und Richard Kunisch („Primavera", Bresl. 1851), von denen
der Erste mehr Schwung, der Letzte mehr Zartheit der Empfindung zeigt. Eduard
Kauffer („Gedichte", Leipz. 1849) zeigt sich lebendig, künstlerisch durchgebildet, nur bis-
weilen zu pointirt. German Mäurer in seinen „Herzensergießungen" (Leipz. 1847)
ist kurz und bündig, während Karl Schimper („Gedichte", Erl. 1840 und Manh.
1847), ein Naturforscher von Ruf, die flores und amoenitates seiner Nebenstunden
nach Goethe'scher Weise zum Kranze flicht, wobei viel Welkes aus den Herbarien
mit unterläuft und viel Eckiges, Manierirtes und Carikirtes die Harmonie stört.
Tiefer gehende Reflexionspoeten, denen die bloße Ausstrahlung zufälliger Empfindun-
gen nicht genügt, sind: Krug („Lotosblumen", Bonn 1840), gediegen und gedanken-
Lotze („Gedichte", Leipz. 1840), brillant und vielseitig, aber mystisch-unklar;
[illegible] („Lebenssymphonie", Berl. 1842), von originaler Frische, aber eckig und

düster; Friedrich H. Straß (Otto von Deppen) („Gedichte", Leipz. 1842; Berl. 1852), nüchtern-verständig; Eduard Boas („Sprüche und Lieder eines nordischen Brahminen", Leipz. 1842), voll heiterer Lebensfrische; Karl Hugo („Psalmen eines armen Poeten", Pesth 1846), sich in grillenhaften Jeremiasklängen ergehend; Ernst Ranke („Gedichte", Erl. 1848), in antiken Metern patriotische Gesinnung athmend; A. T. Fritzsche („Hebe und Charis", Leipz. 1849), jugendlich frisch und classisch gebildet; Marlo („Im Hafen", Wien 1849), glücklich in epischer Schilderung; Julius Schrader („Gedichte", Berl. 1849), mit Glück Goethisirend, klar, sentenzenreich, harmonisch abgeschlossen; u. s. w. Die Poesie der Geselligkeit wurde natürlich auch eifrig gepflegt. Prätzel und Andere sangen „Freimaurergedichte" (Hamb. 1842) und Karl von Holtei, ein moderner, fahrender Minnesänger, der in den „Stimmen des Waldes" (Bresl. 1848) die Thierwelt poetisch mobil machte, war in seinen „Gedichten" (Berl. 1844), in denen sich viele glückliche volksthümliche Blüten finden, der poetische Meister vom Stuhl für alle deutschen Logen der Geselligkeit.

Die naive Lyrik fand in Östreich, wo dem Volksgeist zu weiterm Flug die Schwingen gestutzt waren, einen fruchtbaren Boden, sodaß diese östreichische Dichterschule eine besondere Betrachtung verdient. Von den Heroen der freien östreichischen Poesie, Grün und Lenau, haben wir bereits gesprochen. So bedeutend ihr Talent, ihr Aufschwung und die Sehnsucht nach geistiger Freiheit, bleiben sie doch festgebannt in jenes Element geistiger Dämmerung, welches für Östreich charakteristisch ist. Alle Poeten Östreichs sind Dämmerungsfalter. Sie wagen nicht, die verschlossenen Blumen am hellen Tage zu küssen. Wir finden daher, besonders unter den Dichtern zweiten Rangs, ein Umhertappen nach allen möglichen Stoffen und eine träumerische Sentimentalität, welche sich gänzlich in ihre Gespinnste verwickelt, wie auf der andern Seite jene oberflächliche Gemüthlichkeit, die sich am trivialsten Lebensgenuß befriedigt. Die freiere Richtung aber, die wie Frühroth nur die höchsten geistigen Gipfel berührt, erweckt in den Thälern, wo die Masse wohnt, nur ein unbestimmtes Sehnen. So ist bei geistigen Potenzen die dämmernde Unbestimmtheit, bei geistiger Impotenz die klare Trivialität das eigentliche Wesen der östreichischen Lyrik. Damit wird zugleich erklärlich, wie nur die hervorragenden Talente das ganze deutsche Volk fesseln konnten, während die übrigen Sänger mit ihren östreichischen Schulmelodien nicht über die Gitter des Käfigs hinausdrangen. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz hatte in seinen „Todtenkränzen", in denen er die Canzonenform mit Glück gehandhabt, wie ein elegischer Leichenvogel vom Todtenmahle der Weltgeschichte gezehrt, in andern Gedichten aber einen volksthümlichen Ton angeschlagen, der in weitesten Kreisen Widerhall fand. Doch die poetische Kraft, die ihm das Anlehnen an die Geschichte gegeben, mußte verloren gehen, als seine Muse den Rückfall in die Kindheit der Märchenpoesie erlitt. Sein „Waldfräulein, ein Märchen in zwölf Abenteuern" (Stuttg. 1843; 3. Aufl., 1851) ist ein echtes, altöstreichisches Wiegenlied ohne allen Gedankengehalt und selbst in der Form monoton und trivial. Wenn auch hin und wieder, besonders in Naturschilderungen, die dichterische Begabung zum Durchbruch kommt, so sind doch auch die leeren grünen Hülsen in solcher Zahl vorhanden, daß man bald müde wird, die poetische Staude abzupflücken. Der idyllische Zauber und die Gemüthsinnigkeit einiger Stellen kann über die durchschnittliche Dürftigkeit dieser Ammenpoesie nicht forthelfen. Der neueste Versuch des Dichters, wieder zur Zeitdichtung einzulenken, „Das Soldatenbüchlein" (Wien 1850; 3. Aufl., Stuttg. 1852), verunglückte, indem die Apotheose der Soldateska zu sehr den Charakter einer Landsknechtspoesie annahm. Noch unglücklicher war das lyrische Debut eines andern östreichischen Dramatikers, Friedrich Halm, der in seinen „Gedichten" (Stuttg. 1850) als poetischer Hofconditor auftrat, mit lauter süßen Sächelchen, die Einem im Munde zergingen. Ganz in den Kinderschuhen geht die Muse von Samuel Mosenthal („Gedichte", Wien 1847), kokett und hypernaiv, während Otto Prechtler sow in seinen „Gedichten" (Wien 1844) wie in seinem „Ein Jahr in Liedern. Z

stimmen" (Wien 1849) mehr Kraft, einen weitern Gesichtskreis und, bei aller Mäßigung, doch Sinn für nationale Erhebung zeigte. Deinhardstein („Gedichte", Berl. 1844) zeigte sich, bei ansprechenden Einzelheiten, zu nüchtern und trocken, und ermangelte zu sehr des poetischen Dufts, um Anklang zu finden.

Die Lyrik, die nie um Stoff verlegen ist, mag sie ihn aus aller Welt zusammenbetteln, die wie ein Leierkastenmann in den Straßen herumzieht und jedem sein Lied singt, dem Soldaten wie dem Bergmann, und mit unermüdeter Productivität stets neue Liederfrühlinge hervorbringt, findet ihren Hauptrepräsentanten in Johann Nepomuk Vogl, dem vorzugsweise wiener Dichter, dessen Gesichtskreis nicht über den Prater und Augarten hinausreicht, der aber innerhalb der engen Schranken mit seinem Talent manches harmlos Liebliche geschaffen. Seine Muse steht immer solvent am Zahltisch und beschickt jede leipziger Messe. Da gibt es Balladen, Legenden, Romanzen („Der fahrende Sänger", Wien 1839; „Klänge und Bilder aus Ungarn", Wien 1839, 2. Aufl., 1844; „Balladen", Wien 1837, 2. Aufl., 1841; „Karthäusernelken", Wien 1845; „Neue Balladen", Wien 1846), bald im altfränkischen Ton und Holzschnittstil, bald mit moderner Färbung. Die ganze Specialgeschichte wird abgestaubt und aus den verlorensten Flüssen der Sand gewaschen, um einige Goldkörner zu finden. Dann wird ein bald tändelnder, bald sentimentaler Ton angeschlagen in dem „Neuen Liederfrühling" (Wien 1841), oder nach Arndt und Schenkendorf patriotisch losgewettert in den „Deutschen Liedern" (Jena 1845), obgleich der Feind und die Befreiungskriege fehlen. Dann gibt es wieder „Soldatenlieder" (Wien 1849) und bergmännische Dichtungen („Aus der Teufe", Wien 1849) — kurz dieser Poesie geht niemals der Athem aus, eher noch die Gedanken. Weniger verschwenderisch mit seinen lyrischen Gaben geht Johann Gabriel Seidl um, dessen „Liedertafel" (Wien 1840) und „Bifolien" (Wien 1836; 3. Aufl., 1843) sich bei aller Sentimentalität nie ins Krankhafte verlieren, und dabei ein frisches patriotisches Gefühl athmen. Auch vermißt man bei ihm nicht den durchgehenden Gedankennerven. Tschabuschnigg („Gedichte", 2. Aufl., Wien 1841) ist ebenfalls ein sentimentaler Reflexionspoet, der sich in einer edlen Resignation behagt. Freilich findet man bei ihm viel Poesie der Bagatelle, die indessen ohne höhere Ansprüche auftritt. Anders verhält es sich bei dem Ritter von Levitschnigg („Gedichte", Wien 1842), der mit der Prätension der Genialität und mit vieler Ostentation seine Leier schlägt. Da klingt denn manches pikant, kühn, bedeutend, die Bilder scheinen neu, original; doch sieht man näher nach, so sind es dürftige Gedanken, die sich unter den blendenden Worten verdecken. Es fehlt die poetische Selbständigkeit. Dasselbe gilt von den „Westöstlichen Gedichten" (Wien 1846) und von dem „Märchen" (Pesth 1847), dessen antisocialistische Tendenz in einer oft incorrecten Form vorgetragen wird. Wie Levitschnigg die Originalitätssucht, so vertritt L. Foglár das Nebelhafte, Dämmernde, Elegische der in sich verschlossenen Gefühlswelt in seinen „Cypressen" (Wien 1841) und in den „Strahlen und Schatten" (Leipz. 1846). Innige Weichheit und glänzende Bilderpracht charakterisiren diese Dichtungen, während „Ein Stück Leben" (Pesth 1847) sich durch Wahrheit der Empfindung und Anschauung und tüchtige Gesinnung auszeichnet. Diese Dämmerung des Gefühlslebens wird auf dem Boden des Gedankens zur Unbefriedigung, zur Maßlosigkeit — ein Schritt, den in der österreichischen Lyrik Johannes Nordmann thut. Seine „Gedichte" (Leipz. 1847) sind voll leidenschaftlicher Wildheit, aber oft inhaltleer, und bekunden ein nicht ausgegohrenes Talent. In seinen „Zwei Frauen" (Wien 1850) herrscht eine glühende, wollüstige Phantasie, ein überschwänglicher Cultus des Fleisches. Es ist, als ob sich diese Lyrik aus Verzweiflung, irgend ein Humanitätsideal verwirklichen zu können, in bacchantische Sinnlichkeit stürzte. Ganz der romantischen Weltanschauung gehört Friedrich Bach an, der in seinen „Gedichten" (Leipz. 1847) die Verachtung der Weltbewegung, die kalte Ironie, die Spielerei, Nichtigkeit, Träumerei und Formlosigkeit der Romantiker zur Schau trägt. Nicht ohne Kraft und Mark, wenngleich forcirt, ist Constant, der Dichter der „Versunkenen Königsburg" und der „Paralle-

len" (Leipz. 1849), der die Unklarheit des östreichischen politischen Bewußtseins durch merkwürdige Mischung liberaler und serviler Elemente an den Tag legt. Die Unbestimmtheit der freiern Richtung, der vage Drang nach Freiheit spricht sich in Hermann Rollet's Dichtungen aus („Liederkränze", Wien 1842; „Frühlingsboten aus Östreich", Jena 1846; „Wanderbuch eines wiener Poeten", Frankf. 1846; „Frische Lieder", Ulm 1848), deren Form ebenso wenig wie der Inhalt harmonische Befriedigung zeigt. Eduard Mautner ist in seinen „Gedichten" (Leipz. 1847) nüchtern-reflectirend bei sauber gehaltener Form, aber ohne Frische, Kraft und Originalität — Eigenschaften, die man dem Böhmen Uffo Horn („Gedichte", Leipz. 1847) nicht absprechen kann, obgleich er weniger in die Tiefen des Gemüths hinabsteigt, als von außen Gegebenes meist episch gestaltet. In merkwürdigem Gegensatze mit der Poesie des politischen Unbehagens, die nur mäßigen Talenten genügen konnte, und zu der auch August Bayr in den „Östreichischen Flüchtlingen" (Manh. 1847) ein Contingent stellte, tritt die mystisch-biblische Poesie eines Beda Weber („Lieder aus Tirol", Stuttg. 1842) auf, die keine jodelnden tiroler Volkslieder ertönen läßt, sondern in wehmüthigen Klagen austönt oder sich zu gewaltsamen Verzückungen erhebt — eine Poesie, in welcher das Märtyrerthum des Geistes sich in krankhafter Extase zusammenfaßt.

Wieviel episches Talent auch in den Balladen dieser Dichter verarbeitet erscheint, so konnte das selbständige größere Epos, mochte es nun heroischen, idyllischen oder religiösen Inhalts sein, doch in der jüngsten Epoche weder in Östreich noch in dem übrigen Deutschland Wurzeln schlagen. Insoweit das Epos eine umfassende Schilderung der Zeit, der Sitten und der Charaktere ist, und im weiten Rahmen eine Fülle von Begebenheiten umspannt, hatte es sein jüngerer Halbbruder, der Roman, in den Schatten gestellt und Rang und Titel des modernen Epos usurpirt. Die Langathmigkeit der Epopöen, deren Göttermaschinerie Ladislaus Pyrker zu restauriren versuchte, fand in der kurz- und schnellebenden Zeit kein Publicum mehr. So gewiß aber zu einem echten Epos Himmel und Erde, der Olymp und die Hölle gehört, das Ineinandergreifen der irdischen und überirdischen Welt, der Helden und Götter in fester, vom Glauben der Menschen getragener Gestalt: ebenso gewiß gehört es auch nur der ersten Entwickelungsepoche der Nation und ihrem volksthümlichen Glauben an und muß in einer Zeit der Reflexion als ein Treibhausproduct der nüchternen Combination erscheinen. Das geringe Terrain, das ihm der Roman noch gelassen, nahm, nach der mehr poetischen und künstlerischen Seite hin, die freie epische Dichtung in Besitz, wie sie von Lenau, Meißner und Andern mit Glück gepflegt wurde. Hier war es ein Kranz poetischer Erzählungen, die in einem Helden ihre Einheit fanden und in freier, meist wechselnder Rhythmik sich zu einer künstlerischen Totalität vereinigten. Die Monotonie der voluminösen Stanzen, Hexameter, vierfüßigen Trochäen oder anderer durch lange Bände hindurch gepeitschter Versmaße war hierdurch vermieden, während gerade der Wechsel der Rhythmik dem wechselnden Inhalt die stets angemessene Form bieten konnte. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, die Einsicht in die Lebensunfähigkeit des Epos habe von vergeblichen Versuchen abgehalten. Doch gerade daß von allen diesen zahlreichen Epopöen, die mit der Prätension großer Kunstwerke auftraten, kein einziges sich auch nur ephemere Aufmerksamkeit erwerben konnte, daß von allen diesen Ependichtern kein einziger hervorragende Begabung zeigte, ist der klarste Beweis von der Unmöglichkeit des Epos in unserer Zeit. Denn das Talent und der Genius des Jahrhunderts gehen Hand in Hand, und nur die Talentlosigkeit plagt sich mit unfruchtbaren Stoffen ab. Sehen wir uns diese Stoffe näher an! Da ist vor allem das religiöse Epos, das uns neue Messiaden schuf. Wir haben ein Epos in 12 Gesängen, „Der Heiland"; ein anderes in fünf Gesängen, „Christus der Überwinder"; dann eine Evangelienharmonie der „Heiland"; einen „Sieg des Kreuzes" u. s. w. Wie viele kennen die Namen ihrer Verfasser: Steger, Moritz, Arnold, Gaßmann! Wer kennt das geistliche Gedicht „Paulus" von Seibel, oder die biographische Le-

gende in 29 Gesängen „Die heilige Elisabeth von Ungarn“ von Katharina Dietz! Und wie dem religiösen Epos, so ergeht es auch eigentlich dem geschichtlichen, mag es „Ulrich Zwingli“ in 29 Gesängen, oder „Hermann von Salza“ in 10 Gesängen, oder „Gustav Adolf“ in drei Gesängen feiern, mag es Emanuel Fröhlich oder Henschel und Friedrich zum Verfasser haben! Die versificirte Langeweile ist und bleibt ungenießbar. Da haben wir einen „Columbus“, einen „Friedrich den Großen“, einen „Jürgen Wullenweber“, einen „Mazeppa“; wir haben ein östreichisches Epos „Don Juan d'Austria“ von Ludwig August Frankl, einen „Zug nach Moskau“, einen „Napoleon in Ägypten“. Ja bis ins Alterthum ringelt sich der epische Bandwurm zurück. So führt uns Kannegießer einen „Telemachus und Nausikaa“ vor. Eichner dagegen dichtet ein modernes Epos: „Des Sängers Grab“. Die Idylle nach Goethe'schem und Voß'schem Muster hat noch die meiste Anwartschaft auf Anerkennung, wenngleich die Nachahmer von Julius Voß, wie Crusius in seinem ländlichen Epos „Die Verlobung“, doch mit der Staffage der Bauernhöfe zu großem Misbrauch treiben. Hartmann's „Adam und Eva“ ist schon oben erwähnt worden. „Pepita“, italienische Idylle von Ed. Boas (Leipz. 1844), ist eine freundliche Production in diesem Genre.

Unter den dichtenden Frauen, welche der naiven Lyrik huldigen, verdient, außer Rosa Marie und Elisabeth Kulmann, die Beide schon verstorben sind, vorzüglich Betty Paoli auszeichnende Erwähnung, weil sie, von dem echten Dichterfeuer durchglüht, ihren tiefsten Empfindungen einen meist künstlerisch vollendeten Ausdruck zu geben versteht. Ihre Schriften sind: „Gedichte“ (Pesth 1841); „Nach dem Gewitter“ (Pesth 1843); „Romancero“ (Leipz. 1845); „Neue Gedichte“ (Pesth 1850). Der Schmerz einer unglücklichen Liebe, die stille Wehmuth und edle Resignation sind der Grundzug ihrer Dichtungen, welche nirgends die Grenzlinie der Schönheit überschreiten und durch die Wahrheit und Tiefe des Gefühls fesseln. Im „Romancero“ ist viel südlich glühende und duftende farbenreiche Poesie, wenn auch das objective Element gegen die vorherrschende Subjectivität in den Schatten tritt. Das „Stabat mater“ ist vortrefflich, aus den Tiefen der Seele herausgedichtet. Nächst ihr verdient Luise von Plönnies den Kranz. Ihre „Gedichte“ (Darmst. 1844) enthalten viele zarten Liebeslieder und gelungene Schilderungen, oft mit originalen Blitzfunken in Bild und Gedanken. Ihre Sonettenkränze „Abälard und Heloise“ und „Oskar und Gianetta“ vereinigen mit diesen Vorzügen noch eine seltene Meisterschaft der Form. Wir erwähnen noch: Adelheid von Stolterfoth, phantasiereich und anspruchslos in ihren „Rheinischen Liedern und Sagen“ (Frankf. 1839; 3. Aufl., 1851); Karoline Leonhard-Lyser, Margaretha Adelmann, Henriette Ottenheimer, Emma von Niendorf, Luise von Lindenfels.

b. Die Lyrik der reactionären Tendenz.

Neben den naiven Lyrikern trat alsbald eine Richtung auf, welche sich gegen den Zeitgeist mit heftiger Polemik wandte und eine Restauration des alten Bewußtseins in Glaube und Sitte, Staat und Kirche verfocht. Diese Lyrik hatte ihre Unbefangenheit eingebüßt; denn sie war mit den Zeitideen behaftet, wenn sie sich auch negativ gegen diese verhielt. Ja, sie trug den Stempel der Absichtlichkeit, der Tendenz noch deutlicher an der Stirn als die politische Lyrik, welche sich mit einer gewissen Ungezwungenheit von den Wellen der Zeit schaukeln ließ. Diese Dichter aber strengten alle ihre Kräfte an, um „gegen den Strom“ zu schwimmen. Ihre Begeisterung war krampfhaft; ihre Missionswuth hatte etwas Verbissenes. Als Heros dieser fanatischen Bußprediger erscheint Oskar von Redwitz, dessen „Amaranth“ keineswegs wie „Otto der Schütz“ von Kinkel, „Wieland der Schmidt“ von Simrock u. s. w., eine unbefangene mittelalterliche Dichtung ist, sondern eine fulminante Missionspredigt gegen das moderne Heidenthum, die Predigt eines allerneuesten Zeloten, der sich mit dem Ritterschwerte nur kokett und anachronistisch umgürtet. Weniger bewußt und entschieden gehören hierher Emanuel Geibel und Max Sche-

renberg, nebst einen großen Chorus bekehrender und bekehrter Dichter und Dichterinnen. Wir betreten hier das Gebiet der poetischen „innern Mission", der Gethsemanes, der Bußhemden und Armensünderglöckchen. Diese Poesie trägt den Strick um den Leib, und verfolgt die Fährte des Unglaubens wie einst die spanischen Missionare mit bellenden Hunden. Das ganze geistig überwachte und blasirte Publicum, das von Babylon nach Jerusalem wandelt, fällt ihr zu; sie macht Epoche und Sensation; sie wird vergöttert; sie wird zur Mode, wie die Rückkehr in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche. Die Großen beehren sie mit ihrer Gunst und ihren Gnadengeschenken, mit Medaillen und Pensionen. Die aristokratischen Zirkel feiern am Theetische ihre Apotheose; die pietistischen Conventikel erheben sie zum neuen Evangelium! Und wie Ludwig Bonaparte das Pantheon, das der That und dem Ruhme, den großen Denkern, Dichtern und Helden geweiht war, wieder in die Hände des Klerus zurückgibt: so ist auch das Pantheon des deutschen Gedankenruhms und der Classicität in Gefahr, wieder in eine Kirche mit Meßpomp und Chorälen umgewandelt zu werden. Muß es doch der nächste Schritt dieser Mystiker sein, auf Goethe und Schiller das Anathem zu schleudern, weil sie nicht an der Quelle kirchlichen Glaubens ruhten.

Am freiesten von zelotischen Elementen ist von allen diesen Dichtern Emanuel Geibel, ein Lyriker, welchem die Meisterschaft der Form mit Recht allgemeine Anerkennung erworben. Seit Platen hat es kein deutscher Dichter zu so künstlerischer Formbeherrschung gebracht wie Geibel. Seine Verse haben einen bezaubernd-melodischen Fluß, welcher klar den einfachen Gedanken spiegelt. Er bewegt sich mit gleicher Sicherheit in dem sangbaren Liede und seinem schlichten musikalischen Refrain, wie im Sonett, in Distichen, in Terzinen, in Ghaselen. Nirgends verwirrt er sich. Seine Dichtergondel schwebt, bei allem Wechsel des Takts und des Ruderschlags, immer leicht und graziös über die Flut. Keine Inversionen, keine schwierigen Constructionen, keine gewagten Wendungen, keine gesuchten Reime, keine Worte zum Nothbedarf! Alle diese Verse sind so glatt und säuberlich. Geibel's Pegasus hat es gelernt, die Schule zu reiten, und setzt über alle Barrieren der Form mit Leichtigkeit hinweg. Seine poetischen Werke sind: „Gedichte" (Berl. 1840; 28. Aufl., 1852); „Zeitstimmen" (Lüb. 1841; 3. Aufl., 1846); „Spanische Volkslieder und Romanzen" (Berl. 1843); „Ein Ruf von der Trave" (Lüb. 1843; 2. Aufl., 1845); „König Sigurd's Brautfahrt, eine nordische Sage" (2. Aufl., Lüb. 1846); „Zwölf Sonette" (Lüb. 1846); „Juniuslieder" (Stuttg. 1847; 8. Aufl., 1852). Die besten Gedichte Geibel's sind diejenigen, in denen er unbefangen mit der Weihe Anakreon's Wein und Liebe besingt. Freilich fühlt er sich auf dem Gebiete des heitern Hellenismus auf die Länge nicht heimisch, sondern jagt die griechischen Grazien durch irgend eine christliche Wendung oder eine Reminiscenz der blonden mittelalterlichen Minne bald wieder fort. Dennoch sind diese Wein- und Liebeslieder in ihrer Klarheit und Innigkeit wol die besten, die in neuer Zeit gedichtet worden. Manche zarte Empfindung und Seelenstimmung, glücklich in Einklang gebracht mit lebensvollen Naturbildern, spricht sich in ihnen aus. Indessen ist der herrschende Zug des Dichters eine wehmüthige Melancholie, und die Klage um verlorene Liebe tönt aus allen Accorden seines Gesanges hervor. Ebenso anmuthig wie seine Liebesgedichte sind seine griechischen Poesien, in denen das Ebenmaß und die classische Rundung der Form gleichsam den ionischen Himmel widerspiegelt. Der Inhalt dieser Poesien besteht meist aus pittoresken Schilderungen, die aber nicht mit plastischer Objectivität durchgeführt sind, sondern die der Dichter stets durch Empfindungen unterbricht, in denen sich die geringe Verwandtschaft ausspricht, die er mit dem hellenischen Genius hat. Während Hölderlin in dem Ringen, Hellas und Germanien geistig zu vermählen, unterging, während Goethe den griechischen Geist in unbefangener Reinheit wieder hervorzuzaubern verstand: fühlt sich Geibel nicht heimisch in Griechenland und sehnt sich unter den Tempeln nach den Kirchen zurück, ähnlich wie Mephistopheles sich in der classischen Walpurgisnacht

Brocken sehnt. Schon in diesen Gedichten aus Athen tritt der Hauptmangel der Geibel'schen Poesie hervor, der sich durch keine Formgewandtheit ersetzen läßt: der Mangel an Gedankentiefe. Geibel's Weltanschauung ist oberflächlich, und seine Poesie bewegt sich um einige fertige Gedanken hin und her. Nirgends das Gähren überströmender Dichterkraft, nirgends eine geniale Auffassung der Welt und des Lebens, nirgends eine originale Gedankenfülle! Deshalb gelingt es ihm, die Form so glatt zu halten, indem kein inneres Ringen gewaltsam die Schale sprengt. Es ist die Poesie des Hergebrachten, die conservative Poesie, die recht bequem sich an fertige Dogmen anlehnt. Am deutlichsten spricht sich dies in den Geibel'schen Tendenzgedichten aus. So hat er sich zuerst durch den Fehdehandschuh, den er Herwegh zuschleuderte, einen Namen gemacht. Das Gedicht hat mehr Schwung und Kraft, als man bei Geibel zu finden gewohnt ist. Die Brandpoesie des modernen Herostrat hatte auch ihn mit einigen Feuerflocken gesegnet. Geibel kämpft indessen auch für die Freiheit; aber seine Freiheit ist eine loyale, nationale, die sich organisch von innen heraus entwickeln will. Seine Freiheit ist eine „heilige Lebensamme", kein blutiges Weib in aufgeschürztem Kleide. Er zieht gegen den Pöbel ins Feld, der sich den Königsmantel umgeschlagen. Dabei ist er, wie seine Sonette für Schleswig-Holstein beweisen, patriotisch für die deutsche Einheit und Freiheit nach außen begeistert, die er auch gegen Russen und Franzosen vertheidigen will. So wenig sich Geibel von der politischen Tendenz frei zeigt, ebenso wenig ist er es von der religiösen. Doch Geibel ist durchaus kein Abgesandter des Jesuitismus: er hat die fromme Andacht eines lutherischen Predigers, die simple, glattgescheitelte Frömmigkeit ohne Tonsur. Wie seine politische Begeisterung in dem „Vaterlande", so faßt sich seine religiöse in der „Kirche" zusammen. Die Autorität, das Gegebene, das Positive steht bei ihm so fest, daß keine Skepsis daran zu rütteln wagt. Die Bequemlichkeit und Dürftigkeit des Denkens hat an diesem unbedingten, nicht einmal innerlich vertieften Autoritätsglauben bei Geibel gewiß ebenso großen Antheil wie die fromme Richtung seines Gemüths.

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Mit diesem Motto zieht Geibel in Streit gegen das moderne Heidenthum und den Geist des Verneinens, ein überzeugter und ehrlicher Kämpfer, den aber diese Abhängigkeit des Denkens verhindert, größere und unsterbliche Werke zu schaffen, wie sie nur der Genius in freier Autonomie, unabhängig von allen gegebenen Voraussetzungen, aus seinen Tiefen herausgebärt. Geibel's Talent, so liebenswürdig es auch ist, ermangelt deshalb jeder höhern Bedeutung, und wird zwar in den Blumenlesen ein vorleuchtendes Muster, aber der Nation keine Leuchte auf die Dauer sein.

Wenn bei Geibel die Poesie über die Tendenz, so siegt dagegen bei Redwitz die Tendenz über die Poesie. Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz (geboren 1823) ist der tendenzeifrigste Glaubensprediger, den die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Während Geibel's Frömmigkeit eine lutherische, ist die Frömmigkeit von Redwitz eine bigot-katholische. Dies mag vor allem den großen Erfolg seines Gedichts erklären, indem der Katholicismus seit langer Zeit kein hervorragendes Dichtertalent in seinem Dienste aufzuweisen hat. Da die extremen Richtungen des Protestantismus mit den klerikalen Bestrebungen Hand in Hand gehen, so geschah es natürlich, daß der Applaus der klerikalischen Begeisterung zugleich in allen „stillen Cirkeln" seinen Widerhall fand, und daß protestantische Literaturhistoriker, wie Barthel, in dem katholisirenden Redwitz den bedeutendsten Dichter der Neuzeit feiern. Ist er doch ein St.-Georg, der dem Lindwurm des Unglaubens den Kopf zertritt!

Das vielgelesene Werk von Redwitz ist der „Amaranth" (Mainz 1849; 14. Aufl., 1852), eine Dichtung, welche die Parteikritik mit Lobpsalmen überschüttet hat, die aber dem Unbefangenen zeigt, daß das Talent von Redwitz bei weitem nicht

an das Talent von Geibel heranreicht, und sich nirgends mit echter Dichterkraft über den gebildeten Dilettantismus erhebt. Der Inhalt des „Amaranth" ist folgender: Jung Walther, anfangs als ein frischer Naturbursche geschildert, dem man es gar nicht anmerkt, wie viele Bände Dogmatik, Kirchenzeitungen und Schriften von Görres er studirt hat, die er später zu großer Überraschung apostolisch von sich gibt, reist nach Italien zu seiner Braut Ghismonda, die er weiter nicht kennt, die ihm aber nach gut mittelalterlicher Sitte von seinem Vater verordnet ward. Sie ist nämlich die Tochter eines Waffengefährten seines Vaters, und Beide haben im heiligen Lande den Bund der Kinder eidlich verabredet. Jung Walther wird auf diese Verabredung hin durch einen italienischen Abgesandten und durch seine Mutter eidlich mit Ghismonda verlobt. Auf seiner Reise nach Italien überrascht ihn ein Unwetter im Schwarzwalde, und er kehrt in einen einsamen Waldhof ein, wo die Heldin des Gedichts, Amaranth, ein einfaches hübsches, frommes Mädchen mit ihrem Vater, einem melancholischen Sängerwirthe, wohnt. Walther ist nun das Traumbild von Amaranth, während diese einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth macht, daß er sich in sie verliebt und sie sogar — küßt. Diese poetische Licenz eines frommen Ritters, der eben auf der Brautfahrt begriffen, läßt sich gewiß vom moralischen Standpunkte nicht rechtfertigen, da sie in der Seele des einsamen Waldkindes Hoffnungen weckt, die nur einer um so schmerzlichern Enttäuschung weichen müssen. Doch Walther findet ja in seinem sturmfesten Glauben und dem Gnadenfonds der Kirche Absolution für alle seine Sünden. So zieht er denn auch weiter, wenig bekümmert um die Liebessaat, die er im Herzen Amaranth's ausgestreut. Zum Glück für Amaranth ist die italienische Braut Ghismonda ein Weltkind und eine Pantheistin, sodaß Walther's frommes Herz vor dem Abgrunde ihrer Glaubenslosigkeit zurückbebt. Wir dürfen einige tiefe Blicke in das Herz Ghismonda's werfen! Sie fühlt sich natürlich unglücklich, trotz aller Pracht, aller Bankette und Gondelfahrten, weil ihr der Glaube fehlt, zumal auch der Pantheismus, mit welchem Redwitz sie ausgestattet, sehr mangelhaft ist und nicht über jene pantheistische Kinderanschauung hinausgeht, die den Menschengeist und den Stock und Stein für gleich göttlich hält, ja für inhaltsgleich. Ghismonda zeigt sich daher bei Abendbeleuchtung, bei Mondschein, in Terzinen und Sonetten, bald mit brennendem Haupte, bald mit erkaltendem Leibe, bald mit gebrochenen Knien, bald mit gefalteten Händen, in allen interessanten Posituren einer unglücklichen Skepsis. Das Gewissen quält sie; aber sie schlägt es in die Flucht. Wer sie näher ansieht, kann nicht zweifeln, daß er das abschreckende Bild des modernen emancipirten Weibes vor sich hat, des Weibes voll Hoffahrt, Gedankenstolz und Weltlust, welches mit dem Glauben an Gott auch allen sittlichen Halt verloren hat und in innerer Qual und Unbefriedigung zu Grunde geht. Walther hat denn auch bald erkannt, wo bei seiner Ghismonda die Bresche ist, durch welche der böse Feind den Einzug hält, und beginnt nun mit Fanatismus das Werk der Bekehrung. Hier erhebt sich die meist weibische Lyrik von Redwitz zu einer fanatischen Kraft, zu wahren Tigersprüngen der Begeisterung. Auf Beweise läßt sich Walther so wenig ein, wie Redwitz selbst. Walther will zwar seiner Ghismonda das Herz aus dem Leibe reißen, weil dort der Beweis von Gotteshand eingeschrieben sei — ein widerwärtiges und sinnloses Bild —, doch versteigt er sich nirgends über kategorische Behauptungen und den Feuereifer der Missionswuth. Wir haben hier Proben von einer Brandlyrik, welche die Feuer der Inquisition zum Lobe des Herrn wieder anstecken möchte!

Ja durch der Erde weite Lande
Möcht ich mit Schwert und Fackelbrande
Ein gottgesandter Rächer schreiten,
Und möcht die Lügen all erdolchen,
Und möcht auf den erschlag'nen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!

Walther, der anfangs ein ehrlicher schlichter Junge schien, greift hier auf einmal

dem Ignaz von Loyola ins Handwerk. Doch diese Berserkerwuth vermag Ghismonda um so weniger zu bekehren, als ihr Bekehrer eben nur mit Schwert und Feuer zu beweisen versteht. Walther wirft seinen Ring ins Meer. Statt sich aber jetzt von Ghismonda loszusagen, wartet er den Tag der Trauung ab, um sie erst vor allem Volke nach ihrem Glaubensbekenntniß zu fragen, und sie dann mit Eclat und Skandal und dem Fluche des Bischofs im Stich zu lassen. Nach diesem Benehmen, das man nur als unwürdig bezeichnen kann, reist er zurück zu seiner frommen Amaranth, freit um sie, und führt sie heim auf seiner Väter Schloß.

Was „Amaranth" zunächst charakterisirt, ist die tendenziöse Verfälschung des Mittelalters, welchem alle bösen Gelüste einer viel spätern Zeit und ihm gänzlich fremde geistige Gegensätze angedichtet werden. Diese durchgängige Absichtlichkeit läßt denn auch die naiven Klänge, die Redwitz hier und da anzuschlagen versucht, nur als kokett erscheinen. Ein so wenig harmloser Dichter mag noch so viel von den Waldvögelein singen: es bleiben steife, forcirte Sangesweisen. Denn die innige und minnige Unschuld des Herzens und der Natur ist ihm nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur, um seine dogmatischen Doctrinen darauf zu pfropfen. Diese dogmatischen Gegensätze selbst sind aber bei Redwitz flach und geistlos aufgefaßt, da die Leidenschaftlichkeit nicht den Geist zu ersetzen vermag. Einem albernen Pantheismus ist eine ebenso alberne Faselei, eine mit Schwert und Feuer bekehrende Glaubenswuth entgegengesetzt: Beides gleich inhaltleer und phrasenreich. Weder Amaranth noch Ghismonda sind Gestalten, an denen die Schöpfungskraft des Dichters unbefangenes Genügen findet; und so bedeutend und poetisch wirksam die Charaktergegensätze wären, wenn sie um ihrer selbst willen da wären, zu so haltlosen Schattenbildern schwinden sie zusammen, weil sie nur die Gefäße sind, in die der Dichter seinen Glaubensinhalt positiv und negativ ausleert. Auf Herz, Sitte und Charakter kommt es dabei gar nicht an — das beweist am besten Walther's herzloses und freches Betragen gegenüber dem Ghismonda's. Durch diese Alleinberechtigung der dogmatischen Schattenwelt dunkelt auch der sonst glücklich gewählte und mit manchen lieblichen Farben geschmückte Hintergrund ein, weil ja gegenüber dem Einen und Alleinen Alles als werth- und wesenlos verschwindet. Sonst hätten wir das Talent Redwitz' besonders in einer glücklichen Decorationsmalerei anerkennen dürfen, indem sowol der Schwarzwald mit seiner trauten Dämmerung dem lieblichen Bilde der Amaranth, wie der Comersee mit seinen Villen und dem glühenden Himmel Italiens der leidenschaftlichen, stolzen Gestalt Ghismonda's zu passender Folie dient.

Die dichterische Form von Redwitz erreicht nun beiweitem nicht das Rondeau und den Schwung von Geibel. Sie ist ungleich, ebenso reich an prächtigen und lieblichen Stellen wie an Härten und Trivialitäten. Als süße, traute, keusche Poesie sind die Gedanken von Amaranth, die Herbstgedanken, die Waldeslieder und dgl. gepriesen. Es ist hier schon aus dem Grundcharakter von Redwitz gezeigt worden, daß diese Naivetät eine gemachte ist. Die meisten dieser kleinen Gedichte sind ungelenk in der Form und entbehren aller Grazie, trotzdem daß Thautropfen, Waldvögelein und Dornröselein darin eine große Rolle spielen. Auch bleibt Amaranth nicht bei stillen Gedanken und Gefühlen stehen, sondern erhebt sich zu dogmatischen Reflexionen, welche alsbald die einfache Naturpoesie verfälschen. Amaranth beginnt über Pädagogik und Kinderzucht zu phantasiren, und in welcher hölzernen Form, beweisen folgende Zeilen:

Mit Sünde tritt das Kind ins Leben,
Es wäscht sie ab des Heilands Blut;
Doch neue Makel dranzukleben
Der Feind des Heilands nimmer ruht.

Drum will das Schwert im Kind ich führen,
Bis daß es selbst den Streit versteht,
Nie soll mich falsches Mitleid rühren,
Um das im Kind der Feind nur fleht.

Mit solchen dogmatischen Wendungen verlöscht Redwitz die ganze stille Poesie seiner Amaranth. Glücklicher ist seine Form in den Naturschilderungen und den Schilderungen der poetischen Situation. Hier ist sein dichterisches Verdienst zu suchen. Die Waldlyrik, voll jener beliebten Naturbelebung, die jetzt en vogue, das eigentliche Genre des Lorelei, der Kirchgang Amaranth's, der Reiterzug Walther's, die italienischen Feste mit dem humoristischen Genrebild des tanzenden Kastellans: alles Dies ist malerisch und plastisch gelungen, nicht ohne Reiz und Schmelz und ansprechende Gestaltung. Doch in ihrem eigentlichen Element befindet sich die Lyrik von Redwitz, wenn sie die letzten Trümpfe des Dogma ausspielen kann. Hier erhebt sich die Form zu einer Gewalt und Verve des Ausdrucks, zu einem leidenschaftlichen Ungestüm, zu einer lodernden Bilderpracht, welche indessen die Ohnmacht des Gedankens nicht zu verbergen im Stande ist. Es ist Herwegh'sche Sturmlyrik, Glocken läutend und Fackeln schleudernd im Namen der Kirche. Gerade diese Stellen seiner Dichtung, diese fulminanten Bußpredigten haben Redwitz zu einem Auserwählten der neuen Kreuzritter gemacht, zum Hohenliederdichter der Kirche und ihrer Bannesblitze. Die zweite Dichtung von Redwitz: „Das Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" (Mainz 1850) steht hinter „Amaranth" weit zurück, indem es nicht viel mehr ist als eine nüchterne Allegorie, bei welcher die Absichtlichkeit und Tendenzhascherei noch unverhüllter als in „Amaranth" zum Vorschein kommt. Die Märchenform ist aber hier so forcirt wie die Gemüthslyrik in „Amaranth". Der duftige Hintergrund des Waldes, all diese Variationen auf das Thema: Was sich der Wald erzählt, werden nachgerade langweilig, als Concession an den Geschmack und einer raffinirten, ästhetisch-zugerichteten Naturpoesie.

Ohne vorwiegend mystische Richtung, aber von herausfodernder, turnierlustiger Ritterlichkeit und altaristokratischer Tournure erscheint Moritz Graf Strachwitz (gestorben 1849), dessen „Lieder eines Erwachenden" (Bresl. 1843 und 1850) ein in vieler Beziehung unreifes Junkerthum vertreten, wenngleich sie von dem Drange eines echt dichterischen Talents inspirirt waren. Seine „Neuen Gedichte" (2. Aufl., Bresl. 1849) sind abgerundeter, klarer, schwunghafter; aber das geharnischte Ritterthum legt hier eine noch geschärftere Lanze ein gegen die modernen Richtungen, vor allem gegen die politische Lyrik und das Zwitterthum „von Roués und Propheten", das er den neuen Socialreformern mit faustrechtlicher Bravour in die Zähne wirft. Das Gedicht „Germania", das beste der Sammlung, athmet in schwunghafter Form eine patriotische Erhebung, die bei allem mittelalterlichen Anstrich doch würdevoll und ergreifend ist. Noch entschiedener gegen die Revolution macht W. von Merckel Fronte in seinen „Zwanzig Gedichten" (Berl. 1850), in denen der Haß des „Gesindels" und die canaillefeindliche Poesie ihre Philippiken gegen die Märzrevolution schleudert. Die Diction des Dichters ist indessen besser als seine Gesinnung, die Form der Gedichte ist rein und edel gehalten, solange nicht die Verbitterung gegen die Zeit gewaltsam einige Saiten der Lyra zerreißt. Marktschreierisch reactionär sind die „Gedichte" von H. Scharf von Scharfenstein (2. Aufl., Schaffh. 1850), ein bekannter Legitimist, dessen Poesie ebenso vor den Thronen herumwedelt, wie sie die Bestrebungen der Freiheitspartei anbellt. Die überschwänglichen Lobpreisungen Heinrich's V., sowie diese ganze franzosenstrende, mit dem Ancien régime kokettirende Poesie machen nur einen widerwärtigen Eindruck. Die dichterischen Lilien des Herrn von Scharfenstein haben keinen Blumenduft, sondern sind gemachter Putz. Von Talent ist kaum die Rede: er versteht es nicht einmal mit Grazie zu schmeicheln, sondern hält den Fürsten gleich das ganze Weihrauchfaß ins Gesicht. In seinen „Neuen Gedichten" (Mainz 1847) macht sein Patriotismus eine Wendung nach der andern Seite, und er ruft die Russen zum Schutze der deutschen Eichen herbei. Ebenso ungeschickt ist die Opposition gegen den Zeitgeist, welche Guido Görres in seinen „Gedichten" (Münch. 1844) zu machen versucht: eine Opposition ohne Geist, Tiefe und Grazie. Wie unglücklich aber die Ironie und der Sarkasmus der Reaction ausfällt, das

beweist Gollenperger in seinem romantischen Epos „Der Lichtfreund" (Leip. 1848), in welchem die Satire dick und ungeschickt aufgetragen ist.

Wenn wir unter den Poeten dieser Richtung auch Christian Friedrich Scherenberg nennen, so geschieht dies mehr, weil die reactionäre Partei sich dieses Dichters gleichsam bemächtigt hat, um ihren Phalanx zu vervollständigen, als weil Scherenberg selbst mit bewußten reactionären Tendenzen auftritt. Scherenberg ist der Dichter des preußischen Patriotismus, welcher das alte Schlachtenepos in moderner Bataillenpoesie wieder aufleben läßt, der Horace Vernet der Befreiungskriege. „Waterloo" (Berl. 1849) hat Scherenberg's Namen bekannt gemacht und ihm in hohen Kreisen Anerkennung erworben. Scherenberg's Dichterkraft ist größer als die von Geibel und Redwitz; aber sie ist noch naturwüchsig, sie haut ihre Schöpfungen aus dem Groben. In diesen reimlosen Jamben ist Schwung, Energie, lakonische Kürze schlagender und treffender Wendungen, oft grandiose Kühnheit, stets lebensvolle Anschauung und sichere Plastik; aber der Geschmack und die künstlerische Harmonie fehlen gänzlich. Sein Pegasus bäumt sich und wiehert wie ein Schlachtroß; aber er setzt auch über alle Regeln des guten Geschmacks hinweg. Seine Bilder sind oft markig und gewaltig, noch öfter aber graß und ungeheuerlich. Sie sind indessen stets naiv, nirgends reflectirt. Sein Stil leidet an allen möglichen Wort- und Gedankenverrenkungen und vielen unmöglichen Wortbildungen und syntaktischen Fügungen. Gegenüber den vorhergenannten Lovely-Poeten und ihrer im Munde zergehenden Süßigkeit kann man einen Dichter wie Scherenberg mit seiner Derbheit und darauf losschlagenden Tüchtigkeit nur willkommen heißen. Gegenüber dem mit Blumen umkränzten und in Haß getauchten Inquisitionsschwerte des Herrn von Redwitz ist Scherenberg's nackter, ehrlicher, poetischer Haudegen mit Freuden zu begrüßen. Er ist in der epischen Schilderung des Lager- und Schlachtenlebens gleich anziehend durch Frische, Wahrheit, Lebendigkeit. Es ist eine Poesie, die sich mit drastischen Kernflüchen den Schnurrbart streicht — ein derber, gesunder, altenglischer Humor, der aber mehr Schnaps als Nektar und Ambrosia genießt. Freilich liegt dem ganzen Epos kein tieferer Gedanke, keine höhere weltgeschichtliche Auffassung zu Grunde: es ist mehr ein militärisches als ein geschichtliches Epos. Der Moment vor der Schlacht, der Reiterkampf in lebendigen, stampfenden Jamben und dgl. ist meisterlich geschildert, aber über den Thatsachen schwebt keine ideelle Verklärung. Erlöse uns von dem Übel Napoleon — das ist die Tendenz des großen Weltkampfes. Auf der andern Seite ist anzuerkennen, daß Scherenberg sich keine tendenziöse Verfälschung zu Schulden kommen läßt, sondern den Geist der nationalen Freiheitskriege in ungetrübter Einfachheit und Reinheit schildert. Das Genre dieser Dichtung ist daher das blos descriptive, das keinen höhern Anfoderungen des Epos Genüge leistet. Mit großer Überschätzung hat man in einem anerkennenswerthen Schlachtengemälde ein wahrhaftes Epos gesucht, während dem Gedichte selbst individualisirte Helden fehlen und nur die Massen ins Feuer rücken. Der martialische, derb militärische Anstrich dieser Poesie hat hin und wieder etwas von Kasernengeruch. An einzelnen Stellen wird das ganze Exercierreglement poetisch in Scene gesetzt, oder die Poesie wandelt mit der Grazie einer hochgeschürzten Marketenderin einher. Scherenberg's „Waterloo" ist ein glücklicher Wurf des Dichters, trotz aller grotesken Sprünge des Talents. Seine übrigen Dichtungen („Gedichte", Berl. 1845; „Ligny", Berl. 1850) aber beweisen, daß ohne tiefere Weltanschauung das Talent sich rasch erschöpft und in matte Wiederholungen ausläuft. Nur eine vielseitige, auf den Höhen der Zeit stehende Bildung sichert, wie es auch das Beispiel unserer großen Classiker beweist, vor dem schnellen Rückfalle in Unbedeutendheit. All diese Talente haben nur Ikarosflügel, deren Wachs rasch in der Sonne schmilzt.

Nach dem gesunden Scherenberg'schen Commisbrote schmeckt das Himmelsmanna der neuesten frommen Kirchensänger und Sängerinnen doppelt süß. Unter ihnen ist der glaubensfeste Dichter Julius Sturm („Gedichte", Leipz. 1850) noch einer der kräftigsten. Er kämpft doch gegen das Philisterthum und gegen den Despotismus

an; er gibt seinem Dichterroß die Sporen des deutschen Patriotismus: aber er sucht das Heil in einer aus der Liebe kommenden Freiheit, und wendet sich polemisch gegen die Freiheitslyrik des Hasses. Die Form von J. Sturm ist gehalten, gediegen und kräftig; doch der Inhalt leidet an der vagen Unbestimmtheit einer nicht ausgegohrenen Geistesbildung. Zu den specifisch-frommen Poeten, die aus ihrer Poesie nur Handwerk machten, gehören unter Andern Gustav Jahn („Das Hohelied. In Liedern", Halle 1845), nicht ohne poetische Begabung, aber sich in ausgetretenen Gleisen bewegend; Karl Stöber, als volksthümlicher Erzähler bekannt; P. Lange, der „Neutestamentliche Zeitgedichte eines Hoffenden" (Essen 1843) herausgab. Die Zahl der lyrischen Andachtsbücher ist Legion, selbst wenn man von den bereits erwähnten größern religiösen Epopöen abstrahirt. Doch der poetische Werth dieser professionellen frommen Dichtungen bleibt immer gering, da sie entweder den Ton einer hausbackenen Andacht oder einer hyperphantastischen Sentimentalität anschlagen. Der hervorragendste unter diesen Dichtern ist wol Victor Strauß, der in seinen „Gedichten" (Bielef. 1841), seinem „Richard" (Bielef. 1841) und dem „Kirchenjahre im Hause" (Heidelb. 1845) wenigstens in sicherer, regelrichtiger Form zu dichten versteht. Auch Wilhelm Meinhold zeigt in seiner „Athanasia" (Magdeb. 1844) bei vielen trivialen Stellen hin und wieder einen höhern Schwung. Albert Knapp bekundet in seinen „Christlichen Gedichten" (3. Aufl., Basel 1843), sowie in den „Hohenstaufen" (Stuttg. 1839) einen tieffrommen Sinn, dem die christliche Weltanschauung eine innere Nothwendigkeit ist. Die übrigen religiösen Dichtungen, alle diese Lieder unter den Pälmen, die Harfenklänge aus Zion, die christlichen Divans, sind ohne höhern Werth, sodaß wir auch die Aufführung der Dichternamen füglich unterlassen können. Indessen gelang das andächtige Glockengeläute den Frauen besser als den Männern. In diesen Frauenkreis gehört vor allem Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülfshoff (gestorben 1848), deren „Gedichte" (Stuttg. 1844) den strenggläubigen Katholicismus in ungraziöser Form predigen. Eine gewisse Originalität des Ausdrucks und Lebendigkeit der Schilderung, die sich besonders in den westfälischen Haidebildern zeigt, läßt sich ihr nicht absprechen, obgleich der orthodoxe Starrsinn und die einseitige feudale Begeisterung ihrer Poesie nur einen sehr beschränkten Standpunkt anweisen. Wenn diese Dichterin, von der Zeit unberührt, in klösterlicher Einsamkeit und Sichselbstgleichheit die Harfe schlug, so hat dagegen die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die nach vielbewegtem Leben in den Schoos der Kirche zurückkehrte, und das Babylon ebenso gut kennt wie das Jerusalem, etwas Magdalenenhaftes. Ihre durch den Gegensatz vertiefte Frömmigkeit hat daher größeres Leben und mehr Innigkeit als jene in sich fertige Poesie. In ihren Gedichten: „Unserer lieben Frau" (Mainz 1851) schlägt sie vollere Klänge an, mit jener Meisterschaft weltlicher Grazie, die sie bereits in ihren Romanen bekundet. Die Dichterin Dilia Helena, welche Tieck in das Publicum einführte, hält sich in ihren „Gedichten" (Berl. 1841) von specifischem Kirchenthum frei, und feiert nur die beschränkte, häusliche Sittlichkeit des Weibes. Dagegen hat die Kölnerin Luise Hensel in Diepenbrock's „Geistlichem Blumenstrauß" die Poesie mit einigen Andachtsblüten bereichert.

Gegen die zahlreichen Anthologien, welche oft der Talentlosigkeit zu einem gewissen Rufe verhelfen und in der Regel ohne höhere Kunsteinsicht aufs bunteste zusammengewürfelt sind, hat in der neuesten Zeit Karl Gutzkow mit Glück eine kritische Lanze gebrochen. Derselbe hat auf das Unwesen der Blumenlesler hingewiesen, welche durch diesen lyrischen Honig den Geschmack des deutschen Publicums verderben und seine Aufmerksamkeit von den größern Talenten ablenken, die nicht Albumverse kritzeln, aber Combination, Geist, Phantasie und Erfindungskraft in umfassenden Schöpfungen bethätigen. Wir theilen auch das Mistrauen Gutzkow's in den geistigen Fonds der blos lyrischen Talente, besonders wenn sie sich der gedankenlosen Lovely-Poesie hingeben. Glücklicherweise ist in unserer modernen Lyrik, trotz der jüngsten raffinirten Haut-gout-Poeten, Gedankengehalt genug, um ihr eine nachhaltige Be-

stimmen" (Wien 1849) mehr Kraft, einen weitern Gesichtskreis und, bei aller Mäßigung, doch Sinn für nationale Erhebung zeigte. Deinhardstein („Gedichte", Berl. 1844) zeigte sich, bei ansprechenden Einzelheiten, zu nüchtern und trocken, und ermangelte zu sehr des poetischen Dufts, um Anklang zu finden.

Die Lyrik, die nie um Stoff verlegen ist, mag sie ihn aus aller Welt zusammenbetteln, die wie ein Leierkastenmann in den Straßen herumzieht und jedem sein Lied singt, dem Soldaten wie dem Bergmann, und mit unermüdeter Productivität stets neue Liederfrühlinge hervorbringt, findet ihren Hauptrepräsentanten in Johann Nepomuk Vogl, dem vorzugsweise wiener Dichter, dessen Gesichtskreis nicht über den Prater und Augarten hinausreicht, der aber innerhalb der engen Schranken mit seinem Talent manches harmlos Liebliche geschaffen. Seine Muse steht immer solvent am Zahltisch und beschickt jede leipziger Messe. Da gibt es Balladen, Legenden, Romanzen („Der fahrende Sänger", Wien 1839; „Klänge und Bilder aus Ungarn", Wien 1839, 2. Aufl., 1844; „Balladen", Wien 1837, 2. Aufl., 1841; „Karthäusernelken", Wien 1845; „Neue Balladen", Wien 1846), bald im altfränkischen Ton und Holzschnittstil, bald mit moderner Färbung. Die ganze Specialgeschichte wird abgestaubt und aus den verlorensten Flüssen der Sand gewaschen, um einige Goldkörner zu finden. Dann wird ein bald tändelnder, bald sentimentaler Ton angeschlagen in dem „Neuen Liederfrühling" (Wien 1841), oder nach Arndt und Schenkendorf patriotisch losgewettert in den „Deutschen Liedern" (Jena 1845), obgleich der Feind und die Befreiungskriege fehlen. Dann gibt es wieder „Soldatenlieder" (Wien 1849) und bergmännische Dichtungen („Aus der Teufe", Wien 1849) — kurz dieser Poesie geht niemals der Athem aus, eher noch die Gedanken. Weniger verschwenderisch mit seinen lyrischen Gaben geht Johann Gabriel Seidl um, dessen „Liedertafel" (Wien 1840) und „Bifolien" (Wien 1836; 3. Aufl., 1843) sich bei aller Sentimentalität nie ins Krankhafte verlieren, und dabei ein frisches patriotisches Gefühl athmen. Auch vermißt man bei ihm nicht den durchgehenden Gedankennerven. Tschabuschnigg („Gedichte", 2. Aufl., Wien 1841) ist ebenfalls ein sentimentaler Reflexionspoet, der sich in einer edlen Resignation behagt. Freilich findet man bei ihm viel Poesie der Bagatelle, die indessen ohne höhere Ansprüche auftritt. Anders verhält es sich bei dem Ritter von Levitschnigg („Gedichte", Wien 1842), der mit der Prätension der Genialität und mit vieler Ostentation seine Leier schlägt. Da klingt denn manches pikant, kühn, bedeutend, die Bilder scheinen neu, original; doch sieht man näher nach, so sind es dürftige Gedanken, die sich unter den blendenden Worten verdecken. Es fehlt die poetische Selbständigkeit. Dasselbe gilt von den „Westöstlichen Gedichten" (Wien 1846) und von dem „Märchen" (Pesth 1847), dessen antisocialistische Tendenz in einer oft incorrecten Form vorgetragen wird. Wie Levitschnigg die Originalitätssucht, so vertritt L. Foglár das Nebelhafte, Dämmernde, Elegische der in sich verschlossenen Gefühlswelt in seinen „Cypressen" (Wien 1841) und in den „Strahlen und Schatten" (Leipz. 1846). Innige Weichheit und glänzende Bilderpracht charakterisiren diese Dichtungen, während „Ein Stück Leben" (Pesth 1847) sich durch Wahrheit der Empfindung und Anschauung und tüchtige Gesinnung auszeichnet. Diese Dämmerung des Gefühlslebens wird auf dem Boden des Gedankens zur Unbefriedigung, zur Maßlosigkeit — ein Schritt, den in der östreichischen Lyrik Johannes Nordmann thut. Seine „Gedichte" (Leipz. 1847) sind voll leidenschaftlicher Wildheit, aber oft inhaltleer, und bekunden ein nicht ausgegohrenes Talent. In seinen „Zwei Frauen" (Wien 1850) herrscht eine glühende, wollüstige Phantasie, ein überschwänglicher Cultus des Fleisches. Es ist, als ob sich diese Lyrik aus Verzweiflung, irgend ein Humanitätsideal verwirklichen zu können, in bacchantische Sinnlichkeit stürzte. Ganz der romantischen Weltanschauung gehört Friedrich Bach an, der in seinen „Gedichten" (Leipz. 1847) die Verachtung der Weltbewegung, die kalte Ironie, die Spielerei, Nichtigkeit, Träumerei und Formlosigkeit der Romantiker zur Schau trägt. Nicht ohne Kraft und Mark, wenngleich forcirt, ist Constant, der Dichter der „Versunkenen Königsburg" und der „Paralle-

len" (Leipz. 1849), der die Unklarheit des östreichischen politischen Bewußtseins durch merkwürdige Mischung liberaler und serviler Elemente an den Tag legt. Die Unbestimmtheit der freiern Richtung, der vage Drang nach Freiheit spricht sich in Hermann Rollet's Dichtungen aus („Liederkränze", Wien 1842; „Frühlingsboten aus Östreich", Jena 1846; „Wanderbuch eines wiener Poeten", Frankf. 1846; „Frische Lieder", Ulm 1848), deren Form ebenso wenig wie der Inhalt harmonische Befriedigung zeigt. Eduard Mautner ist in seinen „Gedichten" (Leipz. 1847) nüchtern-reflectirend bei sauber gehaltener Form, aber ohne Frische, Kraft und Originalität — Eigenschaften, die man dem Böhmen Uffo Horn („Gedichte", Lpzg. 1847) nicht absprechen kann, obgleich er weniger in die Tiefen des Gemüths hinabsteigt, als von außen Gegebenes meist episch gestaltet. In merkwürdigem Gegensatze mit der Poesie des politischen Unbehagens, die nur mäßigen Talenten genügen konnte, und zu der auch August Bayr in den „Östreichischen Flüchtlingen" (Manh. 1847) ein Contingent stellte, tritt die mystisch-biblische Poesie eines Beda Weber („Lieder aus Tirol", Stuttg. 1842) auf, die keine jodelnden tiroler Volkslieder ertönen läßt, sondern in wehmüthigen Klagen austönt oder sich zu gewaltsamen Verzückungen erhebt — eine Poesie, in welcher das Märtyrerthum des Geistes sich in krankhafter Extase zusammenfaßt.

Wieviel episches Talent auch in den Balladen dieser Dichter verarbeitet erscheint, so konnte das selbständige größere Epos, mochte es nun heroischen, idyllischen oder religiösen Inhalts sein, doch in der jüngsten Epoche weder in Östreich noch in dem übrigen Deutschland Wurzeln schlagen. Insoweit das Epos eine umfassende Schilderung der Zeit, der Sitten und der Charaktere ist, und im weiten Rahmen eine Fülle von Begebenheiten umspannt, hatte es sein jüngerer Halbbruder, der Roman, in den Schatten gestellt und Rang und Titel des modernen Epos usurpirt. Die Langathmigkeit der Epopöen, deren Göttermaschinerie Ladislaus Pyrker zu restauriren versuchte, fand in der kurz- und schnelllebenden Zeit kein Publicum mehr. So gewiß aber zu einem echten Epos Himmel und Erde, der Olymp und die Hölle gehört, das Ineinandergreifen der irdischen und überirdischen Welt, der Helden und Götter in fester, vom Glauben der Menschen getragener Gestalt: ebenso gewiß gehört es auch nur der ersten Entwickelungsepoche der Nation und ihrem volksthümlichen Glauben an und muß in einer Zeit der Reflexion als ein Treibhausproduct der nüchternen Combination erscheinen. Das geringe Terrain, das ihm der Roman noch gelassen, nahm, nach der mehr poetischen und künstlerischen Seite hin, die freie epische Dichtung in Besitz, wie sie von Lenau, Meißner und Andern mit Glück gepflegt wurde. Hier war es ein Kranz poetischer Erzählungen, die in einem Helden ihre Einheit fanden und in freier, meist wechselnder Rhythmik sich zu einer künstlerischen Totalität vereinigten. Die Monotonie der voluminösen Stanzen, Hexameter, vierfüßigen Trochäen oder anderer durch lange Bände hindurch gepeitschter Versmaße war hierdurch vermieden, während gerade der Wechsel der Rhythmik dem wechselnden Inhalt die stets angemessene Form bieten konnte. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, die Einsicht in die Lebensunfähigkeit des Epos habe von vergeblichen Versuchen abgehalten. Doch gerade daß von allen diesen zahlreichen Epopöen, die mit der Prätension großer Kunstwerke auftraten, kein einziges sich auch nur ephemere Aufmerksamkeit erwerben konnte, daß von allen diesen Ependichtern kein einziger hervorragende Begabung zeigte, ist der klarste Beweis von der Unmöglichkeit des Epos in unserer Zeit. Denn das Talent und der Genius des Jahrhunderts gehen Hand in Hand, und nur die Talentlosigkeit plagt sich mit unfruchtbaren Stoffen ab. Sehen wir uns diese Stoffe näher an! Da ist vor allem das religiöse Epos, das uns neue Messiaden schuf. Wir haben ein Epos in 12 Gesängen, „Der Heiland"; ein anderes in fünf Gesängen, „Christus der Überwinder"; dann eine Evangelienharmonie der „Heiland"; einen „Sieg des Kreuzes" u. s. w. Wie viele kennen die Namen ihrer Verfasser: Steger, Moritz, Arnold, Gaßmann! Wer kennt das geistliche Gedicht „Paulus" von Seibel, oder die biographische Le-

gende in 29 Gesängen „Die heilige Elisabeth von Ungarn" von Katharina Dietz! Und wie dem religiösen Epos, so ergeht es auch eigentlich dem geschichtlichen, mag es „Ulrich Zwingli" in 29 Gesängen, oder „Hermann von Salza" in 10 Gesängen, oder „Gustav Adolf" in drei Gesängen feiern, mag es Emanuel Fröhlich oder Henschel und Friedrich zum Verfasser haben! Die versificirte Langeweile ist und bleibt ungenießbar. Da haben wir einen „Columbus", einen „Friedrich den Großen", einen „Jürgen Wullenweber", einen „Mazeppa"; wir haben ein östreichisches Epos „Don Juan d'Austria" von Ludwig August Frankl, einen „Zug nach Moskau", einen „Napoleon in Ägypten". Ja bis ins Alterthum ringelt sich der epische Bandwurm zurück. So führt uns Kannegießer einen „Telemachus und Nausikaa" vor. Eichner dagegen dichtet ein modernes Epos: „Des Sängers Grab". Die Idylle nach Goethe'schem und Voß'schem Muster hat noch die meiste Anwartschaft auf Anerkennung, wenngleich die Nachahmer von Julius Voß, wie Crusius in seinem ländlichen Epos „Die Verlobung", doch mit der Staffage der Bauernhöfe zu großem Misbrauch treiben. Hartmann's „Adam und Eva" ist schon oben erwähnt worden. „Pepita", italienische Idylle von Ed. Boas (Leipz. 1844), ist eine freundliche Production in diesem Genre.

Unter den dichtenden Frauen, welche der naiven Lyrik huldigen, verdient, außer Rosa Marie und Elisabeth Kulmann, die Beide schon verstorben sind, vorzüglich Betty Paoli auszeichnende Erwähnung, weil sie, von dem echten Dichterfeuer durchglüht, ihren tiefsten Empfindungen einen meist künstlerisch vollendeten Ausdruck zu geben versteht. Ihre Schriften sind: „Gedichte" (Pesth 1841); „Nach dem Gewitter" (Pesth 1843); „Romancero" (Leipz. 1845); „Neue Gedichte" (Pesth 1850). Der Schmerz einer unglücklichen Liebe, die stille Wehmuth und edle Resignation sind der Grundzug ihrer Dichtungen, welche nirgends die Grenzlinie der Schönheit überschreiten und durch die Wahrheit und Tiefe des Gefühls fesseln. Im „Romancero" ist viel südlich glühende und duftende farbenreiche Poesie, wenn auch das objective Element gegen die vorherrschende Subjectivität in den Schatten tritt. Das „Stabat mater" ist vortrefflich, aus den Tiefen der Seele herausgedichtet. Nächst ihr verdient Luise von Plönnies den Kranz. Ihre „Gedichte" (Darmst. 1844) enthalten viele zarten Liebeslieder und gelungene Schilderungen, oft mit originalen Blitzfunken in Bild und Gedanken. Ihre Sonettenkränze „Abälard und Heloise" und „Oskar und Gianetta" vereinigen mit diesen Vorzügen noch eine seltene Meisterschaft der Form. Wir erwähnen noch: Adelheid von Stolterfoth, phantasiereich und anspruchslos in ihren „Rheinischen Liedern und Sagen" (Frankf. 1839; 3. Aufl., 1851); Karoline Leonhard-Lyser, Margaretha Adelmann, Henriette Ottenheimer, Emma von Niendorf, Luise von Lindenfels.

b. Die Lyrik der reactionären Tendenz.

Neben den naiven Lyrikern trat alsbald eine Richtung auf, welche sich gegen den Zeitgeist mit heftiger Polemik wandte und eine Restauration des alten Bewußtseins in Glaube und Sitte, Staat und Kirche verfocht. Diese Lyrik hatte ihre Unbefangenheit eingebüßt; denn sie war mit den Zeitideen behaftet, wenn sie sich auch negativ gegen diese verhielt. Ja, sie trug den Stempel der Absichtlichkeit, der Tendenz noch deutlicher an der Stirn als die politische Lyrik, welche sich mit einer gewissen Ungezwungenheit von den Wellen der Zeit schaukeln ließ. Diese Dichter aber strengten alle ihre Kräfte an, um „gegen den Strom" zu schwimmen. Ihre Begeisterung war krampfhaft; ihre Missionswuth hatte etwas Verbissenes. Als Heros dieser fanatischen Bußprediger erscheint Oskar von Redwitz, dessen „Amaranth" keineswegs wie „Otto der Schütz" von Kinkel, „Wieland der Schmidt" von Simrock u. s. w., eine unbefangene mittelalterliche Dichtung ist, sondern eine fulminante Missionspredigt gegen das moderne Heidenthum, die Predigt eines allerneuesten Zeloten, der sich mit dem Ritterschwerte nur kokett und anachronistisch umgürtet. Weniger bewußt und entschieden gehören hierher Emanuel Geibel und Max Sche-

renberg, nebst einen großen Chorus bekehrender und bekehrter Dichter und Dichterinnen. Wir betreten hier das Gebiet der poetischen „innern Mission", der Gethsemanes, der Bußhemden und Armensünderglöckchen. Diese Poesie trägt den Strick um den Leib, und verfolgt die Fährte des Unglaubens wie einst die spanischen Missionare mit bellenden Hunden. Das ganze geistig überwachte und blasirte Publicum, das von Babylon nach Jerusalem wandelt, fällt ihr zu; sie macht Epoche und Sensation; sie wird vergöttert; sie wird zur Mode, wie die Rückkehr in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche. Die Großen beehren sie mit ihrer Gunst und ihren Gnadengeschenken, mit Medaillen und Pensionen. Die aristokratischen Zirkel feiern am Theetische ihre Apotheose; die pietistischen Conventikel erheben sie zum neuen Evangelium! Und wie Ludwig Bonaparte das Pantheon, das der That und dem Ruhme, den großen Denkern, Dichtern und Helden geweiht war, wieder in die Hände des Klerus zurückgibt: so ist auch das Pantheon des deutschen Gedankenruhms und der Classicität in Gefahr, wieder in eine Kirche mit Meßpomp und Chorälen umgewandelt zu werden. Muß es doch der nächste Schritt dieser Mystiker sein, auf Goethe und Schiller das Anathem zu schleudern, weil sie nicht an der Quelle kirchlichen Glaubens ruhten.

Am freiesten von zelotischen Elementen ist von allen diesen Dichtern **Emanuel Geibel**, ein Lyriker, welchem die Meisterschaft der Form mit Recht allgemeine Anerkennung erworben. Seit Platen hat es kein deutscher Dichter zu so künstlerischer Formbeherrschung gebracht wie Geibel. Seine Verse haben einen bezaubernd-melodischen Fluß, welcher klar den einfachen Gedanken spiegelt. Er bewegt sich mit gleicher Sicherheit in dem sangbaren Liede und seinem schlichten musikalischen Refrain, wie im Sonett, in Distichen, in Terzinen, in Ghaselen. Nirgends verwirrt er sich. Seine Dichtergondel schwebt, bei allem Wechsel des Takts und des Ruderschlags, immer leicht und graziös über die Flut. Keine Inversionen, keine schwierigen Constructionen, keine gewagten Wendungen, keine gesuchten Reime, keine Worte zum Nothbedarf! Alle diese Verse sind so glatt und säuberlich. Geibel's Pegasus hat es gelernt, die Schule zu reiten, und setzt über alle Barrieren der Form mit Leichtigkeit hinweg. Seine poetischen Werke sind: „Gedichte" (Berl. 1840; 28. Aufl., 1852); „Zeitstimmen" (Lüb. 1841; 3. Aufl., 1846); „Spanische Volkslieder und Romanzen" (Berl. 1843); „Ein Ruf von der Trave" (Lüb. 1843; 2. Aufl., 1845); „König Sigurd's Brautfahrt, eine nordische Sage" (2. Aufl., Lüb. 1846); „Zwölf Sonette" (Lüb. 1846); „Juniuslieder" (Stuttg. 1847; 8. Aufl., 1852). Die besten Gedichte Geibel's sind diejenigen, in denen er unbefangen mit der Weihe Anakreon's Wein und Liebe besingt. Freilich fühlt er sich auf dem Gebiete des heitern Hellenismus auf die Länge nicht heimisch, sondern jagt die griechischen Grazien durch irgend eine christliche Wendung oder eine Reminiscenz der blonden mittelalterlichen Minne bald wieder fort. Dennoch sind diese Wein- und Liebeslieder in ihrer Klarheit und Innigkeit wol die besten, die in neuer Zeit gedichtet worden. Manche zarte Empfindung und Seelenstimmung, glücklich in Einklang gebracht mit lebensvollen Naturbildern, spricht sich in ihnen aus. Indessen ist der herrschende Zug des Dichters eine wehmüthige Melancholie, und die Klage um verlorene Liebe tönt aus allen Accorden seines Gesanges hervor. Ebenso anmuthig wie seine Liebesgedichte sind seine griechischen Poesien, in denen das Ebenmaß und die classische Rundung der Form gleichsam den ionischen Himmel widerspiegelt. Der Inhalt dieser Poesien besteht meist aus pittoresken Schilderungen, die aber nicht mit plastischer Objectivität durchgeführt sind, sondern die der Dichter stets durch Empfindungen unterbricht, in denen sich die geringe Verwandtschaft ausspricht, die er mit dem hellenischen Genius hat. Während Hölderlin in dem Ringen, Hellas und Germanien geistig zu vermählen, unterging, während Goethe den griechischen Geist in unbefangener Reinheit wieder hervorzuzaubern verstand: fühlt sich Geibel nicht heimisch in Griechenland und sehnt sich unter den Tempeln nach den Kirchen zurück, ähnlich wie Mephistopheles sich in der classischen Walpurgisnacht nach dem

Brocken sehnt. Schon in diesen Gedichten aus Athen tritt der Hauptmangel der Geibel'schen Poesie hervor, der sich durch keine Formgewandtheit ersetzen läßt: der Mangel an Gedankentiefe. Geibel's Weltanschauung ist oberflächlich, und seine Poesie bewegt sich um einige fertige Gedanken hin und her. Nirgends das Gähren überströmender Dichterkraft, nirgends eine geniale Auffassung der Welt und des Lebens, nirgends eine originale Gedankenfülle! Deshalb gelingt es ihm, die Form so glatt zu halten, indem kein inneres Ringen gewaltsam die Schale sprengt. Es ist die Poesie des Hergebrachten, die conservative Poesie, die recht bequem sich an fertige Dogmen anlehnt. Am deutlichsten spricht sich dies in den Geibel'schen Tendenzgedichten aus. So hat er sich zuerst durch den Fehdehandschuh, den er Herwegh zuschleuderte, einen Namen gemacht. Das Gedicht hat mehr Schwung und Kraft, als man bei Geibel zu finden gewohnt ist. Die Brandpoesie des modernen Herostrat hatte auch ihn mit einigen Feuerflocken gesegnet. Geibel kämpft indessen auch für die Freiheit; aber seine Freiheit ist eine loyale, nationale, die sich organisch von innen heraus entwickeln will. Seine Freiheit ist eine „heilige Lebensamme", kein blutiges Weib in aufgeschürztem Kleide. Er zieht gegen den Pöbel ins Feld, der sich den Königsmantel umgeschlagen. Dabei ist er, wie seine Sonette für Schleswig-Holstein beweisen, patriotisch für die deutsche Einheit und Freiheit nach außen begeistert, die er auch gegen Russen und Franzosen vertheidigen will. So wenig sich Geibel von der politischen Tendenz frei zeigt, ebenso wenig ist er es von der religiösen. Doch Geibel ist durchaus kein Abgesandter des Jesuitismus: er hat die fromme Andacht eines lutherischen Predigers, die simple, glattgescheitelte Frömmigkeit ohne Tonsur. Wie seine politische Begeisterung in dem „Vaterlande", so faßt sich seine religiöse in der „Kirche" zusammen. Die Autorität, das Gegebene, das Positive steht bei ihm so fest, daß keine Skepsis daran zu rütteln wagt. Die Bequemlichkeit und Dürftigkeit des Denkens hat an diesem unbedingten, nicht einmal innerlich vertieften Autoritätsglauben bei Geibel gewiß ebenso großen Antheil wie die fromme Richtung seines Gemüths.

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Mit diesem Motto zieht Geibel in Streit gegen das moderne Heidenthum und den Geist des Verneinens, ein überzeugter und ehrlicher Kämpfer, den aber diese Abhängigkeit des Denkens verhindert, größere und unsterbliche Werke zu schaffen, wie sie nur der Genius in freier Autonomie, unabhängig von allen gegebenen Voraussetzungen, aus seinen Tiefen herausgebärt. Geibel's Talent, so liebenswürdig es auch ist, ermangelt deshalb jeder höhern Bedeutung, und wird zwar in den Blumenlesen ein vorleuchtendes Muster, aber der Nation keine Leuchte auf die Dauer sein.

Wenn bei Geibel die Poesie über die Tendenz, so siegt dagegen bei Redwitz die Tendenz über die Poesie. Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz (geboren 1823) ist der tendenzeifrigste Glaubensprediger, den die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Während Geibel's Frömmigkeit eine lutherische, ist die Frömmigkeit von Redwitz eine bigot-katholische. Dies mag vor allem den großen Erfolg seines Gedichts erklären, indem der Katholicismus seit langer Zeit kein hervorragendes Dichtertalent in seinem Dienste aufzuweisen hat. Da die extremen Richtungen des Protestantismus mit den klerikalen Bestrebungen Hand in Hand gehen, so geschah es natürlich, daß der Applaus der klerikalischen Begeisterung zugleich in allen „stillen Cirkeln" seinen Widerhall fand, und daß protestantische Literaturhistoriker, wie Barthel, in dem katholisirenden Redwitz den bedeutendsten Dichter der Neuzeit feiern. Ist er doch ein St.-Georg, der dem Lindwurm des Unglaubens den Kopf zertritt!

Das vielgelesene Werk von Redwitz ist der „Amaranth" (Mainz 1849; 14. Aufl., 1852), eine Dichtung, welche die Parteikritik mit Lobpsalmen überschüttet hat, die aber dem Unbefangenen zeigt, daß das Talent von Redwitz bei weitem nicht

an das Talent von Geibel heranreicht, und sich nirgends mit echter Dichterkraft über den gebildeten Dilettantismus erhebt. Der Inhalt des „Amaranth" ist folgender: Jung Walther, anfangs als ein frischer Naturbursche geschildert, dem man es gar nicht anmerkt, wie viele Bände Dogmatik, Kirchenzeitungen und Schriften von Görres er studirt hat, die er später zu großer Überraschung apostolisch von sich gibt, reist nach Italien zu seiner Braut Ghismonda, die er weiter nicht kennt, die ihm aber nach gut mittelalterlicher Sitte von seinem Vater verordnet ward. Sie ist nämlich die Tochter eines Waffengefährten seines Vaters, und Beide haben im heiligen Lande den Bund der Kinder eidlich verabredet. Jung Walther wird auf diese Verabredung hin durch einen italienischen Abgesandten und durch seine Mutter eidlich mit Ghismonda verlobt. Auf seiner Reise nach Italien überrascht ihn ein Unwetter im Schwarzwalde, und er kehrt in einen einsamen Waldhof ein, wo die Heldin des Gedichts, Amaranth, ein einfaches hübsches, frommes Mädchen mit ihrem Vater, einem melancholischen Sängerwirthe, wohnt. Walther ist nun das Traumbild von Amaranth, während diese einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth macht, daß er sich in sie verliebt und sie sogar — küßt. Diese poetische Licenz eines frommen Ritters, der eben auf der Brautfahrt begriffen, läßt sich gewiß vom moralischen Standpunkte nicht rechtfertigen, da sie in der Seele des einsamen Waldkindes Hoffnungen weckt, die nur einer um so schmerzlichern Enttäuschung weichen müssen. Doch Walther findet ja in seinem sturmfesten Glauben und dem Gnadenfonds der Kirche Absolution für alle seine Sünden. So zieht er denn auch weiter, wenig bekümmert um die Liebessaat, die er im Herzen Amaranth's ausgestreut. Zum Glück für Amaranth ist die italienische Braut Ghismonda ein Weltkind und eine Pantheistin, sodaß Walther's frommes Herz vor dem Abgrunde ihrer Glaubenslosigkeit zurückbebt. Wir dürfen einige tiefe Blicke in das Herz Ghismonda's werfen! Sie fühlt sich natürlich unglücklich, trotz aller Pracht, aller Bankette und Gondelfahrten, weil ihr der Glaube fehlt, zumal auch der Pantheismus, mit welchem Redwitz sie ausgestattet, sehr mangelhaft ist und nicht über jene pantheistische Kinderanschauung hinausgeht, die den Menschengeist und den Stock und Stein für gleich göttlich hält, ja für inhaltsgleich. Ghismonda zeigt sich daher bei Abendbeleuchtung, bei Mondschein, in Terzinen und Sonetten, bald mit brennendem Haupte, bald mit erkaltendem Leibe, bald mit gebrochenen Knien, bald mit gefalteten Händen, in allen interessanten Posituren einer unglücklichen Skepsis. Das Gewissen quält sie; aber sie schlägt es in die Flucht. Wer sie näher ansieht, kann nicht zweifeln, daß er das abschreckende Bild des modernen emancipirten Weibes vor sich hat, des Weibes voll Hoffahrt, Gedankenstolz und Weltlust, welches mit dem Glauben an Gott auch allen sittlichen Halt verloren hat und in innerer Qual und Unbefriedigung zu Grunde geht. Walther hat denn auch bald erkannt, wo bei seiner Ghismonda die Bresche ist, durch welche der böse Feind den Einzug hält, und beginnt nun mit Fanatismus das Werk der Bekehrung. Hier erhebt sich die meist weibische Lyrik von Redwitz zu einer fanatischen Kraft, zu wahren Tigersprüngen der Begeisterung. Auf Beweise läßt sich Walther so wenig ein, wie Redwitz selbst. Walther will zwar seiner Ghismonda das Herz aus dem Leibe reißen, weil dort der Beweis von Gotteshand eingeschrieben sei — ein widerwärtiges und sinnloses Bild —, doch versteigt er sich nirgends über kategorische Behauptungen und den Feuereifer der Missionswuth. Wir haben hier Proben von einer Brandlyrik, welche die Feuer der Inquisition zum Lobe des Herrn wieder anstecken möchte!

Ja durch der Erde weite Lande
Möcht ich mit Schwert und Fackelbrande
Ein gottgesandter Rächer schreiten,
Und möcht die Lügen all erdolchen,
Und möcht auf den erschlag'nen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!

Walther, der anfangs ein ehrlicher schlichter Junge schien, greift hier auf einmal

dem Ignaz von Loyola ins Handwerk. Doch diese Berserkerwuth vermag Ghismonda um so weniger zu bekehren, als ihr Bekehrer eben nur mit Schwert und Feuer zu beweisen versteht. Walther wirft seinen Ring ins Meer. Statt sich aber jetzt von Ghismonda loszusagen, wartet er den Tag der Trauung ab, um sie erst vor allem Volke nach ihrem Glaubensbekenntniß zu fragen, und sie dann mit Eclat und Skandal und dem Fluche des Bischofs im Stich zu lassen. Nach diesem Benehmen, das man nur als unwürdig bezeichnen kann, reist er zurück zu seiner frommen Amaranth, freit um sie, und führt sie heim auf seiner Väter Schloß.

Was „Amaranth" zunächst charakterisirt, ist die tendenziöse Verfälschung des Mittelalters, welchem alle bösen Gelüste einer viel spätern Zeit und ihm gänzlich fremde geistige Gegensätze angedichtet werden. Diese durchgängige Absichtlichkeit läßt denn auch die naiven Klänge, die Redwitz hier und da anzuschlagen versucht, nur als kokett erscheinen. Ein so wenig harmloser Dichter mag noch so viel von den Waldvögelein singen: es bleiben steife, forcirte Sangesweisen. Denn die innige und minnige Unschuld des Herzens und der Natur ist ihm nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur, um seine dogmatischen Doctrinen darauf zu pfropfen. Diese dogmatischen Gegensätze selbst sind aber bei Redwitz flach und geistlos aufgefaßt, da die Leidenschaftlichkeit nicht den Geist zu ersetzen vermag. Einem albernen Pantheismus ist eine ebenso alberne Faselei, eine mit Schwert und Feuer bekehrende Glaubenswuth entgegengesetzt: Beides gleich inhaltleer und phrasenreich. Weder Amaranth noch Ghismonda sind Gestalten, an denen die Schöpfungskraft des Dichters unbefangenes Genügen findet; und so bedeutend und poetisch wirksam die Charaktergegensätze wären, wenn sie um ihrer selbst willen da wären, zu so haltlosen Schattenbildern schwinden sie zusammen, weil sie nur die Gefäße sind, in die der Dichter seinen Glaubensinhalt positiv und negativ ausleert. Auf Herz, Sitte und Charakter kommt es dabei gar nicht an — das beweist am besten Walther's herzloses und freches Betragen gegenüber dem Ghismonda's. Durch diese Alleinberechtigung der dogmatischen Schattenwelt dunkelt auch der sonst glücklich gewählte und mit manchen lieblichen Farben geschmückte Hintergrund ein, weil ja gegenüber dem Einen und Alleinen Alles als werth- und wesenlos verschwindet. Sonst hätten wir das Talent Redwitz' besonders in einer glücklichen Decorationsmalerei anerkennen dürfen, indem sowol der Schwarzwald mit seiner trauten Dämmerung dem lieblichen Bilde der Amaranth, wie der Comersee mit seinen Villen und dem glühenden Himmel Italiens der leidenschaftlichen, stolzen Gestalt Ghismonda's zu passender Folie dient.

Die dichterische Form von Redwitz erreicht nun beiweitem nicht das Rondeau und den Schwung von Geibel. Sie ist ungleich, ebenso reich an prächtigen und lieblichen Stellen wie an Härten und Trivialitäten. Als süße, traute, keusche Poesie sind die Gedanken von Amaranth, die Herbstgedanken, die Waldeslieder und dgl. gepriesen. Es ist hier schon aus dem Grundcharakter von Redwitz gezeigt worden, daß diese Naivetät eine gemachte ist. Die meisten dieser kleinen Gedichte sind ungelenk in der Form und entbehren aller Grazie, trotzdem daß Thautropfen, Waldvögelein und Dornröselein darin eine große Rolle spielen. Auch bleibt Amaranth nicht bei stillen Gedanken und Gefühlen stehen, sondern erhebt sich zu dogmatischen Reflexionen, welche alsbald die einfache Naturpoesie verfälschen. Amaranth beginnt über Pädagogik und Kinderzucht zu phantasiren, und in welcher hölzernen Form, beweisen folgende Zeilen:

Mit Sünde tritt das Kind ins Leben,
Es wäscht sie ab des Heilands Blut;
Doch neue Makel dranzukleben
Der Feind des Heilands nimmer ruht.

Drum will das Schwert im Kind ich führen,
Bis daß es selbst den Streit versteht,
Nie soll mich falsches Mitleid rühren,
Um das im Kind der Feind nur steht.

Mit solchen dogmatischen Wendungen verlöscht Redwitz die ganze stille Poesie seiner Amaranth. Glücklicher ist seine Form in den Naturschilderungen und den Schilderungen der poetischen Situation. Hier ist sein dichterisches Verdienst zu suchen. Die Waldlyrik, voll jener beliebten Naturbelebung, die jetzt en vogue, das eigentliche Genre des Lorelei, der Kirchgang Amaranth's, der Reiterzug Walther's, die italienischen Feste mit dem humoristischen Genrebild des tanzenden Kastellans: alles Dies ist malerisch und plastisch gelungen, nicht ohne Reiz und Schmelz und ansprechende Gestaltung. Doch in ihrem eigentlichen Element befindet sich die Lyrik von Redwitz, wenn sie die letzten Trümpfe des Dogma ausspielen kann. Hier erhebt sich die Form zu einer Gewalt und Verve des Ausdrucks, zu einem leidenschaftlichen Ungestüm, zu einer lodernden Bilderpracht, welche indessen die Ohnmacht des Gedankens nicht zu verbergen im Stande ist. Es ist Herwegh'sche Sturmlyrik, Glocken läutend und Fackeln schleudernd im Namen der Kirche. Gerade diese Stellen seiner Dichtung, diese fulminanten Bußpredigten haben Redwitz zu einem Auserwählten der neuen Kreuzritter gemacht, zum Hohenliederdichter der Kirche und ihrer Bannesblitze. Die zweite Dichtung von Redwitz: „Das Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" (Mainz 1850) steht hinter „Amaranth" weit zurück, indem es nicht viel mehr ist als eine nüchterne Allegorie, bei welcher die Absichtlichkeit und Tendenzhascherei noch unverhüllter als in „Amaranth" zum Vorschein kommt. Die Märchenform ist aber hier so forcirt wie die Gemüthslyrik in „Amaranth". Der duftige Hintergrund des Waldes, all diese Variationen auf das Thema: Was sich der Wald erzählt, werden nachgerade langweilig, als Concession an den Geschmack und einer raffinirten, ästhetisch-zugerichteten Naturpoesie.

Ohne vorwiegend mystische Richtung, aber von herausfodernder, turnierlustiger Ritterlichkeit und altaristokratischer Tournure erscheint Moritz Graf Strachwitz (gestorben 1849), dessen „Lieder eines Erwachenden" (Bresl. 1843 und 1850) ein in vieler Beziehung unreifes Junkerthum vertreten, wenngleich sie von dem Drange eines echt dichterischen Talents inspirirt waren. Seine „Neuen Gedichte" (2. Aufl., Bresl. 1849) sind abgerundeter, klarer, schwunghafter; aber das geharnischte Ritterthum legt hier eine noch geschärftere Lanze ein gegen die modernen Richtungen, vor allem gegen die politische Lyrik und das Zwitterthum „von Roués und Propheten", das er den neuen Socialreformern mit faustrechtlicher Bravour in die Zähne wirft. Das Gedicht „Germania", das beste der Sammlung, athmet in schwunghafter Form eine patriotische Erhebung, die bei allem mittelalterlichen Anstrich doch würdevoll und ergreifend ist. Noch entschiedener gegen die Revolution macht W. von Merckel Fronte in seinen „Zwanzig Gedichten" (Berl. 1850), in denen der Haß des „Gesindels" und die canaillefeindliche Poesie ihre Philippiken gegen die Märzrevolution schleudert. Die Diction des Dichters ist indessen besser als seine Gesinnung, die Form der Gedichte ist rein und edel gehalten, solange nicht die Verbitterung gegen die Zeit gewaltsam einige Saiten der Lyra zerreißt. Marktschreierisch reactionär sind die „Gedichte" von H. Scharf von Scharfenstein (2. Aufl., Schaffh. 1850), ein bekannter Legitimist, dessen Poesie ebenso vor den Thronen herumwedelt, wie sie die Bestrebungen der Freiheitspartei anbellt. Die überschwänglichen Lobpreisungen Heinrich's V., sowie diese ganze französirende, mit dem Ancien régime kokettirende Poesie machen nur einen widerwärtigen Eindruck. Die dichterischen Lilien des Herrn von Scharfenstein haben keinen Blumenduft, sondern sind gemachter Putz. Von Talent ist kaum die Rede: er versteht es nicht einmal mit Grazie zu schmeicheln, sondern hält den Fürsten gleich das ganze Weihrauchfaß ins Gesicht. In seinen „Neuen Gedichten" (Mainz 1847) macht sein Patriotismus eine Wendung nach der andern Seite, und er ruft die Russen zum Schutze der deutschen Eichen herbei. Ebenso ungeschickt ist die Opposition gegen den Zeitgeist, welche Guido Görres in seinen „Gedichten" (Münch. 1844) zu machen versucht: eine Opposition ohne Geist, Tiefe und Grazie. Wie unglücklich aber die Ironie und der Sarkasmus der Reaction ausfällt, das

beweist Gollenperger in seinem romantischen Epos „Der Lichtfreund" (Leip. 1848), in welchem die Satire dick und ungeschickt aufgetragen ist.

Wenn wir unter den Poeten dieser Richtung auch Christian Friedrich Scherenberg nennen, so geschieht dies mehr, weil die reactionäre Partei sich dieses Dichters gleichsam bemächtigt hat, um ihren Phalanx zu vervollständigen, als weil Scherenberg selbst mit bewußten reactionären Tendenzen auftritt. Scherenberg ist der Dichter des preußischen Patriotismus, welcher das alte Schlachtenepos in moderner Bataillenpoesie wieder aufleben läßt, der Horace Vernet der Befreiungskriege. „Waterloo" (Berl. 1849) hat Scherenberg's Namen bekannt gemacht und ihm in hohen Kreisen Anerkennung erworben. Scherenberg's Dichterkraft ist größer als die von Geibel und Redwitz; aber sie ist noch naturwüchsig, sie haut ihre Schöpfungen aus dem Groben. In diesen reimlosen Jamben ist Schwung, Energie, lakonische Kürze schlagender und treffender Wendungen, oft grandiose Kühnheit, stets lebensvolle Anschauung und sichere Plastik; aber der Geschmack und die künstlerische Harmonie fehlen gänzlich. Sein Pegasus bäumt sich und wiehert wie ein Schlachtroß; aber er setzt auch über alle Regeln des guten Geschmacks hinweg. Seine Bilder sind oft markig und gewaltig, noch öfter aber graß und ungeheuerlich. Sie sind indessen stets naiv, nirgends reflectirt. Sein Stil leidet an allen möglichen Wort- und Gedankenverrenkungen und vielen unmöglichen Wortbildungen und syntaktischen Fügungen. Gegenüber den vorhergenannten Lovely-Poeten und ihrer im Munde zergehenden Süßigkeit kann man einen Dichter wie Scherenberg mit seiner Derbheit und darauf losschlagenden Tüchtigkeit nur willkommen heißen. Gegenüber dem mit Blumen umkränzten und in Haß getauchten Inquisitionsschwerte des Herrn von Redwitz ist Scherenberg's nackter, ehrlicher, poetischer Haudegen mit Freuden zu begrüßen. Er ist in der epischen Schilderung des Lager- und Schlachtenlebens gleich anziehend durch Frische, Wahrheit, Lebendigkeit. Es ist eine Poesie, die sich mit drastischen Kernflüchen den Schnurrbart streicht — ein derber, gesunder, altenglischer Humor, der aber mehr Schnaps als Nektar und Ambrosia genießt. Freilich liegt dem ganzen Epos kein tieferer Gedanke, keine höhere weltgeschichtliche Auffassung zu Grunde: es ist mehr ein militärisches als ein geschichtliches Epos. Der Moment vor der Schlacht, der Reiterkampf in lebendigen, stampfenden Jamben und dgl. ist meisterlich geschildert, aber über den Thatsachen schwebt keine ideelle Verklärung. Erlöse uns von dem Übel Napoleon — das ist die Tendenz des großen Weltkampfes. Auf der andern Seite ist anzuerkennen, daß Scherenberg sich keine tendenziöse Verfälschung zu Schulden kommen läßt, sondern den Geist der nationalen Freiheitskriege in ungetrübter Einfachheit und Reinheit schildert. Das Genre dieser Dichtung ist daher das blos descriptive, das keinen höhern Anfoderungen des Epos Genüge leistet. Mit großer Überschätzung hat man in einem anerkennenswerthen Schlachtengemälde ein wahrhaftes Epos gesucht, während dem Gedichte selbst individualisirte Helden fehlen und nur die Massen ins Feuer rücken. Der martialische, derb militärische Anstrich dieser Poesie hat hin und wieder etwas von Kasernengeruch. An einzelnen Stellen wird das ganze Exercierreglement poetisch in Scene gesetzt, oder die Poesie wandelt mit der Grazie einer hochgeschürzten Marketenderin einher. Scherenberg's „Waterloo" ist ein glücklicher Wurf des Dichters, trotz aller grotesken Sprünge des Talents. Seine übrigen Dichtungen („Gedichte", Berl. 1845; „Ligny", Berl. 1850) aber beweisen, daß ohne tiefere Weltanschauung das Talent sich rasch erschöpft und in matte Wiederholungen ausläuft. Nur eine vielseitige, auf den Höhen der Zeit stehende Bildung sichert, wie es auch das Beispiel unserer großen Classiker beweist, vor dem schnellen Rückfalle in Unbedeutendheit. All diese Talente haben nur Ikarosflügel, deren Wachs rasch in der Sonne schmilzt.

Nach dem gesunden Scherenberg'schen Commisbrote schmeckt das Himmelsmanna der neuesten frommen Kirchensänger und Sängerinnen doppelt süß. Unter ihnen ist der glaubensfeste Dichter Julius Sturm („Gedichte", Leipz. 1850) noch einer der kräftigsten. Er kämpft doch gegen das Philisterthum und gegen den Despotismus

an; er gibt seinem Dichterroß die Sporen des deutschen Patriotismus: aber er sucht das Heil in einer aus der Liebe kommenden Freiheit, und wendet sich polemisch gegen die Freiheitslyrik des Hasses. Die Form von J. Sturm ist gehalten, gediegen und kräftig; doch der Inhalt leidet an der vagen Unbestimmtheit einer nicht ausgegohrenen Geistesbildung. Zu den specifisch-frommen Poeten, die aus ihrer Poesie nur Handwerk machten, gehören unter Andern Gustav Jahn („Das Hohelied. In Liedern", Halle 1845), nicht ohne poetische Begabung, aber sich in ausgetretenen Gleisen bewegend; Karl Stöber, als volksthümlicher Erzähler bekannt; P. Lange, der „Neutestamentliche Zeitgedichte eines Hoffenden" (Essen 1843) herausgab. Die Zahl der lyrischen Andachtsbücher ist Legion, selbst wenn man von den bereits erwähnten größern religiösen Epopöen abstrahirt. Doch der poetische Werth dieser professionellen frommen Dichtungen bleibt immer gering, da sie entweder den Ton einer hausbackenen Andacht oder einer hyperphantastischen Sentimentalität anschlagen. Der hervorragendste unter diesen Dichtern ist wol Victor Strauß, der in seinen „Gedichten" (Bielef. 1841), seinem „Richard" (Bielef. 1841) und dem „Kirchenjahre im Hause" (Heidelb. 1845) wenigstens in sicherer, regelrichtiger Form zu dichten versteht. Auch Wilhelm Meinhold zeigt in seiner „Athanasia" (Magdeb. 1844) bei vielen trivialen Stellen hin und wieder einen höhern Schwung. Albert Knapp bekundet in seinen „Christlichen Gedichten" (3. Aufl., Basel 1843), sowie in den „Hohenstaufen" (Stuttg. 1839) einen tieffrommen Sinn, dem die christliche Weltanschauung eine innere Nothwendigkeit ist. Die übrigen religiösen Dichtungen, alle diese Lieder unter den Palmen, die Harfenklänge aus Zion, die christlichen Divans, sind ohne höhern Werth, sodaß wir auch die Aufführung der Dichternamen füglich unterlassen können. Indessen gelang das andächtige Glockengeläute den Frauen besser als den Männern. In diesen Frauenkreis gehört vor allem Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülfshoff (gestorben 1848), deren „Gedichte" (Stuttg. 1844) den strenggläubigen Katholicismus in ungraziöser Form predigen. Eine gewisse Originalität des Ausdrucks und Lebendigkeit der Schilderung, die sich besonders in den westfälischen Haidebildern zeigt, läßt sich ihr nicht absprechen, obgleich der orthodoxe Starrsinn und die einseitige feudale Begeisterung ihrer Poesie nur einen sehr beschränkten Standpunkt anweisen. Wenn diese Dichterin, von der Zeit unberührt, in klösterlicher Einsamkeit und Sichselbstgleichheit die Harfe schlug, so hat dagegen die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die nach vielbewegtem Leben in den Schoos der Kirche zurückkehrte, und das Babylon ebenso gut kennt wie das Jerusalem, etwas Magdalenenhaftes. Ihre durch den Gegensatz vertiefte Frömmigkeit hat daher größeres Leben und mehr Innigkeit als jene in sich fertige Poesie. In ihren Gedichten: „Unserer lieben Frau" (Mainz 1851) schlägt sie vollere Klänge an, mit jener Meisterschaft weltlicher Grazie, die sie bereits in ihren Romanen bekundet. Die Dichterin Dilia Helena, welche Tieck in das Publicum einführte, hält sich in ihren „Gedichten" (Berl. 1841) von specifischem Kirchenthum frei, und feiert nur die beschränkte, häusliche Sittlichkeit des Weibes. Dagegen hat die Kölnerin Luise Hensel in Diepenbrock's „Geistlichem Blumenstrauß" die Poesie mit einigen Andachtsblüten bereichert.

Gegen die zahlreichen Anthologien, welche oft der Talentlosigkeit zu einem gewissen Rufe verhelfen und in der Regel ohne höhere Kunsteinsicht aufs bunteste zusammengewürfelt sind, hat in der neuesten Zeit Karl Gutzkow mit Glück eine kritische Lanze gebrochen. Derselbe hat auf das Unwesen der Blumenlesler hingewiesen, welche durch diesen lyrischen Honig den Geschmack des deutschen Publicums verderben und seine Aufmerksamkeit von den größern Talenten ablenken, die nicht Albumverse kritzeln, aber Combination, Geist, Phantasie und Erfindungskraft in umfassenden Schöpfungen bethätigen. Wir theilen auch das Mistrauen Gutzkow's in den geistigen Fonds der blos lyrischen Talente, besonders wenn sie sich der gedankenlosen Lovely-Poesie hingeben. Glücklicherweise ist in unserer modernen Lyrik, trotz der jüngsten raffinirten Haut-gout-Poeten, Gedankengehalt genug, um ihr eine nachhaltige Be-

deutung zu ſichern; denn ſie trägt das Gepräge einer Epoche, welche in großem Kampfe um geiſtige Freiheit und Menſchenwürde ringt. Das ſind nicht raſch verwehte Fußſtapfen im Schnee, nicht flüchtige Kreiſe, die der Schwan im Teiche zieht — das ſind die leuchtenden Spuren des in der Menſchheit arbeitenden göttlichen Geiſtes, allen Zeiten und noch ſpäten Geſchlechtern ſichtbar.

China und die Länder ſeines Culturſyſtems.

Die Weltſtellung des chineſiſchen Volks.

Das öſtliche Aſien ward von der Natur zur Heimat einer unabhängigen, in ſich geſchloſſenen, großen Menſchenfamilie gebildet. Im Oſten und Süden vom Meere, im Weſten und Norden von Bergen und Wüſteneien eingeſchloſſen, konnten die Bewohner dieſer Länder, ſobald ſie nicht zu ſehr verweichlichten, mit leichter Mühe alle Einfälle der umwohnenden Nachbarn zurückſchlagen. Es ſind die Länder fruchtbar und anmuthig in hohem Grade; ſie werden weder von unüberſteiglichen Gebirgsketten, noch von Wüſten und Steppen durchzogen. Der Boden bringt Alles in Fülle hervor, was der Menſch zur Erhaltung, zur Erheiterung und Verſchönerung des Lebens bedarf. Die zahlreichen großen und kleinen Flüſſe, die nach allen Richtungen das Land durchſchneiden, erleichtern die Verbindung und befördern den Austauſch der Erzeugniſſe zwiſchen dem Süden und Norden.

In dieſen herrlichen Gegenden des aſiatiſchen Feſtlandes hat ſich, wie es ſcheint, viel früher als ſonſt wo auf Erden, eine Menſchenfamilie geſammelt und einen regelmäßigen Staat eingerichtet. In den weſtlichen Kreiſen des heutigen Mittelreichs, auf dem Gebiete zwiſchen dem Hoangho im Norden und dem Kiang im Süden, längs den gemäßigten dreißiger Breitegraden, wurden von derjenigen Abtheilung Mongolen, welche wir ſpäter unter dem Namen des Chineſiſchen Volks kennen lernen, die Grundnormen der künftigen ſtaatlichen, religiöſen und bürgerlichen Verfaſſung entworfen, vorausgeſetzt, daß ſie die Urväter nicht bereits von den benachbarten Gebirgen mitgebracht hatten. Hier, in dieſem Meſopotamien des öſtlichen Aſien, finden wir die von allen folgenden Geſchlechtern hochgeachteten Herrſcher der Vorzeit, Fohi und Hoangti, Jao und Schun. Ihre zahlreichen Nachkommen ſchritten fort auf der von den Ahnen vorgezeichneten Bahn. Sie beſtrebten ſich, die Civiliſation der Mitte nach allen Weltgegenden zu verbreiten. Die ringsum wohnenden rohen Haufen, die dreifach getheilten Tataren, Mongolen, Türken und Tunguſen im Norden; Japan und die andern Inſeln im öſtlichen Meere; die Laos und Annameſen im Süden: ſie Alle wurden und werden theils in Frieden, theils mit Waffengewalt in das chineſiſche Culturſyſtem gezogen. Die Chineſen ſind die Griechen und Römer im öſtlichen Aſien.

Die Principien und die Stätigkeit ſeiner Cultur.

Die Urahnen des Staats und der Bildung des Mittelreichs werden in keiner Beziehung für Weſen anderer, höherer Art gehalten als ihre Söhne und Nachkommen der ſpätern Jahrhunderte. Sie ſind weder von einer übermenſchlichen Kraft beſeelt, noch ſteht ihnen eine Gottheit lehrend und warnend zur Seite. Die Erzeugniſſe, welche ſie der Welt hinterließen, ſind dem eigenen Geiſte, dem eigenen Herzen entquollen. Alle Menſchen ſind gleich; ein Unterſchied der Gattung oder auch nur in Kaſten und erblichen Ständen wird nicht gefunden. Durch ſich ſelbſt, durch Arbeit und Entſagung, ſo lehren die Weiſen des Mittelreichs, ward von jeher und wird zu allen Zeiten das Göttliche oder Menſchliche herangebildet. Im Gegen-

ſatze zu dem Spruche: Des Menſchen Herz iſt böſe von Jugend auf, lehren ſie: Der Menſch iſt ſeiner Natur nach vortrefflich; die Natur befreundet die Menſchen, getrennt ſind ſie nur durch Erziehung und Gewohnheit. Werden ſie zu moraliſchen und geiſtigen Weſen herangebildet, ſo können ſich die Menſchen zu Herren des Alls emporſchwingen und jeder Unordnung in den Erſcheinungen am Himmel wie auf der Erde ſteuern; alle Körper werden ſich in ihrem ewigen, geſetzmäßigen Kreislauf bewegen. Nur dieſe Welt unſerer Leiden und Freuden ſoll uns am Herzen liegen; man forſche und frage nicht viel nach den Genien und Göttern. Mögen deren auch vorhanden ſein, ſo ſind ſie doch in jedem Falle ſo weit entfernt, daß unſere Hoffnungen und Wünſche nicht zu ihnen emporbringen können. Hilf dir ſelbſt, ſo wird Gott dir helfen! Solche Weisheit iſt das Fundament des chineſiſchen Lebens, in ſtaatlicher, in religiöſer und bürgerlicher Beziehung.

Dieſe Grundſätze und die hieraus hervorgegangenen Einrichtungen bilden von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag den principiellen Unterſchied zwiſchen den Völkern des chineſiſchen Culturſyſtems und den Anhängern der andern orientaliſchen Culturſyſteme, des Brahmaismus und Buddhaismus, des Chriſtenthums und des Islam. Das Römiſche Reich ging unter dem mannichfachen wiederholten Andrange der Barbaren zu Grunde: ſeine Religion, ſeine Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, Sitte, Geſetz und Sprache ſind bis auf wenige Reſte verſchwunden, verkehrt und umgewandelt worden. China dagegen widerſtand und widerſteht viel zahlreichern Barbarenſchwärmen ſeit vier Tauſenden von Jahren. China widerſtand und widerſteht allen fremden, das Land umgarnenden Religionen und Culturſyſtemen; an ſeinem unwandelbaren Sinne ſind Buddhaismus, Mohammedanismus und Chriſtenthum abgepraallt. Wahr iſt es — China ward theilweiſe mehrmals und von Mongolen und Mandſchu ganz erobert. Die Eroberungen haben jedoch in dem Glauben und der Regierungsweiſe, in der Sprache und Schrift des Mittelreichs nichts geändert. Die chineſiſche Cultur ward in dieſen Stürmen, wo Alles zu Grunde zu gehen ſchien, ſo mächtig befunden, daß ſie in wenigen Jahren den wilden Sinn des barbariſchen Zwingherrn unterjochen und ihn auf chineſiſche Weiſe umgeſtalten konnte. Mongolen und Mandſchu ſind bereits in der zweiten Generation Chineſen geworden. Die hergebrachten Einrichtungen wurden beibehalten; die Behörden blieben, es wechſelten blos die Perſonen; an die Stelle der Einheimiſchen traten chineſiſch gebildete Fremde. Unter Chubilai, ſagt uns Marco Polo, haben Mongolen, perſiſche und türkiſche Muſelmänner, Chriſten und andere Ausländer die erſten Stellen im Staate bekleidet. Nur den Fremden glaubte der fremde mongoliſche Eroberer vertrauen zu dürfen. Etwas Ähnliches findet heutigen Tags unter den Mandſchu ſtatt. Alle wichtigen Stellen ſind doppelt beſetzt, von Mandſchu und Chineſen, und bei mehren Behörden iſt die Anzahl der erſten bei weitem überwiegend; die wichtigſten Stellen im Staate werden, wie ſich dies während des engliſch-chineſiſchen Kriegs in auffallender Weiſe zeigte, den Mandſchu verliehen. Auch hält die Regierung zu Peking der Vorſicht wegen immerdar ein ſchlagfertiges, blos aus ihren Landsleuten zuſammengeſetztes Heer in Bereitſchaft. Ungeachtet aller dieſer Anſtrengungen iſt es doch der herrſchenden Mandſchu-Dynaſtie nicht möglich, die Sprache und angeſtammten Sitten ihres eigenen Volkselements rein zu erhalten. So gewaltig iſt der Einfluß der größern Menge der Chineſen und ihres Culturſyſtems.

Der Herrſcher und ſein Amt.

Von einer Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht iſt in China keine Spur, nicht einmal der Begriff vorhanden. Der Herrſcher wird als Himmelsſohn verehrt, welcher vom Himmelsvater den Auftrag erhielt, die Welt zu regieren. Er iſt zu gleicher Zeit der Papſt und Kaiſer ſeines Landes — der ganzen Erde, im Sinne des kanoniſchen Rechts der Chineſen. Als Oberprieſter verſammelt der Himmelsſohn zu beſtimmten Zeiten des Jahres die Großen ſeines Hofs und die Beamten des Reichs, ertheilt ihnen Lehren über einen Text aus den hochgeachteten Schriften der

Ahnen, wie ſie tugendhaft leben und das Laſter meiden mögen. Der Sohn allein hat das Recht, ſeinem Vater Himmel und der Mutter Erde die ſchuldigen Opfer darzubringen, wann es ſich ziemt, und dies geſchieht gleich nach der Thronbeſteigung, zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen und Sonnenwenden. Der Oberprieſter fleht um eine reiche Ernte und opfert die Erſtlingsfrüchte des Feldes; er dankt auch dem Vater Himmel bei jeder andern, ſeine Familie oder das ganze Land betreffenden wichtigen Angelegenheit. Zurückgezogen in die Einſamkeit, fern von allen weltlichen Geſchäften und ſinnlichen Freuden, ſelbſt der Speiſe ſich enthaltend, bereitet der Sohn ſich vor, um das Opfer würdig darzubringen. Am Tage der Opferung ſelbſt erſcheint er in voller Pracht, von allen ſeinen Verwandten, von den Großen und hohen Beamten der Hauptſtadt umgeben, als Beherrſcher des Menſchengeſchlechts. Die Wahl der Opfer, die herrlichen Gefäße, der Schall der muſikaliſchen Inſtrumente und das ehrfurchtsvolle Schweigen der Millionen, die den Zug begleiten: Alles dies zeugt von der Größe des Sohnes, der da opfert, und von der Allmacht des Vaters, dem geopfert wird.

An ſolch einem Tage werden keine Audienzen ertheilt, und die Geſchäftslocale aller Behörden bleiben geſchloſſen. Heirathen und Feſtlichkeiten jeder Art, ſelbſt die Begräbnißceremonien ſind an dieſem Tage verboten. Die Mitglieder des Juſtizcollegiums, welches die peinliche Gerichtsbarkeit ausübt, ſowie die Beamten, die ſich ein Vergehen oder Verbrechen zu Schulden kommen ließen, haben an dieſem Feſte der Tugend und Gerechtigkeit keinen Antheil. Sie dürfen den Kaiſer nicht begleiten. Nichts Herrlicheres und Majeſtätiſcheres auf Erden, ſagt ein Augenzeuge, als der Kaiſer, wenn er in den Tempel des Himmels und der Erde zieht, um zu opfern; nichts Demüthigeres und Gehorſameres auf Erden als der Kaiſer, wenn er das Opfer ſeinem Vater Himmel und der Mutter Erde darbringt. Der Oberprieſter beſtimmt allein, welche göttliche Weſen, welche Kräfte der Natur, welche Wohlthäter des Menſchengeſchechts von ſeinen Untergebenen verehrt werden dürfen und ſollen, und welche Opfer ihnen dargebracht werden können. Sowie er für das ganze Reich und alle ſeine Völker, ſo opfern ſeine Beamten für die Länder und Kreiſe, für die Volksabtheilungen und Gemeinden, denen ſie vorgeſetzt ſind und deren Wohl und Wehe von ihnen abhängt. Der Verwaltungsbeamte des chineſiſchen Staats iſt zugleich der Prieſter des Volks.

Der Himmelsſohn iſt von Gottes Gnaden auch der erſte Gelehrte und Schriftſteller, der geiſtvollſte Mann der Nation. Die entweder von ihm ſelbſt verfaßten oder doch wenigſtens unter ſeiner Autorität erſchienenen Normen und Schriften ſind in Inhalt und Form das Muſterbild, nach welchem ſich die Menſchheit zu richten hat. Unter der Regierung der großen Dynaſtie Tſchéu, vom 12. bis zum 3. Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, wurden am 1. jedes Monats die Geſetze des Reichs öffentlich verkündet und erläutert. Dieſe von dem Himmelsſohne ausgegangenen Normen waren ein Sittenſpiegel für Jung und Alt. Jetzt ſind indeſſen der Vorſchriften zu viele; es iſt unmöglich, ſie an einem Tage zu verkünden und zu erklären. Kaiſer Kanghi hat deshalb 16 moraliſche, von ſeinem Sohne Jongtſching mit zahlreichen Erläuterungen verſehene Sprüche aufgeſetzt, welche gemeinhin die heilige Lehre genannt werden. Am 1. und am 15. des Monats verſammeln ſich in jeder Stadt, in jedem Dorfe die bürgerlichen und Militärbeamten, leſen dem Volke eine dieſer Maximen vor, führen den Sinn derſelben weiter aus, und erläutern ſie durch mannichfache aus dem Leben genommene Beiſpiele. Die Fürſten des Mittelreichs ſind heutigen Tags, gleichwie in den frühern Jahrhunderten, die Lehrer ihres Volks. Die größten Kaiſer haben nicht nur durch ihre Thaten und ihr Leben, ſondern auch durch ihre Schriften der Menſchheit als Muſterbilder vorgeleuchtet. Die Geiſteserzeugniſſe ſämmtlicher Gebieter der chineſiſchen Monarchie bilden eine eigene, reiche Abtheilung der unermeßlichen chineſiſchen Literatur.

Das Reich des Himmelsſohnes heißt Tien-hia, das Erdenrund. Daß es ſich nicht ſoweit erſtreckt, daß nicht alle Völker hienieden ihm gehorchen, iſt nicht die

Schuld des himmliſchen Gebieters. Seine rechtmäßigen Anſprüche ſcheitern an dem Starrſinn und der Widerſetzlichkeit der Barbaren, welche der heiligen Pflicht des Gehorſams widerſtreben. Zwiſchen der Menſchheit und dem Himmelsſohne, zwiſchen dem Volke und ſeinem Gebieter herrſcht dem Princípe nach daſſelbe Verhältniß, wie zwiſchen Vater und Sohn. Die Pietät iſt das Fundament, worauf das ganze Staats- und bürgerliche Leben der Völker des chineſiſchen Culturſyſtems auferbaut wurde; es ſchimmert durch in den höchſten wie in den niedrigſten Verhältniſſen des öſtlichen Aſien. Der Sohn des Himmels hat den Auftrag, die Gebote ſeines Vaters da oben zu vollziehen hienieden auf Erden; dem Volke ward aber die Pflicht dieſem Sohne des Himmels zu gehorchen, wie erwachſene Kinder ihrem Vater. Hieraus folgt, daß der Herrſcher in der Theorie kein unumſchränkter Gebieter iſt, nach Laune und Willkür. Der Monarch Chinas iſt im Gegentheile ein durch Sitte, Herkommen und Geſetze höchſt beſchränkter Fürſt. Er hat die Pflicht, das Volk in Tugend und Gerechtigkeit zu erziehen und zu regieren, es zu ernähren und zu beſchützen. Der Fürſt bedenke, heißt es daher in dem chineſiſchen Staatsrechte, daß die Beſchlüſſe des Himmels, wie in allen Dingen, ſo auch in der Ertheilung der Herrſchaft, nicht unwiderruflich ſind, daß ſie es nur dann werden, wenn man ſeine Befehle vollzieht, wenn die erhabenen Gebieter wandeln auf dem Pfade der Tugend und Gerechtigkeit. Der Herrſcher ward des Reichs wegen eingeſetzt; das Reich iſt nicht des Herrſchers wegen vorhanden. Das Volk kann ſeiner wol entbehren, er nicht des Volks. Das Waſſer bleibt immer Waſſer, wenn ſich auch kein Fiſch darin bewegt; der Fiſch ſtirbt ohne Waſſer. Der Fürſt iſt das Schiff, die Maſſe Volks das Waſſer. Das Schiff kann glücklich durch das Waſſer ſegeln und kann auch von den ſtürmenden Wogen verſchlungen werden. Handelt der Sohn gegen die väterlichen Gebote, ſo verfolgt ihn die Strafe des Himmels; beſſert er ſich nicht, ſo wird er ausgerottet und ſein ganzes Geſchlecht. Iſt das Volk laſterhaft, verfährt der Beamte wider die ewigen Geſetze des Rechts und der Menſchlichkeit, wird die Tugend hintangeſetzt und das Laſter erhoben, dann iſt die Sicherheit des ganzen Staats wie des Einzelnen gefährdet. Vater Himmel beurkundet ſeine Unzufriedenheit durch wundervolle und gräßliche Naturerſcheinungen; es entſtehen Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Dürren und Überſchwemmungen. Hat der Sohn die moraliſchen Geſetze der Menſchheit zu Boden getreten, ſo zerſtört, um ihn zu züchtigen und zu warnen, der Vater auf eine kurze Zeit die Geſetze der Natur. Wohl ihm, dem Sohne, wenn er jetzt noch in ſich geht; wenn ihn die Zerrüttung aus ſeiner Verderbtheit zum Guten, zu ſeiner Pflicht hinleitet. Nur ungern ſtraft der Himmel. Sind Laſter und Schlechtigkeit entfernt, ſo bewegt ſich das Weltgebäude alsbald wiederum in dem herkömmlichen Gleiſe.

Dieſem Princípe gemäß werden bei allen ungewöhnlichen Naturerſcheinungen von den Gebietern Chinas Bekanntmachungen erlaſſen, auf daß man ſich beſſere und genau nachforſche, was und wo es im Staate gebreche, damit dem Verderben abgeholfen und der Zorn des Himmels beſchwichtigt werden könnte. Wenn ſolche Warnungen ergangen ſind, und der Himmelsſohn weder ſich ſelbſt erforſcht, noch das Volk von der ſchlechten Bahn läßt, die es betreten, ſo verdoppeln ſich die Misgeſchicke. Es kommen Hungersnoth, Überſchwemmungen und Einfälle der Barbaren; der Himmel zeigt deutlich, daß er dieſen Sohn und ſeine ganze Familie vor ſeinem Angeſichte verworfen habe. In ſolchen Fällen erſcheinen, wie beim Ende des engliſch-chineſiſchen Kriegs zu Kuangſi und in einigen andern Kreiſen des Landes, Parteigänger, welche das heilige, unveräußerliche Recht der Inſurrection gegen den vom Himmel ſo offenkundig verworfenen Gebieter predigen. Laſtet das Joch in der That gar ſchwer auf dem Lande, ſo erhebt es ſich in Maſſe gegen den unrechtmäßigen Gebieter. Er wird vom Throne geſtürzt und mit ihm ſeine ganze Dynaſtie und Familie ausgerottet. Ein neuer Herrſcherſtamm erhebt ſich, welcher, vermöge der dem Menſchen einwohnenden Laſter und Leidenſchaften, im Laufe der Jahrhun-

derte ebenfalls des himmliſchen Auftrags vergißt und dann, wie ſein Vorgänger im Weltreiche, die Beute wird des Zorns des Herrn da oben und der Rache des Volks auf Erden.

Dieſe höchſt gefährliche Theorie des chineſiſchen Staatsrechts iſt die fruchtreiche Mutter vieler Aufſtände und mannichfacher Unordnungen im Reiche der Mitte. Der Gebieter ſoll jedes Unglück, der Vater ſoll jedes Bedrängniß von ſeinen Kindern fern zu halten wiſſen. Geſchieht oder kann er das nicht, ſo hat ſich der Himmel ſichtbarlich von ihm abgewendet. Räuberbanden entſtehen, deren Hauptleute Bekanntmachungen im Lande ergehen laſſen, worin ſie ſich die Auserkorenen des Himmels nennen; die Völker werden aufgefodert, ihnen, ihren rechtmäßigen Gebietern von Gottes Gnaden, zu gehorchen und nicht dem vom Himmel verworfenen Scheinherrn. Eine Partei hält dann gewöhnlich, wenn auch die Revolution ſchon lange vollendet iſt, noch am alten Herrſcherſtamme. So gibt es heutzutage in China eine Art Legitimiſten, welche die Herrſchaft der Mandſchu als eine Uſurpation betrachten, und jedes Unglück, womit das Reich heimgeſucht wird, für einen deutlichen Fingerzeig ausgeben möchten, daß der Himmel ſein Angeſicht von der „überaus reinen" Dynaſtie abgewendet habe. In der Art lauten die Bekanntmachungen der vorgeblichen Prinzen der Ming im Kreiſe Kuangſi und in den andern Marken des Reichs. Auch dieſe Legitimiſten des äußerſten Oſten wollen die Religion, namentlich den Buddhaismus, zu ihren ſtaatlichen Zwecken ausbeuten. Die weiße Waſſerlilie wird von den Anhängern Schakiamuni's hoch verehrt; nach ihr nennen ſich dieſe chineſiſchen Legitimiſten Pelienkiao, die Genoſſenſchaft der weißen Waſſerlilie. Dieſe, wie man ſich denken kann, ſtreng verpönte und hart verfolgte Genoſſenſchaft zählt viele Anhänger in den verſchiedenen Kreiſen des Chino-Mandſchuſtaats, ſowie unter den ausgewanderten Chineſen in den Ländern jenſeits des Ganges und auf den Inſeln des öſtlichen Archipelagus. Es iſt der härteſte, zu den größten Verfolgungen führende Vorwurf, der den Chriſten in China von ihren Feinden gemacht werden konnte, daß ſie zu dieſen und andern ähnlichen aufrühreriſchen Verbindungen gehören.

Die Staatsverwaltung und die Beamten.

Das Mittelreich iſt ein Adminiſtrativſtaat, ohne irgend einen auf Grundbeſitz ruhenden und Sonderrechte ſich erfreuenden Erbadel. Nur die Nachkommen des Confucius, des Lehrers der chineſiſchen Menſchheit (ſeine Familie bildet eigentlich den älteſten Adel der Welt) und der Clan der herrſchenden Dynaſtie genießen beſondere Auszeichnungen und erbliche Vortheile. Die Kaiſer verleihen zwar, gleichwie in den weſtlichen Monarchien geſchieht, allerlei Titel; es ſind dies aber bloße Ehrenbenennungen, wodurch die Stellung ihrer Träger in der bürgerlichen Geſellſchaft keinerlei Änderung erleidet. Die eigentlichen Herren des Staats ſind die Beamten: ſie bilden die mächtigſte und entwickeltſte Bureaukratie auf Erden. Eine Selbſtregierung des Volks iſt mit dem Principe des göttlichen Rechts unverträglich, und die chineſiſche Sprache hat ſelbſt kein Wort für Freiheit und Selbſtändigkeit. Die Fürſten ſenden ihre Diener im Reiche herum, welche willkürlich angeſtellt und befördert, erniedrigt und abgeſetzt werden, um die mit ewiger Unmündigkeit geſchlagenen Maſſen in Gehorſam zu erhalten. Sorgſamen Auges, ſo ſprechen die Magiſter des hiſtoriſchen Himmelsſtaats im öſtlichen Aſien, blickt der Himmelsſohn im Lande umher, damit er die Tugend und das Talent herausfinde und ſie zu ſeinen Gehülfen erhebe. Der erhabene Herr von Gottes Gnaden iſt der Wagenlenker, die Miniſter bilden ſeine rechte und linke Hand. Die Geſetze ſind das Gebiß in dem Munde des Volks, das gezügelt wird vermittelſt der Beamten. Die Strafen ſind die Streiche, wodurch die Ungehorſamen angetrieben werden. Damit nun aber verdienſtvolle und kenntnißreiche Männer vor dem Auge des Allgebieters nicht verborgen bleiben, ſo ſind Prüfungen angeordnet, wo Jeder erſcheinen und ſein Talent leuchten laſſen kann am Lichte des Tags. Die Gegenſtände, aus welchen geprüft wird,

ſind vorgeſchrieben. Neuerungen werden nicht geſtattet und als Majeſtätsverbrechen beſtraft. So iſt im Laufe der Zeit das in ſich abgeſchloſſene, verknöcherte Chineſenthum entſtanden, bewacht von der Selbſtſucht, von der Unwiſſenheit und dem Hochmuthe der tauſend aus den jährlichen Prüfungen hervorgegangenen Magiſter und kaiſerlichen Knechte.

Das Beamtenweſen hat unter den verſchiedenen Dynaſtien vielfache Veränderungen erfahren. Es zerfällt jetzt, wie in Rußland, in neun Ordnungen, von denen eine jede zwei Rangſtufen bildet, alſo im Ganzen 18 Claſſen. Alle die zahlreichen öffentlichen Civil- und Militärdiener des chineſiſchen Reichs, dort Kuan, in Europa gemeinhin nach dem indiſchen Worte Mantri, welches Rath oder Rathsherr bedeutet, Mandarine genannt, gehören zu einer oder der andern Claſſe. Neben den wirklichen Räthen gibt es noch eine große Anzahl außer dem Status, welche in der techniſchen Sprache der chineſiſchen Adminiſtration die noch nicht Eingetretenen heißen. Der innere oder geheime Rath, ſo genannt weil er innerhalb des kaiſerlichen Palaſtes, links vom Thronſaale, wo die Audienzen ertheilt werden, ſeinen Sitz hat, bildet unter dem Kaiſer, mit dem er in unmittelbarer Verbindung ſteht, die oberſte Verwaltungsbehörde, den Staatsrath des Reichs. Er beſteht aus vier Geheimräthen erſten Ranges, erſter Ordnung, welche ſämmtlich Kundige der großen Wiſſenſchaft, d. h. der Staatsweisheit (Ta-hio-ſſe), genannt werden. Die zwei erſtern ſind Mandſchu, und die zwei andern Chineſen. Präſident war während der Regierung des Taokuang der Mandſchu Mutſchangah, welchen Hienfong (1851) des Amts entſetzte. Den Geheimräthen werden noch eine unbeſtimmte Anzahl Beiſitzer zugetheilt, welche aber gewöhnlich von der Hauptſtadt abweſend ſind und höhern Verwaltungsſtellen in den Kreiſen vorſtehen. Dieſe ſogenannten Beiſitzer ſind demnach Staats- oder Geheimräthe in außerordentlichen Dienſten. Einer derſelben iſt der in den letzten Jahren ſo häufig genannte Kijing. Unter dem Geheimrathe ſtehen die ſechs Miniſterien, deren Präſidenten als Geheimräthe in außerordentlichen Dienſten zu betrachten ſind. Sie führen ebenfalls den Titel Ta-hio-ſſe, Kundige der großen Wiſſenſchaft oder der Staatsweisheit, und werden gemeinhin Schangſchu, Oberſchreiber, genannt. Dies ſind die Miniſterien des Innern, der Finanzen, des Cultus, des Kriegs, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Arbeiten.

Aus den zahlreichen Geſetzen und Vorſchriften über die Verwaltung des Reichs geht im Ganzen hervor, daß China an der verderblichen Krankheit des Zuvielregierens leidet. Deshalb wird auch, wie dies unter ſolchen Verhältniſſen zu geſchehen pflegt, von hundert Verordnungen kaum eine einzige wirklich ausgeführt. Man würde in China, wie in allen andern despotiſchen Staaten, zu einem ganz falſchen Ergebniß kommen, wollte man die wirklichen Zuſtände an dem geſchriebenen Buchſtaben des Geſetzes und der Erlaſſe meſſen und beurtheilen. Nicht auf Ehre, wie Montesquieu ſagt, ſondern auf Schein und Lüge ſind die Despotien gegründet.

Ausdehnung, Bevölkerung und Finanzweſen des Reichs.

Wie zu den Zeiten Karl's des Großen und Napoleon's zwiſchen Franken und dem Frankenreiche, zwiſchen Frankreich und dem franzöſiſchen Reiche unterſchieden ward, ſo müſſen auch, während vieler Perioden des öſtlichen Aſien, die Benennungen China und chineſiſches Reich genau unterſchieden werden. Es ſtanden nämlich und ſtehen heutzutage unter der Herrſchaft der Himmelsſöhne mehre Völker und Reiche, welche nicht zu China im engern Sinne des Worts, d. h. zu den von Chineſen bewohnten Gegenden gehören. Will man einen richtigen Begriff von der Macht und dem Einfluſſe des chineſiſchen Volks und ſeines Culturſyſtems erlangen, ſo dürfen dieſe auswärtigen Beſitzungen in der Beſchreibung und Geſchichte des Mittelreichs nicht übergangen werden. Reichten doch bald die unmittelbare Herrſchaft bald die mittelbaren Einflüſſe Chinas von Peking nach Bokhara und in manchen Jahrhunderten ſelbſt bis zu den Stromgebieten des Oxus und Jaxartes.

Vom nördlichen Aſien ſteigt man leicht hinab in die Tiefebenen und Gebirgsgegenden des Mittelreichs; kein Rieſenſtrom, keine Gebirgskette bildet hier eine natürliche Scheidewand. Die Kunſt ſollte nun den Mangel der Natur erſetzen, ſie ward aber unwirkſam befunden. Türken, Mongolen und Tunguſen durchbrachen die rieſigen Schutzwälle und Mauern, und vernichteten in ihrem wilden, unvernünftigen Grimme die geiſtigen und phyſiſchen Saaten der Südländer. Dieſe mußten nun, wollten ſie ihres Lebens und Beſitzthums ſicher ſein, die ungeſtümen Menſchenracen in ihrer Heimat aufſuchen, ſie zur Cultur erziehen und durch klug erſonnene Bande auseinander halten, damit ſie nicht, zu einer Maſſe zuſammenſchmelzend, die Tieflande überſchwemmen und unterjochen. Selbſt die große Wüſte, welche China von Mittelaſien trennt, mußte, weil ſie keine hinreichende Schutzwehr gegen die Nomadenvölker darbot, überſchritten werden, um jenſeits derſelben, in den Ländern Mittelaſiens, die Gefahren zu erſticken, welche den nordweſtlichen Kreiſen des Reichs drohten. Dies ward auch an andern Grenzen, im Weſten, Süden und Oſten für nothwendig befunden; in den Alpengegenden Tübets, auf den Inſeln des öſtlichen Meeres und in den Ländergebieten zwiſchen dem Irawaddi und dem Meerbuſen von Tongking.

Das Mittelreich erſtreckt ſich jetzt, in ſeinen äußerſten Punkten genommen, wenn wir die Bruchtheile weglaſſen, in der Länge von Oſten nach Weſten 78, und in der Breite von Süden nach Norden 38 Breitegrade. Der ganze Flächeninhalt mag dem des ruſſiſchen Reichs in Aſien gleichkommen, und ſich ungefähr auf ein Drittheil des aſiatiſchen Continents, d. h. 270000 geographiſche Quadratmeilen belaufen. Welch ein außerordentlicher Unterſchied findet aber ſtatt in der Culturfähigkeit und Beſchaffenheit der Länder, welche zu den beiden Reichen, zu dem der Slawen und dem der Chineſen gehören! Bei allen Demüthigungen, die China in den letzten Jahren erfahren hat, gilt immer noch das Wort des Dichters Camoens:

Ein ſchönes Reich, vom Ruhm genannt,
Ob ſeines Reichthums ungeahnter Wucht,
Chinas Gebiet, das bis zur kalten Zone
Vom heißen Wendegürtel trägt die Krone.

Die Mandſchu haben während ihrer 200jährigen Herrſchaft ſowol die alten Beſitzungen der ehemaligen Dynaſtie der Wing wie die durch ſie hinzugefügten Eroberungen mehrmals auf verſchiedene Weiſe eingetheilt. Nach der neueſten Einrichtung zerfällt das Reich in 19 Kreiſe, worin nach altchineſiſcher Art bürgerliche und Kriegsverwaltung vollkommen getrennt ſind; dann in ſechs Generalcommandantſchaften, wo ein General die oberſte bürgerliche und Kriegsgewalt in ſich vereinigt. So in den eroberten, von Nichtchineſen bewohnten meuteriſch geſinnten Markgrafſchaften, welche überdies von zahlreichen, raubſüchtigen Barbaren umgeben ſind. Die Städte dieſer Kreiſe und Markgrafſchaften ſind erſten, zweiten, dritten und vierten Ranges (Fu, ting, tſcheu, hien); das herumliegende Land (die Schultheiſen und Gemeindevorſteher der Dörfer und Weiler) hängt von den Beamten dieſer Städte ab und wird unter ihrer Aufſicht verwaltet. Die Feſtungen, Burgen und Caſtelle ſtehen unter militäriſchen Commandanten, welche dem Kriegsminiſterium untergeordnet ſind. An der Spitze der Verwaltung der Kreiſe ſtehen Generalgouverneure und Generaldirectoren. Das Steuerweſen und einige richterliche Functionen beſorgt der Generalſchatzmeiſter des Kreiſes. Es gibt außerdem Städte und Diſtricte, welche von eigenen ſelbſtändigen Beamten regiert werden, die unmittelbar unter den höchſten Behörden der Hauptſtadt ſtehen, und deshalb Tſche-li oder unmittelbare Dependenzen genannt werden. Der Rang, welchen die Städte einnehmen, beruht auf einem herkömmlichen Rechte, oder iſt blos die willkürliche Auszeichnung der Regierung; eine Stadt dritten Ranges kann in vielen Beziehungen ebenſo wichtig und ebenſo ſtark bevölkert ſein wie die Hauptſtadt des Kreiſes.

Es bedarf im Reiche der Mitte keiner Staats- oder Gemeindeerlaubniß, um eine Familie zu begründen: Jeder heirathet ſo viel Weiber zweiten Ranges (nur eine kann die erſte ſein), Jeder nimmt ſo viele Beiſchläferinnen, als er nur immer

ernähren kann. Heirathen und Söhne erzeugen gehört zu dem Seelenheile eines echten Sohnes des Jao und Schun. Wer ſollte ihn denn in alten Tagen nähren und pflegen; wer ſollte künftig auf ſeinem Grabe opfern, die Manen am Hausaltare verehren und für ihre Bedürfniſſe im Schattenreiche Sorge tragen! Die Bevölkerung hat ſich demnach in den langen Friedensjahren der Art vermehrt, daß manche Statiſtiker des Weſtens die Angaben der Chineſen für übertrieben, für ein Ergebniß der himmliſchen Eitelkeit halten. Sie glaubten überdies in der großen Verſchiedenheit der Bevölkerungsliſten, nach einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, einen hinlänglichen Grund zum Mistrauen zu haben. Man bedachte oder wußte nicht, daß dieſe Bevölkerungsliſten in China, wie in Rußland, gewöhnlich blos zum Behufe der Erhebung von Abgaben in Geld und Naturalien und andern Verpflichtungen entworfen werden, und daß demnach blos die zu Leiſtungen verpflichteten Familien und Perſonen darin aufgeführt werden. Die allgemeinen Volkszählungen ſind hiervon gänzlich verſchieden; dieſe beiden Liſten dürfen alſo nicht, wie gemeinhin geſchieht, zuſammengeſtellt werden. Die letzte in Europa bekannt gewordene amtliche Volkszählung iſt jetzt ſchon 40 Jahre alt, und lieferte für China, im engern Sinne des Worts, ein Ergebniß von ungefähr 362½ Millionen. Rechnet man hierzu die fremden Völker, welche unter einer beſondern Behörde, unter dem Colonialminiſterium, ſtehen, Mongolen, Tunguſen, Tübeten und Türken mit 27½ Millionen, ſo hätte ſich bereits im Jahre 1812 die Bevölkerung des chineſiſchen Reichs auf 400 Millionen belaufen. Die Ländermaſſe des Chino-Mandſchuſtaats iſt aber ſo groß, daß bei dieſer Annahme kaum 190 Perſonen auf die engliſche Quadratmeile kommen, während in Großbritannien wenigſtens 200, in Holland 218, in der Lombardei 262 und in Belgien ſelbſt 324 auf demſelben Flächenraum wohnen. Man ſieht alſo, daß die amtlichen Angaben der Chineſen, der Natur der Dinge gemäß, keine Unwahrſcheinlichkeit enthalten. Die Zweifler ſcheinen den Umfang und die Fruchtbarkeit des Reichs, ſowie die außerordentlich mäßige Lebensweiſe der Bevölkerung überſehen zu haben. Alle aufmerkſamen, kundigen Beobachter, welche in den letzten Jahren einige Bezirke des öſtlichen Aſien durchzogen haben, namentlich Gützlaff und Medhurſt, berichten von der außerordentlich dichten Bevölkerung. Der Letztere glaubte ſogar, nach den Erfahrungen, die er auf einer Reiſe durch die Seiden- und Theediſtricte einſammelte, daß die amtlichen Angaben weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Die Familienväter gäben nämlich ihre Angehörigen nicht richtig an, damit ſie weniger Kopfſteuer zu bezahlen hätten, was ſich die Unterbeamten für geringe Beſtechungen gern gefallen ließen.

Das chineſiſche Steuer- und Rechnungsweſen iſt der Art verwickelt, daß es jetzt noch ganz unmöglich, ein nur einigermaßen verläſſiges Budget aufzuſtellen. Die Abgaben beſtehen theils in Geld, theils in Naturalien und Frohnden; dann ſind die Beamten, welche nur ſehr geringe ſtändige Beſoldungen haben, auf Procente der Einnahmen und auf Unterſchleife mannichfacher Art angewieſen. Überdies bleibt, da die allgemeinen Staatsbedürfniſſe von denen der Städte und Kreiſe nicht ausgeſchieden ſind, eine Summe in den Provinzialkaſſen zurück zur Beſtreitung der örtlichen Ausgaben, welche in der allgemeinen Staatsrechnung nicht mit aufgeführt wird. So viel ſcheint aber bei all dem ſicher zu ſein, daß die Steuern im Mittelreiche weit geringer ſind als die in unſern weſtlichen Staaten. Während, nach Herrn von Reden (1849), im Durchſchnitt auf den Kopf in Baiern 7,44, in Würtemberg 5,60, in Baden 6,98 und im Großherzogthum Heſſen 6,94 Gulden kommen, ſcheint der Kopf in China kaum zwei Gulden zu zahlen. Medhurſt, der ſeit Jahrzehnden in China ſelbſt alle amtlichen Angaben zuſammenſtellt und vergleicht, rechnet nämlich ſämmtliche Einnahmen höchſtens auf 300 Millionen Dollars oder 750 Millionen Gulden. Mag dem nun ſein, wie da wolle, ſagt der Amerikaner Wells Williams, welcher ebenfalls ſeit vielen Jahren in China lebt und uns in ſeinem „Mittelreich“ über das chineſiſche Budget genaue Unterſuchungen mittheilt: es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das chineſiſche Budget, im Verhältniß zur Bevölkerung des Reichs

Vom nördlichen Asien [illegible] sind in der That milde gegenden des Mitte[illegible] aus den Unterthanen so türliche Sche[illegible] außerordentliche Bedürfnisse ein, ward aber [illegible] Sie legt Steuern auf Ei- riesigen S[illegible] sie verkauft Titel und Würden, Grimme [illegible] und großen Grundbesitzern frei- wollten [illegible] in ihrer [illegible] Gesammelte Satzungen der überausreinen oder ausein[illegible] findet man allerlei Angaben über die Land- und lande [illegible] Angaben sind aber, nach den Erfahrungen der Mitt[illegible] Mögen die Mandschu auch einige Millionen Trup- den [illegible] zählen: wir wissen, daß 8 — 10000 Mann euro- asi[illegible] Schiffen bewaffnete und geschulte Soldaten mit einigen te[illegible] europäisch bewaffnete und geschulte Soldaten mit einigen r[illegible] das zurückgebliebene Volk der Mitte zu unterwerfen und [illegible] jede Bedingung aufzulegen, welche dem Sieger nur immer belieben mag.

Das Vorspiel des englisch-chinesischen Kriegs.

Gar viel und vielerlei ist geschehen in den Ländern des chinesischen Cultursystems: die Reiche sind wiederholt getrennt und wieder vereinigt worden; Dynastien sind entstanden und wieder verschwunden; Fürsten und Räuber haben zu Land und zu Wasser gräßliche Thaten verübt. Dessenungeachtet hat China in unserm, in wahrem Sinne des Worts keine Geschichte. Wo die Entwickelung, wo der Fortschritt fehlt, gibt es keine Geschichte. China hat sich überdies, mitten unter den Völkern der Erde, der Einsamkeit übergeben; Fremde, wenn auch an einzelnen Orten zugelassen, wurden wie Diebe und liederliches Gesindel bewacht und mishandelt. Der Fremde ist dem Chinesen nicht blos ein außerhalb der Civilisation lebender Wilder, sondern ein Gott und Menschen verhaßter Dämon. Wer aber den Andern kein Recht gestattet, stellt sich selbst rechtlos hin; Macht erhebt sich gegen Macht; die Schwachen sind verloren und dürfen nicht einmal Klage führen. Auch ohne den Opiumkrieg wäre die Absperrung Chinas von der übrigen Welt nicht lange mehr zu halten gewesen. Dampfschiffe und Eisenbahnen dulden in unsern Tagen keine Isolirung mehr. Japan und Cochin-China, das nordöstliche Asien und Afrika werden auch ohne Opium und Lord Palmerston in die Weltbewegung hineingezogen.

In allen Staaten, wo sich die Menschen nicht selbst regieren, sondern von Andern regiert werden, da kann den Massen weder Einsicht noch Tapferkeit, weder Tugend noch Gerechtigkeit innewohnen. Mag die Regierung auch den besten Willen haben, mag sie das Volk in der That zum Bessern, zum Höhern erziehen wollen: es ist vergeblich, ihr eigenes Princip tritt ihr selbst feindlich entgegen. Preßfreiheit, politische und religiöse Vereine sind in China nicht gestattet, und selbst eine rücksichtslose Besprechung der Landesverhältnisse, sei es nun in öffentlichen oder Privathäusern, ist, bei dem herrschenden Spionirwesen, nicht möglich. In Asien und allen Ländern, wo Vielweiberei herrscht, ist überdies eine gemischte Gesellschaft undenkbar; und doch will und muß der Mensch, hat er die Lasten des Tags ertragen, eine Erholung haben. Da ergibt er sich allen erdenklichen sinnlichen Gelüsten, er ißt und trinkt und spielt. Opium, Branntwein, Bier, und was sonst den Gaumen oder die Sinnen kitzelt, sind die Freuden der verthierten Massen. Ermahnungen, alle Vorkehrungen der Regierungen, welche diesen und jenen Ausschweifungen steuern wollen, damit sie am Ende nicht selbst in den Abgrund gezogen werden, sind vergebens. Sie kämpfen gegen die Grundpfeiler ihres eigenen Daseins; Feigheit und Verdummung, Laster und Verbrechen sind ihre Stützen. Das Opiumrauchen hat während der ersten Jahrzehnde unsers Jahrhunderts in ganz Ostasien der Art zugenommen, daß die Einfuhr die Ausfuhr um große Summen überstieg, welche in Metallwerth ersetzt werden mußten. Das Opium ward verboten, doch sein Gebrauch mehrte sich immer. Nun verlangte der Himmelssohn zu Peking, England

solle seinen Unterthanen die Anpflanzung und den Handel mit Opium verbieten; denn man hat in China und in allen ähnlichen Staaten keinen Begriff von persönlicher und bürgerlicher Freiheit: die Regierungen thun hier, was sie wollen, und verlangen Ähnliches von England und Nordamerika. Daß es Gesetze gibt, welche auch die Herrscher binden, davon hat die Willkür keine Ahnung. England erwiderte: Wir können das Opiumgeschäft nicht unterdrücken, und es würde auch wenig helfen. Es würden nur anstatt der Briten die Kaufleute anderer Nationen auf dem Markte erscheinen. Eine Zeit lang wurden Schriften gewechselt; ein befriedigendes Ergebniß war aber unmöglich. Wie bei allen Principienkämpfen, mußten auch hier am Ende die Waffen entscheiden.

Solange die Ostindische Compagnie das Sonderrecht des chinesischen Handels besaß, konnten und durften die Chinesen Alles wagen. Die Kaufherren sahen blos auf Gewinn, und die Schmuggelei mit indischem Opium trug in den zwanziger und dreißiger Jahren einen jährlichen Gewinn von 20 — 25 Millionen Gulden. „Die lasterhaften, immer und immer Gewinn suchenden Barbaren haben, so häufig sie auch aufrührerisch und unehrerbietig waren, zu allen Zeiten ihre Verbrechen eingesehen und sich wieder den heiligen Gesetzen unterworfen.“ Ganz anders geschah es, als königlich britische Beamten erschienen und eine ebenbürtige Behandlung in Anspruch nahmen: diese konnte nur durch Waffengewalt erzwungen werden. Die Größe, der historische Name und die unbekannten Hülfsmittel des Reichs flößten eine Scheu ein und hielten die Engländer lange Zeit von eigentlichen Feindseligkeiten zurück. Kaum hatte man aber von Seiten der Engländer angefangen, dem Herrn der „Zehntausend Jahre“ und seinen Millionen von Knechten ernstlich ins Angesicht zu sehen, so war aller Glanz und jede überlieferte Herrlichkeit verschwunden. Die britischen Führer und Soldaten schämten sich selbst des Kriegs gegen ihre schwachen hülflosen Feinde.

Der Mangel an Selbständigkeit und Einsicht, selbst in den höchsten Regionen, zeigt sich in China in kolossalem Maßstabe. Die beiden katholischen Sendboten Hüc und Gabet fanden (1844) den Mandschu Kischen, welcher im Beginne der englisch-chinesischen Wirren eine so große Rolle spielte, als Statthalter zu L'Hassa. Sie berichten in ihrem Reisewerke durch China, die Tatarei und Tübet mehre höchst bezeichnende Gespräche, wovon wir Einiges, der besondern Wichtigkeit wegen, herausheben wollen: Kischen, erzählen sie unter Anderm, fragte uns um Neuigkeiten von Palmerston, ob er noch immer das Ministerium des Auswärtigen führe. „Und wißt ihr, was aus Elliot geworden?“ — „Er ist zurückgerufen worden; sein Fall hat auch den seinigen nach sich gezogen.“ — „Schade, Elliot hatte ein vortreffliches Herz, aber er wußte keinen Entschluß zu fassen. Ist er ums Leben gebracht oder verbannt worden?“ — „Keines von Beidem. In Europa verfährt man nicht so wie in Peking.“ — „Ja gewiß, eure Mandarine sind weit glücklicher als wir. Eure Regierung ist besser als die unserige; unser Kaiser kann nicht Alles wissen, und doch entscheidet er über Alles, ohne daß Jemand zu widersprechen wagt. Unser Herr spricht zu uns: Das ist weiß; wir werfen uns zur Erde und antworten: Ja, das ist weiß. Zeigt er uns denselben Gegenstand und sagt: Das ist schwarz; so werfen wir uns wieder zur Erde und erwidern: Ja, das ist schwarz. Wenn nun aber Jemand entgegnen würde, daß ein und derselbe Gegenstand nicht zugleich weiß und schwarz sein könne, so würde der Kaiser vielleicht zu Dem, der solchen Muth hätte, sagen: Du hast Recht, und zur selben Zeit ihn erdrosseln oder enthaupten lassen. Ach, wir haben keine Versammlung aller Häupter wie ihr (so nämlich bezeichnete Kischen das Parlament). Wenn euer Gebieter der Gerechtigkeit zuwiderhandeln möchte, so würde die Versammlung aller Häupter seinem Willen Einhalt thun.“ Kischen erzählte weiter, wie man 1839 die Angelegenheiten mit den Engländern zu Peking behandelte. „Der Kaiser berief die acht Räthe, welche seinen geheimen Rath bilden, und sprach von den im Süden vorgefallenen Ereignissen: Die Abenteurer der westlichen Meere hätten sich rebellisch und ungehorsam gezeigt; man müsse sie

weit hinter den europäiſchen zurückbleibt. Die Himmelsſöhne ſind in der That milde Regenten; ſie verſchmähen die Finanzereien, wodurch man aus den Unterthanen ſo viel Geld als möglich zu erpreſſen ſucht. Treten außerordentliche Bedürfniſſe ein, ſo ſchreibt die Regierung außerordentliche Abgaben aus. Sie legt Steuern auf Eitelkeit und Dummheit, oder mit andern Worten, ſie verkauft Titel und Würden, und fodert wol auch von den reichen Kaufleuten und großen Grundbeſitzern freiwillige Beten.

In der amtlichen Statiſtik, „Geſammelte Satzungen der überausreinen oder Mandſchu-Dynaſtie" überſchrieben, findet man allerlei Angaben über die Land- und Seemacht des Mittelreichs. Dieſe Angaben ſind aber, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, ohne allen Werth. Mögen die Mandſchu auch einige Millionen Truppen und Tauſende von Schiffen zählen: wir wiſſen, daß 8 — 10000 Mann europäiſche, oder auch blos europäiſch bewaffnete und geſchulte Soldaten mit einigen Dampfſchiffen hinreichen, das zurückgebliebene Volk der Mitte zu unterwerfen und ihm jede Bedingung aufzulegen, welche dem Sieger nur immer belieben mag.

Das Vorſpiel des engliſch-chineſiſchen Kriegs.

Gar viel und vielerlei iſt geſchehen in den Ländern des chineſiſchen Culturſyſtems: die Reiche ſind wiederholt getrennt und wieder vereinigt worden; Dynaſtien ſind entſtanden und wieder verſchwunden; Fürſten und Räuber haben zu Land und zu Waſſer gräßliche Thaten verübt. Deſſenungeachtet hat China in unſerm, in wahrem Sinne des Worts keine Geſchichte. Wo die Entwickelung, wo der Fortſchritt fehlt, gibt es keine Geſchichte. China hat ſich überdies, mitten unter den Völkern der Erde, der Einſamkeit übergeben; Fremde, wenn auch an einzelnen Orten zugelaſſen, wurden wie Diebe und liederliches Geſindel bewacht und mishandelt. Der Fremde iſt dem Chineſen nicht blos ein außerhalb der Civiliſation lebender Wilder, ſondern ein Gott und Menſchen verhaßter Dämon. Wer aber den Andern kein Recht geſtattet, ſtellt ſich ſelbſt rechtlos hin; Macht erhebt ſich gegen Macht; die Schwachen ſind verloren und dürfen nicht einmal Klage führen. Auch ohne den Opiumkrieg wäre die Abſperrung Chinas von der übrigen Welt nicht lange mehr zu halten geweſen. Dampfſchiffe und Eiſenbahnen dulden in unſern Tagen keine Iſolirung mehr. Japan und Cochin-China, das nordöſtliche Aſien und Afrika werden auch ohne Opium und Lord Palmerſton in die Weltbewegung hineingezogen.

In allen Staaten, wo ſich die Menſchen nicht ſelbſt regieren, ſondern von Andern regiert werden, da kann den Maſſen weder Einſicht noch Tapferkeit, weder Tugend noch Gerechtigkeit innewohnen. Mag die Regierung auch den beſten Willen haben, mag ſie das Volk in der That zum Beſſern, zum Höhern erziehen wollen: es iſt vergeblich, ihr eigenes Princip tritt ihr ſelbſt feindlich entgegen. Preßfreiheit, politiſche und religiöſe Vereine ſind in China nicht geſtattet, und ſelbſt eine rückſichtsloſe Beſprechung der Landesverhältniſſe, ſei es nun in öffentlichen oder Privathäuſern, iſt, bei dem herrſchenden Spionirweſen, nicht möglich. In Aſien und allen Ländern, wo Vielweiberei herrſcht, iſt überdies eine gemiſchte Geſellſchaft undenkbar; und doch will und muß der Menſch, hat er die Laſten des Tags ertragen, eine Erholung haben. Da ergibt er ſich allen erdenklichen ſinnlichen Gelüſten, er ißt und trinkt und ſpielt. Opium, Branntwein, Bier, und was ſonſt den Gaumen oder die Sinnen kitzelt, ſind die Freuden der verthierten Maſſen. Ermahnungen, alle Vorkehrungen der Regierungen, welche dieſen und jenen Ausſchweifungen ſteuern wollen, damit ſie am Ende nicht ſelbſt in den Abgrund gezogen werden, ſind vergebens. Sie kämpfen gegen die Grundpfeiler ihres eigenen Daſeins; Feigheit und Verdummung, Laſter und Verbrechen ſind ihre Stützen. Das Opiumrauchen hat während der erſten Jahrzehnde unſers Jahrhunderts in ganz Oſtaſien der Art zugenommen, daß die Einfuhr die Ausfuhr um große Summen überſtieg, welche in Metallwerth erſetzt werden mußten. Das Opium ward verboten, doch ſein Gebrauch mehrte ſich immer. Nun verlangte der Himmelsſohn zu Peking, England

ſolle ſeinen Unterthanen die Anpflanzung und den Handel mit Opium verbieten; denn man hat in China und in allen ähnlichen Staaten keinen Begriff von perſönlicher und bürgerlicher Freiheit: die Regierungen thun hier, was ſie wollen, und verlangen Ähnliches von England und Nordamerika. Daß es Geſetze gibt, welche auch die Herrſcher binden, davon hat die Willkür keine Ahnung. England erwiderte: Wir können das Opiumgeſchäft nicht unterdrücken, und es würde auch wenig helfen. Es würden nur anſtatt der Briten die Kaufleute anderer Nationen auf dem Markte erſcheinen. Eine Zeit lang wurden Schriften gewechſelt; ein befriedigendes Ergebniß war aber unmöglich. Wie bei allen Principienkämpfen, mußten auch hier am Ende die Waffen entſcheiden.

Solange die Oſtindiſche Compagnie das Sonderrecht des chineſiſchen Handels beſaß, konnten und durften die Chineſen Alles wagen. Die Kaufherren ſahen blos auf Gewinn, und die Schmuggelei mit indiſchem Opium trug in den zwanziger und dreißiger Jahren einen jährlichen Gewinn von 20 — 25 Millionen Gulden. „Die laſterhaften, immer und immer Gewinn ſuchenden Barbaren haben, ſo häufig ſie auch aufrühreriſch und unehrerbietig waren, zu allen Zeiten ihre Verbrechen eingeſehen und ſich wieder den heiligen Geſetzen unterworfen.“ Ganz anders geſchah es, als königlich britiſche Beamten erſchienen und eine ebenbürtige Behandlung in Anſpruch nahmen: dieſe konnte nur durch Waffengewalt erzwungen werden. Die Größe, der hiſtoriſche Name und die unbekannten Hülfsmittel des Reichs flößten eine Scheu ein und hielten die Engländer lange Zeit von eigentlichen Feindſeligkeiten zurück. Kaum hatte man aber von Seiten der Engländer angefangen, dem Herrn der „Zehntauſend Jahre“ und ſeinen Millionen von Knechten ernſtlich ins Angeſicht zu ſehen, ſo war aller Glanz und jede überlieferte Herrlichkeit verſchwunden. Die britiſchen Führer und Soldaten ſchämten ſich ſelbſt des Kriegs gegen ihre ſchwachen hülfloſen Feinde.

Der Mangel an Selbſtändigkeit und Einſicht, ſelbſt in den höchſten Regionen, zeigt ſich in China in koloſſalem Maßſtabe. Die beiden katholiſchen Sendboten Hüc und Gabet fanden (1844) den Mandſchu Kiſchen, welcher im Beginne der engliſch-chineſiſchen Wirren eine ſo große Rolle ſpielte, als Statthalter zu L'Haſſa. Sie berichten in ihrem Reiſewerke durch China, die Tatarei und Tübet mehre höchſt bezeichnende Geſpräche, wovon wir Einiges, der beſondern Wichtigkeit wegen, herausheben wollen: Kiſchen, erzählen ſie unter Anderm, fragte uns um Neuigkeiten von Palmerſton, ob er noch immer das Miniſterium des Auswärtigen führe. „Und wißt ihr, was aus Elliot geworden?“ — „Er iſt zurückgerufen worden; ſein Fall hat auch den ſeinigen nach ſich gezogen.“ — „Schade, Elliot hatte ein vortreffliches Herz, aber er wußte keinen Entſchluß zu faſſen. Iſt er ums Leben gebracht oder verbannt worden?“ — „Keines von Beidem. In Europa verfährt man nicht ſo wie in Peking.“ — „Ja gewiß, eure Mandarine ſind weit glücklicher als wir. Eure Regierung iſt beſſer als die unſerige; unſer Kaiſer kann nicht Alles wiſſen, und doch entſcheidet er über Alles, ohne daß Jemand zu widerſprechen wagt. Unſer Herr ſpricht zu uns: Das iſt weiß; wir werfen uns zur Erde und antworten: Ja, das iſt weiß. Zeigt er uns denſelben Gegenſtand und ſagt: Das iſt ſchwarz; ſo werfen wir uns wieder zur Erde und erwidern: Ja, das iſt ſchwarz. Wenn nun aber Jemand entgegnen würde, daß ein und derſelbe Gegenſtand nicht zugleich weiß und ſchwarz ſein könne, ſo würde der Kaiſer vielleicht zu Dem, der ſolchen Muth hätte, ſagen: Du haſt Recht, und zur ſelben Zeit ihn erdroſſeln oder enthaupten laſſen. Ach, wir haben keine Verſammlung aller Häupter wie ihr (ſo nämlich bezeichnete Kiſchen das Parlament). Wenn euer Gebieter der Gerechtigkeit zuwiderhandeln möchte, ſo würde die Verſammlung aller Häupter ſeinem Willen Einhalt thun.“ Kiſchen erzählte weiter, wie man 1839 die Angelegenheiten mit den Engländern zu Peking behandelte. „Der Kaiſer berief die acht Räthe, welche ſeinen geheimen Rath bilden, und ſprach von den im Süden vorgefallenen Ereigniſſen: Die Abenteurer der weſtlichen Meere hätten ſich rebelliſch und ungehorſam gezeigt; man müſſe ſie

feſtnehmen und ſtrenge beſtrafen, damit Alle, die ihre ſchlimme Aufführung nachahmen möchten, abgeſchreckt würden. Hierzu verlangte der Himmelsſohn das Gutachten ſeines Raths. Da warfen ſich die vier Mandſchu-Geheimräthe auf das Angeſicht nieder und ſprachen: Ja, ja, ja, ſo lautet der Befehl des Herrn. Als die Reihe an die vier chineſiſchen Geheimräthe kam, ſprachen ſie ebenfalls: Ja, ja, ja, es iſt die heilige Wohlthat des Himmelsſohnes... Dem hatte man nichts mehr hinzuzufügen; die Berathung war zu Ende und die Verſammlung verabſchiedet."

Der 24. April 1834 iſt ein denkwürdiger Tag, nicht blos in der Geſchichte der Britiſch-oſtindiſchen Compagnie und ihres Handels, ſondern auch in der Geſchichte des chineſiſchen Reichs. An dieſem Tage erloſch das letzte Monopol der völkerbeherrſchenden Handelsgeſellſchaft. Sämmtlichen Unterthanen der britiſchen Majeſtät war jetzt geſtattet, in allen Küſten und Häfen, in allen Reichen und Ländern Chinas zu landen und Handel zu treiben. Der Jubel wurde groß in den Städten Englands, in London, Liverpool, Glasgow und Mancheſter. Man freute ſich des Siegs der neuen Grundſätze über die der frühern Jahrhunderte, des Triumphs der Handelsfreiheit über das Monopol, und rechnete überdies auf unermeßlichen Gewinn. Die Aufmerkſamkeit aller Fabrikherren und Speculanten war jetzt in hohem Grade auf China gerichtet. Hier, hieß es, iſt ein Land von 400 Millionen Einwohnern, hier wird und muß ſich ein unermeßlicher Abzugskanal für unſere Manufacturen eröffnen. Und welch eine gewinnreiche Rückfracht? Was gibt es Trefflicheres als Thee, rohe Seide, goldhaltiges Silber und Gold ſelbſt, das zu Kanton im Verhältniß zu Europa weniger koſtet! Es ſegelten deshalb, noch bevor die Freiheiten der Compagnie in der Heimat erloſchen, einige Schiffe von Liverpool nach Kanton. Man hatte genau berechnet, daß ſie um die Zeit, wo die Herrſchaft der Zunft zu Ende, im öſtlichen Aſien ankommen würden. Man war bereits von Seiten der Kaufherren und Fabrikbeſitzer Großbritanniens mit dem Gedanken befreundet, im Nothfalle den Kaiſer mit Gewalt zu zwingen, ſein Land dem engliſchen Handel zu eröffnen. Man müſſe nur — dieſe Anſichten wurden in einer Maſſe Gelegenheitsſchriften in England, Indien und China verbreitet — kräftig auftreten; die chineſiſche Staatsregierung werde am Ende ſicherlich nachgeben.

Lord Napier, der erſte Aufſeher des britiſchen Handels in China, landete im Juli 1834 zu Macao und ſegelte hinauf nach Kanton. Er wollte hier nicht blos während der Handelszeit, ſondern, ſeinem Verhaltungsbefehle gemäß, für immer in dem Gebäude der Factorei wohnen und die Geſchäfte ſeiner Nation als Bevollmächtigter der Majeſtät von Großbritannien überwachen. Dies war den beſtehenden Anordnungen und Geſetzen Chinas durchaus entgegen. Nur den fremden Kaufleuten, und zwar nur zur Handelszeit während der Sommermonate, war der Aufenthalt in Kanton geſtattet. Andern Perſonen, den Staatsbeamten und Gelehrten, Sendboten und neugierigen Reiſenden blieb ohne beſondere Erlaubniß, nach einem alten Geſetze des Reichs, der Zutritt zu dem glücklichen Lande der Mitte unterſagt. Der Lord begnügte ſich nicht mit dieſem einen Verſtoße gegen das graue Herkommen des chineſiſchen Staats: Napier ging, und ſeine Inſtructionen befahlen ihm dies, noch viel weiter. „Der Oberaufſeher der Unterthanen Sr. Majeſtät von Großbritannien", wurde erklärt, „iſt kein Kaufmann, ſondern ein hoher Staatsbeamter; er könne nicht, wie ehemals der Vorſteher der Factorei der Oſtindiſchen Geſellſchaft, mit Kaufleuten der chineſiſchen Hanſa verkehren, die im Range weit unter ihm ſtehen. Der Statthalter der Kreiſe Kuangtong und Kuangſi möge deshalb genehmigen, daß der Abgeordnete des Königreichs Groß-England mit ihm in unmittelbare Verbindung trete." — „Die Satzungen unſers Landes", erwiderte die Kreisregierung, „ſind unveränderlich. Man kennt ſie wol die Weiſe der Barbaren, bald dies, bald jenes umzugeſtalten; ſolcher leichtfertigen Wandelbarkeit iſt aber die unerſchütterliche Weisheit des Mittelreichs immerdar abhold geweſen. Die Factorei iſt jetzt, ſo hört man, aufgehoben, und die Männer der Compagnie durch einen Mann des Königs erſetzt worden. Dies kümmert das Land innerhalb der vier Meere durchaus

nicht. Jeder Staat hat das Recht, in ſeinem Lande nach Gutdünken zu ſchalten und zu walten. Man wird demgemäß in dem civiliſirten Reiche der Mitte die frühern Anordnungen des Verkehrs aufrecht erhalten und auch den Handel mit England auf demſelben Fuße fortbeſtehen laſſen, wie er bis jetzt, und dies zur Zufriedenheit beider Reiche, betrieben wurde. Unter welchen Bedingungen aber England ſeinen Unterthanen den Handel erlauben will, dies iſt der chineſiſchen Staatsregierung ganz gleichgültig; ſie bekümmert ſich nicht darum." Der Statthalter unterſagte nun jeden Verkehr zwiſchen Engländern und Chineſen. „Der abenteuerliche, verblendete, dumme und unwiſſende Napier", ſo nannte ihn die Kreisregierung in einem amtlichen Erlaſſe, mußte endlich krank nach Macao zurückkehren, wo er (11. Oct. 1834) ſtarb. Seine Nachfolger, Davis und Robinſon, ehemalige Bedienſtete der Oſtindiſchen Compagnie, brachten den Verkehr „zwiſchen den engliſchen Barbaren und den Leuten des Mittelreichs" ſchnell wiederum in das herkömmliche Geleiſe. Capitän Elliot, der ſpäter (Juni 1836) zum alleinigen Aufſeher des engliſchen Handels erhoben wurde, ging dieſelbe Bahn der Verſöhnung und unbedingten Nachgiebigkeit, ſodaß die chineſiſche Bureaukratie an ihrem Siege über die „aufrühreriſch geſinnten und verdorbenen Barbaren" gar nicht mehr zweifeln konnte.

Die große Anzahl der Schiffe, welche jährlich von England und Indien in dem Hafen von Whampo einlief, der in gewaltigem Maßſtabe ſich vermehrende Schleichhandel, und die Schmuggler, welche in den letzten 10 Jahren vielfach die Nordküſte des Reichs beſuchten, hatten ſeit längerer Zeit die Aufmerkſamkeit und die Beſorgniß der Regierung des Mittelreichs erregt. Patriotiſch geſinnte Beamte ſandten Eingaben an den Geheimrath, Vorſchläge enthaltend, wie der bevorſtehenden Verarmung des Landes, dem hereinbrechenden Verderben der Bewohner und dem drohenden Sturze der Regierung vorgebeugt werden könnte. Bereits im Jahre 1836 hatte Héu Naitſe, Vicepräſident der Opferbehörde, welche unter dem Miniſterium des Cultus ſteht, in einer beſondern Schrift alle früher gegen die Einfuhr des Opiums ergangenen Erlaſſe aufgezählt und nachgewieſen, daß, je ſtrenger das Verbot, deſto ſtärker die Zunahme der Einfuhr wurde. „Denn wenn Jemand einmal längere Zeit dieſem Laſter ergeben, ſo kann er nicht mehr davon laſſen, mag auch ſein ganzes Beſitzthum und er ſelbſt darüber zu Grunde gehen." Darum ſei es beſſer, meinte Naitſe, alle Verbote, welche, wie die traurige Erfahrung lehre, doch nichts helfen, aufzuheben, und den Opiumhandel, wie noch in den Tagen von Kienlong und im Anfange von Kiaking Sitte war, wieder freizugeben. Dieſer Stoff ſei damals, wie alle andern Waaren, durch die Hände der privilegirten Compagnie des auswärtigen Seehandels gegangen und hiervon eine bedeutende Abgabe in die Staatskaſſe gefloſſen. Gegen dieſen Antrag erhob ſich ein Rath im Sittentribunal, Tſchutſun geheißen. Wo immer ein Übel ſich einſchleicht, da müſſe es (nach der Anſicht dieſes Sittenrichters) von Grund aus vertilgt werden. Habe eine Regierung nur ihre Pflicht gethan, ſo ſei ſie hinlänglich gerechtfertigt, wenn auch die Misbräuche nicht beſeitigt werden könnten und Übertretungen nicht aufhörten. Wer wäre wol thöricht genug, die Dämme einzureißen, obgleich hier und da die Fluten darüber ſchlagen. Man ſolle nur ein aufmerkſames Auge auf die Barbaren haben. In den letzten Jahren hätten ſie in der That eine gefährliche Stellung angenommen und bei jeder Gelegenheit ſich widerſpänſtig gezeigt. Ihre Schiffe hätten ſich in die Häfen von Fokien, Tſchekiang, Kiangnan und Schantong geſtohlen und ſeien ſogar bis Tientſin vorgedrungen. Der Knecht Sr. Majeſtät wiſſe zwar nicht, was für Abſichten die Barbaren im Schilde führen, aber er kenne die Verhaltungsbefehle des hochweiſen, menſchenfreundlichen Erzeugers, welche im 10. Monat ſeines 55. Regierungsjahres (1717) folgendermaßen lauteten: „Man muß Vorſorge treffen, ſonſt könnten in den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden der Zukunft verſchiedene Völker des Weſtens, welche zu Waſſer hierher kommen, dem Reiche gefährlich werden."

Der Krieg und der Frieden zu Nanking.

Dieſe Anſicht war auch die des Himmelsſohnes Taokuang: „Der Opiumhandel ſoll vernichtet, die Barbaren ſollten in unbedingte Unterwerfung gebracht werden.“ Zur Vollziehung dieſes heiligen Befehls ward ein kräftiger, entſchiedener Mann, Lin, mit der Ehrenbenennung Tſeſiu, als außerordentlicher Bevollmächtigter nach dem ſüdlichen Meere abgeſandt. Die Schmuggelflotte an der Tigermündung zu Lintin mußte das Opium den chineſiſchen Behörden übergeben. 20283 Kiſten, welche im Ankaufe an 10 Millionen Dollars koſteten, wurden vernichtet, und den Engländern ward endlich, in Folge mehrer Unordnungen und Kämpfe, in denen die Chineſen große Verluſte erlitten, auf ewige Zeiten der Zutritt zum Mittelreiche unterſagt. „Man kann leicht befehlen“, erwiderten die Engländer, „der Handel ſoll auf ewige Zeiten aufhören. Aber wie will man, abgeſehen davon, ob irgend einer Nation ſolch ein Ausſchließungsrecht zugeſtanden werden kann, dieſen Befehl vollziehen, zu einer Zeit, wo die Engländer noch ſo große Foderungen an die Chineſen zu machen haben? Wir verlangen Genugthuung für die Schmach, welche unſern Unterthanen und Beamten angethan wurde; wir verlangen Schadenerſatz für die Schulden der davongelaufenen Mitglieder der privilegirten (chineſiſchen) Handelsgeſellſchaft, die ſich auf 4½ Millionen Dollars belaufen; wir verlangen Schadenerſatz für das weggenommene Opium. Unſere andern Verluſte belaufen ſich, gering angeſchlagen, ebenfalls auf einige Millionen, ſodaß wir unſere ſämmtlichen Foderungen mit gutem Grunde auf 17 — 18 Millionen berechnen mögen. Hierzu kommen noch die Ausgaben für die Rüſtungen, in welche wir geſtürzt wurden und werden, um dieſe Schulden einzutreiben. Die Würfel ſind geworfen; Waffengewalt, die letzte Zuflucht der Fürſten und Völker, wird entſcheiden.“

Chineſen und andere öſtlichen Völker werden niemals einen Waffenſtillſtand eingehen und Frieden ſchließen, wenn es in ihrer Macht ſteht, ihren Feind vollkommen zu vernichten. Taokuang hielt demnach auch die friedlichen Anerbietungen der Engländer nach der Beſitznahme von Tſchuſan (Juli 1840) für Schwäche. Kiſchen erwiderte ſogar bei den Unterhandlungen am Peho, einem Fluſſe, an dem Peking liegt: Die Engländer könnten ſich über keine Mishandlung beklagen; ſie ſeien ja als Tribut bringende Völker eingereiht und ſtänden demnach unter dem Gebote des Himmelsſohnes. Die kaiſerliche Gnade wolle jedoch ihr Geſuch nicht unbedingt zurückweiſen, und die Vorfälle an Ort und Stelle, wo ſie ſich ereigneten, nochmals unterſuchen laſſen (Sept. 1840).

Der Friede an der Tigermündung (7. Jan. 1841), abgeſchloſſen zwiſchen Kiſchen und Elliot, ward von beiden Regierungen, der britiſchen wie der chineſiſchen, zurückgewieſen. In London wollte man mehr haben und in Peking weniger gewähren. Die vorſichtigen und wohlwollenden Unterhändler wurden zurückgerufen, der Krieg begann von neuem, und ward bald, unter der Leitung des neuen Bevollmächtigten, Sir James Pottinger, in viel entſchiedenerer Weiſe geführt. Mehre Städte und Bezirke längs der ſüdlichen und öſtlichen Geſtadelandſchaften, ſowie die von Elliot nach dem Friedensſchluſſe herausgegebene Tſchuſangruppe fielen ſchnell nacheinander in die Hände der Briten, und zwar unter großem Menſchenverluſte auf Seite der Chineſen. Von Tſchuſan zog man hinüber zum Feſtlande; die Hafenſtädte Tſchinhai und Ningpo wurden eingenommen und der ganze Kreis Tſchenkiang ſtand dem Feinde offen. Die Engländer verblieben hier während der Wintermonate; man wartete auf Verſtärkungen, um im Frühjahre die Operationen mit neuer Kraft beginnen zu können.

Kein anderes Land der Erde wird in dem Grade von ſo zahlreichen Flüſſen durchzogen wie die mittlern, ſüdlichen und öſtlichen Kreiſe des Mittelreichs. Die Rinnſale dieſer Flüſſe wurden frühe, ſchon in den Jahrhunderten vor unſerer Zeitrechnung, durch viele künſtliche Waſſerleitungen in der Art miteinander verbunden, daß die Hauptſtädte nach allen Seiten von einem wahren Waſſernetz umzogen ſind. Weil nun die verſchiedenen Herrſcher in verſchiedenen Theilen des Landes ihren Hof

hielten, ſo ward auch die Richtung dieſes Waſſernetzes manchen Veränderungen unterworfen. Es hatten die Mongolen, um ihren Beſitzungen im nördlichen und mittlern Aſien näher zu ſein, ihre Hofhaltung zu Peking aufgeſchlagen, und dorthin leiteten ſie nun die Hauptwaſſerſtraße des Reichs. Dieſer große Kanal, von der erſten Stadt des Kreiſes Tſchekiang bis zur Reſidenz ſich ziehend, iſt auch unter den beiden folgenden Herrſcherfamilien der Ming und Mandſchu, welche mit geringen Ausnahmen ihren Hof ebenfalls zu Peking hatten, in gutem Zuſtande erhalten worden. Sie bezeichneten und bezeichnen ihn mit allerlei Namen. Bald heißt er Kaiſerſtrom, bald Transportfluß oder auch, mit näherer Beſtimmung, Fluß für die Weiterſchaffung der Lebensmittel und Abgaben. Dieſe Waſſerſtraße bildet die große Pulsader des Reichs. Dadurch erhält Peking, erhalten die weniger fruchtbaren nördlichen Länder den Reichthum und den Überfluß der mittlern und ſüdlichen Kreiſe. Eine Hemmung der Zufuhr aus dieſen Gegenden würde bald eine Hungersnoth, und in Folge derſelben gefährliche Aufſtände erregen. Dieſer Weg mittelbaren Zwanges ſchien demnach am geeignetſten, um die Halsſtarrigkeit des chineſiſchen Hofs zu brechen und die Regierung des Himmelsſohnes über ihre Schwäche aufzuklären.

Im Laufe des Frühjahrs 1842 waren nach und nach die Verſtärkungen aus Indien und dem europäiſchen Mutterlande eingetroffen. Die Operationen gegen das herrliche Land Kiangnan oder die Gegenden ſüdlich des Stromes konnten jetzt mit Nachdruck begonnen werden. Mit den Feindſeligkeiten gegen Tſchapu wurde der neue Feldzug eröffnet. Dieſer wichtige Handelsplatz, welcher ſich des ausſchließenden Rechts eines Verkehrs mit Japan erfreut, liegt nördlich des Meerbuſens von Hangtſcheu, ungefähr eine Stunde von dem alten, berühmten Hafen Kampu (Gambu bei Marco Polo) entfernt, der jetzt gänzlich verſandet iſt. An ſeine Stelle trat, bald nach der Vertreibung der Mongolen aus China, der beſſere Seehafen Tſchapu, welcher jedoch ebenfalls unter den ſtarken Einflüſſen der Ebbe und Flut leidet. Stadt und Vorſtädte ſind, nach der durchgängigen Weiſe des Mittelreichs, in einem Vierecke gebaut, welches im Umfange einen Raum von mehr als einer deutſchen Meile einnimmt und von zahlreichen, aus dem Tſientangfluſſe geſpeiſten Kanälen, der in einer tiefen Bucht nördlich der Stadt mündet, durchſchnitten wird. Der Ort betreibt einen großen Handel, vorzüglich mit Japan. Die Stadt wurde (17. Mai) ohne irgend einen bedeutenden Verluſt von den Engländern genommen. Die Beſatzung von Tſchapu und der Umgegend ſoll ſich auf 8—9000 Mann belaufen haben, wovon ein Viertel aus den Kerntruppen der Mandſchu, deren Anführer Tſchanghi tödtlich verwundet ward. Auch hier iſt, wie ſonſt gewöhnlich, die Tatarenſtadt von der chineſiſchen durch einen eigenen Wall geſondert. Die Häuſer der Mandſchu ſind, an das Nomadenleben der Ahnen erinnernd, zeltartig gebaut, und ſo geordnet, daß ſie zuſammengenommen einem Lager gleichen. Gewöhnlich iſt vorn ein kleiner offener Raum, mit einem Bambuszaune eingefaßt, wo einige Bäume ſtehen, an deren Stämmen und Äſten ſich Weinſtöcke emporſchlängeln. In den beſſern Häuſern bemerkte man durchgängig eine Anzahl Bücher und Handſchriften in der chineſiſchen und Mandſchu-Sprache. Es waren dies die Schriften des Kongtſe, Romane, Werke über Kriegskunſt, und auch eine Anzahl Schulbücher zum Erlernen des Mandſchu.

Am 16. Juli ſegelten die Anführer der britiſchen Land- und Seemacht den Jangtſekiang aufwärts, unterſuchten die Zugänge und die Lage von Tſchingkiang, d. h. Stromeswarte oder Stromeshut, um hiernach ihren Angriffsplan zu entwerfen. Sir William Parker und Sir Hugh Gough fuhren bis nahe an den Eingang in den Kaiſerkanal, ohne irgend einen Widerſtand zu finden, ſodaß man wähnen konnte, dieſe Stadt würde ohne Schwertſtreich fallen — eine Meinung, welche wol abſichtlich von den chineſiſchen Dolmetſchern genährt wurde, damit die Engländer keine großen Vorbereitungen treffen und überraſcht werden möchten. Tſchingkiang liegt auf der Südſeite des Stroms und iſt die wichtigſte Feſtung Kiangnans, die eigentliche Schutzmauer des Reichs im Süden. Der große Kanal, welcher von Hangtſcheu kommt, läuft unter dem Namen Tujang (die Waſſerſtraße führt in verſchiedenen

Gegenden verſchiedene Namen) zwiſchen den Wällen der Feſtung und der weſtlichen Vorſtadt hindurch und vereinigt ſich hier mit dem Strom. Auf dem nördlichen, der Feſtung gegenüberliegenden Ufer theilt er ſich in zwei Arme, welche nach verſchiedenen Richtungen das Land durchſchneiden. Der weſtliche heißt Itſchin Junho, der wahre Transportfluß, der zweite, Tſchingkiang gerade gegenüber, wird Kuatſcheu Junho, Transportfluß der Gurkeninſel, genannt, durch den die zahlreichen Barken gehen, welche das Getreide der ſüdlichen und mittlern Kreiſe nach der Hauptſtadt und allen weniger fruchtbaren nördlichen Landen bringen. Man hat ſpäter durch Armeeliſten, die nach der Einnahme der Feſtung in die Hände der Engländer fielen, erfahren, die ganze Beſatzung dieſes ſo wichtigen Orts habe blos aus 2400 Mann beſtanden, von welchen 1200 aus den einheimiſchen in Tſchingkiang anſäſſigen Mandſchutruppen und 400 Mandſchu aus den fernen Kreiſen herbeigekommen waren. Warum hatte die chineſiſche Regierung aber nicht 50—60000 Mann der acht Banner, welche ja nach den amtlichen Angaben die Anzahl von 160000 erreichen ſollen, dahin beordert? Warum wurden überhaupt während des ganzen zweijährigen Kampfes den Engländern keine Heere von 100—200000 Mann entgegengeſtellt, da ja nach dem Staatshandbuche nahe an eine Million Truppen vorhanden ſein ſollen? Weil, wie ſchon erwähnt, gewöhnlich die amtlichen Angaben deſpotiſcher Reiche der Wirklichkeit widerſprechen und auf Lug und Trug beruhen. Die engliſchen Truppen in China waren niemals ſo zahlreich als zur Zeit, wo ſie vor Tſchingkiang ſtanden, und doch belief ſich das ganze Heer nicht auf 7000 Mann! Mit dieſer, verhältnißmäßig ſo geringen Macht haben die Briten der Regierung zu Peking die Friedensbedingungen vorgeſchrieben, und hiermit hätten ſie auch, wenn es nothwendig geweſen oder in ihrem Plane gelegen, ohne Zweifel die Mandſchudynaſtie aus ihrer Hauptſtadt jagen und das ganze chineſiſche Reich erobern können. Mit einer nicht größern Truppenzahl wollte bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein ſpaniſcher Handelsagent zu Manilla das chineſiſche Reich der Ming für König Philipp II. erobern.

Der Angriff begann am 21. Juli in der Frühe. Von verſchiedenen Seiten zogen die Engländer gegen das Innere der Stadt, wo ſich die Mandſchu mit der größten Erbitterung ſchlugen, ſodaß es in manchen engen Straßen zu einem förmlichen Handgemenge kam. Als dieſe ehemaligen Eroberer des Mittelreichs die Überzeugung erlangt, daß aller Anſtrengungen ungeachtet der Tag verloren ſei, wollten ſie die Schande nicht überleben. Zuerſt opferten ſie, wie ſchon bei der Einnahme Tſchapus geſchehen, Weib und Kind, und rannten dann ſelbſt auf mannichfache Weiſe in den Tod. Ereigniſſe fielen hier vor, die nicht gräßlicher erdacht werden können. In einem Hauſe wurden 14 ermordete Weiber gefunden, und ringsum ſaßen Männer, welche ſich, ſobald die Feinde eindrangen, den Hals abſchnitten. Aber auch der Verluſt der Engländer war nicht unbedeutend: er belief ſich im Ganzen an Todten und Verwundeten auf 168 Mann.

Ein paniſcher Schrecken ergriff jetzt alle Bewohner des Mittelreichs. Wer könnte es noch wagen, ſagten ſie, dieſer mächtigen Nation Widerſtand zu leiſten, nachdem die ſtärkſte Feſtung, von den tapferſten Truppen des Reichs vertheidigt, in wenigen Stunden gefallen iſt! Allgemein ſprach man in den mittlern und ſelbſt in den weſtlichen Kreiſen davon, daß die rothen Teufel den ganzen Süden erobert und den Norden ausgehungert hätten. Über dieſe wäre, nach der Flucht des Taokuang, ein einheimiſcher Fürſt, Tſchu geheißen (der Name des Gründers der Mingdynaſtie), geſetzt worden; den Süden dagegen hätten die Fremden unter ihre unmittelbare Herrſchaft genommen. Alle Länder diesſeit des Kiang, fügte die übertreibende Volksſage hinzu, würden jetzt wieder, wie ſo häufig während der frühern Jahrhunderte, in ſelbſtändiger Weiſe regiert werden. Die unwiſſende Menge wähnte ſogar, es hielten ſich allenthalben Engländer auf, die heimlicherweiſe ins Land gekommen, und nächſtens über das Volk der Mitte herfallen würden. Man kann ſich nun leicht denken, wie dieſes Volk die flüchtigen chineſiſchen Truppen verhöhnte,

welche in den fernen Kreiſen mit aufgepflanzten Fahnen umherzogen, und Lieder ſangen, deren Refrain lautete: Vor dieſem Panier flohen, flohen die Barbaren!

Am 3. Aug. 1842 ſegelte die Expedition ſtromaufwärts gegen Nanking, welches auf der Waſſerſtraße längs der nördlichen Biegung des Fluſſes, ungefähr 13 deutſche Meilen in ſüdweſtlicher Richtung von Tſchingkiang entfernt iſt. Wegen des ſtarken Falles des Waſſers langten ſie jedoch erſt am 9. Aug. vor dieſer zweiten Hauptſtadt des Reichs an, deren Bevölkerung ſich wenigſtens auf 1½ Millionen belaufen mag. Man fand hier an den beiden Ufern des Stroms, wie in vielen andern Gegenden Chinas, vortreffliche Steinkohlen — eine wichtige Entdeckung für die Dampfſchiffahrt auf den Flüſſen, die ins Herz des chineſiſchen Reichs bis zu den Grenzen Tübets und Hindoſtans führen. Wie es zu der Zeit in Nanking ausſah, kennt man aus einem aufgefangenen Berichte des Generals der Mandſchubeſatzung von demſelben Tage. „Als Tſchingkiang von den Barbaren angegriffen wurde", heißt es darin, „konnte der Sklave des erhabenen Herrn dieſer Feſtung nicht zu Hülfe kommen. Ich hatte nur geringe Streitkräfte und mußte auf die Vertheidigung Nankings bedacht ſein. Jetzt ſchwebt dieſe Stadt ſelbſt in der größten Gefahr; denn die geringe Garniſon beſteht blos aus Flüchtlingen der Truppen, welche bereits ſämmtlich von den Barbaren geſchlagen wurden. Die peinigenden Gedanken, die deshalb Tag und Nacht die Seele des Sklaven Ew. Majeſtät erfüllen, raſen mir, einem wilden Feuer gleich, durch alle Gebeine."

In den nächſten Tagen gingen zahlreiche Botſchaften zwiſchen den chineſiſchen Behörden und Sir Henry, die zu keinem Ergebniß führten. Kiſing und Ilipu zögerten immer noch, die Vollmachten des Himmelsſohnes aufzuweiſen, welche ſie, gleich nach dem Falle von Tſchingkiang, zur Beilegung aller Zwiſtigkeiten, zur Abhülfe aller Beſchwerden des Feindes erhalten hatten. Demnach ward beſchloſſen, es ſolle am folgenden Tage (13. Aug.) in der Frühe von verſchiedenen Punkten der Land- und Seeſeite zu gleicher Zeit der Angriff beginnen. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten wurden hiervon mit dem Zuſatze unterrichtet, nur die Vorlegung der unbedingten Vollmachten ihres erhabenen Gebieters könne die Stadt Nanking vor dem ſichern Untergange retten. Mitternacht war bereits vorüber, und noch war keine Antwort erfolgt. Kiſing und Ilipu mochten fühlen, welch ein hochwichtiger, entſcheidender Augenblick dies ſei, und ihn deshalb ſo lange als möglich zu verſchieben ſuchen. Handelte es ſich doch um die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des Mandſchuſtaats. Nur noch drei Stunden waren übrig bis zu Tagesanbruch, bis zum Beginne des Sturms, als auf den britiſchen Schiffen die Botſchaft anlangte, die kaiſerlichen Abgeordneten wollten ſich früh am Morgen den Wünſchen Pottinger's fügen und ihre Vollmachten vorzeigen laſſen. So erblich der Glanz des Herrſcherhauſes des goldenen Gioro. So fiel die Majeſtät des Mandſchuſtaats. Die Auflöſung des großen, vom Amurſtrome bis zum ſüdlichen Weltmeere und den Grenzen von Birma und Siam, dann von den Gewäſſern Japans und Koreas bis nach Khokand, zu den Ländern der Sikh und Briten ſich dehnenden Reichs ſchien hiermit in ihr erſtes Stadium getreten zu ſein. Für alle Völker des chineſiſchen Culturſyſtems, ja für das ganze öſtliche Aſien — was die Chineſen und zum großen Theil ſelbſt ihre Sieger nicht ahnen — hatte eine neue Zeit begonnen.

Der Friede zu Nanking vom 29. Aug. 1842 gewährte den Engländern den größten Theil ihrer Wünſche und Foderungen. China zahlt 21 Millionen Dollars, öffnet fünf Hafenſtädte, Kuangtong, Amoi, Futſcheu, Ningpo und Schanghai, dem freien Handel und Aufenthalte der Fremden, welche hier Häuſer und Kirchen, Hoſpitäler und Schulen bauen können. Es überläßt die Inſel Hongkong auf immer, und geſtattet, daß der Verkehr zwiſchen den beiden Staaten auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit und vollkommener Gleichheit geführt werde. Die Annahme eines Geſandten zu Peking, und die Einfuhr des Opium, gleichwie anderer Erzeugniſſe, gegen beſtimmte Zölle ward zurückgewieſen. Solcher Demüthigung, ſolch einem unmoraliſchen, „die Rache des Vaters Himmel und der Mutter Erde herausfodernden Ge-

[illegible] Die Zollsätze, [illegible] in wenigen [illegible] den englischen und [illegible] Häfen des [illegible] besseren und [illegible] Durchschnitte 35000 [illegible] Bücher, meist mehr als drei Viertheile [illegible] Sammt und alle bei dem [illegible] Verhandlungen und ihren Beute- [illegible] Abmachung des Friedens [illegible] ein Wort irgend [illegible] Thun und Gützlaff, [illegible] mehr einmal Denk- [illegible] in Altengland.

[illegible]

[illegible] Frankreich für alle [illegible] Europäer [illegible] König war es, welcher ver- [illegible] den Engländern [illegible] dem anderen westlichen [illegible] gleiche Freiheiten [illegible] Es [illegible] nämlich zu der [illegible] mit [illegible] Forderungen [illegible] Sir Henry, [illegible] in der Absicht des anderen Staates [illegible] im Ver- [illegible] Vortheile, [illegible] Völkern gemeinen Vortheil und England zugute [illegible] Die Amerikaner Schritt mit Nachdruck weiter und England sich des [illegible] Forderung eines [illegible] Der Hof zu Peking [illegible] übereinkommen; denn das chinesische Volk und seine [illegible] Beamten [illegible] Mißtrauen und [illegible] Nur begriffen sie nicht, wozu ein [illegible] Consul, da doch den westlichen Völkern gleiche Rechte ge- [illegible] Europäer kamen noch nicht zu Ihnen; von dem Goldreich- [illegible] noch der [illegible] Entwickelung der Gesellschaftsformen Kunde des Stillen [illegible] noch keine Ahnung haben. Und doch deutete bereits [illegible] in einem denkwürdigen Schreiben an den Himmelssohn (12. Juli [illegible]) auf die Unternehmungen Amerikas gegen Asien, deren Beginn wir jetzt be- [illegible] sehen. „China", sagt der Präsident, „ist ein großes Reich, und die Chinesen [illegible] sehr zahlreich. Die 26 Staaten unserer Union sind so groß wie China, wenn auch nicht so dicht bevölkert. Die aufgehende Sonne blickt auf die großen Berge und großen Flüsse eures Reichs; die untergehende beleuchtet die gleich großen Berge und Ströme unsers Landes. Unser Gebiet erstreckt sich von Ocean zu Ocean; im Westen trennt das Weltmeer unsere beiden Staaten. Verlassen wir die Mündungen unserer großen Flüsse und ziehen gen Westen, so kommen wir nach Japan und zum Stillen Meere. Zwei so mächtige benachbarte Nationen müssen freundlichen Verkehr miteinander pflegen, es ist der Wille des Himmels, daß sie sich mit Achtung begegnen und verständig handeln. Dazu bedarf es aber fester Normen, bestimmter Gesetze. Einer der Weisen und Gelehrten unsers Landes, Caleb Cushing, hat den Auftrag nach Peking zu gehen, um dort das Nöthige zu besprechen und festzusetzen. Ist der Vertrag von Ihrer Hand unterzeichnet, so werde auch ich, hierzu bevollmächtigt von dem großen Rathe unserer Nation, dem Senate, meinen Namen darunter setzen."

Die Verhandlungen zwischen dem jugendlich-kräftigen Freistaate und der altersschwachen Monarchie sind voll von anziehenden und lehrreichen Einzelheiten. Die orientalisch-despotische Etikette mußte der menschlich freien Sitte weichen; das frische

Leben trug den Sieg davon über die abgeſtorbenen Formen. Jedes Wort, jeder Brauch, welcher auf Unterwürfigkeit, auf eine Tribut bringende Geſandtſchaft gedeutet werden konnte, mußte beſeitigt werden. Selbſt die Namen ihres Landes, ihrer Fürſten und Großen durften ſie nicht, wie es die alte Sitte will, über die Zeilen hinausrücken. Geſchenke, die allgemeine Gewohnheit des Morgenlandes, wurden weder gegeben noch angenommen. Solche Nichtigkeiten ſeien ungeeignet in dem Verkehre zwiſchen großen Staaten. „Die fremden Geſandten", ſo belehrt Cuſching den Statthalter der beiden Kreiſe Kuangtong und Kuangſi, „vertreten die Stelle ihrer ſouveränen Nationen. Jede Misachtung, die ihnen widerfährt, wird von den Staaten gerochen. Die Geſandten haben das Recht, zu kommen und zu gehen nach Belieben. Nach der weſtlichen Sitte kommen ſie ungehindert an den Hof, begrüßen den Fürſten und unterhandeln mit ſeinen Miniſtern. Werden die Geſandten, die Mittler des Friedens, zurückgewieſen, ſo bleiben blos die Truppen und Schiffe, die Werkzeuge des Kriegs." Dieſe Sprache erſchreckte Taokuang der Art, daß er nochmals zu ſeinem einſichtsvollen Verwandten, dem Mandſchu Kijing, ſeine Zuflucht nahm. Der Miniſter ward zum Stellvertreter des Kaiſers erhoben, ging nach Kanton, und bot Alles auf, um Cuſching von der Weiterreiſe nach Peking abzuhalten und einen Frieden zu ermitteln. Freilich meinte der Hof immer noch, man ſei ja mit Amerika nicht im Kriege und bedürfe keines Vertrags; die Unterthanen dieſes Staats hätten ſich auch gehorſam und ordentlich betragen, was von den aufrühreriſchen, ſchlechten Engländern nicht geſagt werden könnte.

Kijing fügte ſich am Ende allen Foderungen, und wo er nicht helfen konnte, da mußte die aufrühreriſch geſinnte, verdorbene Bevölkerung Kantons die Schuld tragen. „Es ſeien dies gar unbändige, heftige Leute, die tauſend Streiche im Kopfe führen. Seitdem die engliſchen Soldaten herbeikamen, haben ſie ſich in Bünde zuſammengethan, die unter dem Vorwande, vom Vaterlande die Schmach zu nehmen, rauben und plündern und allerlei ſonſtigen Unfug treiben. Sie ſind es, welche die Fremden beleidigen und immer und immer Unruhen erregen." So ſchildert der Bevollmächtigte die Patrioten des Mittelreichs, welche die Bureaukratie des Verraths beſchuldigten und die Ehre des Landes vertheidigen wollten. Cuſching hielt es unter den beſtehenden Verhältniſſen für geeignet, die Geſandtſchaft nach Peking aufzugeben, mit dem Stellvertreter zu unterhandeln und den Vertrag abzuſchließen (3. Juli 1844). Es iſt dies der Frieden von Wanghia, ſo genannt von einem Dorfe unfern Macao, in der dortigen Mundart Mongha geheißen, wo er unterzeichnet wurde. Die Amerikaner beſtanden darauf, daß ſie ſich, im Falle einer Beſchwerde, an den Hof wenden dürften. Nun fragte es ſich, vermittelſt welcher Behörde? Der Staat beſitzt kein auswärtiges Miniſterium. Das Lifan-juen, die Behörde für die Fremden, iſt zur Regierung der nördlichen und nordweſtlichen, unter China ſtehenden Völkerſchaften eingeſetzt, für die Mongolen, Türken und Tübetaner; das Sittentribunal verkehrt blos mit den Tribut bringenden Völkern, den Siameſen und Anamiten, mit Korea, Rußland und den Liukiu. Mit ſolchen Stellen wollten die Amerikaner nicht verkehren. Kijing verordnete, daß ihre Schreiben, welche von den Statthaltern der Provinzen empfangen werden müßten, an den Geheimen Rath zu richten wären. Die Union genießt alle Begünſtigungen, welche mit den Engländern vereinbart wurden. Auch wurde feſtgeſetzt, daß ohne Zuſtimmung Amerikas keine neuen Monopolien eingeführt, keine neue Ordnung über Ein- und Ausfuhr getroffen und eine Änderung der Zollſätze nicht vorgenommen werden dürfe. Die Amerikaner ſind überdies wie alle Fremden in China, blos ihren eigenen Behörden unterworfen, ſowol in peinlichem wie in bürgerlichem Rechte.

Die koſtſpielige franzöſiſche Geſandtſchaft war, gleichwie die Miſſionen an Roſas, ein nutzloſes eitles Gepränge. Frankreich hat in China und im ſüdlichen Amerika keine großen politiſchen oder Handelsintereſſen zu vertreten. Die bezüglichen Unterhandlungen und Verträge gewähren deshalb der franzöſiſchen Nation auch nicht den geringſten materiellen Nutzen. Um die Unkundigen zu täuſchen, wird vorgege-

ben, der franzöſiſche Geſandte, Lagréné, wäre im öſtlichen Aſien als Vertheidiger der religiöſen und humanen Beſtrebungen aufgetreten. Der Vertrag von Wanghia liegt der franzöſiſch-chineſiſchen Übereinkunft von Whampo (24. Oct. 1844) zu Grunde. Es wurde blos hinzugefügt, den Sendboten und chineſiſchen Chriſten, deren wol kaum 200000 unter den 400 Millionen ſein mögen, ſollten keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden. Aber auch dies iſt blos eitler Schein. Niemand kann das Benehmen der Regierung im Innern des Reichs überwachen. Welche humane Grundſätze aber die Schützlinge der Franzoſen, die Jeſuiten, in China befolgen wollten, iſt daraus zu erſehen, daß ſie behaupteten: nur ſie und ihre Gläubigen genöſſen Religionsfreiheit; auf die proteſtantiſchen Miſſionen könne dieſer Artikel keine Anwendung finden. Da trat nochmal Kiſing mit der beſtimmten Erklärung dazwiſchen: China gewähre keinem der weſtlichen Völker, wie der Friede von Nanking beſtimme, ein Sonderrecht; allen ſei religiöſe Freiheit geſtattet, mögen ſie nun ihren Herrn Jeſus in dieſer oder jener Weiſe verehren. In den beiden Verträgen, in dem amerikaniſchen wie dem franzöſiſchen (der eine ward am 31. Dec. und der andere am 25. Aug. 1845 ratificirt) iſt gleichmäßig beſtimmt, daß erſt nach dem Verlaufe von 12 Jahren eine Änderung vorgenommen werden kann.

Die mangelhafte Ausführung des Friedens und die Volksſtimmung.

China hat alle ſeine Verpflichtungen, die Geldleiſtungen noch vor der beſtimmten Zeit, bis auf die Eröffnung der Stadt Kanton getreulich eingehalten. Es ſei unmöglich, erklärte die Kreisregierung, den Widerwillen der Bevölkerung zu brechen. Dieſelbe wolle es nun und nimmermehr dulden, daß den Fremden der Aufenthalt in der Stadt geſtattet würde, daß ſie hier wie in Schanghai Paläſte und Kirchen, Schulen und Rennbahnen errichten; die Kantoner befürchten, die Engländer würden dann in Maſſe herbeikommen und ſie des Landes ihrer Väter berauben. Da alle Vorſtellungen vergebens waren, fuhr endlich (Mai 1847) der Statthalter von Hongkong, Francis Davis (der bekannte Sinolog und Verfaſſer mehrer Werke über China und ſeine Literatur), mit einigen Schiffen gegen Kanton, zerſtörte die neuerrichteten Kaſtelle an der Tigermündung, nahm die Kanonen weg, und zwang die Behörde, ſeinen Landsleuten ſüdlich des Perlenfluſſes, den Factoreien gegenüber, größere Räumlichkeiten anzuweiſen, wo ſie ſich aufhalten und Lagerhäuſer errichten könnten. Die Eröffnung der Stadt konnte auch er nicht erzwingen. Sonach iſt dieſer Artikel des Vertrags von Nanking unerfüllt geblieben, weshalb die Engländer, wenn die Umſtände es rathen oder gebieten ſollten, China jeden Tag mit Krieg überziehen könnten. Man hielt es bis jetzt für geeignet, ſich dieſen Friedensbruch gefallen zu laſſen. In den andern eröffneten Handelsſtädten gab es zwar ebenfalls Zwiſte und Ruheſtörungen zwiſchen den Fremden und den Eingeborenen, namentlich den Kauffahrern aus Fokien, deren Handel von den weſtlichen Kaufleuten in den letzten Jahren ſehr geſchmälert wurde: zu eigentlichen Angriffen und allgemeinen Verfolgungen iſt es aber nicht gekommen. Die chineſiſchen Beamten, ihrer Schwäche ſich bewußt, haben immer nachgegeben und ſich auch den ungebührlichſten Foderungen der engliſchen Conſuln gefügt. Nur dadurch iſt der offene Ausbruch der Feindſeligkeiten, welcher von dem über die Aufführung der Barbaren empörten chineſiſchen Volke wie von dem habſüchtigen engliſchen Krämervolke in gleichem Grade herbeigewünſcht wird, bis jetzt vermieden worden.

In Schanghai, wo die Maſſe der Bevölkerung friedlichen Sinnes und den Fremden am geneigteſten ſein ſoll, findet man doch häufig Proclamationen angeſchlagen, die den Barbaren Tod und Verderben drohen. „Vernehmt, o vernehmt, ihr verhaßten Barbaren“, ſo lautet eine dieſer Bekanntmachungen, „wir Patrioten und ehrenwerthen Leute der überausreinen Dynaſtie wollen euch einen Spiegel vorhalten, damit ihr erfahrt, wer ihr eigentlich ſeid. Nur durch die Sprache und in keiner andern Beziehung ſeid ihr von dem wilden Gethier unterſchieden. Wir haben Verſtand, wir beachten Verhältniſſe und Geſetze; ihr aber ſeid blind und dumm und

wollt keine Vernunft annehmen. Ihr müßt, es bleibt nichts übrig, ihr müßt bis zum letzten Mann ausgerottet werden"... „Seit eurem erſten Auftreten im Mittelreiche habt ihr Alles gethan, uns zu verderben; ihr habt von den Schiffen auf uns geſchoſſen; ihr habt uns mit Opium vergiftet; ihr habt innerhalb der Stadt Teufelsgebäude (Kirchen) errichtet: und jetzt wollt ihr ein anderes Teufelsgebäude in Songkiang aufbauen! Noch mehr, um Pferderennen zu halten, zerſtört ihr die Gräber und gönnt den Todten ihre Ruhe nicht. Unerſättlich wie die Walfiſche, gierig wie der Seidenwurm auf dem Maulbeerblatte, verlangt ihr immer noch mehr, je mehr ihr gewinnt. Selbſt unſern geringſten Verdienſt habt ihr an euch gezogen. Jetzt aber iſt das Maß voll; der empörte Himmel hat euren Untergang beſchloſſen; unſer Volk wird euch durch göttliche Feuerwaffen vernichten"... „Höre nun, o Volk, auf folgende vier Normen zur Ausrottung der Barbaren: Alle Barbaren müſſen geköpft werden, auf daß die Schmach abgethan und unſer Mittelland nicht länger beſchmutzt werde. So lautet das Gebot der Führer. Keinem Andern ſoll ein Leid widerfahren, Niemand ſoll beläſtigt werden. Wer widerſtrebt, wird ſelbſt erſchlagen. So lautet das Gebot der Führer. Der Tag der Rache wird im Geheimen feſtgeſetzt. Wir werden die Barbaren mit Verrath umzingeln, ſie unverſehens überfallen und niedermachen. Eingeborene, welche die Schulen der Barbaren beſuchen, ſie bedienen oder ſonſt mit ihnen verkehren, müſſen ſie alsbald verlaſſen und zu ihrer frühern Beſchäftigung zurückkehren. Bleiben ſie, ſo werden die Unterthanen der überausreinen Dynaſtie und die Barbaren, die Diamanten und die Kieſelſteine, zu gleicher Zeit ausgerottet. So lautet das Gebot der Führer. Nach dem Untergange der ſcheußlichen Horden wird ihr Beſitzthum Denen gegeben, welche ſich im Kampfe ausgezeichnet haben. So lautet das Gebot der Führer."

Den Engländern, „unerſättlich wie die Walfiſche und gierig wie der Seidenwurm auf dem Maulbeerblatte", genügen die Vortheile des Friedens zu Nanking ſchon lange nicht mehr. Sie wollen Tſchuſan und andere nordöſtlichen Inſelgruppen in Beſitz nehmen; ſie wollen den Zutritt ins Innere des Reichs, nach Peking und den weitgeſtreckten Gauen der Tungukei und Mongolei, nach dem öſtlichen Turkeſtan und Tübet erzwingen. Dieſen Beſtrebungen und Wünſchen wird durch die Erweiterung des angloindiſchen Reichs im Nordweſten großer Vorſchub geleiſtet. Die Vernichtung der Sikh, die Beſitznahme Kaſchmirs und Baltiſtans, ſowie der ſüdlichen Alpenlandſchaften des Himalaya machte in den letzten Jahren die Engländer, auch auf der weſtlichen Seite, zu Grenznachbarn der Chineſen. Man ſucht jetzt nach Ladakh, nach Vorder- und Hintertübet, gegen Jarkend und Kaſchgar in der Kleinen Bucharei vorzudringen, und ſtößt allenthalben auf chineſiſche Mauern. Einige engliſche Reiſende und Kundſchafter ſind bereits an den Grenzen und im Innern Tübets aufgefangen und des Landes verwieſen worden. Die Gebieter Indiens wollen ſich dies nicht lange mehr gefallen laſſen; ſie werden früher oder ſpäter mit Gewalt erzwingen, was man ihnen in Güte verſagt. Und ſo wird, an den nordweſtlichen wie an den ſüdöſtlichen Grenzmarken, ein reicher Stoff eingeſammelt zu einem zweiten engliſch-chineſiſchen Kriege.

Die Geheimbünde und die Aufſtände.

Die Geheimbündelei iſt eine nothwendige Folge des geiſtigen und bürgerlichen Druckes, des Zuſtandes einer Geſellſchaft, wo der Menſch nicht ſprechen darf wie er fühlt, wo er ſich nicht zeigen darf wie er iſt. Deshalb hat es zu jeder Zeit in allen Willkürſtaaten ſolche Bünde gegeben: ſie ſpielen eine große Rolle in den vielen Jahrhunderten der chineſiſchen Geſchichte. Die Häupter ſolcher geheimen Geſellſchaften ſind einſichtsvoll genug, den Glauben und Aberglauben zu ihren Zwecken zu benutzen, namentlich die vielen Abenteuerlichkeiten des Buddhaismus, welchem die Maſſe der Bevölkerung ſehr ergeben iſt. Das ganze, weitausgedehnte und mannichfach verſchlungene Gebäude der Lehre des Schakiamuni-Buddha wurde, wie die in-

dischen Religionen überhaupt, auf dem Grunde der Seelenwanderung aufgebaut. Alles was ist, so lautet die Hauptsatzung dieser weitverbreiteten Religion, war schon einmal vorhanden und wird nochmals werden und werden, bis das All selbst wieder in die ewige Ruhe versinkt und der Kreislauf der Dinge sein Ende erreicht. Auch die Religion der Buddhas, deren im Laufe der Jahrtausende gar viele erscheinen, ist diesem ewigen Wechsel der Geburt und des Todes unterworfen. Geht sie ihrem Ende entgegen, nimmt Laster und Bosheit auf Erden überhand, so taucht ein neuer Buddha aus dem nimmer ruhenden Meere des Werdens empor, um die Religion — und dieselbe lehren alle Buddhas — zu verjüngen und das gesunkene Geschlecht zu heben. Diese Zeit, sagen die Leiter der geheimen Gesellschaften im Mittelreiche, sei bereits gekommen. Maitreya, so heißt der Buddha künftiger Zeiten, sei bereits erschienen; das regierende Herrscherhaus und die ganze bestehende Ordnung der Dinge werden gestürzt, damit aus den Trümmern des Vorhandenen ein frisches, junges Leben emporblühen möge.

Diese geheimen Verbindungen nehmen nach den verschiedenen Lehren des Buddhaismus verschiedene Namen an. Bald heißen sie Pelien Kiao, die Genossenschaft der weißen Wasserlilie (die weiße Wasserlilie ist ein Symbol der Geburten); bald die Genossenschaft zur Dreieinigkeit und des göttlichen Geistes; bald führen sie auch andere Namen, welche entweder ebenfalls dem Wesen des Buddhaismus entnommen sind oder auf einheimischem Aberglauben beruhen. Denn die buddhaistischen Missionare verfahren gleichwie die Jesuiten: sie haben die vorgefundenen Gebräuche und Sitten, das Meinen und Wähnen des Volks mit dem neuen Heile zu verschmelzen gesucht. Das Christenthum, welches dem Buddhaismus scheinbar verwandt ist und, freilich in ganz anderer Weise, ebenfalls die Erneuerung und Erhebung der Menschheit lehrt, ward deshalb nicht selten mit der Lehre des Schakiamuni und den aus ihr fließenden geheimen Bünden verwechselt. Dies zeigte sich schon in frühern Zeiten, und zeigt sich in unsern Tagen bei allen Verfolgungen, welche die geheimen Gesellschaften der Anhänger des Schakia betreffen. Gewöhnlich waren und sind die Christen mit inbegriffen.

Diese auf den Umsturz der Mandschu sinnenden Gesellschaften haben sich in den letzten Jahren, besonders innerhalb der Besitzungen des britischen Reichs, zu Malakka, Singapur und andern Orten, sehr vermehrt; haben sogar, wie verlautet, schon einige mal angefragt, ob ihnen nicht Großbritannien zur Vertreibung der fremden Gebieter beistehen wolle? Jetzt mögen sie wol ihren Hauptsitz nach Hongkong verlegt haben, um in der Nähe sicherer gegen ihre Feinde wirken zu können. Die chinesische Regierung erhob hierüber wahrscheinlich Beschwerden. Wäre dies nicht geschehen, so würde der Statthalter Davis keine solchen barbarischen Strafen, wie Brandmarken, gegen die chinesischen Carbonari verhängt haben. Von diesen geheimen Gesellschaften ist (November 1850) der Aufstand in Kuangsi ausgegangen; es wird sogar behauptet, der Häuptling, welcher seiner Regierungsperiode bereits den glänzenden Titel Tiente, Himmlische Tugend, gegeben hat, sei ein Bekannter des verstorbenen Gützlaff gewesen, welcher von ihm zum Christenthume bekehrt und mit großen Summen unterstützt wurde.

Die Missionare und der Landrichter Wan.

Die Bemühungen des deutschen Sendboten Gützlaff, der katholischen Ordensleute aller Art und der verschiedenartigsten protestantischen Missionare, deren bereits an 130 in China beschäftigt waren und sind, um das Christenthum im Lande zu verbreiten, blieben bis jetzt fruchtlos, und werden, wie wir wenigstens glauben, im Ganzen und Großen immer fruchtlos bleiben. Der von Gützlaff 1840 gestiftete und mit so hoffnungsreichen Worten verkündete Chinesische Verein ist jetzt (1852) in vollständiger Auflösung begriffen. Eine Anzahl der sogenannten Neophyten verließ den Sendboten, sobald er nicht mehr zahlte, und Andere wurden ihrer schlechten Aufführung wegen, worunter Opiumrauchen namentlich angeführt wird, vom Vereine aus-

geſtoßen. Die ſchlauen, lügneriſchen Chineſen haben den Mann aus Pommern in mannichfacher Weiſe betrogen. Sie ſpiegelten ihm große Reiſen vor und wunderbarliche Bekehrungen in fernen Marken des Reichs, während ſie ſich zu Kanton von den deutſchen Miſſionsgeldern gute Tage machten. Civiliſirte, in althergebrachten ſtaatlichen, religiöſen und bürgerlichen Formen großgewachſene Völker können unter gewöhnlichen Verhältniſſen wol ſchwerlich zu einer andern Religion bekehrt werden. In China iſt ſogar hierzu noch weniger Ausſicht wie in Indien. Das Volk iſt ſeit Jahrtauſenden den Fremden und allem Fremden im Herzen abgeneigt. Mehre Geſchichten der Heiligen Schrift, manche chriſtlichen Einrichtungen und Lehren ſind ihm, in Folge ſeiner eigenthümlichen Sitten und beſondern Anſchauungsweiſe, gewiſſermaßen anſtößig. Aus dieſem Geſichtspunkte wurde das Chriſtenthum ſchon mehrmals von den chineſiſchen Beamten und Gelehrten zu den Zeiten der blühenden Jeſuitenmiſſionen aufgefaßt und dargeſtellt, und ſo auch in unſern Tagen in dem Erlaſſe des Landrichters Wan, den wir der Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen. Derſelbe iſt mit einer Art Voltaire'ſchem Hohne geſchrieben.*)

„Wan, Landrichter im Bezirke Kiaſing des Kreiſes Kuangtong, der von einer Stelle gleichen Ranges auf ſeinen jetzigen Poſten verſetzt, zehn mal avancirt und zehn mal belobt wurde, erläßt nachfolgende erſtliche Bekanntmachung, damit die Herzen der Menſchen vereinigt und die alte Ordnung erhalten würde."

„Ferne im Weſten herrſcht, wie allgemein bekannt, die Religion des Himmelsherrn, von Jeſus begründet. Solange die Barbaren ihre Lehre unter ſich ſelbſt verbreiten und ausüben, ſolange ſie ihre Bücher unter ſich auslegen und nach ihrer Weiſe Gottesdienſt halten, kümmern wir uns nicht darum. Nun iſt es aber zu meiner Kenntniß gekommen, daß das einfältige, unwiſſende Bauernvolk im Dorfe Tſchukang Barbaren eingeladen und einige Menſchen verführt hat ſich mit ihnen zu verbinden, namentlich Weibsperſonen. — ein großes Vergehen gegen unſere Geſetze. Meine Pflicht iſt es, die Schuldigen einfangen, ſie nach dem altherkömmlichen Geſetze beſtrafen, und überdies eine ernſtliche Abmahnung ergehen zu laſſen. Demgemäß erlaſſe ich dieſe Proclamation, zur Belehrung der Soldaten, des gemeinen Volks und aller Einwohner."

„Ihr müßt wiſſen, daß Jeſus, geboren zu den Zeiten des Ngaiti der Handynaſtie, ein Menſch war wie Hoatu, Tſchuju und Andere dieſes Schlages, welche vorgeben, Krankheiten heilen und allerlei Wunderdinge verrichten zu können. Wenn er mit ſechs Kuchen 3000 Perſonen fütterte, ſo gleicht dies vollkommen den Zauberkünſten der Jünger des Laotſe, welche Gegenſtände von einem Orte zum andern verſetzen. In allen andern Dingen war er ein Mann ohne beſondere Fähigkeiten.

*) Der Verfaſſer dieſes Artikels muß allerdings über die Miſſionsangelegenheiten in China gut unterrichtet ſein, und ſeine Mittheilungen ſind darum nicht ohne Gewicht. Indeſſen kann und darf auch eine ſolche Lage der Dinge die Beſtrebungen nicht hindern, die darauf gerichtet ſind, die verſunkene Welt des Oſtens durch das chriſtliche Evangelium zu regeneriren. Vielleicht waren die Männer, die bisher auf dieſem Schauplatze auftraten, ebenſo wenig die rechten, wie Diejenigen, welche ſie ausſandten. Die Geſchichte der Jeſuitenmiſſionen in China möchte eine ſolche Behauptung namentlich rechtfertigen. Selbſt Gützlaff, deſſen mündliche Berichte wir bei ſeiner Reiſe durch Deutſchland im Jahre 1850 anhörten, und deſſen Eifer, Freudigkeit und Kenntniſſe Jedermann anerkennen wird, ſchien uns keineswegs mit jenen hohen und gewaltigen Gaben ausgerüſtet, die ſein Beruf verlangte, und welche die großen Apoſtel früherer Jahrhunderte ohne Zweifel beſaßen. Vielleicht, daß auch ſociale und politiſche Kriſen, denen die Völker Chinas durch ihre Berührung mit der Civiliſation des Weſtens entgegengehen, vorbereitend wirken müſſen, ehe ihre geiſtige Wiedergeburt im Großen erfolgen kann. Erſt als Rom zuſammenſank, erſtieg aus ſeinen Trümmern die Kirche Chriſti. Überdies beweiſt die Proclamation des Landrichters Wan, wie bereits jetzt das officielle Chineſenthum den Einfluß der chriſtlichen Glaubensprediger fürchtet. Schon aus dieſem Grunde mag die äußerſt feindſelige, gewandte und doch zugleich ſo rohe Kritik des Chriſtenthums hier ihre Stelle finden. Auch die römiſchen Beamten ſuchten durch ähnliche Erlaſſe die Verbreitung der chriſtlichen Lehre zu hindern. D. Red.

In Betreff ſeines abenteuerlichen Titels des himmliſchen Herrn, ſo erinnert euch nur, daß unſere drei erſten Könige und die ſogenannten fünf erhabenen Gebieter, daß Jao, Schun, Jutang und Wenwu, Tſchéukong und Kongfutſe ebenfalls als himmliſche Werkzeuge Bildung unter den Menſchen verbreitet haben, und zwar auf alle Zeiten für die Tauſende und Zehntauſende der Jahre. Ja, auch die verſchiedenen Länder jenſeit der Meere waren ſeit den frühen Jahrhunderten, lange lange vor Jeſus, von Völkerſchaften bewohnt, welche unter beſtimmten Regierungsformen lebten und Geſetze und Regenten hatten, um das Unrecht zu beſtrafen. Wie abenteuerlich iſt es nun, den ſpäten Jeſus, aus den Zeiten der Han, einen Schöpfer des Himmels und der Erde, einen Gebieter der Völker und Könige zu nennen?“

„In der Beſchreibung der Reiche jenſeit des Meeres, ein aus europäiſchen Schriften zuſammengetragenes Werk, das 1847 in zweiter Auflage erſchien, iſt zu leſen, daß Maria, die Mutter des Jeſus, die Frau eines gewiſſen Joſeph geweſen iſt, daß Jeſus mit ſeinem Vater brach und ſich fälſchlich einen Sohn des Himmels nannte, empfangen von der Mutter im jungfräulichen Zuſtande. Wie er ſeinen Vater verachtete, ſo verachten die Anhänger ſeiner Lehre ihre Ältern. Den Vorfahren, den Fürſten, den erhabenen Abbildern der Geiſter werden keine Opfer, keine Ehrfurchtsbezeugungen dargebracht; die Leute werden von allerlei Abenteuerlichkeiten erfüllt, in der Art, daß ſie dem Wahne verfallen, Jeſus ſei höher als der Himmel und das Geſetz, als Vater und Fürſt. Kindliche Verehrung und Anhänglichkeit an König und Vaterland, Theilnahme an den Mitmenſchen und andere moraliſche Pflichten ſind für die Leute gar nicht mehr vorhanden. Deshalb entbrannte der Zorn des Himmels, und den Jeſus erreichte die Strafe. Der König von Judäa ließ ihn ergreifen. Seine Verbrechen wurden offenkundig, und er büßte ſie nach den Geſetzen des Reichs durch Annagelung an das Kreuz. Er konnte den Körper nicht bewegen; das Blut floß ſieben Tage lang, bis ſeine ganze Geſtalt davon bedeckt wurde. Am ſiebenten Tage ſtarb er und wurde begraben. Nun ſtreuten ſeine armen geſetzloſen und allenthalben ſich herumtreibenden Anhänger das Gerücht aus, Jeſus wäre nach drei Tagen aus dem Grabe erſtanden, hätte noch 40 Tage gelebt, und ſei dann in die Höhe geflogen. Das Märchen war in der Abſicht erfunden, um die Menſchen zu dem neuen Glauben zu verführen. Es iſt die alte Fabel des Sunegan, der ſich nach dem Verluſte des Treffens erſäufte und, wenn man ſeine Jünger hört, ein Waſſergeiſt wurde; es iſt die Fabel der Rebellen der Weißen Waſſerlilie, welche behaupten, die Geiſter ihrer in unzählige Stücke zerhauenen Genoſſen hätten ſich in ferne Räume zu den himmliſchen Weſen begeben.“

„Die ganze Geſchichte des Jeſus iſt voll Unbegreiflichkeiten. Wie konnte der Körper des Herrn des Himmels ſo wenig Herr ſeiner ſelbſt ſein, daß er gewöhnlichen Sterblichen geſtattete, ihn feſtzubinden und ans Kreuz zu nageln, daß er ſterben mußte! Das Märchen ſeiner Anhänger, Jeſus habe als Herr des Himmels für die Sünden der Menſchen gebüßt, iſt ja ſo außerordentlich lächerlich und abgeſchmackt, daß nur ein Wahnwitziger daran glauben kann. Man denke ſich nur: der Gebieter des Himmels und der Erde iſt allmächtig, er kann Alles thun, aber den Menſchen ihre Sünden vergeben, nur das kann er nicht! Und deshalb muß er ſich kreuzigen laſſen! Alle dieſe Geſchichten ſind blos erfunden worden, um den ſchmachvollen Tod am Kreuze zu beſchönigen. Wenn nun aber die Barbaren behaupten, daß am Ende ihre Lehre, gleichwie die unſerige, zur Tugend ermuntere und vom Laſter abſchrecke, ſo iſt dies, merkt wol auf, durch und durch erlogen. Ihre Satzung: Diejenigen, welche an den Herrn des Himmels glauben, müſſen auf Erden glückſelig und nach ihrem Tode himmliſche Geiſter werden; Diejenigen hingegen, welche dieſen Glauben nicht haben, ſind hienieden dem Elende und jenſeits dem Gefängniß der Hölle verfallen, iſt der Feind jeder Moral, jeder Tugend. Hiernach ſind gläubige Räuber und gläubige Laſterhafte glücklich, ungläubige Gerechte und Verdienſtvolle hingegen allem Elende preisgegeben. Niemals iſt die ſchöne Ordnung von Belohnung der Tugend und Beſtrafung des Laſters ſo gänzlich verkehrt und verwirrt

worden, niemals iſt ein Glaube in dem Grade Allem entgegengetreten, was uns die Natur ſelbſt über Gutes und Böſes lehrt und in unſerm Herzen eingegraben hat. Nur Wuſanſſe behauptet etwas Ähnliches in den Worten: Die mir Gutes wünſchen, ſind die Guten, die mir Böſes wünſchen, ſind die Böſen. Überdies bedenke man noch, daß dieſe Chriſten, welche die Anhänger Buddha's ſchlecht machen und ſie auf ewig verdammen, ihre gewöhnlichſten Ausdrücke «Palaſt des Himmels» und «Gefängniß der Hölle» aus den ſchlechteſten buddhaiſtiſchen Werken ſtehlen. Ja, die ganze Geſchichte von der Kreuzigung des lebendigen Jeſus gleicht vollkommen dem buddhaiſtiſchen Märchen vom Baume voller Schwerter, vom Berge voller Waffen, welche in der Hölle ſein ſollen. Wer iſt aber jemals in der Hölle geweſen? Wer hat die Buddhaiſten in der Hölle geſehen? Und wer kann all dieſes Zeug einem vernünftigen Menſchen beweiſen? Ihre Erzählungen ſind aber in jedem Falle ebenſo gut und wahr wie die der chriſtlichen Barbaren."

„Nun wiſſe man noch, daß von allen Nationen jenſeit des Meeres keine ſo innig an den Herrn des Himmels glaubt als die deutſche Nation, und doch ſind dieſe Deutſchen zerbröckelt, und die Macht ihres Reichs liegt vollkommen in Trümmern. Wiederholt ſind ihnen ganze Länderſtrecken abgenommen worden und die Einwohner unter fremde Oberherrlichkeit gerathen. Warum hat ſie der Herr des Himmels, an den ſie glauben, ſo gänzlich verlaſſen? Japan iſt im Gegentheile dem Chriſtenthume am meiſten abgeneigt. An dem Landungsplatze des fremden Schiffen geöffneten Hafens in Japan iſt ein Chriſtusbild eingegraben, worauf jeder Kaufmann treten muß; wer ſich deſſen weigert, wird, zur Abſchreckung der Andern, alsbald enthauptet. Überdies befindet ſich in dem Boden unfern des Stadtthors ein Bildniß dieſes Jeſus, welches unaufhörlich von der Menge getreten wird — und doch ſteht dieſes Königreich ſchon 2000 Jahre in Blüte und Herrlichkeit! Warum hat nun der Herr des Himmels das Land Japan mit Drangſalen verſchont? Aus dieſer Vergleichung geht deutlich genug hervor, daß die angebliche Macht des Jeſus, Glück zu verleihen und Unglück zu verhängen, gar nicht vorhanden iſt. Welch ein Heil könnte auch aus einer Lehre kommen, die das einfältige Volk dahin bringt, in dieſem Leben die Ahnen zu verlaſſen, ſie des ſüßduftenden Weihrauchs und aller Darbringungen in Opfergefäßen zu berauben, um nach dem Tode blinde Geiſter zu werden, welche zu den Entbehrungen aller Opfermahle noch ſolange der Feuerpein ausgeſetzt bleiben, bis alle ihre Knochen zu Aſche verbrannt ſind!"

„Was nun die Anbetung des Kreuzes betrifft, ſo beſagt die «Steininſchrift der erleuchtenden Lehre» (das untergeſchobene Denkmal der Jeſuiten von Singan-Fu): Aloha gebrauchte das Kreuz zur Bezeichnung der vier Enden des Himmels. Die Anhänger des Chriſtenthums mögen aus dieſem Grunde, wann iſt nicht bekannt, die Erzählung von der Kreuzigung ihres Herrn erdacht haben. Wenn aber auch dieſe Erzählung auf einer Thatſache beruht, ſo bleibt mir doch ganz unerklärbar, weshalb die Anbeter des Jeſus das Werkzeug ſeiner Beſtrafung verehren, es als ein Sinnbild ſeiner Perſon verehren und ſich der Sünde fürchten, darauf zu treten. Wäre es nicht der größte Unſinn, wenn Söhne oder Enkel die Flinte oder das Schwert verehren würden, wodurch ihr Vater oder Großvater den Tod gefunden hat?"

„Die Verordnung der letzten Jahre, welche den Barbaren geſtattet, ſich gegenſeitig ihre Religionsſchriften zu erklären, gibt ihnen nicht die Erlaubniß, nach dem Innern unſers Landes zu kommen, mit unſerer Bevölkerung zu verkehren und ihren Glauben zu verbreiten. Barbaren, welche dies thun, und Einheimiſche, welche, von ihnen aufgefodert, ſich mit ihnen verbinden, um die Geſinnung des Volks zu verwirren und abtrünnig zu machen, Diejenigen, welche Weibsleute umſtricken und in anderer Weiſe die Geſetze übertreten, Alle und Jede müſſen, wie ehemals, beſtraft werden. Sie werden alsbald erdroſſelt oder erſt eingeſperrt und dann erdroſſelt; ſie werden in geringere oder größere Entfernungen verbannt und wol auch mit dem ſchweren Bambus geprügelt. Das Geſetz kennt keine mildern Strafen. Erſcheinen die Schuldigen freiwillig vor den Behörden, bekennen ſie ſich als reuige Sünd

und treten aufs Kreuz, dann wird die Strafe um einen Grad gemildert. Die Geſetze des Reichs ſind unerbittlich ſtrenge; doch geſtatten ſie den Menſchen, ihre Fehler zu bereuen. Sind nun unter euch einfältigen Leuten einige Irregeleitete oder Abtrünnige, o daß ſie keine Zeit verlieren und hierher kommen, auf daß ſie ſich durch ein reumüthiges Bekenntniß aus den Netzen des Geſetzes erretten! Diejenigen, welche widerſtreben, die dieſen Erlaß mit unfreundlichen Augen anſehen und in ihrem Irrthum beharren, werde ich, die Pflicht gebietet es mir, ergreifen laſſen, ſie zu Gericht und Strafe ziehen, zur Warnung der Dummen und Schlechten. Familien wiſſenſchaftlicher Blüte, die Beamten und die Nachkommen der Beamten müſſen alsbald Normen über die Anbetung in den Ahnentempeln feſtſetzen; ſie müſſen die Söhne, die Brüder und Freunde, welche dem Chriſtenthume anhängen, von ihrem Stamme ausſtoßen, als Leute, die freiwillig jede Verbindung mit der ganzen Verwandtſchaft in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft abgebrochen haben. Sie müſſen ſie alsbald den Behörden anzeigen, damit ſie gerichtlich beſtraft und die natürlichen Beziehungen zwiſchen Menſchen und Menſchen wiederhergeſtellt werden. Die Dorfſchaften, die Bürgermeiſter und alle Einwohner ſollen augenblicklich ſorgfältige Nachforſchungen anſtellen. Entdecken ſie Leute, welche zum Chriſtenthume verführen wollen, ſo dürfen ſie nicht zugeben, daß die Bevölkerung verlockt oder aufgereizt würde. Im Gegentheil, dieſe Verführer müſſen den Vorgeſetzten angezeigt und gefangen genommen werden. In ſolcher Weiſe allein können die Herzen gereinigt und die Geſetze beobachtet werden. Alles zittere und gehorche; Niemand widerſetze ſich. Eine beſondere Bekanntmachung, am 7. Monat des 30. Jahres Taokuang" (8. Aug. 1850).

Taokuang und Hienfong.

Die urſprüngliche Heimat des tunguſiſchen Mandſchu iſt bei dem langen weißen Berge, deſſen erfriſchende Lüfte, ſchattenreiche Bäume, herrliche Pflanzen und Heilkräuter jeder Art von dem kaiſerlichen Dichter Kienlong in einfachen ergreifenden Worten geprieſen werden. Woher der Name ſtammt, wird wol niemals mit Sicherheit angegeben werden können. Die Chineſen wiſſen ihn nicht zu deuten. Nach einer Sage der Buddhaiſten wäre Mandſchu eine Verkürzung ihres Weltregenten Mandſchufri. Taitſu, der große Ahne des Herrſcherhauſes, deſſen Geſchlecht auf einen wundervoll erzeugten Stammvater, Aiſchin Gioro, zurückgeführt wird, iſt der Chlodwig des Volks. Es unterwarf ſich dieſer Häuptling während des erſten Viertels des 17. Jahrhunderts viele unabhängige Stämme der Tunguſen und vereinigte ſie zu einem Volke, ſodaß ſeine Herrſchaft ſich damals ſchon von den Grenzen Chinas bis hoch hinauf zum ſchwarzen Drachenſtrome, von uns Amur genannt, erſtreckte.

Vor den Zeiten des Großen Ahnen erkannten die Mandſchu die Oberherrlichkeit des chineſiſchen Reichs. Dieſer Fürſt fühlte ſich aber ſo mächtig, daß er (1616) den Ming oder der Leuchtenden Dynaſtie, welche ſeit dem Sturze der Mongolen (1368) über alle Länder des eigentlichen China (im mittlern und nordöſtlichen Aſien konnte ſie ſich niemals behaupten) gebot, den Gehorſam aufkündigte. Sein Nachfolger Taitſong oder der Überausehrwürdige führte (1636) die Titel der Gebieter des Mittelreichs und nannte ſich Hoangti, Erhabener Herrſcher. Er war es, der ſeiner Familie nach chineſiſcher Weiſe einen hochfliegenden Ehrennamen, Taitſing-Tſchao, das überausreine oder fleckenloſe Herrſcherhaus, beilegte.

Die Wirren in den Ländern der Ming beförderten die ehrgeizigen Plane der Nachkommen des Aiſchin Gioro; ſie bemächtigten ſich (1644) der Hauptſtadt und nach langen, blutig barbariſchen Kämpfen des ganzen Mittelreichs. Ein Neffe des Taitſong ward auf den Thron erhoben, deſſen Regierungszeit (1644—61) nach chineſiſcher Sitte die Ehrenbenennung Schuntſchi erhalten hat. Solche Ruhm und Glück verheißende Ehrenbenennungen werden im Weſten gemeinhin irrthümlicherweiſe für die Namen der Herrſcher ſelbſt genommen.

Die Nachfolger des Schuntſchi, Kanghi (1661—1723), Jongtſching (1723—36), Kienlong (1736—96) und Kiaking (1796—1820) haben durch Klugheit und Kraft nicht blos alle Anhänger der geſtürzten Ming vernichtet und die zahlreichen Aufſtände im Innern des Reichs niedergeſchlagen, ſondern auch die meiſten Stämme des mongoliſchen wie des verwandten tunguſiſchen Volks ſich unterworfen. Sie bemächtigten ſich überdies der benachbarten Länder, Tübets, der Kleinen Bucharei und Dſongarei, ſodaß die Herrſchaft der überaus reinen Dynaſtie ſich jetzt, wie bereits erwähnt, vom öſtlichen Meere bis unfern der Quellen des Oxus und Jaxartes erſtreckt, dann vom Altaigebirge und dem Amurſtrome bis herab zu den Abſenkern des Himalaja und den Fluten des Irawaddy, weiter öſtlich ſogar über die Inſelgruppen Taiwan und Lieukieu.

Kaiſer Kanghi ordnete beſondere Namen für alle ſpätern Generationen und Seitenlinien ſeines Geſchlechts. Der Prinz, welcher (1820) auf Kiaking folgte, war 1781 geboren, und führte den Eigennamen Hing Ning, welchem die Bezeichnung der fünften Generation Mien hinzugefügt wurde. Mienning, der ſeiner Regierung den vielverſprechenden Titel Taokuang, Vernunftlicht, gegeben hat, erſcheint jetzt ſelbſt blos unter dieſer Ehrenbenennung bei den Geſchichtſchreibern des Weſtens. Nicht ſo im Oſten. Hier wird jedem verſtorbenen Regenten nochmals ein neuer Name gegeben. Und ſo heißt Taokuang jetzt Liuentſong, Tſching Hoangti, der herrliche Altvater, der gerechte Gebieter, ein Name, unter dem er aufgeführt wird in den Jahrbüchern des Mittelreichs.

Taokuang iſt der letzte Beherrſcher des Mittelreichs im altchineſiſchen Sinne; unter ſeiner Regierung mußte das Syſtem der Abſchließung aufgegeben werden. China iſt ſeitdem in die Weltbewegung hineingezogen und wird immer mehr hineingezogen. Deshalb vorzüglich wird Taokuang ewig denkwürdig bleiben in den Jahrbüchern der Menſchheit. Die andern Ereigniſſe ſeiner Regierung ſind von geringer Bedeutung. Es iſt das ewige Einerlei der ganzen chineſiſchen Geſchichte: Aufſtände, Hungersnoth und Überſchwemmungen, Hofcabalen, Abſetzung und Erhebung der Beamten, wobei man überdies gar nicht weiß, ob alle dieſe Geſchichten ſich wirklich zugetragen haben oder ob ſie blos Erfindungen der gemeinen chineſiſchen Kundſchafter ſind, welche ſie den Europäern in Kanton hinterbringen. Eine Preſſe im wahren Sinne des Worts als Ausfluß und Sinnbild der Volksgewalt gibt es nicht im Mittelreiche, und die höhern Beamten, welche die Verhältniſſe des Hofs und das Getriebe ihrer Machthaber kennen, verkehren niemals in geſelliger, freundſchaftlicher Weiſe mit den Fremden. Werke, welche die neueſte Geſchichte darſtellen, erſcheinen nur äußerſt ſelten, und ſind auch theils aus Unkunde, theils aus Furcht vor den Machthabern ſehr mangelhaft. Die amtlichen Jahrbücher werden zwar nach dem Tode eines jeden Himmelsſohnes zuſammengeſtellt (die Geſchichte des Vaters von Taokuang war bereits 1824 vollendet), aber erſt nach dem Untergange des ganzen Herrſcherhauſes ausgegeben. So ſind wir über den bedeutenden Krieg in der Kleinen Bucharei gegen die Nachkommen der ehemaligen Gebieter, die ſogenannten Chodſcha, einige amtliche Bekanntmachungen im Kingpao oder Hofherold abgerechnet, ganz im Dunkeln. Wie der Himmelsſohn ſelbſt ſein Wirken betrachtete, wie er wünſcht, daß es angeſehen werde, und wie es höchſt wahrſcheinlich von den amtlichen Annaliſten künftiger Zeiten dargeſtellt wird: dies zeigt der letzte Erlaß vor ſeinem Tode, in welchem ſich nicht blos die chineſiſche Anſchauungsweiſe der Religion, des Staats und des ganzen Lebens, ſondern auch die herkömmliche Lügenhaftigkeit vollkommen abſpiegelt. Auf die Kriege gegen die Türken im Nordweſten und gegen die Engländer im Südoſten wird in folgenden Worten angeſpielt: „Als die armen Narren, welche in den weſtlichen Grenzlanden (Siju, ſo heißt die Kleine Bucharei im Chineſiſchen) wohnen, durch unſere Truppen gezüchtigt waren, hofften wir, nicht mehr genöthigt zu ſein, ihre Tapferkeit in Anſpruch zu nehmen. Als ſich aber das Kriegsfeuer von neuem im Oſten wie im Süden aus Anlaß einer Handelsfrage entzündet, da gedachten wir der guten Altvordern vergangener Tage, welche die

Menſchlichkeit für die erſte der Tugenden erklärten. Wir konnten, wir wollten unſere unſchuldigen Kinder nicht den grauſamen Wunden der geſpitzten Lanze ausſetzen. Das war die Urſache, welche uns den eigenen Kummer vergeſſen ließ und uns beſtimmte, einen ſo einflußreichen Vertrag zu ſchließen. Wir wollten unſer Reich glücklich machen, und zu gleicher Zeit unſere Zärtlichkeit gegen Die an den Tag legen, welche von entlegenen Ländern gekommen waren. Unſer Vorhaben iſt gelungen. Seit den 10 Jahren, wo die verzehrende Flamme von ſelbſt erloſchen iſt, handeln unſere Völker und die Barbaren in Frieden miteinander. Mögen nun Alle die Überzeugung theilen, daß wir in dieſen Dingen einzig und allein aus Liebe zum Volke, die im Tiefſten unſers Herzens thront, ſo und nicht anders gehandelt haben. Wir gönnten uns keine Ruhe; Tag und Nacht haben wir für ſein Wohl geſorgt."

Die Wirklichkeit iſt aber von dieſem ſchmeichleriſchen Bilde des Eigenlobs weit entfernt. Im Beginne der engliſch-chineſiſchen Wirren erſchien zu Kanton eine Denkſchrift, worin der Verfaſſer, welcher weislich ſeinen Namen nicht darunter ſetzte, die Zuſtände des Kreiſes mit äußerſt ſchwarzen Farben ſchildert. „Der Himmelsſohn mag doch endlich bedenken, daß die Beamten ſelbſt es ſind, welche die Verdorbenheit des Volks hervorrufen; da ſie unterdrücken, betrügen und rauben, ſo bleibt der armen Bevölkerung nichts übrig, als ſich ebenfalls durch Trug und Raub zu helfen. Die öffentliche Sicherheit wird theils durch die Polizei ſelbſt gefährdet, theils läßt ſie Dinge geſchehen, die in Wahrheit furchtbar ſind. Die Leute werden aus ihren Häuſern entführt und nur für große Summen wieder losgelaſſen. Räuber, als Mandarine verkleidet, ziehen in Booten Fluß auf Fluß ab und erheben unbefugte Steuern. Andere treiben ſich im Lande herum, wo ihnen die Bauern Abgaben entrichten, damit ſie ihrer Ernte, ihres Beſitzthums und Lebens ſicher ſind. In den Städten legen Banditen Feuer an, kommen dann herbeigeſchlichen und tragen Alles weg, unter dem Vorwande, zu retten und zu helfen. Dies iſt der vorzüglichſte Grund der vielen Feuersbrünſte. Die höhern Beamten, welche von ferne herkommen — Niemand erhält eine Stelle in ſeinem Geburtslande — haben keine Kenntniß der vielen Mundarten im Reiche; ſie ſind auf die Inhaber der niederſten Stellen, auf ihre Diener und Dolmetſcher angewieſen. Dieſe nehmen Beſtechungen, um falſch zu überſetzen, und erſinnen tauſenderlei andere Mittel und Wege, um Geld zu erpreſſen." Dann heißt es weiter: „Die Einnehmer ſetzen die Steuern höher an, ſie verſchweigen gewiſſe ſteuerbare Erzeugniſſe ihres Bezirks, ſtreichen hiervon ſelbſt die Abgaben ein, und betrügen den Staat. Im Weichbilde Wujuen der Provinz Tſchekiang wächſt vortrefflicher grüner Thee, der in großer Menge ausgeführt wird. In der amtlichen Ortsbeſchreibung iſt aber hiervon nichts zu leſen. Die Kaufleute, welche den Thee nach Schanghai bringen, ſollen hiervon an ihre Mandarine jährlich wenigſtens 20000 Tael (über 80000 Gulden) bezahlen ... Solche Beamte ſpotten natürlich des erhabenen Himmelsſohnes, welcher glaubt, über die nachläſſigen Diener eine harte Strafe zu verhängen, wenn ſie um die Hälfte oder auch die ganze jährliche Beſoldung geſtraft werden, während dieſe manchmal kaum den tauſendſten Theil des Einkommens beträgt. Sie geſtatten den Privaten für gewiſſe Summen die Salzfabrikation, daher in den neueſten Zeiten das geringe Erträgniß dieſes Monopols. Am ärgſten aber ſieht es mit der Land- und Seemacht aus; ſie gereicht dem Staate in voller Wahrheit nur zur Schande. Offiziere ſehen blos auf Gewinn; eine große Anzahl der in den Liſten aufgeführten Soldaten iſt gar nicht vorhanden; den Sold vertheilen die Herren untereinander. Die kaiſerliche Marine ſteht mit den Schmugglern in Verbindung, und ſo wird der Staatsſchatz um Millionen betrogen. Am meiſten Nachtheil bringt aber dem Lande die Opiumeinfuhr in phyſiſcher, moraliſcher wie ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung. Die Bevölkerung verkrüppelt, und es gehen jährlich viele Millionen aus dem Lande." In der That wurden im Jahre 1850—51: 57200 Kiſten Opium in China eingeführt, welche, die Kiſte im Durchſchnitt zu 500 Dollars gerechnet, für 28,660000 Dollars verkauft wurden, wovon an zwei Drittheile reiner Gewinn.

Nicht viel beſſer erſcheinen die Zuſtände in den andern Kreiſen. „Hungersnoth und, in Folge derſelben, anſteckende Krankheiten", ſchreibt ein katholiſcher Sendbote aus Sſetſchuen, „haben in den letzten Jahren dieſe Gegenden in der Weiſe heimgeſucht, daß ſich Alle, Chriſten wie Heiden, am Ende der Täge glaubten. Ein Schrei des Elends und der Verzweiflung erſcholl aller Orten. Was ſoll, hieß es, aus uns werden? Auch die Reichen haben weder Reis noch Geld, und aller Verkehr iſt aufgehoben. Die Räuber, ohnedies ſo zahlreich, vermehren ſich nicht blos hier, ſondern in allen Theilen des Reichs bis ins Unendliche. Sie machen alle Straßen unſicher, dringen ſogar in die Städte ein und leeren, den Dolch in der Hand, am hellen Tage alle Läden. Sie ziehen auf die Marktplätze, überfallen in zahlreichen Haufen die Kaufleute und rauben Waaren, Kleider und Geld im Angeſicht der Beamten, welche nicht die Macht haben, dieſen Ruchloſigkeiten zu ſteuern. Man kann ſich leicht denken, wie es erſt bei Nacht und in den einſamen Gegenden auf dem Lande zugeht"...

„Ich habe in meinem Bezirke", fährt der Miſſionar fort, „ein Schulhaus, worin ungefähr 40 Knaben mit ihrem Lehrer zuſammen wohnen. Einſt in der Nacht, da Alles in tiefem Schlafe lag, wird die Schule überfallen, und dem Lehrer wie den Schülern werden alle Kleider und ſonſtige Habſeligkeiten geraubt. In der That, ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Erde eine Gegend gibt, wo die Menſchheit ſo unglücklich iſt als hier innerhalb dieſer Gebirge. Bei uns in Europa findet doch Jeder, der arbeiten will und kann, Gelegenheit, ſein Leben zu friſten; hier iſt dies aber für einen großen Theil der Bevölkerung ganz unmöglich, und ſelbſt Diejenigen, welche Arbeit finden, verdienen blos ſechs bis acht Kreuzer täglich, wovon ſie auch in dieſem Lande, wo die Lebensmittel gewöhnlich ſo wohlfeil und die Menſchen mit ſo Wenigem zufrieden ſind, ihre Familien nicht ernähren können."

Der 19jährige Prinz, welcher am 25. Febr. 1850 dem Vater Taokuang folgte — er heißt Tſchu und mit dem Zunamen der ſechsten Generation Tetſchu — gilt für einen eifrigen Anhänger der altchineſiſchen Lehre und Staatsweisheit. Der junge Himmelsſohn gab ſeiner Regierungszeit die Ehrenbenennung Hienfong, Glücksfülle, mit welchem Namen er, nach einem herkömmlichen Irrthum, jetzt ſelbſt genannt wird bei den weſtlichen Völkern. Die Miniſter und Unterhändler, die vor 12 Jahren zur Nachgiebigkeit gegen die Engländer riethen, und ſo die Dynaſtie und das Reich vor dem ſichern Untergange retteten, wurden der Treuloſigkeit, des Verraths bezichtigt und entlaſſen. Dieſes Loos traf unter Andern die beiden Mandſchufürſten, Mutſchangah, welcher unter Taokuang als Miniſterpräſident die wichtigſten Geſchäfte des Staats leitete, und Kiſing, den Mittler aller Angelegenheiten zwiſchen den Fremden und der Blume der Mitte. Die neue Regierung zu Peking will nicht dulden, daß ihre Beamten mit den Barbaren verkehren; die alte Weiſe der Abſchließung ſoll hergeſtellt und die erzwungenen Verträge ſollen ſobald als möglich aufgehoben werden. Als im Sommer 1850 Bonham, der britiſche Statthalter von Hongkong, nach dem Peho ging, um ein Schreiben Lord Palmerſton's an den jungen Kaiſer zu überbringen, wurde ihm bedeutet, er möge nach Kanton zurückkehren und ſein Begehr den Kreisbehörden mittheilen. Mutſchangah und Kiſing hatten, wie man aus dem ſtrafenden Erlaſſe vom 21. Nov. 1850 erſieht, zur Nachgiebigkeit gerathen. „Gegenwärtig", heißt es in dem Erlaſſe, „mag das Verderbniß des Reichs, das durch träge Nachläſſigkeit verurſacht worden, ſeinen höchſten Gipfel erreicht haben. Der Tadel des täglichen Rückſchritts in der Verwaltung und der wachſenden Sittenloſigkeit des Volks trifft zuletzt uns; die Aufgabe der höchſten Beamten iſt es nun, das Rechte vorzuſchlagen und das Unrechte zu verbeſſern, und ſo uns beizuſtehen, wo wir Beiſtand bedürfen"... „Mutſchangah hatte als erſter Cabinetsminiſter, während mehrer Regierungen, das Glück, ſeine Tauglichkeit anerkannt zu finden. Aber er hat ſich nicht von den Schwierigkeiten unterrichtet, noch die fleißige Aufmerkſamkeit bewieſen, die nöthig war, um durch guten Rath die Tugend ſeines Souveräns leuchten zu laſſen. Daß er Die, welche eine von der ſeinigen verſchiedene Politik ver-

folgten, ſtürzte, iſt eine Thatſache der tiefſten Entwürdigung. Als nämlich ein Schiff der engliſchen Barbaren in Tientſin ankam, wollte er Kijing als ſeinen Vertrauten abgeſandt wiſſen, damit der ſeine eigene Politik unterſtützen und das ſchwarzhaarige Volk einer Wiederholung frühern Elends preisgeben möge. Die verborgene Gefahr ſeiner Plane aufzudecken, iſt nicht nöthig. Er hat unſere Augen geblendet durch falſche Angaben, um uns an der Wahrnehmung Deſſen zu verhindern, was draußen vorging. Und hierin in Wahrheit liegt ſein Vergehen"... „Die unpatriotiſche Geſinnung Kijing's, ſeine Feigheit und Unfähigkeit ſind zum Verwundern groß. Als er in Kanton war, unterdrückte er das Volk zu Gunſten der Barbaren, und hatte nie die Intereſſen des Staats im Auge. Dies iſt klar erwieſen in den Streitigkeiten über deren Eintritt in die Stadt, wo er auf der einen Seite das göttliche Geſetz der Gerechtigkeit verletzte, auf der andern Seite die natürlichen Gefühle beleidigte, und bei dem Allen nur Feindſeligkeiten verurſachte, wo keine Veranlaſſung dazu war"... „Oftmals, wenn Kijing zu unſerer Gegenwart geladen war, hat er ein freundſchaftliches Verhältniß zu den engliſchen Barbaren betrieben, und wagte ſogar, die verſchiedenen Dienſte aufzuzählen, die ſie uns leiſten könnten. Deſſenungeachtet dachte er, daß wir ſeine Untreue nicht ahnen würden; aber während er ſich beſtrebte, ſein Amt und ſeinen Vortheil zu befeſtigen, wurde ſein Mangel an allen Grundſätzen deſto mehr offenbar. Seine Rede war gleich dem Raſen eines Hundes; daher war er auch weniger ein Gegenſtand des Mitleids. Das Ziel Mutſchangah's iſt ſchwer zu entdecken, das des Kijing offenbar und leicht zu ſehen. Aber die Schuld Beider hinſichtlich ihres Vergehens gegen den Staat iſt gleich. Wenn nun den Geſetzen kein Genüge gethan wird, wie ſollen die Regeln und Pflichten in Achtung gehalten werden und Rechtſchaffenheit in den Herzen der Menſchen hervorrufen? Und müßten wir nicht undankbar ſein für die wichtige Stellung, die uns durch Se. hochſelige Majeſtät angewieſen iſt? Auch wenn wir bedenken, daß Mutſchangah der alte Miniſter dreier Regierungen iſt, ſo können wir nicht umhin, ihn der ſtrengen Züchtigung zu unterwerfen, die er verdient. Er werde daher in großer Gnade ſeines Ranges entäußert und nie mehr zur Beförderung empfohlen"... „Die Unfähigkeit des Kijing iſt außerordentlich; da er aber durch ſchwierige Lagen hart bedrängt war, ſo möge ſich die außerordentliche Gnade auch auf ihn erſtrecken, und ſei er blos degradirt zum fünften Range und ein beobachtender Rath der fünf Gerichtshöfe"... „Das eigennützige Verfahren dieſer beiden Männer und ihr Leichtſinn in Bezug auf ihren Souverän ſind Dinge, welche dem ganzen Reiche offenbar ſind. Da wir aber nichts Übertriebenes thun, ſo haben wir ſie nicht übertrieben hart beſtraft, und unſer Urtheil iſt nach reiflicher Überlegung erfolgt. Wir haben lange darüber nachgedacht, und unſere Diener mögen es glauben, daß es uns ſchmerzlich war zu thun, was nicht vermieden werden konnte."

Zu einem neuen Kriege mit England kann es aber der Hof, wenn er nicht durch die Ereigniſſe hierzu gezwungen wird, wol ſchwerlich kommen laſſen. Die Schwäche des Reichs liegt zu offenbar am Tage. Ringsum an den ſüdlichen und öſtlichen Geſtadelandſchaften ziehen ganze Seeräuberflotten einher, welche nur aus Furcht vor den Engländern, die ſchon mehre ihrer Schiffe vernichteten, hier und da zum Gehorſam zurückkehren. Die kaiſerliche Marine iſt dieſen kühnen abgehärteten Räubern nicht gewachſen. Ein chineſiſcher Fiſcher iſt ein ſehr rauher Menſch, der auf dem Waſſer geboren wird, und dort auch ſtirbt. Seine Familie und alle Umgebungen ſind gleicher amphibiſcher Natur; mit dem Lande haben dieſe Leute wenig Verkehr und kümmern ſich gar nicht um die Ereigniſſe der Welt. Sehr roh und an Entbehrungen von der früheſten Jugend an gewöhnt, werden ſie meiſt Seeräuber, ſcharen ſich in Haufen zuſammen, und greifen die Handelsfahrzeuge an. Seit dem Kriege erlaubte man auch den Booten der Bevölkerung von Macao, die man gegen die Engländer gebrauchen wollte, ſich zu bewaffnen. Dadurch in den Stand geſetzt, auch größere Dſchonken mit Erfolg anzufallen, machen ſie nun das ganze Meer unſicher.

Noch gefährlicher für den Beſtand des Reichs und des regierenden Hauſes ſcheinen die zahlreichen Aufſtände in mehren Kreiſen innerhalb des Reichs, namentlich der gelegentlich ſchon erwähnte zu Kuangſi. Die Aufſtändiſchen ſollen die Hauptſtadt des Kreiſes, Kueilin, eingenommen haben, und von hier aus die nordweſtlichen Marken von Kuangtong beunruhigen. Die großen außerordentlichen Ausgaben zur Dämpfung aller der Aufſtände vermehren noch das ſeit einigen Jahren ſtark anwachſende Deficit in den Finanzen.

Die Chineſen als Colonialvolk und in Californien.

Die Chineſen ſind das größte Colonialvolk Aſiens. Man findet ſie nicht blos an allen Orten ihres großen Reichs, ſondern ringsum auf den Ländern und Inſeln im öſtlichen und ſüdlichen Aſien. In Weltklugheit und Thätigkeit, in Betreff des Landbaus und der Gartencultur, in Geſchick zu allerlei Gewerben und Handelsgeſchäften, ſowie in Hinſicht ihres excluſiven Weſens ſtehen ſie der angelſächſiſchen Race am nächſten. Auch die Chineſen vermehren ſich allenthalben, wo ſie einmal Fuß faſſen, in ſtarker Progreſſion; auch ſie ſind geneigt, nach und nach die einheimiſchen Völker zu beſiegen, zu unterjochen und auszurotten. In der Mongolei ſind ſie die Herren des fruchtbaren Landes und eines großen Theils der zahlreichen Heerden der Nomaden; in Siam hatten ſie vor nicht langer Zeit die Herrſchaft errungen, und zu Bangkok zählen ſie immer noch über 300000 Seelen. Die Spanier und Holländer waren ſchon mehrmals auf den Philippinen und zu Java von den Aufſtänden der zahlreichen chineſiſchen Coloniſten bedroht, welche ſich hier wie auf Borneo eine ſelbſtändige Herrſchaft erringen wollten. Man rechnet ihre Anzahl auf dem aſiatiſchen Feſtlande und im öſtlichen Archipelagus auf wenigſtens drei Millionen Seelen. Die Übervölkerung und die traurigen Zuſtände des Vaterlands haben in den letzten Jahrzehnden eine noch größere Anzahl als früher in die Fremde getrieben, die ſich zum Theil ganz neue Wohnſitze aufſuchten. So begann während der zwanziger Jahre die Auswanderung nach Amerika, vorzüglich nach Braſilien, wo man vermittelſt der arbeitſamen Chineſen mancherlei neue Culturen verſuchte. Chineſen gingen nach Auſtralien, wo ſie bei den zahlreichen Schafheerden Schäferdienſte leiſten; ſie bevölkerten zum großen Theile Singapor und die Hawaigruppe, wo der Kleinhandel ganz und gar in ihren Händen iſt. Seit 1849 ziehen ſie in großen Scharen nach Californien, wo jetzt ſchon an 30000 leben, der ſechste Theil der Bevölkerung im jüngſten Staate der Union. Die Chineſen gelten hier, wie allenthalben, wo ſie ſich niederlaſſen, für die ruhigſten und fleißigſten Anſiedler; ſie leben äußerſt mäßig und gehorchen pünktlich dem Geſetze. Auf dieſe Weiſe kommen ſie in dem Goldlande leicht zu einigem Vermögen, was dann neue Anſiedler herbeilockt. Der Ausgewanderte bleibt nämlich immer in brieflicher Verbindung mit der Heimat und ſendet gewöhnlich den armen Verwandten einen Theil ſeiner Erſparniſſe. Unter den verſchiedenen Feierlichkeiten, womit der Geburtstag Waſhington's am 22. Febr. 1852 zu San-Francisco begangen wurde, iſt der Aufzug von 200 Chineſen vorzüglich bemerkt worden. Voran gingen ihre Gemeindevorſtände, dann folgte eine Muſikbande, die ohrenzerreißende und herzverwirrende Weiſen ſpielte, und hinter ihr ein Fahnenjunker, der ein Panier trug mit der Aufſchrift: „Die chineſiſchen Männer von San-Francisco.“ Das Waſhingtonfeſt zu San-Francisco iſt uns ein Vorſpiel der künftigen großen Völker- und Culturmiſchung im öſtlichen Aſien und weſtlichen Amerika.

Anam und Korea.

Die allgemeine Weltbewegung und Weltverkettung unſerer Tage duldet auch bei den übrigen Völkern des chineſiſchen Culturſyſtems keine Abſchließung mehr. Anam, Korea und Japan werden aus ihrer Ruhe aufgeſcheucht und gewaltſam in den Strom der Begebenheiten hineingeriſſen; ſie verdienen deshalb jetzt mehr als in den frühern Jahrhunderten unſere Beachtung.

Die Länder innerhalb zweier großen Culturſyſteme ermangeln gewöhnlich einer ſelbſtändigen Bildung, einer ſelbſtändigen Geſchichte; die Einflüſſe der mächtigen Nachbarn geſtatten kein beſonderes Leben. Selbſt der Name jener weitgeſtreckten Gauen, welche auf drei Seiten vom Meere und im Norden von Alpen umgeben ſind, die theils zum Mittelreiche, theils zu Hindoſtan gehören, ſteht ſchwankend da in der Weltgeſchichte. Sie werden bald Hinterindien, bald die Halbinſel jenſeit des Ganges genannt, bald auch, eben der beiderſeitigen Einwirkung wegen, indochineſiſche Länder und deren Bewohner indochineſiſche Völkerſchaften. Daſſelbe gilt von den einzelnen Ländern und Städten; ſie heißen nicht ſelten verſchieden in Siam und Birma, in Kambodſcha und Anam, und führen wol überdies eigene Namen bei den benachbarten Malaien und Chineſen. Die Halbinſel iſt durch ſechs Meridianketten in ebenſo viele Längentheile geſpalten, jeder von einem Strome durchfloſſen, welche die ſtaatlichen Verhältniſſe und geſchichtlichen Ereigniſſe beſtimmen. Sie zerfiel, dieſer natürlichen Beſchaffenheit gemäß, bald in ſechs, bald auch in weniger Reiche; es hat ſich in dieſem und jenem Thale bald dieſer und jener Stamm, dieſe und jene Familie zur Herrſchaft emporgeſchwungen. Man findet jedoch in den meiſten Jahrhunderten, vermöge der drei Hauptrinnſäle der, gleichwie die Cultur, außerhalb des Landes entſpringenden Flüſſe: des Irawaddi, der Menam und Makhaum oder Mekon, drei größere Reiche: Anam, Schan und Pegu, oder unter anderm Namen: Kotſchinchina, Siam und Birma. Alle dieſe Reiche ſind jetzt bereits von der meergebietenden europäiſchen Macht umgeben. England beherrſcht im Süden die Geſtadelandſchaften Malakkas, Tenaſſerim, Ye-Tawoi und Arrakan; im Norden die Gebirgslandſchaften Raſchar, Mainpur und Aſſam, wo eine Anzahl urſprünglicher Stämme gegen die herrſchſüchtigen civiliſirten Völker Schutz geſucht und gefunden haben. Schnell naht die Zeit heran, wo die Engländer die unmittelbare Herrſchaft auch über das Innere der vielfach gegliederten Halbinſel erringen werden und müſſen. Enthält ſie doch die ergiebigſten Länder des aſiatiſchen Feſtlands. Hier herrſcht eine große mannichfaltige Fruchtbarkeit des Bodens und ein Reichthum an den verſchiedenſten mineralogiſchen Stoffen. Die ſchönen ſchiffbaren Flüſſe gewähren nach allen Richtungen einen ungehinderten Binnenverkehr, und die Anzahl und Vortrefflichkeit der Häfen bietet eine bequeme Lage für den ganzen Weltverkehr nach Indien und China, nach Auſtralien und Afrika.

Die Bewohner der Halbinſel ſind, gleichwie die Tübetaner, nach körperlicher Geſtalt und Sprache den Völkern des Mittelreichs verwandt; je näher ihre Sitze dieſer Culturheimat des öſtlichen Aſien, deſto inniger iſt auch dieſe Verwandtſchaft. Mit Ausnahme der Anameſen haben ſie aber ſämmtlich ihre Religion und Cultur einzig und allein aus Indien erhalten. Die Literaturen ſind auf dem Grunde der über Ceylon eingeführten Religionsbücher und Legenden des Brahamanismus und Buddhaismus aufgewachſen; ſelbſt die Sprachen der weſtlichen Indochineſen haben durch Aufnahme einer großen Anzahl indiſcher Wörter ihren einſilbigen, chineſiſchen Charakter zum Theil verändert. In den Ländern des obern Laos und Tongking, zu Kotſchinchina, Tſiampa und Kambodſcha, konnte der in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung eindringende Buddhaismus, ſo wenig wie in China ſelbſt, die einheimiſchen Sprachen und Glaubensformen nicht verdrängen. Die altchineſiſche Naturreligion hat ſich hier immer noch als herrſchende erhalten; nur neben ihr findet man bald den Glauben des Königsſohnes von Kapilapura, bald auch den der Taoſſe, der Jünger der grundſätzlich mit dem Buddhaismus verwandten Lehre des Laotſe.

Die ſüdlichen Länder Aſiens waren vor den ariſchen und chineſiſchen Wanderungen von einheimiſchen Völkerſchaften bewohnt, deren Reſte, von den Chineſen Miaotſe genannt und mit verſchiedenen Schimpfwörtern belegt, heutzutage noch innerhalb der Berge und zerſtreut in den Alpenlandſchaften leben. Das chineſiſche Culturvolk überſchritt zu den Zeiten des zweiten Puniſchen Kriegs das Gebirge, Meiling oder Pflaumenkette geheißen, welches den Südweſten trennt vom Norden des Reichs, und hat ſich alle Länder bis herab zum Meere unterworfen. Die Be-

wohner wurden in gleichem barbarischen Zustande wie die Neuseeländer gefunden. Sie suchten ihre Götter durch Menschenopfer zu sühnen; sie zerschnitten sich das Gesicht und den ganzen Körper, wie noch vor einiger Zeit die Laos oder Schan zwischen Kambodscha und Jünnan. Ihre Leichname verbrannten sie, gleichwie die Chinesen in Siam und den andern Ländern der Halbinsel, ganz im Gegensatze zu den Sitten ihrer Heimat, zu thun pflegen.

Der große Herrscher der Tsin, welcher aus den Trümmern der Lehnsreiche den chinesischen Einhaatsstaat begründete — er nannte sich der glänzende König und Herrscher des ersten Geschlechts der Tsin — bediente sich der südlichen Lande zu Strafcolonien. Eine Masse Unzufriedener, Rebellen und Verbrecher wurden nach Jue, d. h. in die jenseitigen mit dem Schwerte eroberten Marken, gesandt, und diese selbst nach ihrer geographischen Lage in Jue des Ostens, des Westens und Südens eingetheilt. Heutzutage werden noch Kuangtong und Kuangsi, Namen, die erst im 14. Jahrhundert aufkamen, unter der Benennung die beiden Jue zusammengefaßt; und die angrenzenden Lande heißen unter andern auch Jue-nan, oder Jue im Süden, wovon die einheimische Benennung Vietnan. Die Halbinsel und ihre einzelnen Marken erhielten im Laufe der Jahrhunderte, von den Fremden wie von den Einheimischen, verschiedene Namen, wie Tongking, östliche Residenz, Kotschinchina, westliches China, Tsiampa und Kambodscha. Die Theile standen unter chinesischen Statthaltern, zerfielen dann in mehre selbständige Fürstenthümer, und wurden endlich zu einem Reiche vereinigt. Man faßt jetzt wol alle Länder, welche auf zwei Seiten vom Meere, im Westen und Nordwesten von China und Siam umgeben sind, unter der Benennung Nyannan oder Anam, d. h. Beruhigter Süden, zusammen. Kaotsong, der dritte Herrscher der Tangdynastie, hat dem Lande diesen Namen gegeben.

Die Könige Anams, welche von dem Hofe zu Peking ihre Belehnung erhalten, suchten sich in den letzten Jahren von den fremden christlichen Völkern völlig abzuschließen. Alle Versuche der Engländer, der Franzosen und Amerikaner, mit Anam in irgend eine gesetzliche Verbindung zu kommen, wurden streng zurückgewiesen. Die Ereignisse in China mochten den Fürsten zur furchtbaren Warnung dienen. König Minh-Menh (1820—41) erstrebte eine Erneuerung der Landesreligion, um sein Volk gegen das Einschleichen der Missionare zu bewahren. Ein Zehntafelgesetz wurde verkündet, welches so geläuterte Vorschriften der Moral und Menschlichkeit enthält, wie sie nur jemals unsere Philosophen erdacht haben. Sein Sohn und Nachfolger Juen Fusuen — Juen ist der Familienname der herrschenden Dynastie — gab seiner Regierungsperiode die Ehrenbenennung Thieutri, und erscheint von *nun an selbst* unter diesem Namen in der Geschichte. Das kaiserliche Decret, mit welchem der König von Peking aus in seinem Lehen bestätigt wurde, ist vom 12. April 1842; die Belehnung selbst ward zwei Monate später von dem Oberrichter des benachbarten Kreises Kuangsi in der Hauptstadt Hue mit großem Pompe vollzogen. Thieutri suchte die Religion und die Gesetze des Reichs zu erhalten und der Wirksamkeit der römisch-katholischen Missionare zu steuern. Es steht in Anam zwar Todesstrafe auf die Verleitung zum christlichen Glauben; der König war aber menschlicher als ehedem die Kirche selbst gegen ihre ungehorsamen ketzerischen Mitglieder. Der Franzose Lefebvre, ein sogenannter apostolischer Vicar, ward nicht verbrannt, sondern blos festgenommen und nach Singapor gebracht. Und doch erschien Capitän Lapierre mit einer Schiffsabtheilung in der Bucht von Turan (1847), um die Regierung, welche blos ihre Gesetze in milder Weise vollzog, wegen angeblicher Mishandlung eines Franzosen zur Rechenschaft zu ziehen. Man gewährte ihm die verlangten Nahrungsmittel, Wasser, Holz und was sonst der Capitän noch fodern mochte. Auf Unterhandlungen ließen sich indessen die Anamesen nicht ein. Auch sollten die Schiffe nach drei Tagen absegeln, sonst würden sie als Feinde behandelt werden. Lapierre fügte sich nicht, und der schwache König wollte sich, so wird wenigstens von den Franzosen berichtet, mit Gewalt Gehorsam verschaffen. Das Schlachten begann (15. April 1847): die Franzosen vernichteten vier Schiffe, tödte-

ten 1200 Mann, und entfernten ſich ſodann. Dies war das erſte bedeutende feindſelige Zuſammentreffen zwiſchen Kotſchinchina und einem weſtlichen Volke. Ein Genoſſe dieſes muthwilligen Mordens wagte zu berichten: man hätte allenthalben im Lande den Muth der Franzoſen während des Kampfes geprieſen, ſowie ihre Menſchlichkeit nach dem Siege. Im Gegentheil, der König nahm ſich das Unglück ſeines Volks ſo zu Herzen, daß er einige Monate nach dieſer Gräuelthat (4. Nov. 1847) ſtarb. Der Sohn und Nachfolger, welcher ſeiner Regierungsperiode den Titel Tuduk, Tugendhafte Nachkommenſchaft, beilegt, hielt es für Pflicht, die Ermordung ſeiner Landsleute und den Tod des Vaters an den Chriſten zu rächen. Schnell nacheinander ergingen mehre Bekanntmachungen gegen die „verdammliche, weſtliche Lehre, welche die Verehrung der Geiſter und Ahnen abſchaffen und das gräuelhafte Gottesſen einführen wolle". Die einheimiſchen Chriſten mußten abſchwören oder verloren ihr Leben unter den größten Peinigungen. Die europäiſchen Miſſionare wurden ans Kreuz geſchlagen, und jeder Verkehr mit dem chriſtlichen Auslande ward unbedingt verboten. Hingegen ſteht Tuduk in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu dem Hofe von Peking. Die Chineſen, welche jetzt die höchſten Regierungsſtellen in Anam einnehmen, ſind es vorzüglich, welche die ſtrengen Maßregeln und die gänzliche Abſchließung anrathen. Man wird jedoch wol dieſen Zuſtand nicht lange gegen die Nachbarn in Hongkong und Singapor behaupten können.

Schon jetzt ſuchen die weſtlichen Kaufherren auf einer andern Seite, von Kambodſcha aus, ſich den Weg nach Anam zu öffnen. Kambodſcha, vor Jahrhunderten ein ſelbſtändiges, blühendes Fürſtenthum, konnte ſich gegen die mächtigen Nachbarſtaaten nicht behaupten; es ward bald Kotſchinchina, bald Siam zinspflichtig, und zahlt wol auch zu gleicher Zeit allen zweien ſeinen Tribut. Der letzte männliche Sproſſe einer langen Reihe von Königen ſtarb im Beginne des Jahres 1836 und hinterließ eine einzige Tochter, welche auf Befehl des Minh-Menh einen Beamten ſeines Hofs heirathen mußte. Anam verlieh zwar ſeinem Diener den königlichen Titel, gebietet aber zu Kambodſcha wie in jeder andern Provinz des Reichs. Zu gleicher Zeit wurde der weſtliche Theil des Landes von den Siameſen in Beſitz genommen. Beide Staaten ſuchten nun ſo viel als möglich aus dem Fürſtenthum zu ziehen. Jeder Widerſtand ward furchtbar gezüchtigt; die Siameſen haben ſelbſt die Fruchtbäume umgehauen und verbrannt. Die unterdrückten und verarmten Bewohner ſowie ihre ſcheinbaren Gebieter ſehnten ſich Bundesgenoſſen herbei, die ihnen zur Erlöſung, zur Selbſtändigkeit verhelfen könnten. Ihre Blicke wendeten ſich nach Singapor, wo die Wünſche der Engländer freundlich begegneten. Ein gewiſſer Monteiro erſchien (1850) als Geſandter des ſogenannten Königs von Kambodſcha zu Singapor, und es wurden mit den einflußreichſten Kaufherren daſelbſt Unterhandlungen angeknüpft. Mehre Schiffe gingen nun nach Kambodſcha ab, und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Engliſche Agenten gingen von dem Hafen Kambot (10° 30′ nördlicher Breite und 104° 16′ 40″ Länge) längs eines ſchönen von Tek und Palmwäldern überwachſenen Flachlandes zur königlichen Reſidenz Udong — ein verfallener Ort mit ungefähr 10000 Einwohnern und 200 engliſche Meilen von Kambot entfernt. Sie fanden allenthalben einen herrlichen, fruchtreichen Boden mit einer ſehr geringen, arbeitsſcheuen und feigen Bevölkerung. Siam und Anam wurden aufmerkſam. Auf ihr Anfragen ward ihnen die Antwort, die Fremden, der Fürſt und ſeine Unterthanen ſuchten blos vortheilhafte Handelsverbindungen zu unterhalten. Unter dieſem Vorwande ſind die weſtlichen Völker von jeher in Aſien aufgetreten, und in dieſer Weiſe werden ſie auch die wenigen noch ſelbſtändigen Lande des Erdtheils an ſich reißen.

Korea, das zweite Feudalreich des Himmelsſohnes, befolgt ſelbſt gegen das Mittelreich ein Syſtem der Abſchließung und Abſperrung. Und doch wußten auch hier die römiſch-katholiſchen Miſſionare einzudringen und ſich Anhänger zu verſchaffen. Die jetzt in Korea regierende Familie hat gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die Dynaſtie Wang geſtürzt und ſich des Reichs bemächtigt. Der jetzige Kö-

nig führt nach der chineſiſchen Ausſprache der Charaktere — im Koreaniſchen lauten ſie anders — den Namen Lihoan, und iſt im Jahre 1840 zur Regierung gekommen. Die Japaneſen behaupten, Korea ſei in Wahrheit ihnen lehnspflichtig; aus Furcht allein füge man ſich der Anmaßung des Mittelreichs. Die Koreaner ſind ein hochgewachſenes ſtämmiges Volk und viel kräftiger als die Bewohner Chinas und Japans. Ein Koreaner, ſagt ein japaniſcher Schriftſteller, braucht gewöhnlich ſo viel als zwei meiner Landsleute. Es iſt ein eigenſinniges, liſtiges, faules Volk und ſehr mistrauiſch gegen die Fremden. Die 14 Häfen des Landes ſind ſtark befeſtigt; ganze Flotten liegen hier, die gut bewaffnet und bemannt ſind, um jeden Angriff zurückzuſchlagen. Die Europäer, welche in den letzten Jahren an den koreaniſchen Küſten Schiffbruch litten, ſind zwar ſcharf bewacht, aber im Ganzen gut behandelt worden. Die Behörden haben ſie chineſiſchen Kauffahrern übergeben und ſo aus dem Lande bringen laſſen.

Die Liéukiéu und Japan.

Der Häuptling der bedeutenden Inſelgruppe Liéukiéu, von den Japanen und den Engländern Lutſchu genannt, erkennt die Oberherrlichkeit der beiden Reiche China und Japan. Die Gruppe, in einem Umfange von 150 Quadratmeilen, hat eine japaniſche Bevölkerung, während die Leute des benachbarten Taiwan oder Formoſa zur malaiſchen Race gehören. Sie wurde in den letzten Jahren mehrmals von engliſchen Kriegs- und Handelsſchiffen beſucht, und ein gewiſſer Dr. Bettelheim, ein ärztlicher Miſſionar aus Ungarn, welcher im Dienſte der engliſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaft ſteht, hat ſich hier ſeit längerer Zeit niedergelaſſen. Der evangeliſche Sendbote iſt durch ein Schreiben der britiſchen Regierung, das vom Dampfer „Sphinx" (Februar 1852) überbracht wurde, dem Regenten empfohlen worden. Er genießt, wie es ſcheint, vollkommene Freiheit und beſchäftigt ſich mit der Überſetzung der Heiligen Schrift in die Landesſprache. Das kleine Inſelreich wurde im vortrefflichen Zuſtande gefunden. Gute Straßen durchziehen das Land von einem Ende zum andern, und über die Flüſſe führen prachtvolle breite Brücken. Die Häuſer ſind ſchön und bequem; die gute innere Einrichtung zeigt von Geſchmack und großem Wohlſtande. Der trefflich angebaute Boden bringt Reis, Zuckerrohr, Taback, viele Gemüſe und allerlei Getreidearten hervor. Die freundlichen, genügſamen und gebildeten Bewohner dieſer herrlichen Inſeln ſcheinen aber nicht lange mehr ihrer Ruhe und ihres Glücks ſich erfreuen zu dürfen. Die Engländer, „unerſättlich wie die Walfiſche und gierig wie der Seidenwurm auf dem Maulbeerbaume", werden auch hier Gelegenheit ſuchen und finden, einen Streit zu beginnen; ſie werden ſich der fruchtbaren, mit herrlichen Häfen verſehenen und für die Schiffahrt in den auſtraliſchen Gewäſſern ſo wichtigen Inſeln bemächtigen, und die Eingeborenen müſſen auch hier, wie auf Neuſeeland und der Hawaigruppe, der angelſächſiſchen Race erliegen.

Der Sturm, welcher ſich bereits ſeit einigen Jahrzehnden um Japan zuſammenzieht, ſcheint hier noch viel eher als über die andern Länder des chineſiſchen Culturſyſtems loszubrechen. Das Reich gegen Oſten — das heißt Japan zu deutſch — beſteht aus drei großen Inſeln: Nippon (Sonnenaufgang), Kiu-ſiu (neun Provinzen), Sikok (vier Reiche) und aus einer Menge kleiner Eilande und Felſen, deren Anzahl ſich nach japaniſchen Angaben auf 3511 beläuft, wovon aber gewöhnlich nur einige ihrer Wichtigkeit wegen namentlich aufgeführt werden. Es gehören überdies mehre auswärtige Beſitzungen zu dieſem Reiche, wie Jeſo und die ſüdlichſten Kurilen Kunaſiri (Kunaſchir), Tſchikotan, Jetorop und Urup, die öſtlich von Nippon gelegenen Mo-nin oder menſchenleeren Inſeln, und der ſüdliche Theil der Inſel Tarakai oder Krafto, von den Japanern auch Kito Jeſo oder das nördliche Jeſo genannt. Der Umfang aller der von den Japanern zu ihrem Reiche gerechneten Länder beläuft ſich, nach einheimiſchen Karten, auf 7400 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 25 Millionen Einwohnern.

Während der ganzen Zeit ſeit der Vertreibung der Jeſuiten und der Ausrottung des Chriſtenthums — es ſind jetzt mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen — erfreut ſich Japan unter ſeiner altchineſiſchen Feudalverfaſſung einer ungeſtörten Ruhe und Wohlfahrt. Das ganze Reich iſt in einem blühenden Zuſtande, und in allen Künſten des Friedens und des Kriegs weniger hinter der Zeit zurückgeblieben als China, das Mutterland ſeiner Cultur. Das Lehnsweſen, welches im Mittelreiche einem ausſchließenden Beamten- und Verwaltungsſtaate weichen mußte, hatte hier Kraft genug, ſich gegen alle deſpotiſchen Gelüſte der Machthaber, die unter dem Ehrentitel Dairi oder Mikado bekannt ſind, zu behaupten, wodurch eine gewiſſe Friſche und Selbſtändigkeit bewahrt wurde. An der Spitze der Feudalherren ſteht, wie im Frankenreiche zu den Zeiten der Merovinger, ein erblicher Hausmeier, Seogun oder Herzog geheißen. Die Hausmeier haben auch hier im Laufe der Zeit die Fürſten der eigentlichen Macht entkleidet und zu einem Opferkönig oder Oberprieſter herabgedrückt. Die Bevölkerung, eine Abtheilung der Ainosfamilie, welche mit den Lieukieu beginnt, ſich hier nach Jeſo und Tarakai, nach Kamtſchatka, den Kurilen und Aleuten erſtreckt, übertragt bei weitem an Körper wie an Geiſt die mongoliſchen Chineſen; ſie iſt auch nicht in dem Grade von der Väter Weiſe in Bande geſchlagen. Das jeſuitiſche Chriſtenthum hatte hier in den erſten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts ſolche tiefe Wurzeln geſchlagen, daß es nur vermittelſt einer rückſichtsloſen Grauſamkeit ausgerottet werden konnte. Zwiſchen den Tod unter den furchtbarſten Qualen und den Abfall geſtellt, haben einige Hunderttauſende den erſten vorgezogen. Das Reich ward jetzt allen Fremden, mit Ausnahme der dienſtfertigen Holländer und der Chineſen, auf ewige Zeiten verſchloſſen. Vergebens haben Spanier und Portugieſen, die benachbarten Ruſſen und die meerbeherrſchenden Engländer, vergebens Franzoſen und Amerikaner unter tauſenderlei Vorwänden geſucht, den Bann zu brechen: ſie ſind ſämmtlich ſchmachvoll behandelt und mit Härte zurückgewieſen worden. Die großen Staaten, zu welchen in unſern Tagen auf den Geſtadelandſchaften längs des Stillen Oceans der Grund gelegt wird, wollen und können wol auch nicht der herrlichen Zwiſchenſtationen entbehren auf der Waſſerſtraße von Californien und Oregon nach dem öſtlichen Mittelreiche und den weitgeſtreckten Marken der Tatarei. Sie ſpotten des ausſchließenden Völkerrechts der Dairi und des Grundſatzes der Nichtintervention.

Die Fahrzeuge Japans ſind wie die chineſiſchen ſehr gebrechlicher Art und ihre Capitäne im Seeweſen wenig erfahren. Man findet deshalb ringsum auf den Inſeln und dem Feſtlande, in der Boningruppe und Tarakai, zu Kamtſchatka wie längs der Geſtadelandſchaften Koreas und Chinas nicht ſelten ſchiffbrüchige oder durch Gegenwinde verſchlagene Bewohner des öſtlichen Inſelreichs. Ruſſen und Franzoſen, Engländer und Amerikaner ſuchten nacheinander das Unglück dieſer armen Leute zu ihrem Vortheile auszubeuten. Man will ſich den Gebietern Japans durch Zurückführung ihrer Unterthanen empfehlen; man will dadurch freien Zutritt im Lande und einen Antheil an dem gewinnreichen Verkehre erhalten. Bis jetzt ſind alle dieſe Verſuche mislungen. Die Japaneſen ſehen die hinter der ſcheinbaren Menſchlichkeit lauernde Selbſtſucht. Seitdem die Vereinigten Staaten den erſten Verſuch dieſer Art machten, ſind bereits 15 Jahre verfloſſen. Zwei Miſſionare, unſer Landsmann Karl Gützlaff und der Amerikaner Wells Williams, fuhren in dem Schiffe „Morriſon", welches einem amerikaniſchen Handelshauſe, Olyphant und Comp. zu Macao gehörte, nach Japan, und gingen in der Bucht Jedo vor Anker, wie ſie vorgaben, einzig und allein zu dem Endzwecke, um ſieben Leute, welche an den Küſten Chinas ſtrandeten, in ihr Vaterland zurückzubringen. Die Japaneſen waren aber in Macao im Chriſtenthume unterrichtet und zu weſtöſtlichen Kundſchaftern herangebildet worden. Die Regierung des Seogun empfing die fremden wie die eingeborenen Spione mit ſchwerem Geſchütze, und der „Morriſon" konnte von Glück ſagen, daß er unbeſchädigt entkommen und nach Macao zurückſegeln durfte. Acht Jahre ſpäter (1845) rettete ein nordamerikaniſcher Walfiſchjäger 22 andere Japaneſen und brachte

ſie nach Jedo, wo die Kubo oder Seogun, die erſten Herzoge der Lehnsariſtokratie ihren Hof halten. Das fremde Schiff ward alsbald vermittelſt eines dreifachen Kreiſes japaniſcher Boote umzogen und Keinem ſeiner Leute die Landung geſtattet. Man reichte Capitän Cooper alles Nöthige, ſelbſt Alles, was er wünſchte, befahl ihm aber, noch an demſelben Tage abzuſegeln und niemals wieder vor Jedo zu erſcheinen. Den Landsleuten wurde aus Gnade die Heimkehr geſtattet. Nach dem Geſetze gebührte ſie ihnen nicht. Denn ſchon im Jahre 1843 ward beſtimmt, die Schiffbrüchigen könnten nur auf holländiſchen Fahrzeugen ins Vaterland zurückkehren; die unter andern Flaggen würden von nun an nicht mehr aufgenommen. Dieſer japaniſche Erlaß iſt vermittelſt der niederländiſchen Geſandtſchaft allen ſeefahrenden Nationen mitgetheilt worden.

Hinterliſt führte nicht zum Ziele; Täuſchung, Anmaßung und Gewalt traten an deren Stelle. Commodore James Biddle ſegelte im Auftrag der Regierung zu Waſhington mit den Schiffen „Columbus" und „Vicennes" nach Japan, und gelangte am 20. Juli 1846 in die Bucht von Jedo. Der Hafenbeamte erſchien in Begleitung eines holländiſchen Dolmetſchers und fragte, was die Fremden wollten. „Die Vereinigten Staaten", entgegnet der Commodore, „wünſchen in Erfahrung zu bringen, ob nicht Japan, gleichwie China, ſeine Uferlandſchaften dem auswärtigen Verkehre geöffnet habe? In dieſem Falle gedenkt Amerika mit den Gebietern des Landes, unter denſelben Bedingungen wie im Mittelreiche geſchehen, einen Handels- und Freundſchaftsvertrag abzuſchließen." Zu gleicher Zeit wollte Biddle dem Japaneſen Abſchriften der engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Tractate mit China überreichen. Sie wurden in artiger, aber entſchiedener Weiſe zurückgewieſen. Die Schiffe blieben während ihres ſiebentägigen Aufenthalts ebenfalls mit einer dreifachen Reihe von Booten umgeben, und Niemandem ward die Landung geſtattet. „Japan verkehre blos", ſo lautete am 27. Juli 1846 die Antwort der Regierung von Kio oder Miyako, wo die Dairi reſidiren, „mit den Holländern und Chineſen und dies blos zu Nangaſaki; man denke nicht daran, von dieſer Sitte abzuweichen, man werde keine neuen Häfen eröffnen und niemals einen Handelsvertrag ſchließen." Der Commodore kehrte nun unverrichteter Dinge zurück, und man mußte in den Vereinigten Staaten auf neue Künſte ſinnen, um Japan auszukundſchaften und zu berücken.

Die Nachkommen der Sachſen in Amerika lieben es, die Thaten ihrer Ahnen aus den Zeiten der verfallenden Römerherrſchaft zu erneuern; ſie berühmen ſich dieſes Namens der Sachſen und wollen damit manches unwürdige Getriebe beſchönigen. „Wir ſind", ſo hört man ſie wol ſagen, „die ebenbürtigen Söhne der Altvordern. Wie ehemals Hengiſt und Horſa gethan, ſo überziehen jetzt unſere Häuptlinge, unſere Seekönige mit ihrem allenthalben zuſammengerafften Gefolge die Länder der Nachbarn; wiederholt zurückgewieſen, wiederholt zurückgeſchlagen, erſcheinen ſie immer wieder von neuem; Niederlagen ſchrecken ſie nicht; friſche Scharen erſetzen die Reihen der Gefallenen. So auf dem Feſtlande Amerika, ſo auf den Inſeln Cuba und Japan." Im Juni 1848 landeten in Japan 15 Amerikaner, vorgebend, ſie ſeien von dem Walfiſchfänger „Ladoga" wegen ſchlechter Behandlung entflohen. Einige Monate ſpäter ließ ſich ein anderer „Neuſachſe", Archibald M'Donald, ein Mann von Vermögen und Einfluß — er bekleidete eine bedeutende Stelle bei der Hudſonsbai-Geſellſchaft — an der Küſte Japans ausſetzen, um die Sprache dieſes Oſtlandes, ſeine Productionsfähigkeit und Handelsverhältniſſe kennen zu lernen. Alle dieſe Kundſchafter wurden gefangen genommen. Im Beginne des folgenden Jahres kam die Kriegsſchaluppe „Preble" nach Nangaſaki, um über das Schickſal der Abenteurer Kundſchaft einzuziehen. M'Donald und die Andern wurden gerne losgelaſſen, und das amerikaniſche Fahrzeug brachte ſie wohlbehalten nach Hongkong zurück. Da alle die Künſte, um mit Japan anzuknüpfen, an der Geradheit und Vorſicht ſeiner Regierung geſcheitert waren, griff man nach der Gewalt, um das vorgeſteckte Ziel zu

erreichen. Im Frühjahre 1852 wurde von den Vereinigten Staaten ein Geſchwader mit Landtruppen nach Japan geſendet, um in einer oder der andern Weiſe „den unbeweglichen läſtigen Stein des Anſtoßes auf der großen Waſſerſtraße zwiſchen Californien und Schanghai aus dem Wege zu räumen". Nach neueren Nachrichten jedoch hat man dieſe Expedition wieder aufgegeben, weil Holland die Vermittlerrolle übernommen habe, um Japan zu bewegen, auf ſein Ausſchlußſyſtem zu verzichten und nordamerikaniſche Schiffe landen zu laſſen. Die Vereinigten Staaten hätten gar manche Unbill zu rächen, welche ihre geſtrandeten Walfiſchfänger erfuhren, ſo das grauſame Betragen gegen Capitän Baker. Die Verhältniſſe dürften nicht länger in dieſem barbariſchen Zuſtande bleiben; ſie müßten durch Verträge eine völkerrechtliche Baſis erhalten.

Der Oberprieſter Kuſyo und der Hausmeier Safu, ſo heißen jetzt die beiden Gebieter Japans, ſcheinen entſchloſſen, nicht nachzugeben und der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen. Bald nach dem Friedensſchluſſe zu Nanking verſuchte die niederländiſche Regierung den tiefen, ſchmerzlichen Eindruck, welchen die Demüthigung des Taokuang in Japan hervorgerufen hat, zu benutzen, um eine Verſtändigung mit den ſeefahrenden Nationen herbeizuführen. König Wilhelm II. ſchrieb (1844) dem Seogun, und trug ihm im Namen der weſtlichen Handelswelt die Bitte vor, er möge freiwillig einige Häfen öffnen, um Japan vor ähnlichem Unglücke, das China betroffen, zu bewahren. Nach einem Verlaufe von zwei Jahren erfolgt die Antwort: „Man habe zu Jedo und Miyako die großen Ereigniſſe im Mittelreiche ſorgfältig erwogen. Aber eben dieſe Ereigniſſe beſtimmen Japan, den Rathſchlägen des Königs nicht zu folgen; man gedenke auch ferner, das einzige Heil in völliger Abſchließung zu ſuchen. Hätte China den Engländern nicht geſtattet, ſich in Kanton in dem Grade auszudehnen und feſtzuſetzen, daß ſie im Lande Wurzel ſchlagen konnten, dann wäre es wol gar nicht zum Kampfe gekommen. Und wenn auch, ſo müßten die Engländer in dieſem Falle ſo machtlos geblieben ſein, daß ſie in dem ungleichen Kampfe mit dem großen Mittelreiche ſchnell unterlegen wären. Dies dient uns neuerdings zur warnenden Lehre in der Behandlung der Fremden. Mein Ahne im fünften Gliede hat den Niederländern den Zutritt geſtattet, und ſie haben ſich dieſes Vorrechts durch Gehorſam und Freundſchaft würdig bewieſen. Jedes andere weſtliche Volk wird aber, wie bis jetzt geſchah, ſo auch in Zukunft von unſern Ufern zurückgewieſen, und man wird ſehen, daß wir glücklicher bei unſerer Weiſe leben als die Chineſen bei der ihrigen." Die Gebieter Japans werden ſich indeſſen täuſchen; die Iſolirung iſt nicht mehr haltbar; das öſtlichſte Inſelreich der Erde wird ebenfalls der Weltbewegung zurückgegeben werden müſſen.

Die Geſchichte unſers Geſchlechts beginnt mit einzelnen wilden Stämmen, die im Laufe der Jahrhunderte das Menſchthum herausbilden und in Völker und Staaten zuſammenwachſen. Nach und nach entſtehen Völker- und Staatenvereine, die große Ländergebiete einnehmen und ſelbſt ganze Erdtheile beherrſchen. Der neuen Zeit genügt dies nicht mehr; ſie will die ganze Erde umfaſſen. Das europäiſche Staatenſyſtem hat ſchon längſt Europa überſchritten; mit einem Fuße ſteht es in Aſien und mit dem andern in Amerika. Selbſt Afrika iſt hereingezogen. Und ſo wird die Menſchheit, im Kriege oder im Frieden, immer weiter und weiter ſchreiten, bis alle Länder und Inſeln, alle Marken und Gauen zu einem Ganzen ſich einen und ſcharen, bis endlich die getrennten Staatengruppen in einem Weltſtaatenſyſteme zuſammenfließen.

Die Alpen vom Standpunkte der neuesten Forschungen.

Die Alpen bilden das höchste Gebirge des europäischen Festlandes, sie werden an Ausdehnung und Höhe nur von einigen Gebirgen Asiens und Amerikas, vom Kaukasus, den Cordilleren und dem Himalaja übertroffen. Ihre imposanten blauen Bergketten sind schon aus weiter Ferne in Süddeutschland, Frankreich und Italien sichtbar. Der zauberische Anblick, welchen diese schneebedeckten Gipfel hier als Hintergrund reicher Landschaften gewähren, wird nur durch die Großartigkeit der Scenerie und die stets neuen Wechsel der Formen übertroffen, welches das Innere des Gebirgs selbst darbietet. Seit langen Jahren wird hierdurch stets eine große Zahl von Reisenden in die verschiedenen Theile der Alpen, nach der Schweiz, nach Tirol oder nach Savoyen gezogen. Jene, welche durch ihre Neigung und ihre Studien zu einer nähern Betrachtung der Naturerscheinungen sich hingezogen fühlen, fragen dann nicht selten voll Erstaunen nach den Kräften, welche gerade hier ein so mächtiges Gebirge aufthürmen und so mannichfache Formen und Abwechselungen der Thäler, Kämme und Bergspitzen hervorrufen konnten. Ich werde versuchen, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft diese und ähnliche Fragen so viel als möglich zu beantworten, und die wichtigsten Momente in der äußern Gestaltung und in dem innern Bau und der Bildungsweise des Alpengebirges dem Leser vorzuführen.

I. Geographie und Orographie.

Die Alpen befinden sich zwischen dem 23. und 34.° östlicher Länge, und dem 44. bis 48.° nördlicher Breite. Ihre Breite wächst im Allgemeinen in den östlichen Theilen, im Vergleiche zu den westlichen; sie schwankt von 20 — 40 Meilen. Im Westen werden sie durch das Thal der Rhone und die provençalische Ebene, im Osten durch die ungarischen Tiefländer, im Süden durch das Adriatische und Ligurische Meer, durch die lombardische und piemontesische Ebene begrenzt; im Norden stoßen sie an den Jura; ferner werden sie weiter östlich durch die bairischen und östreichischen Ebenen von dem Böhmerwalde und den mährischen Gebirgen geschieden.

Es dürfte nicht unpassend sein, einer übersichtlichen Darstellung dieser mächtigen Gebirgsmassen einige Betrachtungen über Orographie im Allgemeinen vorauszuschicken. Etwas bedeutende Erhöhungen der Erdoberfläche werden im Allgemeinen Berge genannt, die minder bedeutenden Erhebungen heißen Hügel, und noch geringere Anhöhen oder Höhen. Zwischen den einzelnen Bergen oder Bergzügen befinden sich Depressionen der Erdoberfläche, nämlich die Thäler. Um ein klares Bild von der Plastik der Erdoberfläche zu erhalten, ist es zugleich sehr wesentlich, zwischen der relativen Höhe eines Berges zu unterscheiden, d. h. zwischen der Erhebung über die zunächst liegenden Ebenen oder Thäler, und zwischen seiner absoluten Erhebung über den Spiegel des Meeres, welcher als allgemeine Basis für Betrachtungen von Höhen angenommen wird. Nach der schönen Definition des berühmten Geographen Karl Ritter wäre das Gebirge zu betrachten als die Summe der nach einer gewissen Ordnung und nach gewissen Gesetzen und mit bestimmter Begrenzung zusammengruppirten Berge; das Gebirge ist also gleichsam ein Ganzes, dessen einzelne Theile die Berge und Kämme bilden. In der Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts glaubten die Geographen einen allgemeinen Zusammenhang und eine nach gewissen geometrischen Gesetzen stattfindende Vertheilung der Gebirge über die Erdoberfläche annehmen zu müssen. Man glaubte eine Aneinanderreihung derselben nach gewissen Meridianen oder Breitegraden zu erkennen; jedoch eine genauere Untersuchung der orographischen Verhältnisse, und besonders des geologischen Baus der Gebirge hat das Unrichtige dieser zu voreiligen Generalisationen gezeigt.

Berge und Erhebungen können auf sehr verschiedene Weise zu Gebirgen zusammentreten. Man unterscheidet vor allem Hochländer (Plateau), welche große

Wölbungen der Erdoberfläche darstellen, in denen zusammenhängende Massen weit über das Niveau des Meeres aufgebläht wurden, und eigentliche Gebirge, welche aus verschiedenen Bergketten, Kämmen und Gipfeln zusammengesetzt werden. Die Länge und Ausdehnung einzelner dieser Bergketten ist oft sehr bedeutend; es beträgt z. B. die Länge der ganzen Himalajagruppe 1200 Meilen, jene der Cordilleren von Südamerika 1000 Meilen, der nordamerikanischen Andeskette 800 Meilen, jene der europäischen Alpen, ebenso wie des Kaukasus 130 Meilen. Durch die verschiedenen Gebirgserhebungen wird die Erdoberfläche in einzelne größere und kleinere Becken getheilt. Es ist dabei eine alte Erfahrung, daß die Gebirge ländertheilende und völkerscheidende Grenzen sind, und gerade die Alpen bieten einen schönen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansichten dar. Wer erinnert sich nicht z. B. an ihre historische Bedeutung bei vielen der wichtigsten Völkerkriege. Seit dem berühmten Zuge Hannibal's, welcher durch die französischen Alpen, den kleinen St.-Bernhard und das Onstathal ging, wo man noch jetzt zuweilen Spuren davon findet, waren Heereszüge über diese mächtige Kette stets mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, welche die deutschen Kaiser bei ihren Römerfahrten ebenso wie die Heere der Neuzeit im Anfange dieses Jahrhunderts vielfach in ihren Bewegungen hinderten. Für den Handelsverkehr nicht minder wie für die Anlage von Straßen und besonders in neuerer Zeit von Eisenbahnen sind die Alpen stets eine wichtige Scheidewand geblieben.

Die Alpen bilden eine Gebirgskette weit länger als breit. Man bemerkt in ihrer Richtung eine große Umbiegung, indem der eine, kürzere Theil, von den blauen Fluten des Meeres bei Nizza bis nach Savoyen fast genau von Süden nach Norden streicht. Von da ab hingegen bis in die ungarische Ebene, wo sich die Gesteine der Alpen unter den neuern Bildungen verlieren, zieht das Gebirge von Westen nach Osten, oder genauer von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost. Die höchsten Theile befinden sich bei einem Querschnitte, den man an irgend einem Punkte über die Breite der Alpenkette legt, so ziemlich in der Mitte, während die beiden Ränder des Gebirgs im Allgemeinen von niedern Bergketten gebildet werden. Die Kenntniß der absoluten Erhebung ist besonders in einem so großen Gebirge von hohem Interesse. Ich werde daher, ehe ich auf die specielle Gliederung des Alpensystems in einzelne Gruppen eingehe, einige der wesentlichsten hypsometrischen Daten voranstellen.

a) Hypsometrie.

Die genaue Untersuchung der Erhebung einzelner Punkte der Erdoberfläche über das Niveau des Meeres ist ein Verdienst, welches hauptsächlich der neuern Zeit angehört, und es muß bei unserm jetzigen Standpunkte die Unkenntniß der Völker des Alterthums uns in der That überraschen, welche über ähnliche Verhältnisse nicht selten die übertriebensten Vorstellungen hatten. Ja, selbst vor 100 Jahren wurde z. B. noch in Scheuchzer's „Naturgeschichte des Schweizerlandes" der St.-Gotthard als der höchste Berg der Alpen angeführt, und hierfür der Grund angegeben, daß von keinem andern eine gleiche Anzahl so mächtiger Flüsse entspringe. Horace Benoit de Saussure, der berühmte genfer Naturforscher, war der Erste, welcher eine große Reihe der sorgfältigsten hypsometrischen Bestimmungen in den Alpen ausführte. Ich darf hier überhaupt erwähnen, daß dieser ausgezeichnete Geologe und Physiker (geb. 1740, gest. 1799) am meisten zur wissenschaftlichen Kenntniß des so interessanten Alpengebirgs beigetragen hat, indem sein meisterhaftes Werk: „Voyages dans les Alpes" (4 Bde., Genf 1779—96) die reichhaltigste Sammlung von geologischen, metereologischen und physikalischen Beobachtungen hierüber enthält. Er war es bekanntlich auch, welcher im Jahre 1787 den Gipfel des Montblanc bestieg. Das Aufsehen, welches seine geistreichen Beobachtungen erregten, war von wesentlichem Einflusse auf den Fortgang dieser Wissenschaften und auf die wichtigen Untersuchungen, welche später in ähnlicher Richtung von unserm berühmten Landsmanne, Alexander von Humboldt, in Amerika und in Asien ausgeführt wurden.

Die hypsometrische Kenntniß der Alpen wurde später besonders durch die großen trigonometrischen Arbeiten vervollständigt, welche durch die Regierungen von Östreich, Sardinien, der Schweiz, Baiern und Frankreich über das ganze Gebiet der Alpen ausgedehnt wurden. Hierdurch und durch mehre Reihen von barometrischen Beobachtungen ward eine große Zahl hypsometrisch bestimmter Punkte erhalten.

Die mittlere Kammhöhe ist in den Mittelalpen am bedeutendsten, 8—12000 Fuß; sie fällt in den Westalpen von Norden gegen Süden auf 10—5000 und in den Ostalpen von Westen gegen Osten auf 8—3000. Die Gipfelhöhe beträgt in den Mittelalpen 8—14000 Fuß, in den Westalpen 6—13000 und in den Ostalpen 5—11000. Zugleich muß man hervorheben, daß der Abfall der Alpen im Allgemeinen gegen Süden tiefer, steiler und kürzer ist als die Abdachung gegen Norden.

Ich lasse hier eine Höhenübersicht für einige der bedeutendsten und am meisten bekannten Alpengipfel folgen, wobei ich mich großentheils an die neuerdings in dem Werke von H. und A. Schlagintweit („Untersuchungen über die physische Geographie der Alpen", Leipz. 1850) gegebene Zusammenstellung anschließe. Die Höhen der schweizer Hochalpengipfel sind den im Auftrage der Tagsatzung von Eschmann herausgegebenen Vermessungen entnommen:

Montblanc	14809	pariser Fuß *).	
Monte-Rosa	14284	"	"
Mont-Cervin oder Matterhorn, in der Nähe des Monte-Rosa im Canton Wallis, eine der steilsten und merkwürdigsten Felsennadeln	13858	"	"
Das Finsteraarhorn, der höchste Punkt der eigentlichen Schweizeralpen, Canton Bern	13159	"	"
Die Jungfrau, im Berner Oberlande	12828	"	"
Der Grand Pelvoux, östlich von Briançon	12612	"	"
Das Schreckhorn, im Berner Oberlande am Rande des Aargletschers	12566	"	"
Der Mont-Iseran in Savoyen	12456	"	"
Der Groß-Glockner an der Grenze von Tirol und Kärnten, der höchste Punkt der östlichen Alpen	12158	"	"
Die Ortelesspitze an der Grenze von Tirol und der Schweiz	12059	"	"
Die Weißkugel, der höchste Punkt der ötzthaler Gruppe in Tirol	11840	"	"
Der Monte-Viso, der höchste Punkt der südlichen Alpen, eine sehr isolirte und weithin sichtbare Pyramide	11808	"	"
Die Wildspitze in Tirol	11592	"	"
Das Wetterhorn im Berner Oberlande, in der Nähe des Grindelwald-Gletschers	11412	"	"
Die Dent-Parassée in Savoyen	11388	"	"
Der Galenstock zwischen dem Ursprunge der Rhone und Reuß	11330	"	"
Tödi im Canton Glarus	11152	"	"
Der Similaun in Tirol	11135	"	"
Das Suftenhorn, östlich vom Galenstock	10910	"	"
Roche St.-Michel, höchster Punkt des Mont-Cenis	10752	"	"
Das Titlis-Signal, Schweizeralpen	9958	"	"
Die Zugspitze in den bairischen Kalkalpen	9069	"	"
Terglou, der höchste Punkt der Julischen Alpen	8766	"	"
Der Watzmann in den salzburger Alpen	8184	"	"
Der Monte-Baldo, südliche Alpen, in den Umgebun-			

*) 1 pariser Fuß = 0,325 Meter = 1,028 wiener Fuß = 1,035 preußische Fuß.

gen des Gardasees, weithin sichtbar in der lombardischen Ebene . . . . . 7081 pariser Fuß.
Der Schneeberg in den östlichen Alpen von Östreich 6370 „ „
Rigi-Culm, in der äußersten Vorkette von Nagelflue der Schweizeralpen . . . . . 5541 „ „

Zur Vergleichung mit diesen Höhen kann ich an einige der höchsten Erhebungen der Erdoberfläche erinnern. Es erreicht z. B. der Kinchinjinga oder Kintschindschinga im Himalaja nach den neuesten Messungen der englischen Offiziere 26438 pariser Fuß, er ist somit der bis jetzt bekannte höchste Punkt der Erdoberfläche.

Der Nanda-Dewi im Himalaja . . . . . 24156 pariser Fuß.
Der Chimborasso in den Andes von Quito . . . 20100 „ „
Der Schneeberg von Sorata in den bolivianischen Anden . . . . . 19974 „ „
Der Illimani . . . . . 19834 „ „
Der Elbrus, die höchste Spitze des Kaukasus . . 16800 „ „
Der Popocatepetl, ein Vulkan auf dem Plateau von Mexico . . . . . 16626 „ „ *)

Für die orographische Gestaltung eines Gebirgs, und besonders für den Eindruck, welchen dasselbe auf den Beschauer aus der Entfernung hervorbringt, ist die Erhebung der Ebenen von Wichtigkeit, welche sich rings um seine Basis ausbreiten. Als allgemeinstes Gesetz für die Alpen ist hervorzuheben, daß die Ebenen an ihrem südlichen Fuße in der Lombardei und Piemont weit tiefer liegen als jene, welche sie im Norden, in Östreich, Baiern und der Schweiz begrenzen. Es beträgt z. B.

die Höhe von Salzburg 1259 Fuß,
„ „ „ München 1773 „
„ „ „ St.-Gallen 1700 „
„ „ „ Bern . . 1790 „
„ „ „ Genf . . 1253 „

während in der Poebene Turin nur 857 Fuß hoch liegt, Tolmezzo 938, Mailand 431 u. s. w.

b) Gliederung der Alpen.

Eine Trennung der Alpen in verschiedene große Gruppen ergibt sich schon bei einer ganz allgemeinen Betrachtung, da ja mehre Theile der Alpen selbst ganz andern Fluß- und Meeresgebieten angehören. Die Westalpen gehören z. B. den Gebieten des obern Po, der Rhone und der ligurischen Küstenflüsse an; die Mittelalpen denen des Rhein und der Nordsee; die Ostalpen dem adriatischen und Donaubecken.

In Rücksicht auf die Höhe unterscheidet man zunächst: a) Voralpen bis 5000 Fuß, ungefähr bis zur Grenze des Holzwuchses; b) mittlere Alpen bis 8000 Fuß, bis zur Grenze des ewigen Schnees; c) Hochalpen von 8—14000 Fuß, an vielen Stellen von Schnee und Gletschern bedeckt.

Die wichtigsten Theile, welche die Geographen schon seit längerer Zeit in den Alpen unterschieden haben, sind: 1) Die Meeralpen, zwischen Nizza und der Provence, vom Monte-Viso bis zum Mittelländischen Meere. Jener Theil derselben, der sich unmittelbar bis an die Apenninen, bis zum Col di Tenda erstreckt, wird von den Geologen noch speciell mit dem Namen Ligurische Alpen bezeichnet. 2) Die Cottischen Alpen, vom Monte-Viso bis zum Mont-Cenis; sie trennen Piemont und Dauphiné. 3) Die Grauen oder Grajischen Alpen, vom Mont-Cenis über den Iseran bis zum Col de Bonhomme. 4) Die Penninischen oder Walliseralpen, über den Montblanc, Monte-Rosa bis zum Simplon. 5) Die Lepontischen oder Helvetischen Alpen, von Wallis über die Berner Alpen und den St.-Gotthard bis

*) Vgl. über diese neuesten hypsometrischen Bestimmungen der höchsten Erhebungen der Erde: A. von Humboldt, „Ansichten der Natur", I, 75.

nach Graubünden. Es schließen sich an dieselben im Norden die niedrigern Züge der Kalkalpen, des Vierwaldstätterſees, der Cantone Glarus, Schwyz und Thurgau an. 6) Die Rhätiſchen Alpen, vom Bernhardino durch Graubünden und Tirol bis zum Brennerpaſſe, an welche ſich nördlich die algauer und bairiſchen Kalkalpen anſchließen. 7) Die Noriſchen Alpen, deren innerſte Theile von dem hohen Kamme der Tauern eingenommen werden. Sie erſtrecken ſich über die Dreiherrenſpitze, den Großglockner, das Weisbachhorn bis nach Steiermark; ihre nördlichen Vorketten ſind die ſalzburger und oberöſtreichiſchen Gebirge, während im Süden die trientiniſchen Alpen ſich an dieſelben anſchließen. 8) Die Karniſchen Alpen, von Pelegrino zwiſchen der Sau und Drau bis zum Terglou. Sie beſtehen im Weſten aus drei Parallelketten, von denen die nördlichſte, die höchſte, kaum die Schneegrenze erreicht, die mittlere, im Süden des Drauthals, zu mittlerer Alpenhöhe herabſinkt und oſtwärts in Geſtalt rundlicher Waldberge durch die ungariſchen Ebenen bis in die Nähe der Saumündung fortſetzt. 9) Die Juliſchen Alpen, über den Terglou und Loibel. Sie ſetzen ſich fort in das merkwürdige Kalkplateau des Karſt, ausgezeichnet durch Zerriſſenheit ſeiner zwar nicht hohen Ketten. 10) Die Dinariſchen Alpen, welche, weiter ſüdlich ſich erſtreckend, mit dem Balkan zuſammenſtoßen und die ganze Weſtſeite der griechiſchen Halbinſel einnehmen.

Betrachtet man die Alpen nicht nur in geographiſcher, ſondern auch in geologiſcher Beziehung, wobei hauptſächlich die Verbreitung und Richtung einzelner Felſenarten zur Richtſchnur dienen muß, ſo wird die Sonderung der Alpen in einzelne voneinander weſentlich verſchiedene Gruppen noch weit deutlicher, und man wird zu gleicher Zeit veranlaßt, noch mehre weſentliche Unterabtheilungen zu treffen. Dies iſt ein ſehr wichtiges Reſultat, welches man hauptſächlich der neuern Geognoſie verdankt, während noch am Anfange dieſes Jahrhunderts der verdienſtvolle Ebel geglaubt hatte, die Alpen ſeien durch die Aneinanderreihung mehrer paralleler Ketten hervorgebracht, welche man zuſammenhängend längs der ganzen Erſtreckung der Alpen verfolgen konnte. Dieſe größern Gruppen, in welche man ſich jetzt die Alpen geſondert denkt, treten am ſchönſten in den centralen, höchſten Theilen des Gebirgs hervor, wo wir dieſelben noch näher kennen lernen werden. *)

c) Hydrographie.

Durch die Ausdehnung und Vertheilung der einzelnen Alpengruppen wird auch die Richtung der Thäler und der Lauf und die Ausdehnung der großen Alpenflüſſe bedingt, welche nach allen Seiten dieſem Gebirgsſyſteme entſtrömen und die Baſis des hydrographiſchen Netzes von Centraleuropa bilden. Die Waſſermaſſe eines Fluſſes hängt ab: 1) von der Größe ſeines Areals, d. h. von der Ausdehnung der Ländermaſſe, deren Waſſer ſich in ſeinem Bette vereinigt; und 2) ſehr weſentlich auch von der Maſſe der atmoſphäriſchen Niederſchläge, welche auf dieſem Areale ſtattfindet. Der letztere Umſtand bringt zunächſt die große Waſſermaſſe hervor, welche die Alpen nach allen Seiten entſenden. Es iſt nämlich in dieſem Gebirge die Menge von Regen und Schnee, welche alljährlich niederfällt, ungemein bedeutend. Denkt man ſich die Geſammtſumme in der Form von Waſſer angehäuft, ſo würde am Ende eines Jahres im Mittel langjähriger Beobachtungen an zahlreichen Stationen der Boden mit einer Waſſerſchicht von 40 pariſer Zoll Höhe bedeckt ſein. Die

*) Die geographiſchen und orographiſchen Verhältniſſe der Alpen ſind geſchildert in den ausgezeichneten allgemeinen Werken von Berghaus u. ſ. w.; dann in Beitzke, „Die Alpen, ein geographiſch-hiſtoriſches Bild" (Kolb. 1842—43); Schaubach, „Die deutſchen Alpen, ein Handbuch für Reiſende u. ſ. w." (5 Bde., Jena 1845—47), mit vielem trefflichem Detail; u. ſ. w. Von Karten nennen wir: für die öſtlichen Alpen die trefflichen Karten des öſtreichiſchen und bairiſchen Generalſtabes; die Karten von Wörl; die ſehr ſchöne Reiſekarte Tirols u. ſ. w. von G. Mayer. Für die Schweiz die vortreffliche neue Karte von Ziegler; die bis jetzt erſchienenen Blätter der Generalſtabskarten; die von Ziegler herausgegebenen Specialkarten von Glarus, Süd-Wallis u. ſ. w.

Menge der atmosphärischen Niederschläge ist nicht in allen Alpentheilen gleich; sie ist im Gegentheile an der Nordseite des Gebirgs weit geringer als an der südlichen Abdachung, wo die mit Feuchtigkeit gesättigten Winde des Mittelländischen Meeres anlangen. Im Mittel der verschiedenen Stationen erhält man:

für den Südabhang der Alpen 54,25 pariser Zoll jährlichen atmosphärischen Niederschlags,
für die Nordseite „ „ 33,92 „ „ „ „ „
für den Westabhang „ „ 44,25 „ „ „ „ „

In den benachbarten Ebenen ist die Regenmenge bei weitem geringer, nur in einigen andern gebirgigen Gegenden Europas kommen ähnliche Regenmengen vor, z. B. in dem Berglande der britischen Inseln, wo dieselben im Jahresmittel 38,83 Zoll erreicht. In Deutschland hingegen ist die Regen- und Schneemasse weit geringer. Man erhält für Süddeutschland eine Höhe des jährlichen atmosphärischen Niederschlags von 25 Zoll, hingegen für Nord- und Mitteldeutschland nur von 19,92 Zoll. Außer den Schnee- und Regenfällen ist besonders in den höhern Theilen der Alpen die Bethauung sehr stark und häufig. Als Resultat dieser Verhältnisse trifft man in den Alpen eine ungemeine Anzahl großer und schöner Quellen, welche zahlreiche kleine Wildbäche bilden, die über die Abhänge herab sich in die Flüsse der größern Thäler ergießen.

Als die wichtigsten Flüsse und Ströme des Alpensystems sind folgende zu nennen: die Rhone in den Westalpen, welche den Genfersee bildet und die Arve, Isère, Durance als Hauptnebenflüsse hat; der Po mit der Dora Baltea, Sesia, dem Tessin, der Adda; die Etsch mit der Eisack. Nach Norden entsenden zunächst die Alpen der Schweiz den Rhein mit der Aar, während in Baiern und Östreich ungemein zahlreiche Nebenflüsse des Donaugebiets: der Lech, die Isar, der Inn mit der Salza, die Traun und Ens, und weiter östlich aus dem Innern der Alpen die Sau und Drau entströmen.

Die Längenentwickelung einzelner Alpenströme bis zu ihrer Mündung in das Meer ist sehr bedeutend. Ich führe in der folgenden Tabelle einige Zahlen als Beispiele an:

Namen.	Directer Abstand zwischen Quelle und Mündung.	Stromentwickelung.	Stromgebiet.
Rhein	90 Meilen.	150 Meilen.	4000 Quadratm.
Rhone	60 „	109 „	1760 „
Po	58 „	88 „	1200 „
Donau	220 „	365 „	14400 „

Ein für die hydrographischen Verhältnisse der Alpen sehr wichtige Eigenthümlichkeit ist die große Anzahl ausgedehnter Seen, welche sich in denselben befinden, die zu gleicher Zeit sehr wesentlich zu dem malerischen Charakter dieses herrlichen Gebirgs beitragen. Es ist merkwürdig, daß dieselben meist auf den Rand der Alpen sowol im Norden als im Süden beschränkt sind, während sie im Innern der großen Gruppen, wo die Erhebung am regelmäßigsten und am zusammenhängendsten ist, gänzlich fehlen. Auffallend ist auch die große Tiefe einiger Alpenseen, welche 7—1200 Fuß beträgt; sie erreicht z. B. am Thunersee 850, am Genfersee 950, am Mondsee 1200, am Comersee 1200 Fuß. Wie sehr muß es überraschen, wenn man hiermit vergleicht, daß manche Meere auf sehr bedeutenden Strecken eine Tiefe von 3—600 Fuß nicht übersteigen, daß z. B. die Ostsee in der Mitte nur 180—240 Fuß Tiefe hat. Ich will damit jedoch nicht die irrige Ansicht verbreiten, als ob die Meere überall so seicht seien; man weiß im Gegentheile, daß der unermüdliche und kühne Capitän Roß an verschiedenen Punkten des Polarmeeres

selbst bei 24000 Fuß mit dem Senkblei noch keinen Grund finden konnte. Die eben angeführte bedeutende Tiefe der Alpenseen bei ihrer verhältnißmäßig geringern Ausdehnung beweist deutlich, ebenso wie noch manche andere Erscheinungen, die ich später berühren werde, daß die großen Höhlungen des Bodens, welche jetzt ihre Gewässer beherbergen, wol nur die Folge großartiger Senkungen und Einstürzungen der Felsschichten über unterirdischen Cavitäten sein können.

Jedermann kennt die mit Recht so berühmten Namen des Genfer-, Züricher-, Bodensees u. s. w., der Seen der bairischen und östreichischen Alpen. Den malerischsten und lieblichsten Eindruck bringen die herrlichen Seen der südlichen Alpengruppen hervor. Dieser Eindruck wird noch bedeutend erhöht, wenn, wie es beim Lago maggiore und Comersee leicht geschehen kann, der Wanderer nach einem längern Aufenthalte in den abgeschiedenen Hochgebirgen in dem Verlaufe weniger Stunden ihre mit allen Reizen der südlichen Vegetation geschmückten Ufer betritt. Eine Reihe schöner Villen in der so zierlichen italienischen Bauart, umgeben von prächtigen Gärten und Terrassen, begrenzen den Wasserspiegel; darüber hin ziehen sich die grünen Wälder der Kastanien und Walnüsse an den Abhängen hinauf, bis in der Höhe die nordischen Coniferen wieder ihr Recht geltend machen. Wie herrlich z. B. ist der Überblick des Comersees von der Landzunge von Bellagio aus; die tiefblauen Wasser des bewegten Sees bilden hier mit den schöngeformten Bergen der Ufer und den zahlreichen Ortschaften, deren helle Farben dem Beschauer überall entgegenschimmern, einen Gegensatz, der an Schönheit seines Gleichen sucht. Wie vielfach verschieden ist dieser Anblick von dem Charakter der bairischen und salzburger Alpenseen, welche, wie z. B. der Königssee, zwischen himmelhohen Kalkwänden eingeschlossen sind oder stellenweise von ernsten und monotonen Tannenwaldungen umsäumt werden. Aber dennoch lassen sich wieder manche Vergleichungspunkte auffinden: die Stelle der schönen Gebirgsplatanen der nördlichen Alpen vertritt im Süden die Olive und die Kastanie; statt des frischen Grün der Buchenwälder, welche die schweizer Vorberge umgürten, finden wir hier zwar edlere Bäume, aber beides bleibt beiden gemeinsam: der frische Hauch der Alpennatur.

Das tiefe Blau ihrer Wasser, die herrlichen Contouren der Berge bleiben dieselben, ob die Früchte des Südens ihre Ufer schmücken oder ob die dunkele Tanne sich in ihren Fluten spiegelt: Alles weist darauf hin, daß sie beide nur verschiedene Phasen jener großartigen Natur sind, welche sich uns von den Gletschern der Hochalpen bis herab zu den freundlichen Scenen der subalpinen Regionen offenbart.

Durch Wildheit und Großartigkeit der Scenerie sind besonders einige Stellen der von hohen steilen Kalkwänden umschlossenen Seen, des Königssees, des Vierwaldstätterssees u. s. w., ausgezeichnet. Der Eindruck solcher Stellen wird noch erhöht, wenn, wie es nicht selten geschieht, durch heftige Stürme ihre dunkelblauen Wasser zu mächtigen Wellen aufgeregt werden. Schiller drückt dies im „Tell" in den bekannten schönen Versen aus:

Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

d) Pässe und Kämme.

Die zahlreichen Thäler, welche sich zwischen den einzelnen Alpengruppen und Gebirgszügen befinden, werden durch verschiedene größere und kleinere Depressionen der Hauptkämme unter sich verbunden. Die mächtigsten dieser Paßeinsenkungen sind jene, welche die Längenthäler verbinden, da die letztern wegen ihres regelmäßigen Charakters und ihrer größern Breite stets die vorzüglichsten Communicationswege im Innern der Alpen gewesen sind. Die so bekannten Schwierigkeiten der Alpen-

straßen beginnen hauptsächlich erst dann, wenn dieselben in kleinere Seitenthäler einbiegen, um die Kämme zu übersteigen. Die höchste dieser Alpenstraßen ist diejenige, welche über das Stilfser oder Wormser Joch am Fuße des Ortelers vorbei aus Tirol nach Italien führt: sie erreicht eine Höhe von 8610 pariser Fuß. Unter den übrigen Päßen der Alpen sind besonders zu nennen: der Semmeringpaß in den östlichen Alpen, über welchen bis jetzt der einzige Schienenweg von Deutschland nach Italien führt; der Radstadter Tauern, der Brennerpaß (4400 Fuß), welcher aus dem Innthale in das Etschthal und von hier nach Verona führt; die Reschen-Scheideck aus dem obern Innthale über die Quellen der Etsch (Adige) in das Etschthal; der Bernhardin- und Splügenpaß; der St.-Gotthard, eine der ältesten Alpenstraßen aus dem Canton Uri in den Canton Tessin, welche sich bis 6390 Fuß erhebt; und der Simplon (6174 Fuß), über welchen von Napoleon die schöne Straße, ebenso wie über den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre, erbaut wurde. Für die Verbindung von Piemont und Frankreich ist vor allem der Mont-Cenis (6144 Fuß) von großer Wichtigkeit. Die Steigung ist auf beiden Seiten so bedeutend, daß bei der projectirten Eisenbahnverbindung eine Überschreitung desselben, selbst mit bedeutenden Umwegen, durch Anlage von schiefen Ebenen, wie es am Semmering geschah und in Tirol noch später erfolgen wird, nicht möglich ist. Es wurde daher durch den sehr thätigen belgischen Ingenieur H. Maus, welcher die Anlage der Eisenbahnen in Sardinien leitet, das interessante Project eines großartigen Tunnels entworfen, welcher zwischen Bardonneche im Susathale und Modane im Arcthale auf eine Länge von 12000 Metern (mehr als 1½ deutsche Meilen) unter dem Hauptkamme der Alpen hindurchgehen sollte. Diese in einem sehr inhaltreichen Bericht an das Ministerium im Jahre 1850 entwickelte Idee würde die schnellste und ungehindertste Communication zwischen dem Hafen von Genua und Lyon und Genf gewähren. In den südlichen Alpen ist besonders der Col di Tenda von Wichtigkeit, welcher von Turin nach Genua führt und zugleich die Grenzscheide zwischen den Alpen und den Apenninen bildet.

Das Interesse der hohen Alpenpässe für den Reisenden besteht hauptsächlich in der schnellen Abwechselung, welche er im Laufe eines oder zweier Tage genießt. Es dürfte nicht unpassend sein, hier als Beispiel eine kurze Schilderung des höchsten fahrbaren Alpenpasses, des schon angeführten Stilfser oder Wormser Jochs einzuschalten. Der Reiz der Mannichfaltigkeit kann nirgends schöner sein als bei der Überschreitung dieses Kammes. Im höchsten Grade überraschend ist der Contrast zwischen der Nord- und Südseite desselben. Aus den obersten Theilen des Etschthals kommend, betritt man nahe bei Mals (in Tirol) ein kleines enges Seitenthal. Ein reißender Bach bricht sich mühsam seine Bahn; Fichten und Lärchen sind die einzigen Zierden seiner Ufer, und auch sie machen gar bald schon über dem kleinen hohen Dorfe Trafoi dem niedern Holze der Coniferen (Pinius pamilio), der Alpenbirke und der schönen rothen Alpenrose (Rhododendron) Platz. Aber dessenungeachtet ist das Thal durchaus nicht einförmig; es ist so tief eingeschnitten, wenigstens relativ, daß die Hohenzüge zu beiden Seiten noch mächtig genug sind, einen großartigen und malerischen Eindruck zu bilden, und manche kleine Seitenthäler, besonders der Eingang ins Suldnerthal, tragen ebenfalls nicht wenig dazu bei, Abwechselung und Mannichfaltigkeit in die Scenerie zu bringen. Ein Thal, welches sehr langsam ansteigend, nach oben sich in weite beckenförmige Mulden endigt, kann, bei der größten absoluten Höhe, äußerst öde und uninteressant werden. Ein Beispiel davon sind die Firnregionen der meisten Gletscher der Hochalpen, in denen weite einförmige Schneeflächen zuletzt von schwarzen Felsenkämmen begrenzt werden, die sich nur wenig über die Thalsohle selbst zu erheben vermögen. Das Thal jedoch, in welchem man zur Höhe des Stilfser Jochs emporsteigt, durchläuft wegen seiner großen Neigung die verschiedenen Regionen so schnell, daß jeder Schritt neue Scenen bringt. Zu dieser Mannichfaltigkeit trägt auch der Umstand noch wesentlich bei, daß die beiden Seiten des Thals verschiedenen geognostischen Formationen angehören. Die linken Abhänge

bestehen ausschließlich aus Glimmerschiefer, während auf der rechten Seite Kalk auftritt; dieser bildet die kolossalen Felsenwände und zerrissenen Kämme, welche so schön gegen die sanftern gleichförmigen Abhänge und die gerundeten Formen des Schiefers contrastiren. Ein neues Element der landschaftlichen Schönheit tritt hinzu, sobald man bei Trafoi in eine freiere Erweiterung des Thals gelangt. Hier taucht plötzlich neben den riesigen Wänden des Ortelес die imposante Spitze des Madatsch auf, rings umschlossen von seinen ausgedehnten Gletschern. Von einer Höhe bei 5000 Fuß gesehen, zeigen sie ganz das Massenhafte ihrer Entwickelung; unterbrochen von bedeutenden Bergspitzen, von dunkeln Tannen eingesäumt, gewähren sie in der That einen Anblick von seltener Schönheit. Besonders wenn die Madatschspitze ihre bläulichen langen Schatten über die zerklüfteten Eismassen wirft, tritt die Mannichfaltigkeit ihrer Formen recht deutlich hervor, und die herrliche Abwechselung der verschiedenen Töne trägt dann ungemein dazu bei, die malerische Wirkung zu erhöhen. Am schönsten zeigen sich dieselben bei Trafoi. Bei der zweiten Station, Franzenshöhe, steht man schon zu hoch, um das Ganze zu überblicken. Die Straße steigt hier in unendlichen Zickzackwindungen aufwärts und die Gegend nimmt immer mehr den einförmigen Charakter der eigentlichen Hochregionen an. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in solch einsamer Höhe an der Grenze der Vegetation auf einer gebahnten Heerstraße zu wandern, wenn man nach längerm Aufenthalte in den Alpen gewohnt war, selbst in weit niedrigern Regionen auf vielfach gewundenen Pfaden über Gestrüpp und Felsen emporzusteigen. Wenn in einer reich bebauten Landschaft eine schöne breite Straße sich zwischen üppigen Baumgruppen dahinzieht, während rings freundliche Ortschaften die Gegend beleben und sanfte Hügel und Bergketten den Hintergrund bilden, dann gehört sie gleichsam mit zum Charakter der Gegend; sie zeugt, wie die ganze Umgebung, von dem Fleiß und der Industrie der Bewohner und erfreut uns als ein Beweis der Herrschaft und des Kunstfleißes des Menschen, sowie wir in dem geschäftigen Gewühle einer Metropole einen Ausdruck der menschlichen Regsamkeit und Betriebsamkeit sehen. In so großer Höhe hingegen erscheint uns die gebahnte breite Straße als ein Eindringling in die wilde Alpennatur, welche alljährlich das Werk der Kunst zerstört und die Menschen zwingt, mit wochenlanger Arbeit wiederherzustellen, was der gewaltige Arm der Natur in wenigen Augenblicken in die Tiefe schleuderte.

Einige Stunden lang wandert man großentheils unter Dächern von starken Balken und Bretern aufwärts, bis eine einfache Pyramide die Grenze Tirols und der Lombardei anzeigt. Mit ihr hat man die Höhe des Passes erreicht. Die Aussicht ist keineswegs umfassend; desto interessanter ist der Anblick des Ortelес, dessen schneebedecktes Haupt sich dem Wanderer gegenüber ungemein imposant erhebt. Man erwartet gewöhnlich auf dem Kamme eine reiche Aussicht in die üppigen Thäler des Südens zu treffen; jedoch hier oben ist es noch ganz öde, und der sanfte Hauch italienischer Lüfte kann nicht bis hierher gelangen. Erst nach sieben bis acht Stunden trifft man plötzlich die ersten Kastanienbäume und mit ihnen den Charakter der südlichen Vegetation. Zunächst am Passe breitet sich eine weite Mulde, hier und da mit Schnee erfüllt, aus; sie endet bei Sta.-Maria in ein enges Thal, welches sich steil gegen Bormio hinabsenkt. In dieser Schlucht, welche zu beiden Seiten die schäumenden Wasser der Adda eindämmen, sind jene großartigen Galerien und Tunnel ausgehauen, die mit Recht die Überraschung jedes Reisenden erregen. Der untere Theil des engen Passes gruppirt sich besonders da, wo die Schlucht in ein weites Thalbecken mündet, zu einem sehr pittoresken Bilde. Der Eindruck erhöht sich, wenn man, spät am Abende anlangend, plötzlich durch die zahlreichen flimmernden Lichter des kleinen Städtchens überrascht wird, welche dem Wanderer in der Tiefe begrüßen. Die Sitten der Bewohner und die malerische Bauart der Häuser, die schlanken verfallenen Thürme, die Vegetation, Alles ruft uns zu: Hier ist Italien!

Natürlich existiren außer den größern Alpenpässen, welche als vorzügliche Com-

municationswege von Wichtigkeit sind, noch eine große Anzahl kleinerer Paßeinsenkungen, die in dem Innern der hohen Alpengruppen selbst noch bis zu Höhen von 10 — 11000 Fuß reichen. Diese Pässe sind Depressionen der Hauptkämme, meist an solchen Stellen, wo die hintern Enden zweier Querthäler zusammenstoßen. Da sie nicht selten mit Schnee und Eis bedeckt sind, und der Weg über Gletscher führt, so können sie nur im Sommer und unter sehr günstigen Witterungsverhältnissen überschritten werden. Als zwei der höchsten kann man anführen: den Col di Géant in der Montblancgruppe (10506 Fuß) *), und den Col di St.-Théodule oder das Matterjoch (10322 Fuß), in der Nähe des Monte-Rosa. In den östlichen Alpen vermindert sich ebenso wie die Höhe der Gipfel auch jene der höchsten Kämme; es beträgt z. B. in den Tauern ihre Erhebung nur mehr 8 — 8300 Fuß. A. von Humboldt hat zuerst auf diese Abhängigkeit der mittlern Paßhöhen und der Erhebung der Kämme und Gipfel aufmerksam gemacht, welche für das Relief eines Gebirgs so sehr charakteristisch sind; er hat zugleich die merkwürdigen Differenzen dieser Zahlen in verschiedenen Gebirgssystemen hervorgehoben. Die folgende Tabelle enthält einige seiner interessanten Resultate.

	Mittlere Höhe		Höchster Gipfel.	Verhältniß zwischen Kamm und Gipfel.
	der Pässe.	des Kammes.		
	Toisen. **)	Toisen.	Toisen.	
Pyrenäen	1217	1250	1787	1 : 1,4
Alpen	1178	1200	2462	1 : 2,0
Andes	1819	1850	3941	1 : 2,1
Himalaja	2432	2432	4390 ?	1 : 1,8

e) Thalbildung.

Durch das mannichfache Ineinandergreifen der Gebirgsketten, Thäler und Paßeinsenkungen, verbunden mit der mächtigen Erhebung der Berge über die Thalsohlen, wird der großartige Eindruck der Alpen und die so große Abwechselung des landschaftlichen Eindrucks hervorgebracht. Von großem Einflusse hierauf und auf die Physiognomie des Gebirgs im Allgemeinen ist auch die Form der Thalsohle selbst. Es lassen sich hier in dem ganzen Gebiete der Alpen einige allgemeine Normen mit großer Regelmäßigkeit erkennen.

Die Thäler der Alpen sind durchaus nicht gleichförmig und von einerlei Weite in ihrem ganzen Verlaufe; im Gegentheile kann man in jedem derselben mehre große muldenförmige Erweiterungen oder Thalbecken unterscheiden. Diese Thalbecken sind am deutlichsten zu beobachten in den Querthälern, nämlich in jenen kürzern und stärker geneigten Thälern, welche von den hohen Kämmen auslaufen und die quer die allgemeine Richtung der verschiedenen Bergketten durchschneiden. Zwischen den Thalbecken befinden sich oft ziemlich lange Thalengen, in welchen die begrenzenden Abhänge näher zusammentreten und dadurch die Thalsohle so sehr einengen, daß oft schon der kleine Bach hinreicht, um sie völlig auszufüllen. Die Saumwege befinden sich dann an den Abhängen oft mehre hundert Fuß über dem in der Tiefe schäumenden Wildbache. Große Felsenblöcke liegen häufig in dem Bette des Bachs, über welche er schäumend herabstürzt. Die Abhänge sind meist mit dunkelm Nadelholze bewachsen, und das enge Thal läßt nur zuweilen eine der beschneiten obern Bergspitzen den Wanderer erblicken. Diese rasch ansteigenden Thalengen bieten den Charakter der Wildheit und der zerstörenden Naturkraft, wie er nur in einem so

*) Saussure verweilte hier in einem Zelte 17 Tage lang, um physikalische Beobachtungen anzustellen.

**) 1 Toise = 6 pariser Fuß.

mächtigen Gebirge auftreten kann. Anders verhält es sich mit den Thalbecken, welchen man in einem Querthale aufsteigend in verschiedener Anzahl und in abwechselnder Entfernung begegnet. Die Bergzüge, welche zu beiden Seiten das Thal umschließen, weichen hier halbkreisförmig auseinander, und die ebene und breitere Thalsohle wird zu Wiesenculturen und Feldern benutzt, in deren Mitte oft sehr malerisch ein kleines Alpendörfchen mit seinem schlanken, spitzen Kirchthurme liegt. Zuweilen geschieht es, daß die Becken nicht durch längere Thalengen getrennt werden, sondern wie zwei verschieden hohe Terrassen übereinander liegen, und nur durch eine steile Thalsenkung von mehren hundert Fuß Höhe unterbrochen sind. Verfolgt man die Thäler noch weiter nach aufwärts, so sieht man, daß sie sich an ihren obersten Enden, da wo sie an die Gebirgswasserscheiden anstoßen, in weite, flache Mulden endigen, die in den Centralalpengruppen sehr häufig von großen Schneemassen und Gletschern erfüllt sind.

Die Längenthäler sind jene weiten, langen Thäler, welche parallel zur allgemeinen Richtung der Alpenzüge verlaufen, also in der Schweiz, in Tirol und Kärnten meist von Westen nach Osten gehen. Man kann in diesen Thälern im Allgemeinen zwei Stufen oder Abtheilungen unterscheiden. Die obere charakterisirt sich durch eine stärkere Neigung und durch einen häufigern Wechsel von Becken und Thalengen. Die zweite, untere Stufe der Längenthäler beginnt, sobald sie bis zu einer gewissen Tiefe herabgestiegen sind, und sich als breite Einsenkungen zwischen zwei Gebirgszügen hinziehen, welche zugleich sehr häufig verschiedenen geologischen Formationen angehören. Das Gefälle wird dann sehr gering, die Thalsohle ist stets breit und die Richtung bleibt ebenso wie jene der einschließenden Gebirgsketten oft auf große Erstreckungen fast ganz unverändert. Es wird dadurch ein Aufhören jener terrassenförmigen Abstufungen bedingt, welche die höhern Theile auszeichnen. Die Thalsohle ist allenthalben culturfähig, um so mehr, da sie meist mit regelmäßigen Lagen von Alluvionen und Erde bedeckt ist. Diese Thäler ziehen sich denn gleichsam als ununterbrochene grüne Bänder zwischen den hohen Gebirgsketten hin; sie entbehren nicht selten jenen Reiz der Contraste und der raschen Abwechselung, welchen die schnell ansteigenden Querthäler bieten. Wenn plötzlich bedeutende Änderungen in der Richtung der Längenthäler und der sie einschließenden Gebirgszüge eintreten, so haben sie nicht selten eine Verengung der Thalsohle und ein Näherrücken der Bergwände zur Folge. Viele dieser Klausen oder Pforten sind in strategischer Beziehung von großer Wichtigkeit geworden. Alte und neuere Festungswerke blicken von den vorspringenden Felsen, welche den Eingang der Schluchten versperren, auf das Thal hernieder, und zu wiederholten malen hat sich das Blut tapferer Kämpfer mit dem weißen Schaum der Alpenbäche vermischt, welche hier über Felsentrümmer hastig in die enge Schlucht sich drängen.

Bei der großen Mannichfaltigkeit der Alpenformen lassen sich außer den Längenthälern und den Querthälern im gewöhnlichen Sinne des Worts noch kleinere, secundäre Querthäler unterscheiden, welche sich zu beiden Seiten eines größern, oft in großer Anzahl, befinden. Es ist eine ziemlich regelmäßige Erscheinung, daß überhaupt bei dem Zusammenstoße zweier Thäler die Sohle des kleinern und weniger bedeutenden höher liegt als jene des tiefer eingeschnittenen Hauptthals. Bei der Einmündung dieser secundären Querthäler tritt diese Erscheinung am schlagendsten hervor. Es geschieht häufig, daß eine Reihe kleinerer Seitenthäler 500—1000 Fuß über der Sohle des größern Querthals endigt, wobei die Gewässer, welche sie in den höhern Theilen gesammelt haben, in verschiedenen, mehr oder minder bedeutenden und malerischen Wasserfällen über die steilen Abhänge herab sich in das Hauptthal ergießen.

Die Neigung der Thalsohle ist im Allgemeinen in den Querthälern stets größer als in den Längenthälern. Ferner ist das Gefälle des Flusses in den Thalweitungen weit geringer als in den engern Theilen, welche die einzelnen Becken verbinden. Daher kommt es, daß in den letztern stets ein Absatz von Schlamm und Gerölle

erfolgt, da das Wasser, welches hier mit geringerer Schnelligkeit fließt, nicht mehr die Kraft hat, dieselben fortzubewegen. In den stark geneigten Thalengen hingegen erlangt das Wasser eine weit größere Geschwindigkeit, und ist daher im Stande, die Felsen auszuhöhlen und sich ein tieferes Bett zu graben.

Die Form der Berge und Gipfel, welche sich zu beiden Seiten eines Thals erheben, hängt sehr wesentlich ab von der Stellung der Felsschichten, indem da, wo dieselben sehr steil aufgerichtet sind oder fast vertical stehen, mehr isolirte Felsennadeln auftreten als an jenen Punkten, in welchen die Schichten nahezu horizontal liegen und dann plateauartig auf dem Rücken eines Kammes ausgebreitet sind. Auch die Beschaffenheit der Felsart, ihre Sprödigkeit und Verwitterbarkeit ist nicht ohne großen Einfluß auf die Formen der Berge und Gipfel. Die steilsten und größten Wände kommen im Allgemeinen im Kalk und Granit vor, weil diese beiden Felsarten eine mehr krystallinische, körnige Structur haben, während die weichern Schiefer weit häufiger sanfte und gerundete Abdachungen bilden. In den Kalkalpen, besonders in den Dolomiten des südlichen Tirol, kommt es häufig vor, daß auf dem Rücken der ungeheuern Felswände sich kleine Plateaux ausbreiten, über welche die eigentlichen Gipfel nur sehr wenig hervorragen. In dem Granit, Gneuß und Glimmerschiefer der Centralpen hingegen sind ähnliche Verhältnisse sehr selten. Auf ihren schmalen Kämmen erheben sich meist jene Hörner und Pics, welche so wesentlich den Charakter der Hochalpen bedingen. Die obersten Contouren der obersten Spitzen werden überdies durch die Verwitterungen und besonders die Erasionen durch Regen- und Schneewasser wesentlich bedingt. Das Wasser dringt in die Felsspalten ein, und bei der großen und anhaltenden Kälte der Hochregionen gefriert es selbst bis in große Tiefen. Da nun das Wasser bei seinem Übergange in Eis sich sehr bedeutend ausdehnt, so werden die Felsen durch diese mechanische Kraft nach allen Richtungen zerspalten und zerrissen. An den höchsten isolirten Kämmen sind diese Wirkungen sehr auffallend; sie erscheinen oft wie ein Haufwerk gigantischer Felsentrümmer, die nur durch das vielfache Ineinandergreifen ihrer Kanten und Ecken im Stande sind, der gänzlichen Zerstörung zu widerstehen. Zuweilen bleiben einzelne Blöcke thurmartig aufgeschichtet übereinanderliegen, und der ganze Kamm wird dadurch auf das mannichfaste eingezahnt. Bei fortgesetzter Zerstörung stürzen diese Felsennadeln in großen Massen in das Thal, und sie bewirken dann jene Verheerungen, die in ihrer Nähe so gefürchtet sind. Ein interessantes Beispiel dieser Erscheinungen gewähren die Aiguilles des Diablerets oberhalb Bex im Rhonethale, deren häufige Einstürzungen zunächst dadurch hervorgebracht wurden, daß die obern gezackten Kalkgipfel auf einer Unterlage von leichter zerstörbaren Felsarten, von Thon oder Gyps ruhen, welche von Regenwasser nicht selten theilweise unterhöhlt werden und dann nebst den darüber befindlichen Massen in das Thal herabstürzen.

f) Ursachen der Gebirgserhebungen.

Die Ansichten über die Bildungsweise der Thäler und der Bergketten haben in dem letzten Jahrhundert vielfache Veränderungen erfahren. Man hat zuweilen die Thäler fast ausschließlich als die Wirkungen der Wasserströmungen betrachtet, und ging dabei von der Erfahrung aus, daß ein schnellfließender Strom eine bedeutende eraditende Kraft nicht nur auf losen Sand und Geschiebe, sondern auch auf feste Felsen ausübt, welche er vielfach aushöhlt und mit sich fortführt. Diese Ansichten waren besonders früher herrschend. Die berühmten Naturforscher Bourguet und Buffon glaubten gefunden zu haben, daß fast in allen Thälern die beiden Seiten in Beziehung auf ihre Formen völlig correspondirten, indem hervorspringende Partien der einen Seite stets einer entsprechenden Cavität der andern gegenüberständen, wie es in der That bei den Windungen der Flußbette in Sand und Geschieben der Fall ist. Sie glaubten, daß alle Thäler in schlangenartigen Windungen zunächst durch submarine Strömungen hervorgebracht werden; während andere Geologen dieser Zeit, z. B. der berühmte russische Reisende Pallas, ferner Sauffure und der

große Mineralogen Werner sich dieser offenbar naturwidrigen Generalisation widersetzten und zu beweisen suchten, daß die Thäler großentheils durch die Erasion großer Flüsse hervorgebracht seien und nicht, wie Buffon meinte, durch weitverbreitete Meeresströmungen. Auch sah man schon damals ein, daß die Erasion nicht hinreichen dürfte, um die Bildung der Thäler, besonders in großen Gebirgen, zu erklären, und man schrieb daher einer theilweisen Umwälzung und Einstürzung der Schichten über unterirdischen Höhlungen einen localen Einfluß zu.

Es dürfte als der wesentlichste Fehler ähnlicher Ansichten zu betrachten sein, daß man die so abwechselnden und in verschiedenen Gebirgen so abweichenden Formen der Thäler nur unter einem einzigen Gesichtspunkte auffaßte und sie mit wenigen Modificationen auf eine Ursache zurückführen wollte, indem damals die Beobachtungen der Geologen sich nur auf verhältnißmäßig wenige Punkte der Erdoberfläche beschränkten. Jedermann wird leicht einsehen, wie sehr sich die großen Erasionsthäler der Ströme in Geschieben oder in leicht zerstörbaren Ablagerungen von den vielfach verzweigten Thälern hoher Gebirge unterscheiden, welche sich bald zu schönen Becken erweitern, bald in enge Schluchten übergehen.

Für die Auffassung und Beurtheilung dieser Bildungsformen ist es nöthig, den innern Bau der Erdoberfläche näher zu studiren. Bekanntlich besteht ein sehr großer, ja der überwiegende Theil der Gesteine, welche an der Erdoberfläche auftreten, aus Sedimentbildungen, d. h. aus solchen, welche durch den Absatz der im Wasser schwebenden festen Felstheilchen auf dem Boden des Meeres oder großer Landseen entstanden sind. Die zahlreichen Flüsse und Bäche führen nämlich stets eine große Menge von feinen Suspensionen, von Schlamm und Sand mit sich, welche ihre mehr oder minder trübe milchige Farbe hervorbringen. Sobald sich diese Flüsse in Meere oder Seen ergießen, wo ihre Bewegung aufhört, müssen sie, nach den allgemeinen Gesetzen der Schwere, die mitgeführten erdigen Theilchen zu Boden fallen lassen, welche dann am Grunde der großen Wasserbecken stets neue sandige oder thonige Ablagerungen bilden. Die Thiere, welche im Meere leben, werden, sobald sie nach ihrem Tode zu Boden sinken, in diesen Ablagerungen eingeschlossen. Wenn bei spätern Veränderungen der Erdoberfläche, im Laufe langer geologischer Perioden der Boden der Meere oder Seen trockengelegt und emporgehoben wird, so erhärten unter dem Einflusse verschiedener chemischer Vorgänge die früher dort gebildeten Ablagerungen, und bilden dann später feste ausgedehnte Felsschichten, deren Bildungszeit im Vergleiche zu andern Ablagerungen den Geologen durch die darin enthaltenen organischen Einschlüsse aufgedeckt wird, indem sich durch ausgedehnte wissenschaftliche Untersuchungen gegenwärtig das höchst wichtige Resultat herausgestellt hat, daß in verschiedenen Perioden der Entwickelungsgeschichte unserer Erde stets verschiedene Thiere und Pflanzen existirten, die sich deutlich von allen frühern und späterfolgenden unterscheiden. Es ist natürlich, daß alle Ablagerungen, welche auf ähnliche Weise am Boden des Meeres entstehen, im Allgemeinen eine horizontale Lage haben müssen; und dennoch finden wir sie gegenwärtig in den Gebirgen oft sehr mannichfach zerrissen und aufgerichtet, ja zuweilen vertical stehend. Zu gleicher Zeit haben sich später zwischen denselben aus dem Innern der Erde geschmolzene oder breiartige Massen, wie Porphyre, Basalte u. s. w., hervorgedrängt, wodurch nach und nach die frühere Lage und Stellung der Felsarten wesentlich verändert wurde. Die Aufgabe der Geologie ist es, die Anordnung dieser Felsarten und die Stellung der Schichten in den verschiedenen Theilen eines Gebirgs zu verfolgen. Man ist durch diese Untersuchungen zu der Einsicht gelangt, wie innig die Lage und Stellung der einzelnen Schichten mit der Aufrichtung und Bildungsweise ganzer Gebirge sowol wie mit der Entstehung der Thäler zusammenhängt. Die Verhältnisse der Schichtenstellung kann man in der Ebene sowol als an den natürlichen Durchschnitten, welche die Hügel und Berge gewähren, beobachten. An den letztern sind sie besonders in die Augen fallend und merkwürdig, indem hier die höhern Schichten in der Regel auch am steilsten aufrecht stehen, während an den Abhän-

gen und am Fuße des Gebirgs die Neigung allmälig immer unbedeutender wird, sodaß man zuweilen in der Ebene genau dieselben Schichten, welche in dem Gebirge aufrecht standen, in der ursprünglichen Lage erhalten und mehr oder weniger horizontal auslaufen sieht. Auf jene geneigten Ablagerungen sind an den Abhängen und besonders in der Nähe des Fußes der Gebirge andere Felsblöcke abweichend und nicht selten ganz horizontal abgelagert. Es ist dies ein Beweis, daß die letztern Schichten nicht mehr von der hebenden Kraft berührt wurden, welche die erstern aus ihrer ursprünglichen Stellung herausgerückt hat; sie mußten also erst später abgelagert worden sein, nachdem das Gebirge schon zu seiner jetzigen Form erhoben war. Diese Theorie von der Aufrichtung der Gebirge durch mechanische Kräfte wurde besonders durch die Beobachtungen von L. von Buch, dem berühmtesten der jetzt lebenden Geognosten, ferner von A. von Humboldt, welcher die Lagerung der Gesteine in beiden Hemisphären verglich, von den englischen Geologen, und vorzüglich auch von Elie de Beaumont ausgebildet. Der Letztere hat ihr in mehren meisterhaften Arbeiten die speciellste Begründung gegeben.

Es ist klar, daß die Bildung eines so hohen Gebirgssystems, wie die Alpen, einer innern emporrichtenden Kraft ihre Entstehung verdanken müsse, daß es nicht durch die Einwirkungen von Strömen und Meeresfluten hervorgebracht sein könne, wie man etwa mit mehr Schein von Wahrscheinlichkeit für kleinere Gebirge anzunehmen versuchen mag. Außer der Schichtenstellung bieten auch die früher angeführten Formen der Thäler und Berggehänge eine wesentliche Unterstützung für die Richtigkeit dieser Ansicht. Wenn die Thäler nur durch Erasionen der Flüsse entstanden wären, so müßten sie, um nur eines von vielen Beispielen zu erwähnen, in ihrem ganzen Verlaufe im Allgemeinen ziemlich gleiche Weite und gleiche Formen haben, wie es ja in der That bei den wirklichen Erasionsthälern großer Flüsse in Gerölle oder in kleinen Gebirgsketten der Fall ist. Es ist nicht zu leugnen, daß viele der großen Thalbecken früher von mehr oder minder ausgedehnten Seen erfüllt waren, deren Wasser durch Unebenheiten der Thalsohle in den später folgenden Schluchten aufgestaut war. Erst nachdem diese hervorstehenden unregelmäßigen Felsen von dem Wasser bis zu einer gewissen Tiefe durchnagt waren, konnte sich der darüber befindliche See entleeren. Die Bildung des Thalbeckens war demnach nicht, wie man häufig irrig annahm, von dem frühern See abhängig, da ja sein Wasser sich nur in einer schon vorher existirenden Erweiterung ansammeln konnte.

Noch weit häufiger wurden die Thalengen als das ausschließliche Product der Erasionen betrachtet, und wirklich sind auch in denselben die Wirkungen des Wassers wegen des stärkern Gefälles und wegen der Enge des Flußbettes weit bedeutender. Aber bei einer genauen Untersuchung überzeugt man sich leicht, daß sich die Wirkungen der Erasionen nur auf die untern Theile bis höchstens 500 oder 800 Fuß über der Thalsohle beschränken. Diese untern ganz engen Partien können allerdings blos durch die Kraft des Wasserstroms in dem festen Felsen ausgehöhlt worden sein, und man ist im Stande, wo dies der Fall gewesen, noch häufig an den Wänden Spuren des frühern Wasserlaufs und Wellenschlags in der Form kleiner rundlicher und glatter Höhlungen zu bemerken. Aber die ausgedehnten, darüber gelegenen Theile der Thalenge bis zur Höhe der Kämme und Gipfel sind ganz entschieden unabhängig von den Wirkungen des Wasserlaufs, und hängen in ihrer Entstehung auf das innigste mit den Ursachen zusammen, welche überhaupt die Bildung der Thäler und der sie trennenden Bergketten hervorgebracht haben. Es scheint, wie ich bereits erwähnte, dieselbe hauptsächlich in einer Reihe von langsamen, successiven Hebungen zu liegen, mit welchen sich an manchen Stellen ein theilweises Zurücksinken der Schichten verband. Diese Senkungen fanden hauptsächlich da statt, wo man gegenwärtig die größten Mulden und Thalbecken und die so überraschend tiefen Alpenseen antrifft.

II. Geologie.

Es wurde bereits schon erwähnt, daß die geographische Gliederung und Sonderung des Alpensystems und sein Zusammenhang mit den zunächst anschließenden Gebirgen noch weit deutlicher hervortritt, wenn man specieller auf geologische Betrachtungen eingeht. Es zeigt sich dann, daß die Alpen, Apenninen, der Jura und die Karpaten in ihrer orographischen und geologischen Bildung die vielfachsten Wechselbeziehungen und Analogien haben. Die drei erstern Gebirge hängen zusammen in dem Gebirgslande, welches die ersten Zuflüsse der Durance und des Po vereinigt. Der Apennin zieht sich durch ganz Italien hinab, und behält ganz den geologischen Charakter der Kalkalpen, während in nordöstlicher Richtung von den savoyischen Alpen aus das Juragebirge durch Frankreich, die Schweiz, Würtemberg und Franken sich bis nach Bamberg erstreckt. Am östlichen Rande der Alpen, in Östreich und Steiermark, schließen sich denselben die Karpaten an, welche Ungarn in einem weiten Bogen umziehen, und in ihren Steinarten und deren Anordnung sich als deutliche Fortsetzung der alpinen Bildungen erweisen.

Die Alpen sind unter den hier angeführten Gebirgszügen nicht nur in Beziehung auf ihre Ausdehnung und Mächtigkeit, sondern auch in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit und Abwechselung in der Form der Erhebung, und auf die Verschiedenartigkeit der Gesteinart ausgezeichnet. Die Apenninen und der Jura setzen ausschließlich mächtige Kalkmassen und Sandsteine zusammen, ganz ähnlich in Bezug auf ihr Alter jenen der Alpen; und die langgestreckten wellenförmigen Höhenzüge dieser beiden Gesteinmassen bilden im Apennin den charakteristischen Hintergrund der italienischen Landschaften. Außer diesen Gesteinen treten aber in den Alpen als wesentliches Unterscheidungszeichen noch ausgedehnte Massen krystallinischer Schiefer auf, welche in sehr mannichfaltiger Zusammensetzung besonders die centralen und höchsten Gruppen einnehmen.

a) Felsarten und geologische Structur der Centralalpen.

Ich darf hier zum nähern Verständniß wol einige Bemerkungen über die Beschaffenheit einiger der wichtigsten Gesteine vorausschicken, welchen man in den Alpen begegnet. Die feste Erdkruste besteht bekanntlich aus verschiedenartiger Mineralverbindung, welche man Gesteine, Felsarten oder Gebirgsarten nennt. Je nach ihrer Zusammensetzung und ihrer gegenseitigen Lage zeigen sie sehr wesentliche Verschiedenheiten. Die einen sind in regelmäßigen Felslagen oder Schichten aufgehäuft, während wieder andere große unregelmäßige und compacte Massen bilden, oder auch Spalten in andern Gesteinen erfüllen. Die schichtartig gelagerten Felsen, Sandsteine, Kalksteine, Mergel u. s. w., wurden sämmtlich durch Absatz der im Wasser suspendirten festen Theilchen gebildet: man nennt sie Sedimentgesteine oder neptunische Bildungen. Die plutonischen Gesteine, auch Primitiv- oder Massengesteine genannt, bilden eine zweite große Classe von Felsarten, und sind weit härter und krystallinischer. Manche derselben wurden auf feuerflüssigem Wege aus dem Innern der Erde hervorgepreßt. Unter diesen krystallinischen und metamorphischen Gesteinen, welche eben gerade die höchsten centralen Gruppen der Alpen bilden, haben für uns einige besondere Wichtigkeit, z. B. der Granit, Gneuß, Glimmerschiefer u. s. w. Es sind nur einige wenige sehr verbreitete und sehr allgemein bekannte Mineralien, welche diese Gesteine im Wesentlichen zusammensetzen. Dazu gehört vor allem der Quarz, ein sehr hartes Mineral von weißer oder milchiger Farbe, mehr oder minder durchsichtig, dessen schöne und regelmäßige Formen als Bergkrystall allgemein bekannt sein dürften. Auch ist es der Quarz, der, mit Kali zusammengeschmolzen, das durchsichtige Glas der Fenster bildet. Ein zweiter wesentlicher Bestandtheil dieser Gesteine ist der Feldspath, von gelblich-weißer Farbe, ein Mineral, welches bei seiner Zersetzung und Verwitterung die Porzellanerde bildet. Mit diesen beiden Substanzen gemengt trifft man überdies stets kleine glänzende Blättchen von Glimmer, der

bald grün, grau, braun oder schwarz ist und dem Gesteine ein getüpfeltes Ansehen gibt. Diese drei Mineralien können in sehr verschiedener Weise zusammentreten und dadurch mannichfache Abänderungen von Felsarten bilden. In den Alpen gesellt sich zu ihnen besonders noch der Talk, eine glänzende, fettige, graue, schwärzliche oder gräuliche Substanz. Die Felsarten von solcher Beschaffenheit nun bilden den Hauptkamm der Alpen vom Mittelländischen Meere bis nach Ungarn. Man begegnet ihnen stets wieder, sobald man einen der Hauptpässe dieses Gebirgs überschreitet. Aus ihnen bestehen die höchsten Felsengipfel; auch liegen die meisten und besonders fast alle größern Gletscher der Alpen in den Thälern dieser Felsarten. Da, wo die Anordnung derselben am regelmäßigsten ist, befindet sich ein Kern oder Centrum von Granit und von Gneuß, um welche sich andere, weniger krystallinische Schiefer lagern. Diese so charakteristische Form der alpinen Centralmassen trifft man schon in den französischen Alpen der Dauphiné; besonders deutlich entwickelt jedoch ist sie in den Gruppen des Montblanc, des Finsteraarhorns, des St.-Gotthard u. s. w. Ein sehr schönes und bekanntes Beispiel ist die Montblancgruppe, in welcher der Zusammenhang der orographischen Gestaltung und der geologischen Zusammensetzung so klar hervortritt. Die granitische Gebirgsmasse wird von den tiefen Thälern von Chamounix, der Allée Blanche, Val Ferret und von den Pässen des Col de Balme, Col de Bonhomme, Col de la Seigne u. s. w. umgrenzt. Auf dem höchst interessanten Wege um die ganze Gebirgsgruppe, welche man le tour du Mont blanc nennt, hat man Gelegenheit, die eigenthümliche geologische Structur in ihren allgemeinsten Umrissen leicht aufzufassen. Man erblickt fast stets auf der einen Seite die hohen steilen Felsenwände des Granits und Gneußes, während auf dem entgegengesetzten Thalgehänge die weniger hohen Kalk- und Schieferzüge sich befinden, die der Granit durchbrochen und emporgehoben hat. Der Col de la Seigne, die Wasserscheide zwischen der Rhone und dem Po, gewährt zugleich eine sehr gute Übersicht über den Abschuß der Granitmassen gegen das sie umgrenzende Thal der Allée Blanche. K. Ritter hat in seiner meisterhaften Weise das letztere Verhältniß in folgenden Worten vortrefflich geschildert: „Der Montblanc scheint hier, nach Saussure's so wahrem Ausdruck, mit einer unzähligen Menge von Granitpyramiden concentrisch umsetzt zu sein, wie die Artischocke mit ihren Blättern. Alle diese Felshörner erhalten hier die so charakteristische Form der schmalen Nadeln oder Aiguillen, weil man nicht die breite Seite der ungeheuren Tafeln, aus denen sie bestehen, en face hat, sondern nur ihre geringere Mächtigkeit, die wie eine Schärfe erscheint bei der außerordentlichen Erhebung und dem Steilabsturz der Seitenflächen nach der vordern Thaltiefe oder deren schneeigen Rückwand. Die ungeheuerste Ansicht dieser Art, welche zugleich das erhabenste Gemälde der Alpennatur darbietet, und vielleicht sich nur noch einmal auf der Erde in dem Hochgebirge der Himalaja Indiens in solchem Maßstabe wiederholen mag, ist der Blick vom Col de la Seigne und aus der Allée Blanche gegen Osten, wo die kolossalsten Felspyramiden aus fast senkrechten Granittafeln, dicht über dem Spiegel des lauchgrünen Combalsees, in grausenerregender Wildheit am Südfuße des 9600 Fuß thurmartig emporragenden Montblanc, zwischen Gletscherströmen eingeengt, sich erheben, und die letzten Vorstufen des Riesenbaus gegen das grüne Alpenthal sind, von welchem das stufenartig aufsteigende Felsgerüst gegen den Hochgipfel den sinneverwirrendsten Anblick gewährt, da kein anderer Standpunkt in Hinsicht der rasenden Steilheit und der gewaltigen Höhe bis zur überhängenden Felsenstirn des Montblancgipfels, wenigstens auf europäischem Erdengebiete, mit diesem zu vergleichen ist.“

Jedoch nicht in allen Centralgruppen sind diese Lagerungsverhältnisse so schön wie in der Montblanc- oder Finsteraarhorngruppe zu betrachten. Der Gneuß und Granit tritt oft unregelmäßiger auf, und die andern krystallinischen Schiefer, in wechselnder Zusammensetzung, bilden dann fast die ganze Hauptmasse des Gebirgs. Die Berge, welche aus diesen Felsarten bestehen, lassen sich schon durch ihre äußern Formen erkennen. Man trifft meist dunklere, rothbraune Farben, und die Abhänge,

weniger steil als im Gneuß oder Granit, sind häufig bis zu großen Höhen mit Alpenweiden bedeckt.

Noch weit größer werden die Unterschiede der Gebirgsformen, wenn man sich von hier in die Kalksteinzüge begibt, welche in einem breiten Saume die Alpen im Norden und Süden begrenzen. Schon in ihren äußern Charakteren sind dieselben ungemein leicht von den Bergen der krystallinischen Schiefer zu unterscheiden. Man trifft hier, in Östreich sowie in der Schweiz, jähe hohe Kalkwände von blaugrauer lichter Farbe und langen zusammenhängenden Rücken, statt der isolirten Felsengipfel der Centralalpen. Da zu gleicher Zeit die Höhe des Gebirgs in diesen seitlichen Gruppen stets herabsinkt, ändert sich auch der Charakter der Vegetation und der Gesammteindruck, welchen der Beschauer empfängt.

b) Eintheilung der neptunischen Formationen.

Jedoch sind es noch ganz andere als diese äußern Charaktere, welche den Geologen bei einer Untersuchung der Alpengesteine leiten. In allen diesen Kalk- und Sandsteinen findet man nämlich versteinerte Thiere, die damals lebten, als die Gesteine am Boden der Meere abgelagert wurden. Diese bilden jetzt den vorzüglichsten Anhaltepunkt zur Classificirung und Vergleichung der verschiedenen Felsarten. Man hat alle neptunischen Gesteine nach den darin enthaltenen Versteinerungen und mit Rücksicht auf ihre Übereinanderlagerung in verschiedene geologische Formationen eingetheilt, deren vorzüglichste ich hier zur bessern Übersicht folgen lasse. Es sind dies 1) die Übergangsformation, oder auch das Silurische und Devonische System genannt. Dieselbe besteht meist aus schwarzen Thonschiefern und dunkeln grauen Sandsteinen (Grauwacke). In dieser Formation findet man die ersten und ältesten Thierüberreste auf der Erdoberfläche, welche alle gegenwärtig fast gänzlich ausgestorbenen Arten und Geschlechtern angehören. Dieselbe tritt z. B. auf in Deutschland in der Eifel, am Rhein, geht von da nach Belgien, England, und bedeckt sehr ausgedehnte Flächen in Rußland und in Nordamerika. 2) Die Kohlenformation, in der sich die großen Massen von fossiler Steinkohle befinden, die in neuerer Zeit für die Industrie und das Leben der Völker von so ungemeiner Wichtigkeit und Bedeutung geworden sind. Bekanntlich sind alle diese enormen Steinkohlenlager aus frühern Pflanzen entstanden, welche in ihren äußern Formen großentheils jenen ähnlich waren, die man noch heute in den Tropenländern antrifft. 3) Die Triasformation, bestehend aus den drei Abtheilungen, dem bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper. 4) Die Juraformation, so benannt nach dem Juragebirge, in welchem man zuerst die Charaktere dieser Felsarten und ihrer Petrefacte sorgfältig studirt hat. Diese Formation nebst der folgenden ist besonders in den Alpen ungemein entwickelt. 5) Die Kreideformation, welche einen sehr großen Theil der Erdoberfläche bedeckt. Dieselbe ist nach den geistreichen Untersuchungen und Betrachtungen des schon erwähnten Geologen L. von Buch für die Geschichte unserer Erde und ihrer klimatologischen Veränderungen von speciellem Interesse. Die zuerst angeführten Formationen finden sich nämlich auf den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche bis zu den beiden Polen zerstreut. Die Temperatur des Erdkörpers, welche damals, wie man aus verschiedenen Ursachen zu beweisen vermag, bedeutend höher war, vertheilte sich zugleich auf eine sehr regelmäßige Weise über die ganze Erdoberfläche bis zu den Polen, sodaß das Leben der Thiere und Pflanzen nicht, wie gegenwärtig, nach verschiedenen Zonen abgegrenzt blieb, sondern sich im Gegentheile gleichmäßig über die ganze Erde verbreiten konnte. Während der Kreideperiode hingegen tritt zuerst ein Gegensatz zwischen den Polen und den dem Äquator genäherten Punkten in Beziehung auf das Leben und Gedeihen der Thiere hervor, eine Erscheinung, welche sich von da ab bis zur Gegenwart immer mehr ausgeprägt hat. 6) Die Tertiärformation, welche in drei Abtheilungen, eine obere, mittlere und untere, getrennt wird. Diese Formation hat das Eigenthümliche, nicht wie die frühern auf der Erdoberfläche

sehr zusammenhängende und lange Strecken zu bedecken, sondern sie wurde großentheils in einzelnen, obgleich sehr ausgedehnten Meeresbecken abgesetzt. In den Alpen ist sie besonders an den beiden Rändern in großen Felsmassen entwickelt. An diese Formation schließen sich hierauf die ältern Diluvialmassen und neuern Alluvionen und Geröllablagerungen der Meere, Flüsse und Seen an, welche in vielen Theilen der Erde, z. B. in der norddeutschen Ebene, in Baiern und Östreich, in dem ungarischen Tieflande bedeutende Flächen bedecken.

Es ist sehr schwierig, besonders in einem so großen und verwickelten Gebirge wie die Alpen, zu bestimmen, zu welcher von diesen Formationen eine Felsmasse gehöre. Erst in neuerer Zeit, mit Hülfe der Resultate, welche ein specielles Studium der Versteinerungen in den verschiedensten Theilen der Erde geliefert hat, ist es möglich geworden, die großen Massen neptunischer Bildungen in den Alpen ebenso sicher und bestimmt zu classificiren, wie es in kleinern Gebirgen bereits früher geschehen war, und sie so, nach naturgemäßen Principien geordnet, mit den entsprechenden Formationen auf der ganzen Erdoberfläche zu vergleichen. In früherer Zeit, und noch in den ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts, waren selbst die berühmtesten Geologen in großer Verlegenheit über die Classification der neptunischen Gesteine der Alpen.

In den ältern geologischen Systemen nämlich, besonders in jenem, welches von dem berühmten Mineralogen Werner in Freiberg herrührte, wurden die Felsarten nach ihren äußern mineralogischen Charakteren beurtheilt, z. B. nach ihrer Farbe, Härte u. s. w. Man ging dabei zunächst von der Untersuchung der Gesteine in Sachsen, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden aus, wobei sich allerdings mit großer Regelmäßigkeit zeigte, daß die ältern tieferliegenden Kalk- und Sandsteine im Allgemeinen härter und krystallinischer sind als die jüngern über ihnen legernden Schichten. Jedoch diese Kennzeichen verloren bedeutend an Richtigkeit und Brauchbarkeit, sobald man versuchte, die Beobachtungen auf verschiedene Gebirge der Erdoberfläche auszudehnen. Gerade in den Alpen sind alle Kalk- und Sandsteine weit härter und fester als die entsprechenden Formationen in andern Gebirgen. Indem man sich an die äußern Kennzeichen hielt und zu gleicher Zeit die so hohen Gebirgszüge betrachtete, welche diese Kalksteinmassen in den Alpen bilden, wurde man anfangs zu dem Irrthume verleitet, sie für weit älter zu erachten, als sie in der That sind. Erst später, in den Jahren 1819 und 1820, haben Bakewell, Buckland, Brongniart und Andere die Principien der neuern paläontologischen Geologie, die bei Untersuchung der englischen Gebirge so sehr schöne und allgemeine Resultate geliefert hatte, auch auf die Erforschung der Alpen angewendet. In neuerer Zeit förderten, nächst L. von Buch, Studer, Hauer und Andere, besonders der ausgezeichnete englische Geologe Murchison die Kenntniß der Sedimentärgesteine der Alpen wesentlich. Letzterer hat in seiner Arbeit „Gebirgsbau in den Alpen, Karpaten und Apenninen" (deutsch von G. Leonhard, Stuttg. 1850), eine sehr übersichtliche Darstellung der Formationen entworfen.

c) Paläontologische Resultate.

Die Untersuchung der fossilen Thiere und Pflanzen hat der Geologie, folglich auch dem Studium der Alpenwelt einen ungemeinen Dienst erwiesen, indem man die besten und sichersten Mittel erhielt, die Aufeinanderfolge verschiedener Ablagerungen anzugeben, die gleichzeitigen unter denselben zu erkennen und ihr relatives Alter zu bestimmen. Es sei mir daher erlaubt, hier einen flüchtigen Blick auf die Hauptresultate der paläontologischen Forschungen neuester Zeit zu werfen. Die Paläontologie hat gezeigt, daß in jeder großen Formation eine specielle Fauna begraben liegt, d. h. daß in jeder der großen Epochen in der Bildung unserer Erde auf dem Continent und in den Meeren eine Vereinigung von Thieren lebte, verschieden von denen der vorhergegangenen und nachfolgenden Perioden. Durch die Entwerfung genauer Listen dieser Reste erhält man so das beste Mittel, das Alter der Formationen zu

bestimmen. Schon der Italiener Fabio Colonna machte im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts auf diese so merkwürdigen Fossilenreste aufmerksam; besonders war es jedoch der Engländer Martin Lister, welcher die Conchilienkunde begründete und zugleich zum erstenmal (1684) vorschlug, auf eigenen Karten die Verbreitung der verschiedenen Steinarten Großbritanniens darzustellen. Aber merkwürdigerweise blieb selbst Lister noch der Ansicht, daß die versteinert gefundenen Geschöpfe niemals gelebt hätten: er sah sie als Mineralien an, die durch irgend eine zufällige Ursache jene Form angenommen. Auch die Mehrzahl der damaligen Gelehrten betrachtete jene Versteinerungen als Spiele der Natur, bis endlich Robert Hooke nachwies, daß die Thiere früher wirklich gelebt haben müßten und ausgestorbenen Geschlechtern angehörten. In neuerer Zeit wurden die wissenschaftlichen Grundlagen dieser Doctrin hauptsächlich durch die Arbeiten des großen Cuvier gelegt, ferner durch jene von Brongniart, Sowerby, L. von Buch, Bronn, Goldfuß, D'Orbigny u. s. w. Man darf indessen bei Anwendung der Paläontologie für geologische Zwecke nur mit Vorsicht verfahren, und muß z. B. auch Rücksicht nehmen auf die Unterschiede, welche aus der geographischen Verbreitung der Thiere hervorgehen. In der jetzigen Periode enthalten die verschiedenen geographischen großen Meeresbecken Arten, die theilweise von denen der andern Becken differiren; ich meine hier nicht etwa die durch die klimatischen Unterschiede bedingten Differenzen, sondern solche, die denen ähnlich sind, welche man ja auch zuweilen in der geographischen Verbreitung der Gewächse findet. Es können z. B. einige Pflanzen unter nahezu gleichen klimatischen Verhältnissen in dem einen Länderstriche ziemlich häufig sein, während sie in einem andern, der durch Gebirgszüge oder große Flußsysteme von dem erstern getrennt ist, weit seltener oder gar nicht mehr vorkommen, indem sie, wie es scheint, in ihrer Wanderung und Verbreitung durch die Gebirge, Flüsse oder Meere gehemmt wurden. Ähnliche Unterschiede hatten theilweise in den frühern geologischen Epochen in den verschiedenen Meeren statt, und man muß daher die Gesammtzahl der Thiere in verschiedenen Ablagerungen vergleichen, um aus der Übereinstimmung der Mehrzahl der Arten ihr relatives Alter bestimmen zu können. Überdies haben in neuerer Zeit sehr interessante Untersuchungen, welche man hauptsächlich dem vortrefflichen Geologen und Zoologen Edward Forbes in London verdankt, gezeigt, daß die Arten der Weichthiere je nach der Tiefe der Meere differiren, und daß man daher auf dem Boden eines Meeres verschiedene Zonen unterscheiden kann, je nach ihrer Entfernung von der Oberfläche, von denen fast jede von eigenthümlichen Thieren bevölkert wird. Ähnliche Verhältnisse mußten auch in den alten Meeren stattfinden. Ablagerungen, welche unmittelbar an dem Ufer eines Meeresbeckens erfolgten, werden daher bis auf einen gewissen Grad andere Thiere einschließen, als diejenigen, die in der Tiefe des Meeres viele hundert Fuß von der Oberfläche abgesetzt wurden.

Betrachtet man die Fauna jeder der großen geologischen Hauptabschnitte, so lassen sich gewisse allgemeine Gesetze in dem Auftreten der verschiedenen Schöpfungen auf der Erdoberfläche erkennen. In der ältesten Periode zeigen die Pflanzen- und Thierüberreste, daß damals die Erdoberfläche großentheils Meeresgrund war; jedoch erhoben sich schon einzelne kleine Inseln, welche mit Pflanzen höchst eigenthümlicher Art bedeckt wurden. Es sind dies großentheils Farrenkräuter, welche dicke, 50—60 Fuß hohe Stämme hatten, die mit dem zierlichsten Laubwerk bekleidet waren. Das thierische Leben war damals fast nur auf das Wasser beschränkt, und man findet unter denselben einige höchst sonderbare Gestalten (Trilobiten), mit welchen man nichts in der gegenwärtigen Schöpfung vergleichen kann.

Als die Erde genugsam erkaltet war, um das Leben auf derselben möglich zu machen, war ihre Oberfläche weit weniger von Unebenheiten unterbrochen, als es gegenwärtig der Fall ist. Die zahlreichen Erhebungssysteme, welche nach und nach die Form der Continente verändert haben, und wahrscheinlich zu gleicher Zeit die Abgrenzungen der verschiedenen geologischen Epochen bildeten, hatten noch nicht angefangen, die Gesteinschichten zu mächtigen Gebirgszügen aufzurichten. Sehr ausge-

dehnte und wenig tiefe Meere, dazwischen einige kleine Inseln: dies war wahrscheinlich das Äußere der damaligen Erdoberfläche — sehr verschieden von dem Anblicke, welchen gegenwärtig unsere tiefen Meeresbecken, unsere großen Continente und hohen Berge gewähren. Charakteristisch ist dabei die völlige Abwesenheit der Säugethiere, der Vögel und Reptilien, während die Fische allein die Classe der Wirbelthiere repräsentiren. Nach und nach vergrößerte sich aber die Masse des freiliegenden Landes, und es traten jene großen Farren- und Calamitenwälder auf, welche durch verschiedene Erschütterungen und Überschwemmungen niedergeworfen, mit Sand und Thon gemengt wurden und jetzt als ausgedehnte Steinkohlenlager einen so wesentlichen Gegenstand der menschlichen Industrie und des Weltverkehrs bilden. Die Dicke der Kohlenschichten und ihre große Zahl zeigen, daß diese Periode sehr lang war, und daß die theilweisen Umwälzungen sich häufig wiederholten.

In der zunächst folgenden großen Periode der Trias- und der Juragruppe ist besonders das Auftreten großer Amphibien von Wichtigkeit, die sich zusammen mit sehr sonderbaren Thieren, den Ichthyosauren, zuweilen in großer Anzahl, vorfinden. In der Kreideperiode begegnet man zuerst einer Anzahl von Vogelresten; die Säugethiere fehlen gänzlich. Unter den Fischen treten einige neue große Classen auf.

Die Tertiärzeit nun erscheint vorzugsweise als die Zeit der Säugethiere, welche hier zuerst auf der Erde in größerer Menge lebten, während die jetzige, jüngste Periode durch das Erscheinen des Menschen charakterisirt ist. Indessen nicht nur durch das Auftreten der Mammiferen, sondern auch durch das Vorkommen der Insektenwelt in zahlreichen Arten wird die Tertiärzeit der unserigen genähert. In den Alpen befindet sich in der Nähe von Öningen bei Stein eine Bucht, in welcher hauptsächlich durch die Bemühungen von Oswald Heer bereits mehre Hunderte von fossilen Insektenarten gesammelt und beschrieben wurden. Eine zweite ähnliche Localität am Ostrande der Alpen ist Radoboj. Die Insekten lebten hier in den umgebenden Wäldern, deren Reste noch jetzt in den Braunkohlen aufbewahrt sind; sie geriethen in den Schlamm des Sees hinein, der, später zur Steinmasse erhärtend, ihre Reste ganz oder theilweise conservirt hat. Diese Insekten sind alle verschieden von denen der Jetztzeit und am meisten mit denen der Umgebungen des Mittelländischen Meeres übereinstimmend. Noch zahlreicher sind jedoch bekanntlich die Reste der Insekten jener Zeit, welche man in den Bernsteinen eingeschlossen findet.

d) Plutonische Gesteine der südlichen Alpen.

Es würde zu weit führen und ermüden, wollte ich eine allgemeine Darstellung der Verbreitung der Formationen in verschiedenen Theilen der Alpen versuchen. Es möge nur erwähnt sein, daß die neptunischen Kalkstein-, Sandstein- und Schieferzüge in Östreich, Baiern, der Schweiz und in Frankreich ununterbrochen den Nord- und Nordwestrand der Alpen bilden. Im Süden hingegen ist ihre Verbreitung weit unregelmäßiger. Sie treten in den Julischen Alpen, in Illyrien, Steiermark u. s. w. in großer Mächtigkeit auf, jedoch weiter nach Westen hin nehmen sie stets an Breite ab. An den Ufern der Sesia und in der Nähe des Lago maggiore verschwinden sie gänzlich, und erst nach einer langen Unterbrechung zeigen sich wieder einzelne Partien derselben in den Meeralpen. Jedoch eine andere Formation, welche in den südlichen Alpen auftritt, darf bei einer allgemeinen Skizze der Alpengeologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden: nämlich die Melaphyre, Porphyre und Dolomitmassen der venetianischen, tiroler und mailänder Alpen.

Sobald man über die Centralkette der östlichen Alpen, über den Brennerpaß oder über einen der hohen Tauernpässe gestiegen ist, wird man plötzlich überrascht durch gigantische, kühngeformte Bergmassen. Es sind auch Kalksteine, die sich aber dadurch von den gewöhnlichen unterscheiden, daß sie außer dem kohlensauren Kalke noch sehr viel Magnesia oder Bittererde enthalten. Man nennt diese gelbliche sehr krystallinische Felsart Dolomit, zu Ehren des ausgezeichneten französischen Mineralogen Dolomieu, welcher zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihre Ei-

genthümlichkeiten aufmerksam wurde. Lange Zeit hat man sich begnügt, diese sonderbaren Bergformen des südlichen Tirol, der trientiner und venetianer Alpen aus der Ferne zu betrachten, bis zuerst im Jahre 1828 eine specielle Untersuchung dieser ganzen Formation durch L. von Buch bekannt gemacht wurde, deren Resultate für die Geologie von der größten und allgemeinsten Bedeutung waren. Mit diesen Dolomitmassen vereinigt fand man andere Kalk- und Mergellager, aus denen nach und nach eine große Reihe der schönsten Petrefacte hervorgezogen wurden, welche diese Bergmassen als im Wesentlichen übereinstimmend mit der Formation des Muschelkalks der deutschen Gebirge darlegte. Aber außer diesen an sich schon so merkwürdigen Schichten kommen in diesen Theilen der Alpen noch große Massen von Melaphyr und rothem Porphyr vor, eines feldspathhaltigen plutonischen Gesteins. Diese Felsarten haben auf die merkwürdigste Weise alle Schichten der Sedimentärgesteine durchbrochen und einen großen Einfluß auf die Emporhebung und Oberflächengestaltung der südlichen Alpen ausgeübt.

e) Tertiärbildungen am Rande der Alpen.

Die tertiären Bildungen begleiten allenthalben in größerer oder geringerer Ausdehnung den Rand der Alpen; sie werden theils aus Sandsteinen (Molasse), theils aus großen durch Kalk und Mergel fest verkitteten Geröllmassen gebildet. Der Name Nagelflue, ursprünglich von den Bewohnern der Schweiz gebraucht, ist für diese letztere Felsart allgemein in der Wissenschaft angenommen worden. Die Zusammensetzung dieser tertiären Gesteine in den östlichen Alpen wurde in den schönen Arbeiten der wiener Geologen, besonders durch Partsch, Czizek, Hörnes und Andere, trefflich erläutert.*) Im unmittelbarem Zusammenhange stehen die tertiären Ablagerungen von Oberöstreich, Südbaiern und der Schweiz. Hier erreichen dieselben eine ungemeine Ausdehnung und Mächtigkeit. Sie ziehen sich hierauf weiter westlich nach Genf, Chambery u. s. w., zuweilen nur in schmalen Streifen, längs dem ganzen Westrande der Alpen fort, und endigen zuletzt in dem großen tertiären Becken von Marseille. In dieser tertiären Epoche lassen sich zwei Arten von Bildungen unterscheiden. Die eine ist eine Meeresbildung und enthält die Reste jener Thiere, welche nur im salzigen Wasser leben können, während hingegen die zweite eine Süßwasserbildung ist, die an den Ufern und auf dem Boden kleinerer oder größerer Landseen sich ablagerte. Die Meeresformation bildet, wie Escher kürzlich sehr gut nachgewiesen hat, gewöhnlich die tiefern Schichten; über ihr liegen die Süßwasserbildungen, welche sehr häufig abermals von Meerablagerungen überdeckt werden. Dieser sehr interessante Wechsel rührt daher, daß zu verschiedenen Zeiten der langen Tertiärperiode bald die Meere an einzelnen Stellen nach und nach gänzlich ausgetrocknet waren oder abflossen, und sich dann an ihre Stelle Süßwasseransammlungen bildeten. Bei abermaligen Veränderungen in der Gestalt der Erdoberfläche, bei Hebungen oder Zerreißungen einzelner Ketten drang jedoch wiederum salziges Meerwasser in diese Becken herein und brachte aufs neue eine veränderte, nämlich marine Fauna mit sich.

In diese Epoche fällt auch das erste Auftreten vieler großen Säugethiere, deren merkwürdige Überreste und vollkommen erhaltene Skelette jetzt eine Zierde der paläontologischen Sammlungen bilden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß alle diese Thiere jetzt gänzlich ausgestorbenen Arten angehören, und daß ihnen verwandte Geschöpfe nur noch in den Tropenzonen vorkommen. Natürlicherweise mußte man hieraus folgern, daß damals auch an dem Rande der Alpen ein Klima ähnlich dem der Tropen geherrscht habe. Diese Annahme wird auch vollständig bestätigt

*) Die geologischen Verhältnisse der östreichischen Alpenländer werden jetzt von der thätigen geologischen Reichsanstalt unter Haidinger's Direction sehr sorgfältig und ausführlich untersucht. Haidinger's schöne Übersichtskarte und Morlot's Karte der nordöstlichen Alpen sind zum Studium sehr zu empfehlen.

durch eine Untersuchung der zahlreichen und mannichfachen Pflanzenreste, welche man in diesen Ablagerungen findet. Diese Pflanzenreste bilden, oft in großen Massen zusammengehäuft, die Braunkohlen oder Lignite, welche an verschiedenen Punkten sich zwischen den Molasseschichten befinden und häufig als Brennmaterial ausgebeutet werden. Man darf diese Braunkohlen nicht verwechseln mit der weit ältern Steinkohlenformation, welche von ganz andern Pflanzenresten gebildet wird, während in der Braunkohlenformation bereits viele Formen vorkommen, die mit denen unserer jetzigen Bäume schon weit mehr Ähnlichkeit besitzen.

L. von Buch hat erst neuerdings („Monatsbericht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin", November 1851) die Lagerung der Braunkohlen in Europa zum Gegenstande einer höchst interessanten Abhandlung gemacht, aus welcher ich hier einige Resultate anführen will. Er hat gefunden, daß die verschiedenen Braunkohlenablagerungen, welche in einer Reihe einzelner Becken zerstreut sind, alle nur in einer und derselben Epoche gebildet wurden, indem sehr viele der wichtigsten und am meisten charakteristischen Pflanzen sich mehr oder minder in allen diesen Ablagerungen wiederfinden. Man nennt die Blätter dieser vorzugsweise wichtigen Pflanzen Leitblätter, weil sie uns vor allem bei der Vergleichung und Parallelisirung der verschiedenen Schichten leiten können. Diese Leitblätter sind solche, welche überall in Menge und häufig vorherrschend wieder erscheinen, so verschiedenartig auch sonst immer die übrigen Pflanzenreste in den Braunkohlenschichten sein mögen.

Die Braunkohlenformation liegt stets in der Mitte zwischen den ältern und den neuesten Tertiärbildungen; sie hat sich nach dem Erheben der Nummuliten- oder Eocenformation durch Bäche und Ströme gebildet, welche die Blätter und Bäume der Wälder, die auf wasserfreien Anhöhen standen, in die Tiefe geführt haben. Später, zunächst zusammenhängend mit den großen basaltischen Eruptionen und der diesen folgenden gänzlichen Veränderung der Lebensbedingungen, wurde jene reiche Vegetation zerstört. Jetzt ist sie in ihren Resten nach fernen Erdtheilen entrückt, wo der schmale Raum von wenigen Breitengraden, in dem sie eingeengt, wenig Vergleichung mit der Oberfläche zuläßt, über welche sie sich während der Braunkohlenperiode ausdehnen konnte. Es beibt eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß von den südlichen Gebirgen Italiens bis zum Harze, vom 41. bis 52.°, also über 11 Breitengrade, keine Veränderung in Blättern und Stämmen der Braunkohle sichtbar ist, aus denen eine Abnahme der Temperatur gegen Norden ersichtlich wäre. Es scheint also damals auf diesem ausgedehnten Raume noch eine gänzliche Gleichheit der klimatischen Verhältnisse geherrscht zu haben.

Das Auftreten der Braunkohlenformation und der Tertiärbildungen in den Alpen überhaupt gibt L. von Buch zu einigen sehr interessanten Bemerkungen Veranlassung. Das Alpengebirge scheint in Beziehung auf diese Bildungen in zwei verschiedene Hälften getheilt: in eine östliche und eine westliche Hälfte. In der östlichen Hälfte, in Östreich und einem großen Theile Südbaierns, erfüllen die Tertiärbildungen, ihrem Charakter in dem nördlichen und mittlern Deutschland getreu, große Buchten und Meerbusen, und ziehen sich gleichsam an den Ufern der ältern Gebirge herum. Sie bilden niemals Berge, sondern nur flache Hügel, und zuweilen findet man selbst kleine Ablagerungen derselben in einzelnen isolirten Thalbecken noch weit im Innern der Alpen. Ganz anders gestalten sich diese Verhältnisse in den westlichen Alpen, in den Alpen der Schweiz. Vom Genfersee bis zum Einfluß des Rhein in den Bodensee liegen die Pflanzenreste in einer fortlaufenden, zuweilen 5000, ja selbst an 9000 Fuß aufsteigenden Kette in steil erhobenen Schichten, welche häufig von vielen Tausend Fuß hohen Conglomeratschichten der Nagelflue bedeckt werden. Hingegen ist in diesen westlichen Alpen noch niemals im Innern selbst der weitesten Thäler eine Spur von Tertiärbildung beobachtet worden. Diese Unterschiede zwischen den Ost- und Westalpen sind hauptsächlich in den abweichenden orographischen Gestaltungen und den verschiedenen Hebungsepochen dieser beiden Gebirgssysteme zu suchen. Die östlichen Alpen mußten ihre jetzige Form schon zur

Zeit der Tertiärbildung haben, da ja diese in dem Innern der Thäler oft weit heraufreicht. In den westlichen Alpen hingegen erfolgte die letzte Aufrichtung des Gebirgs und die Bildung der Thäler erst nach der Ablagerung der Tertiärschichten, daher auch diese nur auf den Rand der Alpen beschränkt blieben und zugleich noch stark aufgerichtet und zu mächtigen Bergen emporgehoben wurden.

Untersucht man die Gerölle, welche sich in den Conglomeratschichten der Nagelflue befinden, so sieht man, daß außer den zahlreichen Kalksteinstücken, welche aus dem Innern der Alpen stammen, zugleich viele Fragmente von Gesteinarten vorkommen, die von keinem Punkte der Alpen herstammen können, da sie nirgends in denselben als anstehende Felsenmassen getroffen werden. Es sind dies z. B. Stücke eines schönen Granits, welcher vielen rothen Feldspath enthält und nirgends auf der Nordseite der Alpen ansteht. Ebenso ist Quarz führender Porphyr denselben ganz fremd, und dennoch liegen solche Stücke in der Nagelflue. Die wahrscheinlichste Annahme scheint wol die zu sein, daß diese Porphyr- und Granitstücke Theile von aus dem Innern emporgestiegenen Massen sind, deren gewaltsames Hervortreten innig mit der Bildung der Nagelflue überhaupt zusammenhängt.

Entfernt man sich von den Alpen, so steigen die Braunkohlen und die Schichten, welche den Rest einer vergangenen Schöpfung bewahren, nicht mehr bis zu Bergketten empor, sondern sie sind jetzt bis zum Meere hin in einzelne Becken gelagert am Fuße höherer und älterer Gebirgsmassen, die aus den damaligen zerstreuten Meeren wie Inseln hervorragten. Auf diesen Inseln wuchsen dann die Bäume und Sträucher; auf ihnen lebten die vierfüßigen Thiere und Insekten, die durch Flüsse und Bäche in die Meere eingeführt, in ihrem Schlamm vergraben und so als bedeutungsvolles Denkmal längst vergangener Schöpfungsperioden aufbewahrt wurden. Solche Braunkohlen-Binnenmeere hat im Norden der Donau bis zur Nordsee L. von Buch sieben deutlich unterschieden, wovon das oberrheinische Becken noch unmittelbar sich an die schweizer Molasse anschließt.

Noch neuer als die Tertiärschichten sind die quaternären Bildungen, welche sich in der Form mächtiger, mehr oder minder geschichteter Geröllmassen nicht selten einige Hundert Fuß hoch über das jetzige Niveau der Flüsse erheben. Dieselben werden auch mit dem Namen älteres Diluvium in der Geologie bezeichnet. Man darf jedoch hierbei nicht an die Sündflut denken, da das erste Auftreten des Menschen entschieden später stattfand, indem niemals Menschenskelette oder Fragmente derselben in diesen Geröllablagerungen gefunden wurden.

f) Die erratischen Blöcke.

Über diesem ältern Diluvium, oder, wo dieses fehlt, unmittelbar auf den ältern Gesteinen, findet man allenthalben in den Alpen noch eine sehr merkwürdige Formation, nämlich jene der erratischen Blöcke. Bei dem großen Interesse und den mannichfaltigen Ansichten, welche man in neuerer Zeit darüber aufgestellt hat, scheint es mir nöthig, etwas länger dabei zu verweilen. Es ist in der That ein interessanter Anblick, die mächtigen Granit- und Gneußblöcke, welche nur aus den centralen Alpengruppen stammen können, oft mehr als 30 Meilen weit von ihrem Ursprungspunkte entfernt zu treffen, und sie zugleich an den Abhängen des Jura oft mehre Tausend Fuß hoch ansteigen zu sehen. Schon Playfair hat im Jahre 1806 die Idee aufgestellt, daß die großen Blöcke an den Abhängen des Jura in ihrer jetzigen Stellung durch frühere ausgedehnte Gletscher, welche aus dem Rhonethal kommend über den Genfersee und das große Schweizerthal bis an den Jura sich erstreckt hätten, gebracht worden wären. Ein Wasserstrom, sagt er, so mächtig er auch gewesen sei, hätte niemals einen Block von der Größe des berühmten Pierre à bot bei Neuenburg transportiren können; er hätte ihn im Gegentheile in dem ersten Thale fallen lassen, welches er auf seinem Wege getroffen. Überdies müßten die Ecken und Kanten des Blocks gerundet sein, selbst wenn er eine viel kleinere Distanz durchlaufen, und er hätte so die Form bekommen müssen, welche alle Steine charakteri-

sirt, die der Wirkung des fließenden Wassers ausgesetzt waren. Ein Gletscher hingegen, welcher die Thäler ausfüllt und die Oberfläche einer Reihe großer Blöcke, ohne sie abzurunden trägt, schien ihm das einzige Mittel, dem man möglicherweise die Fähigkeit zuschreiben könnte, Blöcke auf so große Distanzen zu tragen, ohne sie abzurunden. Diese Ansicht wurde in neuerer Zeit, unabhängig von Playfair, ausführlich entwickelt von Charpentier, Agassiz, Desor und Andern. Diese Beobachter haben nicht nur die Verbreitung der erratischen Blöcke in den Ebenen der Schweiz untersucht, sondern sie sind auch auf ein specielleres Studium der Phänomene eingegangen, die noch jetzt die Gletscher der Gegenwart zeigen, um daraus einen Schluß auf die Wirksamkeit ziehen zu können, welche sie den Gletschern in einer frühern Epoche zuschrieben. Sie haben nicht nur gesehen, daß der Gletscher eine große Zahl von Blöcken unversehrt bei seiner täglichen Bewegung mit sich führt und sie zuletzt an seinem untern Ende als große, meist etwas ringförmige Steinwälle (Moränen) absetzt, sondern sie bemerkten auch, daß der Gletscher die Felsen in seiner Nähe sehr schön polirt und mit feinen parallelen Streifungen durchfurcht. Es wird dieses Phänomen durch die Reibung der feinen Sandkörnchen, die an der Unterlage des Gletschers sich befinden, mit dem festen Felsen hervorgebracht, und man kann dasselbe in der That in der Nähe jedes größern Gletschers beobachten. Jene Forscher waren nun sehr überrascht, ähnliche Glättungen und Streifungen noch an sehr vielen Punkten der Thäler und in großer Entfernung von den gegenwärtigen Gletschern zu finden, und glaubten sich nun zu dem Schlusse berechtigt, daß diese Felsschliffe überall Wirkungen früherer Gletscher seien, welche bei ihrer Ausdehnung bis an das vordere Ende der Alpenthäler die Felsen in größerer Entfernung und bis zu bedeutender Höhe der Thalsohle stellenweise polirt, und zugleich aus den innern Theilen der Alpen die großen Blöcke krystallinischer Schiefer mit sich geführt hätten, die wir gegenwärtig als erratische Blöcke allenthalben zerstreut finden. *)

Gegen diese Theorie wurde zunächst eingewendet, daß man, um die so ungeheure Ausdehnung der Gletscher möglich zu machen, eine sehr große Erniedrigung der mittlern Temperatur voraussetzen müßte, für welche sich bei einem aufmerksamen Studium der physikalischen Geographie durchaus kein irgend wahrscheinlicher Grund auffinden läßt. Im Gegentheil wird man sich überzeugen müssen, daß auf der Erdoberfläche auf wärmere Klimaten etwas kältere gefolgt sind, bis herab zu den Temperaturzuständen der historischen Periode. Selbst die Thierreste, welche man in den gleichzeitig mit den erratischen Blöcken abgelagerten Geröllschichten findet, nämlich jene des Mammuth, des Auerochsen, des behaarten Elefanten u. s. w., zeigen deutlich, daß damals selbst noch etwas wärmere Temperaturen in diesen Breiten geherrscht haben müssen als gegenwärtig, da die Repräsentanten dieser Thierclassen in der jetzigen Zeit nur noch in den wärmern Klimaten vorkommen. Warum sollte nun plötzlich diese so regelmäßige und allmälige Aufeinanderfolge der verschiedenen Klimate durch eine Periode extremer Kälte über den ganzen Erdball verbreitet gewesen sein? Es haben ferner verschiedene Geologen, namentlich L. von Buch, Elie de Beaumont und Andere, nachgewiesen, daß durch Wasserströmungen, durch das Herabgleiten von Erde und von Geröllmassen auf geneigter Unterlage, und durch die schalige Absonderung und natürliche Glättung mancher granitischen Felsarten häufig ebenfalls polirte und gefurchte Felsenoberflächen entstehen, welche sehr leicht mit den von Gletschern hervorgebrachten Glättungen verwechselt werden können. Man hat ferner gezeigt, daß durch außerordentlich große und plötzliche Wasserströme, wie sie auch in historischer Zeit einige male bei vulkanischen Ausbrüchen durch das Schmelzen ausgedehnter Schneelager entstanden sind, Geröllmassen von

*) Von dem Verfasser des vorliegenden Artikels brachten wir bereits im sechsten Bande der „Gegenwart", S. 504—531, eine Abhandlung: „Die Gletscher, ihre Verbreitung und Bildung, die wichtigsten Gesetze ihrer Structur und Bewegung." D. Red.

ungemeinem Volumen auf weite Strecken transportirt wurden, wobei viele große Blöcke ebenfalls scharfe Kanten und Ecken behielten, ganz wie sie die erratischen Blöcke der Alpen aufzeigen. Zudem bilden große Eisschollen auf Flüssen oder Seen ein sehr wichtiges und allgemein wirkendes Mittel für den Transport mächtiger Felsblöcke. Ganz in ähnlicher Weise, wie in den Alpen, findet man auch in der norddeutschen Ebene eine bedeutende Menge von Granit- und Gneußblöcken zerstreut, die ihrer mineralogischen Structur nach, wie man auf das deutlichste nachweisen kann, nur aus den schwedischen und norwegischen Gebirgen herstammen können. Die ganze norddeutsche Ebene war nun, wie die Sand- und Lehmablagerungen derselben deutlich zeigen, ehemals von einem ausgedehnten Meere bedeckt. Ist es nicht das Einfachste, sich den allmäligen Transport dieser weitverbreiteten nordischen Geschiebe durch umherschwimmende Eisschollen und theilweise durch heftige Meeresströmungen zu erklären, da ja hier ohnedies nicht nur wegen der enormen Entfernung, sondern auch wegen der Form des Terrains und wegen des Mangels an Thälern an ehemalige Gletscher durchaus nicht gedacht werden kann? In den Alpen ist noch zu bemerken, daß allerdings ziemlich bedeutende Schwankungen in der Größe der Gletscher zuweilen vorkommen; auch ist ihre Ausdehnung nicht nur durch die mittlere Temperatur, sondern auch durch die Hitze des Sommers, die Schneemenge, die Bevölkerung u. s. w., bedingt. Es scheint nun allerdings wol möglich, daß in der Epoche des Transports der erratischen Blöcke, wo nicht nur bedeutende flache Seen in Baiern, der Schweiz, dem Rhonethal und der Poebene die Alpen umgaben, sondern auch im Innern derselben in den Thalbecken ganz offenbar zahlreiche Seen aufgestaut waren, hierdurch eine theilweise Veränderung der klimatischen Verhältnisse hervorgebracht sein konnte. Es wurde aber dadurch vielmehr der Charakter des Seeklima bedingt, in welchem bei gleicher mittlerer Temperatur die Sommerwärme weit geringer wird und die Regen- und Schneemasse bedeutend zunimmt. Die Gletscher konnten in Folge davon wol etwas tiefer in die Thäler herabreichen, und trafen hier sehr häufig auf kleinere oder größere Wasseransammlungen, auf welchen Eisstücke mit Moränenblöcken beladen weiter transportirt wurden. Dieses erratische Phänomen und die mit demselben verbundene Erscheinung der großen Wanderblöcke läßt sich längs dem ganzen Rande der Alpen mit mehr oder minderer Vollständigkeit beobachten. Die Blöcke liegen dabei, wie schon erwähnt, stets frei an der Oberfläche über den darunter befindlichen Diluvialschichten, welche, aus Geschieben oder Lehm bestehend, oft eine Mächtigkeit von mehren Hundert Fuß haben, und Reste von Elephas primigenius, Cervus antiquus, dem Auerochsen u. s. w. einschließen. Diese letzten Reste einer Schöpfung, welche bereits sehr viele Ähnlichkeit mit der jetzigen Periode hat, sind in dem alpinen Diluvium nicht ebenso häufig als in manchen andern Gegenden Europas.

g) Hebungsverhältnisse der Alpen.

Indem man die verschiedenen Schichten eines ausgedehnten Gebirgs in Beziehung auf ihre mineralogische Zusammensetzung und auf ihre organischen Einschlüsse untersuchte, und so eine Classificirung und möglichst genaue Altersbestimmung derselben zu Stande brachte, erschien es auch vom höchsten Interesse, die Art und Weise der Stellung der Schichten und ihrer Erhebung zu verfolgen, und zu untersuchen, auf welche Weise durch ihre Aufrichtung und ihre gegenseitigen Stellungen die Form des Gebirgs im Allgemeinen sowol als im Einzelnen entstanden ist. Die Erhebung einer Schicht kann auf mannichfache Weise hervorgebracht worden sein, und man darf durchaus nicht glauben, daß stets eine unterirdische verborgene Masse von plutonischen Gesteinen zur Bildung einer Bergkette nothwendig gewesen sei. Das Juragebirge, ganz in der Nähe der Alpen und theilweise in Savoyen mit denselben eng verbunden, ist für diese Verhältnisse von großem Belang. Die ganze Folge der Gesteinschichten ist hier in eine Reihe von Falten gelegt, deren Scheitelpunkte dem Gebirgsrücken entsprechen, während die Depressionen die lang-

gestreckten parallelen Thäler bilden. Auf dem Rücken der Gebirgsketten liegen hier also die Schichten horizontal und senken sich dann gleichmäßig nach beiden Seiten gegen die Thäler herab. Diese ganze Art der Gebirgsbildung ist sehr gut und einfach durch seitlichen Druck zu erklären. Man denke sich z. B. der Versinnlichung wegen eine Reihe von Papierblättern, welche von zwei entgegengesetzten Seiten einen Druck erleiden, so werden sich dieselben in ganz ähnliche Faltungen legen, deren Zahl und Form natürlich von der Art und Weise des Drucks, der physikalischen Beschaffenheit der gepreßten Blätter, ihrer Anzahl und Masse abhängen wird. In denjenigen Theilen, in welchen der Druck am bedeutendsten wirkte, entstanden in Folge der Sprödigkeit der Masse Zerberstungen, sodaß wir jetzt im Jura tiefe und steile Spaltenthäler finden, die das Innere des Gebirgs oft bis zu bedeutenden Tiefen blosgelegt haben. Diese merkwürdigen Verhältnisse wurden besonders durch die Beobachtungen von Greßly, Thourmann und anderer schweizer Geologen aufgedeckt und in ihrem Zusammenhange dargestellt. Auch in andern Gebirgen der Erde, z. B. in den Apalachen von Nordamerika, ist diese Runzelung der Erdrinde sehr deutlich entwickelt, und zwei sehr thätige amerikanische Geologen, die beiden Roger, haben aus der sorgfältigsten Beobachtung der dortigen Phänomene eine lehrreiche allgemeine Darstellung und Theorie derselben gegeben.

In den Alpen jedoch ist die Erhebung der Schichten durchaus nicht so einfach. Auch hat man sich überzeugt, daß nicht, wie man anfangs vermuthete, eine gleichmäßige Stellung der Schichten sich bei jedem Querabschnitte zeigt, welchen man an irgend einer Stelle über die Breite der Alpen hinweg sich gezogen denkt. Betrachten wir zuerst die großen Centralmassen von Granit und Gneuß in den innersten Theilen der Alpen, so zeigt sich hier nicht selten eine sehr auffallende Erscheinung. Die Schichten bilden nämlich hier, z. B. in der Centralmasse des Montblanc, des Berner Oberlandes u. s. w., einen großen Fächer; sie stehen in der Mitte vertical und nehmen, je mehr man die Abhänge hinabsteigt, allmälig geringere Neigungen an, wobei sie stets genau, wie die verschiedenen Arme eines Fächers, in den Berg hineinfallen und sich so gleichsam an irgend einem Punkte in dem Innern des Bergs alle zu vereinigen scheinen. Diese Structur, welche bereits von Sauſſure beobachtet und besonders von Studer weiter verfolgt worden ist, scheint von dem großen Drucke bedingt zu sein, welcher aus dem Innern der Granitmassen ausging. Dadurch wurden die sämmtlichen Schichten mit großer Gewalt auseinander gepreßt, über die anstoßenden Felsmassen herübergeschoben und so in ihre jetzige so unregelmäßige Lage gebracht. An die Fächer der Centralmassen schließen sich dann die meist sehr steil aufgerichteten Schichten der krystallinischen Schiefer an, welche theils von den Centralmassen abfallen, theils auch ihre flachen Seiten denselben zugekehrt und die steilen Abfälle der Schichtenköpfe von denselben abgewendet haben. In den Ketten der Kalkalpen sind vorzüglich die Windungen und Biegungen von Interesse, welche oft eine große Reihe von Schichten in denselben erlitten haben. Durch diese Biegungen und ferner durch viele gewaltsame Zerreißungen und Übereinanderschiebungen mächtiger Schichtenfolgen geschah es, daß häufig jetzt ältere Gesteine über jüngern liegen. Man kann daher nur durch eine sorgfältige Beobachtung des weitern Verlaufs dieser Schichten und ihrer gegenseitigen Beziehungen an andern Punkten diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Auch an der Begrenzung der Kalkalpen und der tertiären Molasse- und Nagelflueformation beobachtet man sehr merkwürdige Schichtenverschiebungen. Es fallen nämlich am Rigi und an allen Bergen dieser Ketten die Schichten der Alpen gegen die Hauptmasse derselben herein, sodaß dieselben an den Contactpunkten deutlich unter die Kalkberge zu liegen kommen und so ihre Grundlage zu bilden scheinen, während doch diese Kalkformation, wie aus allen Umständen auf das deutlichste hervorgeht, entschieden älter ist als die Nagelflue und daher, einem ganz natürlichen Gesetze zufolge, die Grundlage dieser jüngern Bildung sein sollte. Dieses anomale Verhältniß, welches von dem ältern Escher schon längst beobachtet wurde, war für

die erste Classification und gegenseitige Altersbestimmung sehr verwirrend. Zu einer Zeit, wo man nicht wie gegenwärtig aus der Vergleichung der organischen Reste ebenso wie der Lagerungsverhältnisse das Alter einer Bergmasse entwickelte, sondern sich dabei hauptsächlich nur von der Überlagerung der verschiedenen Gesteinschichten und ihren petrographischen Eigenthümlichkeiten leiten ließ, mußte man nothwendig die Conglomeratmassen der Nagelflue für älter halten als die scheinbar über ihr liegenden Kalkberge. Man rechnete daher die erstern zum Zechsteine, einer Bildung, die hauptsächlich im nördlichen Deutschland entwickelt ist und unmittelbar über der Kohlenformation liegt. Sobald man aber nur erst begann, die organischen Reste, welche in der Nagelflue enthalten sind, aufmerksam zu beobachten, und die Knochen der großen Säugethiere betrachtete, welche so charakteristisch für die Tertiärbildungen und überhaupt für alle neuern Formationen im Gegensatze zu den ältern sind: mußte man sich von dem großen Irrthume, den man begangen, überzeugen. Durch eine höchst sorgfältige und mühsame Untersuchung ist es indessen Studer und dem jüngern Escher gelungen, die so anomalen gegenseitigen Lagerungsverhältnisse der Tertiär- und Secundärformation aufzuklären. Durch den bedeutenden Druck, welcher bei der Erhebung der Alpen und der Ausbreitung der centralen Gebirgsgruppen ausgeübt ward, wurden nämlich die Kalkschichten auf die Seite geschoben und über die vorliegenden Nagelflueschichten herübergepreßt. Die Nagelflue bildet also nur scheinbar die Basis der Kalkberge; denn wie man an einigen natürlichen Entblößungen deutlich sieht, schneiden die Nagelflueschichten schon in geringer Entfernung scharf an den Kalkmassen ab, ohne, wie man anfangs vermuthen mußte, weiter unter dieselben fortzusetzen.

Um sich im Allgemeinen eine Vorstellung von dem Bildungsprocesse des Alpengebirgs zu machen, denke man sich eine Reihe von langen Spalten, auf welchen durch unterirdische Kräfte die verschiedenen Gebirgssysteme emporgehoben wurden. Diese Hebungsspalten laufen oft in den Kalkzonen merklich parallel; auf ihnen wurden z. B. schon früher die alpinen Jura- und Kreideformationen, später in gleichlaufender Richtung die nördlich und südlich vorgelagerten Tertiärbildungen emporgerichtet. Zu diesen Hebungen gesellte sich noch der große seitliche Druck, welchen die verschiedenen Centralmassen im Innern ausübten, wodurch an manchen Stellen eine Verbreiterung des ganzen Alpensystems, eine Herüberschiebung der ältern Kalkbildungen über die tertiäre Nagelflue, und im Innern der Sedimentketten selbst zahlreiche Schichtenkrümmungen und großartige Verschiebungen hervorgebracht wurden.

III. Physikalisches.

Die Form und die Art und Weise der Erhebung eines Gebirgs bedingt wesentlich den Einfluß, welchen dasselbe auf die klimatischen Verhältnisse und auf die Vertheilung der Vegetation ausübt. In einem so ausgedehnten, wechselnden und hohen Gebirge, wie die Alpen, bieten sich in dieser Beziehung so mannichfache Betrachtungen und Untersuchungen dar, daß hier nur eine Darstellung der wichtigsten und allgemeinsten Erscheinungen versucht werden kann. An die frühern geologischen Betrachtungen unmittelbar anschließend, werden wir zunächst jene Veränderungen erläutern, welche unter dem Einflusse des Regens, der Bäche und Flüsse, ferner der chemischen Zersetzung und mechanischen Zertrümmerung des Gesteins noch gegenwärtig an der Oberfläche der Alpen stattfinden. Es werden sich hieran meteorologische Bemerkungen über Temperatur, Feuchtigkeit und Winde anknüpfen, welchen wir noch Einiges über die Vertheilung der Vegetation in den verschiedenen Höhen der Alpen folgen lassen, da ja gerade die Vegetation einen so schönen mittlern Überblick über die Veränderungen der gesammten klimatischen Zustände gewährt.

a) Gegenwärtige Veränderungen der Erdoberfläche.

Die Veränderungen der Erdoberfläche, welche noch täglich unter unsern Augen vor sich gehen, bilden in neuerer Zeit einen sehr wichtigen Gegenstand geologischer Studien, da man hieraus häufig sehr interessante Schlüsse über ähnliche Vorgänge in frühern Perioden und über die Art und Weise der Bildung älterer Gebirgsschichten ableiten kann. Betrachten wir zuerst die Wirkungen der Flüsse auf die Erosion der Felsen und den Transport der Geschiebe. Es hat hierauf nicht nur die absolute Menge des Wassers, sondern auch seine Vertheilung in den Jahreszeiten, ebenso wie die Geschwindigkeit des Wasserlaufs einen großen Einfluß. Die Vertheilung des Wassers der Alpenflüsse in den jährlichen Perioden ist besonders durch die bedeutenden Maxima charakterisirt, welche dieselben zur Zeit des Schmelzens der Gletscher im Sommer erlangen. Durch diese jährlich wiederkehrende, große Vermehrung der Wassermasse werden die Wirkungen derselben weit bedeutender, als man bei einer Betrachtung des gewöhnlichen mittlern Wasserstandes und bei einer Vergleichung desselben mit demjenigen der Flüsse in den Ebenen erwarten sollte.

Die Schnelligkeit eines Flusses hängt von dem Gefälle seines Betts und von seiner Wassermasse ab. Die Neigung der Flußbetten ist in den Alpen immer sehr bedeutend. Während die Donau auf 1000 Fuß einen Fall von 0,2, der Rhein von 0,3, die Isar von 1,3 Fuß hat, zeigen die Flüsse der Alpen-Querthäler häufig im Mittel auf 1000 Fuß einen Fall von 16 — 25 Fuß; jedoch sind die Schnelligkeiten bei weitem nicht in demselben Maße größer, in welchem ihre Neigung jene der erstgenannten Ströme übertrifft. Die Ursache davon liegt in der weit kleinern Wassermasse der Alpenbäche. Es wird dadurch der Einfluß der Reibung vergrößert und die Kraft der Strömung oft an Steinen und Baumstämmen gebrochen, während bei tiefern Wasser Hindernisse von denselben Dimensionen nur die untern Theile, aber keineswegs die ganze Masse auf ähnliche Weise aufzuhalten vermögen. Eine plötzliche Beschleunigung des Laufs der Bäche tritt in der Regel bei dem Einmünden eines neuen Seitenflusses ein, weil dieser mit seiner eigenen Geschwindigkeit die Fortbewegung unterstützt, und vorzüglich weil dann die vermehrte Wassermasse weit leichter die Hindernisse des Betts überwindet. Die kleinern Wässer der Querthäler zeigen häufig eine Schnelligkeit von 9 — 12 pariser Fuß in einer Secunde; die größern Flüsse, z. B. die Linth, die Rhone u. s. w., erreichen selbst auf größere Erstreckungen eine Schnelligkeit von 12 — 14 Fuß in der Secunde. Um eine vergleichende Vorstellung von diesen Schnelligkeiten zu haben, kann man sich an einige andere bekannte Geschwindigkeiten erinnern:

Der Eisenbahnzug macht	1	Meile	in	15	Minuten,	daher in	1	Secunde	25	Fuß.
Die Post	"	1	"	"	60	"	"	"	1	"	6	"
Der Fußgänger	"	1	"	"	100	"	"	"	1	"	4	"

Die erlangte Geschwindigkeit bewirkt, daß das Wasser gleich einer stoßenden Kraft auf alle Körper einwirkt, die ihm entgegenstehen. Dies wird dadurch noch erleichtert, daß alle in Wasser eingetauchten Körper an Gewicht verlieren und dadurch weit leichter beweglich werden. Steine verlieren im Allgemeinen zwischen 0,25 und 0,3 ihres Gewichts. Die Rinne eines jeden Bachs bedeckt sich daher am Boden mit einer Menge theils kantiger, theils schon abgerundeter Massen, welche in langen Perioden von den Quellen zu den Mündungen der Flüsse wandern. Man hat durch Experimente gefunden, daß einer Schnelligkeit eines Flusses von drei Fuß in der Secunde noch eckige Steine von der Größe eines Hühnereis zu widerstehen vermögen; einer Schnelligkeit von zwei Fuß widerstehen noch Geschiebe von einem Zoll Durchmesser. Daher kommt es, daß je nach der Schnelligkeit eines großen Flusses sein Bett entweder mit großen Felsentrümmern, mit kleinern Geschieben, oder nur mit Sand und Schlamm bedeckt ist. Das Letztere ist vorzugsweise in den untern Theilen der Ströme der Fall, z. B. in den Mündungen des Rheins, der Donau u. s. w., weil hier die Schnelligkeit schon so bedeutend abgenommen, daß das nicht vermag,

irgend größere Geschiebe bis an diese Punkte fortzuschaffen. Die Schnelligkeit der Alpenbäche übertrifft jedoch in den meisten Fällen bedeutend die oben gefoderten Größen, was auf die starke bewegende Kraft derselben hinweist. Man findet daher auch überraschend große Felsentrümmer in ihren Flußbetten, welche nicht selten die Größe eines Würfels haben, von dem jede Seite einen Meter Länge aufweist. Die Beobachtung der Größe ähnlicher Geschiebe kann auch für praktische Zwecke von Wichtigkeit werden. Man kann daraus das Maximum der Kraft bemessen, welches diese Flüsse bei einzelnen Gelegenheiten zu erreichen vermögen, und man wird so am besten ersehen, wie stark Wasserbauten sein müssen, um selbst in außerordentlichen Fällen dem Andrange der Fluten Widerstand zu leisten. Eine noch so sorgfältige Messung des Wasserstandes unter den gewöhnlichen Verhältnissen würde hingegen für ähnliche Zwecke nur sehr wenig brauchbare Angaben liefern.

Eine bedeutende Menge fein zerriebenen Gesteins eilt in der Form von Suspensionen den größern Fragmenten weit voraus. Diese kleinen Körper sind es auch, durch welche dem Strome das Benagen der Ufer besonders erleichtert wird. Sie treffen nämlich mit der erlangten Schnelligkeit die Felsen an beiden Seiten des Flusses, und reiben sie weit mehr ab, als das Wasser allein zu thun vermöchte. Die Menge der Suspensionen ist natürlich in den einzelnen Jahreszeiten sehr verschieden; sie wird besonders durch heftige Regen- oder Schneefälle bedeutend vermehrt. Im Gegensatze zu den Strömen und Bächen in kleinern Gebirgen oder Ebenen sind alle Gewässer der Alpen durch die große Menge der Suspensionen ausgezeichnet; am meisten ist dies in jenen Bächen der Fall, die unmittelbar unter großen Gletschern entspringen. Durch die Bewegung und die beständigen Oscillationen der Gletscher wird nämlich stets eine große Menge fein zerriebenen Sandes erzeugt, welcher von dem Wasser mit Leichtigkeit auf große Distanzen hinweggeführt werden kann. Es beträgt z. B. die Masse der Suspensionen in der Aar nahe an ihrem Ausflusse an dem Gletscher in einem Kubikmeter Wasser 142 Gramme. Man darf mit den Suspensionen, welche in dem Wasser mechanisch vertheilte Sand- und Schlammtheilchen sind, nicht die in demselben aufgelösten fixen Bestandtheile und Salze verwechseln, die dem Auge unsichtbar bleiben, und nur durch chemische Processe nachgewiesen werden können. Die Menge dieser Auflösungen und ihrer Beschaffenheit richtet sich nach der mineralogischen und chemischen Zusammensetzung der Felsen, in welchen die Wasser fließen.

Die Wirkungen des Wassers auf die Erasion und die Zertrümmerung der Felsen sind je nach der mineralogischen und physikalischen Beschaffenheit des Gesteins sehr verschieden, am bedeutendsten sind dieselben in Schiefern und in den Kalksteingebirgen. Durch die Kraft der Erasionen entstehen besonders bei den Bächen der Hochalpen ungemein regelmäßige und tiefeingeschnittene Bachrinnen, in welchen das Wasser zwischen verticalen Wänden eingeschlossen und unsern Blicken fast gänzlich entzogen ist. Die Tiefe dieser Erasionsschluchten beträgt häufig 40—80 Fuß.

Die Wirkungen der Flüsse werden in den Alpen überdies sehr bedeutend erhöht durch die mächtigen Anschwellungen, welche von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Ursachen bei den einzelnen Flüssen eintreten. Nicht nur große Regengüsse, das plötzliche Schmelzen des Schnees u. s. w. bewirken hier große Überschwemmungen, sondern auch die plötzlichen Entleerungen von Gletscherseen veranlassen oft Wasserfluten in großartigstem Maßstabe. Wenn nämlich ein Gletscher eines Seitenthals sich momentan so sehr ausdehnt, daß er bis an das Hauptthal herabsteigt, ja sich sogar an der gegenüberstehenden Thalwand fest anstemmt, so entsteht dadurch ein hoher Eiswall quer durch das Thal, welcher das Ablaufen des Bachs, der aus den obern Regionen kommt, verhindert. Es werden so sehr oft größere und kleinere Seen aufgestaut, die endlich, wenn die Wassermasse eine bedeutende Höhe erreicht hat, gewaltsam die Eismasse durchbrechen und sich in dem Laufe weniger Stunden gänzlich entleeren. Großartige Erscheinungen dieser Art fanden im Jahre 1818 in Baynethale statt, wo nach Escher die Masse des plötzlich entleerten Wassers

530,000000 Kubikfuß betrug. Die Fluten hatten dabei in den obern Theilen die enorme Schnelligkeit von 33 Fuß in der Secunde. Auch im Oetzthale wurden ähnliche Erscheinungen beobachtet, wo durch die bedeutende Ausdehnung des Vernagtgletschers dergleichen Seeausbrüche sich mehre male wiederholten. Die Wassermasse betrug hier im Jahre 1847 nach den Untersuchungen von A. Schlagintweit 230,000000 Kubikfuß. Die Wirkungen dieser ungeheuern Fluten in dem langen Verlaufe eines Querthals auf die Erasion, die Zertrümmerung und den Transport der Felsen sind ungemein bedeutend. Nach einer sehr mäßigen Berechnung findet man, daß die Masse des von dem Wasser bei solchen Gelegenheiten von der Stelle gerückten und an andern Punkten wieder abgelagerten Gesteins, Sandes, Schlammes u. s. w. bei weitem größer ist als das Volumen der entleerten Wassermasse selbst. Dieses scheinbar so paradoxe Resultat wird dadurch hervorgebracht, daß die Wassermasse in den verschiedenen Becken eines solchen Thals stets zurückgehalten und zu kleinen Seen angesammelt wird. In diesen wird nun ein großer Theil der Geschiebe abgelagert, während in den darauf folgenden stark geneigten Thalengen die Fluten wieder eine sehr bedeutende Geschwindigkeit erlangen und sich aufs neue mit Schutt und Trümmern beladen, die sie in dem nächsten Becken absetzen. Es wird also hier ebenso, wie bei dem Transport der Geschiebe durch das Wasser im Allgemeinen, ein Gerölstück nicht alsogleich von dem Ursprunge des Sees bis an die Mündung des Flusses geschafft, sondern es geschieht im Gegentheil der Transport stets nur auf geringere Entfernungen: das Stück bleibt stets einige Zeit ruhen, bis es später aufs neue aufgerüttelt wird. Es bedarf daher, besonders unter den gewöhnlichen Umständen, eines oft wiederholten Anstoßes und einer langen Zeit, bis die Gesteinmassen allmälig viele Meilen weit befördert werden. Sie bilden dann entweder die großen Alluvionen in den breiten Sohlen der Längenthäler, oder sie werden zur Ausfüllung der großen Alpenseen verwendet, in welchen alle Flüsse, z. B. der Rhein im Boden-, die Rhone im Genfersee, die Adda im Comersee, so umfangreiche Schuttanlagerungen bilden.

Nicht nur durch die mechanische Einwirkung des fließenden Wassers wird das Gestein in den Alpen benagt und zertrümmert, sondern auch zahlreiche chemische Zersetzungen tragen zur Zerstörung der Oberfläche bei. Das Wasser, welches in einzelne feine Felsenspalten eindringt und dort in den kalten Nächten oder im Winter gefriert, erweitert diese Risse und zertrümmert endlich gänzlich die Felsen, da, wie bekannt, das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt und dadurch nothwendig mit großer Gewalt die Felsenspalten, in welchen es eingeschlossen ist, nach allen Seiten auseinandertreibt. Es ist dies ganz dieselbe Erscheinung, die man im Kleinen bemerkt, sobald in einem Glase oder einem andern Gefäße Wasser gefriert, indem auch hier durch die Ausdehnung des Wassers das Gefäß zerrissen wird.

Durch die zahlreichen chemischen Zersetzungen an der Oberfläche und durch den Vegetationsproceß wird die Bildung der Erdkrume oder der Ackererde hervorgebracht. Es ist ein großer Unterschied, ob die Erde, wie z. B. in den Ebenen oder in den Marschländern, aus großer Entfernung herbeigeführt und in Form eines schlammigen Absatzes aus den Gewässern gebildet wird, oder ob sie noch unmittelbar da liegt, wo sie in Folge der Verwitterung entstanden ist. Der letztere Fall ist in den Alpen bei weitem der häufigste. Die Erde bildet daher zwar keine sehr dicken und gleichmäßigen Lagen, sie hat aber zugleich den Vortheil, nicht so leicht durch den Vegetationsproceß ausgesogen zu werden, da sich stets noch eine große Anzahl nicht völlig zersetzter Theilchen in derselben befinden, die nach und nach aufgeschlossen und der Vegetation zugänglich gemacht werden. Die Erdkrume kann ein sehr interessanter Gegenstand geologischer Betrachtungen werden, wie besonders Elie de Beaumont in seinen „Leçons de géologie pratique" (1. Bd., Paris 1845) gezeigt hat. Dieser scharfsinnige Gelehrte hob hervor, wie wenig veränderlich die Erdkrume auf der Erdoberfläche sei, vorzüglich wenn sie von Vegetationen bedeckt ist. In dem letztern Falle bleibt sie oft während mehrer Jahrhunderte ruhig liegen, und es haben sich sonach z. B. auf eine überraschende Weise alte römische Ackerfurchen oder die Grab-

hügel einzelner Völkerstämme durch mehre Jahrhunderte unversehrt erhalten. Ja, römische Verschanzungen, die sogleich bei ihrer Errichtung mit Rasen belegt wurden, haben noch genau die Böschungen der äußern und innern Seiten bewahrt, welche man bei römischen militärischen Schriftstellern als Regel für ähnliche Constructionen angegeben findet. Wie nöthig die Vegetation sei, um die Erdkrume festzuhalten und an einen bestimmten Punkt zu binden, sieht man auch sehr deutlich in den Alpen, wo die Erdkrume, von Rasen bedeckt, auf Neigungen von 20—35° sich sehr häufig erhält. Wird jedoch an einer ähnlichen Stelle aus irgend einem Grunde die Rasenbedeckung entfernt, so wäscht der Regen sehr bald die blosgelegte Erde hinweg, und die Stelle bleibt dann entweder ganz kahl, oder es bedarf wenigstens sehr langer Zeit, bis sich hier und da einzelne Erdansammlungen und mit ihnen eine spärliche Vegetation wieder bilden kann.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Erwähnung eines für die Alpen sehr charakteristischen Phänomens: mit jenem der Erdstürze oder Bergfälle. Es geschieht nämlich stets, daß an den Abhängen die angehäuften Schutt- und Trümmermassen, wenn ihre Menge sehr bedeutend geworden, und besonders wenn bei heftigen Regengüssen der darunter enthaltene Lehm und Sand mit Wasser durchtränkt wurde, sich loslösen und unter dem Gewichte ihrer Schwere in die Tiefe stürzen. Ähnliche Erscheinungen in kleinerm Maßstabe wiederholen sich alljährlich an den Abhängen der Berge, die dann in den Alpen der Anlage von Straßen sehr gefährlich werden. Weit seltener sind jene großen und mächtigen Bergstürze, die sich vorzugsweise in jenen Theilen der Alpen ereignen, welche aus brüchigen Talkschiefern und Glimmerschiefern bestehen. Es häufen sich hier oft während langer Zeit die Schuttmassen in dem Innern kleiner Seitenthäler an, und wenn ihre Menge zu bedeutend geworden, oder wenn heftige Regengüsse erfolgen, so kommt die ganze Masse in Bewegung. Bäche werden in ihrem Laufe aufgehalten: sie bilden kleine Seen, deren Wasser noch mehr zur Bewegung der teigigen Erd- und Schlammmasse beiträgt, welche auf ihrem Wege Felder, Wiesen, Waldungen, selbst Häuser mit sich nimmt und dadurch sich stets vergrößert. Die Bewegung dieser zähen Masse ist dabei nicht, wie jene einer Schneelavine, ungemein rasch. Im Gegentheil schiebt sich zuweilen der träge Schutt- und Schlammstrom nur mit einer äußerst geringen Schnelligkeit vorwärts, bis er endlich in die breiten Sohlen der tiefern Thäler gelangt, wo sich nun die Masse fächerförmig nach allen Seiten ausbreitet, gerade wie es die Ablagerungen großer Flüsse bei ihrer Mündung in das Meer thun, wo z. B. der Nil, die Rhone oder der Po deltaförmige Schuttanlagerungen, jedoch in einem unvergleichlich größern Maßstabe gebildet haben. Diese fächerförmig ausgebreiteten Bergstürze trifft man in den Thalsohlen der großen Alpenthäler oft in überraschender Anzahl an. Ich nenne hier als Beispiele die Thäler der Drau, der Etsch oberhalb Meran, das Thal von Aosta, jenes der Isère bei Grenoble u. s. w. Ähnliche Bergstürze haben sich in historischen Zeiten mehre male ereignet. Einer der größten und merkwürdigsten ist jener, welcher im 8. Jahrhundert das alte Städtchen Meran gänzlich unter seinen Schuttmassen begraben hat. Die Erdstürze sind nicht in demselben Grade, als man wol voraussetzen möchte, der Fruchtbarkeit eines Thals hinderlich. Sie enthalten stets bedeutende Mengen thoniger Bestandtheile, und nach einigen Jahren schon fangen sie stellenweise, an sich mit Vegetation zu bedecken. Ja, in manchen der weiten und sehr wenig geneigten Längenthäler erweisen sie sich der Anlage von Culturen sehr günstig, weil sie vor den Versumpfungen der tiefern Thalsohle geschützt sind, zugleich eine mehr sonnige Lage haben, sodaß man vorzugsweise auf ihnen schön bebaute Felder und in den südlichen Alpentheilen Weingärten und reizende Kastanienwäldchen findet, die hier den Fuß der höhern Abhänge begrenzen.

Große Abrutschungen von ganzen Bergmassen mit allen darauf befindlichen Culturen, Waldungen u. s. w. entstehen besonders dann, wenn, wie es in den Kalkalpen und vorzüglich in den Molassebergen am Nordrande der Alpen der Fall ist,

Schichten von sehr verschiedener physikalischer und chemischer Beschaffenheit miteinander wechseln. Es können dann z. B. die tiefern, mergeligen und thonigen Lagen von dem Quell- und Regenwasser ausgelaugt und theilweise hinweggeführt werden, wodurch den obern Schichten die Basis entzogen wird, sodaß dieselben sich nicht mehr zu erhalten vermögen und, dem Zuge ihrer Schwere folgend, nach abwärts stürzen. Sehr bekannt sind in dieser Beziehung die berühmten Felsstürze des Rufi- oder Roßbergs, 4850 Fuß über dem Meere, dem Rigi gegenüber, geworden. Die Schichten dieses Bergs bestehen aus Nagelflue, theilweise mit kalkig-sandigen Lagen untermischt, welche durch eindringendes Wasser nach und nach zerstört werden und die obern Schichten zum Herabstürzen bringen. Die Dörfer Goldau, Lowerz und andere, welche am Fuße des Bergs liegen, wurden wiederholt von diesen Felsstürzen beschädigt und einmal, im Jahre 1806, sogar fast gänzlich verschüttet. „Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten", berichtet der Züricher Heinrich Hirzel, welcher sich um die Kenntniß der Schweiz so vielfach verdient gemacht, „waren durch die schnell vorgeschobene Kiesmasse erdrückt oder von ungeheuern, gleich einem leichten Federballe fortgejagten Felsenstücken mit einer alle Vorstellungen weit übersteigenden Gewalt zerquetscht und zerschmettert worden. Große Tannenwälder hatten sich zugleich mit dem Erdreiche, in welchem sie tief eingewurzelt bereits Jahrhunderten getrotzt hatten, von dem Abhange des sinkenden Bergs losgerissen und waren, ohne daß irgend eine Spur davon übrigblieb, in die Tiefe des Thals gesunken. Noch andere mächtige Massen von Erde, Stein und Geschieben waren quer über das Thal hin an den Abhang des gegenüberstehenden Rigi hinaufgewälzt, zum Theil auch über die wenigen stehen gebliebenen Häuser und Bäume weit hinausgeschleudert worden. In Goldau selbst hatten mehre Einwohner des Dorfs das Unglück drohende Gestein von dem Gipfel des durch anhaltende Regengüsse erweichten Roßbergs sich loslösen und aus der Ferne heranwälzen sehen, als plötzlich aus der Kapelle die Sturmglocke ertönte. Auf ihren Unglück weissagenden Ton hin hatte sich Alles, was von Menschen jedes Alters und Geschlechts zugegen war, in und um das in dieser Schreckensstunde keinen Schutz gewährende Heiligthum der Kirche mit Zittern und Zagen in größter Eile zum Gebete versammelt. Ein Augenblick, so stürzte unter dem über die Betenden sich hinwälzenden Schutte das Gebäude zusammen, und ein ungeheures Grab verschlang sie Alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder. Indessen aber der eine Arm des Erdstroms Goldau und seine Umgebung vertilgte, hatte der andere sich nach der Seite von Lowerz fortgewälzt und bis an das Dorf und den See hinauf Alles, was nur auf dem Wege sich vorfand, theils mit sich fortgerissen, theils mit Erde und Schlamm dicht überworfen. Das helle Blau des Lowerzer Sees sah man in eine widrige, schmuzig-gelbe Farbe umgewandelt, und seine sonst so sanften Wellen hatten als tobende Meereswogen mit fürchterlicher Gewalt über den Felsen von Schwanau und die Besitzungen des glücklicherweise eben abwesenden Eremiten zusammengeschlagen." *)

Man sieht hieraus, daß die Erde in der gegenwärtigen Periode durchaus nicht ganz stabil und unthätig ist, sondern daß im Gegentheil stets Veränderungen ihrer Oberfläche und neue Bildungen stattfinden. Die Gipfel und Kämme des Gebirgs werden vom Regen und Schnee benagt und zertrümmert. In die Felsen werden von den Flüssen tiefe Rinnen eingeschnitten; die Thalsohlen füllen sich mit Geschieben; die großen Seen werden stets mehr und mehr ausgefüllt, und auf ihrem Boden erfolgen, ebenso wie auf jenem der Meere, stets neue Ablagerungen von Sand-, Schlamm- und Geröllschichten. Es ist also hier, wie in der ganzen Natur, ein steter Wechsel und Umsatz der Materie zu bemerken, und die gegenwärtige historische Zeit ist ebenso gut wie die frühere eine Periode fortgesetzter geologischer Thätigkeit, in welcher allmälig neue Bildungen auf der Oberfläche der Erde abgesetzt werden.

*) [illegible] Berichte hierüber von Th. von Saussure in der „Bibliothèque [illegible]" und Necker. „Études géologiques dans les Alpes" (1. Bd., Genf 1841).

b) Temperatur der Luft und des Bodens.

A. von Humboldt war der Erste, welcher eine allgemeine Darstellung, gegründet auf eine große Anzahl der sorgfältigsten Beobachtungen, über den Zusammenhang der Temperaturverhältnisse auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche versuchte. Er hat zuerst auf der Erdoberfläche durch Linien die Punkte der gleichen mittlern Wärme verbunden, und dadurch plötzlich den ungemeinen Einfluß hervortreten lassen, welchen die Form, Lagerung und Ausdehnung der Continente und Meeresbecken und die Richtung der großen Meeresströmungen auf die Temperatur des Erdkörpers ausüben. Diese Methode, ähnliche Resultate praktisch darzustellen, wurde später noch häufig mit dem vorzüglichsten Erfolge angewendet. Man hat hiernach zahlreiche belehrende Übersichten über die Veränderungen der magnetischen Abweichungen auf der Erdoberfläche gegeben, und Dowe hat, ganz im Geiste des berühmten zuerst genannten Naturforschers, mit Benutzung sämmtlicher bis jetzt bekannter Beobachtungen, ähnliche Linien nicht nur für die mittlern Temperaturen des Jahres, sondern auch für jene aller einzelnen Monate construirt. Auch verdankt man Berghaus graphische Darstellungen für eine große Anzahl verwandter Erscheinungen. Die Alpen speciell sind behandelt in den Werken von Wahlenberg, von Studer, von Rogg, sowie in dem bereits angeführten Buche der Gebrüder Schlagintweit.

Die Temperatur der Luft und des Bodens ist für die Kenntniß der klimatischen Verhältnisse eines Gebirgs von vorzüglicher Wichtigkeit. Betrachtet man den Lauf der Isothermenlinien längs der Basis der Alpen, so zeigt sich, daß ihre östlichen Theile bei gleicher Breite kälter sind als die westlichen: es hängt dies mit der allgemeinen Senkung zusammen, welche die Isothermenlinien gegen die ungarischen und asiatischen Ebenen zeigen. Auch sind die nördlichen Theile der Alpen kälter als die südlichen, weil nämlich im Allgemeinen eine Abnahme der Luftwärme von dem Äquator gegen die Pole bemerkbar ist. Es entspricht ein Breitegrad in diesen Theilen Europas einer Differenz der mittlern Jahrestemperatur von 0,5 — 0,7° C.

Die wichtigsten Erscheinungen, welche man jedoch in dieser Beziehung in einem hohen Gebirge, wie die Alpen, beobachten kann, ist die Abnahme der Temperatur mit der Höhe. Es ist nämlich eine durch viele Beobachtungen stets bestätigte Erscheinung, welche allen Alpenbewohnern längst praktisch bekannt war, daß man in den höhern Theilen eines Gebirgs zu allen Jahres- und Tageszeiten kältere Temperaturen trifft als in den tiefern. Die Ursachen dieser Erscheinungen lassen sich in zwei Gruppen bringen, indem sie entweder direct die absolut größere Erwärmung der tiefern, oder zunächst nur eine Erkältung der obern Schichten bedingen. Zur größern Erwärmung der untern Schichten tragen vorzüglich die verschiedene Dichtigkeit der Atmosphäre und die Einwirkung fester Körper durch Insolation bei. Es haben nämlich alle Gesteine die Eigenschaft, sich bei directer Besonnung sehr bedeutend zu erwärmen. Die erzeugte Wärme theilt sich zunächst den Luftschichten in der Nähe des Bodens mit, deren Temperatur dadurch wesentlich erhöht wird. Zur directen Erkältung der obern Schichten trägt die niedere Temperatur des Weltraums bei, dem ja die obern Regionen weit näher gerückt sind. Fourier schätzte dieselbe zu 50 — 60° C.; Pouillet's Untersuchungen schienen eine Kälte von 140° zu ergeben. Diese Zahlen stimmen allerdings sehr wenig unter sich überein; sie beweisen aber wenigstens, wie die Schlüsse anderer Gelehrten, die ungemein niedere Temperatur des Weltenraums. Ebenso wirkt die Erkältung der Oberfläche durch Ausstrahlen der Wärme in langen heitern Nächten in den obern Regionen mehr als in den untern, da, wie man gefunden hat, die Strahlung in luftleeren und luftverdünnten Räumen stets lebhafter ist. Nimmt man das Mittel aus allen Stationen in verschiedenen Höhen der Alpen, an welchen Beobachtungen über die Temperatur eines längern Zeitraums bekannt sind, so zeigt sich, daß man in den Alpen 540 pariser Fuß oder 90 Toisen hoch ansteigen muß, um eine Verminderung der mittlern Jahrestemperatur von 1° C. zu erhalten. In der freien Atmosphäre, in kleinen isolirten

Schichten von sehr verschiedener physikalischer und chemischer Beschaffenheit miteinander wechseln. Es können dann z. B. die tiefern, mergeligen und thonigen Lagen von dem Quell- und Regenwasser ausgelaugt und theilweise hinweggeführt werden, wodurch den obern Schichten die Basis entzogen wird, sodaß dieselben sich nicht mehr zu erhalten vermögen und, dem Zuge ihrer Schwere folgend, nach abwärts stürzen. Sehr bekannt sind in dieser Beziehung die berühmten Felsstürze des Ruß- oder Roßbergs, 4850 Fuß über dem Meere, dem Rigi gegenüber, geworden. Die Schichten dieses Bergs bestehen aus Nagelflue, theilweise mit kalkig-sandigen Lagen untermischt, welche durch eindringendes Wasser nach und nach zerstört werden und die obern Schichten zum Herabstürzen bringen. Die Dörfer Goldau, Lowerz und andere, welche am Fuße des Bergs liegen, wurden wiederholt von diesen Felsstürzen beschädigt und einmal, im Jahre 1806, sogar fast gänzlich verschüttet. „Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten", berichtet der Züricher Heinrich Hirzel, welcher sich um die Kenntniß der Schweiz so vielfach verdient gemacht, „waren durch die schnell vorgeschobene Kiesmasse erdrückt oder von ungeheuern, gleich einem leichten Federballe fortgejagten Felsenstücken mit einer alle Vorstellungen weit übersteigenden Gewalt zerquetscht und zerschmettert worden. Große Tannenwälder hatten sich zugleich mit dem Erdreiche, in welchem sie tief eingewurzelt bereits Jahrhunderten getrotzt hatten, von dem Abhange des sinkenden Bergs losgerissen und waren, ohne daß irgend eine Spur davon übrigblieb, in die Tiefe des Thals gesunken. Noch andere mächtige Massen von Erde, Stein und Geschieben waren quer über das Thal hin an den Abhang des gegenüberstehenden Rigi hinaufgewälzt, zum Theil auch über die wenigen stehen gebliebenen Häuser und Bäume weit hinausgeschleudert worden. In Goldau selbst hatten mehre Einwohner des Dorfs das Unglück drohende Gestein von dem Gipfel des durch anhaltende Regengüsse erweichten Roßbergs sich loslösen und aus der Ferne heranwälzen sehen, als plötzlich aus der Kapelle die Sturmglocke ertönte. Auf ihren Unglück weissagenden Ton hin hatte sich Alles, was von Menschen jedes Alters und Geschlechts zugegen war, in und um das in dieser Schreckensstunde keinen Schutz gewährende Heiligthum der Kirche mit Zittern und Zagen in größter Eile zum Gebete versammelt. Ein Augenblick, so stürzte unter dem über die Betenden sich hinwälzenden Schutte das Gebäude zusammen, und ein ungeheures Grab verschlang sie Alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder. Indessen aber der eine Arm des Erdstroms Goldau und seine Umgebung vertilgte, hatte der andere sich nach der Seite von Lowerz fortgewälzt und bis an das Dorf und den See hinauf Alles, was nur auf dem Wege sich vorfand, theils mit sich fortgerissen, theils mit Erde und Schlamm dicht überworfen. Das helle Blau des Lowerzer Sees sah man in eine widrige, schmuzig-gelbe Farbe umgewandelt, und seine sonst so sanften Wellen hatten als tobende Meereswogen mit fürchterlicher Gewalt über den Felsen von Schwanau und die Besitzungen des glücklicherweise eben abwesenden Eremiten zusammengeschlagen." *)

Man sieht hieraus, daß die Erde in der gegenwärtigen Periode durchaus nicht ganz stabil und unthätig ist, sondern daß im Gegentheil stets Veränderungen ihrer Oberfläche und neue Bildungen stattfinden. Die Gipfel und Kämme des Gebirgs werden vom Regen und Schnee benagt und zertrümmert. In die Felsen werden von den Flüssen tiefe Rinnen eingeschnitten; die Thalsohlen füllen sich mit Geschieben; die großen Seen werden stets mehr und mehr ausgefüllt, und auf ihrem Boden erfolgen, ebenso wie auf jenem der Meere, stets neue Ablagerungen von Sand-, Schlamm- und Gerölllschichten. Es ist also hier, wie in der ganzen Natur, ein steter Wechsel und Umsatz der Materie zu bemerken, und die gegenwärtige historische Zeit ist ebenso gut wie die frühere eine Periode fortgesetzter geologischer Thätigkeit, in welcher allmälig neue Bildungen auf der Oberfläche der Erde abgesetzt werden.

*) Vgl. auch die ausführlichen Berichte hierüber von Th. von Saussure in der „Bibliothèque britannique", und Necker. „Études géologiques dans les Alpes" (1. Bd., Genf 1841).

b) Temperatur der Luft und des Bodens.

A. von Humboldt war der Erste, welcher eine allgemeine Darstellung, gegründet auf eine große Anzahl der sorgfältigsten Beobachtungen, über den Zusammenhang der Temperaturverhältnisse auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche versuchte. Er hat zuerst auf der Erdoberfläche durch Linien die Punkte der gleichen mittlern Wärme verbunden, und dadurch plötzlich den ungemeinen Einfluß hervortreten lassen, welchen die Form, Lagerung und Ausdehnung der Continente und Meeresbecken und die Richtung der großen Meeresströmungen auf die Temperatur des Erdkörpers ausüben. Diese Methode, ähnliche Resultate praktisch darzustellen, wurde später noch häufig mit dem vorzüglichsten Erfolge angewendet. Man hat hiernach zahlreiche belehrende Übersichten über die Veränderungen der magnetischen Abweichungen auf der Erdoberfläche gegeben, und Dowe hat, ganz im Geiste des berühmten zuerst genannten Naturforschers, mit Benutzung sämmtlicher bis jetzt bekannter Beobachtungen, ähnliche Linien nicht nur für die mittlern Temperaturen des Jahres, sondern auch für jene aller einzelnen Monate construirt. Auch verdankt man Berghaus graphische Darstellungen für eine große Anzahl verwandter Erscheinungen. Die Alpen speciell sind behandelt in den Werken von Wahlenberg, von Studer, von Rogg, sowie in dem bereits angeführten Buche der Gebrüder Schlagintweit.

Die Temperatur der Luft und des Bodens ist für die Kenntniß der klimatischen Verhältnisse eines Gebirgs von vorzüglicher Wichtigkeit. Betrachtet man den Lauf der Isothermenlinien längs der Basis der Alpen, so zeigt sich, daß ihre östlichen Theile bei gleicher Breite kälter sind als die westlichen: es hängt dies mit der allgemeinen Senkung zusammen, welche die Isothermenlinien gegen die ungarischen und asiatischen Ebenen zeigen. Auch sind die nördlichen Theile der Alpen kälter als die südlichen, weil nämlich im Allgemeinen eine Abnahme der Luftwärme von dem Äquator gegen die Pole bemerkbar ist. Es entspricht ein Breitegrad in diesen Theilen Europas einer Differenz der mittlern Jahrestemperatur von 0,5 — 0,7° C.

Die wichtigsten Erscheinungen, welche man jedoch in dieser Beziehung in einem hohen Gebirge, wie die Alpen, beobachten kann, ist die Abnahme der Temperatur mit der Höhe. Es ist nämlich eine durch viele Beobachtungen stets bestätigte Erscheinung, welche allen Alpenbewohnern längst praktisch bekannt war, daß man in den höhern Theilen eines Gebirgs zu allen Jahres- und Tageszeiten kältere Temperaturen trifft als in den tiefern. Die Ursachen dieser Erscheinungen lassen sich in zwei Gruppen bringen, indem sie entweder direct die absolut größere Erwärmung der tiefern, oder zunächst nur eine Erkältung der obern Schichten bedingen. Zur größern Erwärmung der untern Schichten tragen vorzüglich die verschiedene Dichtigkeit der Atmosphäre und die Einwirkung fester Körper durch Insolation bei. Es haben nämlich alle Gesteine die Eigenschaft, sich bei directer Besonnung sehr bedeutend zu erwärmen. Die erzeugte Wärme theilt sich zunächst den Luftschichten in der Nähe des Bodens mit, deren Temperatur dadurch wesentlich erhöht wird. Zur directen Erkältung der obern Schichten trägt die niedere Temperatur des Weltraums bei, dem ja die obern Regionen weit näher gerückt sind. Fourier schätzte dieselbe zu 50 — 60° C.; Pouillet's Untersuchungen schienen eine Kälte von 140° zu ergeben. Diese Zahlen stimmen allerdings sehr wenig unter sich überein; sie beweisen aber wenigstens, wie die Schlüsse anderer Gelehrten, die ungemein niedere Temperatur des Weltenraums. Ebenso wirkt die Erkältung der Oberfläche durch Ausstrahlen der Wärme in langen heitern Nächten in den obern Regionen mehr als in den untern, da, wie man gefunden hat, die Strahlung in luftleeren und luftverdünnten Räumen stets lebhafter ist. Nimmt man das Mittel aus allen Stationen in verschiedenen Höhen der Alpen, an welchen Beobachtungen über die Temperatur eines längern Zeitraums bekannt sind, so zeigt sich, daß man in den Alpen 540 pariser Fuß oder 90 Toisen hoch ansteigen muß, um eine Verminderung der mittlern Jahrestemperatur von 1° C. zu erhalten. In der freien Atmosphäre, in kleinen isolirten

und mehr freistehenden Gebirgen ist die Abnahme der Temperatur mit der Höhe etwas rascher, während sie auf Hochebenen wieder langsamer vor sich geht. Gay-Lussac fand bei seiner berühmten Luftschiffahrt, daß schon stets bei 442 Fuß eine Verminderung der Temperatur von 1° eintrat; am Ätna findet dieselbe nach Schouw bei 432, in den Pyrenäen nach Ramond bei 450 Fuß statt.

Um die Vertheilung der mittlern Temperatur in den verschiedenen Höhen der Alpen deutlicher hervortreten zu lassen, will ich noch einige Zahlen speciell anführen. Die mittlere Temperatur von 13° C. herrscht am südlichen Fuße der Alpen, an den Ufern des Mittelländischen und Adriatischen Meeres; jene von 10° ist hauptsächlich für die Basis der Alpen an ihrem Nordrande von Wichtigkeit; Gratz, Wien u. s. w. befinden sich in ihrer Nähe. Die Temperatur von 5° befindet sich in den Centralalpen bei 4000, an dem Südrande der Alpen bei 5300 Fuß; die Isothermen von 0° trifft man in den nördlichen Alpen bei 6100, in den Centralalpen bei 6400, und in den Alpen des Montblanc und Monte-Rosa bei 7200 Fuß. Eine mittlere Jahrestemperatur von 5° Kälte erhält man im Mittel zwischen 8700 und 9700 Fuß, während für den höchsten Alpengipfel bei 12000—14700 Fuß mittlere Jahrestemperaturen von : 13 bis zu : 15° C. mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden können.

Für die nähere Kenntniß der Temperaturverhältnisse ist es von großem Interesse, auch auf die Temperatur der einzelnen Monate einzugehen, da die mittlere Jahrestemperatur allein durchaus nicht hinreicht, den Charakter des Klima festzustellen. Diese mittlere Jahrestemperatur kann nämlich dieselbe sein in einem Lande, in welchem die Winter sehr kalt und die Sommer sehr heiß sind, und in einem andern, in dem eine geringe Winterkälte, aber auch keine große Sommerhitze herrscht, weil ja, wie man leicht einsieht, bei der Addition und Division der verschiedenen Zahlen eine starke Winterkälte durch große Sommerwärme theilweise compensirt werden kann. Und dennoch, wie groß und wichtig ist der Unterschied zwischen dem Klima eines Landes wie England, in dem nur selten eine winterliche Eisdecke den Boden überzieht, während umgekehrt auch im Sommer nur eine mäßige milde Wärme herrscht, und zwischen einem andern Lande gleicher mittlerer Temperatur, z. B. den Rheingegenden, in welchem unter dem Einflusse der warmen Sommermonate die Weinrebe und die Kastanie gedeiht, während doch im Winter diese Gegenden wieder einen viel rauhern und nordischern Charakter haben als jenes schöne mächtige Eiland, dessen stets grüne Wiesen sprüchwörtlich geworden sind. Man hat diese beiden wesentlichsten Differenzen des Klima extremes und constantes Klima, oder auch Continental- und Seeklima genannt, weil ja gerade in den großen Continenten, z. B. vorzugsweise in Asien, die größten Unterschiede zwischen Winterkälte und Sommerwärme bei gleicher Jahrestemperatur vorkommen, während umgekehrt auf Inseln und in der Nähe der Seeküste weit constantere Verhältnisse und weit geringere Unterschiede zwischen Winter- und Sommertemperaturen herrschen. Der Januar ist in allen Höhen der Alpen der kälteste Monat, während theils der Juni, theils der Juli die heißesten sind.

Die Verminderung der Temperatur mit der Höhe bleibt nicht in allen Monaten dieselbe; man hat im Gegentheil schon lange gefunden, daß im Sommer die Temperatur beim Ansteigen weit rascher wechselt als im Winter. Die Abnahme der Temperatur ist in der erstern Jahreszeit 1° C. für eine Erhebung von 440 Fuß, während man im Winter 710 Fuß ansteigen muß, um dieselbe Temperaturdifferenz zu erhalten. Auf die Vertheilung der Temperatur in den einzelnen Monaten hat besonders die Bodengestaltung und die Lage der Beobachtungsstationen einen sehr wesentlichen Einfluß. Die tiefen, rings von hohen Bergen umschlossenen Thalbecken werden im Winter durch Herabfließen der kalten und schweren Luft von den Abhängen und durch ein Ansammeln auf dem Boden der Thäler erkältet. Die Temperaturdifferenz der kältesten Wintermonate zwischen solchen Punkten und andern auf Abhängen, welche diesen erkältenden Ursachen nicht ausgesetzt sind, kann oft so

bedeutend werden, daß sie auch für Culturzwecke sich sehr bemerkbar macht. Deshalb erfrieren so häufig in kalten Wintern die Weinreben und Olivenbäume unmittelbar auf dem Boden der Thäler, während sie ein wenig höher auf den Abhängen unversehrt bleiben. Im Sommer hingegen werden die Thalkessel bei gleicher Höhe weit mehr erwärmt als freie Abhänge oder Gipfel, weil in den Thälern die von der bedeutenden Felsenoberfläche, welche sie rings umgibt, zurückstrahlende Wärme angesammelt wird, und weil diese Wärme weit weniger leicht als auf freiern Punkten durch die Luftcirculation und Windstöße hinwegführt werden kann. Daher sind die Thalbecken und die umgebenden Gehänge weit mehr zur Anlage von Culturen geeignet als andere weniger geschützte Punkte.

Je mehr man sich den höhern Regionen nähert, desto weniger bedeutend wird der Unterschied zwischen der Temperatur der Winter- und Sommermonate, da ja gerade die letztern so bedeutend an Wärme verlieren und sich daher gleichsam der Temperatur des Winters zu nähern suchen. Auf den höchsten Alpengipfeln werden selbst die Maxima der Wärme, welche man an den schönsten Sommertagen des Mittags dort antrifft, auffallend gering. So oft man noch die Riesen der Alpen, den Montblanc, Monte-Rosa u. s. w., bis zu Höhen von 12000 Fuß bestiegen hat: niemals hat man eine Wärme gefunden, die im höchsten Falle + 5 — 6° übertroffen hätte. Im Gegentheil wurden die Beobachter, welche sich in ähnliche Höhen begaben, sehr häufig durch Temperaturen überrascht, die, selbst an ganz schönen und warmen Tagen, 2 — 7° unter dem Gefrierpunkte waren.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, jene Punkte der Erde anzuführen, welche wegen ihrer hohen Breite, d. h. wegen ihrer Nähe gegen die Pole, eine gleiche mittlere Jahreswärme mit den höchsten Alpengipfeln haben. Man findet, daß dies ungefähr jene Theile des nördlichen Amerikas sind, welche sich bei 70° nördlicher Breite befinden. Im nördlichen Asien sind die Länder in dieser Breite mit den höchsten Alpengipfeln nicht vergleichbar, weil dort wegen der größern Ländermasse weit bedeutendere Temperaturvariationen zwischen den Winter- und Sommermonaten vorkommen, und daher die Sommerwärme jene der höchsten Alpenregionen bedeutend übertrifft.

Aber nicht nur in der Atmosphäre, auch in dem Innern der Erde muß man die Wärmeverhältnisse aufmerksam verfolgen, wenn man einen Überblick über ihre Gesammtheit erlangen und den Einfluß erkennen will, welchen dieselbe auf die Verbreitung der Vegetation, das Gedeihen der Culturen und somit auch auf die Existenz und Lebensweise des Menschen ausüben. Wie schon erwähnt, erwärmt sich die Oberfläche der Erde unter dem Einflusse der directen Besonnung, während sie des Nachts, wo dieser Einfluß aufhört, sich wieder erkältet. Jedoch werden diese Temperaturwechsel geringer, je mehr man sich von der Oberfläche entfernt. Schon bei einer Tiefe von wenigen Fuß sind die Variationen zwischen Tag und Nacht nicht mehr zu bemerken, bis ungefähr in einem Abstande von 60 oder 70 Fuß von der Oberfläche die Temperatur während des ganzen Jahres unverändert bleibt, indem sich die Wärme so langsam und allmälig in der Erde fortpflanzt, daß sich, bis sie in jene Tiefe gelangt, die Unterschiede der Temperatur zwischen den einzelnen Monaten bereits völlig ausgeglichen haben. Diese Vertheilung der Wärme nach der Tiefe ist eine sehr merkwürdige und für den Haushalt der Natur höchst wichtige Erscheinung. Jedermann kann sich von ihrem langsamen Eindringen in die untern Bodenschichten und ihrem stationären Charakter in der Tiefe leicht überzeugen, wenn er während einiger Zeit einen Thermometer in einem etwas tiefen Keller beobachtet, wo die Angaben des Thermometers sich nur sehr wenig ändern werden, wenn auch in der freien Atmosphäre in sehr kurzen Zwischenräumen große Wärme- und Kältegrade abwechseln sollten. Die Wärme, welche durch die Besonnung hervorgebracht wird, pflanzt sich durchaus nicht in allen Erd- und Felsenarten auf gleiche Weise und mit gleicher Schnelligkeit nach der Tiefe fort. Man hat, um diese Verhältnisse näher zu erforschen, an mehren Punkten, besonders aber in Brüssel und Edinburg, bis zu

einer Tiefe von 24 Fuß sehr lange eigens construirte Thermometer in den Boden eingegraben, an welchen man an der Oberfläche die Temperatur ablesen konnte, die in der Tiefe herrschte, wo die Thermometerkugeln sich befanden.

Die große Erwärmung der obersten Bodenschichten ist für das Gedeihen der kleinern Pflanzen, welche mit ihren Wurzeln nicht sehr in die Tiefe reichen und sich zugleich mit den Blättern nahe an den Boden anschmiegen, von großer Wichtigkeit. Es erwärmt sich nämlich selbst in sehr bedeutenden Höhen von 8—10000 Fuß die besonnte Felsenoberfläche und die darüber befindliche dünne Eiskruste während des Tags bis zu Temperaturen von 15 und 24 ° C., und die kleinen Hochalpenpflanzen erhalten auf diese Weise weit höhere Temperaturen und befinden sich daher noch in weit günstigern Verhältnissen, als man aus der bloßen Betrachtung der Lufttemperatur erwarten könnte. Die Temperatur der tiefern Bodenschichten ist hingegen, besonders für das Gedeihen der großen Bäume, z. B. der Nadelholzwälder in den Alpen, von Wichtigkeit. Die Temperatur der tiefern Bodenschichten von 60—70 Fuß unter der Oberfläche läßt sich natürlich nicht durch directe Beobachtung von eingegrabenen Thermometern untersuchen. Jedoch hat uns die Natur selbst ein Mittel an die Hand gegeben, um die nöthigen Beobachtungen anstellen zu können. Die Quellen nämlich, welche an verschiedenen Punkten der Oberfläche zu Tage kommen, bieten uns im Allgemeinen einen vortrefflichen Anhaltepunkt, um die Temperatur der tiefern Bodenlagen zu erfahren.

Die Entstehung der Quellen läßt sich sehr einfach nach gewöhnlichen hydrostatischen Principien erklären. Das Wasser der atmosphärischen Niederschläge dringt nämlich in das Innere der Berge ein, sammelt sich hier an, und kommt längs der Schichtenflächen und in verschiedenen kleinern und größern Kanälen zu Tage. Ausnahmsweise kann das Wasser auch in einzelnen Spalten in große Tiefen sinken. Es kommt dann mit weit heißern Bodenschichten in Berührung, wird durch verschiedene Ursachen, theils durch die Form des Bodens, theils durch den Druck von Dämpfen an die Oberfläche befördert, und bildet dann hier die heißen Quellen, welche sich zugleich in den meisten Fällen durch ihren großen Gehalt an mineralischen Bestandtheilen auszeichnen und darum vorzüglich als Heilquellen benutzt werden. Jedoch die große Mehrzahl der Quellen entsteht nur auf die angegebene einfache Weise, und daher kommt es auch, daß man niemals Quellen unmittelbar auf den Gipfeln der Berge trifft, weil sie natürlich dort nicht Gelegenheit haben, ihr Wasser aus den atmosphärischen Niederschlägen anzusammeln. Es ist im Gegentheil stets eine gewisse Oberfläche und eine gewisse Gesteinmasse nöthig, um die Bildung von Quellen möglich zu machen. Man hatte sich in früherer Zeit vielfach mit Theorien beschäftigt, welche die Entstehung der Quellen durch das Aufsteigen des Meerwassers in kleinen capillaren Röhrchen erklären sollten; man glaubte dabei, daß das Wasser in Folge des bedeutenden Drucks der Meere selbst bis zu den größten Höhen emporgetrieben werden könnte, und daß es auf dem Wege durch Filtration seinen Salzgehalt verliere. Jedoch gegenwärtig, wo man das Vorkommen und die Entstehung der Quellen über die ganze Erde verfolgt hat, ist man von ähnlichen offenbar naturwidrigen Theorien gänzlich zurückgekommen.

Die Höhe der höchsten Quellen hängt natürlich ab von der Masse der Gebirgs, der Regenmenge und der Temperatur, indem offenbar in einer Höhe, wo wegen der stets herrschenden Kälte der Boden selbst in den größern Tiefen gefroren ist, die Quellenbildung unmöglich wird. In den höchsten Gruppen der Alpen findet man die obersten Quellen noch zuweilen in Höhen von 8500—9000 Fuß. Diese letzten, so sehr sparsam vertheilten Quellen sind jedoch gerade von den Alpenbewohnern stets sehr genau gekannt, da sie bei Gemsenjagden und bei allen größern Gletscherwanderungen oder beim Übersteigen der höchsten Pässe von Wichtigkeit werden. Ein schöner kühler „Brunnen", meist mit Localnamen oder den Bezeichnungen eines Heiligen versehen, gewährt dann stets den letzten Ruhepunkt; man erfrischt sich hier noch ein-

mal mit dem kühlen klaren Wasser, welches man dann oft fast den ganzen Tag entbehren muß.

Die Wärme der Quellen differirt nach den Klimaten; in der heißen Zone erreicht sie selbst 20—24°, während man im hohen Norden, ebenso wie in bedeutenden Höhen eines Gebirgs, Quellen von 3—1° findet. Der Akademiker Kupffer in Petersburg, bekannt durch seine zahlreichen Arbeiten über Meteorologie und Erdmagnetismus, war der Erste, welcher die Temperatur der Quellen auf einem großen Theile der Erdoberfläche zusammenstellte und isotherme Linien für die Temperatur des Bodens zog, ähnlich wie man es schon früher für die Luftwärme gethan hatte. Es ist nämlich die Quellentemperatur nicht stets der mittlern Lufttemperatur gleich, wie man es anfangs aus einigen Beobachtungen in Deutschland, Frankreich und England erwartet hatte. Im Gegentheile zeigte sich, daß dies nur in den Ebenen und in der gemäßigten Zone der Fall, während hingegen in der heißen Zone nach den Beobachtungen von Humboldt die Quellentemperatur niederer ist als die jährliche Lufttemperatur. Umgekehrt aber ist im Norden und in allen Gebirgen die Quellentemperatur stets bedeutend höher als die mittlere Luftwärme. In Norwegen wie in bedeutenden Höhen der Alpen läßt sich diese Erscheinung auf das deutlichste beobachten. Die Erklärung dieser Differenz ist auf verschiedene Weise versucht worden. Wahlenberg glaubte die Ursache der Erscheinung mit Recht in der Schneedecke suchen zu müssen; dieselbe bedeckt z. B. in Lappland während 7½ Monaten des Jahres den Boden und verhindert das Eindringen der Kälte. Im Sommer dagegen ist der Boden frei und kann daher nicht nur ganz ungehindert erwärmt werden, sondern es dringt auch dann fast allein das Wasser in ihn ein, welches die Quellen speist, während im Winter nichts eindringt, was die niedrige Temperatur der Luft dem Innern der Erde mittheilen könnte. Diese Ansicht wird auch noch dadurch bestätigt, daß mit abnehmenden Breiten, wo der Schnee immer kürzere Zeit liegen bleibt, auch in der That dieser Überschuß in der Bodenwärme immer geringer wird, und daß er hingegen in den Alpen, wo ebenfalls der Boden lange Zeit mit Schnee und Eis bedeckt bleibt, sogleich wieder in ähnlichen Verhältnissen wie in Lappland eintritt.

L. von Buch hat nun auch erklärt, warum in der heißen Zone die Quellentemperatur unter der Lufttemperatur bleibt. Vom südlichen Europa bis zu den Wendekreisen gibt es nämlich nur eine einzige Regenzeit, welche höchstens vom November bis zum April währt; vom Mai hingegen regnet es nicht mehr. Die Sommerwärme kann sich also in diesen Ländern ebenso wenig dem Innern der Erde durch das Wasser mittheilen, als es nach Wahlenberg die Winterkälte in kalten und schneebedeckten Erdstrichen vermag; nur die niedere Temperatur der Regenzeit wird jetzt dem Innern zugeführt, und deshalb fällt also die Temperatur der Quellen in solchen Ländern geringer aus als die Mitteltemperatur der Atmosphäre, auf deren Erhöhung die große Wärme der trockenen Jahreszeit einen so bedeutenden Einfluß ausübt. Bei Bestimmung der Quellentemperatur muß man natürlich mit großer Vorsicht zu Werke gehen, indem sehr häufig gerade bei dem Hervortreten aus dem Innern der Erde sich das Quellwasser durch die Berührung mit der besonnten Bodenoberfläche auffallend erwärmen kann. Man taucht daher das Thermometer nach der Vorschrift von Wahlenberg und Kämtz völlig in das Quellwasser ein und bringt es soweit als möglich in das Innere der Quellen hinein; auch ist es nöthig, die Beobachtung zu verschiedenen Tageszeiten und wo möglich auch zu verschiedenen Jahreszeiten zu wiederholen. Es lassen nämlich fast alle Quellen kleine Temperaturvariationen nach den Jahreszeiten erkennen, abhängig von den höchsten oder niedersten Ständen der Lufttemperatur während der Jahresperiode. Auffallend ist, daß das Maximum der Quellentemperatur nicht mit jenem der Lufttemperatur im Juli zusammenfällt, sondern im Gegentheil erst im September oder October stattfindet. Es zeigt dies, wie langsam die atmosphärische Wärme in den Boden eindringt, und wie lange Zeit vergeht, bis allmälig ihre schwachen Nachwirkungen in Tiefen von 60 und 70 Fuß bemerkbar werden.

Bei dem allgemeinen Zusammenhange der Luft- und Bodentemperatur muß man natürlich erwarten, daß die letztere, ebenso wie wir es für die Luftwärme sahen, sich vermindert, je mehr man in einem hohen Gebirge, wie die Alpen, in die Höhe steigt. Jedoch ist die Verminderung der Quellenwärme weit weniger bedeutend als jene der Luft, denn während wir für die letztere früher eine Höhendifferenz von 540 pariser Fuß für eine Temperaturabnahme von 1° C. angaben, muß man sich 900—960 Fuß erheben, um eine Verminderung der Quellenwärme von 1° C. zu erhalten. Um einen Vergleich mit den früher angegebenen mittlern Lufttemperaturen zu gewähren, will ich als Mittel der jetzt bekannten Beobachtungen auch einige Angaben über die Vertheilung der Quellenwärme in den verschiedenen Höhen des Alpengebirgs machen. Eine Quellenwärme von 13° kommt nur in den wärmsten Theilen des Südrandes der Alpen, in Turin, Mailand u. s. w. vor; hier gedeihen Oliven, Feigen und überhaupt alle Früchte Italiens. 9,5—9° ist die Quellenwärme an dem Nordrande der Alpen in der Schweiz, Oberbaiern und Östreich. 5° findet sich bei 4200—5800, 3° bei 6300—7600 Fuß. Quellen von 2 und 1° sind stets sehr selten; man trifft sie zwischen 7400—8800 Fuß.

Ich erwähnte schon früher den Zusammenhang zwischen dem Gedeihen der großen Bäume und zwischen der Temperatur der Quellen, ein Zusammenhang, welcher zuerst durch L. von Buch und Wahlenberg begründet und hervorgehoben wurde. In den Alpen läßt sich derselbe sehr gut bemerken, indem z. B. das Gedeihen der Rebe und Kastanie stets mit einer Quellentemperatur von 10,5—11° erreicht wird, das der Walnuß bei 7,5, während die großen Nadelholzbäume, die Tanne, Lärche u. s. w., in den verschiedensten Theilen der Alpen stets nahezu bei einer Quellentemperatur von 3,5° C. ihre Grenze finden. Die äußersten kleinen phanerogamischen Pflanzen gedeihen hingegen noch in Höhen, in welchen die Temperatur der tiefern Bodenschichten entschieden bereits unter Null steht, sodaß dieselben das ganze Jahr hindurch gefroren bleiben, während sich auf den besonnten obersten Bodenschichten im Sommer eine fröhliche Vegetation entwickelt.

Ich muß hier noch einer Eigenthümlichkeit der Temperaturvertheilung in verschiedenen Alpengruppen erwähnen. Man trifft, sobald man sich von den nördlichen Theilen nach den südlichen fortbewegt, im Allgemeinen wärmere Luft- und Bodentemperatur an, und man könnte also erwarten, daß man, wenn alle Punkte gleicher Temperatur durch Linien verbunden würden, gerade Linien erhielte, welche allmälig in den südlichen Theilen zu größern Höhen ansteigen. Jedoch ist die Temperaturvertheilung durchaus nicht so ganz einfach. Man hat im Gegentheil gefunden, daß in denjenigen Alpengruppen, in welchen die größte und zusammenhängendste Gebirgsmasse zu großen Bergen und hohen Thälern aufgerichtet ist, bei gleicher Höhe sich wärmere Luft- und Bodentemperaturen finden als in niedern Gebirgszügen oder auf freien Abhängen in gleicher Höhe: es werden also die Isothermenlinien in die Höhe rücken in den centralen mächtigen Alpengruppen, und sich tiefer herabsenken in den beiden Seitenarmen des Gebirgs. Die Erklärung dieser Erscheinungen, welche auch durch die Vertheilung der Vegetation bestätigt wird, läßt sich sehr einfach geben. In einer hohen Gebirgsgruppe befindet sich noch eine große Masse von Felsen und von Bodenoberflächen, während in einem kleinen Seitenarme des Gebirgs in gleicher Höhe vielleicht blos noch einige wenige isolirte Berggipfel vorhanden sind. Die große Oberfläche der erstern Gruppe kann sich unter dem Einflusse der Besonnung sehr bedeutend erwärmen, und sie wird ihre Wärme auch der umgebenden Atmosphäre mittheilen, während die wenige Wärme, welche sich auf den isolirten Felsengipfeln des andern Gebirgszugs entwickelt, rasch von den Winden hinweggeführt wird und nur sehr unbedeutend zur Erwärmung der umgebenden Luftmassen beitragen kann. Zudem ist die nächtliche Ausstrahlung der Wärme auf isolirten Gipfeln stets weit bedeutender als in dem Innern einer zusammenhängenden Gebirgsmasse. Für die Temperatur der Quellen bleibt überdies noch zu berücksichtigen, daß, ganz entsprechend den Gesetzen der Temperaturvertheilung in einem soliden Körper von wechselnder äu-

ßerer Gestaltung, die Wärme, welche aus dem Erdinnern stets gegen die Oberfläche des Planeten sich bewegt, weit besser und allgemeiner vertheilt wird als in einem mehr exponirten und niedern Gebirge.

Saussure und Ramond hatten das Gegentheil von diesen Erscheinungen erwartet, indem sie glaubten, daß die großen Schnee- und Eismassen, welche hauptsächlich in den innern Theilen der höchsten Alpengruppen angehäuft sind, die Temperaturen der Luft und des Bodens dort besonders erkälteten, und daß dadurch dieselben weit niederer würden als jene in den niedern kleinern Alpenzügen, in denen die erkältenden Ursachen nicht vorhanden wären. Doch haben directe Beobachtungen der Brüder Schlagintweit gezeigt, daß sie in der Schätzung dieses erkältenden Einflusses viel zu weit gegangen sind, und daß sich derselbe nicht weiter als auf einige hundert Fuß in den unmittelbaren Umgebungen der Gletscher erstreckt. Für die Betrachtung im Großen verschwindet dieser so locale Einfluß jedoch sehr bedeutend, und der Leser kann als sicheres Resultat festhalten, daß, je größer und zusammenhängender eine Gebirgsmasse ist, desto wärmer die Temperaturen der Luft und des Bodens in derselben bei gleicher Höhe sein werden. A. von Humboldt hat schon längst auf ähnliche Erscheinungen im südlichen Amerika aufmerksam gemacht. Er hat auf seiner berühmten und an Entdeckungen aller Art so ungemein reichen Reise sogleich bemerkt, daß in den innern Theilen des großen Plateau von Quito, welches bei 9000 Fuß noch große zusammenhängende Ebenen und stark bevölkerte Städte zeigt, die Temperatur der Luft und des Bodens viel wärmer ist als bei gleicher Höhe an den freien Abfällen des Plateau, welche eben der Abkühlung durch die Winde und durch die Strahlung weit mehr ausgesetzt sind.

Dringt man in Bergwerken noch unter die Schichte der unveränderlichen Temperatur (also tiefer als 60—70 oder 100 Fuß), deren Temperatur uns die Quellen anzeigen, so trifft man abermals verschiedene Verhältnisse an. Es haben die Beobachtungen an den verschiedensten Theilen der Erde in Amerika und Europa gezeigt, daß man, je tiefer wir in den Bergwerken hinabsteigen, desto wärmere Temperaturen des Gesteins auftreten. Ja diese Zunahme ist sogar ziemlich rasch, indem man im Mittel schon bei einer Tiefe von je 150 Fuß eine Vermehrung der Bodentemperatur um 1 ° C. antrifft. Man hat nun mit Recht aus verschiedenen Gründen geschlossen, daß in Folge dieser Erscheinung in irgend einer Tiefe eine Wärme eintreten müsse, die mehre Hundert Grade beträgt und hinreichen würde, alle Gesteine und selbst die Metalle zum Schmelzen zu bringen. Dieses Factum dient übrigens auch dazu, sehr viele zoologische Erscheinungen zu erklären. Auch in den Bergwerken der Alpen hat man mehrfach Gelegenheit, diese stete Temperaturzumahme gegen das Innere der Erde zu beobachten.

c) Temperatur der Alpenseen und des fließenden Wassers.

Die Temperaturverhältnisse der Luft und des Bodens müssen natürlich auch ihren Einfluß geltend machen auf die Erwärmung und Erkältung der großen Wassermassen, welche in den Alpenseen angehäuft sind, und der Flüsse und Ströme überhaupt. Sobald nämlich das Wasser einer Quelle aus dem Innern der Erde an die Oberfläche getreten ist, wird es unter dem Einflusse der äußern Verhältnisse bedeutenden Temperaturschwankungen ausgesetzt. Je kleiner ein solches Bächlein ist, desto mehr wird es sich des Mittags erwärmen, und desto stärker werden auch seine Temperaturen des Nachts herabsinken. Hingegen die größere Wassermasse bedeutender Flüsse braucht viel längere Zeit, um den Einwirkungen der Lufttemperatur zu folgen. Die Extreme gleichen sich hier mehr aus, und es wird in Folge davon auch der Temperaturgang weit regelmäßiger und gleichförmiger. Der französische Physiker Bravais hat in einem sehr interessanten Artikel über die physische Geographie von Frankreich in der Zeitschrift „Patrie" eine interessante Zusammenstellung der mittlern Temperaturen der Rhone und Saône, zweier Flüsse, die ja vorzugsweise aus den Alpen ihre Zuflüsse erhalten, mitgetheilt. Wir geben hier die Tabelle wieder,

in welcher er die Temperatur dieser Flüsse auch mit der entsprechenden mittlern Lufttemperatur vergleicht.

	Rhone.	Saône.	Mittlere Temperatur.
Frühling	10,4 ° C.	10,6 ° C.	10,9 ° C.
Sommer	19,2	21,0	21,1
Herbst	13,8	13,6	12,8
Winter	4,9	3,3	2,3
Mittel	12,1 ° C.	12,1 ° C.	11,9 ° C.

Man sieht, daß die mittlern Temperaturen der Flüsse mit jener der Atmosphäre ziemlich nahe übereinstimmen. Aus der vollständigen Tabelle, welche Bravais jenem Artikel beigefügt, wird aber zugleich auch recht ersichtlich, wie die Maxima des Sommers und die Maxima des Winters wegen des langsamen Eindringens der Wärme in diese große Wassermasse stets erst ziemlich geraume Zeit nach den entsprechenden Lufttemperaturen eintreten.

Noch viel interessanter und complicirter werden indessen diese Verhältnisse, wenn man die Temperaturvertheilung in den großen Alpenseen verfolgt, welche ja sehr häufig Tiefen von 5 — 900 Fuß erreichen. Ähnliche Beobachtungen können nicht allein für die Physik, sondern auch für andere naturwissenschaftliche Gebiete von großem Interesse werden. Da man nämlich erkannt hat, daß ein so großer Theil der Gesteine, welche wir an der Oberfläche sehen, Ablagerungen aus Meeren oder großen Süßwasserseen sind, so hat man auch angefangen, specieller die Art und Weise dieser Vorgänge zu untersuchen und die Lebensbedingungen zu erforschen, unter welchen in verschiedenen geologischen Epochen die gegenwärtig in dem Gesteine eingeschlossenen Thiere gelebt haben können. Man hat deshalb nicht nur die Vertheilung der Thiere in den verschiedenen Tiefen des Oceans und in verschiedener Entfernung von den Küsten untersucht, sondern auch die mineralischen Bestandtheile des Meerwassers und die chemische Zusammensetzung der darin enthaltenen Luft analysirt. Es ist klar, daß für alle diese Vorgänge die Temperatur des Wassers von höchst wichtigem Einflusse ist, indem ja dadurch das Gedeihen der Thiere, die Menge der im Wasser absorbirten Luft u. s. w. wesentlich bedingt werden. Jeder noch so unbedeutende Beitrag zur Kenntniß dieser Erscheinungen ist daher von Interesse, vorausgesetzt nur, daß die Beobachtungen mit der größten Umsicht und Sorgfalt angestellt seien. Man verdankt hierin, wie in so vielen andern Dingen, Saussure die ersten genauen und vollständigen Beobachtungen; er hat nicht nur die Temperaturen der Alpenseen bis zu den größten Tiefen untersucht, sondern auch jene des Mittelländischen Meeres, dessen blaue Fluten bei Nizza noch den Saum der Alpen bespülen.

In neuerer Zeit haben besonders de la Bèche und Karl Brunner in Bern diese Verhältnisse sorgfältig verfolgt. Ich werde aus den Beobachtungen des Letztern über die Temperatur des Thunersees einige der wichtigsten Resultate anführen, da dies die einzigen Beobachtungen sind, welche durch einen längern Zeitraum alle einzelnen Monate umfassen. Die Methode, welche man bei ähnlichen Versuchen anwendet, ist zweierlei Art. Man benutzt erstens Thermometrographen, d. h. eigenthümlich construirte Thermometer, in deren Innern sich kleine Schwimmer befinden, welche an dem jeweiligen höchsten oder tiefsten Stande des Instruments stehen bleiben und uns dann erlauben, später denselben abzulesen. Die Mehrzahl dieser Instrumente, welche für Beobachtungen der Lufttemperatur, z. B. der Kälte der Nacht oder der größten Tageswärme, so treffliche Dienste leisten, haben jedoch für Beobachtungen der Temperatur der Tiefe der Seen verschiedene Nachtheile, in-

dem z. B. bei den unvermeidlichen kleinen Stößen, die das Instrument durch das Heraufziehen aus 400 oder 500 Fuß Tiefe erleidet, die Schwimmer sehr leicht ein wenig verrückt werden und dadurch nicht mehr ganz genaue Angaben liefern. Es scheint daher weit besser, zu diesen Beobachtungen gewöhnliche Thermometer anzuwenden, deren Kugeln mit vielfachen Lagen von Baumwolle, Kautschuk und andern schlechtleitenden Körpern umgeben, sodann nochmals in Glasgefäße eingeschlossen und abermals mit Tüchern umwickelt werden: dadurch wird das Thermometer sehr unempfindlich. Gesetzt z. B., das Thermometer zeigt zuerst eine Temperatur von 0° an, so wird dasselbe, bringt man es in ein Gefäß mit Wasser, welches 30° warm, vielleicht erst nach 10 Minuten sich um einige Zehntelgrade erwärmen, während erst nach mehren Stunden seine Angaben die wahre Wärme des Wassers anzeigen. Läßt man nun ein solches Instrument in irgend eine Tiefe eines Sees hinab, sodaß es dort mehre Stunden verweilt, so muß es allmälig genau die Temperatur der Wasserschichten annehmen, in welchen es sich befindet. Wird es nun schnell heraufgezogen, was selbst aus großen Tiefen in zwei bis vier Minuten geschehen kann, so wird es noch ganz die dort unten erlangte Temperatur bewahren, und man kann daher durch diese sinnreiche Einrichtung die Temperatur der tiefern Wasserschichten mit Bequemlichkeit ablesen, indem man sich in einem Boote auf der Oberfläche des Sees befindet.

Die bis jetzt angestellten Beobachtungen haben zuvörderst gezeigt, daß die Temperatur der Luft nur ungemein langsam in tiefere Wasserschichten eindringe. Im Januar ist die Temperatur fast in allen Tiefen des Sees so ziemlich gleich; im Monat März beginnt die Temperatur der obersten Schichten sich etwas zu erhöhen, und erst Anfangs September erreicht sie ihr Maximum. In letzterm Monate kann man an der Oberfläche der großen Alpenseen sehr häufig Temperaturen von 18—21° C. beobachten. Vom September an beginnen die obersten Wasserschichten bereits etwas zu erkalten, während erst jetzt noch in die tiefern Schichten bis zu 50 oder 80 Fuß das Wärmemaximum eintritt. Daher kommt es, daß man bis zu dieser Tiefe eine fast gleichmäßige Wärme findet, und erst von hier ab eine Verminderung der Temperatur bis zu den größten Tiefen bemerkbar wird. Ferner hat sich stets gezeigt, daß, ebenso wie in den Meeren, auch hier während der Sommermonate eine stätige Abnahme der Wärme eintritt, je weiter man das Thermometer einsenkt, und daß man in einer gewissen Tiefe in allen Seen und Meeren unveränderliche constante Temperaturen antrifft, die stets in der Nähe von 4,8 oder 4,9° C. liegen. Der Grund dieser Erscheinungen ist folgender. Das Wasser, wie fast alle Körper, wird immer dichter und schwerer, je kälter es wird; jedoch geht diese Zusammenziehung und Verdichtung nur bis zu einer Temperatur von 5° C. von statten. Von da ab dehnt sich das Wasser bis zum Gefrierpunkte stets wieder etwas aus und wird dadurch leichter. Es müssen in Folge dieser Verhältnisse die des Nachts und im Winter an der Oberfläche gebildeten kalten Wasserschichten wegen ihrer größern Dichtigkeit und Schwere zu Boden sinken. Dieselben häufen sich dort an, und bilden zuletzt eine stets unveränderliche Wasserschicht, deren Temperatur eben jene dieses Dichtigkeitsmaximums des Wassers sein muß: nämlich ungefähr 5° C. Der Abstand dieser Schicht von der Oberfläche hängt natürlich von der Form des Wasserbeckens, von der Masse des darin enthaltenen Wassers u. s. w., ab. Im Thunersee trifft man nach Brunner's sorgfältigen Beobachtungen dieselbe im Mittel von 150 Metern an.

Eben wegen dieses Einflusses der Form des Seebeckens auf die Temperaturvertheilung in demselben hat man häufig ähnliche Beobachtungen und eine sorgfältige Ausmessung und Sonderung des Seebodens nach verschiedenen Richtungen hinzugefügt. Diese Angaben sind überdies für die Geologie von großem Interesse, indem sie uns kennen lernen, wie weit sich die Geschiebe, welche von verschiedenen Flüssen mitgeführt werden, auf dem Boden des Sees verbreiten, wie rasch derselbe von ihnen erhöht und ausgefüllt werden kann, wie beschaffen und geneigt die Schuttanlagerungen sind, welche sich überall von den Ufern gegen die Tiefe hinaberstrecken,

u. s. w. Wie abweichend diese Ablagerungen von denen werden können, welche man an den freien Gehängen der Berge beobachtet, dafür mag folgendes Beispiel dienen. Man hat gefunden, daß die zahlreichen Schuttanlagerungen, die sich am Fuße und an den Abhängen der Berge bilden, eine gewisse Neigung, je nach ihrer Beschaffenheit und Größe, nicht überschreiten können, indem sie sonst sich nicht mehr ruhend zu erhalten vermögen, sondern dem Gesetze der Schwere folgend über die Abhänge hinabgleiten. Im Mittel bildet, nach Elie de Beaumont, 35° ein Maximum der Neigung für lose Schutt- und Geröllanlagerungen an den Abhängen der Berge. An den Ufern der Seen erleidet dies aber eine Ausnahme, indem hier die Schuttmassen, von dem Gegendrucke des Wassers gehalten, sich noch an größern Neigungen unter dem Wasserspiegel zu erhalten vermögen. Man hat den Versuch gemacht, einen kleinen See der nördlichen Kalkalpen theilweise trocken zu legen, um dadurch einiges urbare Land an seinen Ufern zu gewinnen. Allein kaum war das Wasser entfernt, als die Schuttmassen, die sich ohne dessen Gegendruck an den theilweise ziemlich steilen Neigungen nicht zu erhalten vermochten, gegen die Seetiefe zurückwichen und den erschreckten Bewohnern nichts als die kahlen Felsen der Ufer zurückließen.

d) Die Winde.

Bisjetzt haben wir hauptsächlich die Temperaturverhältnisse etwas ausführlich betrachtet, weil gerade diese einen sehr wichtigen Theil des Klima bilden und zugleich im Allgemeinen ziemlich leichtfaßliche Vorgänge darbieten. Ich werde jedoch zur Vervollständigung noch einige Bemerkungen über die Winde, den Barometergang, die atmosphärische Feuchtigkeit und über einige interessante Phänomene der Bläue und Durchsichtigkeit der Atmosphäre in größern Höhen hinzufügen. Die Entstehung und die Richtung der Winde ist bekanntlich von den Temperaturdifferenzen in den verschiedenen Welttheilen abhängig, und es erscheint z. B. als ganz sicher erwiesene Thatsache, daß die Südwestwinde unserer Breiten in Afrika, vorzüglich aber in Südamerika entstehen, und daß die Nordwinde nicht selten ebenfalls ungeheure Distanzen durchlaufen. Ich erinnere an die bekannten Darstellungen dieser Verhältnisse durch Kämtz, L. von Buch und vorzüglich durch Dove. Da die Alpen ebenfalls Störungen in der Regelmäßigkeit der Temperaturvertheilung hervorbringen, so werden auch sie die Windrichtungen etwas modificiren müssen; und in der That bemerkt man, was Fournet zuerst nachgewiesen hat, in vielen Thälern der Alpen regelmäßige absteigende Strömungen, die Abendwinde, welche den Strömungen von den Küsten gegen das Meer analog sind. Einen Einfluß anderer Art üben die Alpen durch mechanischen Widerstand aus, welchen sie der Richtung der Winde entgegenstellen. Es ist z. B. ganz natürlich, daß man in einigen Thälern nur Winde bemerken wird, welche entweder thalaufwärts oder thalabwärts gehen.

Eine eigenthümliche Erscheinung bemerkt man sehr oft in der Nähe großer und steiler Wände. Zieht durch das Thal ein lebhafter Wind nach aufwärts, so geschieht es, daß in einiger Entfernung einer solchen Wand plötzlich Windstille eintritt und, wenn man sich ihr nähert, selbst der entgegengesetzte Wind sich später bemerkbar macht. Der letztere hat jedoch eine deutliche Richtung nach abwärts. Der Grund dieser Erscheinung ist, daß bei dem Zusammentreffen des Windes mit der Wand Wirbel entstehen, die bisweilen einen sehr bedeutenden Durchmesser haben; und indem diese Wirbel an einzelnen Stellen den herrschenden Wind fast unkenntlich machen, an andern Stellen allein dominiren, geschieht es, daß in verschiedenen Entfernungen von einer solchen Wand die verschiedenen Windrichtungen beobachtet werden.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Temperaturvertheilung hat besonders der aufsteigende Luftstrom (Courant ascendant), welcher stets entsteht durch die bedeutende Erwärmung der obern Bodenschichten unter directer Besonnung. Die hier sehr erwärmten und dadurch sehr ausgedehnten und leichter gewordenen Luftschichten steigen mit großer Lebhaftigkeit in die Höhe, und tragen so wesentlich dazu bei, die obere Luftschicht ebenfalls zu erwärmen. Dieser aufsteigende Luftstrom, sehr wesent-

sich verschieden von demjenigen Phänomene, welches man im gewöhnlichen Sinne als Wind bezeichnet, ist dennoch kräftig genug, um häufig feinen Staub, Insekten, Schmetterlinge u. s. w. weit mit sich in die Höhe zu tragen, wo dann nicht selten diese Gegenstände auf den weiten Schneefeldern der Hochregionen abgesetzt werden, während eigentliche Winde, die nur in naher horizontaler Richtung gehen, niemals im Stande gewesen wären, diese Gegenstände vertical soweit in die Höhe zu führen.

e) Luftdruck.

Das Barometer ist bekanntlich ein Instrument, welches den Luftdruck anzeigt, indem je nach der größern oder geringern Schwere der darüber lastenden Atmosphäre die Quecksilbersäule in größerm oder geringerm Grade gehoben wird, d. h. sie steigt oder fällt. Im Laufe eines Tags bleibt, außer zufälligen Störungen und Änderungen des Barometerstandes, die Quecksilbersäule durchaus nicht stets stationär. Beobachtet man dieselbe von Stunde zu Stunde, so zeigt sich im Gegentheil, daß das Barometer am höchsten steht zur Zeit des Morgens und Abends, während es um 2 oder 3 Uhr Mittags den tiefsten Stand hat. In größern Höhen erleidet dieser Gang mannichfache Störungen, und es läßt sich im Allgemeinen als Regel aufstellen, daß alle Veränderungen des Luftdrucks mit der Höhe an Intensität verlieren, und daß daher die Differenz der Extreme, d. h. der höchsten und niedrigsten Stände, in den einzelnen Tagen ebenso wie in den Monaten in größern Höhen weit kleiner ist als in der Tiefe. Auch läßt sich eine Veränderung in dem Gange des Barometers wenigstens an vielen Stationen bemerken, indem nicht, wie vorhin für die Ebenen erwähnt wurde, das Minimum der Barometerhöhe gegen 2 Uhr eintritt, sondern sich im Gegentheil hier eine kleine Erhöhung desselben bemerken läßt. Es scheint, daß theilweise das Zusammenfließen kalter Luftmassen während des Mittags diese Differenz erklären dürfte.

f) Atmosphärische Niederschläge.

Die atmosphärischen Niederschläge sind in den Alpen, wie in jedem hohen Gebirge, sehr bedeutend. Man erhält für die jährliche Menge des Schnee- und Regenfalls im Mittel für die Alpen eine Wassersäule von 40 Zoll, während sich für andere Länder die folgenden Zahlen (nach Berghaus) ergeben:

Südliches Deutschland	. . .	25,0 Zoll.
Nord- und Mitteldeutschland		19,92 „
Britische Inseln, Ebene	. . .	23,0 „
„ „ Bergland	.	38,83 „

Die Schneefälle betheiligen sich, besonders in den höhern Regionen, sehr vorzugsweise, ja fast ausschließend an der Masse des atmosphärischen Niederschlags. In den eigentlichen Hochregionen von 9000 Fuß aufwärts nehmen die Schneetage so sehr zu, daß sie in jedem Monate die Zahl der Regentage bei weitem übertreffen, ohne jedoch den Regen als solchen gänzlich auszuschließen. Schon in einer Höhe von 4500 Fuß überbietet im Mittel die Masse des Schneefalls jene des Regenfalls. Überdies ist in den Alpen von großer Wichtigkeit die so häufige Bethauung, Reif- und Wolkenbildung. Es zeigt sich nämlich die relative Feuchtigkeit der Atmosphäre im Verhältniß zu ihrer Temperatur und Spannung in den höhern Theilen der Alpen weit größer als in den Ebenen. Die Atmosphäre ist daher ihrem Sättigungspunkte weit näher und mehr geneigt, reichliche Niederschläge von Thau zu bewirken. Auch sind die häufigen Nebel- und Wolkenansammlungen, die sich allenthalben an den Gipfeln und Abhängen der Berge bilden, eine Folge dieser Verhältnisse. Nebel und Wolken, die sich bald zu dichten Haufen ballen, bald durch einen einzigen warmen und trockenen Windstoß zauberisch schnell auflösen, und dann einen um so überraschendern und großartigern Anblick der fernen Bergketten gestatten, bilden daher ein sehr charakteristisches Glied der klimatischen Verhältnisse der Alpen. Derjenige

würde den Eindruck dieses Gebirgs nur schlecht erfaßt haben, der nur bei heiterm Wetter ihre großartigen Formen in aller Klarheit bewundert hätte, ohne das Spiel der Wolken und Nebel in den tiefern Thälern und um die luftigen Berggipfel beobachtet und lebhaft mitempfunden zu haben. Schiller hat den ganzen Charakter dieses unvergleichlichen zauberischen Spiels in den folgenden Versen geschildert:

Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

g) Bläue und Durchsichtigkeit der Atmosphäre.

Unter den optischen Erscheinungen, welche die Atmosphäre in so reicher Fülle dem beobachtenden Geiste des Menschen darbietet, sind es vorzüglich zwei, die auch dem Laien bei einer Wanderung in den Alpen leicht auffallen werden. Es ist dies das dunklere Blau des Himmels, sodann die größere Durchsichtigkeit der Atmosphäre, zwei Erscheinungen, welche zuerst von Saussure beobachtet und später von A. von Humboldt auch in den hohen Cordilleren Südamerikas in gleicher Weise befunden wurden. Je mehr man in die Höhe steigt, desto dunkler wird das Blau des Himmels, was sich übrigens auch, obwol aus andern Gründen, bemerken läßt, wenn man aus nördlichern in südlichere Länder sich begibt. Die dunkle Bläue des italienischen Himmels erscheint jedoch nur sehr unbedeutend, wenn man sie mit den dunkeln Tönen vergleicht, welche das Blau des Himmels auf größern Höhen, bei 1000—1200 Fuß, zeigt.

Die größere Durchsichtigkeit der Luft in bedeutendern Höhen findet zwar nicht in demselben Maße wie die Zunahme der Himmelsbläue statt: sie ist jedoch groß genug, um mit einem sehr netten, von Saussure erfundenen kleinen Instrumente, dem Diaphanometer, deutlich meßbar zu sein. Auch werden hierdurch nicht selten interessante optische Täuschungen bei dem Beurtheilen der Entfernung u. s. w. in größern Höhen hervorgebracht. Sucht man nämlich Gegenstände, wie Menschen, Thiere oder Hütten, deren Größe uns annäherungsweise bekannt ist, so läßt man sich in größern Höhen nicht selten durch die Masse der Einzelheiten und Conturen, welche man an ihnen erkennt, verleiten, dieselben für zu nahe zu halten, da man ja gewöhnlich aus der Deutlichkeit des Sehens auf die Entfernung der Gegenstände schließt. Daher kommt es zum Theil, daß man in den Hochgebirgen oft eine Hütte, einen Felsen oder einen Berggipfel schon in sehr geringer Zeit erreichen zu können glaubt, während nicht selten noch mehre Stunden zur Wanderung erfoderlich sind. Diese größere Durchsichtigkeit rührt hauptsächlich von der Verdünnung der Luft und auch von der Abwesenheit der Nebelwasser her, welche z. B. in den kleinen Gebirgen der feuchten britischen Inseln einen so großen Einfluß auf den landschaftlichen Eindruck und die Gruppirung der Bergzüge ausüben.

Die größere und geringere Durchsichtigkeit der Atmosphäre je nach den Witterungsverhältnissen ist ein Gegenstand, welcher von allen Alpenreisenden, die hohe Berggipfel der Fernsicht wegen besuchen, auf das eifrigste discutirt wird. Die Fernsicht ist in allen Fällen bei weitem weniger ausgedehnt, als sie sich mathematisch berechnen läßt, da in den untern Schichten der Atmosphäre die Feuchtigkeit und die in der Nähe der Oberfläche angehäuften Dünste stets den Überblick beschränken. Auch ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß man von der Höhe der Berge die in der Tiefe gelegenen Gegenstände und Punkte weit weniger deutlich erkennt, als umgekehrt aus den Ebenen eben diese Bergkuppen. Es rührt dies ebenfalls daher, daß die Feuchtigkeit der Ebenen sich, von oben gesehen, als eine dichtere oder dünnere Dunst- und Nebelschicht darstellt. Auch sind in den Ebenen, die meist sehr gleichförmige und wellenförmige Formen und gleichmäßige dunkelgrüne Färbungen haben, einzelne Punkte weit schwieriger zu unterscheiden, als dies umgekehrt an den Käm-

men und Gipfeln der hohen Alpenketten der Fall ist, an welchen ausgedehnte helle Schneelagen mit dunkeln Felsen wechseln und so einen dem Auge sehr erkennbaren Contrast bilden. Die Entfernung, bis zu welcher einzelne Alpengipfel sichtbar, ist trotz der erwähnten, das Sehen beschränkenden Umstände dennoch an den günstigen Tagen überraschend groß. In Entfernungen von 10 — 15 Meilen zeigen sich überall die großen mächtigen Ketten der Alpen noch in blauer Ferne mit bewunderungswürdiger Schönheit. Ja, man kann z. B. von den Stufen der Walhalla bei Regensburg in einer Entfernung von 25 — 30 Meilen noch an schönen Tagen den Untersberg und die lange Reihe der bairischen Kalkalpen am Horizonte unterscheiden.

h) Die Vegetationsverhältnisse der Alpen.

Schon früher erwähnte ich den innigen Zusammenhang, welcher zwischen der Gesammtheit der klimatischen Verhältnisse und der Vertheilung der Vegetation auf der Erdoberfläche besteht. Seitdem durch die berühmten Arbeiten A. von Humboldt's, L. von Buch's, Wahlenberg's, Schouw's die Fundamente der Pflanzengeographie als eines abgeschlossenen Zweigs der naturwissenschaftlichen Disciplin gelegt wurden, ist es nicht mehr möglich, die physikalischen und klimatischen Verhältnisse irgend eines Theils der Erdoberfläche zu betrachten, ohne zugleich die eigenthümlichen Erscheinungen der Vegetation zu berücksichtigen.

Es ist allgemein bekannt, daß, je mehr man sich den Polargegenden nähert, und je höher man die bedeutendsten Gipfel eines Gebirgs hinansteigt, desto mehr die Vegetation an Mannichfaltigkeit und an Masse der Pflanzen abnimmt, bis sie zuletzt fast gänzlich verschwindet und nur mehr auf wenige Flechten beschränkt bleibt. Verfolgt man diese Veränderungen der Vegetation mit der Höhe in einem großen Gebirge, so wird klar, wie sich verschiedene Vegetationszonen oder Regionen unterscheiden lassen, welche sich dadurch charakterisiren, daß in ihnen stets die Gesammtheit der Vegetation wesentliche Abweichungen von den vorhergehenden oder nachfolgenden Abtheilungen aufzeigt. An dem Fuße der Alpen herrscht im Norden und Süden eine bedeutend verschiedene Vegetation, und zwar nicht nur wegen der verschiedenen geographischen Breite, sondern auch deswegen, weil der Nordrand meist von Hochebenen begrenzt wird, die 1000 — 1800 Fuß über dem Meere liegen, während am Südrande der Fuß des Gebirgs bis zu 600 und 400 Fuß hinabsteigt. Der Südrand der Alpen ist daher schon mit der reichen italienischen Vegetation umgeben, welche hier an den Ausläufen des Gebirgs, im Hintergrunde begrenzt durch kühne schneebedeckte Alpengipfel, einen zauberischen Eindruck hervorbringt. Die Pinie, die Cypresse, der Ölbaum u. s. w. gedeihen hier auf Höhen von 1000 — 1500 Fuß. An dem nördlichen Fuße des Gebirgs reicht bis 2000 Fuß die Hügelregion (Regio collina). Sie wird charakterisirt durch das Gedeihen des Weinstocks, welcher z. B. in der ebenen Schweiz noch zwischen 1200 und 1500 Fuß einen angenehmen Wein liefert.

Es folgt hierauf zunächst in den Alpen von Tirol und der Schweiz die untere Bergregion oder die Region des Walnußbaums, von der Grenze des Weinstocks bis zu jener der Walnuß, in Mittel bei 2500 — 2700 Fuß. Hier gedeihen noch die Kirsche und alle andern Arten von Fruchtbäumen sehr wohl; auch finden sich allenthalben ausgedehnte Culturen der Cerealien mit Einschluß des Weizens. Sodann reihen sich an:

Die obere Bergregion oder die Region der Buche bis 4000 Fuß, in welcher auch die Eiche und die Esche im Mittel ihre Grenze erreichen. Hier ist zugleich die untere Grenze der Alpenhütten, und es scheidet daher diese Region die Landwirthschaft von der Alpenwirthschaft. Bis zu dieser Höhe trifft man allenthalben noch Getreidebau, während weiter oben bis zu den äußersten Grenzen der Cerealien bei 5000 und 5500 Fuß nur sehr zerstreute und spärliche Culturen getroffen werden.

Die subalpine Region bis zur mittlern Grenze der Coniferen (der Fichte, der Lärche, der Zirbel oder Arve), von 4000—5500 Fuß. In den untern Theilen dieser

Region befinden sich noch ausgedehnte Nadelholzwälder, während in den höhern die Bäume mehr vereinzelt stehen. In den centralen Alpentheilen reichen die Coniferen noch höher, im Mittel bis 6000 Fuß.

Die alpine Region, 5500 — 7000 Fuß. Es ist dies vorzugsweise die Region der Alpenwirthschaft, der ausgedehnten Weiden und der Alpensträucher, unter denen die Zwergföhre (Pinus pumilio), besonders in den Kalkalpen, oft in großer Menge auftritt. Sehr bemerkenswerth sind auch die schönen rothen Alpenrhododendren, auch Alpenrosen genannt, welche mit ihren schönen rothen Blüten und den kleinen dunkelgrünen Blättern oft große Strecken gänzlich bedecken und denselben zur Zeit der Blüte, Ende Juni bis Anfang August, eine sehr reizende Färbung verleihen.

Die subnivale Region, 7000—8500 Fuß. Die Alpenweiden nehmen hier schon eine weit geringere Oberfläche ein, kahle Felsenmassen, zwischen denen nur eine spärliche Vegetation vorkommt, überwiegen; auch treten bei 8200 — 8400 Fuß allenthalben permanente Lagen ewigen Schnees auf, welche die untere Grenze der Schneelinie bilden. Man versteht nämlich unter Schneelinie oder Grenze des ewigen Schnees jene Höhe, in welcher, selbst zur Zeit der wärmsten Sommermonate, sich noch größere oder kleinere Schneelagen erhalten. Betrachtet man im Sommer die Alpen aus einiger Entfernung, so schneidet sich der Rand der obern schnee- und eisbedeckten Theile sehr schön und zusammenhängend von den untern mit Vegetation bekleideten Gehängen ab. Jedoch in der Nähe betrachtet, wird die Schneegrenze weit weniger regelmäßig und deutlich, da sich theils auf steilern Wänden, theils auf sehr günstig exponirten und besonnten Punkten der Schnee nicht fortwährend zu erhalten vermag. Sehr steile Wände sind ja selbst im Winter großentheils schneefrei. Bei dem mannichfachen Einflusse, welchen also die Neigung des Bodens, die Exposition, die Menge und Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge, die Windrichtung u. s. w. auf die Bildung und Erhaltung zusammenhängender Schneelagen ausüben, kann man nur sorgfältig gewählte Mittel aus Beobachtungen an verschiedenen Punkten zur Feststellung jener Höhe benutzen, welche als die mittlere Grenze permanenter Schneelagen in einem Gebirge betrachtet werden soll. Die Schneelinie fällt nicht, wie man zuweilen irrigerweise annimmt, mit der mittlern Jahrestemperatur von 0° zusammen; in den Alpen liegt sie im Gegentheil im Allgemeinen in der Nähe der Jahresisothermen von — 4° C.

Die nivale Region von 8500 — 10000 Fuß. Wegen der schon erwähnten großen Unterbrechungen der allgemeinen Schneebedeckung können sich noch weit über die Schneegrenze hinaus phanerogamische Pflanzen, an günstigen Punkten oft noch in ziemlicher Anzahl, ansiedeln. Man findet, besonders in den Centralalpen, in dieser Region zuweilen noch ganz hübsche grüne Oasen, welche sehr häufig den Gemsen Weideplätze gewähren. Die Zahl der Gräser und Blütenpflanzen, welche man noch in dieser Region gefunden hat, beläuft sich im Canton Glarus (nach Heer) auf 12, in den Tauern (nach Schlagintweit) sogar auf 32 Species. Ja die höchsten Stände einzelner sehr verkümmerter phanerogamischer Pflanzen, welche man in den Alpen beobachtet hat, reichen noch höher als 10000 Fuß. Man findet in den Centralalpen von Tirol und der Schweiz noch zuweilen bei 10300 — 10500 Fuß einige Blütenpflanzen, in den südlichen Alpen, z. B. am Monte-Rosa (nach Zumstein) selbst noch bei 11200 Fuß. Es sind dies natürlich sehr wenige Arten, die nur während ganz kurzer Zeit, ungefähr einen Monat, schneefrei, in ungünstigen Jahren oft während des ganzen Sommers mit Schnee bedeckt bleiben. Auch in den Anden kommen weit über der Schneegrenze einzelne phanerogamische Pflanzen vor, und es findet sich hier eine kleine Saxifrage (Saxifraga Boussingaultii) am Chimborasso noch in einer Höhe von 14796 pariser Fuß. Noch weit über diese letzten Repräsentanten des höhern pflanzlichen Lebens findet man an die Felsen angeheftet einzelne Flechten, z. B. die kleine gelbe Lecidea geographica, einige schwarze Umbilicarien u. s. w. Selbst noch auf den höchsten Gipfeln der Alpen, zwischen 12000—14800 Fuß, hat man sie in wenigen verkümmerten Exemplaren angetroffen.

Wie die Pflanzen, so reichen auch einige kleine Thiere bis in sehr bedeutende Höhen. Man hat zwischen 10000 und 12000 Fuß noch einige Podorellen, Spinnen und Käfer beobachtet. Ja selbst die Oberfläche der Gletscher ist nicht ganz von thierischem Leben entblößt, indem nach der interessanten Beobachtung von Desor ein kleiner Gletscherfloh, die Desoria glacialis, sich in den Kanälen des Eises mit großer Behendigkeit umherbewegt. Man kann dieses interessante kleine Thier an sehr vielen Gletschern in großer Menge, wahrnehmen.

Die angeführten allgemeinen Abgrenzungen der Vegetationsregionen in den verschiedenen Höhen der Alpen sind indessen nur bestimmt, eine Übersicht dieser Erscheinung zu geben. Geht man mehr auf Einzelheiten ein, so zeigen sich natürlich viel verwickeltere und mannichfaltigere Verhältnisse. Es übt z. B. die Exposition nach verschiedenen Himmelsgegenden, die Richtung der Thäler, die Beschaffenheit des Bodens, die herrschende Windrichtung u. s. w. einen bedeutenden Einfluß auf das Gedeihen der Vegetation und auf die Höhe aus, welche einzelne Pflanzen an verschiedenen Punkten erreichen. Nimmt man jedoch, mit Rücksicht auf diese localen Verhältnisse, das Mittel aus zahlreichen Beobachtungen in verschiedenen Theilen einer Alpengruppe, so erhält man sehr zuverlässige und übereinstimmende Mittelwerthe, welche auch deutlich den innigen Zusammenhang dieser Grenzen mit den allgemeinen klimatischen Verhältnissen zeigen. Es geht daraus hervor, daß die Grenzen einiger wichtigen Pflanzen, z. B. der Getreidearten oder der Nadelhölzer, in verschiedenen Theilen der Alpen nicht immer in einer und derselben Höhe stattfinden können, da ja in den südlichen Gruppen die klimatischen Verhältnisse in gleicher Höhe so sehr von denen der nördlichen verschieden sind. Es reichen z. B. die Lärchen und Fichten in den südlichen Gruppen ganz allgemein in schönen dichten Beständen bis 6500 Fuß; ja einzelne Stämme finden sich noch bis 7000 Fuß. In den centralen Gruppen in Tirol und im Berner Oberlande finden sich dagegen die mittlere Baumgrenze bei 6000 und die höchsten isolirten Stämme bei 6500 Fuß. In den niedrigern Vorzügen der nördlichen Kalkalpen bilden 5500 Fuß das Mittel und 5900—6000 Fuß das Maximum. Ein Betrachtung ähnlicher Angaben zeigt auch, daß alle Pflanzen in den centralen, hohen Alpengruppen bis zu größern Höhen ansteigen, als dies in entsprechend gelegenen, aber niedrigern Zügen der Fall ist. Es hängt diese mit so großer Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung mit jenen schon früher erwähnten regelmäßigen Krümmungen der Isothermenlinien für die Temperatur der Luft und des Bodens zusammen, indem ja auch diese stets eine Erhöhung der Temperatur in den compacten centralen Alpengruppen, und eine vergleichsweise Erniedrigung derselben bei gleicher Höhe in weniger hohen Alpenketten zeigen.

Wenn man im Sommer in den Alpen aus der Tiefe der Thäler gegen die Gipfel hinansteigt, so findet man nicht nur ein Verschwinden der verschiedenen Vegetationsglieder, sondern man wird zugleich durch die Erscheinung aufs lebhafteste überrascht, daß in der Tiefe bereits die Entwickelung der Vegetation sehr weit vorgeschritten ist und die Reife der Früchte begonnen hat, während in den höhern Theilen die Pflanzen kaum ihre Knospen und Blüten entfaltet haben und die ganze Vegetation noch den Charakter des ersten Frühlings trägt. Ebenso kann im April oder Mai bereits in den Thälern ein üppiger Blumenschmuck die Fluren bedecken, während in den höhern Theilen noch völliger Winter herrscht, und erst nach mehren Monaten die Schneedecke einer rasch sich entwickelnden Vegetation Platz macht. Diese bedeutenden Differenzen in der Entwickelung der Vegetation in verschiedenen Höhen sind gewiß ein sehr interessantes Phänomen, welches sich ebenfalls in verschiedenen Breitengraden wiederholt. Man hat versucht, durch Zusammenstellung zahlreicher Beobachtungen an verschiedenen Punkten für die so allgemeine Vegetationsverzögerung, die mit der größern Höhe eintritt, bestimmtere und allgemein gültige Zahlenwerthe zu erhalten, und fand, daß im Mittel während der ganzen Vegetationszeit vom Anfange des Frühlings bis Ende des Herbstes eine Verzögerung der Vegeta-

tionsentwickelung von 11 Tagen eintritt, wenn man sich um 1000 Fuß in die Höhe erhebt. Im Frühlinge ist diese Verzögerung etwas langsamer (10 Tage für 1000 Fuß), im Herbste etwas rascher (12½ Tage). Dieses Zurückbleiben in der periodischen Entwickelung der Blätter, Blüten und Früchte der Pflanzen in größern Höhen wird durch die Abnahme der Temperatur bedingt, welche stets eintritt, je mehr man in einem Gebirge hinansteigt. Die Temperatur ist in größern Höhen stets geringer als in der Tiefe, und es treten hier erst in den spätern Sommermonaten jene Wärmegrade ein, welche erfoderlich sind, um das Erwachen der Vegetation und die Entwickelung der Blätter und Blüten möglich zu machen. Auch kann wegen der verminderten Wärme das Reifen der Früchte erst später und nur ganz allmälig erfolgen.

Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens.

Erster Abschnitt.*)

Einleitendes.

Von dem ersten Augenblicke an, wo der Mensch — durch die Schöpfung nackt und körperlich fast hülflos zwischen die unzähligen Naturgegenstände hineingesetzt — darauf ausging, mittels seiner geistigen Fähigkeit einen großen Theil seiner physischen Umgebung sich dienstbar zu machen, mußte er gewahr werden, daß seine Hände und Füße, sollten sie direct als Werkzeug gebraucht werden, nur einen höchst beschränkten Anwendungskreis zuließen. Während fast alle Thiere entweder mit natürlichen Waffen zu Angriff und Vertheidigung ausgerüstet sind, oder sich einer schützenden Körperdecke erfreuen, oder durch verborgenen, z. B. unterirdischen Aufenthaltsort dem Wetter wie den Nachstellungen ihrer Feinde entgehen, oder durch Schnelligkeit der Bewegung den letztern entfliehen: ist der Mensch in allen diesen Beziehungen sehr spärlich bedacht. Nahrung, Kleidung, Wohnung, diese drei unentbehrlichsten aller Dinge, muß er sich durch Hülfsmittel verschaffen, welche ihm nur auf dem Wege der Kunst erreichbar sind. Seine Hände taugen unbewaffnet ebenso wenig einen Baum zum Bau einer Hütte zu fällen, als eine Zufluchtshöhle in die Erde zu graben, oder nur den Boden aufzulockern, in welchen er nährende Samenkörner ausstreuen will; er verlangt seine Blöße mit den Häuten von Thieren zu bedecken, die er nicht im Laufe zu ereilen, nicht mit der Kraft seiner Gliedmaßen zu überwältigen vermag; Fische und Vögel entgehen ihm als Speise, weil er ihnen in ihr Element nicht folgen kann; giftige und reißende Landthiere bedrohen sein Leben, zu dessen Schutz ihm keine Waffe gegeben ist. Alles drängt ihn nach dem Gebrauch von Werkzeugen, und die Metalle, welche zu diesen hauptsächlich den Stoff hergeben könnten, liegen tief im Schooße der Erde verborgen, noch dazu unter der Maske des Erzes, aus welcher sie erst auf großen Umwegen hervorgezogen werden können. Ein zufällig aufgefundener Stein, ein mühsam abgebrochener Baumast ist Alles, was die Natur ihm unmittelbar zur Unterstützung seiner Muskelkraft bietet. Scheinbare Hülf- und Rathlosigkeit auf allen Seiten!

Und derselbe Mensch, dieselbe entblößte, verlassen dastehende Creatur, unterjocht die Thierwelt; zieht aus sämmtlichen drei Naturreichen weit mehr als das Nöthige zu allen angeborenen und angewöhnten Bedürfnissen; wird zum Übermaß erfinderisch in nutzlosem Schmuck, von dem allen lebenden irdischen Wesen außer ihm sogar der

*) Ein zweiter Abschnitt dieses Artikels wird nächstens mitgetheilt werden. D. Red.

Begriff fremd ist; führt Kolosse von Bauwerken auf; durchschifft endlose Meere und erhebt sich über die Wolken; haucht einer selbstgemachten Zusammenstellung von todten Eisen- und Holzstücken lebenartige Thätigkeit ein, und sieht mit verschränkten Armen zu, wie dieses Geschöpf seiner Kunst die tausenderlei wirklichen oder eingebildeten Erfoderniſse menschlicher Existenz hervorbringt. Eine unabsehbare Reihe von Geräthen und Hülfsmitteln schafft er mit den in der Natur vorhandenen Kräften und Stoffen, fortschreitend von dem als Nothwaffe gebrauchten rohen Baumast bis zu dem goldverzierten blinkenden Schwerte, von dem unsicher aus der Hand geschleuderten Steine bis zu dem in weite Ferne treffenden Feuergewehre, von dem aus rohen Stämmen zusammengebundenen Flosse bis zu dem eisernen Dampfschiffe, von der dürftigen hölzernen Schleife bis zu dem vogelschnellen Dampfwagen, von dem scharfkantigen Steine als Werkzeug, um mühselig ein Stück Holz zuzurichten, bis zu dem zarten Grabstichel des Kupferstechers und der mächtigen Metallhobelmaschine, von dem einfachen Kerbholze bis zur Dampfschnellpresse und zum Chronometer, von der statt einer Ahle gebrauchten Fischgräte bis zu der riesenhaften Eisenbohrmaschine und dem 15 Fuß weite Schachte abteufenden Erdbohrer, von dem schlichten Stocke zum Netzstricken bis zu der staunenerregenden Tüllwebemaschine!

Über die ersten Schritte auf solcher mit Wundern des Verstandes und der eisernsten Beharrlichkeit angefüllten Bahn, nämlich über die Erfindung der ältesten und wichtigsten Werkzeuge hat die Geschichte keine Notizen aufbewahrt, und kaum einige derselben sind zum Gegenstande altergrauer mythischer Sagen gemacht worden, denen nicht eine Spur historischen Werths oder historischer Greifbarkeit beiwohnt. Sieht man sich in Betreff solcher Erfindungen, welche der Urzeit angehören, von aller und jeder Nachweisung entblößt, so mag dies weniger Verwunderung erwecken; allein daß genaue und sichere Angaben über Dinge fehlen, deren Ursprung um wenige Jahrhunderte hinter uns liegt, daß sogar Ungewißheit herrscht über Person Ort und Zeit von Erfindern, deren Schöpfungen beinahe mit der jetzt lebenden Generation herangewachsen sind: das ist um so mehr zu bedauern, als die Geschichte der Industrie künftig mit Recht ein Capitel in der Weltgeschichte anzusprechen hat. So steht die Sammlung und Sichtung einer unendlichen Menge zerstreuter und halb verlorener Daten, die Entwirrung zahlloser unvereinbarer Behauptungen, die Schlichtung vieler heftiger Controversen als eine Aufgabe in Aussicht, zu deren Lösung unsere Akademien der Wissenschaften berufen sein würden, wenn ihnen dieser Zweck als genugsam wichtig einleuchten könnte.

Müßte nicht die vollständige, authentisch belegte, von Zweifeln möglichst gereinigte historische Darstellung der Entwickelung und Ausbildung des Werkzeug- und Maschinenwesens, von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag, eine ewig ruhmwürdige, vielseitig interessante und nutzbringende Arbeit sein? Sie zu unternehmen liegt nicht in der Kraft eines Einzelnen; sie zu beginnen aber ist dringend nöthig, soll nicht mit jedem Jahre mehr der Stoff in Nebelhaftigkeit zerfließen.

Von der außerordentlichen Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit des industriellen Maschinenwesens, wie es jetzt ist, hat jeder Laie wenigstens eine Ahnung. Erstaunen muß man aber, wenn die Kürze des Zeitraums in Betrachtung gezogen wird, der hingereicht hat, es auf diesen Standpunkt zu heben. Stellt man in solcher Beziehung das Jahr 1750 vergleichend neben das Jahr 1850, so verschwindet ersteres so gut wie gänzlich. Kurz vor oder bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entfalteten sich erst die Keime ganzer Gattungen von Maschinen, welche jetzt eine unendlich wichtige Rolle spielen, namentlich z. B. der Spinnereimaschinen. Die Dampfmaschine, als ein fast in unbeschränkter Ausdehnung anwendbares und von Ortsverhältnissen beinahe unabhängiges Betriebsmittel, wurde zu allgemeiner praktischer Brauchbarkeit vervollkommnet, und beförderte die Anlage von Fabrikmaschinen aller Art. Dessenungeachtet verging der Rest dieses und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts unter zwar stetigen aber verhältnißmäßig langsamen Fortschritten des in-

dustriellen Maschinenwesens, und wir verdanken den letztverflossenen 30 Jahren gewiß ebenso viele werthvolle und wichtige Erfindungen in diesem Fache als dem ganzen zunächst vorhergegangenen Jahrhundert. Dadurch hat der Maschinenbau als selbständiges Gewerbe einen Umfang und eine Ausbildung gewonnen, mittels deren er nun, vermöge einer naturgemäßen Rückwirkung, in hohem Grade das Zustandekommen neuer Erfindungen erleichtert, ja hervorruft.

Die Gesammtheit der mechanischen Vorrichtungen, welche das Gebiet des Maschinenwesens umfaßt, zerfällt zunächst in drei bestimmt geschiedene Abtheilungen: Vordermaschinen (Kraft aufnehmende Maschinen, Kraftmaschinen oder Motoren), als: Wasser- und Windräder, Dampfmaschinen, Treträder für Menschen und Thiere, Göpel u. s. w.; Zwischenmaschinen (Kraft fortpflanzende Maschinen), wie Räderwerke und die mannichfaltigen andern Mechanismen zur Übertragung und Modification der von Motoren eingepflanzten Bewegungen; Hintermaschinen (Kraft ausübende Maschinen, Arbeitsmaschinen), welche die von einer Vordermaschine ausgegangene, durch Zwischenmaschinen nach Bedürfniß abgeänderte Bewegung direct zur Erreichung eines bestimmten mechanischen Erfolgs wirksam machen. Die Hintermaschinen im Besondern dienen wieder: a) zum Messen und Zählen: alle Arten von Uhren, Zählapparate, Rechenmaschinen, Wegemesser, Meßmaschinen für gewebte Stoffe und dgl.; b) zum Eintheilen und Zeichnen: Kreis- und Linien-Theilmaschinen, Linir- und Zeichnenmaschinen; c) zur Ortsveränderung: Fuhrwerke, Krahne, Rammen, Pumpen und andere Wasserhebmaschinen, Luftpumpen, Gebläse; d) zur Bewirkung einer Formänderung der Körper, theils durch Druck oder Stoß (wie die Hammer- und Walzwerke), theils durch totale Zerkleinerung (Mahl- und Stampfmühlen, Reibmaschinen u. s. w.), oder mindestens durch Wegnehmen einzelner Theile von Körpern (z. B. Schneide-, Loch-, Bohrmaschinen, Schleifwerke, Drehbänke), theils endlich durch Zusammenfügung und Verbindung getrennter Bestandtheile (Nietmaschinen u. s. w.).

Die letztere, mit d bezeichnete Abtheilung, aus deren Hauptgattung soeben einige Beispiele nur in der Absicht genannt sind, um die Begriffe im Allgemeinen zu erläutern und fester zu stellen, enthält den ganzen Reichthum der eigentlichen Fabrikations- oder Fabrikmaschinen, mit denen unsere Abhandlung ausschließlich sich beschäftigen wird. Man unterscheidet dieselben nach einem allerdings nicht durchweg stichhaltigen Eintheilungsgrunde in Werkzeugmaschinen, welche zur Verrichtung gewisser allgemeiner Arbeiten an die Stelle der sonst gebräuchlichen Handwerkzeuge getreten sind, somit zur Herstellung höchst mannichfaltiger Gegenstände dienen können (z. B. Drehbänke, Hobel- und Bohrmaschinen), und in Fabrikationsmaschinen im engern Sinne, deren Bau und Wirkungsweise auf die Hervorbringung eines bestimmten Products speciell berechnet ist (z. B. Stecknadelmaschinen, Münzmaschinen, Spinn- und Webemaschinen, Papiermaschinen).

Eine Darstellung der neuern Fortschritte des Maschinenwesens würde, selbst auf diese Classe der Maschinen beschränkt, noch immer einen bedeutenden Umfang erfodern, falls man darauf ausgehen wollte, sie mit aller Vollständigkeit zu geben. Dies kann darum hier nicht die Absicht sein; aber die wichtigsten Gruppen solcher Maschinen sollen in gedrängtem Überblicke bezeichnet und soweit erörtert werden, als hierfür ein Interesse bei Lesern aus dem Kreise der Nichttechniker vorauszusetzen ist. Fassen wir nun hier zuvörderst die Maschinen zur Metallverarbeitung ins Auge.

Gießmaschinen.

Die einfache Aufgabe, ein geschmolzenes Metall in einen Hohlkörper (eine Form) einzuschütten, damit es dessen Höhlung ausfülle, die Gestalt derselben annehme und nach dem Erhärten selbständig bewahre, scheint sich wenig zur Benutzung von Maschinen zu eignen, ist auch in der That von jeher (wenn man nicht etwa das Aufheben schwerer, mit großen Metallmassen gefüllter Gußgefäße als Ausnahme betrachten will) nur durch Handarbeit gelöst worden bis auf die neueste Zeit, wo für eine

einzelne bestimmte Fabrikation, den Guß der Buchdruckerschriften, Gießmaschinen sich praktische Geltung verschafft haben. Die Versuche, verschiedene andere Gußgegenstände mittels Maschinen hervorzubringen, reichen zum Theil bis in die letzte Periode des 18. Jahrhunderts zurück, haben aber keinen genügenden Erfolg gehabt. In England erfand Bramach im Jahre 1797 eine Maschine zum Gießen bleierner Röhren, wobei das flüssige Metall durch eine Druckpumpe in die Form getrieben wurde; in Frankreich Devillers 1808 eine ähnliche, welche aus Blei Röhren oder Platten von beliebiger Länge darstellen sollte. Für eine Röhrengießmaschine nach anderm Principe wurde Gethen in England noch 1825 patentirt, nachdem schon das weit praktischere, weiter unten zur Sprache kommende Verfahren, die Röhren zu pressen, entdeckt worden war. Eine besondere Classe der Gießmaschinen bilden diejenigen, welche auf Benutzung der Centrifugalkraft beruhen. Es ist eine alltägliche Beobachtung, daß in einer mit Wasser gefüllten tiefen Schale, welche ein wenig rasch im Kreise geschwenkt wird, die Flüssigkeit, während ihre Oberfläche in der Mitte einsinkt, sich ringsum an der Wand erhebt. In höherm Grade und regelmäßiger zeigt sich die Erscheinung, wenn man ein solches cylindrisches Gefäß auf eine Vorrichtung stellt, mittels welcher es sehr schnell um seine Achse gedreht wird: dies ist eines von den Experimenten, welche man gewöhnlich mit der in physikalischen Cabineten vorkommenden Schwungmaschine anstellt, um die Wirkungen der Centrifugal- oder Fliehkraft zu zeigen. Denkt man sich statt des Wassers ein geschmolzenes Metall, welches nach dem Aufsteigen an den Gefäßwänden in Berührung mit denselben abkühlt und erstarrt, so leuchtet ein, daß auf solche Weise ein metallenes Gefäß entstehen muß. Auf gleiche Art könnten Röhren gebildet werden, und es erscheint als nicht unmöglich, sogar Eisen und andere strengflüssige Metalle dergestalt zu verarbeiten. Eine von Eckhardt nach diesem Principe entworfene Gießmaschine wurde 1811 bekannt; allein die praktischen Schwierigkeiten, welche sich der Erlangung fehlerfreier Gußstücke von regelmäßiger Wandstärke dabei entgegenstellen, sowie die geringen, meist sogar nur eingebildeten Vorzüge des Verfahrens vor der gewöhnlichen Gießerei haben wol hauptsächlich verursacht, daß die Sache wieder in Vergessenheit gerieth, bis sie im Jahre 1849 in England von Schanks wieder aufgenommen und zum Gegenstande eines Erfindungspatents gemacht wurde. Allem Anscheine nach wird jedoch auch hierdurch nichts für die Technik Ersprießliches zu Stande gebracht werden.

Das Gießen der Buchdruckerlettern, früher und bis in die neueste Zeit reine Handarbeit, indem man das mit einem Löffelchen aus der Schmelzpfanne geschöpfte Metall in die gleichfalls mit der Hand gehaltene Form (das Gießinstrument) einschüttete, wird gegenwärtig, wenigstens zum Theil, mittels mechanischer Vorrichtungen ausgeführt. Theils wird nämlich (ohne im Baue oder in der Handhabung des Gießinstruments etwas zu ändern) das Metall mittels einer kleinen in der Schmelzpfanne stehenden, durch einen Handhebel bewegten Druckpumpe eingespritzt; theils geht man noch einen wesentlichen Schritt weiter, nimmt auch das Gießinstrument den Händen des Arbeiters ab, läßt dessen Öffnung und Schließung, Annäherung an das Mundstück der Pumpe und Zurückziehung von demselben, endlich das Herauswerfen des gegossenen Stücks, nebst dem Pumpen in rascher, zweckentsprechender Aufeinanderfolge durch den Mechanismus erreichen, sodaß die ganze Bedienung auf Drehung einer Schwungradkurbel, Beaufsichtigung der Arbeit, Speisung der Pfanne mit Metall und Heizung des Ofens sich beschränkt. Es kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, daß diese ungemein künstlichen Gießmaschinen aus der vorher erwähnten einfachen Gießpumpe hervorgegangen seien; vielmehr scheint das Umgekehrte insofern stattgefunden zu haben, als man anfangs gleich nach dem Ziele strebte, sämmtliche Arbeit von der Maschine ausführen zu lassen, später wegen der auf diesem Wege angetroffenen Schwierigkeiten aber auf die Handpumpe zurückkam, bis sich aus dieser die neuere Gießmaschine entwickelte. So wenigstens stellt sich der Gang der Erfindung bei Nebeneinanderhaltung der spärlichen darüber aufzufindender Nachrichten dar. Die frühesten mit Sicherheit bekannten Versuche, eigentliche L

terngießmaschinen zu construiren, mögen in England, und zwar um 1820, stattgefunden haben. Wenigstens wurde dort 1823 eine solche von Church erfundene Maschine bekannt, von welcher eine ganze Reihe Lettern auf ein mal gegossen werden sollte, und in demselben Jahre erhielt eine andere von Henfroy und Applegath ein Patent, deren Gießform für eine einzige Letter eingeführt war. Wer die Handgießpumpe zuerst zur Ausführung gebracht, ist schon jetzt nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen, ungeachtet, wenigstens in Deutschland, diese Pumpen nur seit ungefähr 10 Jahren in Anwendung sind. Diese neuern Gießmaschinen stammen anerkanntermaßen aus Nordamerika, wo ein Schotte, Namens Stuart, sich mit der Erfindung beschäftigte, ohne sie jedoch zur Vollkommenheit zu bringen; selbst als er sich damit nach England und Frankreich gewendet hatte, soll seine Maschine noch Mängel gezeigt haben. Wann und von wem sie außerhalb Deutschlands weiter verbessert worden, erhellt aus den vorliegenden Daten nicht. Dagegen ist gewiß, daß Deutsche einen höchst wesentlichen Theil an der Vollendung und Ausbreitung dieser Erfindung haben. Im Jahre 1844 baute Hänel in Berlin eine Gießmaschine eigenthümlicher Construction, von welcher bezeugt wird, daß sie die erste auf dem europäischen Continente gewesen sei. Nach diesem trat seit 1845 die Brockhaus'sche Officin zu Leipzig mit einer selbständigen Maschine auf, die später so bedeutend verbessert wurde, daß sie jetzt des allgemeinsten Rufs genießt. Spätere Gießmaschinen sind von Archimowitz in Trier, Löser in Wien und Leonhard in Berlin. Eine Vorrichtung, vermittelst welcher die Maschine selbst die Zahl der gegossenen Stücke anzeigt, erfand Pfnor in Darmstadt 1849. Eine Brockhaus'sche Gießmaschine gießt bei ungestörtem Gange in einem Tage 12—15000 Stück Lettern, je nach deren Größe, während bei der Handgießerei ein Arbeiter höchstens 4000 Stück in einem Tage zu Stande bringt.

Clichirmaschinen.

Mit den Gießmaschinen verwandt und von nicht geringerer Wichtigkeit für die Typographie sind die Clichirmaschinen. Unter Clichiren oder Abklatschen verstand man ursprünglich das Verfahren, Holzschnitte durch Abschlagen mit der Hand in Metall zu vervielfältigen, um die Copien zum Drucken von Vignetten, Einfassungen und dgl. zu gebrauchen. Wird nämlich geschmolzenes Blei oder Schriftzeug in einer dünnen Schicht ausgebreitet, und der geschnittene Holzstock in dem Augenblicke, wo das Metall dem Erstarren nahe ist, mit einem raschen und kräftigen Schlage darin abgedruckt, so entsteht eine Form (Matrize), mit welcher man durch das nämliche Verfahren eine dem Holzschnitte an Beschaffenheit gleiche Copie herstellen kann. Messing- und Stahlschnitte werden zur Gewinnung der Matrize in Blei, Schriftzeug oder Kupfer kalt abgeprägt; kupferne Matrizen sind aber auch sehr leicht, und über Originalen der verschiedensten Art, auf dem Wege der Galvanoplastik zu verfertigen. Ungeachtet das Clichiren neuerlich durch die ausgebreitetere Anwendung des Abgießens (Stereotypirens) und der Galvanoplastik bedeutend an Wichtigkeit verloren hat, findet es doch noch in gewissem Maße Anwendung. Zur Sicherung seines Erfolgs hat man in Frankreich, der eigentlichen Heimat des Verfahrens, schon einige Jahre vor 1800 Clichirmaschinen erfunden, welche das Einschlagen der Matrize in das erstarrende Metall durch den Fall eines schweren Eisenkörpers bewirkten. Der Engländer Applegath modificirte 1818 die Construction dahin, daß er den Schlag durch ein paar starkgespannte Federn ausüben ließ. Auch sehr große Druckbuchstaben stellt man durch Clichiren dar, weil das Gießen derselben in der für kleinere Schriften üblichen Weise Schwierigkeiten hat. Weil aber die eben erklärte Art des Clichirens nur ein ziemlich dünnes Metallplättchen liefert, so ist man genöthigt, dieses auf ein Holzklötzchen zu nageln oder nachträglich noch Metall aufzugießen, um einen Körper von der üblichen Schrifthöhe zu bilden. Vortheilhafter ist deshalb die Methode, das Clichiren so abzuändern, daß gleich in derselben Operation der gesammte Metallkörper dargestellt wird. Man gießt zu diesem Behufe die nöthige Menge Metall in eine eigenthümlich gebaute Form, und comprimirt es darin im

flüssigen Zustande durch den Schlag eines mit gehöriger Kraft darauf fallenden Stempels, wobei es genöthigt ist, den Abdruck der Matrize mit aller möglichen Schärfe wiederzugeben. Eine Clichirmaschine solcher Art erfand zuerst Didot in Paris 1805; in Deutschland sind dergleichen von Pfnor zu Darmstadt (1836 oder etwas früher) und später von Lehmann und Mohr zu Berlin mit theilweise abweichender Einrichtung gebaut worden. Nach demselben Principe wollte Didot auch einen Apparat zum Gießen kleinerer Buchdruckerlettern (200 Stück auf ein mal) herstellen, der von Pouchee 1823 nach England gebracht wurde, aber keinen genügenden Erfolg gehabt zu haben scheint.

Schmiedemaschinen.

Daß zum Schmieden großer Gegenstände, sowie zur Beschleunigung dieser Arbeit auch bei kleinern Eisenwaaren u. s. w. die Anwendung eines durch Elementarkraft getriebenen Hammers ungemein vortheilhaft, oft ganz unentbehrlich sei, ist eine Bemerkung, welche man bald nach dem Entstehen des Schmiedehandwerks machen mußte. So entstanden die Hammerwerke, deren Ursprung sehr alt ist, aber nicht genauer nachgewiesen werden kann. Ihre Einrichtung war ursprünglich diejenige, welche sich fast von selbst ergibt, wenn man einen großen, mit langem hölzernen Stiele versehenen Hammer in ein Gestell legt, worin der Stiel oder sogenannte Helm um einen Punkt seiner Länge dergestalt sich drehen kann, daß ein Aufheben und Niederfallen des Hammers möglich wird. Die Hebung wird durch Däumlinge einer horizontalen in Umdrehung gesetzten Welle bewirkt, der hierauf erfolgende Fall vermöge der Schwerkraft des Hammers. Die Welldäumlinge fassen den Hammerhelm entweder vorderhalb des Hammers (Stirnhämmer), oder zwischen Hammer und Drehpunkt (Aufwerfer), oder endlich hinterhalb des Drehpunkts (Schwanzhämmer). In späterer Zeit, die jedoch nicht zu bestimmen, führte man die sehr wesentliche Verbesserung ein, den Fall oder Schlag des Hammers durch Mitwirkung eines elastischen Körpers zu beschleunigen und kräftiger zu machen. So blieben die Hammerwerke im Wesentlichen bis auf die neueste Zeit, nur daß man die Form und den Bau einzelner Theile vervollkommnete, die Gestelle und Helme aus Eisen machte, zum Theil sehr schwere Hämmer (bis zu 100 Centner Gewicht) anwendete, und sie nicht mehr allein durch Wasser, sondern vielfältig auch durch Dampfmaschinen betreiben ließ. Je mehr aber die Fabrikation und Verarbeitung des Eisens fortschritt, je mehr es namentlich darauf ankam, ungeheure Quantitäten zu billigen Preisen, daher in möglichst kurzer Zeit darzustellen und Gegenstände von vormals unerhörter Größe daraus zu schmieden: desto fühlbarer mußten die in der Natur der gewöhnlichen Hammerwerke begründeten Unvollkommenheiten werden. Die mechanische Wirkung eines Hammers kann gesteigert werden durch Vermehrung seines Gewichts und durch Vergrößerung seiner Hub- oder Fallhöhe. Aus mehren Gründen aber ist, solange man den Hammer an einem als Hebel wirkenden Stiele anbringt, in beiden Hinsichten eine gewisse Grenze nicht zu überschreiten, sodaß z. B. ein Hammer von 100 Centnern Gewicht (einschließlich seines eisernen Helms) schon sehr kolossal und selten, und eine Hebung auf 2½ Fuß als das Äußerste angesehen werden darf. Mit einem Hammer von bestimmtem Gewichte ist nach Verschiedenheit des Arbeitszwecks bald eine größere, bald eine geringere Fallhöhe wünschenswerth; die mittels einer Däumlingswelle bewegten Hämmer gestatten aber eine derartige Veränderung nicht. Die Geschwindigkeit, mit welcher im Augenblicke des Schlags der Hammer auf dem unter ihm befindlichen glühenden Eisen ankommt, hängt bei der gewöhnlichen Einrichtung gänzlich von der Fallhöhe ab, und ist daher ebenfalls keiner willkürlichen Abänderung fähig. Ja bei Bearbeitung eines dickern Eisenstücks, welches den Fallraum des Hammers beschränkt, tritt eine entsprechende Verminderung der wirksamen Fallhöhe ein, während gerade alsdann eine vergrößerte Fallhöhe, um den ausgeübten Schlag zu verstärken, am erwünschtesten sein würde. Endlich ergibt sich ein natürlicher Übelstand bei der um einen Drehpunkt stattfindenden, also im

Bogen erfolgenden Bewegung darin, daß die Schlagfläche (Bahn) des Hammers nur in einer einzigen Stellung desselben parallel zur Ambosfläche ist. Bearbeitet man also zu verschiedenen Zeiten Gegenstände von ungleicher Dicke, so kommt der Hammer in größerer oder geringerer Entfernung über dem Ambos zur Ruhe, wonach dessen Bahn in einer mehr oder minder schiefen, dem Zwecke unvollkommen entsprechenden Richtung aufschlägt. Ein Theil der soeben aufgezählten Mängel würde schon gehoben sein, wenn man den Hammer, unter Beibehaltung seiner Hebung durch eine Däumlingswelle, nicht an einem drehbaren Stiele anbrächte, sondern vermittelst geeigneter Leitungen senkrecht auf- und niedergehen ließe. Dies hat z. B. Cochot in Paris 1836 versucht; aber sein Hammerwerk wurde durch die bald nachher in Anwendung gekommenen Dampfhämmer mit Vortheil ersetzt, demnach völlig überflüssig gemacht.

Unter der Benennung „Dampfhammer" im üblichen Sinne begreift man nicht alle durch Dampfkraft in Betrieb gesetzten Hammerwerke, sondern nur diejenigen, bei welchen der zwischen geraden Leitungen vertical auf- und niedergehende Hammer mit der Kolbenstange eines Dampfcylinders unmittelbar ohne Zwischenmaschine in Verbindung steht, also durch directe Dampfwirkung gehoben wird. Man zieht diese Anordnung deshalb der Regel nach vor, weil sie nicht nur die einfachste ist, sondern zugleich im ganzen Umfange jene Vorzüge gewährt, welche zur Beseitigung aller oben gerügten Mängel der Stielhämmer erfoderlich sind. Schon im Jahre 1806 ließ sich der Engländer Deverell für einen Dampfhammer patentiren; allein diese Erfindung ist gänzlich verschollen und ebenso wenig zur praktischen Ausführung gediehen, wie gleichartige Entwürfe von Cavé in Paris (1833) und Schneider zu Creuzot (1841). Die jetzt gebräuchlichen Dampfhämmer sind neuern Ursprungs, indem der erste von Nasmyth 1842 construirt wurde, welchem zahlreiche Nachbildungen, zum Theil mit einigen Abänderungen, in England und Frankreich folgten; auch in Deutschland verbreitet sich diese Art Hämmer zusehends. An dem Hammer (einem schweren Gußeisenklotze) ist oben eine senkrecht sich erhebende Stange angebracht, deren Fortsetzung am obersten Ende den Dampfkolben trägt. Letzterer ist in einem aufrechtstehenden Cylinder verschiebbar, durch dessen untern Boden die Stange dampfdicht aus- und eingeschoben werden kann. Wird nun Dampf in den Cylinder unterhalb des Kolbens eingeleitet, so erfolgt die Hebung des Kolbens, innerhalb der Grenze der Cylinderlänge, bis zu beliebiger Höhe, nämlich bis zu dem Augenblicke, wo man den Dampfzufluß absperrt. In demselben Augenblicke öffnet sich aber dem Dampfe ein Ausgang in die Atmosphäre, und der Hammer fällt vermöge seiner Schwere herab. Kann der Dampf mit derjenigen Geschwindigkeit entweichen, welche dem ungehinderten Falle des Hammers entspricht, so findet der Schlag gegen das unten auf dem Ambos liegende glühende Eisen mit der vollen Kraft des freifallenden Klotzes statt; erschwert man dagegen durch geringere Öffnung des Austrittswegs das Fortströmen des Dampfs mehr oder weniger, so gleitet der Hammer mit entsprechend verminderter Geschwindigkeit nieder: man kann demnach den Schlag in jedem beliebigen Grade mäßigen, ja sogar, indem man den Dampfabfluß gänzlich hemmt, den Hammer plötzlich in seinem Falle aufhalten. Wie vollkommen man alles Dies in seiner Macht hat, zeigt das interessante Experiment, daß man mit einem 4000 Pfund schweren Dampfhammer Nüsse auf dem Ambos aufgeknackt hat, ohne deren Kern im mindesten zu zerquetschen. Die Regulirung der Dampfzulassung und Dampfabführung geschieht mittels der sogenannten Steuerung, einer Hebelvorrichtung, welche gewöhnlich von Arbeiterhand geleitet wird; doch gibt es auch selbstthätige Dampfhämmer, d. h. solche, deren Steuerung durch den Dampf selbst in Wirkung gesetzt wird, freilich unter theilweiser Verzichtleistung auf die willkürliche Gebrauchsweise des Hammers.

Die außerordentlichen Vorzüge des Dampfhammers (den man auch Vertical- oder Fallhammer nennt) gegenüber den Hammerwerken alter Art sind, wie schon erwähnt, in der Entfernung aller derjenigen Unvollkommenheiten gegründet, welche diesen principmäßig anhängen. Daher gebraucht man Dampfhämmer sowol zu ganz

großer als zu kleinerer Arbeit, und construirt sie deshalb in sehr verschiedenem Maßstabe, von 100 bis zu 12000 Pfund Gewicht, mit 1—6 Fuß größter (nach Bedürfniß zu beschränkender) Fallhöhe, und 50—200 Schlägen in 1 Minute. Je schwerer der Hammer ist, auf desto größere Fallhöhe richtet man ihn ein, desto langsamer folgen aber die Schläge desselben aufeinander. Ein Hammer von 500 Pfund erfodert 4 Pferdekraft, einer von 8000 Pfund 35 Pferdekraft zum Betriebe.

Kleine Verticalhämmer werden zuweilen ohne die indirecte Dampfwirkung mittels eines Mechanismus betrieben, der aus Hebeln und Frictionsrollen besteht. Man erspart hiermit den besondern Dampfcylinder und kann den Hammer an eine Dampfmaschine hängen, welche außerdem schon andere Werke zu treiben hat. Meist wird dies aber nicht mit Vortheil geschehen können, da die intermittirende Belastung, welche durch den Gang des Hammers entsteht, den gleichmäßigen Betrieb der übrigen Maschinerien stört. Ein solches Hammerwerk hat Forrester in Liverpool kurz vor oder nach 1842 erfunden.

In Fällen, wo die Aufgabe des Schmiedens die ist, Gegenstände von runder oder anderer zwischen Hammer und Ambos direct nicht darzustellender Gestalt hervorzubringen, bedient man sich verstählter Formen, sogenannter Gesenke, welche nebst dem zwischen ihnen liegenden Eisen den Hammerschlägen ausgesetzt werden. Sind dergleichen Gegenstände klein, so muß ein besonderes Bestreben dahin gerichtet sein, die Schläge möglichst rasch aufeinander folgen zu lassen, damit die Hitze des bald abkühlenden Eisens auf das beste benutzt wird. Eine sehr große Kraft des einzelnen Schlags ist dagegen alsdann weniger wichtig, würde vielmehr oft nachtheilig sein: man kann folglich mit Vortheil an die Stelle des Hammerwerks eine mechanische Vorrichtung setzen, welche mit kleinen aber schnell wiederholten Stößen wirkt. Auf diesem Principe beruht eine der glücklichsten Erfindungen der in Rede stehenden Kategorie, nämlich die Schmiedemaschine, welche in England von Ryder 1841 zu Stande gebracht und sogleich nachher von Debergue in Frankreich eingeführt wurde. Ihre Einrichtung und Wirkungsweise ist von jener der Hammerwerke gänzlich verschieden. Die Obertheile mehrer Gesenke finden sich am untern Ende ebenso vieler aufrechten Eisenstangen befestigt, welche in Senkrechtführungen auf und nieder beweglich sind, und von excentrischen Scheiben einer oben über den Stangen liegenden horizontalen Welle niedergedrückt, augenblicklich aber von Federn wieder gehoben werden. Die Untertheile der Gesenke werden von starken Federn getragen, damit sie nöthigenfalls ein wenig dem Drucke nachgeben können und keine Beschädigung der Maschine bei etwaigem unerwartet großem Widerstande erfolgt. Die Welle mit den excentrischen Scheiben macht 200 und mehr Umdrehungen in einer Minute, ebenso viel drückende oder mäßig stoßende Bewegungen also jedes Obergesenk gegen das im zugehörigen Untergesenke liegende Eisen. Die ganze Maschine nimmt einen sehr kleinen Raum (z. B. von 3 Fuß Länge, 1½ Fuß Breite und 5 Fuß Höhe) ein, wenn sie mit vier bis sechs Paar Gesenken arbeitet, und gewährt ausgezeichnet schöne Leistungen mit bedeutendem Zeitgewinn.

Bei der Umwandelung des Roheisens in Schmiedeeisen durch den sogenannten Frischproceß erhält man direct aus dem Frischofen (Puddelofen) Eisenklumpen, Luppen, von 25—300 Pfund Gewicht, lockerer Beschaffenheit, sehr unvollkommenem Zusammenhange, und durchzogen mit einer beträchtlichen Masse eingemengter flüssiger Schlacke. Letztere muß so schnell und kräftig als möglich herausgepreßt werden, und dieselbe Operation, wodurch dies geschieht (das Zängen der Luppen genannt), muß zugleich die Eisentheilchen aneinander schweißen, um dem Ganzen Gleichartigkeit und Dichtigkeit zu verleihen. Ein Hammerwerk mit sehr schwerem und nicht sehr hoch gehobenem Hammer, dessen man sich früherhin allgemein dazu bediente, erfüllt den Zweck nur unvollkommen, wenigstens mit nicht unbeträchtlichem Zeitverluste, weil der [illegible] Hammers nur in einer einzigen Richtung auf den Eisenklumpen wirkt, [illegible]ch allen andern Richtungen ein Ausweichen des Eisens gestattet, auch eigentlich die beabsichtigte knetende Thätigkeit ausübt, welche nur durch

Druck erzeugt werden kann. Man gebrauchte daher in neuerer Zeit zum Theil Walzwerke, die aber alsdann erst eintreten können, wenn die Luppe bereits unter dem Hammer zur Gestalt eines dicken kurzen Stabs ausgebildet ist, also kein vollkommener Ersatz des Hammers sind. Geeigneter hat man es gefunden, das Zängen durch andere nur mittels Druck (ohne Stoß oder Schlag) wirkende Preß- oder Quetschwerke verrichten zu lassen, die zuerst in England angewendet und nach zwei verschiedenen Principien gebaut wurden. Die eine Art, welche 1840 in England schon gebräuchlich war, nachher von Mehren, z. B. in Belgien von Güillemin 1844, in Frankreich von Cavé 1847, Verbesserungen erhielt, bietet als Hauptbestandtheil einen kolossalen von Dampfkraft bewegten Hebel dar, welcher, nach Art eines ungleicharmigen Wagebalkens auf- und niedergehend, unter seinem kürzern Arme mit ungeheuerm Druck die Eisenmasse auf dem Ambos knetet. Die andere, von dem Schottländer Burden 1843 erfunden, bewirkt das Kneten mit rollender Bewegung der Luppe zwischen einem stehenden eisernen Cylinder und einem diesen letztern umgebenden starken Gehäuse. Dabei ist der Cylinder nicht in der Mitte des Gehäuses, sondern excentrisch angebracht, und indem die Luppe da eingebracht wird, wo der Zwischenraum am weitesten, muß sie sich vermöge der Umdrehung des Cylinders durch den sich allmälig verengernden Raum fortrollen, wird dabei comprimirt, in die Länge gestreckt, und tritt, nachdem sie etwa drei Viertel eines Kreises durchlaufen hat, bei der kleinern Öffnung des Zwischenraums wieder heraus.

Walzwerke.

Der Wirkungsweise eines jeden Hammerwerks hängen gewisse aus der Natur der Sache folgende Eigenthümlichkeiten an, welche theils den ökonomischen Effect vermindern, theils für viele Zwecke die Vollkommenheit der Leistung beeinträchtigen, theils endlich ihre Anwendbarkeit bedeutend einschränken. In der zuerst genannten Beziehung ist nämlich offenbar, daß ein außerordentlicher Zeitverlust entsteht, indem der Hammer vor jedem von ihm auszuübenden Schlage gehoben werden, und während des Schlags erst durch einen gewissen Raum fallend sich bewegen muß, sodaß als direct genutzte Zeit nur der Augenblick des Aufschlagens selbst, alles Übrige als Vorbereitung dazu erscheint. In der zweiten Hinsicht hat man zu erwägen, daß wegen der praktischen Unmöglichkeit die Stärke der Hammerstreiche sowie ihre Austheilung und Anordnung auf dem bearbeiteten Metallstücke genau entsprechend zu reguliren, desgleichen, wegen der von dem Hammer zurückgelassenen Eindrücke, eine völlig regelmäßige Gestalt und eine glatte Oberfläche der geschmiedeten Gegenstände nicht erreicht werden kann. Der dritte oben erwähnte Punkt, beschränkte Anwendbarkeit des Hammers, offenbart sich in allen Fällen, wo es sich um Ausarbeitung von künstlichern Gestalten oder mit abwechselnden kleinen Erhöhungen und Vertiefungen versehenen Oberflächen handelt. Wenn hier in gewissen Fällen der Handhammer, dessen mannichfach zu modificirende Führung von dem Belieben des Arbeiters abhängt, noch ausreicht, wo der Maschinenhammer (das Hammerwerk) schon längst seine Dienste versagt, so sind doch bei ungemein zahlreichen Gelegenheiten beide in gleichem Maße unbrauchbar. Man nimmt dann wol zu Formen oder Gesenken seine Zuflucht, deren wir hier schon gedacht haben, und gebraucht, um in denselben das Arbeitsstück zu bilden, den Hammer als stoßausübendes Mittel, nicht als direct gestaltendes Werkzeug; aber auch in dieser Tagelöhnerrolle klebt ihm seine principmäßige Unvollkommenheit an, indem er das Geschäft langsam fördert.

Es konnte alles Dies schon in sehr früher Zeit der Aufmerksamkeit nicht entgehen, aber man mußte es sich so lange gefallen lassen, als nicht ein besseres Mittel zur Bearbeitung der Metalle erfunden war. Die Aufgabe, ein mechanisches Princip zu entdecken, bei dessen Anwendung, der Ausübung großer Kraft unbeschadet, thunlichst jeder Zeitverlust vermieden wurde und Regelmäßigkeit der erzeugten Gestalten, Bildung glatter Oberflächen, nöthigenfalls auch Hervorbringung verzierter Gegenstände erreichbar wäre, ist durch die Walzwerke gelöst. In seiner einfachste-

Construction besteht ein Walzwerk aus zwei harten metallenen (meist gußeisernen, zuweilen stählernen) Cylindern, welche in einem Gestelle, einer über dem andern, gelagert sind und nach entgegengesetzten Richtungen umgedreht werden. Vermöge dieser Bewegung fassen die Cylinder das ihnen dargebotene Metall, ziehen es zwischen sich hinein, geben ihm durch Druck die ihrer eigenen Gestalt und gegenseitigen Stellung entsprechende Form, und lassen es so verändert wieder austreten. Es kommen also successive alle Punkte der Walzenumfänge zur Wirkung, und da nach dem letzten Punkte sogleich der erste wieder eintritt, entsteht so lange, als das Metall sich zwischen den Cylindern befindet, keine Pause in der Bearbeitung desselben. Ist nun zugleich genügende Betriebskraft vorhanden und die Maschinerie durch ihre Stärke dem Widerstande gewachsen, so wird eine Geschwindigkeit der Walzen erreichbar, gegen welche die Arbeit eines Hammerwerks keinen Vergleich aushält. Von der richtigen Ausarbeitung der Walzen und ihrer Glätte hängt die regelmäßige Gestalt und die glatte Oberfläche der auf solche Weise dargestellten Metallgegenstände allein ab, wonach auch in dieser Beziehung alle Foderungen befriedigt und die Leistungen des Hammers weit übertroffen werden. Endlich hat man es in seiner Macht, die Walzen mit größern oder kleinern und beliebig gestalteten Vertiefungen oder Erhöhungen (bis zu den zartesten Zeichnungen herab) zu versehen, welche sich dem durchgehenden Metalle in vollkommenster Weise aufprägen, sodaß rücksichtlich der Form und Oberflächenbeschaffenheit des gewalzten Metalls auch Leistungen erzielt werden können, wozu in jenen der Hammerarbeit nichts Analoges sich findet.

Bei solcher Lage der Sache ist es natürlich, daß die Industrie sich der Walzwerke in großer Ausdehnung bemächtigt hat, und hierin gehören die Fortschritte größtentheils der neuen und neuesten Zeit an. Zwar sind kleine mittels Menschenhand bewegte Walzwerke zum Plätten des Drahts und dgl. schon vor mindestens drei Jahrhunderten in Gebrauch gekommen; aber den Bau großer und durch Elementarkraft betriebener Maschinen dieser Art unternahm man erst später. Der Zeitpunkt des Ursprungs der Blechwalzwerke läßt sich freilich nicht genau angeben; aus Vergleichung der vorhandenen dürftigen Nachrichten möchte aber mit ziemlicher Gewißheit hervorgehen, daß die Fabrikation des Eisenblechs mittels Walzen in England nicht oder nicht viel vor der Mitte des 18. Jahrhunderts aufkam. Bleiplatten hat man vielleicht etwas früher gewalzt. Lange dauerte es, bis die treffliche Erfindung des Blechwalzens, welche an die Stelle des Blechschlagens unter Hammerwerken trat, eine gänzliche Revolution dieses Industriezweigs bewirkte, und die Schönheit wie die Güte des Fabrikats außerordentlich erhöhte, allgemeinere Verbreitung fand. Beleg dazu ist, daß z. B. in den östreichisch-deutschen Provinzen das erste gewalzte Messingblech 1791 von einem Engländer fabricirt wurde; Eisenblechwalzen vor 1820 fast gar nicht vorhanden waren. Außerordentliche Leistungen rücksichtlich großer Breite und Länge der Blechtafeln (wozu öfters Walzen von sechs bis acht Fuß Länge angewendet werden) sind in neuester Zeit mehrfach vorgekommen. Zur Fabrikation des Blechs haben die Walzen die Gestalt schlichter, genau abgedrehter und abgeschliffener Cylinder. Versieht man solche Cylinder mit rings herum gehenden in sich selbst zurückkehrenden Furchen von geeigneter Gestalt, so zwar, daß jede Furche der einen Walze einer solchen der andern Walze gegenübersteht, so können Stäbe von beliebiger Querschnittsform gewalzt werden; die Maschine heißt nun Stabwalzwerk. Dieselbe eignet sich zur Verfertigung der Eisen- und Stahlstäbe weit vorzüglicher als das ehemals dazu angewendete Hammerwerk, indem das Product der Walzen weit regelmäßigere und vollkommener ausgebildete Formen wie auch glattere Oberflächen als das Hammereisen darbietet. Dabei geht die Arbeit so schnell von statten, daß ein einen Zoll dicker, zwei Fuß langer Quadrateisenstab nicht völlig eine Minute bedarf, um mittels neunmaligen Durchgangs zwischen den Walzen auf 32 Fuß Länge gestreckt und auf drei Linien Stärke verdünnt zu werden. In England, von wo auch die Stabwalzwerke ausgingen, bestanden die Walzwerke im Jahre 1765 noch nicht; wenigstens findet man in technischen Reiseschriftstellern aus jener Zeit ihrer mit

keinem Worte gedacht, und Alles deutet auf einen viel spätern (etwa um das Jahr 1800 fallenden) Ursprung. In Deutschland wurden dergleichen Maschinen zwischen 1815 und 1820 eingeführt, in Frankreich schon 1806; gegenwärtig haben sie allgemein die Stelle der Stabhammerwerke eingenommen.

Durch verschiedene Modificationen des Walzwerks hat man dasselbe, hauptsächlich in England, für mancherlei besondere Zwecke anwendbar zu machen gewußt. Der Engländer Thompson erfand 1822 das Walzwerk zur Verfertigung der keilförmig dünn auslaufenden Wagenfedern. Die Walzwerke zur Fabrikation der jetzt gebräuchlichen Arten von Eisenbahnschienen nahmen ihr Entstehen mit Einführung dieser Schienen selbst ungefähr seit 1830. Eine Walzmaschine zur Darstellung vier- oder sechseckiger Schraubenmuttern brachten Stocker und Downing 1836 zu Stande, eine andere zu demselben Behufe Griffith und Evers 1837; eine solche zum Auswalzen der Geländer- und Gitterstäbe mit wechselweise dickern und dünnern Stellen Boutevillain in Paris 1838. Endlich gehören hierher die Walzwerke von Daelen in Aachen (1847) zum Walzen der Kettenglieder für Hängebrücken, von Clay (1848) zu Stäben mit pyramidal sich verjüngender Dicke, von Forsyth (ebenfalls 1848) zur Darstellung eiserner Eisenbahnwagenräder.

Unter den mannichfaltigen nützlichen Anwendungen, welche man neuerlich von Walzwerken zu machen versteht, sei schließlich hier noch die zum Krummbiegen von Blechtafeln erwähnt. In den englischen Plattirwaarenfabriken bediente man sich schon vor mehr als 40 Jahren einer aus drei glatten Walzen zusammengestellten Maschine, um flache Tafeln zur Gestalt cylindrischer Gefäße, Röhren und dgl. viel schneller und genauer zu biegen, als dies mittels des Hammers geschehen kann. Im Jahre 1815 wurde diese Vorrichtung durch Ford nach Frankreich verpflanzt. Nachher hat man ähnliche Biegmaschinen in großem Maßstabe construirt, womit den dicken Eisenplatten zur Anfertigung der cylinderförmigen Dampfkessel die nöthige Bogenkrümmung gegeben wird. Nach demselben Principe sind Maschinen zum Krümmen der Eisenbahnschienen, der Wagenfedern (von Turton in Sheffield 1848) und der Radreifen (von Jubin zu Lyon 1828) gebaut worden. Zur Bildung der Ofenröhren aus Schwarzblech ist von Jordan in Darmstadt (1838) ein sehr einfaches, nur aus zwei Cylindern bestehendes Walzwerk erfunden worden; zu Röhren aus starkem Blech eine künstlichere Maschine von Taylor in Birmingham (1848).

Maschinen zur Drahtfabrikation.

Die Kunst Draht zu ziehen, d. h. denselben mittels Durchziehens von Metallstäbchen durch Löcher stählerner Platten (Zieheisen) zu bilden und weiter zu verfeinern, war schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Nürnberg und Augsburg bekannt, ist vielleicht selbst an einem dieser Orte erfunden worden, wiewol hierüber so wenig als über den Zeitpunkt der Erfindung sichere Nachrichten vorhanden sind. Es scheint ziemlich gewiß, daß in Frankreich und in England die Drahtzieherei durch Deutsche eingeführt wurde. England soll vor 1565 keinen gezogenen Draht verfertigt, und die erste Eisendrahtmühle im Jahre 1590 (nach Andern gar 1663) bekommen haben. Ist alles dies richtig, so bietet die Drahtfabrikation auch einen der zahlreichen Fälle dar, wo Erfindungen deutschen Ursprungs im Auslande schneller vervollkommnet wurden als im Vaterlande selbst. Wenigstens weiß man, daß 1570 ein Franzose Namens Fournier die Kunst, sehr feine Gold- und Silberdrähte zu ziehen, nach Nürnberg brachte, und in der Fabrikation des Eisen-, Stahl- und Messingdrahts gewannen später die Engländer den Vorrang über Deutschland: ein Verhältniß, welches sich erst in neuester Zeit wieder mehr ausgeglichen hat.

Die Maschinen zur Drahtzieherei sind lange Zeit hindurch wesentlich unverändert geblieben. Sie bestanden für dickere Drähte in Zangenziehbänken, für dünne Sorten in sogenannten Rollen oder Leiern. Die älteste Art der Zangenwerke arbeitete (vom Wasser getrieben) mit Stoßgängen, d. h. die Zange, welche den Draht dicht am Zieheisen gefaßt hatte, zog denselben auf eine kurze Strecke (6 bis höch-

stens 24 Zoll) durch dasselbe heraus, ließ ihn dann los, und bewegte sich rasch wieder ans Zieheisen hin, um dort den Draht neuerdings anzugreifen. Diese Methode erfodert am wenigsten Raum, verdirbt aber den Draht durch die von der Zange gemachten Eindrücke, welche sowol dessen Schönheit als für viele Zwecke seine Brauchbarkeit beeinträchtigen. Man führte daher namentlich zum Ziehen der weichern Metalle (Messing, Kupfer, Silber) Schleppzangen ein, welche an einem Seile auf der sehr langen Bank fortgezogen wurden, um den einmal an seiner Spitze eingeklemmten Draht ohne erneuertes Anfassen durch das Zieheisen zu fördern. Die Stoßzangen, obschon ein höchst unvollkommener Apparat, blieben für Eisendraht am längsten im Gebrauch, weil dieser mit Schleppzangen aus praktischen Gründen nicht bearbeitet werden kann. Erst als die Eisenstabwalzwerke erfunden waren, wendete man sehr bald, zuerst in England, ähnliche gefurchte Gußeisencylinder auch zur Darstellung der groben Sorten Eisendraht (bis zu drei oder vier Linien Dicke herab, an, was eine vom Drahtziehen gänzlich verschiedene Fabrikation ist, und eine außerordentliche Beschleunigung der Arbeit gewährt, indem die Geschwindigkeit, mit welcher das Eisen durch die Walzen geht, an 10 Fuß für eine Secunde betragen kann, die Geschwindigkeit des Ziehens aber bei einem 3—4 Linien dicken Drahte nur 9—12 Zoll. In Deutschland dauerte es jedoch lange, bis die Drahtwalzwerke allgemein die Zangenziehbänke verdrängten, und es gibt hier Drahtfabriken, welche erst in den Jahren 1830—33 diese Verbesserung sich aneigneten. Die Leiern oder Scheiben (Rollen) zum Ziehen der dünnen Drahtgattungen enthalten als Hauptbestandtheil einen stehenden niedrigen Cylinder (von Holz oder Gußeisen), welcher durch seine Umdrehung den an ihm befestigten Draht durch das Zieheisen bewegt und um sich aufrollt; neuere Verbesserungen dieser Maschinen betreffen nicht das Principielle, sondern nur Einzelheiten der Construction, den Betrieb durch Dampfkraft und dgl. mehr. Vorzüglich verdient angeführt zu werden, daß man jetzt vermöge der Anwendung größerer Betriebskräfte in den Stand gesetzt ist, Drähte von fast einem halben Zoll Dicke auf Scheiben (folglich mit Beseitigung der Zangen) zu ziehen, während man früher solche von einem Achtel Zoll Stärke noch, weit langsamer und unvollkommener, durch Zangen zu ziehen genöthigt war.

Maschinen zur Röhrenfabrikation.

Metallene Röhren zu den mannichfaltigsten Zwecken und von den kleinsten Dimensionen bis zu mehren Zoll im Durchmesser werden theils aus Eisen gegossen, theils aus weichern und geschmeidigen Metallen in kurzen Stücken gegossen und dann oft sehr bedeutend in die Länge gestreckt, theils endlich aus Blech (überhaupt aus Platten) gebogen und an den zusammenstoßenden Rändern gefalzt, vernietet, gelöthet, geschweißt. Abgesehen von dem directen Gießen in solcher Weite, Wanddicke und Länge, wie der Gebrauch erfoderte und die technischen Hülfsmittel gestatteten, kannte man in früherer Zeit nur drei (auch noch jetzt gebräuchliche) Methoden der Verfertigung, welche durch Handarbeit vollführt wurden. Die erste bezieht sich auf enge Röhrchen von Messing, Silber, Gold u. s. w., und besteht darin, daß man einen in gehöriger Breite zugeschnittenen Streifen Blech mittels des Hammers rund biegt, und das so dargestellte unvollkommene Röhrchen sammt einem in dessen Höhlung gesteckten Stahldrahte, oder auch ohne denselben, durch ein paar Löcher eines Drahtzieheisens zieht, um es zu vollenden. Nach der zweiten, für weitere Röhren aus Blech geeigneten Methode wird der Blechstreifen um einen Cylinder von Eisen oder Holz zur Röhrengestalt herumgehämmert, an der Fuge gelöthet oder genietet, und durch Hämmern, soviel nöthig, noch nachträglich berichtigt und geglättet. Das dritte Verfahren erstreckt sich nur auf Darstellung schmiedeeiserner Röhren, im Besondern der Gewehrläufe, welche man aus einer glühenden flachen Eisenschiene über einer runden eisernen Stange rollt (rund biegt), und in starker Glühhitze durch Hämmern an der Fuge verschweißt.

Als in neuerer Zeit der Bedarf an Röhren aus verschiedenen Metallen und zu

allerlei Bestimmungen außerordentlich zunahm, genützten die eben namhaft gemachten Verfertigungsarten durchaus nicht mehr. Man that zur Erweiterung derselben den ersten Schritt damit, daß man das Ziehen der aus Blechstreifen gebogenen Röhren, statt mit einer Handzange, auf einer von Elementarkraft bewegten Ziehbank, ähnlich oder völlig gleich einer Schleppzangenziehbank für Draht, vollführte, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, Rohrstücke sowol von größerer Länge als von größerm Durchmesser hervorzubringen. Die Einrichtung oder der Gebrauch des Zieheisens wurde später so abgeändert, daß nun das vorbereitende Hohl- oder Rundhämmern erspart wird, indem der flache Streifen im Zieheisen selbst stufenweise die Krümmung bis zur Röhrengestalt empfängt. Weite Blechröhren, welche stets beim Ziehen mit einem sogenannten Dorne (einem eisernen oder stählernen Cylinder) ausgefüllt sein müssen, erlangen durch den einseitigen Druck, welchen das Gewicht des Dorns gegen den untern Theil des Ziehlochumkreises ausübt, eine fehlerhafte Beschaffenheit; man erfand daher die verticalen Ziehwerke, bei welchen das Rohr stehend von unten nach oben durch das Zieheisen gefördert wird. Mazeline in Havre hatte (gegen 1847) den glücklichen Gedanken, das ganze Verfahren des Röhrenziehens in der Art umzukehren, daß bei seiner Maschine nicht das Rohr durch das Zieheisen, sondern letzteres längs des (ohne Dorn) nur an einem seiner Enden befestigten Rohrs langsam fortbewegt wird; ja er brachte sogar zwei zugleich arbeitende Zieheisen an, von welchen das zweite ein wenig enger ist als das erste, und diesem auf dem Rohre nachfolgt.

Geschweißte eiserne Röhren (vorzüglich zu Gasleitungen) werden zum Theil gleichfalls mittels einer Ziehmaschine hergestellt, wobei jedoch das Eisen hell weißglühend sein und deshalb unmittelbar aus dem Glühofen hervor in das (aus zwei Theilen bestehende) Zieheisen eingeführt werden muß. Dieses Verfahren und die Maschine hierzu scheint zuerst von Whitehouse 1825 angewendet worden zu sein; jedenfalls ist die Erfindung englischen Ursprungs und auch hauptsächlich in England weiter ausgebildet worden, z. B. 1842 von Whitehouse und Russell.

Bleierne und zinnerne Röhren kann man durch das Ziehen weit leichter und mit weit geringerer Wandstärke darstellen, als unmittelbar durch Gießen möglich ist. Sofern nämlich ein gegossenes Rohr mit dicker Wand auf einen in seine Höhlung passenden eisernen Cylinder (Dorn) geschoben und sammt diesem successive durch eine Reihe Ziehlöcher von stufenweise abnehmenden Durchmessern gezogen wird, behält es stets die unveränderte Weite, verdünnt sich aber allmälig in der Wand und erfährt demgemäß eine bedeutende Verlängerung. Es ist nicht anzugeben, wo und von wem dieses Verfahren zuerst erdacht und zur Ausführung gebracht wurde; unzweifelhaft aber ist es eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Saulnier in Paris hat die dazu dienliche Ziehmaschine wesentlich verbessert. Eine sehr beträchtliche (z. B. über 10 oder 12 Fuß steigende) Länge der Röhren ist jedoch auf diesem Wege nicht zu erreichen, weil die Kostspieligkeit der Dorne, die Schwierigkeit ihrer Herstellung und des Wiederherausschaffens derselben aus den fertigen Röhren im Wege steht. Da half der Erfindungsgeist auch diesen Hindernissen ab. Man erfand ein Verfahren, mittels eines nur sechs Zoll langen Dorns, der innerhalb des Zieheisenlochs an seinem Platze schweben bleibt, während das Rohr allein durch den ringförmigen Raum zwischen ihm und dem Ziehlochumkreise von der Maschinerie fortgezogen wird, Röhren bis zu 60, ja 100 und mehr Fuß Länge zu ziehen. Wo diese Arbeitsmethode erfunden wurde, ist unbekannt; ausgeübt wurde sie z. B. schon 1833 auf dem Harz. Neuerlich sind indessen die gezogenen Blei- und Zinnröhren fast ganz durch die gepreßten verdrängt worden.

Eine in den letztern Jahren sehr ausgedehnt in Anwendung gekommene Methode der Röhrenfabrikation ist das Walzen, welchem zunächst dieselbe Idee zum Grunde liegt, wie dem weiter oben besprochenen Walzen der Eisenstäbe und des dicken Eisendrahts. Der älteste bekannte Entwurf eines Röhrenwalzwerks rührte von dem Franzosen Auger (1811) her, war auf die Streckung gegossener Bleiröh-

ren berechnet, litt aber an wesentlichen Mängeln und hat wol keinen praktischen Erfolg gehabt, zumal die Methode des Ziehens für den gedachten Zweck weit einfacher und angemessener ist. Späterhin hat man die Anwendung der Walzwerke auf die Fabrikation geschweißter schmiedeeiserner, und das Strecken kurz und dick gegossener Messing- oder Kupferröhren beschränkt. Eine Maschine zum Walzen eiserner Röhren hat, wie es scheint, zuerst der Engländer Russell 1824 erfunden. Man bedient sich bei diesen Walzwerken, welche die Rohrfugen dicht verschmeißen müssen und demnach die Bearbeitung des Eisens in weißglühendem Zustande voraussetzen, jedenfalls eines in das Rohr eingeschobenen Dorns. Dieser aber ist theils länger als das Rohr nach seiner Schweißung und Streckung, in welchem Falle er nebst dem Rohre durch die Walzen geht, theils (und zwar vortheilhafter) ganz kurz und so angebracht, daß er während des Fortschreitens der Röhre seine Stelle in der Öffnung zwischen den Walzen behauptet. Verbesserte Röhrenwalzwerke mit langem Dorne rühren von Pitout in Paris (1838), dann von den Engländern Smedley (1840) und Royle 1845 her; solche mit kurzem Dorne von mehren englischen Erfindern, als Harvey und Brocon (1836), Hardy (1844), Russell (1844, 1845), Roose (1846).

Beim Ziehen wie auch beim Walzen der Röhren kann eine bedeutende Verdünnung und Streckung in einmaligem Durchgange durch das Zieheisen oder zwischen den ausgefurchten Walzen nicht stattfinden, weil bei solcher Zumuthung der Widerstand zu groß sein und die Maschine ihren Dienst versagen oder das Rohr beschädigt, beim Ziehen namentlich abgerissen werden würde. Bewirkt man dagegen den Durchgang des Rohrs durch die Ringöffnung zwischen einem Dorne und dem denselben umgebenden Ziehloche mittels drückender Kraft, so kann mit einem mal eine außerordentliche Verdünnung der Rohrwand, entsprechend eine höchst beträchtliche Streckung des Rohrs, stattfinden, sofern nur auf der Eintrittsseite der Durchgangsöffnung das Rohr von einer gehörig festen Umhüllung eingeschlossen ist, um sich nicht in der Dicke ausbreiten zu können, um überhaupt keinen andern Ausweg zu haben, als eben durch jene Öffnung. Es ist dies das Princip, nach welchem aus Mehlteig die Maccaroni, aus nassem Thon Röhren, Ziegel und Gesimssteine, aus Graphitbrei die Bleistifte gebildet werden. Die Vorrichtung dazu ist ihrer Grundidee nach eine große und starke mit dem betreffenden weichen Materiale gefüllte Spritze, deren Stempel, durch eine angemessene Kraft einwärts getrieben, den Stoff durch die Mundöffnung herauspreßt. Dieses Princip auf die Formung von Blei oder Zinn anzuwenden, erfodert eine Kühnheit der Conception, vor der man unwillkürlich erstaunt, obschon darin nichts weiter liegt als der consequente Schluß, daß das Vorhaben gelingen müsse, sobald eine dem ungeheuren Widerstande entsprechende Triebkraft und ein genügend stark gebauter Apparat gegeben ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß alle entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht unüberwindlich gewesen sind, denn dieses Röhrenpressen ist gegenwärtig allgemein verbreitet, und Maschinen dazu sind nach verschiedenen Constructionen mit bestem Erfolge ausgeführt. Man hat namentlich zwei Hauptarbeitsmethoden zu unterscheiden: das Kaltpressen und das Heißpressen. Beim Kaltpressen wird das Blei in seinem festen Zustande behandelt, indem man eine daraus gegossene 1½ — 3 Fuß lange in der Wand 2 — 3 Zoll dicke Röhre von beliebigem innern Durchmesser (¼ — 6 Zoll und mehr) in einen sehr starken gußeisernen Cylinder, die Preßform, einschiebt und vermittelst des von einer äußerst kraftvollen hydraulischen Presse nachgetriebenen Stempels durch die enge Mundöffnung herauspreßt. Die Wandstärke des entstehenden Rohrs beträgt gewöhnlich nicht mehr als 1 — 2 Linien; die Weite seiner Öffnung ist unverändert die der gegossenen dicken Röhre, aus welcher es sich bildet; die zu erreichende Länge hängt von den Umständen ab. Wird z. B. ein 2 Zoll weites Rohr von 3 Zoll Wandstärke auf ein Achtel Zoll Wanddicke reducirt, so verlängert sich jeder Zoll des Gußrohrs auf sehr nahe 56½ Zoll gepreßten Rohrs. Das Warm- oder Heißpressen unterscheidet sich wesentlich nur dadurch, daß die eiserne Preßform durch äußerlich um dieselbe angebrachtes Kohlenfeuer auf einer Temperatur erhalten wird, bei welcher

das Blei eben noch geschmolzen bleibt, sodaß dasselbe beim Austreten aus der Öffnung, in welcher die Rohrbildung vor sich geht, sogleich erstarrt, zu welchem Behufe wol auch eine besondere Kühlvorrichtung mit Wasser angebracht ist. Man bedarf bei diesem Verfahren einer geringern Preßkraft als beim Kaltpressen, und kann deshalb statt der hydraulischen Presse eine starke eiserne Schraubenspindel zur Ausübung des Drucks anwenden. Auch kann durch Nachgießen frischen Bleis in die Form die Röhre beliebig verlängert werden; wie denn in der That Exemplare von 630 Fuß Länge bei 6 Linien Weite, und von 800 Fuß bei 3 Linien Weite dargestellt worden sind. Die Erfindung der Bleiröhrenpressenmaschinen gehört England an, wo sie namentlich zum Kaltpressen von Bure im Jahre 1820, zum Warmpressen von Hagur im Jahre 1822 zuerst ausgeführt wurden; später folgten mancherlei bedeutende Verbesserungen, so von Ellis und Bure (1836), Hanson (1837), Rand (1843). Auf dem Continente ist die neue Fabrikation am frühesten von Sieber in Mailand 1826 angefangen (anscheinend sogar selbständig nacherfunden) worden. In Deutschland wurde sie bald nach 1830 einheimisch. Hier hat sich besonders Kehr aus Kreuznach Verdienste erworben, welcher in Köln und Frankfurt derartige Maschinen einrichtete und noch 1842 eine neue Construction erfand; ihm zuerst gelang die Darstellung zinnerner gepreßter Röhren, während man sich vor ihm auf Blei beschränkt hatte. In Frankreich sind Falguiere (1837), Lambry (1838) und Deconclois (1840) als Erfinder oder Verbesserer zu nennen.

Schneidemaschinen.

Unter dieser Benennung sollen hier die nach Art der Scheeren wirkenden mechanischen Vorrichtungen zur Zertheilung der Metalle zusammengefaßt werden, wenn sie auch theilweise in ihrer äußern Form und Anordnung sehr bedeutend von Dem abweichen, was der Sprachgebrauch mit dem Worte Scheere bezeichnet.

Die ökonomisch vortheilhafteste Darstellung sehr dünner Eisenstäbe durch Schmieden oder Walzen findet eine unübersteigliche Schwierigkeit in dem Umstande, daß jeweilig nur ein einziger solcher Stab in Arbeit genommen werden kann, und derselbe bei zunehmender Verdünnung die zur weitern Ausarbeitung nöthige Glühhitze zu schnell verliert. Ungeachtet hierin das Stabwalzwerk durch die Schnelligkeit seiner Bewegung außerordentlich die Leistungen des Hammerwerks übertrifft, so mußte man doch auf eine noch mehr productive Maschine bedacht sein, namentlich in Betreff der Erzeugung vierkantigen Stabeisens, zu dessen beschleunigter Fabrication sich ein einfaches Mittel darbot. Es ist dies das sogenannte Eisenschneid- oder Eisenspaltwerk, von welchem das Wesentliche aus zwei parallel zueinander liegenden horizontalen Schneidewalzen besteht. Jede solche Walze ist gebildet aus einer Anzahl kreisrunder eiserner, am Rande ringsum verstählter Schneidescheiben, welche auf eine Achse gereiht sind und durch zwischenliegende kleinere gußeiserne Mittelscheiben in bestimmtem gleichen Abstande voneinander gehalten werden. Die gegenseitige Stellung der zwei Walzen ist eine solche, daß jede Schneidescheibe der einen Walze einer Mittelscheibe der andern gegenübersteht, zugleich aber die Schneidescheiben beider ein wenig zwischeneinander eingreifen und sich hier seitwärts berühren. Wird unter diesen Umständen den zwei Walzen eine drehende Bewegung nach entgegengesetzten Richtungen ertheilt und ihnen eine glühende flache Eisenschiene dargeboten, so ziehen sie dieselbe zwischen sich hinein und zertheilen sie augenblicklich in Stäbchen von einer der Dicke der Schneidescheiben gleichen Breite. Die Bewegung ist so schnell, daß das Zerschneiden einer 4—5 Zoll breiten, ¼ Zoll dicken, 40 Fuß langen Schiene in 8 oder 10 Stäbchen nur wenige Secunden in Anspruch nimmt. Das Schneidewerk ist schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf deutschen und englischen Eisenhütten gebräuchlich gewesen, aber es hat in der neuern Zeit weit mehr Verbreitung gewonnen; man bedient sich desselben auch zum Zerschneiden von Messing-, Zink- und Kupferplatten in schmale Streifen, welche nachher zu Draht ausgezogen werden.

Die Wirkung der Schneidescheiben in dieser Maschine ist, wenn man sie genauer in Betrachtung zieht und zur Vereinfachung ein einzelnes Paar derselben herausshebt, als völlig identisch mit jener der zwei Blätter einer Scheere zu erkennen; nur die drehende Bewegung bei den Schneidewalzen erzeugt einen Unterschied, welcher dem ersten Blicke die Übereinstimmung einigermaßen verdeckt. Es liegt daher ganz nahe, in Fällen, wo nicht mehr als ein Schnitt zur Zeit gemacht werden soll (z. B. zum Beschneiden oder Zerschneiden von Blechtafeln), nur zwei Schneidescheiben, auf jeder Achse oder Welle eine, in Anwendung zu bringen: es entsteht so die unter dem Namen der Kreisscheere bekannte Maschine. Man kann fast nicht zweifeln, daß diese letztere zugleich mit dem so genau verwandten Eisenschneidewerke schon vor mehr als 100 Jahren bekannt gewesen sei; gleichwol wird diese Annahme wieder dadurch geschwächt, daß, in Deutschland wenigstens, durch das ganze 18. Jahrhundert und bis in das 19. hinein die Kreisscheere auf den Blechhütten nicht gefunden wurde, und die technischen Schriftsteller jener Periode, welche der Schneidewalzen gedenken, von der in Rede stehenden Art Scheere keine Erwähnung machen. Dagegen ersieht man mit Bestimmtheit, daß ein Engländer White im Jahre 1811 unter einem Systeme von Maschinen zur Nägelfabrikation auch eine Kreisscheere nach Frankreich brachte, und wenige Jahre nachher (1814) gab Molard in Paris eine solche Scheere an, welche von mehren französischen Fabrikanten mit Erfolg ausgeführt und benutzt wurde. 1827 brachte Fossey in Paris zur Industrieausstellung eine von ihm erfundene Kreisscheere, welche das Eigenthümliche besaß, daß sie nur eine Schneidescheibe und statt der zweiten eine geradlinige Schneide enthielt: diese Construction ist aber sehr wenig nachgeahmt worden.

Kreisscheeren haben vor den nach gewöhnlicher Weise gebauten Scheeren (mit zwei geraden Blättern) den wesentlichen Vorzug, daß sie vermöge ihrer drehenden Bewegung continuirlich wirken, also bei ihnen der Zeitverlust nicht stattfindet, welcher bei der andern Art durch das Wiederöffnen der Scheere nach gemachtem Schnitte eintritt. Gleichwol spielen die geraden Scheeren, nach mannichfaltigen Modellen in größerm oder kleinerm Maßstabe gebaut und durch Wasser- oder Dampfkraft in Gang gesetzt, von jeher und noch jetzt eine wichtige Rolle unter den Werkzeugmaschinen. Man führt sie neuerlich nicht selten so groß und stark aus und betreibt sie durch so bedeutende Kraft, daß damit Eisenstäbe von 1—1½ Zoll Dicke und 4—6 Zoll Breite anscheinend mit nicht größerer Schwierigkeit durchschnitten werden, als etwa der Klempner mit seiner kleinen Handscheere ein Streifchen papierdünnen Messingblechs zertheilt.

Eine Unvollkommenheit der geraden Scheeren, bei denen das bewegliche Blatt sich um einen Bolzen als Drehpunkt im Bogen bewegt, liegt darin, daß die von den beiden Schneiden gebildete Winkelöffnung sich vom Anfange bis zu Ende des Schnitts fortwährend verkleinert. Diese Erscheinung, welche ganz ebenso an jeder gewöhnlichen Papier- oder Leinwandscheere wahrzunehmen ist, erzeugt beim Schneiden dünner und weicher Stoffe keine nachtheiligen Folgen; wol aber gehen daraus in der Anwendung der Scheeren auf Metall, besonders auf starke Platten, praktische Unbequemlichkeiten hervor, welchen man oft durch eine krummlinige Gestalt der Schneiden, bei neuern Maschinenscheeren noch zweckmäßiger dadurch begegnet, daß man dem beweglichen obern Scheerblatte eine senkrecht herabsteigende Bewegung (statt der Drehung um einen Bolzen) ertheilt. Scheeren dieser Art sind namentlich in den letztverflossenen 10 Jahren mehre in England und Frankreich erfunden worden, so von Robert, Geneste, Lemaitre u. s. w.

Wird zu einer mit einem runden Loche versehenen Stahlplatte ein stählerner cylindrischer Stempel ausgearbeitet, welcher in das Loch so genau paßt, daß er ohne Spielraum in dasselbe eintritt; bedeckt man alsdann das Loch der Platte mit einem Stück Blech, setzt auf dieses den Stempel, und nöthigt ihn durch eine drückende oder stoßende Kraft in das verdeckte Loch einzutreten, so schneidet er aus dem Bleche eine,

dem Loche an Gestalt und Größe gleiche Scheibe heraus, indem die ganze Umfangslinie des Stempels und die ganze Umfangslinie des Lochs gegeneinander wirken wie die zwei Blätter einer Scheere. Dies ist das Princip derjenigen Maschine, welche in einer großen Menge verschiedenartiger Metallfabriken unter dem Namen Durchschnitt, Durchstoß oder Lochmaschine gebraucht wird. Früherhin bediente man sich des Durchschnitts fast ausschließlich in den Münzwerkstätten (wo er gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt wurde) und Knopffabriken, um aus Blech die zu den Münzen und den metallenen Kleiderknöpfen erfoderlichen runden Plättchen zu schneiden; gegenwärtig aber hat die Anwendung desselben außerordentlich an Umfang gewonnen. Man führt die Maschine in sehr verschiedener Größe zum Betriebe von Hand- oder mittels Elementarkraft aus, modificirt demgemäß und nach sonstigem Erfoderniſſe den Mechanismus zur niedergehenden und wieder aufsteigenden Bewegung des Stempels, und gibt dem Stempel sowie dem Loche der Unterlage, worin er arbeitet, nicht nur die kreisrunde Gestalt, sondern zahllose andere Formen, wodurch es möglich wird, Plättchen u. s. w. aller Art aus Blech zu schneiden, oder die verschiedensten Öffnungen in Blech oder Blecharbeiten hervorzubringen. Um einigermaßen einen Begriff von der Vielseitigkeit der mit dem Durchschnitte erzweckten Leistungen zu geben, sei angeführt, daß man mittels desselben einerseits die kleinsten Löcher in zarten Goldarbeiten macht, andererseits in den einen halben Zoll und darüber dicken Eisenplatten zu Dampfkesseln die Nietlöcher von 1 — 1½ Zoll Durchmesser ausstößt; daß man den Durchschnitt gebraucht, um die Zähne an den Sägeblättern zu bilden, durchbrochene Arbeit aus Gold, Silber, Bronze herzustellen, Glieder zu kleinen goldenen, tombacknen und stählernen Ketten, Messer- und Scheerenklingen, Riegel zu kleinen (Schiebladen-)Schlössern, eiserne Schraubenmuttern, viereckige und Schnallenringe, Plättchen zu Stahlschreibfedern, Uhrzeiger, messingene Räder zu Tischuhren, und viele andere Artikel aus Platten zu schneiden, wobei die Genauigkeit der Gestalt dieser Gegenstände, die völlige Übereinstimmung aller gleichartigen Stücke und deren schnelle Zustandebringung in einem Grade erreicht wird, wie nach keinem andern Arbeitsverfahren möglich wäre.

Alle diese Benutzungen des Durchschnitts und die dazu dienlichen Modificationen der Maschine selbst sind fast ohne Ausnahme Erfindungen des 19. Jahrhunderts. Den alten Durchschnitt der Münzwerkstätten, an welchem die Bewegung des Stempels durch eine Schraubenspindel hervorgebracht wird, verbesserten zuerst Droz (gegen 1800) und Gengembre in Paris (1808) bedeutend; ein Arbeiter kann damit in einer Stunde 1000 — 1500 Münzplatten schneiden, je nach deren Größe. Für kleine und dünne Platten wendet man öfters einfacher und schneller arbeitende Durchschnitte an, deren Stempel durch den Druck eines Hebels bewegt wird und 6—7000 Schnitte in einer Stunde macht. Aber auch den größern Maschinen dieser Gattung gibt man gewöhnlich Einrichtungen, wobei die Schraube beseitigt ist, hauptsächlich um sie durch eine continuirliche Drehbewegung in Gang setzen zu können, und so zum Betriebe durch Wasser- oder Dampfkraft geeignet zu machen: von solcher Art sind die Münzdurchschnitte von Thonnelier in Paris (1840), Mannhardt in München und Uhlhorn in Grevenbroich bei Düsseldorf. In Maschinenfabriken entspricht es sehr der Bequemlichkeit, den Durchschnitt mit einer Metallscheere in Verbindung zu bringen; dergleichen Anordnungen, die man jetzt sehr häufig vorfindet, sind im ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts hauptsächlich in England ausgeführt und später von mehren Seiten her verbessert worden. Einen Durchschnitt, um ganze Reihen kleiner Löcher auf ein mal in Blech zu machen, erfand Lariviere in Genf 1825, eine andere ganz eigenthümliche Maschine, um Siebplatten von Eisenblech zu durchlöchern, Antiq zu Paris (1830). Für besondere Zwecke wird der Durchschnitt zuweilen mit Nebenvorrichtungen in Verbindung gesetzt, welche die ausgeschnittenen Blechstückchen sogleich mit einer weitern Ausbildung ihrer Form versehen. Beispiele hiervon sind die Maschinen zur Verfertigung der messingenen Ringe, welche zur Ausfütterung von Schnürlöchern dienen und in Frankreich von Sauvage 1839, Guin-

dorf 1841 und Daudé 1844 erfunden wurden; ferner Hue's Maschine zur Verfertigung der Kleiderhaken aus Blech (1845) u. s. w.

Sägemaschinen.

Sägen werden zu bekanntem Behufe bei Metallverarbeitungen der Regel nach nur als Handwerkzeug angewendet, weil man dort, wo etwa die Umstände den Gedanken an Gebrauch von Sägemaschinen zulässig erscheinen lassen könnten, nämlich bei dem Zertheilen großer Platten, meist ein weit angemesseres Mittel in den Scheeren hat. Gleichwol gibt es einige Fälle, wo mechanische Vorrichtungen (Maschinen) zum Metallsägen richtig angebracht und deshalb auch in der That gebräuchlich sind. Man bedient sich aber dann stets der Kreissägen, d. h. zirkelrunder an ihrem Umkreise gezahnter Stahlscheiben, welche in ihrem Mittelpunkte auf einer Achse stecken und nebst dieser in sehr schnelle Umdrehung versetzt werden, während man ihnen das zu schneidende Metall darbietet. Im Kleinen benutzt man eine gewöhnliche Drehbank, an deren Spindel die etwa zwei bis vier Zoll im Durchmesser haltende Säge befestigt wird, wenn man z. B. Messingplatten in Streifen zu schneiden oder in Schraubenfabriken Schraubenköpfe mit dem Einschnitte zu versehen hat. In großem Maßstabe werden neuerlich Kreissägen zum Geradeabschneiden der vom Auswalzen her noch im Zustande des Glühens befindlichen Eisenbahnschienen gebraucht. Man bringt hierzu zwei Sägen in solcher Entfernung voneinander an, daß, wenn sie gleichzeitig die beiden Enden einer Schiene beschneiden, letztere die vorschriftmäßige Länge bekommt. Da selbst im Glühen das Eisen viel zu hart, um ein starkes Eingreifen der Sägenzähne zu gestatten; da es ferner wesentlich, die Zeit des Glühens gut zu benutzen: so muß man den Sägen eine äußerst rasche Bewegung geben. Man läßt sie daher, bei einem Durchmesser von 3—4 Fuß, ungefähr 1000 Umdrehungen in 1 Minute machen, was für einen Punkt des Zahnkreises eine Geschwindigkeit von 150 — 200 Fuß in der Secunde gibt. Das Abschneiden einer Schiene dauert nicht länger als 10 — 15 Secunden.

Bohrmaschinen.

Das Bohren großer Löcher in Metallarbeiten ist eine für Handwerkzeuge schwer oder gar nicht zu lösende Aufgabe; wenigstens verursacht es einen so bedeutenden Aufwand von Zeit und Menschenkraft, daß ein umfangreicher Maschinenbau bei den Anfoderungen an Schnelligkeit, Wohlfeilheit und Genauigkeit, welche jetzt an denselben gemacht werden, damit gar nicht bestehen könnte. Um das Geschäft des Bohrens dem Arbeiter zu erleichtern, hatte man zwar schon im vorigen Jahrhunderte verschiedene Handbohrmaschinen construirt, welche durch ein einfaches Räderwerk wirkten, aber vermittelst einer Kurbel von Menschenhand in Thätigkeit gesetzt wurden; und dergleichen verbesserte Vorrichtungen sind zum Theil auch noch ganz neuerlich hin und wieder zum Vorschein gekommen. Das Hauptbestreben aber war seit dem raschen Aufblühen des Maschinenbaus in den letzten 30 Jahren dahin gerichtet, Lochbohrmaschinen zum Betriebe durch Elementarkraft, besonders durch Dampf, aufzustellen. Solche Maschinen vermögen, von einer einzigen Person bedient, Bohrlöcher von ½ — 4, ja 6 Zoll Durchmesser mit einer der Handarbeit unerreichbaren Schnelligkeit und Richtigkeit hervorzubringen, und gehören gegenwärtig zu den ersten Erfodernissen einer Maschinenbauwerkstätte. Sie sind, wie fast alle neuern Werkzeugmaschinen, von England ausgegangen, obschon nachher auch deutsche und besonders französische Mechaniker sich mannichfache Verdienste in diesem Fache erworben haben. Um 1820 waren diese Bohrmaschinen noch eine sehr seltene Erscheinung auf dem Continente. Erst zwischen den Jahren 1820 und 1830 wurden englische Constructionen der Art mehr und mehr bekannt; seit 1840 aber sind hierher bezügliche Erfindungen und Verbesserungen einander rasch gefolgt. Bei dem Umstande, daß man Werkzeugmaschinen oft mehre Jahre lang in einzelnen Werkstätten ge-

braucht, bevor deren Kenntniß sich durch weitere Kreise verbreitet, und daß sie nachher von Andern, öfters mehr oder weniger modificirt, nachgebaut werden, ist es meist unmöglich, den Zeitpunkt ihres Ursprungs und den Namen ihres Erfinders anzugeben. Wir beschränken uns daher die Namen einiger der vorzüglichsten Constructeure bewährter Lochbohrmaschinen aus der Periode seit 1840 aufzuführen: es sind die Engländer Maudslay, Miller, Sharp und Roberts, Whitworth, Walton, die Franzosen Raymond, Cavé, Decoster, die Deutschen Bodmer, Mannhardt.

Eine zweite Classe mechanischer Bohrvorrichtungen sind die Cylinderbohrmaschinen, womit aus Eisen, Messing oder Bronze gegossene Pumpenstiefel, ferner die eisernen Cylinder der Dampfmaschinen, Cylindergebläse u. s. w. ausgebohrt, d. h. in ihrer Höhlung berichtigt und geglättet werden. Wenn man einen von jetzt um etwa 70 oder 80 Jahre zurückliegenden Zeitpunkt ins Auge faßt, so war damals das Bedürfniß solcher Bohrmaschinen sehr eingeschränkt. Die kleinen Stiefel der Feuerspritzen und Wasserpumpen konnten, wie dies jetzt noch in einzelnen Fällen geschieht, durch Handbohrer (von zwei, drei oder vier Arbeitern bewegt) ausgearbeit werden, freilich mit unverhältnißmäßigem Aufwande an Zeit und Menschenhänden; die Drehbank wurde mitunter zu Hülfe genommen. Im Ganzen aber waren die Arbeitsvorrichtungen ärmlich und unvollkommen, bis durch die Einführung und nachfolgende rasche Verbreitung der Dampfschinen und die daran sich knüpfende Hebung des Maschinenbaus überhaupt großartige Verbesserungen im Fache der Cylinderbohrmaschinen unerläßlich wurden. Aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts sind als hierher gehörige Erfindungen die des Engländers Billingsley (1802) und des Deutschen Breithaupt (1806 oder 1807) bekannt; später trat in England Dixon (gegen 1820) mit einer sehr sinnreich erdachten Cylinderbohrmaschine auf. Von da an häuften sich die Fortschritte rasch. Außer den Engländern, welche auch hierin, und zwar schon seit etwa 1820 das Meiste und Bedeutendste geleistet haben, sind vorzugsweise Cavé in Paris und Stehelin und Huber zu Bitschweiler im Elsaß anzuführen; die Maschine des Erstern wurde 1842, die der Letztern 1841 bekannt. Die Aufgabe für die Cylinderbohrmaschinen ist gegenwärtig eine sehr hoch gesteigerte, indem Dampfmaschinencylinder von kolossalen Dimensionen, z. B. 4—6 Fuß Durchmesser und 8—10 Fuß Länge, nichts Seltenes sind. Die größte, in England bis 1844 ausgeführte Bohrmaschine, mit welcher Cylinder bis zu neun Fuß rheinländisch im Durchmesser gebohrt werden können, wurde in der Bridgewater-Foundry bei Manchester gebaut, um die Cylinder für das Dampfschiff Mammuth von 1000 Pferdekraft zu vollenden; ein zweites Exemplar dieser riesenhaften Maschine besitzt die englische Admiralität, ein drittes die Dampfschiffahrtsgesellschaft, deren Boote zwischen England und Amerika gehen. Im Gegensatze hierzu gedenken wir der kleinen tragbaren Bohrmaschinen, welche man neuerlich anwendet, um die Dampfcylinder der Locomotiven von Zeit zu Zeit neu auszubohren, ohne sie von dem Wagengestelle abzunehmen. Eine solche ist in England von Shanks zwischen 1840 und 1845 erfunden worden; man hat aber dergleichen von verschiedenen Constructionen.

Das Bohren der eisernen und bronzenen Geschütze (Kanonen und Mörser) ist eine Aufgabe von eigenthümlicher Schwierigkeit. Nicht nur wird hierbei der Anspruch auf höchste Genauigkeit der Bohrung gemacht, weil davon die Brauchbarkeit des Geschützes abhängt, sondern es tritt noch der erschwerende Umstand hinzu, daß die auszuarbeitende Höhlung keine durch und durch gehende, vielmehr nur einseitig offen ist, was eine so sichere Stützung des Bohrers, wie bei Cylinderbohrmaschinen, unthunlich macht. Die Kanonenbohrmaschinen wurden bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ohne Ausnahme vertical oder stehend gebaut, d. h. das Geschütz stand darin aufrecht, die Mündung nach unten gekehrt, und der Bohrer wirkte von unten nach oben. Diese in mehren Hinsichten unvollkommene Einrichtung ist längst aufgegeben: man wendet jetzt ausschließlich horizontale oder liegende Bohrwerke an, in welchen Bohrer und Geschütz die wagerechte Lage haben. Die erste horizontale Bohrmaschine wurde 1744 zu Strasburg (nach Andern schon 1713 zu Bern) von Ma-

ritz hergestellt, nach dessen Muster späterhin mehre Exemplare in Frankreich und Spanien ausgeführt worden sind. Später wurde dieses Beispiel in Schweden und England, am spätesten in Deutschland nachgeahmt. Während der Kriege, welche unter der ersten Republik und dem Kaiserthume für Frankreich einen außerordentlichen Bedarf an Geschütz hervorriefen, entstanden dort horizontale Kanonenbohrwerke in großer Anzahl, aber von meistentheils minder vollkommener, nur auf Wohlfeilheit und schnelles Arbeiten berechneter Construction. Das in jener Periode angelegte Bohrwerk zu Chaillot bei Paris soll das erste gewesen sein, welches durch Dampfkraft getrieben wurde; früher hatte man nur Wasserkraft angewendet. In England machte man die ersten wesentlichen Schritte zur Verbesserung der horizontalen Bohrmaschine. Schließlich wurde dieselbe vervollkommnet durch von Reichenbach, der seine Construction in Augsburg und in Wien (1821) mit bestem Erfolge zur Ausführung gebracht hat.

Feilmaschinen; Hobelmaschinen; Fräsmaschinen.

Die Ausarbeitung der Metallgegenstände durch Feilen ist eine der zeitraubendsten und auch wegen Theuerung des Werkzeugs kostspieligsten Proceduren vieler Werkstätten; man hat sie daher durch verschiedene wohlfeilere und schneller wirkende Verfahrungsarten desto mehr zu ersetzen gesucht, je weiter die Industrie fortschritt und den Charakter des fabrikmäßigen Betriebs annahm. Für die Vollendung vieler Eisen- und Stahlwaaren bildet der durch Menschen-, Wasser- oder Dampfkraft umgetriebene runde Schleifstein ein solches vortheilhaftes Ersatzmittel der Feile, und seine Anwendung hat in neuerer Zeit ungemein an Ausdehnung und Vielseitigkeit gewonnen. Das Schleifen eignet sich aber nicht für Gegenstände von beträchtlicher Größe, liefert nicht leicht ebene Flächen von völliger Regelmäßigkeit, läßt auch überdies diejenige Schnelligkeit der Leistung vermissen, welche bei solchen Gelegenheiten wünschenswerth erscheint, wo es auf das Wegarbeiten einer ziemlich dicken Metallschicht ankommt. Es lag daher die Aufgabe vor, andere noch wirksamere Surrogate für die Feile aufzufinden. Solange man diese im Kreise der Handwerkzeuge suchte, entsprach der Metallhobel, den die nürnberger Arbeiter schon im 16. Jahrhunderte kannten und vortheilhaft anzuwenden verstanden, um z. B. messingene Platten abzuhobeln, dem Zwecke in vielen Beziehungen sehr gut; aber derselbe ist trotzdem ein unvollkommenes Arbeitsgeräth von ziemlich beschränkter Anwendbarkeit, welches namentlich bei dem in neuester Zeit eingetretenen ungeheuren Aufschwunge des Maschinenbaus sich als völlig ungenügend erweisen mußte. So ward man zur Erfindung der Feil- und Hobelmaschinen gedrängt.

Die unter dem Namen Feilmaschinen gebräuchlichen Werkzeugmaschinen haben diese Benennung einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß sie zur Verrichtung solcher Arbeiten dienen, welche man sonst mit der Feile auszuführen genöthigt war. Das wirkende Werkzeug daran ist aber nichts weniger als eine Feile, sondern ein einfaches meißelartig angeschliffenes Stahlstück, welches in geraden Zügen über die auszuarbeitende Metalloberfläche hin- und hergezogen wird und von derselben stärkere oder schwächere Späne abschabt. Die Erfindung dieser Art Maschinen gehört ohne alle Widerrede Deutschland an, und der Name ihres Urhebers glänzt als Stern erster Größe unter den mechanischen Genies aller Zeiten: es ist Herr von Reichenbach, in dessen Werkstätten bei Verfertigung astronomischer Instrumente die Feilmaschine zur Messingarbeit schon vor 1818 angewendet wurde. Oberhäuser in Paris verbesserte 1831 die Reichenbach'sche Feilmaschine in einigen Theilen, jedoch unter völliger Beibehaltung der wesentlichen Einrichtung. Erst seit 1840 wurden (zuerst, wie es scheint, von Nasmyth in England) ähnliche Maschinen zum Gebrauch auf größerer und gröberer Arbeit, namentlich auch Guß- und Schmiedeeisen, gebaut; seitdem hat sich Decoster in Paris (1845—47) besondere Verdienste um deren Vervollkommnung erworben.

In der Absicht, Hobelmaschinen herzustellen, ging man ursprünglich darauf

aus, einen gewöhnlichen Metallhobel durch Maschinerie in Bewegung zu setzen. Der Franzose Focq brachte eine derartige Vorrichtung um 1770, sein Landsmann Crillon eine andere im Jahre 1809 zu Stande. Dieses Princip wurde indessen bald als gänzlich ungenügend verlassen. Die seitdem erfundenen und in allgemeine Anwendung gekommenen Hobelmaschinen sind ihrem Principe nach von Reichenbach's Feilmaschine abgeleitet, jedoch in sehr wichtigen Punkten davon verschieden, namentlich durchgehends größer und stärker gebaut, auf die Bearbeitung großer eiserner Gegenstände eingerichtet und zum Wegschneiden ziemlich dicker Späne befähigt. Während bei den Feilmaschinen der Schneidemeißel höchstens einen Weg von 8—9 Zoll Länge durchläuft, sich mit großer Geschwindigkeit bewegt, dagegen nur eine dünne Metallschicht auf einmal wegräumt: können auf den Hobelmaschinen Metallflächen von 3—30 Fuß Länge, 1—9 Fuß Breite zugerichtet werden, und dabei schneidet der Meißel mit langsamerer Bewegung nöthigenfalls eine Linie tief ein. Bei den Feilmaschinen streicht der Meißel über das unter ihm liegende Arbeitsstück hin; die Hobelmaschinen aber wirken meist nicht in dieser Weise, sondern umgekehrt durch Fortbewegung des auf einem horizontalen Schlitten befestigten Werkstücks unter dem feststehenden Meißel. Diese zum Theil kolossalen Maschinen verdanken ihr Dasein dem englischen Erfindungsgeiste. Fox (etwa 1830) und Clement (1832) sind jedenfalls unter den ersten Erbauern von Hobelmaschinen zu nennen; wenigstens ist über ihre etwaigen Vorgänger nichts mit Sicherheit bekannt, wenngleich es zuverlässig schon zwischen 1825 und 1830 Hobelmaschinen in England gegeben hat. Unter den spätern Verbesserern dieser Maschinen sind zu nennen: in England Whitworth (vor 1841), Haley (1837); in Frankreich Cavé (1835), Collier (1839), Mariotte, Meyer zu Mühlhausen, Decoster, Calla; in Deutschland Mannhardt (1846).

Eine Abänderung der Hobelmaschinen, mit einem in senkrechter Richtung auf- und niedergehenden Schneidemeißel, sind die sogenannten Stoß- oder Nuth-Stoßmaschinen, welche in England wahrscheinlich zwischen den Jahren 1835 und 1838 aufkamen, anfangs besonders von Sharp und Roberts zu Manchester gebaut, nachher aber in England selbst wie auch in Frankreich (Cavé 1842, Decoster 1845) vielfältig nachgebildet und modificirt wurden. Von der speciellen Anwendung des Princips der Hobelmaschinen auf Bearbeitung bestimmter kleinerer Arbeitsgegenstände geben Beispiele: die Maschinen zum Abhobeln der eisernen Schraubenmuttern von Cartier (1842) und Decoster (1843 oder etwas später); sowie die Riffelmaschinen zum Ausfurchen der geriffelten Cylinder für Spinnmaschinen. Letztere, welche in unvollkommener Gestalt entschieden älter sind als die eigentlichen Hobelmaschinen, wurden 1828 von dem Schweizer Bölsterli, dem Engländer Girdwood (gegen 1838) und dem Franzosen Decoster (etwa 1840) wesentlich verbessert.

Wie die Anwendung continuirlicher Drehbewegung durch deren ununterbrochene Wirkung und die dabei mögliche große Geschwindigkeit bei gar manchen industriell-mechanischen Processen einen höchst erfolgreichen Fortschritt begründete (z. B. das Walzwerk statt des Hammerwerks und Drahtzugs, die Kreissäge statt der geraden Säge, der runde oder Drehschleifstein statt des flachen Schleif- und Wetzsteins u. s. w.), so konnte eine gleiche Verbesserung rücksichtlich der Feile nicht ausbleiben. Man construirte schon längst scheibenförmige, mit ihrer Achse schnell umlaufende Feilen für gewisse Arbeitszwecke. Dahin gehören unter Anderm der Spitzring in den Nadlerwerkstätten zum Zuspitzen der Stecknadeln, die Schneideräder oder Fräsen an den Räderschneidezeugen der Uhrmacher, die Senkkolben zum Erweitern gebohrter Löcher bei den Schlossern und Mechanikern. Eine ausgedehntere Benutzung dieses Princips, im Besondern dessen Ausführung durch eigentliche Maschinen, war der neuesten Zeit vorbehalten. Eine auf ihrer ebenen Fläche oder auf ihrer Randfläche, oder hier und dort zugleich, feilenartig gekerbte Stahlscheibe (die Fräse) wird mit einer Spindel, an welcher sie befestigt ist, durch Elementarkraft in rasche Umdrehung gesetzt, und arbeitet hierdurch das ihr dargebotene Werkstück ebenso ab, wie eine mit der Hand geführte Feile thun könnte, nur weit schneller und regelmäßiger: so ent-

steht die Fräsmaschine, welche in England zuerst (seit 1830—35) den Rang einer wichtigen Werkzeugmaschine gewann, und sich bald weiter verbreitete. Erfinder und Verbesserer verschiedener Arten solcher Maschinen sind vorzüglich Nasmyth, Haley, Sharp; in Frankreich Sanford (1840), Decoster (1842). Man bedient sich des Abfräsens statt des Abhobelns oder Abfeilens vorzugsweise auf kleinen Gegenständen, z. B. Schraubenmuttern, Bolzenköpfen; aber auch zur Ausarbeitung langer und dabei schmaler Flächen, Nuthen u. s. w.

Drehbänke.

Die Kunst des Drechselns oder Drehens war schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts in hohem Grade ausgebildet; aber die Richtung, in welcher man damals die Drehbank mit Erfindungen zu vervollkommnen und zu bereichern strebte, war zum größten Theile eine ganz andere, als man in neuerer Zeit unter völlig veränderten Umständen einschlug. Während man früher meist auf besonders künstliche, mit der einfachen Drehbank nicht zu erlangende Leistungen ausging, wozu die Ovalwerke, Versetzköpfe, Passigwerke u. s. w. erdacht wurden, zielte die Hauptaufgabe dieses Fachs in der Neuzeit dahin ab, einerseits das schlichte Runddrehen mit einem hohen Grade von Genauigkeit auszuführen (wozu namentlich bei Verfertigung geodätischer und astronomischer Instrumente die Aufforderung gegeben war), andererseits das Drehen sehr großer und schwerer Arbeitsgegenstände ausführbar zu machen, wie der sich rasch hebende Maschinenbau mehr und mehr auf die Bahn brachte. In ersterer Beziehung hat die Drehbank während der letztverflossenen 50 Jahre zahlreiche gründliche Verbesserungen erfahren, wovon nur andeutungsweise die Anwendung eiserner (statt hölzerner) Gestelle, die zweckmäßige Einlagerung der Spindel, mannichfache Abänderungen im Betriebsmechanismus, die vielen nützlichen Vorrichtungen (Futter u. s. w.) zum Einspannen der Arbeitsstücke, die so sehr verbreitete Benutzung der festen Vorlage oder des Supports in vielerlei neuen Constructionen, die Erfindung des zur Prüfung gedrehter Gegenstände dienenden Fühlhebels genannt werden mögen. Die Menge der hierher einschlagenden Neuerungen und der Männer, welche sich durch dieselben Verdienste um das Fach erworben haben, ist zu groß für eine speciellere Ausführung; ohnehin kann von Nachweisung technischer Details hier nicht die Rede sein.

In Betreff der großen, meist durch Wasser- oder Dampfkraft bewegten Drehbänke für Maschinenbauanstalten sind die Parallel- oder Cylinderdrehbänke, welche mitunter bis zur Länge von 30 Fuß ausgeführt werden, um sehr lange Walzen, Stangen u. s. w. abzudrehen, die Gewinde auf große Schraubenspindeln zu schneiden, Cylinder zu bohren u. s. w., ferner die Scheibendrehbänke für Räder und dgl. bis zu 18 Fuß Durchmesser, die Doppeldrehbänke, womit zwei auf einer Achse sitzende Eisenbahnwagenräder gleichzeitig abgedreht werden, endlich Drehbänke für verschiedene specielle Zwecke (Abdrehen der Schraubenmuttern, Abgleichen der Enden von Stäbchen u. s. w.) zu erwähnen. Auch hier waren es die Engländer, welche allen andern Nationen als Erfinder vorangingen. Die neuern englischen Cylinderdrehbänke wurden besonders seit 1825 auf dem Continente bekannt. Fox in Derby war schon vor 1830 ein hervorragender Drehbankconstructeur; neben ihm erlangte etwas später Whitworth in Manchester besondern Ruf. Die Franzosen haben Calla (1827), Saulnier (1843), Decoster (1843, 1847), Cavé (1844, 1848), Barral (1847), Deshays (1848) aufzuweisen. In Deutschland trat Hamann zu Berlin (seit 1847 oder 1848) mit trefflichen großen Drehbänken eigener Construction auf.

Eine höchst nützliche Anwendung der Drehbank ist das Drücken hohler Blecharbeiten auf oder in hölzernen (zuweilen auch metallenen) Modellen und Formen, wodurch das mühsame und höchst zeitraubende Treiben solcher Gegenstände mittels des Hammers äußerst vortheilhaft ersetzt wird. Nachdem diese Arbeitsmethode von den pariser Fabrikanten silberplattirter Waaren schon mehre Jahre lang angewendet worden war, wurde sie um 1820 nach Deutschland verpflanzt, und gewann bald

aus, einen gewöhnlichen Metallhobel du[illegible] [illegible]chfaltigsten Gegen-
Franzose Focq brachte eine dero[illegible] [illegible] verzinntem Eisen-, Zink-
eine andere im Jahre 1[illegible] [illegible] des Britanniametalls. Die
gänzlich ungenüg[illegible] [illegible] einfachen Construction;
dung gekommen [illegible] [illegible] eigenthümliche sehr zweckmäßige Drück-
maschine abgel[illegible] [illegible] 1829 eine [illegible] Blech, an welcher das wesentlich Unter-
durchgehends [illegible] [illegible] nicht wie sonst horizontal liegt, sondern
stände einger[illegible]
bei den Fei[illegible]
durchläuft [illegible]
schicht a[illegible]
—30 [illegible]
Meißel [illegible]
masch[illegible]
Hobe[illegible]
For[illegible]
fest [illegible]
de [illegible]
f[illegible]

Schraubenschneidemaschinen.

Die Verfertigung der eisernen Schrauben aller Art und Größe war bis in die neueste Zeit herein, was sie noch jetzt zu bedeutendem Theile ist, nämlich Arbeit mit Handwerkzeugen oder mit der gewöhnlichen Drechslerdrehbank, welche letztere dazu allerdings mit besondern Nebenvorrichtungen ausgestattet wurde. Ältere Versuche, das Schraubenschneiden durch Maschinen verrichten zu lassen, erstreckten sich entweder nur auf sehr unvollkommene, durch Menschenhand zu bewegende Vorrichtungen, oder waren auf Erzeugung äußerst genauer Schraubengewinde (zum Gebrauch bei Theilmaschinen, Mikrometern u. s. w.) gerichtet. In letzterer Hinsicht ist die von dem berühmten englischen Mechaniker Ramsden 1779 erfundene Schraubenschneidemaschine als eine der vorzüglichsten zu nennen. Wie sehr auch im Laufe der letztvergangenen 30 Jahre die Handwerkzeuge zur Schraubenverfertigung und die von früher her bekannten kleinern Schraubendrehbänke verbessert worden sind, so machte sich doch das Bedürfniß anderer Hülfsmittel in diesem Fache fühlbar, und es ist demselben durch den Erfindungsgeist der Mechaniker in weitestem Umfange abgeholfen worden. Große Schraubenspindeln für Pressen und vielerlei andere Maschinenwerke, desgleichen die metallenen Muttern dazu, werden gegenwärtig auf den oben erwähnten Cylinderdrehbänken schneller und richtiger geschnitten, als man es ehedem mit einfachen und fast rohen Apparaten vermochte. Zur Anfertigung der Gewinde auf den beim Maschinenbau in zahlloser Menge erfoderlichen Schraubenbolzen sind eigene Bolzenschneidemaschinen erfunden: in England von Fox (etwa 1830), Sharp und Roberts (ungefähr 1840); in Frankreich von Decoster (1842); in Deutschland von Schweighofer zu Berlin (1842). Mit solchen Maschinen ist eine eigentliche fabrikmäßige Darstellung der Schrauben erreicht. Noch nöthiger aber war diese zur Hervorbringung der in ungeheuren Massen verbrauchten Holzschrauben, welche aus Eisen- und Messingdraht in verschiedenen Größen gemacht werden. Die einzelnen Arbeiten dieser Fabrikation, nämlich das Zerschneiden des Drahts zu Stücken von abgemessener Länge, das Anprägen, Abdrehen und Einschneiden der Köpfe, das Abdrehen der Spitzen und das Schneiden der Gewindgänge, werden durch eine Reihe von Maschinen verrichtet, die seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts nach und nach in vielfach modificirten Constructionen zum Vorschein kamen. Unter den namentlich bekannt gewordenen Erfindern und Verbesserern solcher Maschinen sind zu nennen: in Frankreich Japy (1806), Phillix (1812), Gomant (1814), Tourasse (1817), Mignon (1827); in England Colbert (1817), Bostok (1827), Poole (1834), Woodyatt und Harrison (1838); in Nordamerika Hull (1838).

Prägmaschinen.

Unter dem Ausdrucke „Prägen" soll hier allgemein diejenige Operation verstanden sein, bei welcher ein zwischen zwei metallene (meist stählerne) Stempel eingebrachtes Stück Metall durch den von einer Maschine ausgeübten Druck oder Stoß geformt wird. Die Aufgabe für eine Prägmaschine, und demgemäß ihre Wirkung auf das der Prägung unterworfene Metall, kann von doppelter Art sein. Entweder ist die Absicht, aus einer flachen Platte (Blech) einen Hohlkörper, d. h. ein Stück darzustellen, welches auf der einen Seite eine bestimmte Erhöhung und

auf der andern Seite eine entsprechende Vertiefung darbietet: dieser Fall mag im Besondern als „Hohlprägen" bezeichnet werden. Oder man will auf einem Metallstücke beiderseitig Erhöhungen hervorbringen, was man „Massivprägen" nennen kann. Beide Methoden finden in der Metallwaarenfabrikation äußerst ausgedehnte Anwendung, und werden zum Theil unter denselben Maschinen ausgeführt. Beim Hohlprägen entsteht die neue Gestalt in Folge einer mehr oder weniger beträchtlichen Ausdehnung der Platte, und von den dazu angewendeten Stempeln muß der eine vertieft gearbeitet sein, der andere eine in diese Vertiefung passende Erhöhung darbieten. Um eine Massivprägung zu erzeugen, findet Zusammenpressung des Metalls an den vertieften Stellen des Gepräges und Aufquetschung (Emportreibung) desselben an den nachher höher liegenden Theilen statt; die Stempel sind hier beide mit Vertiefungen versehen, in deren Betreff sie durchaus nicht miteinander correspondiren. Vom Hohlprägen findet man Beispiele ohne Zahl an Gefäßen, echten und unechten Schmuckfachen, Möbelverzierungen aus Blech u. s. w. Das bekannteste Product des Massivprägens sind die Münzen und Medaillen. Außerdem werden silberne und andere Löffel, Gabeln, verzierte Kleiderknöpfe, kleine Schmuckbestandtheile u. s. w. auf diese Weise hergestellt.

Die Maschinen zum Prägen zerfallen in drei Gattungen: das Fallwerk, das Stoßwerk und die Druckpresse. Das Fallwerk, dessen man sich gewöhnlich nur zum Hohlprägen bedient, ist seiner Grundidee nach der zum Einschlagen der Pfähle beim Bauwesen üblichen Ramme nachgebildet, indem ein 20—150 oder 200 Pfund wiegender Gußeisenklotz durch Ziehen an einem Seile 2—6 Fuß hoch aufgehoben und dann dem freien Falle überlassen wird, wobei der unten an ihm befestigte Oberstempel den Schlag gegen das auf dem feststehenden Unterstempel liegende Metall ausübt und es in denselben hineintreibt. Diese ganze Vorrichtung, deren Hauptverdienst in ihrer Einfachheit liegt, ist schon seit langer Zeit gebräuchlich, aber sie hat neuerlich bei ausgedehnterer Anwendung, namentlich auch zur Darstellung größerer Gegenstände, welche sonst mittels des Hammers getrieben wurden, manche Verbesserungen empfangen. Man baute das Fallwerk in größerm Maßstabe, ließ den alsdann für directe Hebung durch Menschenhände zu schweren Klotz mittels einer Winde aufziehen, brachte Fänger an, welche den nach geschehenem Schlage zurückspringenden Klotz schwebend festhalten und am Wiederherabfallen (welches leicht der Arbeit nachtheilig wird) verhindern, baute auch kleinere Fallwerke so, daß darauf Gefäße in ihrer Seitenwand mit geprägten Verzierungen versehen werden konnten u. s. w. Auch die Behandlung der Metalle unter dem Fallwerke wußte man zweckmäßiger einzurichten, indem man mehre Blechstücke aufeinander liegend zusammen dem Schlage aussetzte, zur Ausprägung sehr tiefer Hohlkörper mehre Unterstempel successiv (jeden folgenden tiefer als den vorhergehenden) in Gebrauch nahm und dgl.

An dem Stoßwerke ist der den Stoß ausübende Theil eine starke eiserne senkrechte Schraubenspindel mit zwei-, drei- oder vierfachem Gewinde, welche durch einen oben mit ihr verbundenen horizontalen Schwengel von Menschenhand bewegt, und deren Wirksamkeit vermittelst zweier an den Enden des Schwengels angebrachter Schwunggewichte erhöht wird. Ein Viertel bis zur Hälfte einer Umdrehung, mit gehöriger Raschheit ausgeführt, setzt die Schraube in den Stand, den Oberstempel mit intensiver Stoßkraft gegen das auf den Unterstempel gelegte Metall herabzutreiben. Als Münzprägmaschine ist das Stoßwerk zuerst angewendet worden; es ging dann in die Knopffabriken, Gürtler- und Goldarbeiterwerkstätten über. Seine Benutzung zum Prägen größerer Metallwaaren ist viel neuern Datums: so wurde die Verfertigung der Theebreter, Lichtscheerteller u. s. w. aus Eisenblech mittels des Stoßwerks 1817 von Reliacq in Paris erfunden; das Prägen silberner Löffel und Gabeln ist ungefähr um dieselbe Zeit, oder wenig später, in Aufnahme gekommen.

Eine Druckpresse statt des Fallwerks oder Stoßwerks ist alsdann zweckmäßig, wenn es sich um die Darstellung tiefer Gefäßkörper aus flachen Blechscheiben handelt, wobei unter der Stoßwirkung das Metall eher durchreißen als die beabsichtigte

eine ungemeine große Wichtigkeit für die Verfertigung der mannichfaltigsten Gegenstände aus Kupfer-, Messing-, Tomback-, schwarzem und verzinntem Eisen-, Zink- und Silber-Blech, neuerlich auch in der Verarbeitung des Britanniametalls. Die zum Drücken dienliche Drehbank ist von der gewöhnlichen einfachen Construction; doch erfand Raminger in Wien 1829 eine eigenthümliche sehr zweckmäßige Drückdrehbank zu großen Arbeiten aus starkem Blech, an welcher das wesentlich Unterscheidende darin besteht, daß die Spindel nicht wie sonst horizontal liegt, sondern vertical steht.

Schraubenschneidemaschinen.

Die Verfertigung der eisernen Schrauben aller Art und Größe war bis in die neueste Zeit herein, was sie noch jetzt zu bedeutendem Theile ist, nämlich Arbeit mit Handwerkzeugen oder mit der gewöhnlichen Drechslerdrehbank, welche letztere dazu allerdings mit besondern Nebenvorrichtungen ausgestattet wurde. Ältere Versuche, das Schraubenschneiden durch Maschinen verrichten zu lassen, erstreckten sich entweder nur auf sehr unvollkommene, durch Menschenhand zu bewegende Vorrichtungen, oder waren auf Erzeugung äußerst genauer Schraubengewinde (zum Gebrauch bei Theilmaschinen, Mikrometern u. s. w.) gerichtet. In letzterer Hinsicht ist die von dem berühmten englischen Mechaniker Ramsden 1779 erfundene Schraubenschneidemaschine als eine der vorzüglichsten zu nennen. Wie sehr auch im Laufe der letztvergangenen 30 Jahre die Handwerkzeuge zur Schraubenverfertigung und die von früher her bekannten kleinern Schraubendrehbänke verbessert worden sind, so machte sich doch das Bedürfniß anderer Hülfsmittel in diesem Fache fühlbar, und es ist demselben durch den Erfindungsgeist der Mechaniker in weitestem Umfange abgeholfen worden. Große Schraubenspindeln für Pressen und vielerlei andere Maschinenwerke, desgleichen die metallenen Muttern dazu, werden gegenwärtig auf den oben erwähnten Cylinderdrehbänken schneller und richtiger geschnitten, als man es ehedem mit einfachen und fast rohen Apparaten vermochte. Zur Anfertigung der Gewinde auf den beim Maschinenbau in zahlloser Menge erfoderlichen Schraubenbolzen sind eigene Bolzenschneidemaschinen erfunden: in England von Fox (etwa 1830), Sharp und Roberts (ungefähr 1840); in Frankreich von Decoster (1842); in Deutschland von Schweighofer zu Berlin (1842). Mit solchen Maschinen ist eine eigentliche fabrikmäßige Darstellung der Schrauben erreicht. Noch nöthiger aber war diese zur Hervorbringung der in ungeheuren Massen verbrauchten Holzschrauben, welche aus Eisen- und Messingdraht in verschiedenen Größen gemacht werden. Die einzelnen Arbeiten dieser Fabrikation, nämlich das Zerschneiden des Drahts zu Stücken von abgemessener Länge, das Anprägen, Abdrehen und Einschneiden der Köpfe, das Abdrehen der Spitzen und das Schneiden der Gewindgänge, werden durch eine Reihe von Maschinen verrichtet, die seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts nach und nach in vielfach modificirten Constructionen zum Vorschein kamen. Unter den namentlich bekannt gewordenen Erfindern und Verbesserern solcher Maschinen sind zu nennen: in Frankreich Japy (1806), Phillix (1812), Gomant (1814), Touraffe (1817), Mignon (1827); in England Colbert (1817), Bostok (1827), Poole (1834), Woodyatt und Harrison (1838); in Nordamerika Hull (1838).

Prägmaschinen.

Unter dem Ausdrucke „Prägen" soll hier allgemein diejenige Operation verstanden sein, bei welcher ein zwischen zwei metallene (meist stählerne) Stempel eingebrachtes Stück Metall durch den von einer Maschine ausgeübten Druck oder Stoß geformt wird. Die Aufgabe für eine Prägmaschine, und demgemäß ihre Wirkung auf das der Prägung unterworfene Metall, kann von doppelter Art sein. Entweder ist die Absicht, aus einer flachen Platte (Blech) einen Hohlkörper, d. h. ein Stück darzustellen, welches auf der einen Seite eine bestimmte Erhöhung und

auf der andern Seite eine entsprechende Vertiefung darbietet: dieser Fall mag im Besondern als „Hohlprägen" bezeichnet werden. Oder man will auf einem Metallstücke beiderseitig Erhöhungen hervorbringen, was man „Massivprägen" nennen kann. Beide Methoden finden in der Metallwaarenfabrikation äußerst ausgedehnte Anwendung, und werden zum Theil unter denselben Maschinen ausgeführt. Beim Hohlprägen entsteht die neue Gestalt in Folge einer mehr oder weniger beträchtlichen Ausdehnung der Platte, und von den dazu angewendeten Stempeln muß der eine vertieft gearbeitet sein, der andere eine in diese Vertiefung passende Erhöhung darbieten. Um eine Massivprägung zu erzeugen, findet Zusammenpressung des Metalls an den vertieften Stellen des Gepräges und Aufquetschung (Emportreibung) desselben an den nachher höher liegenden Theilen statt; die Stempel sind hier beide mit Vertiefungen versehen, in deren Betreff sie durchaus nicht miteinander correspondiren. Vom Hohlprägen findet man Beispiele ohne Zahl an Gefäßen, echten und unechten Schmuckfachen, Möbelverzierungen aus Blech u. s. w. Das bekannteste Product des Massivprägens sind die Münzen und Medaillen. Außerdem werden silberne und andere Löffel, Gabeln, verzierte Kleiderknöpfe, kleine Schmuckbestandtheile u. s. w. auf diese Weise hergestellt.

Die Maschinen zum Prägen zerfallen in drei Gattungen: das Fallwerk, das Stoßwerk und die Druckpresse. Das Fallwerk, dessen man sich gewöhnlich nur zum Hohlprägen bedient, ist seiner Grundidee nach der zum Einschlagen der Pfähle beim Bauwesen üblichen Ramme nachgebildet, indem ein 20—150 oder 200 Pfund wiegender Gußeisenklotz durch Ziehen an einem Seile 2—6 Fuß hoch aufgehoben und dann dem freien Falle überlassen wird, wobei der unten an ihm befestigte Oberstempel den Schlag gegen das auf dem feststehenden Unterstempel liegende Metall ausübt und es in denselben hineintreibt. Diese ganze Vorrichtung, deren Hauptverdienst in ihrer Einfachheit liegt, ist schon seit langer Zeit gebräuchlich, aber sie hat neuerlich bei ausgedehnterer Anwendung, namentlich auch zur Darstellung größerer Gegenstände, welche sonst mittels des Hammers getrieben wurden, manche Verbesserungen empfangen. Man baute das Fallwerk in größerm Maßstabe, ließ den alsdann für directe Hebung durch Menschenhände zu schweren Klotz mittels einer Winde aufziehen, brachte Fänger an, welche den nach geschehenem Schlage zurückspringenden Klotz schwebend festhalten und am Wiederherabfallen (welches leicht der Arbeit nachtheilig wird) verhindern, baute auch kleinere Fallwerke so, daß darauf Gefäße in ihrer Seitenwand mit geprägten Verzierungen versehen werden konnten u. s. w. Auch die Behandlung der Metalle unter dem Fallwerke wußte man zweckmäßiger einzurichten, indem man mehre Blechstücke aufeinander liegend zusammen dem Schlage aussetzte, zur Ausprägung sehr tiefer Hohlkörper mehre Unterstempel successiv (jeden folgenden tiefer als den vorhergehenden) in Gebrauch nahm und dgl.

An dem Stoßwerke ist der den Stoß ausübende Theil eine starke eiserne senkrechte Schraubenspindel mit zwei-, drei- oder vierfachem Gewinde, welche durch einen oben mit ihr verbundenen horizontalen Schwengel von Menschenhand bewegt, und deren Wirksamkeit vermittelst zweier an den Enden des Schwengels angebrachter Schwunggewichte erhöht wird. Ein Viertel bis zur Hälfte einer Umdrehung, mit gehöriger Raschheit ausgeführt, setzt die Schraube in den Stand, den Oberstempel mit intensiver Stoßkraft gegen das auf den Unterstempel gelegte Metall herabzutreiben. Als Münzprägmaschine ist das Stoßwerk zuerst angewendet worden; es ging dann in die Knopffabriken, Gürtler- und Goldarbeiterwerkstätten über. Seine Benutzung zum Prägen größerer Metallwaaren ist viel neuern Datums: so wurde die Verfertigung der Theebreter, Lichtscheerteller u. s. w. aus Eisenblech mittels des Stoßwerks 1817 von Reliacq in Paris erfunden; das Prägen silberner Löffel und Gabeln ist ungefähr um dieselbe Zeit, oder wenig später, in Aufnahme gekommen.

Eine Druckpresse statt des Fallwerks oder Stoßwerks ist alsdann zweckmäßig, wenn es sich um die Darstellung tiefer Gefäßkörper aus flachen Blechscheiben handelt, wobei unter der Stoßwirkung das Metall eher durchreißen als die beabsichtigte

Formänderung unbeschädigt annehmen würde. So sind in Frankreich (von Thomas 1833 und Stevenaux 1835) Schraubenpressen zur Herstellung von Pfannen und Casserolen aus Eisenblech erfunden worden. Verwandt damit ist eine andere Maschine von Dupré in Paris (1839), um die zinnernen Kapseln zu verfertigen, womit man jetzt Champagnerflaschen, Pomadebüchsen u. s. w. zu verschließen pflegt; ferner das in noch kleinerm Maßstabe ausgeführte Preßwerk, auf dem aus kleinern Kupferblechscheibchen die Zündhütchen zu den Percussionsgewehren gemacht werden.

Fall- und Preßwerke finden auch Anwendung zu gewissen Bearbeitungen des Blechs, wobei nur ein Biegen desselben ohne Streckung beabsichtigt wird; in neuerer Zeit sind mehre derartige Vorrichtungen aufgekommen. So wird das als Dachdeckmaterial, zu Wänden, die im Freien stehen und dgl., seit einigen Jahren viel gebrauchte gereifte Eisenblech (verzinntes Eisenblech, dessen Steifheit durch wellenförmige Biegungen erhöht ist) in England mittels eines schweren Fallwerks gestampft. Diese Maschine enthält einen ungeheuren Gußeisenklotz von der Länge der Blechtafeln (etwa fünf Fuß), an welchem unten der Oberstempel sich befindet. Auf den ebenfalls gußeisernen Unterstempel wird das Blech gelegt; er ist mit zwei Rippen versehen, welchen rinnenartige Furchen im Oberstempel entsprechen. Der Fallklotz wird von zwei Arbeitern durch Kurbeln, Zahnstange, Rad und Getriebe auf ungefähr 18 Zoll Höhe gehoben, dann dem freien Falle überlassen. Eine Kniehebelpresse zum Krümmen der Wagenfedern oder anderer Stahl- oder Eisenschienen, welche dabei zwischen zwei entsprechend gestaltete Gußeisenblöcke gelegt werden, erfand Turton in Sheffield 1848; eine Presse, um dickes Eisenblech zur Gestalt runder oder eckiger Rinnen und dgl. zu biegen, wie man sie bei verschiedenen Eisenconstructionen benutzt, rührt von dem Franzosen Lemaitre her (ebenfalls 1848). Von den Stoßwerken und Druckpressen in ihrer besondern Anwendung zum Münzenprägen wird weiter unten, bei Besprechung der Münzmaschinen, die Rede sein.

Nietmaschinen.

Bei Verfertigung der Dampfkessel und anderer großer Behälter aus Eisen- oder Kupferblech geschieht die Vereinigung der (vorläufig in der erfoderlichen Weise gebogenen) Platten durch Vernieten. Die mit regelmäßigen Löcherreihen versehenen Ränder werden übereinander gelegt. Man schiebt durch jedes Loch ein Niet (einen stumpfen rundköpfigen Nagel), sodaß dessen Kopf auf der Innenseite des Kessels sich befindet, und formt nun auch das äußere Ende vermittelst starker Hammerschläge zu einem Kopfe. Diese sehr beschwerliche und zeitraubende Arbeit durch eine Maschine verrichten zu lassen, ist in der neuesten Zeit mehr und mehr gebräuchlich geworden, und fast alle großen Werkstätten bedienen sich bereits der Nietmaschine. Diese wirkt durch Druck, vermeidet also das betäubende Getöse, welches beim Nieten mittels des Hammers stattfindet. Der an dem Niet vorhandene Kopf wird in die passende Vertiefung eines stählernen Stempels gestützt; ein zweiter ähnlicher Stempel wird mit sehr bedeutender Kraft gegen das andere Ende des Niets gepreßt, und auf einen einzigen Druck ist der zweite Kopf gebildet. Beim Nieten der Dampfkessel durch Handarbeit können drei erwachsene Arbeiter und ein Knabe (welcher die glühenden Nieten zuträgt) in einer Stunde 30—40 Nieten von $^3/_4$ Zoll Dicke einsetzen und fertig machen; mit der durch Dampfkraft getriebenen Nietmaschine, von nur zwei Arbeitern und einem Knaben bedient, erreicht man stündlich die Zahl von 360—480 Nieten, also mindestens das Zwölffache der Leistung.

So viel bekannt, hat Fairbairn in Manchester die erste Nietmaschine im Jahre 1838 zu Stande gebracht; er selbst verbesserte sie einige Jahre später bedeutend. In Frankreich ist von den Brüdern Schneider zu Creuzot die Fairbairn'sche Maschine seit 1843 oder 1844 nachgebaut und ebenfalls mit Verbesserungen versehen, von Lemaitre in Paris 1844 eine mehr abweichende Bauart erdacht worden. Letzterer erfand zugleich eine Maschine von besonderer Einrichtung zum Nieten der Röhren. Statt den Nietstempel vermittelst eines Hebels oder Hebelwerks in Bewegung

zu setzen, bringt man denselben zuweilen am Ende der Dampfkolbenstange direct an, und erspart so jeden weitern Mechanismus: dies ist der Fall bei der Nietmaschine des Engländers Garforth (1845). In ähnlicher Weise ist die Nietmaschine zum Betriebe durch Wasserdruck (hydraulische Presse) eingerichtet von May in England (1846). Zur Anfertigung blecherner genieteter Röhren hat Ledru in Paris (1847) sogar eine Maschine erfunden, welche Röhrenziehbank, Lochmaschine und Nietmaschine zu gleichzeitigem Gebrauche in sich vereinigt.

Maschinen zur Fabrikation der Nägel.

Die Verfertigung eines Artikels von so einfacher Gestalt, wie die eisernen Nägel sind, kann für die Ausführung durch Maschinen als eine sehr leichte Aufgabe erscheinen; daher hat sich denn in der That das nach diesem Ziele gerichtete Bestreben vielfältig schon in der ersten Periode des Aufblühens eines umfassenden industriellen Maschinenbaus geoffenbart. Indessen sind die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten größer, als sie dem ersten Blicke sich darstellen. Die genaue Gestalt und reine Ausarbeitung der Nägel ist durch Maschinen kaum in dem Maße wie durch die Handarbeit des Nagelschmieds zu erreichen, besonders ist eine gute (gehörig scharfe und doch nicht zu dünne) Zuspitzung sehr schwer zu erlangen. Die Bildung der Nägel aus dem Stabeisen zerfällt in mehre Operationen, welche entweder gar nicht von einer und derselben Maschine im Zusammenhange vollführt werden können, oder eine ziemlich complicirte Bauart derselben erfoderlich machen. Da die Maschinen das Eisen kalt verarbeiten und es dabei einem starken Drucke aussetzen, so entsteht leicht der Fehler, daß die Köpfe beim Einschlagen der Nägel abbrechen. Die nach Form des Kopfes und Größe des ganzen Nagels so sehr verschiedenen Sorten setzen die Aufstellung vieler danach modificirter Maschinen voraus, wodurch die Fabrikanlage kostspielig wird. Endlich geht die Verfertigung der Nägel durch Handarbeit mit wenigen und höchst einfachen Werkzeugen (das Nägelschmieden) so hurtig von statten, daß die davon entstehende Wohlfeilheit des Artikels den Maschinen die Concurrenz erschwert. Ein einziger fleißiger und geschickter Arbeiter schmiedet des Tags z. B. 2000—2500 kleine Schuhnägel, welche etwa zwei Pfund wiegen, oder 1500—2000 Schindelnägel im Gewichte von sechs bis acht Pfund, oder 1500 Schloßnägel, ungefähr fünf Pfund wiegend. Diese Umstände machen es begreiflich, daß zahlreiche mislungene Versuche vorausgehen mußten, bis man den geeignetsten Weg zur Darstellung der Nägel mittels Maschinen ermittelte, und diese Fabrikation auf den Standpunkt erhob, wo sie in ökonomischer Beziehung die Handarbeit entschieden überflügelte. Noch gegenwärtig aber, wo dieses Resultat erreicht ist, sind die Maschinennägel nur vermöge ihrer Wohlfeilheit im Stande, vieler Orten das Feld zu behaupten: an Güte und Schönheit stehen sie den geschmiedeten Nägeln fast ohne Ausnahme nach, und wo nicht besonders günstige Verhältnisse ihnen zu statten kommen, haben sie die von der Hand geschmiedeten Nägel keineswegs verdrängen können.

Die ersten mit einigem Erfolge gekrönten Versuche, Nägel auf Maschinen zu fabriciren, sind in Nordamerika unternommen worden, wo 1795 Perkins ein dahin bezügliches Patent erhielt; diesem folgte 1811 ein anderer Amerikaner, Read. Von 1809 an wurde die Verfertigung der Maschinennägel in England (Birmingham) einheimisch, nachdem auch hier misglückte Unternehmungen schon seit 1790 vorausgegangen waren. Frankreich erhielt die erste Nagelfabrik mit Maschinen 1809, dann eine andere 1811 (beide nach englischem Muster); aber erst 1817 konnte die Fabrikation Erfolg und Bestand gewinnen. Im Jahre 1815 kam diese Industrie nach Oestreich, wo sie langsam sich hob, und zwar seit 1818 einigermaßen Befriedigendes leistete, aber doch erst in den letzten 10—15 Jahren zu nennenswerther Ausdehnung gelangte. Das älteste Project einer Nägelmaschine (des Engländers Clifford, 1790) war ein Walzwerk, welches aus Eisenstäben in einer einzigen Operation die Nägel mit Köpfen versehen fertig liefern sollte. Die Natur dieser Erfindung ist so,

daß man ihre praktische Unbrauchbarkeit und Erfolglosigkeit leicht einsieht; es fällt deshalb schwer zu begreifen, wie ein anderer Engländer, Todd, im Jahre 1818 diese untaugliche Idee wieder aufnehmen und noch Church 1828 wenigstens theilweise darauf zurückkommen mochte. Später änderten Andere das Verfahren dahin ab, daß aus Eisen Schienen mit dickern nach der Länge laufenden Rippen gewalzt, die Schienen dann unter einer Schneidemaschine durch Querschnitte in einzelne Nägel zerlegt wurden, wobei aus der Rippe die Köpfe entstanden. Dies war der Weg, welchen Spencer in England (1801) und Schafzahl in Gratz (1815) einschlugen; er führte ebenfalls nicht genügend zum Ziele. Bessere Resultate waren erst von dem Zeitpunkte an zu erwarten, wo man sich entschloß, die Nägel kopflos aus gewalzten Schienen zu schneiden und die Köpfe nachträglich auf einer eigenen Maschine zu bilden. Eine englische oder amerikanische Fabrikationsmethode dieser Art wurde 1809 von Degrand, und eine andere gleichen Ursprungs 1810 von Learenwerth nach Frankreich verpflanzt, bei letzterer aber die Kopfbildung, wie es scheint ohne Maschine, mittels des Handhammers, bewerkstelligt. Wenig später (1811) ließ White (dem Namen nach ein Engländer) in Frankreich sich eine Reihe von Maschinen patentiren, welche nach demselben Princip arbeiteten, zwar eine gute Anzahl scharfsinniger mechanischer Ideen umfaßten, aber praktisch sich nicht bewährten. Eine erfolgreiche Fabrikation der geschnittenen Nägel begann in Frankreich mit Lemire 1817, und dieselbe wurde von Stolle zu Strasburg (1830), Massiaux (1845) und Andern mit neuen Verbesserungen bereichert. In England folgten einander in diesem Fache: Todd 1818, Wilks und Ecroyd 1825, Ledsam und Jones 1827, Church 1832, Walker 1844. Oesterreich brachte hierher gehörige Erfindungen seit Leppich (1818) und Leitner (1821) mehre zu Tage bis auf Wurm, der 1835 ausgezeichnete Maschinen zur Verfertigung der Nägel mit zweilappigen Köpfen erfann. Bei den andern weit gebräuchlichern Nägelgattungen geschieht die Kopfbildung mittels eines Stempels in einem Fallwerke (wie z. B. das von dem Engländer Jackson 1840 angegebene), in einem Stoßwerke mit Schraubenspindel, oder in einer Kniehebelpresse. Es kann die Kopfpresse mit dem Schneidewerke in der Art verbunden werden, daß jeder von der Eisenschiene abgeschnittene Nagel nicht eher aus der Maschine fällt, bis durch den seitwärts gegen sein dickeres Ende angedrückten Stempel der Kopf gebildet ist. Diese Einrichtung findet man bei der neuern englischen Nägelmaschine, welche in Birmingham gebräuchlich, 1835 von Whitaker nach Frankreich (Charleville) verpflanzt ist. Eine solche Maschine macht von 1½—2 Zoll langen Nägeln 120—150 Stück in einer Minute. Bei den kopflosen Absatzstiften besteht die ganze Fabrikation in dem Zerschneiden der Schienen allein, welche man hierzu keilförmig (einer Messerklinge ähnlich) auswalzt, um durch Schnitte eines eigenthümlich gestalteten Messers gut zugespitzte vierseitig-pyramidale Stifte zu erzeugen; die hierzu von Sirot in Valenciennes 1834 erfundene, später verbesserte Maschine schneidet bis 300 Stifte in einer Minute.

Durch die oben berührten Mängel der geschnittenen Nägel überhaupt sind Versuche hervorgerufen worden, Maschinennägel aus glühendem Eisen zu schlagen oder zu pressen, oder wenigstens geschnittene Nägel in glühendem Zustande nachträglich auf einer Maschine zu bearbeiten (Erfindungen der Engländer Fuller 1834 und Lambert 1847); allein es ist zu bezweifeln, daß bei dieser Methode der ökonomische Vortheil bestehen kann, dessen die Maschinennägelfabrikation so wesentlich zu ihrem Bestehen bedarf.

Maschinen zur Fabrikation eiserner Ketten.

Zur Bildung gleichgroßer und regelmäßig gestalteter Kettenglieder windet man um einen mittels Rad und Getrieb umgedrehten Cylinder den glühenden Eisenstab schraubenartig in dicht aneinander liegenden Gängen, haut diese sämmtlich nach einer Linie durch, und erhält so lauter offene Ringe, welche ineinander gehängt und geschweißt werden. Dieser einfache Hülfsapparat ist jedenfalls nicht sehr alt, aber

wann und wo er zuerst angewendet wurde, kann nicht angegeben werden. Größere mechanische Vorrichtungen werden bei Fabrikation der schweren Ankerketten (Kettentaue) benutzt und sind von dem Engländer Brunton 1815 erfunden worden. Man klemmt ein abgeschnittenes Eisenstück in einer Art Schraubstock ein, dessen beweglicher Theil durch die Schraube gegen eine elliptische (dem Kettengliede gleich geformte) Bahn von Gußeisen gepreßt wird, und drückt das Eisen mittels eines Hebels, an welchem ein stählernes Gesenk befestigt ist, in diese Bahn hinein, wodurch es die längliche Ringgestalt erhält. Nach dem hierauf folgenden Schweißen des Glieds wird quer in dessen Öffnung der Steg eingestellt, der den innern Raum in zwei Theile abtheilt; und endlich befestigt man den Steg, indem man den Ring unter einem großen eisernen Hebel der Querrichtung nach etwas zusammendrückt. Eine eigenthümliche Art Ketten und die zu deren Verfertigung dienliche Maschine erfand Wright in Glasgow 1839. Er bildet jedes der ovalen ringförmigen Glieder durch vielfaches Herumwinden eines Eisendrahts in der Art, daß es mit einem geöffneten Garnstrehne Ähnlichkeit hat. Auf der Maschine wird die Kette Glied nach Glied so verfertigt, daß die Glieder sogleich ineinander hängen. Zuletzt taucht man die ganze Kette in geschmolzenes Kupfer, um die Drahtwindungen der Glieder zu einem compacten Ganzen zu verlöthen.

Die von Vaucanson um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfundenen Bandketten, deren aus starkem Eisendraht eigenthümlich gebildete Glieder ohne Schweißung nur mittels daran gebogener Öhre ineinander hängen, werden ebenfalls mit Maschinen verfertigt. Eine solche Maschine construirte Vaucanson selbst. Seider in Wien brachte 1822 eine andere selbständig hervor; eine dritte, von Cochot in Paris erdachte, wurde 1829 bekannt.

Maschinen zur Verfertigung der Thürangeln und Charnierbänder.

Die eisernen und messingenen Charnierbänder, womit man an Kästchen und andern Behältnissen die Deckel befestigt, desgleichen die eisernen Thürangeln, werden in neuerer Zeit fabrikmäßig mittels Maschinen hergestellt. In Nordamerika ist, wie es scheint, der Anstoß hierzu gegeben, in England nachher der größte Theil der betreffenden Verbesserungen gemacht worden. Im Jahre 1836 wurde eine amerikanische Maschine zur Fabrikation der Charnierbänder nach England verpflanzt; andere dergleichen erfanden Henfrey 1838, Johnston 1839 und Andere. In den birminghamer Fabriken gebraucht man gegenwärtig eine Reihe Maschinen, welche die Hervorbringung dieser Bänder in folgender Weise vollführen. Die erste Maschine schneidet aus dem Blech Stücke von der erfoderlichen Gestalt; die zweite biegt die zur Rohrgestalt zu bildenden Vorsprünge derselben vorbereitend ein wenig auf; die dritte vollendet das Aufrollen und erzeugt somit die rohrartigen Theile, durch welche nachher der Stift gesteckt wird; die vierte beschneidet die Röhren an ihren beiden Enden, um sie hier gerade zu machen und ihnen die genaue Länge zu geben; die fünfte endlich macht die Schraubenlöcher in den Charnierplatten. Alle diese Maschinen arbeiten vermittelst Dampfkraft, und die sie bedienenden Knaben haben nichts zu thun als die Stücke vorzulegen und wegzunehmen.

Feilenhaumaschinen.

Wiewol es dem Zwecke der gegenwärtigen Mittheilungen streng genommen nicht entspricht, von Maschinen zu handeln, welche als Resultate verfehlter Bestrebungen zur Zeit keinen praktischen Werth erlangt haben, so ist doch das in diese Kategorie gehörige Beispiel der Feilenhaumaschinen zu interessant, um hier mit Stillschweigen übergangen zu werden. Die Verfertigung der Feilen besteht in dem Schmieden derselben aus Stahl, dem Abschleifen, dem Hauen und dem Härten. Das Hauen ist diejenige Operation, mittels welcher die sich durchkreuzenden Einschnitte gemacht werden, worauf die Fähigkeit der Feile beruht, von Metallen feinere oder gröbere Späne abzunehmen. Man bedient sich, um jene Einschnitte zu bilden,

eines Meißels, der auf die Feile gesetzt, durch einen Schlag mit dem Hammer eingetrieben und vor jedem neuen Schlage ein klein wenig weitergerückt wird. Die Handarbeit hat in diesem Geschäfte eine so große Vollkommenheit erworben, daß die Einschnitte nicht nur in äußerster Regelmäßigkeit, sondern zugleich mit wunderbarer Schnelligkeit einer nach dem andern entstehen. Auf großen und groben Feilen macht ein Arbeiter 70—90, auf 12- oder 14-zölligen feinen Feilen 100—120, auf kleinen 150—200, manchmal sogar 240 Schläge in einer Minute. Dabei sieht er durchaus nicht zu, sondern überläßt die Stellung des Meißels gänzlich dem Gefühle der Hand, indem die Meißelschneide sich jedes mal gegen die vom vorhergegangenen Einschnitte aufgeworfene schwache Erhöhung anlehnt. Die scheinbare Einfachheit des ganzen Vorgangs, die Leichtigkeit mittels einer Maschine gleich starke Schläge auf den Meißel auszuüben und das schrittweise Fortrücken der Feile unter dem Meißel auf das genaueste zu bewirken, hat schon vor mehr als 100 Jahren Projecte und Versuche zur Construction von Feilenhaumaschinen hervorgerufen. Allein theils die Schwierigkeit, mit kostspieligen Maschinen gegen eine so rasch geförderte Handarbeit die Concurrenz zu bestehen, theils (und noch weit mehr) mannichfache praktische Hindernisse, welche erst bei näherm Eingehen auf die Einzelheiten sich offenbaren, haben das Resultat ergeben: daß zur Zeit keine einzige der vielen zu Tage gekommenen Feilenhaumaschinen ebenso gute und zugleich ebenso ökonomische Leistungen wie die Handarbeit darbietet. Zwar tauchten bis zu gegenwärtigem Augenblicke von Zeit zu Zeit immer wieder neue Maschinen auf; aber die Praxis der Fabrikation hat davon keinen Nutzen zu ziehen vermocht, und es ist Thatsache, daß z. B. in ganz England keine einzige Feilenfabrik sich einer Haumaschine bedient.

Die ältesten bekannten Entwürfe von Feilenhaumaschinen fallen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und rühren von den Franzosen Duverger (etwa 1730) und Fardouel her. Kurz vor 1800 wurde eine Maschine dieser Art in Nordamerika erfunden; ungefähr um dieselbe Zeit trat in Deutschland Prasse mit einer hierher gehörigen Erfindung auf; 1802 der Engländer Nicholson; 1810 wieder ein Deutscher, Breithaupt; 1812 Petitpierre in Paris. Neuere Feilenhaumaschinen wurden bekannt aus Nordamerika (Hatch 1828, Winslow 1847), England (Shilton 1833, Stocker 1836, Ericson 1836), Deutschland (Breithaupt in Bückeburg 1834). Und wie viele Projecte sind zu Grabe gegangen, ehe sie vor die Öffentlichkeit traten! Alle diese mislungenen Unternehmungen können nicht den Beweis liefern, daß das Hauen der Feilen mittels Maschinen eine absolut unausführbare Sache sei; aber sie stellen wenigstens die große Schwierigkeit der Aufgabe in ein grelles Licht, und fodern für die Folge zu genauester Berücksichtigung aller einschlagenden Verhältnisse auf, wenn nicht große Opfer an Mühe, Zeit und Geld ohne Erfolg aufgewendet sein sollen.

Stecknadelmaschinen.

Die althergebrachte Verfertigungsart der Stecknadeln durch Handarbeit zerfällt in folgende Hauptoperationen: 1) das Geraderichten des Messingdrahts, wobei derselbe zugleich in Längen von 18—24 Fuß zertheilt wird; 2) das Zerschneiden dieser langen Drähte in Stücke von der zwei-, drei- oder vierfachen Länge einer Stecknadel; 3) dem Zuspitzen auf einer schnell um ihre Achse laufenden scheibenförmigen Feile, dem sogenannten Spitzringe; 4) das Zerschneiden in einfache Nadellängen; 5) das Spinnen des Knopfdrahts, d. h. die Darstellung von Röhrchen aus schraubenartig gewundenem Drahte, wovon nachher die Nadelköpfe entstehen; 6) das Zerschneiden dieser Röhrchen in lauter kleine Theile, deren jeder genau zwei Drahtwindungen enthält und das Material zu einem Nadelkopfe ist; 7) das Aufstecken, Befestigen und Rundklopfen der Köpfe, wozu ein kleines Fall- oder Schlagwerk (Wippe genannt) mit zwei stählernen Stempeln in Anwendung kommt. Die große Anzahl der während dieses ganzen Arbeitsganges erfoderlichen Handanlegungen ist wol geeignet einen Vortheil erwarten zu lassen, wenn man eine Maschine baute, welche

den ihr vorgelegten rohen Draht selbständig mittels einer Verbindung von Mechanismen in Stücken schneiden, jedes Stück sogleich zuspitzen und am andern Ende den Kopf bilden könnte. Aufsetzung eines besonders verfertigten und aus Drahtwindungen bestehenden Kopfes erscheint aber hierbei sogleich als unzulässig. Indem man also auf die Construction derartiger Maschinen ausging, wählte man eine völlig verschiedene Methode der Kopfbildung, nämlich durch Aufstauchung des stumpfen Nadelendes selbst mittels des von einem Stempel ausgeübten Drucks. An die Stelle der gewöhnlichen kugelrunden Gestalt des Kopfes trat hierbei fast unvermeidlich eine gedrückt birnenförmige. Es wurden nach diesem Principe Stecknadeln zuerst in Nordamerika, und zwar bereits im Jahre 1818, verfertigt. Entweder die dabei benutzte Construction selbst oder eine ähnliche ließ Wright in England, 1824, sich patentiren; seine Maschine lieferte bei ungestörtem Gange 40 Nadeln in einer Minute. Taylor brachte 1825 die Erfindung nach Frankreich, wo Spooner bereits 1814 auf das Project einer (wahrscheinlich nie ausgeführten, wenigstens gewiß nicht in praktischen Gebrauch gekommenen) Stecknadelmaschine ein Patent genommen hatte. Wie viel diese Maschinen alle noch zu wünschen übrig ließen, geht genugsam aus der Menge von spätern gleichartigen Erfindungen hervor. Im Jahre 1832 erhielt Rowe-Dauson aus London ein französisches Patent für eine Stecknadelmaschine; 1834 erfand Poole in London eine solche; 1840 wurde eine andere von dem Engländer Coates nach Frankreich gebracht, und in dasselbe Jahr fällt die Erfindung einer derartigen Maschine durch Larose in Lüttich. Sudds in Rouen (1841) und Renaud in Paris (1844) traten wieder mit hierher einschlagenden Constructionen auf. Endlich nahm Newton in London (welcher aber nicht selbst der Erfinder war) 1844 in England ein Patent auf eine sehr verbesserte Stecknadelmaschine, von welcher angegeben wird, daß sie 60 Nadeln in der Minute verfertige. Dieses Resultat kann als das günstigste betrachtet werden, welches bisher erreichbar gewesen war. Berücksichtigt man jedoch, daß erfahrungsmäßig bei ähnlichen Maschinen wenigstens zwei Fünftel der Arbeitszeit durch kleine Störungen und wegen Reparaturen eintretende Betriebsstockungen verloren gehen, so wird man das Höchste thun, wenn man durchschnittlich 36 Stück als Erzeugniß einer Minute (alsdann die Arbeitszeit zu voll gerechnet) annimmt. Um 100000 Nadeln zu liefern wird demnach die Maschine etwa 48 Stunden bedürfen. Vergleicht man nun hiermit den Zeitaufwand zur Herstellung von 100000 Stecknadeln nach alter Art, nämlich:

3½	Stunden (für eine Person)	zum Richten des Drahts,
1	Stunde	zum Schneiden der Drähte,
26½	Stunden	zum Spitzen,
8	„	„ Zerschneiden der gespitzten Drähte,
3	„	„ Spinnen des Kopfdrahts,
3	„	„ Schneiden der Köpfe,
91	„	„ Aufsetzen der Köpfe, also

136 Stunden im Ganzen: so ergibt sich, daß die gesammte Handarbeit an Zeit fast das Dreifache von Dem verlangt, was die Arbeit der Maschine in Anspruch nimmt. Zugleich aber geht hervor, daß gerade zwei Drittel des ganzen Zeitbedarfs allein zum Aufsetzen der Köpfe erfoderlich sind. Sofern nun die Maschine auch das Spinnen und Zerschneiden des Kopfdrahts erspart, muß man zu jenen 91 Stunden, welche das Aufsetzen erfodert, noch drei und drei Stunden hinzuzählen, und erhält so 97 Stunden als die gesammte Zeit, welche bei Handarbeit mit Bildung und Befestigung der Köpfe verfließt. Dieser Antheil ist gegenüber den vorausgehenden Arbeiten gewiß sehr beträchtlich. Dabei kann das Anstauchen der Köpfe so verhältnißmäßig leicht und schnell von einer Maschine verrichtet werden. Endlich ist auch eine Maschine, welche nur dies zu verrichten hätte, so ohne allen Vergleich einfacher und wohlfeiler als eine die Nadeln von Grund aus fertigende, daß man später wol einsehen mochte, es sei zweckmäßiger, die Handarbeit für das Anfertigen der Nadel-

schäfte beizubehalten, und nur die Köpfe durch Stauchung auf einer Maschine zu bilden. Dies war in der That, wenigstens in Birmingham, dem Hauptsitze der englischen Stecknadelfabrikation, das praktische Resultat der Bemühungen in diesem Fache. Man hat in den Fabriken der genannten Stadt die höchst complicirten Maschinen zur vollständigen Anfertigung der Stecknadeln verlassen, und bedient sich jetzt nur zum Anköpfen selbstthätiger, von Dampfkraft getriebener Maschinen, während das Richten, Schneiden und Zuspitzen der Drähte nach alter Art auf dem Wege der Handarbeit verrichtet wird. Zu jeder der nach Größe verschiedenen Sorten Stecknadeln hat man eine besondere Kopfmaschine. Die Maschinen zu großen Sorten machen 100—112, die zu kleinern Sorten aber 150—160 Köpfe in einer Minute. Hiernach würden für die 10 Arbeitsstunden eines Tags beziehungsweise 60—67000 und 90—96000 Stück zu erwarten sein; man rechnet aber nur auf 40—48000 durchschnittlich, wegen der unvermeidlichen Störungen im Gange der Maschinen. Mit Zugrundelegung einer Mittelzahl von 45000 Stück für 10 Stunden sind auf 100000 Nadeln an Arbeitszeit zu rechnen 22 Stunden, dazu für Handarbeit (nach Obigem) . . . . . 39 „

macht zusammen 61 Stunden,

d. h. nur um 27 % mehr Zeit, als eine der complicirten und theuren Maschinen zur gänzlichen Anfertigung der Nadeln bedürfen würde; dagegen weniger als die Hälfte der Zeit, welche bei reiner Handarbeit nöthig wäre, abgesehen von dem zu letzterer erfoderlichen viel größern Arbeiterpersonal.

Maschinen zur Fabrikation der Drahtstifte.

Die Verfertigung der Drahtstifte oder Drahtnägel besteht wesentlich nur aus drei Operationen, nämlich dem Zerschneiden des Eisen- (oder Messing)drahts in Theile von der erfoderlichen Länge, der Zuspitzung dieser Stücke an dem einen Ende, und der Bildung des Kopfes durch Breitquetschen des andern Endes. Sie hat demnach sehr viel Ähnlichkeit mit jener der Maschinenstecknadeln, unterliegt jedoch weniger Schwierigkeiten als diese, weil einerseits die größere Dicke und Steifheit der Stifte eine minder zarte Behandlung zuläßt, und andererseits eine so fein und rein ausgebildete Spitze, wie bei den Nadeln zu den wesentlichen Erfodernissen gehört, an den Stiften durchaus nicht nöthig ist. Um so lebhafter mußte der Gedanke aufgefaßt und verfolgt werden, die Stifte mittels Maschinen darzustellen. Allein es dauerte lange, bis man dahin gelangte, diese Maschinen von solcher Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit herzustellen, daß ihr Product an Güte und an Wohlfeilheit der Erzeugung neben den durch Handarbeit gemachten Stiften auftreten konnte; erst seit 10—15 Jahren ist dieses Resultat erreicht. Von der Wirkungsweise der Stiftenmaschinen gibt Folgendes einen allgemeinen Begriff. Der Draht wird durch Walzen oder durch eine Art Zange eingezogen und schrittweise (jedes mal um so viel als der Länge eines Stifts entspricht) vorgeführt, dann aber von einer Zange gepackt, abgekneipt und festgehalten, deren Maul so beschaffen ist, daß es im Augenblicke des Abkneipens selbst eine mit vier Flächen pyramidal zugeschärfte Spitze hervorbringt. Während der auf diese Weise in gehöriger Länge abgeschnittene und zugespitzte Stift fest eingeklemmt ist, wird das stumpfe Ende desselben durch den Schlag eines Hammers, besser durch den Druck oder Stoß eines Stempels, zur Gestalt des Kopfes ausgebildet. Die vierseitigen gepreßten Spitzen der Maschinenstifte unterscheiden sich durch ihre Schlankheit und Schärfe vortheilhaft von der runden Zuspitzung, welche man bei den nach alter Art mittels Handarbeit gemachten Stiften durch Schleifen auf einem Drehsteine erzeugt. Die neuern Stiftenmaschinen bester Art arbeiten so schnell, daß sie in einer Minute 50 Stück von 4—8 Zoll Länge, oder 75 Stück 2—4-zöllige, oder 100 Stück 1¼—3½-zöllige, oder 120 Stück ¾—2¼-zöllige, oder 160 Stück ⅝—1½-zöllige, oder 240 Stück ½—1¼-zöllige, oder endlich 300 Stück ⅜—¾-zöllige Stifte produciren. Diese Ungleichheit der Leistung

kommt weniger von der verschiedenen Länge der Stifte als davon her, daß mit deren Länge auch die Dicke zunimmt.

In keinem Lande sind der Aufgabe, tüchtige Stiftenmaschinen herzustellen, so viele Bemühungen gewidmet worden als in Frankreich, und da es interessant ist, die hierbei zu Tage gekommene Beharrlichkeit aus nähern Nachweisungen zu erkennen, so lassen wir hier die Namen der Erfinder nebst den Jahrzahlen ihres Auftretens folgen. Den Anfang scheint Daguet in Paris 1816 gemacht zu haben, nachdem ein von White 1811 beabsichtigtes Unternehmen fehlgeschlagen war. Dann folgten: Malliot 1821, Laroche und Monnier 1822, Chevenier 1823, Bruyset 1825, Bouchy 1825, Petit-Jean und Mengin 1825, Lechartier 1826, Caplain 1827, St.-Amand 1829, Accard 1830, Klenck 1831, Philippe 1832, Jocteur-Monrozier 1833, van Moorsel 1833, Delacroix 1833, Canier 1833, Brenoz 1833, Robbe 1834, Triger 1835, Beuchette 1835, Fiants 1836, Perrin 1837, Dalloz und Guillaume 1837, Dubois 1837, Coade 1838, Regard 1838, Stolz 1838, Laranza 1839, Malzac 1841.

In Deutschland hat man sich, so viel bekannt, wesentlich auf die Einführung oder Nachahmung französischer Maschinen beschränkt. Doch wurden Vorrichtungen zur Fabrikation kopfloser Stifte mit vierseitigen gepreßten Spitzen selbständig erfunden von Pfeiffer in Großglogau und von Kehlmann zu Badbergen im Königreich Hannover.

Maschinen zur Verfertigung der Kleiderhäkchen.

Die aus Messingdraht gemachten und nachher verzinnten oder versilberten, manchmal auch von Eisendraht oder silberplattirtem Kupferdraht hergestellten Haken und Ösen zum Zusammenhäkeln der Kleidungsstücke u. s. w., sind seit undenklicher Zeit ein Product der Handarbeit unter Anwendung höchst einfacher Werkzeuge gewesen. Als man zuerst daran dachte, diesen Artikel mittels Maschinen zu fabriciren, fand dieses Bestreben ein Hinderniß nicht sowol in Schwierigkeiten der Construction, als vielmehr in der äußersten Wohlfeilheit der Waare, weil diese von Kindern oder halberwachsenen Personen gegen geringen Lohn, öfters sogar als Resultat höchst werthloser Mußestunden (in Paris z. B. von den Soldaten auf den Wachstuben) producirt wird. Hoyau in Paris, der 1827 zuerst eine Haken- und Ösenmaschine zu Stande brachte, scheint deshalb wenig daraus gezogen zu haben. Später wurden dergleichen Maschinen und andere von Moiselet zu Lyon (1830) und Peyrouze zu Paris (1844) erfunden; in Deutschland von Böck zu Nürnberg (1841) und Schäfer zu Oderfeld am Harze. Mehre Fabriken haben es durch Vervollkommnung ihrer Maschinen dahin gebracht, mit dem Product derselben die Concurrenz gegen die Handarbeit vortheilhaft zu bestehen, zumal die Haken und Ösen von der Maschine regelmäßiger und schöner ausfallen. Eine neuere Art Haken und Ösen sind die aus Blech geschnittenen, welche Hue in Paris 1845, nebst einer zu deren Anfertigung dienenden Maschine, erfand. Letztere besteht dem Wesentlichen nach in einem Durchschnitte, welcher den Umriß der Stücke und zugleich die Löcher in denselben ausschneidet, den Haken überdies die Biegung gibt, und selbstthätig das Blech weiterrückt. Die Erzeugung beträgt 350 Stück in einer Minute.

Maschinen zur Kratzenfabrikation.

Wolle und Baumwolle haben unter den verschiedenen Vorbereitungsarbeiten zur Spinnerei als eine der wesentlichsten das Kratzen, Krämpeln oder Streichen zu erleiden, welches in einer Art eindringlichen Durchkämmens besteht. Dazu dienen die Kratz-, Krämpel- oder Streichmaschinen, zusammengesetzt aus Walzen, welche mit sogenanntem Kratzenbeschlage überzogen sind. Letzterer besteht aus starkem Leder mit in dasselbe eingesetzten dicht beieinander stehenden kleinen Eisendrahthäkchen, sodaß der Beschlag eine Art Drahtbürste darstellt. Je zwei Häkchen sind als ein Ganzes von

schäfte beizubehalten, und nur die Köpfe [illegible] durch Löcher des
bilden. Dies war in der That [illegible] während der mittlere Theil
englischen Stecknadelfabrika[illegible] solcher Häkchen mag Folgendes
sem Fache. Man [illegible] Baumwollen-Kratzmaschine
cirten Maschinen [illegible] besetzter Oberfläche, eine Wol-
dient sich jetzt n[illegible] Quadratzoll Kratzenbeschlag
schinen, während [illegible] doppelte Häkchen; demnach ist die Zahl
auf dem Wege [illegible] auf etwa $1\frac{1}{2}$—3 Millionen anzuschla-
denen Sorten [illegible] $2\frac{1}{2}$ Millionen; berechnen ferner in der
großen Sort[illegible] Spinnmaschinen, daß die in sämmtlichen Maschinenspinne-
in einer W[illegible] 800 Millionen Pfund Baumwolle ungefähr
hungsweise [illegible] Größe erfodern; und finden hieraus,
nur auf [illegible] begriffenen Doppel-Drahthäkchen 300060 Millio-
Gange [illegible] betragen mag! Man begreift leicht, daß,
für 10 [illegible] Erneuerung der Kratzen-
dazu [illegible] Artikels einen beträchtlichen Industriezweig bilden
[illegible] Zurichten des Leders, nämlich Abgleichen
[illegible] unter einer sogenannten Spalt- oder Hobelmaschine, da-
[illegible] übereinstimmend wird; das Stechen der Löcher; die Ver-
[illegible] Einsetzen dieser letztern in das Leder.

Um die Häkchen aus Eisendraht zu machen, sowie um das Stechen des Leders zu verrichten, waren früherhin sehr einfache Geräthschaften oder unvollkommene Maschinen im Gebrauch; das Einsetzen geschah aus freier Hand. Später kamen verbesserte Mechanismen zur Anfertigung der Häkchen auf, wie der des Engländers Bearb gegen 1812, des Franzosen Scrive 1813, des Deutschen Rumpf (in Göttingen) um das Jahr 1830, und Anderer. Zugleich aber wurden die außerordentlich kunstvollen Maschinerien erfunden, welche in vereinigtem Arbeitsgange das Stechen der straff aufgespannten Leders, sowie die Herstellung und das sofortige Einsetzen der Häkchen ohne alle Mithülfe der Menschenhand verrichten. Zuerst scheint eine Maschine dieser Art von Ellis in Nordamerika ausgeführt worden zu sein. Dyer verpflanzte dieselbe im Jahre 1811 nach England, und verbesserte sie 1814; Degrand machte die Erfindung 1811 auch in Frankreich einheimisch. Ihnen folgten mit verschiedenen Modificationen in beiden Ländern Mehre; was Frankreich betrifft namentlich: Mathieu und Gohin 1817, Calla 1821, Lolot 1822, Achez 1829, Papavoine und Chatel 1840.

Eine Maschine, welche nur die Doppelhäkchen biegt und doppelt wirkend eingerichtet ist, d. h. zwei Doppelhäkchen zugleich macht, kann in einer Minute 200 Stück liefern, in einem Tage von 10 Arbeitsstunden (mit Rücksicht auf unvermeidliche Störung des Ganges) etwa 90000, mithin des Jahrs (in 300 Arbeitstagen) 27 Millionen. Um den oben berechneten Bedarf zum einmaligen Beschlagen sämmtlicher Baumwollen-Kratzmaschinen (300000 Millionen) im Laufe eines Jahrs zu verfertigen, müßten also wenigstens 11000 solcher Maschinen arbeiten. Auf einer derjenigen Maschinen, welche alle Operationen vereinigt vollbringen, werden 150—160 Doppelhäkchen in einer Minute gemacht und in das Leder eingesetzt. Eine Kratzenfabrik, welche 1817 in Manchester mit 60 Maschinen dieser Art arbeitete, konnte kaum den laufenden Bedarf dieser Stadt allein fertigen. Und seit jener Zeit ist der Umfang der Baumwollenspinnerei in ganz Großbritannien wenigstens auf das Sechsfache des damaligen Bestands gestiegen.

Münzmaschinen.

Die Wichtigkeit einer technisch sehr vollkommenen Ausarbeitung der Geldstücke (wegen allein dadurch möglicher Erschwerung des Falschmünzens) und der Umstand, daß das Münzen in den Händen der Regierungen ist, welchen die zu vollkommenem Betriebe erfoderlichen Kräfte aller Art am umfassendsten zu Gebote stehen, [illegible]

rechtigten ohne Zweifel, gerade in diesem technischen Fache frühere und raschere Fortschritte zu erwarten, als verwandte Zweige der Privatindustrie machen konnten. Man muß indessen gestehen, daß in frühern Zeiten die Münzkunst langsam sich verbesserte, und noch ganz neuerlich theilweise entschieden mangelhafte Einrichtungen den ökonomischen Rücksichten wegen üblich geblieben oder erst eingeführt worden sind. Doch ist der große Schritt zum Bessern, welchen die Münzstätten der meisten Länder in den letztverflossenen Jahrzehnden gethan haben, nicht zu verkennen, und namentlich was das Maschinenwesen betrifft, steht das Münzwesen der gegenwärtigen Zeit auf einer früher nicht geahnten Stufe. Es wird, um in dieser Beziehung einen Überblick zu gewähren, nöthig sein den ganzen Gang der Münzfabrikation nach der Ordnung seiner einzelnen Operation zu verfolgen.

Das zur Vermünzung bestimmte Metall wird geschmolzen und in Formen von Sand oder Gußeisen zu flachen Stäben (Zainen) gegossen. In einigen großen Münzstätten nimmt man schon bei dieser ersten Arbeit mechanische Vorrichtungen zu Hülfe; so z. B. in der londoner Münze, wo die großen gußeisernen Schmelztigel mittels eines Krahns aus dem Ofen gehoben, in eine eigene Gießmaschine gesetzt und von dieser mittels Räderwerk allmälig geneigt werden, um den Inhalt regelmäßig in die Formen fließen zu lassen. Die Gußzaine müssen zunächst durch ein Walzwerk gestreckt und verdünnt werden. In älterer Zeit geschah das Strecken durch Schmieden unter dem Hammer. Das Walzwerk kam für diesen Zweck zuerst in Frankreich 1552 in Gebrauch; man fand aber bei der damaligen unvollkommenen Beschaffenheit der Maschine ihre Leistung nicht genügend, kehrte daher bald zum Schmieden wieder zurück. Im Jahre 1639 wurde das Walzen von neuem eingeführt; die gänzliche Abschaffung des Schmiedens datirt aber erst von 1695. Seitdem haben die Zainwalzwerke mancherlei Verbesserungen erfahren, in neuerer Zeit namentlich von Frankreich aus durch Droz (kurz vor 1800) und Gengembre (1808), anderer späterer Constructionen in verschiedenen Ländern nicht zu gedenken. Um die Dicke der gewalzten Zaine auf das genaueste zu berichtigen, erfand man das Adjustirwerk (den Durchlaß), eine Art Ziehbank, auf welcher die Zaine zwischen zwei Stahlbacken oder unbeweglichen Walzen durchgezogen werden. Man scheint diese Vorrichtung zuerst in Deutschland bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts gebraucht zu haben, verwarf sie späterhin an vielen Orten, führte sie aber neuerlich mit wesentlichen Verbesserungen (Barton in England um 1820, Mesmer in Frankreich 1847) theilweise wieder ein. Wenn man die Zaine von großer Breite verfertigt, wie namentlich in England der Fall ist, folgt auf das Strecken derselben das Zerschneiden in schmälere Streifen, wozu eine Schneidemaschine (Kreisscheere) dient.

Das Ausschneiden der zu den einzelnen Münzstücken bestimmten runden Platten aus den gehörig dünn gestreckten Zainen verrichtete man in älterer Zeit vermittelst Scheeren, worauf durch Hämmern des Randes die Stücke thunlichst besser zugerundet wurden. An die Stelle dieses höchst unvollkommenen Verfahrens trat im 17. Jahrhunderte die Anwendung einer Maschine, welche die Platten in genau runder Gestalt und weit schneller liefert, nämlich die Anwendung des Durchschnitts, von dem wir schon oben gesprochen haben. Doch finden sich noch aus den Jahren 1670—88 Münzen, wozu die Platten mit Scheere und Hammer zugerichtet sind. Die Platten müssen (jene zu den Scheidemünzen ausgenommen) vor dem Prägen auf ihr genaues Gewicht gebracht (justirt) werden, indem man sie einzeln abwägt und die zu schweren nach Erfoderniß befeilt. Auch diese Arbeit hat man in neuerer Zeit durch mechanische Vorrichtungen zu erleichtern und zu beschleunigen gesucht, und größere Münzstätten sind gegenwärtig in der Regel mit Justirmaschinen versehen, welche mittels eines hobeleisenartigen Messers die Fläche der Münzplatten abschaben, indem entweder das Messer über die Platte oder die Platte über das Messer hingezogen wird. Die erste dieser Maschinen erfand Gengembre in Paris kurz vor dem Jahre 1808; später sind mehre verbesserte Einrichtungen derselben in

der Gestalt ⌊ aus einem Stückchen Draht gebogen, und die Enden durch Löcher des Leders gesteckt, sodaß sie auf dessen Oberseite hervorragen, während der mittlere Theil auf der Unterseite bleibt. Von dem ungeheuren Bedarfe solcher Häkchen mag Folgendes einigermaßen einen Begriff geben. Eine drei Fuß breite Baumwollen-Krazmaschine enthält mindestens 48 Quadratfuß mit Drahthäkchen besetzter Oberfläche, eine Wollen-Krazmaschine bedeutend mehr. Ein rheinländischer Quadratzoll Krazenbeschlag umfaßt 4—900 einfache oder 200—450 doppelte Häkchen; demnach ist die Zahl der Doppelhäkchen für eine ganze Maschine auf etwa 1½—3 Millionen anzuschlagen. Wir nehmen als Durchschnittszahl 2½ Millionen; berechnen ferner in der Wahrheit sich wenigstens annähernder Weise, daß die in sämmtlichen Maschinenspinnereien der Erde jährlich verarbeiteten 800 Millionen Pfund Baumwolle ungefähr 120000 Krazmaschinen der oben gedachten Größe erfodern; und finden hieraus, daß die Zahl der stetig in Arbeit begriffenen Doppel-Drahthäkchen 300060 Millionen nur in den Baumwollenspinnereien betragen mag! Man begreift leicht, daß, zumal unter Berücksichtigung der von Zeit zu Zeit nöthigen Erneuerung der Krazenbeschläge, die Fabrikation dieses Artikels einen beträchtlichen Industriezweig bilden muß. Diese Fabrikation zerfällt: in das Zurichten des Leders, nämlich Abgleichen desselben auf der Fleischseite unter einer sogenannten Spalt- oder Hobelmaschine, damit die Dicke durchaus übereinstimmend wird; das Stechen der Löcher; die Verfertigung der Drahthäkchen; endlich das Einsetzen dieser letztern in das Leder.

Um die Häkchen aus Eisendraht zu machen, sowie um das Stechen des Leders zu verrichten, waren früherhin sehr einfache Geräthschaften oder unvollkommene Maschinen im Gebrauch; das Einsetzen geschah aus freier Hand. Später kamen verbesserte Mechanismen zur Anfertigung der Häkchen auf, wie der des Engländers Beard gegen 1812, des Franzosen Scrive 1813, des Deutschen Rumpf (in Göttingen) um das Jahr 1830, und Anderer. Zugleich aber wurden die außerordentlich kunstvollen Maschinerien erfunden, welche in vereinigtem Arbeitsgange das Stechen des straff aufgespannten Leders, sowie die Herstellung und das sofortige Einsetzen der Häkchen ohne alle Mithülfe der Menschenhand verrichten. Zuerst scheint eine Maschine dieser Art von Ellis in Nordamerika ausgeführt worden zu sein. Dyer verpflanzte dieselbe im Jahre 1811 nach England, und verbesserte sie 1814; Degrand machte die Erfindung 1811 auch in Frankreich einheimisch. Ihnen folgten mit verschiedenen Modificationen in beiden Ländern Mehre; was Frankreich betrifft namentlich: Mathieu und Gohin 1817, Calla 1821, Lolot 1822, Achez 1829, Papavoine und Chatel 1840.

Eine Maschine, welche nur die Doppelhäkchen biegt und doppelt wirkend eingerichtet ist, d. h. zwei Doppelhäkchen zugleich macht, kann in einer Minute 200 Stück liefern, in einem Tage von 10 Arbeitsstunden (mit Rücksicht auf unvermeidliche Störung des Ganges) etwa 90000, mithin des Jahrs (in 300 Arbeitstagen) 27 Millionen. Um den oben berechneten Bedarf zum einmaligen Beschlagen sämmtlicher Baumwollen-Krazmaschinen (300000 Millionen) im Laufe eines Jahrs zu verfertigen, müßten also wenigstens 11000 solcher Maschinen arbeiten. Auf einer derjenigen Maschinen, welche alle Operationen vereinigt vollbringen, werden 150—160 Doppelhäkchen in einer Minute gemacht und in das Leder eingesetzt. Eine Krazenfabrik, welche 1817 in Manchester mit 60 Maschinen dieser Art arbeitete, konnte kaum den laufenden Bedarf dieser Stadt allein fertigen. Und seit jener Zeit ist der Umfang der Baumwollenspinnerei in ganz Großbritannien wenigstens auf das Sechsfache des damaligen Bestands gestiegen.

Münzmaschinen.

Die Wichtigkeit einer technisch sehr vollkommenen Ausarbeitung der Geldstücke (wegen allein dadurch möglicher Erschwerung des Falschmünzens) und der Umstand, daß das Münzen in den Händen der Regierungen ist, welchen die zu vollkommenem Betriebe erfoderlichen Kräfte aller Art am umfassendsten zu Gebote stehen,

rechtigten ohne Zweifel, gerade in diesem technischen Fache frühere und raschere Fortschritte zu erwarten, als verwandte Zweige der Privatindustrie machen konnten. Man muß indessen gestehen, daß in frühern Zeiten die Münzkunst langsam sich verbesserte, und noch ganz neuerlich theilweise entschieden mangelhafte Einrichtungen der ökonomischen Rücksichten wegen üblich geblieben oder erst eingeführt worden sind. Doch ist der große Schritt zum Bessern, welchen die Münzstätten der meisten Länder in den letztverflossenen Jahrzehnden gethan haben, nicht zu verkennen, und namentlich was das Maschinenwesen betrifft, steht das Münzwesen der gegenwärtigen Zeit auf einer früher nicht geahnten Stufe. Es wird, um in dieser Beziehung einen Überblick zu gewähren, nöthig sein den ganzen Gang der Münzfabrikation nach der Ordnung seiner einzelnen Operation zu verfolgen.

Das zur Vermünzung bestimmte Metall wird geschmolzen und in Formen von Sand oder Gußeisen zu flachen Stäben (Zainen) gegossen. In einigen großen Münzstätten nimmt man schon bei dieser ersten Arbeit mechanische Vorrichtungen zu Hülfe; so z. B. in der londoner Münze, wo die großen gußeisernen Schmelztigel mittels eines Krahns aus dem Ofen gehoben, in eine eigene Gießmaschine gesetzt und von dieser mittels Räderwerk allmälig geneigt werden, um den Inhalt regelmäßig in die Formen fließen zu lassen. Die Gußzaine müssen zunächst durch ein Walzwerk gestreckt und verdünnt werden. In älterer Zeit geschah das Strecken durch Schmieden unter dem Hammer. Das Walzwerk kam für diesen Zweck zuerst in Frankreich 1552 in Gebrauch; man fand aber bei der damaligen unvollkommenen Beschaffenheit der Maschine ihre Leistung nicht genügend, kehrte daher bald zum Schmieden wieder zurück. Im Jahre 1639 wurde das Walzen von neuem eingeführt; die gänzliche Abschaffung des Schmiedens datirt aber erst von 1695. Seitdem haben die Zainwalzwerke mancherlei Verbesserungen erfahren, in neuerer Zeit namentlich von Frankreich aus durch Droz (kurz vor 1800) und Gengembre (1808), anderer späterer Constructionen in verschiedenen Ländern nicht zu gedenken. Um die Dicke der gewalzten Zaine auf das genaueste zu berichtigen, erfand man das Abstirwerk (den Durchlaß), eine Art Ziehbank, auf welcher die Zaine zwischen zwei Stahlbacken oder unbeweglichen Walzen durchgezogen werden. Man scheint diese Vorrichtung zuerst in Deutschland bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts gebraucht zu haben, verwarf sie späterhin an vielen Orten, führte sie aber neuerlich mit wesentlichen Verbesserungen (Barton in England um 1820, Mesmer in Frankreich 1847) theilweise wieder ein. Wenn man die Zaine von großer Breite verfertigt, wie namentlich in England der Fall ist, folgt auf das Strecken derselben das Zerschneiden in schmälere Streifen, wozu eine Schneidemaschine (Kreisscheere) dient.

Das Ausschneiden der zu den einzelnen Münzstücken bestimmten runden Platten aus den gehörig dünn gestreckten Zainen verrichtete man in älterer Zeit vermittelst Scheeren, worauf durch Hämmern des Randes die Stücke thunlichst besser zugerundet wurden. An die Stelle dieses höchst unvollkommenen Verfahrens trat im 17. Jahrhunderte die Anwendung einer Maschine, welche die Platten in genau runder Gestalt und weit schneller liefert, nämlich die Anwendung des Durchschnitts, von dem wir schon oben gesprochen haben. Doch finden sich noch aus den Jahren 1670—88 Münzen, wozu die Platten mit Scheere und Hammer zugerichtet sind. Die Platten müssen (jene zu den Scheidemünzen ausgenommen) vor dem Prägen auf ihr genaues Gewicht gebracht (justirt) werden, indem man sie einzeln abwägt und die zu schweren nach Erforderniß befeilt. Auch diese Arbeit hat man in neuerer Zeit durch mechanische Vorrichtungen zu erleichtern und zu beschleunigen gesucht, und größere Münzstätten sind gegenwärtig in der Regel mit Justirmaschinen versehen, welche mittels eines hobeleisenartigen Messers die Fläche der Münzplatten abschaben, indem entweder das Messer über die Platte oder die Platte über das Messer hingezogen wird. Die erste dieser Maschinen erfand Gengembre in Paris kurz vor dem Jahre 1808; später sind mehre verbesserte Einrichtungen derselben in

Gebrauch gekommen. Zum Wägen vor und nach dem Justiren erfand Wurm in Wien vor etwa 10 Jahren eine automatische Justirwage, bei welcher ein Mechanismus eine Platte nach der andern auf die Wagschale legte, ein metallener Finger aber sogleich die aufgelegte Platte wieder seitwärts wegschleuderte, und die Stücke, je nachdem sie richtig, zu leicht oder zu schwer waren, in drei verschiedene Fächer eines Kastens warf, wo die gleichartigen zusammenkamen. Dieser höchst scharfsinnig erdachte Apparat scheint seiner Bestimmung nicht völlig genügt zu haben. In London soll man sich jedoch einer ähnlichen Vorrichtung bedienen, um bei der Bank die durch den Umlauf zu leicht gewordenen Goldstücke von den noch gewichtigen zu scheiden.

Den beiden Flächen der Geldstücke wird das Gepräge mittels zweier stählerner Prägstempel gegeben, indem man zwischen diesen die Platten einem kraftvollen Stoße oder Drucke aussetzt. Die alte Methode, den untern Stempel auf einem Blocke festzustellen und auf den mit der Hand gehaltenen Oberstempel mit einem großen Hammer zu schlagen, war höchst mangelhaft, weil sie viel Zeitverlust verursachte und eine schlechte Prägung lieferte. Namentlich erfoderten große Münzen mehr als einen Schlag, wodurch häufig, wenn die Münze sich zufällig etwas verschob, ein doppelter oder ganz undeutlicher Abdruck entstand. Daß man wol auch den Oberstempel mit seinem Stiele schieberartig in einer Führung auf- und niedergehen ließ, konnte zwar das Geschäft etwas bequemer machen, aber jenen Fehler nicht verhindern.

Die Maschine zum Münzprägen, das sogenannte Stoßwerk mit einer starken eisernen Schraubenspindel, welches von mehren Menschen bewegt selbst die größten Geldstücke mit einem einzigen Stoße vollendet und eine weit größere Schnelligkeit in die Operation des Prägens brachte, soll nach Einigen bereits 1558 in Frankreich gebraucht, nach Andern erst am Ende des 17. Jahrhunderts erfunden worden sein. Letztere Angabe muß aber wol irrig sein, da man mit Bestimmtheit weiß, daß Wavin in Paris schon gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts Verbesserungen an dieser Maschine angebracht hat, auch im Laufe des 17. Jahrhunderts zu Salzburg mit dem Stoßwerke geprägt worden ist. Jedenfalls muß sich die Maschine langsam verbreitet haben; denn in Deutschland war wenigstens bis ganz nahe an das Jahr 1700 das Prägen mit dem Hammer sehr allgemein üblich. Für kleine Münzsorten wandte man noch selbst weit ins 18. Jahrhundert hinein den Hammer an, da eine Menge Städte und unbedeutende Dynasten das Münzrecht ausübten, welche die zu besserm Betriebe erfoderlichen kostspieligen Maschinen nicht anschaffen wollten oder konnten. Die Münze zu Klausthal am Harze erhielt ein Stoßwerk 1674, die zu Breslau 1717, die zu Venedig erst 1755.

Einzelne Verbesserungsversuche ungerechnet, und von der allerdings nach und nach üblich gewordenen solidern Bauart abgesehen, blieb das Stoßwerk bis gegen Anfang des laufenden Jahrhunderts so, wie es seit seiner Erfindung gewesen war. Zu jenen Versuchen gehörte namentlich das Project des Franzosen Dubuisson (1731), eine Vorrichtung anzubringen, durch welche die Münzplatten vermöge eines selbstthätigen Zubringers, ohne Mitwirkung der Menschenhand, auf den Unterstempel gelegt und die geprägten Stücke weggenommen werden sollten. Es scheint nicht, daß Dubuisson seine Idee praktisch ausgeführt habe, wenigstens gelangte sie nicht zur Anwendung. Erst weit später, als man in der Vervollkommnung der Maschine überhaupt wesentliche Schritte that, wurden Zubringer besserer Construction mit Erfolg zu Stande gebracht: von Droz gegen 1800, Gengembre gegen 1808 u. s. w. Nicht allein wegen des Zubringermechanismus, sondern auch wegen ihrer Bauart im Allgemeinen, arbeiteten die Prägwerke der Genannten und Anderer, welche ihnen folgten, schneller als die der frühern Zeit. Von Doppelthalern können damit etwa 24 Stück, von Thalern 45—50, von Sechstelthalerstücken 55—60 in einer Minute geprägt werden.

Die Einrichtung des Stoßwerks ist ihrer ganzen Grundlage nach auf die Bewegung mittels Menschenhänden berechnet. Dem Betriebe durch Elementarkraft setzten sich erhebliche mechanische Schwierigkeiten entgegen, sodaß Versuche in dieser

Beziehung lange Zeit hindurch entweder ganz unterlassen wurden oder nicht zu einem völlig genügenden Resultate führten. Letzteres ist ohne Zweifel mit der sehr unvollkommenen Maschinerie der Fall gewesen, durch welche Fleischer in Braunschweig (1776) ein Stoßwerk mittels Wasserkraft in Gang setzte. Späterhin gelang es allerdings, mit gutem Erfolge die Dampfkraft als Betriebsmittel anzuwenden, nämlich durch Einschaltung einer Luftpumpe zwischen die Dampfmaschine und das Prägwerk, wobei der Luftdruck den Hin- und Hergang eines Kolbens und durch diesen das Spiel der Schraubenspindel erzeugte; aber es blieb dieses Verfahren auf wenige Münzstätten beschränkt. Namentlich ist 1808 in England von Boulton und Watt eine solche Anordnung erfunden worden; eine ähnliche erhielten später die Münzen in Kopenhagen, Petersburg und Utrecht.

Bevor zu den neuesten Erfindungen im Fache der Prägmaschinen übergegangen wird, sind einige von dem Stoßwerke wesentlich verschiedene Vorrichtungen, der historischen Vollständigkeit wegen, zu erwähnen. Die erste derselben ist das hydraulische Prägwerk, welches von dem Franzosen Perrier 1797 angegeben wurde, sich auf eine Anwendung der hydraulischen Presse gründete, aber wol nie in ernstlichen Gebrauch kam; die zweite das ehedem viel gebrauchte, nun aber veraltete Münzwalzwerk oder sogenannte Taschenwerk. Letzteres bestand aus zwei mit den Gravirungen versehenen Stahlwalzen, welche den zwischen ihnen durchgeführten Zainen oder Platten das Gepräge aufdrückten. Die Einfachheit der Construction und die Leichtigkeit des Betriebs durch Wasserkraft sind Vorzüge des Walzwerks; es zerstört aber die richtig runde Gestalt der Münzen und eignet sich nur für seichtes Gepräge. Nach der gewöhnlichen Meinung wurde das Taschenwerk in Italien erfunden; Andere schreiben es dem Franzosen Briot (1616) zu. Letzterer mag es verbessert oder verändert haben; zu Hall in Tirol ist es jedenfalls schon 1575 gebräuchlich gewesen. Die Erfindung des Stoßwerks vermochte dasselbe nicht sobald zu verdrängen, vielmehr behielt man das Taschenwerk an vielen Orten, namentlich zur Verfertigung kleiner Münzsorten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bei; ja es kommen noch aus den Jahren 1765—80 Geldstücke vor, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen Walzen geprägt sind. Diese ganz verschollene Arbeitsmethode hat neuerlich Bovy in Genf (1847), freilich sehr modificirt, wieder aufgenommen, indem er ein mit Prägstempeln versehenes Walzwerk construirte, welches im Stande sein soll, 100 Stück in einer Minute zu liefern: diesem Versuche ist jedoch, so viel bekannt, keine weitere Folge gegeben worden. Das Stoßwerk, welches seit Anfang des 18. Jahrhunderts, wenigstens zu den größern Münzsorten, allgemein gebräuchlich war, ist ungeachtet der wesentlichen in neuerer Zeit damit vorgenommenen Verbesserungen mit sehr fühlbaren Mängeln behaftet: es nimmt wegen der Kreisbewegung seines langen Schwengels einen großen Raum in Anspruch, erfodert viele Menschenhände (je nach seiner Größe 2—8, ja 12 Mann) zum Betriebe, ist nicht ohne weitläufige und kostspielige Vorkehrung zur Bewegung durch Elementarkraft einzurichten, und erzeugt bei seinem Gange so erschütternde Stöße, daß es nicht anders als in Kellern oder sehr solid gegründeten Erdgeschossen aufgestellt werden kann, auch häufigen Reparaturen unterliegt. Denkende Mechaniker fanden hierin Gründe genug, um auf die Erfindung von Prägwerken zu denken, welche bei geringerm Raumbedarfe leicht in directe Verbindung mit einer Dampfmaschine gebracht werden könnten, und durch Druck (statt Stoß) das Ausprägen bewirkten, mithin fast aller Orten, selbst in obern Stockwerken der Gebäude, hingestellt werden dürften. Man entdeckte in dem Kniehebel ein höchst wirksames Maschinenelement, welches sich auf das vortrefflichste zu Druckprägwerken eignet, gleichwie es zu Buchdruckerpressen, Ölpressen, Packpressen u. s. w. umfangreiche Anwendung gefunden hat. Der Kniehebel besteht im Allgemeinen aus zwei an ihren gegeneinander gekehrten Enden durch Charnier oder Gelenk verbundenen Armen, von welchen der eine mit seinem zweiten Ende sich gegen einen festen Punkt stützt, während der andere den Druck auszuüben bestimmt ist. Jede Kraft, welche das von den beiden Armen gebildete Knie gerade-

zurichten strebt, bringt eine Verlängerung des Abstandes zwischen den äußern Endpunkten der Arme hervor, und da einer von diesen Endpunkten seinen Ort nicht verändern kann, so bewegt der andere das ihm entgegengesetzte Hinderniß mit angemessenem Druck von der Stelle; dabei nimmt mit der Annäherung zur völligen Geradstreckung des Knies die Geschwindigkeit der erzeugten Bewegung mehr und mehr ab, die ausgeübte Druckkraft hingegen entsprechend zu. Richtet man es nun so ein, daß im letzten Momente der Bewegung, welchen der Oberstempel des Prägwerks durch den Kniehebel empfängt, das Knie selbst beinahe ganz gerade geworden ist, so vermag dieser Mechanismus in jenem letzten Augenblicke seiner Wirkung mit verhältnißmäßig geringer Betriebskraft einen außerordentlich starken Druck zu erzeugen. Die Bewegung des Kniehebels wird vermittelst einer Zugstange und eines Krummzapfens an einer mit Schwungrad versehenen Welle hervorgebracht, und entspringt also aus einer continuirlichen Drehung dieser Welle, welche bei jedem ihrer Umgänge ein mal das Knie öffnet (streckt) und wieder schließt (biegt): daher die Leichtigkeit, die Maschine direct durch eine Riemenscheibe mittels Dampfkraft in Gang zu setzen, wenn man sie nicht durch ein paar Arbeiter an Handkurbeln betreiben lassen will. Das erste Prägwerk nach diesem Princípe ist von Nevedomsky zu Petersburg (1811) erfunden und in Anwendung gebracht worden, hat aber außerhalb Rußlands keine Verbreitung gefunden. Größern Erfolgs erfreute sich die, einige Jahre später, von Uhlhorn zu Grevenbroich bei Düsseldorf entworfene und ausgeführte Prägmaschine, welche 1823 schon in Berlin, Düsseldorf, Wien u. s. w. Eingang und Anerkennung fand, von Baucher 1841 nach Frankreich verpflanzt, aber durch den Erfinder selbst, sowie nachher durch dessen Sohn nach und nach fleißig verbessert wurde. Die neueste Construction brachte Uhlhorn jun. 1847 zu Stande, und diese bietet das Vollkommenste dar, was die Mechanik im Fache der Prägmaschine bisher geleistet hat. Ihrer Vorzüglichkeit verdanken denn auch die Uhlhorn'schen Maschinen ihre fast ausschließliche Anwendung in allen größern und nach neuern Grundsätzen eingerichteten Münzstätten. Sie erfordern wenig Betriebskraft, arbeiten höchst vollkommen ohne heftige Erschütterungen, und dabei schneller als das beste Stoßwerk: 36—40 große Münzstücke (Thaler und Doppelthaler), 50—56 mittlere, 60—75 kleine sind gewöhnlich das Erzeugniß einer Minute. Ein vor der Maschine sitzender Arbeiter läßt die Münzplatten mit einer Bewegung der Finger wie beim Geldzählen in einen Trichter fallen; unterhalb des letztern holt der Mechanismus Platte nach Platte weg, schiebt sie auf den Unterstempel, prägt sie durch einen raschen Druck des Oberstempels, stößt sie als fertige Münze bei Seite und leitet sie durch eine schräg abwärts gehende Rinne in den Sammelkasten. Die scharfe Ausprägung wird durch eine sehr kleine Drehbewegung, welche der Oberstempel im Augenblicke des Drucks macht, befördert. Besondere scharfsinnig erdachte Vorrichtungen bringen augenblicklich die Maschine zum Stillstand und verhindern jede Beschädigung der Maschinerie, wenn in Zuführung der Platten nach dem Stempel eine Unregelmäßigkeit vorfällt, z. B. keine Platte anlangt, oder die ankommende eine falsche Lage nimmt, oder das geprägte Stück unrichtigerweise auf dem Stempel liegen geblieben ist.

Einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit an den Geldstücken bildet die Beschaffenheit der Randfläche; denn auf dem Rande ist das betrügliche Abfeilen, Abschaben u. s. w. vor allem zu fürchten, wogegen ein Schutz vorzugsweise bei allen etwas werthvollen Münzen unerlaßlich. Außerdem bleibt es schon allgemein ein Erforderniß der Schönheit, daß der vom Ausschneiden der Platten her jederzeit rauhe und unansehnliche Rand regelmäßig zugerichtet oder verziert werde. Dies geschieht in einigen Fällen vor der Prägung, in andern Fällen mit dem Prägen selbst zugleich. Um aber das über die Randbildung Mitzutheilende im Zusammenhange vortragen zu können, haben wir die Erörterung hierüber bis hierher verschoben.

Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Rand an den Münzen in der Regel ganz vernachlässigt und unbearbeitet gelassen. Ausnahmsweise verzierte man ihn allerdings mit Reliefschrift. Doch kommen Beispiele dieser Art nicht früher

als im Anfange des 17. Jahrhunderts vor: zuerst in Frankreich 1607 (unter Heinrich IV.); dann in England 1651 (halbe Krone aus der Zeit der Republik), 1656, 1658 (ganze und halbe Kronen von Cromwell), 1662 (Krone von Karl II.); in Dänemark 1608; in Schweden 1670 (Karl XI.). Anfangs mag man die Buchstaben einzeln aus freier Hand aufgeschlagen haben; gewöhnlich aber bediente man sich bei der Prägung eines sogenannten Federrings, d. h. eines elastischen an einer Stelle seines Umkreises offenen Stahlreifs, dessen Innenseite die Schrift vertieft enthielt. Man zwängte denselben in die Öffnung eines andern Rings ein, wodurch er geschlossen erhalten wurde, legte die Münzplatte hinein, und verrichtete so das Prägen. Hierbei trieb nun der Stempeldruck die Platte dergestalt auseinander, daß sie, gegen den Ring gepreßt, die hohen Abdrücke der Buchstaben annahm. Wurde zuletzt der Federring aus dem äußern Ringe herausgeschlagen, so öffnete er sich von selbst und ließ die Münze los. Die Weitläufigkeit dieses ganzen Verfahrens schränkte dessen Anwendung bedeutend ein. Anders wurde die Sache, als im Jahre 1685 das von dem Franzosen Castaing erfundene Rändelwerk in Gebrauch kam, welches nachher und bis in die neueste Zeit vielfältig Abänderungen oder Verbesserungen erhielt. Diese Maschine besteht im Wesentlichen aus zwei geraden oder bogenförmigen stählernen Leisten (Rändeleisen), zwischen welchen die Münzplatten mit rollender Bewegung durchgezwängt werden, wobei ihr Rand einen Abdruck der auf jenen angebrachten Gravirung annimmt. Man konnte nun nach Belieben erhabene oder vertiefte Schrift, auch sonstige beliebige Verzierungen auf dem Rande der Münzen mit großer Leichtigkeit anbringen, da mittels der Rändelmaschine ein Arbeiter, je nach Größe der Platten, 50 — 200 Stück in der Minute zu rändeln im Stande ist. Dies geschieht stets als selbständige Operation, bevor die Platten zwischen den Stempeln geprägt werden. Das Rändelwerk verbreitete sich von Frankreich aus ziemlich schnell; aber man benutzte es anfangs nur zu den größern Münzsorten, brachte dagegen die kleinern (um Zeit und Kosten zu sparen) fortwährend ungerändelt, mit der rohen vom Durchschnitte erzeugten Randfläche, unter die Prägstempel. So verfährt man selbst heutzutage noch hin und wieder bei Anfertigung der kupfernen und silbernen Scheidemünzen. Eine Zeit lang war es nicht ganz selten, daß man eine Art Rändelung gleich beim Ausschneiden der Platten hervorbrachte, indem man mittels geeigneter Gestalt des Stempels und der Unterlage die Platten am Umkreise fein gezähnelt darstellte; dieses sehr nothdürftige Verfahren ist aber nicht im entferntesten geeignet, die Bearbeitung auf der Rändelmaschine zu ersetzen. Die ersten Beweise von Anwendung des Rändelwerks in Deutschland finden sich etwa seit 1693 (hännoverische Münzen); in Preußen aber treten gerändelte Münzen nicht vor Friedrich II. auf, wogegen sie England schon 1696 (oder vielleicht einige Jahre früher), Schweden 1715 aufzuweisen hatte. Mit Anfang des 18. Jahrhunderts erschienen die mittels der Rändelmaschine hervorgebrachten erhabenen Randschriften bald ziemlich allgemein: in Östreich seit 1707, in Rußland seit 1718, in Hannover seit etwa 1720. Zu vertieften Randschriften ging man weit später über. Man trifft sie an nordamerikanischen Münzen seit 1792 — 1836, an französischen von 1795 — 1807; einige deutsche Staaten (Baiern, Würtemberg, Nassau) führten sie 1810 — 12 ein. Da das Rändeln nicht nur eine Verzierung, sondern noch weit mehr den Schutz des Münzenrandes vor Befeilen, Beschneiden, Abschaben u. s. w. zum Zwecke hat, so sind vertiefte Randschriften oder Randverzierungen jedenfalls entschieden weniger angemessen als im Relief dastehende; erstere blieben daher mit Recht ziemlich seltene Ausnahmen bis zu dem Zeitpunkte, wo die Ringprägung sich verbreitete. Es ist ein gemeinsamer Fehler aller auf den Stempeln freiliegend geprägten Münzen, daß sie, vermöge ungleicher Ausdehnung durch den beim Prägen eintretenden gewaltigen Druck, mehr oder weniger unrund, zum Theil auch in derselben Sorte von etwas verschiedener Größe sind. Überdies legen sie sich wegen des von ihren Flächen hervorspringenden Gepräges nicht dicht aneinander (geben daher auf die übliche Weise

in Papier eingewickelt keine glatten und festen Rollen), und nutzen sich beim Schleifen und Scheuern auf den Zahltischen u. s. w. stark ab, indem das ganze Gepräge mit der Tischfläche in Berührung kommt. Alle diese Übelstände werden beseitigt, wenn während des Prägens die Platte in einem den Unterstempel umschließenden stählernen Ringe liegt, aus welchem sie im Momente der vollendeten Prägung — entweder durch ein geringes Aufsteigen des Stempels oder durch eine entsprechende Senkungs des Rings — von der Maschine selbst herausgehoben wird. Dies ist es, was man unter dem Ringprägen versteht. Die Platte ist vor dem Prägen ein wenig kleiner als die Ringöffnung, sodaß sie leicht in dieselbe eingelegt werden kann; dehnt sich aber vermöge des Stempeldrucks um so viel aus, als bis zur vollständigen Füllung des Rings angeht. Daher fallen alle in demselben Ringe geprägten Stücke genau gleichgroß aus. Durch den Ring wird ihnen zugleich eine ganz richtige Kreisrundung bewahrt. Außerdem quetscht sich das Metall rund um beide Flächen in Gestalt eines schmalen Stäbchens dergestalt auf, daß beim Aneinanderreihen der Stücke ein dichtes Zusammenschließen ihrer Ränder stattfindet, und beim Hinlegen auf einen Tisch oder dergleichen nur das Stäbchen, nicht aber das Gepräge, aufruht. Es ist oben angeführt worden, daß man sich bereits im 17. Jahrhunderte hin und wieder des Federrings bediente, um den darin geprägten Münzen erhabene Randschriften zu geben. Sobald die Rändelmaschine erfunden war, mittels welcher der gedachte Zweck schneller und leichter vor dem Prägen erreicht wurde, kam jenes ältere Mittel außer Gebrauch und in Vergessenheit. Es dauerte ein volles Jahrhundert, bis man zu der Idee, erhabene Randschrift gleichzeitig mit der Prägung zu erzeugen, zurückkehrte. Jedoch konnte der Federring mit seiner zeitraubenden Handhabung nun nicht mehr als praktisch erscheinen; es mußte ein Ring an die Stelle treten, dessen Schließung und Öffnung ohne Zeitverlust und Handarbeit durch den Mechanismus der Prägmaschine selbst zu bewirken war. Dies ist ein Hauptgegenstand an dem von Droz in den letzten Jahren vor 1800 erfundenen und schon oben berührten Stoßwerke, welches in dem Münzmaschinenwesen Epoche machte. Droz construirte einen aus drei Stücken bestehenden, innen mit vertieften Buchstaben versehenen Prägring, dessen Theile fest aneinander geschlossen waren, während die Prägung geschah, sodann aber von selbst sich etwas öffneten, um das Herausheben der auf Rand und Flächen zugleich vollendeten Münze zu gestatten. In Frankreich selbst, wo Droz seine Erfindung einzuführen strebte, fand diese — wahrscheinlich wegen der danach nöthigen kunstvollen und kostspieligen Constructionen — nicht die erwünschte Aufnahme; sie blieb überhaupt ohne Anwendung auf das Prägen der Geldmünzen bis zum Jahre 1818, seit welchem in England die Kronen im dreitheiligen oder gebrochenen Ringe mit erhabener Randschrift geprägt werden. Dasselbe geschieht seit 1830 in Frankreich mit den Fünffrancsstücken und den Goldmünzen; seit etwa 1837 in Spanien mit den Piastern, neuerlich (wenigstens seit 1847) in Belgien mit den Fünffrancs. Andere Länder haben diese Art der Randbildung mit Schrift zur Zeit nicht eingeführt; wol aber wurden in Preußen seit wenigstens 20 Jahren die Goldstücke (doppelte, einfache und halbe Friedrichsdor), mit den von Kleinstüber hierzu getroffenen Einrichtungen, so geprägt, daß sie im dreitheiligen Ringe eine den ganzen Rand deckende Reliefverzierung bekommen. Das Gleiche geschieht in Hannover seit 1849 und 1850 mit den einfachen und halben Pistolen. Dies ist unzweifelhaft die vollkommenste und sicherste Art, den Rand der Münzen zu schützen; mit ihrer Nachahmung scheint man indessen in andern Ländern zu zaudern.

Bald nach Droz trat in Frankreich Gengembre mit seinem verbesserten Stoßwerke auf, welches er zum Ringprägen in der wesentlich abweichenden Art eingerichtet hatte, daß der Ring nicht getheilt, sondern als ein ganzes Stück gemacht, überdies im Innern glatt (ohne Schrift oder Gravirung) war. Wird in einem solchen glatten Ringe eine Münzplatte ohne Vorbereitung geprägt, so erhält sie einen schlichten aber sehr regelmäßigen Rand. Wird aber die Platte vorher auf dem Rän-

delwerke mit vertiefter Schrift oder vertieften Verzierungen versehen, so bleiben diese auch nach dem Prägen sichtbar, wenngleich öfters bedeutend geschwächt; wird vorher durch Rändeln eine Reliefverzierung aufgedrückt, so preßt dieselbe sich im Ringe dergestalt nieder, daß nur ihre Spur in zarten Umrissen übrig bleibt. Die letztgedachte Methode ist sehr schützend, scheint aber doch nicht genügend, der unvermeidlichen Abnutzung durch den Umlauf des Geldes zu widerstehen. Kleine Silbermünzen und Kupfergeld pflegt man jetzt gewöhnlich ohne Rändelung im glatten Ringe zu prägen, weil es bei diesen Sorten auf besondern Schutz des Randes nicht ankommt; einzeln finden sich aber auch — was gründlich zu tadeln ist — größere Münzen der Art, z. B. die englischen Bank-Tokens von 1804—15, ein (seltener) braunschweigischer Speciesthaler von 1821, ein hannoverischer Ausbeute-Speciesthaler von 1830 und Conventionsgulden von 1834. Goldmünzen auf diese Weise glattrandig zu prägen (gleich den badischen von 1819, 1827), ist fast unverantwortlich, weil deren Rand zur betrüglichen Gewichtsverminderung die vollste Gelegenheit bietet. Das gewöhnliche Verfahren bei Anwendung eines glatten Prägrings besteht in dem vorläufigen Rändeln mit vertiefter Schrift, bei den hierzu nicht genügend dicken Sorten mit irgend einer vertieften Verzierung. Vertiefte Schrift in Verbindung mit Ringprägung war in Frankreich von 1808—31 üblich; sie wurde ferner eingeführt: 1807 in Rußland, 1816 in Preußen und Sachsen, 1818 in Neapel, 1821 in Sardinien und in Baden (hier beibehalten bis 1837), 1824 in Würtemberg (bis 1837) und in Schweden, 1825 in Baiern (bis 1837), 1830 in Östreich, 1834 in Hannover, 1837 in Braunschweig, 1844 in England (bei einer Sorte Kronen). Die seit 1838 geschlagenen deutschen Zweithalerstücke haben einen Rand derselben Art; die süddeutschen Doppelgulden und Gulden aber sind ohne Schrift (mit vertiefter Verzierung) gerändelt und hierauf im glatten Ringe geprägt.

Die schon oben berührte Methode, Reliefverzierung (eine Art Perlen) aufzurändeln, welche nachher durch den glatten Prägring niedergedrückt werden, ohne gänzlich zu verschwinden, hat nur an wenigen Orten Anwendung gefunden. Zuerst brachte man einzelne in dieser Weise zwischen vertiefte Schrift eingemengt an (Frankreich 1808—31, Belgien in und nach 1833); später bedeckte man den ganzen Rand mit dergleichen Perlen (dänische Goldstücke 1827—44, braunschweigische 1850). Jedoch sind die hier genannten Fälle die einzigen bekannten.

Eine besondere Art des vollen (nicht getheilten) Prägrings ist der gekerbte Ring, welcher dem Rande der Münzen eine gestreifte oder feingerippte Beschaffenheit ertheilt. Obschon diese Art Verzierung weder sonderlich schön ist noch gegen Abnehmen von Metalltheilen genügend schützt, auch dem Rande gewissermaßen den Charakter einer Feile verleiht, wodurch sicher die Abnutzung des Geldes beim Umlaufe vermehrt wird, hat man sich doch in neuester Zeit sehr allgemein bewogen gefunden sie anzunehmen, weil dadurch das Rändeln als besondere Vorarbeit des Prägens erspart wird. Der Kerbring fand Eingang: 1816 in England (wo man sich desselben wahrscheinlich zuerst bediente), 1821 in Hannover (nur bis 1828) und in Nordamerika, 1824 in Dänemark, 1828 in Baden (bis 1837), 1830 in Östreich, Frankreich und dem Kirchenstaate, 1832 in Griechenland, 1833 in Belgien und Brasilien, 1844 in der Türkei, 1848 in Genf, und 1850 bei den neuen gemeinschaftlichen Münzen der Schweiz. Es wäre gerade nicht zu tadeln, wenn diese Art Ringprägung nur auf kleine Silbermünzen und Kupfergeld angewendet würde; aber auch mittlere und große Silbersorten auf solche Weise herzustellen (wie noch jetzt von England, Nordamerika, Dänemark, Frankreich, dem römischen Staate, Griechenland, Belgien, Brasilien, der Türkei und Schweiz geschieht), verdient gewiß kein Lob. Jedoch als das Allertadelnswertheste und in Wahrheit technisch wie staatswirthschaftlich als eine gefährliche Nachlässigkeit muß man die sehr eingerissene Gewohnheit bezeichnen, die Goldstücke im Kerbringe zu prägen (Östreich, Baiern, Hannover bis 1848, Braunschweig 1828—32, Sachsen zum Theil, Dänemark seit

1835, Schweden, England seit 1816, Belgien seit 1848, Spanien, Kirchenstaat, Türkei seit 1844, Nordamerika). Das Goldprägen wirft wahrlich Vortheil genug ab, um die Foderung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß man die Stücke daraus mit Benutzung aller im Münzwesen gemachten wahren Fortschritte fabricire. Ehrenvoll steht in dieser Beziehung Preußens Beispiel und dessen kürzlich begonnene rühmliche Nachahmung durch Hannover da.

Die Freie Stadt Bremen

in ihrer politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung.

Blick auf die ältere Geschichte.

Die mittlere der drei Hansestädte der Größe und Bedeutung nach, ist die erste unter ihnen, was das Alter anlangt. Die Gründung Bremens reicht in das Dunkel der heidnischen Sachsenzeit hinein, und ihr geschichtlich nachweisbarer Ursprung knüpft sich unmittelbar an den Namen Karl's des Großen an. Aber es ist kaum zu bezweifeln, daß der fränkische König, als er an der untern Weser den bremischen Bischofsitz unter den mit Feuer und Schwert bekehrten sächsischen Heiden stiftete, bereits einen Ort von einiger Bedeutung an der Stelle vorfand, wo unter seinem Schutze sich der erste christliche Tempel aus cyklopisch emporgeschichteten unbehauenen Feldsteinen erhob. Es läßt sich kaum sonst ein Grund denken, welcher den klugen und einsichtigen Fürsten hätte veranlassen können, gerade dort der Kirche eine Herberge zu bereiten, wo kein hervorstechender Charakterzug der örtlichen Beschaffenheit den Ansiedler frappiren konnte. Wie dem aber auch sein mag, der geschichtliche Ursprung Bremens, gewissermaßen seine Taufe, fällt in die letzten Jahrzehnde des 8. Jahrhunderts, und er ist gleichzeitig mit der Begründung des bremischen Bisthums. Die Stadt ist gleichsam von der Kirche in die Welt eingeführt worden, und wie sich sehr häufig Religion und Handelsverkehr als sehr verträgliche Genossen gezeigt, wie jene sehr oft diesem die Wege bereitet hat, so ist es auch mit Bremen der Fall gewesen. Kirchenthum und kaufmännischer Verkehr sind von jeher die beiden hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Stadt gewesen, welche dieselbe auch in der neuesten Zeit nicht verleugnet hat. Über dem jetzt abgebrochenen Thore der Weserbrücke las man noch vor wenigen Jahren die Inschrift „Conserva domine hospitium ecclesiae tuae" gerade an demjenigen Punkte, wo man den mit Schiffen bedeckten Strom und die lange stattliche Reihe hochstöckiger Waarenspeicher überschaut. Kirchliche Fehden sind in allen Zeiten eine reichlich fließende Quelle der Aufregung und des Haders für die Bürger gewesen, und noch die neueste Vergangenheit hat gezeigt, wie wenig die Jetztlebenden in dieser Beziehung von der Väter Art gelassen haben. Auch das Wappen der Stadt deutet auf Kirchenthum; der silberne Schlüssel auf rothem Felde erinnert an jene Macht, welcher Gewalt gegeben ist zu binden und zu lösen, und welche im spätern Mittelalter die zur erzbischöflichen Würde erhobene Kirche Bremens zu einem glänzenden Mittelpunkte der hierarchischen Bestrebungen für den ganzen Norden Europas machte. Überhaupt spielt Bremen sowol während der Periode der sächsischen Kaiser als später zur Zeit der Kreuzzüge eine sehr ansehnliche Rolle in der Geschichte der katholischen Kirche. Von der Weser aus ward das Bisthum zu Hamburg gepflanzt, wurde das Christenthum den skandinavischen Völkerschaften gebracht (deren vornehmster Apostel, Anschar, noch heute einem bremischen Gotteshause, der St.-Ansgarikirche, den Namen leiht), wurde eifrig theilgenommen an den Bemühungen, das Heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen

zu befreien und in Jerusalem selbst durch die Stiftung christlicher Hospize eine feste Wohnstätte für die Kirche zu begründen. Bremische Bürger erscheinen in einem engen Verhältnisse zum Johanniterorden im Heiligen Lande, wie sie späterhin wieder als Bundesgenossen der Deutschen Ritter an der östlichen Küste des Baltischen Meers auftreten, wo noch gegenwärtig Riga durch den Schlüssel im Schilde seinen Ursprung als bremische Siedelstadt bekundet. Den Höhepunkt ihres Einflusses erreichte jedoch die bremische Kirche unter dem Krummstabe des bekannten Erzbischofs Adalbert, des ehrgeizigen, glänzenden und talentvollen Lehrers Kaiser Heinrich's IV., unter welchem Bremen nicht mit Unrecht sich den Namen einer „parvula Roma" erwarb und seine kirchliche Herrschaft über den ganzen getauften Norden des Welttheils ausbreitete. Interessant ist es zu sehen, wie diese geistlichen Verhältnisse auch für das weltliche Gedeihen des Orts von Wichtigkeit wurden, wie sie den Blick des Bürgers vom Binnenlande ab und der See zuwandten, wie die Kirche im Interesse ihrer Herrschaft kaufmännische Expeditionen übers Meer begünstigte und den Laien antrieb, manche unwirthliche Küste zu besuchen, die er vielleicht gemieden haben würde, wenn in seiner Flagge nicht das Zeichen des Kreuzes geweht hätte.

Die Leser der „Gegenwart" dürften zwar nicht allzu begierig sein, etwas Ausführliches über die „Vergangenheit" der alten Hansestadt zu erfahren; aber einige skizzenhafte Striche, welche dem Portrait der Erwachsenen zur Seite gestellt werden, um zu zeigen, wie sie in ihrer Kindheit aussah, mögen auch dem auswärtigen Leser einiges Interesse gewähren.

Die Urgeschichte der Stadt ist in Dunkel gehüllt, und die dürftigen Notizen der Chronisten gestatten es nicht, ein Bild von dem städtischen Leben der frühesten Jahrhunderte zu entwerfen. Der Bischofssitz war ohne Frage der Kern, um welchen sich die bürgerliche Gemeinde gruppirte: die Beamten des Kirchenfürsten, die edlen grundbesitzenden Geschlechter, welche hinter den Wällen sicherer wohnten als draußen auf den Gütern, die freien wehrhaften Männer nicht edlen Standes, endlich die recht- und willenlose Menge der Unfreien. Im Anfang vertrat wol vornehmlich die Aristokratie der grundbesitzenden Geschlechter die Rechte der Stadt gegen den bischöflichen Herrn, und die häufigen Interregna, die Wahlintriguen, die geistliche Natur der Obermacht erleichterten ihr die allmälige Erringung einer thatsächlichen Selbständigkeit. Die Regierungs- und Hoheitsrechte gingen nach und nach in ihren Besitz über, und sie übertrugen dieselben einem aus ihrer Mitte hervorgehenden Rathe. Dieses alte Geschlechterregiment suchte, solange es mit dem Bischof zu ringen hatte, die gesammte Einwohnerschaft in sein Interesse zu ziehen, und indem es ihm gelang, die Leute des Kirchenherrn aus ihrem Hörigkeitsverhältnisse zu befreien, vermehrte es die materielle Macht der Stadtgemeinde. Aber es begründete eben damit eine Macht innerhalb der Stadt, die, zum Bewußtsein ihrer Stärke gelangt, den regierenden Geschlechtern selbst gefährlich ward. In den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt die Begründung einer bremischen Stadtverfassung, begünstigt durch äußere Umstände, durch den Sturz Heinrich's des Löwen, durch die Ohnmacht des Erzbischofs. Das ist der Ursprung der Gewalt des bremischen Raths, die hernach von den Erzbischöfen urkundlich anerkannt ward. In den ersten Tagen des Kampfes, als man noch aller Kräfte bedurfte, um die errungene Selbständigkeit zu wahren, gestattete man der Stadtgemeinde, den erbgesessenen Bürgern, den Rath zu wählen; 12 Mitglieder bildeten ihn, halbjährlich schied die Hälfte aus. Je geringer die vom Erzstifte drohende Gefahr ward, desto sicherer fühlten sich die edlen Geschlechter. Gegen die Mitte des Jahrhunderts weigerten die Rathsherren sich, wenn ihre Frist herankam, auszuscheiden; sie blieben lebenslänglich im Amte und ergänzten eigenmächtig die durch den Tod entstandenen Lücken. Kaufleute, freigewordene Handwerker, schon mit Privilegien vom Rathe ausgestattet, dem sie in seinen Fehden Waffenhülfe leisten mußten, waren wenig geneigt, diese Anmaßung der edlen Geschlechter auf die Dauer zu dulden; nach langen innern Reibungen erhoben sich im Jahre 1308 die Bürger und vertrieben die Herren aus der Stadt. Vergebens versuchten diese in blutiger Fehde

verlorene wieder zu gewinnen; sie haben seit jener Zeit nie wieder eine Stätte
in Bremen gefunden, aber noch Jahrhunderte lang haben sie der Stadt die Unbill
nachgetragen.

Die Sieger geriethen bald genug untereinander in Streit, und immer war es
die Gewalt des Raths, um welche der Kampf Jahrzehnde hindurch sich drehte. Die
erbgesessenen Bürger wollten den zugezogenen Kaufleuten und den Handwerkern
gleiches politisches Recht einräumen; wie in den Republiken Griechenlands war
die berechtigte Kaste, die zur Stadtgemeinde gehörte. Diese letztere war frei-
demokratisch organisirt, aber sie selbst verhielt sich wie eine Aristokratie zu
der Masse. Sie wußte die lebenslängliche Dauer und die eigene Ergänzung
zu erhalten und ein halbes Jahrhundert hindurch, freilich nicht ohne zeit-
weilige Auflehnung der Zünfte und Kaufleute, die Herrschaft zu behaupten. Im
Jahre 1365 kam es zum offenen Aufruhr gegen den Rath, welcher zwar mit Hülfe
benachbarter Rittergeschlechter die Empörer unterwarf, aber zugleich ein schweres
Rachegericht wider die Stadt heraufbeschwor. Die Freunde der hingerichteten Re-
bellen verbündeten sich mit dem der Stadt grollenden Erzbischof Albert II.; durch
Verrath bemächtigten sich dessen Kriegsvölker des Orts. Nach blutigem Kampfe ward
die Partei des Raths überwältigt, und — nicht die städtische Demokratie, sondern
der Erzbischof erntete die Früchte des Siegs. Er legte Zwingfesten an, brannte das
hölzerne Standbild des Roland, das Wahrzeichen der bürgerlichen Selbständigkeit,
nieder, brandschatzte die Einwohner, raffte Gefälle und Besitzthümer an sich und ließ
sich eine Schuld von 20000 Mark verschreiben. Unter dem Schutze der erzbischöf-
lichen Reisigen trieb die siegende Partei tumultuarisch ihr Wesen. Der Rath ward
aus 100 Mitgliedern gebildet; die Vorsteher der Zünfte erhielten eine politische Stel-
lung. Nicht lange währte dieses Treiben. Schon nach vier Wochen drang der alte
Rath mit Truppen des Grafen Moritz von Oldenburg, das alte Stadtbanner voran,
in Bremen wieder ein, verjagte die Fremden, hielt furchtbares Gericht über die Em-
pörer und befestigte seine Gewalt mehr als je zuvor. Jeder Bürger mußte persön-
lich dem Rathe Gehorsam schwören; ein altes Gesetz, die Frucht früherer Kämpfe,
welches den Handwerkern feierlich die Wählbarkeit zur Rathswürde sicherte, ward
eigenmächtig aus dem Stadtbuche getilgt. Die Reaction der folgenden Zeit war eine
vollständige. Die Zünfte konnten nicht ohne Vorsitz eines Rathsherrn Versammlung
halten; die Selbstergänzung des Raths ward von allen früher eingeführten Beschrän-
kungen befreit, und ohne alle Mitwirkung der „Gemeinheit" (Stadtgemeinde) ward
die Organisation dieser höchsten Corporation dahin abgeändert, daß sie aus 4 Bür-
germeistern und 20 Rathmännern bestehen sollte. Von dem Rathe allein hing es
ab, wann und in welchen Sachen die „Gemeinheit" mit berathen und mit beschlie-
ßen solle; und wenn auch bei wichtigen Anlässen die alte Sitte ihn zwang, die Bür-
gerschaft zu befragen, so verwaltete und verwendete er doch einseitig und ohne Con
trole das Vermögen der Stadt.

Mit dem Schluß des 14. und dem Beginn des 15. Jahrhunderts geht plötz
lich eine demokratische Bewegung durch die norddeutschen Städte. Von dem mäch
tigen Köln ausgehend, ergreift sie die wichtigsten Glieder der Hanse; in Lübeck, i
Rostock und Wismar, in Hamburg, Braunschweig, Lüneburg, selbst in Stettin un
Berlin wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Die Kaufleute und Zünfte stürzen de
alten Rath; ein neuer mit demokratischen Formen wird eingesetzt; die Häupter zah
reicher Bürgermeister und Rathmänner fallen auf dem Blutgerüste. Hernach g
winnt in allen diesen Städten der alte Rath wieder die Oberhand, und im Hans
bunde entwickelt sich schon in jener frühen Zeit der Grundsatz der „Solidarität de
conservativen Interessen", der in unsern Tagen eine so große Rolle spielt. Es wir
ausgesprochene Maxime des Bundes, daß, wenn in einer Hansestadt Zwistigkeit
zwischen dem Rathe und den Bürgern ausbrechen, dann dem Rathe Beistand z
leistet werden muß.

Bei der bremischen Revolution des 15. Jahrhunderts ist es bemerkenswer

wie die demokratische Partei ihre Ansprüche aus den ältern Zeiten des Gemeinwesens herholte und gleichsam ein geschichtliches Recht für sich in Anspruch nahm, eine Erscheinung, die, freilich in sehr abgeblaßten Farben, sich in unsern Tagen wiederholt hat. Man berief sich auf die frühern Rechte der Gemeinheit, die durch Ungunst der Zeiten verloren gegangen waren, auf Zugeständnisse, welche der Rath in Tagen der Drangsal gemacht und unter veränderten Umständen wieder verleugnet hatte. Finanzielle Zerwürfnisse gaben den ersten Anstoß zum Ausbruch. Der allgemeine Unwille zwang den Rath einen des Unterschleifs bezichtigten Bürgermeister zu entsetzen und zu einer hohen Geldstrafe zu verurtheilen. Das geschah 1424. Der Vertriebene verklagte die Stadt beim Hansetage, und da der Rath, bedrängt von den aufgeregten Bürgern, sich nicht verantwortete, ward Bremen 1427 feierlich aus der Hanse ausgestoßen. Die Bürger ließen sich dadurch nicht beirren; viele Rathsherren, des Einverständnisses mit dem Hansetage beschuldigt, wurden eingekerkert und, als sie flüchteten, ihr Vermögen eingezogen. Gleich darauf ward der alte Rath förmlich abgesetzt, und ein neuer, einjähriger, nur aus 12 Männern bestehender, von der Gemeinheit gewählt. Mit den noch zurückgebliebenen alten Rathsherren schloß man eine feierliche „Sühne"; bei Leib und Leben mußten sie schwören, nichts gegen die Stadt und die neue Verfassung unternehmen zu wollen. Aber Worthalten war im Mittelalter eine ebenso seltene Tugend bei politischen Parteien wie heutzutage. Trotz des Eides entwichen allmälig viele der alten Rathsherren aus Bremen und gingen nach Stade, wo die Misvergnügten und die Commissarien der Hanse ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, und von wo aus sie bei Dänemark, bei Oldenburg und beim Kaiser Sigismund gegen die rebellische Stadt agitirten. In Bremen selbst foderte inzwischen die Bewegung ein blutiges Opfer. Einer der zurückgebliebenen Bürgermeister, Johann Vasmer mit Namen, war bei einem sehr verdächtigen Versuche, zwischen Stade und Oldenburg den Zwischenträger zu spielen, ergriffen worden; der greise und durch vielfache Verdienste um das Gemeinwesen ehrwürdige Mann ward vor den neuen Rath geführt und nach dem Wortlaute der „Sühne" zum Tode verurtheilt. Er ward auf dem Marktplatze enthauptet und außerhalb der Stadt verscharrt. Noch heute steht zwischen den Kohlgärten der Vorstadt das altersgraue steinerne Kreuz mit der Inschrift „Hier ligt de unschuldige Vasmer", welches ihm seine Partei später setzte.

Dieses blutige Drama entfachte die Rathspartei zu den äußersten Anstrengungen. Der Sohn des Hingerichteten reiste von einer Hansestadt zur andern, er fiel dem Kaiser selbst in die Zügel, Rache für seinen Vater fodernd. Merkwürdig ist, daß die Stadt, von allen Seiten verlassen und bedrängt, Schutz bei der Kirche suchte und fand. Von den Mandaten des Kaisers appellirte sie an den Papst, und dieser beauftragte wirklich mehre norddeutsche Prälaten, darunter den Erzbischof von Bremen, die Vermittelung zwischen den streitenden Parteien zu übernehmen. Dazwischen fiel im Jahre 1431 die Verkündung der Reichsacht wider Bremen. Diesen Schlag konnte die Bürgerschaft nicht verwinden. Schon längst hatten die obwaltenden Zerwürfnisse den Handel der Stadt gelähmt, die Sicherheit des Kaufmanns außerhalb der Mauern zerstört, eifersüchtigen Nachbarn vielfache Anmaßung möglich gemacht; die Reichsacht machte das Maß voll. Die neuen Gewalthaber boten die Hand zur Versöhnung; die vom Papst committirten Geistlichen bemühten sich, eine Ausgleichung herbeizuführen, und endlich, im Jahre 1434, gelang das Friedenswerk, das freilich zugleich eine vollständige Niederlage für die Demokratie war. Das Einzige, was sie für sich erwirkte, war die Abwendung einer blutigen Rache; eine vollständige Amnestie ging der Herstellung des alten Raths zur Seite.

Grundlage und Ausbildung der ältern politischen Verfassung; ihr Einfluß auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Von diesem Tage datirt eigentlich die Verfassung der Stadt Bremen, wie sie bis zum Jahre 1848 bestanden hat. Der Friedenspact, welcher damals geschlossen

das Verlorene wieder zu gewinnen; sie haben seit jener Zeit nie wieder eine Stätte in Bremen gefunden, aber noch Jahrhunderte lang haben sie der Stadt die Unbill nachgetragen.

Die Sieger geriethen bald genug untereinander in Streit, und immer war es die Gewalt des Raths, um welche der Kampf Jahrzehnde hindurch sich drehte. Die alten erbgesessenen Bürger wollten den zugezogenen Kaufleuten und den Handwerkern nicht gleiches politisches Recht einräumen; wie in den Republiken Griechenlands war es nur die berechtigte Kaste, die zur Stadtgemeinde gehörte. Diese letztere war freilich völlig demokratisch organisirt, aber sie selbst verhielt sich wie eine Aristokratie zu der großen Masse. Sie wußte die lebenslängliche Dauer und die eigene Ergänzung des Raths zu erhalten und ein halbes Jahrhundert hindurch, freilich nicht ohne zeitweilige Auflehnung der Zünfte und Kaufleute, die Herrschaft zu behaupten. Im Jahre 1365 kam es zum offenen Aufruhr gegen den Rath, welcher zwar mit Hülfe benachbarter Rittergeschlechter die Empörer unterwarf, aber zugleich ein schweres Rachegericht wider die Stadt heraufbeschwor. Die Freunde der hingerichteten Rebellen verbündeten sich mit dem der Stadt grollenden Erzbischof Albert II.; durch Verrath bemächtigten sich dessen Kriegsvölker des Orts. Nach blutigem Kampfe ward die Partei des Raths überwältigt, und — nicht die städtische Demokratie, sondern der Erzbischof erntete die Früchte des Siegs. Er legte Zwingfesten an, brannte das hölzerne Standbild des Roland, das Wahrzeichen der bürgerlichen Selbständigkeit, nieder, brandschatzte die Einwohner, raffte Gefälle und Besitzthümer an sich und ließ sich eine Schuld von 20000 Mark verschreiben. Unter dem Schutze der erzbischöflichen Reisigen trieb die siegende Partei tumultuarisch ihr Wesen. Der Rath ward aus 100 Mitgliedern gebildet; die Vorsteher der Zünfte erhielten eine politische Stellung. Nicht lange währte dieses Treiben. Schon nach vier Wochen drang der alte Rath mit Truppen des Grafen Moritz von Oldenburg, das alte Stadtbanner voran, in Bremen wieder ein, verjagte die Fremden, hielt furchtbares Gericht über die Empörer und befestigte seine Gewalt mehr als je zuvor. Jeder Bürger mußte persönlich dem Rathe Gehorsam schwören; ein altes Gesetz, die Frucht früherer Kämpfe, welches den Handwerkern feierlich die Wählbarkeit zur Rathswürde sicherte, ward eigenmächtig aus dem Stadtbuche getilgt. Die Reaction der folgenden Zeit war eine vollständige. Die Zünfte konnten nicht ohne Vorsitz eines Rathsherrn Versammlung halten; die Selbstergänzung des Raths ward von allen früher eingeführten Beschränkungen befreit, und ohne alle Mitwirkung der „Gemeinheit" (Stadtgemeinde) ward die Organisation dieser höchsten Corporation dahin abgeändert, daß sie aus 4 Bürgermeistern und 20 Rathmännern bestehen sollte. Von dem Rathe allein hing es ab, wann und in welchen Sachen die „Gemeinheit" mit berathen und mit beschließen solle; und wenn auch bei wichtigen Anlässen die alte Sitte ihn zwang, die Bürgerschaft zu befragen, so verwaltete und verwendete er doch einseitig und ohne Controle das Vermögen der Stadt.

Mit dem Schluß des 14. und dem Beginn des 15. Jahrhunderts geht plötzlich eine demokratische Bewegung durch die norddeutschen Städte. Von dem mächtigen Köln ausgehend, ergreift sie die wichtigsten Glieder der Hanse; in Lübeck, in Rostock und Wismar, in Hamburg, Braunschweig, Lüneburg, selbst in Stettin und Berlin wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Die Kaufleute und Zünfte stürzen den alten Rath; ein neuer mit demokratischen Formen wird eingesetzt; die Häupter zahlreicher Bürgermeister und Rathmänner fallen auf dem Blutgerüste. Hernach gewinnt in allen diesen Städten der alte Rath wieder die Oberhand, und im Hansebunde entwickelt sich schon in jener frühen Zeit der Grundsatz der „Solidarität der conservativen Interessen", der in unsern Tagen eine so große Rolle spielt. Es wird ausgesprochene Maxime des Bundes, daß, wenn in einer Hansestadt Zwistigkeiten zwischen dem Rathe und den Bürgern ausbrechen, dann dem Rathe Beistand geleistet werden muß.

Bei der bremischen Revolution des 15. Jahrhunderts ist es bemerkenswerth,

wie die demokratische Partei ihre Ansprüche aus den ältern Zeiten des Gemeinwesens herholte und gleichsam ein geschichtliches Recht für sich in Anspruch nahm, eine Erscheinung, die, freilich in sehr abgeblaßten Farben, sich in unsern Tagen wiederholt hat. Man berief sich auf die frühern Rechte der Gemeinheit, die durch Ungunst der Zeiten verloren gegangen waren, auf Zugeständnisse, welche der Rath in Tagen der Drangsal gemacht und unter veränderten Umständen wieder verleugnet hatte. Finanzielle Zerwürfnisse gaben den ersten Anstoß zum Ausbruch. Der allgemeine Unwille zwang den Rath einen des Unterschleifs bezichtigten Bürgermeister zu entsetzen und zu einer hohen Geldstrafe zu verurtheilen. Das geschah 1424. Der Vertriebene verklagte die Stadt beim Hansetage, und da der Rath, bedrängt von den aufgeregten Bürgern, sich nicht verantwortete, ward Bremen 1427 feierlich aus der Hanse ausgestoßen. Die Bürger ließen sich dadurch nicht beirren; viele Rathsherren, des Einverständnisses mit dem Hansetage beschuldigt, wurden eingekerkert und, als sie flüchteten, ihr Vermögen eingezogen. Gleich darauf ward der alte Rath förmlich abgesetzt, und ein neuer, einjähriger, nur aus 12 Männern bestehender, von der Gemeinheit gewählt. Mit den noch zurückgebliebenen alten Rathsherren schloß man eine feierliche „Sühne"; bei Leib und Leben mußten sie schwören, nichts gegen die Stadt und die neue Verfassung unternehmen zu wollen. Aber Worthalten war im Mittelalter eine ebenso seltene Tugend bei politischen Parteien wie heutzutage. Trotz des Eides entwichen allmälig viele der alten Rathsherren aus Bremen und gingen nach Stade, wo die Misvergnügten und die Commissarien der Hanse ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, und von wo aus sie bei Dänemark, bei Oldenburg und beim Kaiser Sigismund gegen die rebellische Stadt agitirten. In Bremen selbst foderte inzwischen die Bewegung ein blutiges Opfer. Einer der zurückgebliebenen Bürgermeister, Johann Vasmer mit Namen, war bei einem sehr verdächtigen Versuche, zwischen Stade und Oldenburg den Zwischenträger zu spielen, ergriffen worden; der greise und durch vielfache Verdienste um das Gemeinwesen ehrwürdige Mann ward vor den neuen Rath geführt und nach dem Wortlaute der „Sühne" zum Tode verurtheilt. Er ward auf dem Marktplatze enthauptet und außerhalb der Stadt verscharrt. Noch heute steht zwischen den Kohlgärten der Vorstadt das altersgraue steinerne Kreuz mit der Inschrift „Hier ligt de unschuldige Vasmer", welches ihm seine Partei später setzte.

Dieses blutige Drama entfachte die Rathspartei zu den äußersten Anstrengungen. Der Sohn des Hingerichteten reiste von einer Hansestadt zur andern, er fiel dem Kaiser selbst in die Zügel, Rache für seinen Vater fodernd. Merkwürdig ist, daß die Stadt, von allen Seiten verlassen und bedrängt, Schutz bei der Kirche suchte und fand. Von den Mandaten des Kaisers appellirte sie an den Papst, und dieser beauftragte wirklich mehre norddeutsche Prälaten, darunter den Erzbischof von Bremen, die Vermittelung zwischen den streitenden Parteien zu übernehmen. Dazwischen fiel im Jahre 1431 die Verkündung der Reichsacht wider Bremen. Diesen Schlag konnte die Bürgerschaft nicht verwinden. Schon längst hatten die obwaltenden Zerwürfnisse den Handel der Stadt gelähmt, die Sicherheit des Kaufmanns außerhalb der Mauern zerstört, eifersüchtigen Nachbarn vielfache Anmaßung möglich gemacht; die Reichsacht machte das Maß voll. Die neuen Gewalthaber boten die Hand zur Versöhnung; die vom Papst committirten Geistlichen bemühten sich, eine Ausgleichung herbeizuführen, und endlich, im Jahre 1434, gelang das Friedenswerk, das freilich zugleich eine vollständige Niederlage für die Demokratie war. Das Einzige, was sie für sich erwirkte, war die Abwendung einer blutigen Rache; eine vollständige Amnestie ging der Herstellung des alten Raths zur Seite.

Grundlage und Ausbildung der ältern politischen Verfassung; ihr Einfluß auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Von diesem Tage datirt eigentlich die Verfassung der Stadt Bremen, wie sie bis zum Jahre 1848 bestanden hat. Der Friedenspact, welcher damals geschlossen

ward und welcher den Namen „De Tafel edder Eendracht" führt, bildete gewissermaßen das Fundamentalgesetz, an welches sich im Laufe der Zeiten andere durch praktisches Bedürfniß hervorgerufene, durch Herkommen geheiligte, aber nie aufgeschriebene Verfassungsgrundsätze anschlossen. Jeder Bürger hat bis zum Jahre 1848 diese sogenannte „Eintracht" beschworen, welche 100 Jahre später, als ein vorübergehender Reformationskrawall den Rath abermals auf vier Wochen stürzte und die Gewalt an die sogenannten 104 Männer brachte, neu bestätigt und durch einige sehr scharfe Zusätze vervollständigt ward, durch die sogenannte „Niewe Eendracht", die gleichmäßig mit der alten beschworen ward. Zu diesen beiden Urkunden kommt noch eine dritte, minder wichtige, das sogenannte „Stadtbuch", welches zuerst im Jahre 1303 von Rath und Gemeinheit angelegt ward, und welches Gesetze und Urtheilssprüche des Raths enthält. Der bis 1848 geltende Bürgereid verpflichtete auf jene drei Documente mit den Worten: „Ich will halten Tafel und Buch, sammt der neuen aufgerichteten Eintracht, die der Rath und die ganze Gemeinheit beschworen", wobei zu bemerken, daß das „Buch" wol nur den wenigsten Schwörenden bekannt war, während die beiden „Eintrachten" in der heutzutage nicht mehr gemeinverständlichen alten niederdeutschen Sprache abgefaßt sind. Erst in diesem Jahrhundert übersetzte man den Bürgereid, um ihn selbst wenigstens den Schwörenden verständlich zu machen, ins Hochdeutsche. Aber der Rath hütete sich wol, an den Grundlagen der Verfassung selbst irgendwie zu rütteln, denn dieselben statteten ihn, wie man sogleich sehen wird, mit einer Machtvollkommenheit aus, wie sie, theoretisch wenigstens, fast kein deutscher Reichsfürst je besessen hat.

Die „Tafel" oder „Eintracht" vom Jahre 1433 ward aufgerichtet unter Vermittelung und nach schiedsrichterlichem Spruche des Grafen von Hoya, des lübecker und des hamburger Raths und der Vertreter der bremischen Stadtkirchen. Die Urkunde enthält zunächst Vorschriften wegen einer allgemeinen Amnestie und Restitution der durch die Revolution Beschädigten, welche „aus der Stadt gemeinem Gute" Ersatz erhalten sollen. Zugleich aber verfügt sie eine vollständige politische Restauration: „Der alte Rath soll von Stund an in den Rathstuhl sitzen gehen und da sitzen als ein vollmächtiger Rath", und „da soll der Rath, der solange der neue Rath geheißen war, ihm und der Gemeinheit Rechenschaft ablegen zwischen jetzt und St.-Johannistag". Ferner aber wird der „neubestätigte Rath mit Zuthat der Gemeinheit der Stadt beide Bücher, altes und neues, übersehen (revidiren) und in ein Buch bringen, wie es am nützlichsten und besten für die Gemeinheit und Stadt von Bremen ist". Und endlich bestimmen die Schiedsleute, „daß die Gemeinheit, Kaufmann und Ämter (Zünfte) bei ihren alten löblichen Gewohnheiten, Sitten, Freiheiten und Rechten ja bleiben sollen und daran nicht geenget werden".

So mittelalterlich und entlegen dem Leser diese ganze Art der Vertragung vorkommen mag, so ist es doch unzweifelhaft, daß die „Eintracht" vom Jahre 1433 bis in die neueste Zeit als eine Urkunde des bremischen öffentlichen Rechts galt. Theoretiker, welche behaupteten, der Senat sei Inhaber der Souveränetät nach Analogie der Landesherren in den monarchischen Bundesstaaten, haben sich auf die „Eintracht" und auf ihren Ausdruck „als ein vollmächtiger Rath" berufen, obwol es klar ist, daß im Jahre 1433 „vollmächtig" nicht so viel bedeuten konnte wie heutzutage „souverän", da das Mittelalter diesen letztern staatsrechtlichen Begriff gar nicht kannte. Unter den Praktikern haben vorzugsweise die Zünfte sich hinter die „Eintracht" gesteckt. Wenn sie sich in ihren Monopolen und Privilegien gefährdet sahen oder dieselben als Theile des öffentlichen Rechts anerkannt wissen wollten, so meinten sie, daß ja schon die Eintracht ihnen ihre „löblichen Gewohnheiten, Sitten, Freiheiten und Rechte" auf ewige Zeiten gewährleistet habe.

Allerdings war diese Eintracht auf „ewige Zeiten" festgestellt, und sie selbst sagt drohend: „Und wär' es, daß Jemand hier wäre, Mann oder Frau, der diese vorgeschriebenen Stücke oder welche von ihnen mit Worten oder Werken bräche oder widerkäme und dessen verzeuget würde, so vorgeschrieben ist (d. h. durch sieben voll-

kommene Leute in ihrem Rechte), den soll der Rath richten in seiner Hochstätte; käme er aber hinweg, so soll der Rath sich halten an sein Gut, es sei beweglich oder unbeweglich; auch soll er in dem Stifte von Bremen noch in einer Hansestadt keinen Frieden oder Geleit haben, und wo man ihn findet und ankommt, so soll man ihn für einen Meineider richten." Alter und neuer Rath und die ganze Stadtgemeinde haben auch diesen Vertrag beschworen, indessen ist es klar, daß derselbe nicht darauf hinausging, als ewig bindendes Gesetz selbst für die souveräne Gesammtheit zu gelten. Vielmehr sagt der Vertrag im Eingange: „Da die Eintracht und der Eid allein den alten und den neuen Rath und die Gemeinheit der Stadt Bremen angeht, und Niemanden sonst, so mögen, nach Ausweis geistlichen und weltlichen Rechts um Beständigkeit der Stadt und des ganzen Stifts von Bremen und um des gemeinen Besten willen, dieselben alter und neuer Rath und die Gemeinheit zu Bremen sich den Eid von wegen der Eintracht und andere davon gekommene Eide untereinander darangeben und erlassen. Und wann sie sich die Eide so erlassen haben, sind sie nicht pflichtig fürder nach Ausweisung der Eintracht sich zu richten und mögen das für sich verantworten vor Papst, Kaiser, Herren, Fürsten, Prälaten, Mannen, Städten, Landen und Leuten, geistlich und weltlich."

Die staatsrechtliche Auffassung jener Zeit geht deutlich aus diesen Stellen hervor. Der Rath ist eine mit gewissen Regierungsrechten ausgestattete Corporation; aber nur in Gemeinschaft mit der „Gemeinheit" kann er constitutive Gesetze zu Stande bringen, das alte und das neue Buch revidiren, die bestehenden Rechte der Gemeinheit, des Kaufmanns und der Zünfte abändern. Sowie die Rechte der Letztern bestätigt werden, so wird auch der Rath in seine „volle Macht" wieder eingesetzt, wie er sie vor der Revolution besessen hat.

Gerade ein Jahrhundert war verflossen, als der Rath von neuem mit auswärtiger Hülfe in seine durch Empörer gestörten Functionen eingesetzt und ein neuer Friedensvertrag zwischen ihm und der Stadtgemeinde beschworen ward. Das ist die schon erwähnte „Niewe Eendracht van anno 1534", welche als Ergänzung und Bestätigung der von den „104 Männern" gröblich verletzten „Tafel" gilt. Als Garanten und Helfer des Raths erscheinen jetzt mächtigere Personen als vor 100 Jahren, der Erzbischof Christoph von Bremen aus dem herzoglich braunschweig-lüneburgischen Hause, der Bischof von Münster und Osnabrück, der Herzog Ernst zu Braunschweig und Lüneburg, Graf Anton zu Oldenburg und Delmenhorst, Graf Jost zu Hoya und Bruchhausen, Graf Enno zu Ostfriesland, dazu das gesammte bremische Domcapitel, Abgeordnete der bremischen Ritterschaft, Bürgermeister und Rathleute der Städte Hamburg, Braunschweig, Lüneburg, Stade und Buxtehude. Diese Garanten treten schon nicht mehr blos aus freundnachbarlicher Sympathie, sondern in einer Art von Bewußtsein der solidarischen conservativen Interessen zu Gunsten des vertriebenen und unter dem Waffenschutze wieder eingeführten Raths gegen das „eingedrungene Regiment" auf, um, wie sie in der „Neuen Eintracht" sagen, „den göttlichen Zorn von dieser guten Stadt abzuwenden", und damit nicht „Römische kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, sammt andern Kurfürsten, Fürsten, Grafen und sonst gemeinen Ständen des Heiligen Reichs zu sonderlichen Ungnaden und Strafen der ganzen Stadt verursucht und bewogen werden." Die Zeit ist bereits vorgeschritten. Fürsten und Grafen treten im Namen des fürstlichen Interesses den demokratischen Regungen eines republikanischen Gemeinwesens entgegen, und die Aufrührer von 1534 müssen, gleich wie die Märzsturmpetenten von 1848, empfinden, daß es neben dem Willen des großen Haufens auch noch eine die Obrigkeiten allseitig schützende Macht in Deutschland gibt. Ganz wie es heutzutage bei den Interventionen des Bundestags geschieht, wo Alles mit den Gesetzen und Privilegien des Bundes gerechtfertigt wird, so erklärten damals die Paciscenten Bremens, daß sie Alles nur thäten, „damit Hochgedachter kaiserlicher Majestät und des Heiligen Reichs ausvorkundigen Ordnungen und Landfrieden (darin zu gemeinem Wohlstande deutscher Nation alle Zwietracht, Aufruhr, Mishellung bei

angestellter hoher Pön verboten) desto gehorsamlicher nachgekommen und vollstrecket werden möge". Aber gleichzeitig ward doch auch von jenen mittelalterlichen Intervenienten auf das innere Recht der Stadt ein wesentliches Gewicht gelegt. Sie führen zu ihrer Rechtfertigung an, daß das eingedrungene Regiment „von dem Rathe und der ganzen Gemeinheit einträchtig wieder abgestellt und verstöret, auch der Brief so von dem Rathe durch dieselben 104 Männer zu ihres angefangenen Regiments Erhaltung mit Drangsal erlanget, wiederum daselbst zur Stätte vernichtiget und durchstochen ward", was freilich wol kaum geschehen sein würde, wenn der Rath nicht die bewaffnete Macht seiner erlauchten Nachbarn hinter sich gehabt hätte. Inzwischen die „Continuität des Rechts" ward im Jahre 1534 gewahrt, und die „Neue Eintracht" ward aufgerichtet „mit einträchtiger Beliebung und Willen der ganzen Gemeinheit".

Durch diese „Neue Eintracht" nun ward „Tafel und Buch", d. h. das alte Stadtrecht, von neuem auf ewige Tage, soweit es Rath und Bürger belangt, bestätigt, sodann aber eine Reihe von Artikeln neu aufgestellt, welche die Macht des Raths wesentlich erhöhten. Ein vollmächtiger Rath, wie er von je gewesen, soll fortan zu ewigen Tagen sein und bleiben, und Niemand soll hinfort, ohne Befehl und Zulassung des Raths, irgend eine Vergatterung und Versammlung halten bei der höchsten Strafe. Wer sich irgend eines dem Rathe zustehenden Regiments anmaßt, soll Bürgerrecht und Wohnung in der Stadt verlieren, sobald er deß von zween frommen Leuten überzeugt wird. Kaufmannschaft und Zünfte, wenn sie in ihren Zusammenkünften etwas Anderes verhandeln als was ihre besondern Angelegenheiten betrifft, sollen aller ihrer Privilegien und Ämter verlustig gehen. Die Zünfte sollen keinerlei Neuerungen in Berathung nehmen, es geschehe denn mit Erlaubniß des Raths und im Beisein seiner Abgeordneten. Kirchspielversammlungen sollen nicht stattfinden ohne Gestattung des Raths u. s. w. Jedes Bürgers Sohn soll, sowie er mündig geworden ist, vor den Rath kommen und ihm den gebührlichen Bürgereid leisten, damit er sich aller dieser Verpflichtungen wol bewußt werde, und in diesem Bürgereide soll der Bürgerschaft besonders eingebunden werden, daß jeder Bürger, so er einige Rotterei und Aufruhr verspüre, dasselbe bei seinem Eide dem Rathe unverzüglich offenbaren müsse, damit Friede, Eintracht und Wohlstand der guten Stadt unterhalten werden möge. Als die Franzosen im Anfange dieses Jahrhunderts nach Bremen kamen und die Einrichtungen erforschten, da fanden die geschulten Polizeimänner Napoleon's, indem man ihnen den üblichen Bürgereid vorlegte, der nach obiger Vorschrift entworfen ist, daß der Rath der Stadt vor 300 Jahren eine vortreffliche Regierungskunst besessen habe.

Die wichtigste Bestimmung aber der „Neuen Eintracht", diejenige, auf welcher für alle folgenden Zeiten die Mitwirkung der Bürgerschaft bei Gesetzgebung und Verwaltung beruht, und welche vornehmlich von dem Übergewichte des restaurirten Raths zeugt, ist die folgende: „Und wenn es dem Rathe in diesen und andern Sachen nöthig und zweckdienlich wäre, mit mehr Leuten Rücksprache zu nehmen, so möge der Rath aus der Gemeinheit, dem Kaufmann und Ämtern (Zünften) dazu fodern und vorbieten lassen die verständigsten, die dem Rathe nütze dünken und sonst nach Wohlstand dieser guten Stadt, Liebe, Eintracht und Frieden trachten und dasselbe gern fortgesetzt und gefördert sehen. Auch ist unter Anderm mit für gut angesehen, beliebet und bewilligt worden, so in der Stadt Buche, das vor vielen verflossenen Jahren angesetzt und gemacht und von dem Rathe und der ganzen Gemeinheit belobet und beschworen, etwas erspüret und befunden würde, das zum Theil einer christlichen und rechtmäßigen Reformation und Bedarf hätte, daß sothanes nach Rath der Hochgelehrten und Verständigen verändert, verlängert, vermindert und verbessert möge werden."

Wären nicht Leben und Natur mächtiger gewesen als das geschriebene Wort, so würde Bremen, dieser Bestimmung zufolge, unter das Joch der starrsten Oligarchie gerathen sein. Der Rath hatte nach der „Neuen Eintracht" nicht allein alle von

jeher besessene Gewalt in Händen, die vollziehende, verwaltende und richterliche, sondern es hing auch lediglich von seinem Gutdünken ab, ob er bei Auferlegung von Steuern, bei Verwendung des öffentlichen Vermögens und beim Erlasse neuer Gesetze den Beirath der Bürger hören und beachten wollte. Seine Vollgewalt hatte nur sehr niedrige Schranken mehr, welche seit 1434 vornehmlich darin bestanden, daß bei entstehenden Lücken in seiner Mitte gewisse nahe Verwandtschaftsgrade von der Wählbarkeit ausschlossen, und daß die Rathswahlen an eine gewisse Reihenfolge der vier städtischen Quartiere gebunden waren. Im Übrigen ergänzte der Rath sich selbst, ohne Mitwirkung der Bürgerschaft, und die Würde der Rathsherren war und blieb eine lebenslängliche. Der Rath hatte seine eigenen Einkünfte theils aus gewissen Sporteln und Geldstrafen, die manchmal mit großer Willkür auferlegt wurden, theils aus Domänen, und er vertheilte dieselben unter seine Mitglieder nach Maßgabe des Dienstalters. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts konnten nur Mitglieder der reformirten Confession in den Rath gewählt werden, und die volle Kirchenhoheit ging mit der Reformation auf dieses Collegium über. Die Zusammensetzung desselben fixirte sich im Laufe der Zeit dergestalt, daß 4 Bürgermeister, 2 Syndici und 24 Rathsherren den vollen Rath bildeten, in welchem die vier Stadtquartiere, jedes mit einem Bürgermeister an der Spitze, abwechselnd als regierender Ausschuß fungirten. Die Syndici waren besonders Vertreter des Raths bei Unterhandlungen mit andern Städten und mit benachbarten Fürsten; sie waren die Diplomaten und staatsrechtlichen Consulenten, und übten daher manchmal einen größern Einfluß als der Bürgermeister selbst.

Zwei Umstände verhinderten inzwischen das Wiederaufkommen einer Geschlechterherrschaft, wie sie in frühern Zeiten bestanden hatte, und wie sie in andern Reichsstädten sich bis auf die neuesten Tage erhielt. Von einem eigentlichen Patriziate ist seit dem Jahre 1428 in Bremen kaum mehr die Rede. Das erste Hinderniß gegen die Bildung eines Stadtadels bestand in der beschränkten Anzahl der Rathsmitglieder und in der Ausschließung der nahen Verwandtschaftsgrade. Weder Vater und Sohn, noch Schwäher und Eidam, noch Bruder und Bruder, noch Schwager und Schwager konnten gleichzeitig im Rathe sitzen, und die Wahl von Neffen, Vettern und Oheimen war durch besondere Bestimmungen erschwert. Die Fälle, daß die Rathsherrenwürde sich durch viele Generationen in einer und derselben Familie lange erhalten hat, sind ungemein selten, und die meisten Namen, welche vor 300 Jahren einen magistratischen Klang hatten, sind längst verschollen und vergessen. Wichtiger aber noch war ein zweites Hinderniß, die zunehmende Bedeutung des kaufmännischen Elements. Ein Patriziat bedarf zu seiner Erhaltung nothwendig eines reichen und ausgedehnten Grundbesitzes, und im Mittelalter war es in der That Eigenthum dieser Art, was den edlen Geschlechtern in Bremen Ansehen und Bedeutung gab. Das änderte sich namentlich seit dem 16. Jahrhundert sehr rasch. Die Familien, welche alten Besitz im Gebiete der Stadt hatten, sahen sich rasch an Reichthum überflügelt von Neulingen, die durch den Handel zu Vermögen gelangten. Die Kaufleute, welche im Mittelalter den städtischen Familien in weiter Entfernung erschienen, konnten sich bald als die wichtigste Classe des Gemeinwesens fühlen. Söhne von Kaufleuten studirten auf den Universitäten und vereinigten den Nimbus der Gelehrsamkeit, die hochangesehene Würde des Doctortitels mit dem Glanze des Reichthums. Bald verschmähte kein Rathsherr einen solchen Eidam mehr, und den Schwiegersohn eines verstorbenen Rathsherrn in den Rath selbst zu wählen, konnte Niemand ein Bedenken finden. Nun ist es aber die Natur des durch Handel erworbenen Reichthums, daß er häufig von einer Familie zur andern übergeht, daß er selten drei Generationen hindurch in einem Hause wohnen bleibt. Er bringt eine stete Fluctuation in die äußerlichen Verhältnisse einer Bevölkerung; üppige Stämme welken dahin, und schwache Schößlinge wachsen rasch den stolzesten Bäumen über den Kopf. Der Handel rekrutirt sich ferner unaufhörlich aus plebejischen Schichten. Im Geschäftsleben

gilt Name und Familie nichts: Zahlungsfähigkeit und kaufmännische Tugenden gelten Alles. So kommt es, daß in einem Handelsstaate tüchtige junge Leute ohne Herkunft, eingewanderte Küfer, Schreiber, Laufburschen manchmal sich rasch eine angesehene Stellung erobern oder wenigstens eine solche ihren Kindern hinterlassen. Auf der andern Seite mußten in Bremen die nächsten Verwandten des Raths fortwährend in die Masse der Bürgerschaft hinabsteigen und gleich andern Leuten ihr Brot zu verdienen suchen. Die Sitze auf dem Rathhause faßten nur 30 Personen; einträgliche Ämter in Heer, Kirche und Verwaltung gab es nur sehr wenige, und der Sohn des Bürgermeisters mußte suchen als Anwalt, als Arzt oder Kaufmann sein Fortkommen zu finden. Es konnte also nie geschehen, daß sich eine gesellschaftliche Kluft zwischen dem Rathe und den Bürgern ausbildete. Das Gefühl der ursprünglichen Gleichheit ward immer wach erhalten, und so groß die Ehrerbietung, ja mitunter die Servilität war, mit welcher ein einzelner Bürger „einem hochedlen und hochweisen Rathe, seinem hochgebietenden Herrn und Obern", nahen mochte, so konnte doch im Schooße des Raths sich nie jener Kastengeist festsetzen, der in vielen andern Städten einen üppig tragenden Acker gefunden hat. Die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit des Bürgers galt nicht der vornehmen Familie, sondern der einflußreichen und mächtigen Stellung, die aber nie so hoch war, daß sie einem reformirten Bürger als völlig unerreichbar erschienen wäre, nie so hoch, daß der glückliche Inhaber sich nicht sagen mußte: „Vielleicht wird dein Sohn einst als Supplicant vor dem Sohne des Supplicanten stehen."

Wie sich diese Verhältnisse allmälig heranbildeten, wie nach und nach an die Stelle der Aristokratie der Rathsfamilien die Aristokratie der wohlhabenden und respectabeln Bürgerfamilien trat, aus denen der Rath sich zu ergänzen durch die Natur der Dinge gezwungen war, davon steht natürlich in den Chroniken nichts geschrieben. Wer jedoch einigen Blick für culturgeschichtliche Entwickelungen hat, der überzeugt sich aus den vorhandenen indirecten Indicien, aus Familiengeschichten und Familienpapieren leicht, daß die Sache wirklich sich in solcher Weise gemacht hat. Das ganze Verhältniß aber, wie wir es mit einigen Strichen gezeichnet haben, ist von so großer Wichtigkeit für die Geschichte der Stadt Bremen, daß man sagen kann, dasselbe gebe vornehmlich ihr das eigenthümliche Gepräge und die besondere Physiognomie. Auch bei den neuesten Verfassungswirren spielt es eine entscheidende Rolle.

Das politische Leben seit der Reformation; die bürgerlichen und moralischen Zustände; die Wechselfälle bis zur Auflösung des Deutschen Reichs.

Die innere Entwickelung des politischen Lebens während der letzten 300 Jahre ist eine so allmälige, daß der Forscher fast nirgends einen Anhaltepunkt findet, an welchem er sagen könnte: von hier datirt diese und jene Veränderung. Zu förmlichen und urkundlichen Verfassungsneuerungen fand sich nirgends ein Anlaß, oder wo er vorhanden war, suchte man ihn durch Neuerungen in der Praxis zu umgehen. Der Rath war ursprünglich der unbestrittene Inhaber aller Staatsgewalt; aber mit dem Aufblühen der Stadt, mit der Zunahme der bürgerlichen Wohlhabenheit, mit der allmäligen Verschmelzung der Stände entstand auch für ihn die Unmöglichkeit, diese Staatsgewalt allein und ohne Rücksicht auszuüben. Die uralte Gewohnheit der Selbstverwaltung hatte einen Beamtenstand nicht aufkommen lassen, und wie es seit Menschengedenken gewesen war, daß gewisse öffentliche Interessen, gemeinnützige Anstalten unter der unmittelbaren Obhut angesehener Bürger standen, so wird es auch nach der Aufrichtung der „Neuen Eintracht" geblieben sein. Natürlich daß in der ersten Zeit, als das politische Parteigefühl noch lebhaft war, der Rath solchen Ehrendienst nur zuverlässigen, ihm ergebenen Leuten anvertraute; aber mit den Jahren mußten solche Rücksichten ihr Gewicht verlieren. Die zur Mitverwaltung herangezogenen Bürger waren gewissermaßen Beamte des Raths, aber sie dienten nicht für Geld, sondern freiwillig, aus Ehrgeiz oder Gemeinsinn, und sie

nahmen demgemäß eine sehr selbständige Stellung ein. Auch das Bedürfniß, in Finanzsachen und in der Gesetzgebung die Stimme Derjenigen zu hören, mit denen der Rath im gewöhnlichen Leben täglich verkehren, mit denen er und seine Kinder fortwährend freundschaftliche und verwandtschaftliche Bande knüpften, war ein so natürliches, daß aus der discretionären Befugniß des Raths, Notable aus der Bürgerschaft zur Mitberathung der öffentlichen Angelegenheiten zu berufen, sehr rasch ein stillschweigend anerkannt Zwang ward. Das Recht, welches seit Jahrhunderten die Bürgerschaft bald in dieser, bald in jener Gestalt geübt hatte, konnte unmöglich über Nacht, eines unsinnigen Tumults wegen, mit Stumpf und Stiel aus dem Boden gerissen werden, und dem Rathe selbst mußte es unheimlich vorkommen, daß er, ein bürgerliches Collegium, eine schrankenlose Gewalt über seine Mitbürger ausüben sollte. Die ganze Anschauung der Zeit widersprach solcher Auffassung der „Vollmächtigkeit". Mit der regelmäßigen Wiederkehr der Bürgerschaftsversammlungen verlor sich denn auch allmälig das Recht des Raths, zu diesen Versammlungen einzuladen wen er wollte. Das Herkommen stellte in dieser Beziehung gewisse Normen auf, die nicht wol außer Acht gelassen werden durften. Die Inhaber eines kaufmännischen Geschäfts, die Gelehrten, und zu diesen einige Vertreter der Zünfte wurden regelmäßig geladen, und stillschweigend nahm man an, daß der einmal Geladene das Recht habe, auf jedem Bürgerconvente zu erscheinen. Ganz entschieden und ohne Ausnahme anerkannt war dieses Recht hinsichtlich aller derjenigen Kirchspielbeamten, welchen die Armenpflege anvertraut war. Diese, die sogenannten Diakonen, welche ihr mühsames und selbst kostspieliges Amt für eine Reihe von Jahren unentgeltlich ausüben, wurden und werden von den Kirchenconventen gewählt, d. h. nach dem allgemeinen Stimmrechte. Wer einmal von seiner Gemeinde zum Diakonus gewählt worden war, hatte auf Lebenszeit das Recht, die Bürgerconvente zu besuchen. Die Zahl dieser Berechtigten kann man füglich auf 60—70 anschlagen, ehe der Dom seine hannoversche Landsmannschaft mit der bremischen vertauschte und ehe die Neustadt zur Theilnahme an den Conventen zugelassen ward. Dieses gewählte Element der alten Convente war somit immer sehr beträchtlich; denn gewöhnlich waren diese Versammlungen nicht von 100 Mitgliedern besucht, und unter den regelmäßigen Besuchern waren gewiß verhältnißmäßig sehr viele fungirende und ausgeschiedene Diakonen, die schon durch ihr Amt ein größeres Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten gewinnen mußten. Allerdings wählten die Gemeinden ihre Armenpfleger fast immer aus dem Kaufmanns- und dem Gelehrtenstande, indessen war dies freiwilliger Brauch, nicht Vorschrift. So trat dem lebenslänglichen Rathe eine lebenslängliche Notabelnversammlung gegenüber. Von einer Vertretung der Gesammtbürgerschaft war dieselbe freilich weit entfernt, aber die Vollmächtigkeit des Raths ward doch durch sie in wesentlichen Punkten beschränkt. Nur durch Rath- und Bürgerschluß konnten Gesetze erlassen, Steuern auferlegt, Gelder verwandt werden. Allmälig gelangte man dahin, daß die Bürgerschaft alljährlich das Budget feststellte. Aber so wichtig diese Rechte waren, so unbehülflich waren doch die Formen, in denen sie geübt wurden. Nur die Bürger der Altstadt konnten den Convent besuchen; die Neustadt und die Vorstädte waren unvertreten; die Bauern auf dem Lande wurden vom Rathe mit absoluter Machtvollkommenheit beherrscht. Die Bürgerschaft trat nicht zu einer Versammlung zusammen, sondern sie berieth und stimmte nach Kirchspielen. Der Rath allein hatte das Recht, einen Bürgerconvent anzuberaumen; ohne seine Einladung konnte eine solche nie stattfinden. Von einer gründlichen Prüfung und Berathung der vorgelegten Materien konnte keine Rede sein, da man in voller Versammlung entweder Ja oder Nein sagen mußte. Eine genauere Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten konnten nur diejenigen Bürger gewinnen, welche an der Verwaltung persönlichen Antheil nahmen, und deren Ausspruch war daher meist für die große Masse entscheidend. Aber wichtig war es, daß diese bürgerlichen Mitverwalter nicht mehr vom Rathe ernannt, sondern von der Bürgerschaft auf bestimmte Fristen ge-

wählt wurden. Sie wurden daher aus Gehülfen des erstern zu Vertrauensmännern der letztern. Viele von ihnen wurden, so oft sie wollten, immer von neuem wieder gewählt, sodaß auch hier sich das Streben zeigt, öffentliche Ämter möglichst auf lebenslängliche Dauer zu verleihen.

Die Functionen dieser Bürger sind für das bremische Gemeinwesen bis auf unsere Zeit von der höchsten Bedeutung gewesen. Nach und nach ward jeder wichtige Zweig des öffentlichen Lebens ihrem Einflusse und ihrer Controle unterworfen, bis zuletzt die gesammte Verwaltung in die Hände der sogenannten Deputationen überging, zu denen der Rath einige Rathsherren und die Bürgerschaft eine entsprechende Anzahl von Bürgern abordnete. Wenn auch in diesen Deputationen immer ein Rathsherr den Vorsitz führte, wenn auch jede endgültige Entscheidung beim Rathe war, so ist doch leicht abzusehen, daß die bürgerschaftlichen Mitglieder in diesen Verwaltungsbehörden, dadurch daß sie entweder die Rechnungen führten, oder die Fonds verwalteten, oder zu dem Vorschlage von Amtscandidaten mitwirkten, oder an Inspectionen und Revisionen Theil nahmen, einen Antheil an der Regierung selbst gewannen, der nicht gering anzuschlagen ist. Nimmt man hinzu, daß das städtische Leben selbst, durch fast unwegsame Haiden und Moore von lebhaftem Fremdenverkehr wie von Truppenzügen während der großen Continentalkriege des 17. und 18. Jahrhunderts ziemlich gesichert, ohne alle Berührung mit Hofhaltungen, ohne Adel, ohne Garnison, eine ungewöhnliche Einfachheit und Ehrbarkeit der Sitten bewahrte, daß strenger Wandel wenigstens äußerlich zu den Grundbedingungen bürgerlicher Achtung gehörte, als im übrigen Deutschland längst die Nachahmung des versailler Hofs Sittenlosigkeit und Freigeisterei zu Merkmalen der Bildung und der guten Tons gestempelt hatte, daß Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit im kaufmännischen Verkehr allgemein verbreitete Tugenden und Ausnahmen von dieser Regel große Seltenheiten waren: so wird man es nicht übertrieben finden, wenn wir sagen, daß aus allen diesen Elementen zuletzt ein Ganzes erwuchs, was man sehr wohl ein specifisches Bremerthum nennen kann, eine locale Eigenthümlichkeit, welche nicht allein dieses bestimmte Gemeinwesen von den übrigen Bevölkerungen des niedersächsischen Kreises wesentlich unterschied, sondern welches auch in seinem sittlichen Gehalte und in seinem Selbstgefühle mächtig genug war, die durch Einwanderung stets von neuem zuströmenden Bestandtheile zu bewältigen, sich zu assimilliren und aus dem westfälischen, oldenburgischen, ostfriesischen Ansiedler in kurzer Zeit einen guten „bremer Bürger" zu machen. Heutzutage mögen die Angehörigen größerer Staaten darüber lächeln, wenn sie von einem „bremischen Patriotismus", von einem „Herzen für Bremen" reden hören; aber die Sache, welche jene Ausdrücke bezeichnen soll, ist nichtsdestoweniger eine Realität, die sich in sehr vielen löblichen Lebensäußerungen noch jetzt ebenso gut kundgibt wie in den Zeiten der Väter. Etwas Analoges hat sich in allen Freien Städten und außer ihnen auch in einigen durch Lage und Entwickelung vorzugsweise das Localbewußtsein begünstigenden Ortschaften, wie z. B. in Osnabrück, erhalten; aber wir zweifeln, ob man sehr viele derartige Punkte namhaft machen könnte, in denen die Liebe zu den Stadtmauern noch in so unmoderner Stetigkeit blüht. Wir glauben, daß Bremen in dieser Beziehung besonders bevorzugt ist. In Frankfurt hat der Strom des Reiseverkehrs, haben die vielfachen Beziehungen zur Diplomatie und zu den benachbarten Höfen viel zur Verflüchtigung jenes einseitigen Particularismus beigetragen, ohne den solches Localleben nicht gedeiht. Hamburg ist zu sehr Weltstadt geworden. Lübeck entbehrt jener Freudigkeit, welche der aufblühende materielle Wohlstand verleiht, und muß die Nahrung seines Selbstgefühls mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart suchen. Bremen ist seit Jahrhunderten immer im Wachsthum begriffen gewesen, aber es hat noch nicht die Größe erreicht, welche das Familienhafte im Zusammenleben der Stadtgenossen zerstört. Und dieses Familienhafte ist für ein kleines Gemeinwesen oft wichtiger als die vortrefflichste Verfassung. Es schafft eine öffentliche Meinung, deren Urtheil zehn mal schärfer trifft als das Anathema der Tribune und der Presse, weil es unmittelbar im täg-

lichen Umgange vollzogen wird, und es verwandelt den Ehrgeiz des Politikers in die sorgsame Strebsamkeit des Hausgenossen. Ohne dieses sittliche Element würde in der That die altbremische Verfassung die allerschlechteste gewesen sein, die sich denken läßt: diese Zuthat machte sie zu einer relativ sehr guten.

Wir haben oben des antipatrizischen Einflusses gedacht, welchen in Bremen die vorwiegende Bedeutung des kaufmännischen Erwerbs ausübte. Umgekehrt hat wieder die Natur der bremischen Verfassung einen sehr merklichen und sehr heilsamen Einfluß auf den kaufmännischen Charakter bethätigt. Sehr leicht führt das Vorherrschen des Handelsstandes in einem Gemeinwesen zur ausschließlichen Geltung des Geldes und diese letztere wiederum zur Demoralisation der Bevölkerung. Man kann nicht nachweisen, daß in Bremen je vorzugsweise die reichsten Kaufleute auch die mächtigsten Bürger gewesen wären; man kann noch weniger von einer Demoralisation der Bevölkerung sprechen, wenn man den Maßstab anderer Städte von ähnlichem Umfange anlegt. Arge Frevel gegen das Sittengesetz, eclatante Verbrechen sind in Bremen ebenso gut wie anderswo von Zeit zu Zeit vorgekommen; aber solche vereinzelte monströse Verirrungen der menschlichen Natur darf man nicht in Anschlag bringen, wenn man von der durchschnittlichen Moralität einer Bevölkerung redet. Bremen hat durch die Giftmörderin Gottfried vor einem Menschenalter und in unsern Tagen durch den Betrüger Haase eine criminalistische Celebrität erlangt; allein wenn man von solchen höchst seltenen Fällen absieht, so wird man finden, daß im Großen und Ganzen Bremen in Betreff der Moralität den Vergleich mit keiner einzigen größern Stadt zu scheuen braucht. Das eheliche Leben ist, namentlich in den sogenannten höhern Ständen, sehr rein; galante Abenteuer einer bremischen Dame gehören zu den seltensten Seltenheiten; die Zahl der unehelichen Geburten ist relativ sehr gering; gefährliche Verbrechen gegen das Eigenthum und gegen Personen kommen wenig vor, Einbrüche z. B. und Raubanfälle fast niemals, weshalb die Sorglosigkeit, mit der man in Bremen Hab und Gut fast völlig unbehütet läßt, dem Fremden höchst auffällig erscheint. Die Gauner und Spitzbuben, sofern sie nicht von außen hereinkommen, gehören noch den untern Entwickelungsstufen, der Classe der Laden- und Marktdiebe an; Aufholen unter fremdem Namen, kleine Veruntreuungen in Waarenspeichern und Mausereien untergeordneter Art füllen fast ausschließlich die Annalen der Criminaljustiz. Und die große Mehrzahl der Bestraften gehört natürlich gar nicht zur Stadt, sondern rekrutirt sich aus vagabondirendem Gesindel oder aus den Dörfern der Grenzbezirke, wo Schmuggler und Hehler ihr Wesen treiben. Im Allgemeinen fühlt sich das Eigenthum sehr sicher. Tags stehen alle Hausthüren geöffnet; Niemand controlirt den Eingang und Ausgang, und es ist nichts Seltenes, daß man unangehalten mehre Treppen hinaufsteigt, wo reiche Möbeln und kostbare Geräthe sehr wol die Unredlichkeit reizen könnten. Gleichwol hört man selten davon, daß solche Gelegenheit benutzt worden wäre. Nächtliche gewaltsame Einbrüche sind fast unerhört, obwol man das Verdienst dieser Erscheinung schwerlich dem Diensteifer der patrouillirenden alten Nachtwächter zuschreiben kann. Die vorkommenden Verbrechen gegen Personen sind vornehmlich Ausbrüche der Rohheit oder auch Folgen der leider noch sehr verbreiteten Völlerei. Brutalität gehört zu den dunklen Seiten des niedersächsischen Volks; Saufen und Raufen sind noch immer zwei Beschäftigungen, denen es mit allzu großem Eifer obliegt. Die Gesittung macht indessen auch auf diesem rauhen Acker siegreiche Fortschritte, und eine Abnahme namentlich der Trunkfälligkeit fand wenigstens bis zum Jahre 1848 sichtlich statt. Die Revolutionsaufregung, das damit verknüpfte Schenkenleben haben allerdings manchen guten Keim zerstört (charakteristisch genug hörte mit jenem Jahre der Mäßigkeitsverein auf), aber es darf erwartet werden, daß auch in dieser Beziehung die letzten Jahre Ausnahmejahre gewesen sind. Die Zahl der Schenken in Bremen ist freilich jetzt noch so enorm, daß man kaum begreift, woher alle die durstigen Kehlen kommen, auf deren Bestehen das ihrige angewiesen ist; indessen auch hier findet die Hoffnung einen Ankergrund. Denn es ist unglaublich aber wahr, daß diese Etablisse-

ments, die man sich übrigens großentheils so winzig wie möglich denken muß, vor 50 Jahren, bei halber Einwohnerzahl, doppelt so groß wie heute war!

Fremde, welche in Bremen sich ansiedeln, stellen meistentheils den untern Volksclassen dieser Stadt ein günstiges Zeugniß aus, das jene eben erwähnten Schattenseiten um so mehr bedauern läßt. Zu den guten Eigenschaften gehört jedenfalls das Ehrgefühl, welches die ärmsten Classen nur im schlimmsten Nothfall zu der öffentlichen Armenpflege ihre Zuflucht nehmen läßt. Wo ein solches Gefühl in einer ganzen Bevölkerung vorherrschend ist, da ist ohne Frage ein guter, sittlicher Boden vorhanden, auf welchem edle Früchte der bürgerlichen Freiheit gedeihen mögen. Das Gefühl selbst ist aber ebenso gewiß auch ein günstiges Zeugniß für die politische Sittlichkeit, die im Allgemeinen die öffentlichen Verhältnisse Bremens seit Menschengedenken beherrscht hat. Jede Willkürherrschaft, namentlich eine oligarchische, welche 300 Jahre lang gedauert hätte, würde unfehlbar die Massen corrumpirt, würde Ehrenhaftigkeit und Selbstbewußtsein des gemeinen Mannes gründlich ausgerottet haben. Der gemeine Mann in Bremen sagt mit einem dem Auswärtigen komischen Stolze: „Ich bin bremer Bürger", wodurch er den Werth bekundet, den er auf sein Verhältniß zum Staate legt. Er hat lange jedweder Theilnahme am öffentlichen Leben entbehrt, aber die Überzeugung, daß er als Bürger den Schutz der Gesetze so gut wie der Reichste und Vornehmste genieße, ist ihm gleichwol nie verloren gegangen.

Wir nehmen unsern Gedanken wieder auf. Wir wollten den indirecten Beweis führen, daß die Unsittlichkeit einer reinen Geldaristokratie in Bremen nie Bestand gewonnen hat. Wir fanden ihn in der Haltung der bisher beherrschten Classen. Aber es lassen sich auch directe Erklärungen dieser Erscheinung auffinden. Der Kaufmannsstand hat in den Hansestädten ein ganz eigenthümliches Gepräge erhalten und das Dichterwort bewährt, daß der Mensch mit seinen Geschicken wächst. Seine politische Bedeutung hat ihm Gemeinsinn, Familiengefühl und andere adelige Eigenschaften verliehen, welche gerade in diesem unmittelbar auf Gelderwerb gerichteten Berufe am leichtesten verkümmern. Seine Thätigkeit fortwährend zwischen der Börse und dem Rathhause theilend, ist er nicht in Engherzigkeit und Selbstsucht versunken, sondern hat sich einen tüchtigen, auf das Allgemeine gerichteten Bürgersinn erhalten. Der Staat, der immer an seine persönliche Opferwilligkeit und Rechtschaffenheit appellirte, hat in ihm die Tugend der Treue geweckt. In vielen Ländern gilt es nicht für ein Vergehen, den Fiscus um seine Gefälle zu bringen, weil der Einzelne in dem Staate nur einen gemeinlästigen Polizeiherrn und Steuererheber sieht. In den Hansestädten würde man es für eine Schande halten, der öffentlichen Kasse einen Heller von den Abgaben zu entziehen, weil dort noch der Einzelne sich als Glied des Staats in lebendigem Zusammenhange mit ihm fühlt. Dazu kommt, daß das Leben des Kaufmanns selbst nicht den philisterhaften Zuschnitt hat, der ihn an vielen andern Orten bezeichnet. In ältern Zeiten war es mit allerlei wilden Wagnissen und kriegerischen Abenteuern verbunden, welche das Schwert oft unentbehrlicher machten als Elle und Wage. Die Bremer mußten sich mit friesischen Seeräubern und Wegelagerern unaufhörlich herumschlagen; ihre Seefahrten nach Portugal, nach Skandinavien, nach den britischen Inseln, nach den baltischen Küsten erfoderten ein mannhaftes und unerschrockenes Auftreten; der Besitz ihrer Factoreien in fremden Ländern hing ab von der kriegerischen Macht der Hansa, und wer von diesem Besitze Gewinn zog, mußte unwillkürlich fühlen, daß sein Vortheil die Frucht männlichen Unternehmungsgeistes sei. In spätern Zeiten ist das anders geworden; die Hansa ist zur Ohnmacht herabgesunken; ihre Monopole und Factoreien sind vom Erdboden verschwunden, aber der wagende Geist der Einzelnen ist gerade in neuester Zeit um so rühmlicher hervorgetreten, je weniger er einen schirmenden Rückhalt an einem mächtigten Vaterlande hat. Der Engländer hat es leicht, unternehmend zu sein; nach dem fernen China, nach den Ufern des Platastroms, an die Küsten Afrikas folgt ihm die beredte Fürsprache seiner Vierundsiebenzig-Kanonenschiffe, und in Ophir wie in Thule hält Britannia schützend ihren gewaltigen Dreizack über ihn.

Der Hanseat der neuen Zeit geht ebenso weit wie der Engländer; er siedelt sich an unter halbbarbarischen Völkern; er handelt und arbeitet mit Negern, mit Südseeinsulanern, mit Chinesen, mit südamerikanischen Republikanern, ohne andern Hort als das alte Sprüchwort, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Eine solche Carriere ist ebenso wie die militärische Laufbahn geeignet, alles Krämerhafte des Charakters abzustreifen; und wenn man erwägt, daß seit längerer Zeit neun Zehntel der bremischen Kaufleute, ehe sie sich fest in der Vaterstadt niederlassen, sich auf diese Weise Jahre lang in der weiten Welt umhertreiben, daß der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ihnen kaum mehr als eine rechte Expatriation gilt, daß viele von ihnen sich unter anhaltenden Entbehrungen, Strapazen und Gefahren ihre Existenz erobert, daß sie sich mit einem Wort „den Wind tüchtig um die Nase haben wehen lassen", so wird man nicht verkennen, daß solche Umstände auf den Charakter der Bevölkerung von tiefem Einfluß sein müssen.

Auch das Bewußtsein, die einflußreichste Classe in einem, immerhin nur kleinen, aber doch selbständigen und bei den Nachbarn in guter Achtung stehenden Gemeinwesen zu bilden, mußte die Kaufmannschaften in den Hansestädten ebenso sehr über die Engherzigkeiten des Krämerwesens wie über die Hohlheit des Commerzienraththums erheben. Man besaß in allen Fragen der Gesetzgebung und Besteuerung thatsächlich eine Virilstimme; man nahm vielleicht, als Mitglied einer Deputation, unmittelbar an bedeutenden Verwaltungen Theil; man hatte stets die Aussicht offen, eines Tags in den Kreis eines „vollmächtigen", mit Herren und Fürsten auf gleichem Fuße verhandelnden Raths einzutreten. Alles Das zog den Blick von dem Interesse am bloßen Geldverdienen ab und lenkte ihn auf würdigere Zielpunkte des Ehrgeizes. So war auf der einen Seite das aristokratische Kastenwesen durch den kaufmännischen Ursprung des Reichthums, den man meistentheils den eigenen persönlichen Anstrengungen verdankte, unmöglich gemacht, auf der andern Seite die kaufmännische Geldwürde durch das öffentliche Leben und seine Anfoderungen mit einem Rittersporn ausgestattet. Aus der glücklichen Mischung dieser Elemente ging ein durchschnittliches Gemein- und Bürgergefühl hervor, welches in andern Städten die patrizischen Geschlechter fast ausschließlich bis in die Tage des Verfalls hineinretteten, während es den schaffenden und arbeitenden ursprunglosen Familien mehr und mehr abhanden kam. Das reichsstädtische Wesen geht fast überall mit Mildthätigkeit und Freigebigkeit für öffentliche Anstalten Hand in Hand. Es ist immer ein Zeichen für die politische Blüte eines Standes, wenn er gern und reichlich für das Gemeinwesen opfert. Das unbeschränkte Königthum zeigt mehr Munificenz als das constitutionelle; ein Adel wie der englische ist im Spenden liberaler als der hinsiechende des Continents; die kleinen städtischen Republiken des Mittelalters beschämen durch ihre öffentlichen Schöpfungen Alles, was die großen Residenzen der mächtigsten Fürsten aus eigenen Kräften gethan haben. Je länger in einer Stadt die Quelle der öffentlichen Stiftungen fließt, desto länger, das kann man sicher annehmen, haben sich in ihr reichsstädtische Tugenden erhalten. In Bremen, welches ungemein reich an solchen Schöpfungen des Gemeingeistes ist, sehen wir im 17., im 18. und im 19. Jahrhundert unaufhörlich neue Stiftungen entstehen; und abgesehen von Hospizen und ähnlichen größern Anstalten, existirt eine fast unübersehbare Anzahl von kleinern Familienstiftungen, welche theils zur Almosenvertheilung, theils zu Stipendien für Studirende, theils zur Unterstützung bedürftiger Familienmitglieder bestimmt sind. Die Stiftungen der letztern Art weisen auf ein gewissermaßen adeliges Gefühl ihrer Begründer hin. Der wohlhabend gewordene, im Genusse bürgerlicher Ehren stehende Kaufmann sah sich gewissermaßen als der Begründer einer Familie an, und er wollte nicht, daß seine Enkel und Urenkel jemals in den Fall kommen sollten, die demüthigende Gabe fremder Menschen in Anspruch zu nehmen. Die Wandelbarkeit der Glücksgüter kannte er aus Erfahrung; er setzte daher einen Theil seiner Habe als Nothpfennig für seine gesammte Nachkommenschaft aus, welcher nur in den Fällen äußerster Dürftigkeit oder Hülflosigkeit angegriffen werden durfte. Eine Übersicht

über den Gesammtbetrag solcher Fonds ist fast unmöglich zu erlangen, da dieselben von Privatleuten verwaltet werden und sich der öffentlichen Controle entziehen; aber es ist sicher, daß es kaum eine Familie in Bremen von einigem Alter gibt, die sich nicht eines solchen Rückhalts erfreut. In andern Familien bestehen reichliche Stipendien für die studirenden Söhne, Stiftungen für treue Dienstboten, für Begräbnisse u. s. w. Bei den jährlichen Rechnungsablagen vereinigt der Administrator die Zusammengehörigen zu einer Mahlzeit, und man erinnert sich dann des gemeinsamen Ursprungs und des guten Geistes der Altvordern.

Wir kehren von dieser culturgeschichtlichen Abschweifung, welche wir zum Verständnisse der bremischen Geschichte für nothwendig hielten, zur Darstellung der politischen Entwickelung zurück. Ohne solche geschlossene Formen des Gemeingeistes, wie wir zu schildern gesucht haben, würde die Selbständigkeit Bremens schwerlich die vielfachen Prüfungen überdauert haben, von denen sie seit der Reformationszeit betroffen ward. Hätte in den letzten drei Jahrhunderten kein anderes politisches Band in der Stadt sich gefunden als der Egoismus eines exclusiven und vollmächtigen Raths, so würde die Bürgerschaft schwerlich die zähe Ausdauer bewiesen haben, mit welcher sie allen Anfechtungen und widrigen Geschicken Widerstand leistete; und es ist ebenso sehr die Frage, ob eine demokratische Form des öffentlichen Lebens in jenen Zeiten so gute Dienste geleistet haben würde, wie die auf Virilstimmen beruhende Verfassung, die freilich nur einen Theil, aber doch einen sehr angesehenen und auch ziemlich zahlreichen Theil der Bevölkerung mit dem Gefühle erfüllte, daß sie in der Selbständigkeit der Stadt eine Art von persönlichem Besitzthum vertheidige. Das Resultat, die Erhaltung der Freien Hansestadt, ist nicht allein für den Bremer von Interesse. Die politische Selbständigkeit allein hat die Hansestädte zu jener Kraftentwickelung befähigt, welche dem gesammten Güterleben Deutschlands zugute kommt. Es befinden sich in ihrer Nähe manche günstiger gelegene, mit vielen natürlichen Vorzügen ausgestattete Ortschaften, welche von ihren Fürsten vielfach ermuntert worden sind, den commerziellen Wettkampf mit Hamburg und Bremen zu unternehmen; aber alle solche Versuche sind immer gescheitert, und das Fehlschlagen derselben läßt sich kaum anders erklären als aus den eigenthümlichen staatlichen Formen der Hansestädte, welche sich bis ins kleinste Detail den Bedürfnissen des Handels anschmiegen und unbedenklich dieser einen Rücksicht jede andere unterordnen. In einem Lande wie Großbritannien, wo die Staatsregierung seit langer Zeit dem Verkehre die aufmerksamste Sorgfalt zuwendet, wo Lage, Natur, Colonien dem Kaufmann zahlreiche Vortheile bieten, empfindet derselbe nicht so lebhaft das Bedürfniß, einen eigenen Handelsstaat im Staate zu bilden. Deutschland dagegen, wo die Verkehrsinteressen in der Politik noch immer eine sehr untergeordnete Rolle spielen, würde seinen Antheil am Welthandel schwerlich in der stattgefundenen Weise ausgedehnt haben, wenn es nicht eigene politische Gestaltungen für dieses specielle Interesse besäße, die, unbekümmert um dynastische Rücksichten, um Fragen der hohen Politik, um militärische Geltung, alle ihre Kraft nur dem Güteraustausche zuwenden. Je näher Deutschland dem Ideale einer vernünftigen Ordnung kommen wird, desto mehr wird die innere Nothwendigkeit der hansischen Selbständigkeit verschwinden, bis sie zuletzt ganz aufhört: aber allem Anscheine nach wird es noch eine Zeit lang dauern, bis ihre Stunde schlägt.

Weniger interessant als dieses Resultat sind für das allgemeine Publicum die einzelnen Wechselfälle, welche Bremen im Laufe der Zeiten bedrohten. Bremen gehörte zu den ersten Städten, welche sich für die Reformation erklärten, und es spielte im Anfang der Religionskämpfe, namentlich im Schmalkaldischen Kriege, eine nicht unbedeutende Rolle. In der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewann die reformirte Richtung in Bremen die Überhand über die lutherische, nicht so sehr, wie es scheint, in Folge besonderer innerer Anlagen der Bevölkerung, als durch handelspolitische Rücksichten des Raths, dem namentlich an einem guten Einvernehmen mit Holland viel lag. Dieses Ereigniß war kein glückliches für die Stadt. In jenen

Zeiten sah man auf das kirchliche Bekenntniß wie heutzutage auf das politische, und die eine reformirte Stadt, mitten zwischen lutherischen Nachbarn gelegen, mochte sich in derselben peinlichen Lage fühlen, wie heute etwa ein isolirtes demokratisches Ministerium in einem kleinen Bundesstaate sich fühlen würde. In Grenz- und andern Streitigkeiten ward Bremen meistentheils mit entschiedener Ungunst behandelt, und das Verhältniß verbesserte sich nicht, als der Westfälische Friede die kirchlichen und territorialen Streitigkeiten schlichtete. Denn durch jenen Frieden fiel das Erbtheil des ehemaligen Erzstifts Bremen, das Herzogthum dieses Namens, an Schweden, welches streng lutherisch war und sich als einen sehr ungnädigen Nachbar erwies. Wenn man erfährt, daß das Erzstift in der Stadt selbst wie im Gebiete Territorialbesitz hatte, daß somit also die Krone Schweden in unmittelbarster Nachbarschaft des Rathhauses Hoheitsrechte ausübte, daß ihr z. B. die alte erzbischöfliche Kirche mit dem Waisenhause gehörte, daß zu dieser Kirche, dem Dome, sich alle lutherischen Einwohner der Stadt hielten: so kann man sich die zahllosen Widerwärtigkeiten, Vexationen und Reibungen vorstellen, welche aus einem solchen Zustande hervorgingen. Dazu kam, daß Schweden nicht übel Lust hatte, die reichsfreie Stadt selbst als Vasallin zu behandeln. Bremen besaß die Reichsunmittelbarkeit unzweifelhaft schon seit vielen Jahrhunderten, aber die äußere Behauptung dieses ihres Charakters hatte es lange Zeit vernachlässigt. Es hatte nie lebhaften Antheil an den Reichstagen genommen und die Beschickung derselben außer Gewohnheit gerathen lassen. Erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts verstand Schweden sich dazu, die Stadt als Reichsstadt anzuerkennen. In demselben Jahrhundert gingen bekanntlich die Herzogthümer Bremen und Verden aus schwedischem in kurbraunschweigischen Besitz über, und hannoversche Beamte und Behörden schalteten von nun an auf den Stückchen Landes, welche innerhalb des stadtbremischen Gebiets Theile des Herzogthums geblieben waren. Der Wunsch, diese fremden Gäste loszuwerden und das Territorium zu arrondiren, war dadurch den Bremern sehr nahe gelegt, und sie verfolgten daher auch kaum irgend ein Ziel mit so großer Beharrlichkeit, wie dieses.

Die Einzelheiten der diplomatischen Verhandlungen, welche am Ende zu einer Abrundung des städtischen Gebiets führten, können wir füglich übergehen. Unter den gewaltigen Erschütterungen, welche das Ende des 18. Jahrhunderts bezeichneten, während Throne zusammenstürzten, während ungeheure Kriege die Welt in Schrecken setzten, während das Deutsche Reich selbst seinem Auseinanderfalle mit schnellen Schritten entgegenging, waren die bremischen Rathsherren kaltblütig genug, das Interesse des kleinen Gemeinwesens mitten in dem allgemeinen Tumulte nicht außer Augen zu verlieren. Gerade in jener Zeit war man ganz besonders bemüht, ersprießliche Connexionen mit mächtigern Staaten nach verschiedenen Seiten hin zu pflegen. Auf die innern Zustände der Stadt blieb das französische Weltereigniß ohne sichtliche Wirkung. So mächtig auch die gebildeten Classen von den großen Vorgängen der Zeit berührt werden mochten, so entschieden auch der Einfluß derselben auf Anschauungen und Gesinnungen unzweifelhaft war: eine äußere Änderung in der alten Ordnung der Dinge vermochten sie nicht hervorzubringen. Um so wichtiger war die Epoche für die territoriale Gestaltung Bremens. Im Jahre 1803 trat Hannover den Dom mit seinen Pertinenzien an die Stadt ab, die jetzt zum ersten mal im ganzen Laufe ihrer Geschichte vollkommen Herrin im eigenen Hause ward. Das ländliche Gebiet ward durch ähnliche Abtretungen hannoverischer, oldenburgischer und selbst braunschweigischer Enclaven und Besitzthümer von allen fremden Bestandtheilen gereinigt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Stadt, begünstigt wie sie bei allen diesen Unternehmungen war, durch die Demoralisation der Cabinete, durch den Leichtsinn, mit dem man damals über Quadratmeilen und Seelen verfügte, noch ganz andere Gebietserwerbungen hätte zu Stande bringen können, wenn sie ernstlich gewollt und die geeigneten Mittel angewandt hätte. Allein man dachte damals noch sehr naiv und glaubte, in einer Zeit, wo ein allgemeines Zugreifen an der Tagesordnung war, nicht den Unsegen ungerechten Guts auf sich laden zu dürfen.

„Das verhüte Gott, daß wir je unsere Hand nach Fürstengut ausstrecken sollten", rief damals ein bremischer Bürgermeister aus, als irgend ein spekulativer Themistokles im Rathe auseinandersetzte, wie man leicht der Stadt einen festen Fuß an den untern Wesergegenden gewinnen könne. Diese Gegenden waren für den rechtmäßigen Landesherrn in der Kriegs- und Occupationszeit wenig werth, und ohne Frage würden sie unter dem städtischen Regimente eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben als unter dem hannoverischen. Es kam auch nicht darauf an sie zu usurpiren, sondern sie durch kluge Benutzung der allgemeinen Conjuncturen, durch Geld, durch hohe Gönnerschaften u. s. w. wohlfeil zu erwerben. Es unterblieb, theils aus Gewissenhaftigkeit, theils aus Engherzigkeit, welche vor der allerdings nicht unbedeutenden Kostspieligkeit solcher Unternehmungen zurückschrak. So blieb die Stadt nicht allein ohne Landverbindung mit ihrem Flußhafen Vegesack, welcher zwei Meilen stromabwärts liegt und vornehmlich kleinere Seeschiffe aufnimmt, sondern sie ließ auch die günstigste Gelegenheit ungenützt, sich einen eigenen Seehafen zu erwerben, den sie später schmerzlich genug entbehrt hat, bis 25 Jahre später reifere Einsicht und unternehmungslustigerer Sinn jene Versäumniß gut machte.

In der Stadt selbst ging die erwähnte Abtretung des Doms nicht ohne heftige Reibungen vor sich. Der confessionelle Hader zwischen Reformirten und Lutheranern hatte in der ehrbaren und abgeschlossenen Reichsstadt die Zeiten der voltairianischen Aufklärung überlebt, und wenn auch der äußere Friede gewahrt ward, wenn auch einzelne gebildete und vorurtheilsfreie Männer dem starren Geiste der Zwietracht durch Lehre und Beispiel entgegenwirkten, so legte doch die große Masse auf jene kirchlichen Unterschiede noch ein Gewicht, von dem man heutzutage keine Ahnung mehr hat. Es war selten, daß reformirte Familien mit lutherischen gesellschaftlichen Umgang pflogen, und Mischheirathen zwischen den beiden Glaubensparteien gehörten so sehr zu den Ausnahmen, daß man wol, wenn doch ein solcher Fall vorkam, von Seiten der beunruhigten Familie die Prediger förmlich zu einer Conferenz berief und ihnen die Frage vorlegte, ob der betreffende Freier nicht durch eine solche Verbindung Gefahr laufe, seiner Seelen Seligkeit zu verwirken. Die Geistlichen und Beamten der Domkirche gingen nur mit höchstem Widerwillen in ihr neues politisches Verhältniß über. Mit dem ganzen Dünkel „fürstlicher" Diener hielten sie es für Raub, daß sie jetzt bürgerliche Collegien als Obrigkeit und Vorgesetzte anerkennen sollten; bei dem eigenthümlichen Verhältnisse ihrer Kirche zur Stadt hatten sie bis dahin gewissermaßen einen Staat im Staate gebildet, hatten sie hohes Ansehen genossen und großen Einfluß geübt in einer Stadt, in welcher sie allein sagen konnten: der Rath hat uns nichts zu befehlen. Freilich half ihnen ihr Widerstand gegen die Republikanisirung des Doms nicht viel, aber sie machten doch eine Zeit lang durch spitzige Anspielungen auf der Kanzel und im sonstigen Verkehr dem Senate das Leben ziemlich sauer. Ihnen stand es fest, daß die Stadt die Hoheit über den Dom durch Ränke und Intriguen erschlichen habe, und sie ließen sich das deutlich genug merken. Allerlei verfängliche Bibeltexte wurden hervorgesucht, um der Gemeinde anzudeuten, was der Pfarrer von der Obrigkeit denke; wie denn unter Anderm an dem ersten Sonntage nach erfolgter Abtretung des Doms einer der Prediger das Gebot „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses" zum Thema seiner Kanzelrede wählte.

Um diesen Punkt gleich hier zu erledigen, sei bemerkt, daß die Spannung zwischen dem Dom und dem Rathe, gleichsam ein Aufflackern der alten Animosität zwischen dem Erzstifte und der Stadt, noch Jahrzehnde hindurch fortdauerte. Nur schwer gewöhnte ersterer sich daran, die bischöfliche Kirchengewalt des reformirten Raths, der dieselbe im vollen Umfange eines Territorialherren beanspruchte, anzuerkennen, und es fehlte daher nicht an wiederholten Reibungen. Diese veranlaßten in späterer Zeit den Senat, auch an einigen der reformirten Stadtkirchen lutherische Pfarrstellen zu errichten, welche das Monopol des Doms über die lutherischen Seelen der Bevölkerung brechen sollten. Der Erste, der eine solche Pfarre antrat, war Dräseke, der spätere Bischof von Magdeburg, welcher durch seine Beredtsamkeit einen

großen Anhang unter den gebildeten Classen gewann, freilich aber auch, indem er zahlreiche Kinder reformirter Altern confirmirte, der Kirche Zwingli's namhaften Abbruch that. In unserer Zeit hat sich der kirchliche Kampf auf ganz andere Gebiete geworfen; aber der gemeine Mann, der kleine Bürger hält doch noch immer treu zum Dome als dem wahren Tempel der Lehre Luther's, mehr freilich aus traditionellem Respect, als weil er der Richtung der angestellten Prediger besonders zugethan wäre.

Die Napoleonische Herrschaft und die Restauration.

Mit der Auflösung des Reichs trat die alte Hansestadt plötzlich in die Reihe der souveränen Staaten Europas ein, schutz- und wehrlos den politischen Stürmen preisgegeben, welche damals über den Welttheil dahinbrausten. Nur wenige Jahre behauptete sie ihre schattenhafte Unabhängigkeit: was auch die Piloten am Steuer aufbieten mochten, sie konnte am Ende dem Schicksal nicht entgehen, welches schon weit mächtigere Staaten ereilt hatte, der Einverleibung in Napoleon's Kaiserreich. Dieselbe erfolgte im Jahre 1811, und mit ihr hob eine Zeit schwerer Drangsale und Leiden für Bremen an. Es ward zwar zum Hauptorte eines Departements (Bouches du Weser) erhoben, es ward der Sitz eines Präfecten, einer Staatstabacksfabrik, einer Anzahl hoher Behörden, eines Assisenhofs; aber alle diese Vortheile verschwanden in nichts, wenn man dagegen die unermeßlichen Nachtheile der französischen Occupation hielt. Zunächst und vor allen Dingen ward der ganze Seehandel der Stadt mit einem Schlage vernichtet; das Meer ward abgesperrt, und der einst von zahllosen Segeln belebte Weserstrom verödete. Sodann machten die französischen Gebieter ungeheure Anfoderungen an die Kassen der Bürger. Contributionen und hohe Steuern, Verpflegung von Truppen, „Geschenke" an unersättliche Generale und Commissare wechselten miteinander ab, während Erwerb und Verdienst durch die fremden Gäste gelähmt wurden. Man mußte von dem Fett früherer Jahre zehren und mit enormen Opfern größeres Unheil abzuwenden suchen. Obwol die Stadt im „Moniteur" la bonne ville de Brême geheißen ward, so stand sie doch bei den Gewalthabern nichts weniger als gut angeschrieben. Der Kaiser selbst äußerte gegen eine Deputation der Stadt, welche ihn um Ermäßigung irgend eines der Stadt zugemutheten Opfers anging: „Ich weiß sehr wol, daß meine gute Stadt Bremen von sehr schlechtem Geiste beseelt ist." In der That war dem so. Den Druck der Fremdherrschaft fühlte man an wenigen Orten so tief wie hier, wo derselbe auf die Dauer die völlige Vernichtung herbeigeführt haben würde. Aber auch die Schande der Fremdherrschaft mußte man besonders lebhaft da empfinden, wo der Bürger gewohnt war, selbst zu regieren, und wo nun Alles durch die Hände des Präfecten ging, was von Paris aus commandirt ward. Die Formen der französischen Administration waren den Reichsstädtern, die sich so lange in einem gewissen bequemen Schlendrian behaglich gefühlt hatten, unerträglich. Ein strenges Polizeiwesen, Spionenthum, Überwachung jedes gesprochenen Worts, Antichambriren und loyales Demonstriren, das waren Dinge, von denen man keine Ahnung gehabt hatte. Im heimlichen und vertraulichen Kreise der Freunde und Verwandten brannte unter der Asche das Feuer des Unwillens fort, während ein Theil der jungen und rüstigen Bevölkerung draußen an den unwirthbaren Küsten Ostfrieslands und Oldenburgs auf eine praktische Art gegen die Napoleonische Monarchie den Krieg führte durch einen großartig und schwunghaft betriebenen Schmuggelhandel. Helgoland, geschützt durch die englischen Fregatten, war damals das Entrepot eines kolossalen Schleichhandels. Von seinem natürlichen Bette abgegraben, suchte der Handel sich neue Bahnen auf, höchst wunderliche und phantastische oft. Mit kleinen Schiffen brachte man bei Nacht und Nebel die überseeischen Waaren an die friesische Küste, von wo sie auf unbefahrenen Wegen durch Haiden und Moore ins Inland außerhalb des Gesichtskreises der Douaniers gebracht wurden. Auf den seltsamsten Umwegen gelangten sie am Ende in den Speicher des Kaufmanns. Das ganze Geschäft, früher

mit patriarchalischer Gemüthlichkeit und Solidität betrieben, nahm plötzlich den Charakter des waghalsigsten Spiels an. Bei jedem Unternehmen stand gewissermaßen Alles auf dem Spiele, aber im Falle des Gelingens wurden auch große Summen gewonnen. Selbst wenn die Contrebande im Speicher lag, war man noch nicht sicher. Die Zollbeamten hatten ein feines Spürorgan, und ihre Visitationen konnten nachträglich noch alle Berechnungen zu Schanden machen. Glücklicherweise waren die meisten von ihnen der Bestechung zugänglich; aber es gab auch Ausnahmen, und dann mußte die Wachsamkeit durch List und Kühnheit bekämpft werden. Noch heute erzählen alte Kaufleute mit Wohlgefallen von jener Zeit, wo ihr Beruf einen romantischen Anstrich gewann, und wo Abenteuer sich ereigneten, die noch jetzt in der Erzählung den Zuhörer mit Angst und Spannung erfüllen. Manches glänzende Vermögen ist damals rasch gewonnen worden, aber über die erlittenen Einbußen hat sich Vergessenheit gelagert.

Vielleicht ist jene abenteuerliche Zeit heilsam für den Charakter des bremischen Geschäfts gewesen. Bis zur französischen Zeit fehlte es ihm an wagendem Muthe, an Rührigkeit und an Sinn für neue Unternehmungen. Nur einzeln hatte sich im 18. Jahrhundert ein bremer Schiff über den Ocean gewagt; vornehmlich fuhr man in den altbekannten Bahnen nach Spanien und Portugal, nach Bordeaux, nach England, Holland und den baltischen Häfen. Noch in den siebenziger Jahren schickten die bremer Kaufleute ihre Söhne, wenn sie auswärts die Handlung erlernen sollten, selten weiter als nach Antwerpen und nach Rotterdam, und es galt schon für etwas Außerordentliches, wenn einmal ein junger Bürger in London aufs Comtoir gegeben ward. Im Anfang des Jahrhunderts trat England an die Stelle der Niederlande. Fast alle bremer Kaufleute, welche jetzt 60—70 Jahre alt sind, haben ihre Jugendjahre in London oder Liverpool zugebracht. Der Verkehr mit transatlantischen Ländern lag damals für die meisten noch in unnahbarer Ferne, und es waren nur einzelne Häuser ersten Ranges, welche ihn allerdings zum Theil sehr großartig betrieben. Unbemittelte junge Leute gingen dann wol mit den Schiffen solcher Häuser als Supercargo hinüber nach Baltimore, Havana, Bahia, Rio oder Buenos Ayres, die nun, wenn sie heimkehrten, als weitgereiste Männer angestaunt wurden. Eine Expedition nach Amerika war ein förmliches Ereigniß an der Börse, und die ältern Herren stritten dann wol miteinander, ob St.-Thomas eine Insel oder Festland sei. Die Fremdherrschaft, wie sie überhaupt jeden reichsstädtischen Schlendrian furchtbar unterbrach, erschütterte auch das alte kaufmännische Stilleben der Häuser zweiten und dritten Rangs. Man lernte wagen und versuchen, man gewöhnte sich an außergewöhnliche Verhältnisse und Unternehmungen. Als die leipziger Schlacht auch die Mündungen der deutschen Ströme befreite, da erwachte ein Handelsleben in den Hansestädten und zumal in Bremen, wie man es zuvor nicht gekannt hatte. Ehe ein Jahrzehnd verflossen war, gehörten die Reisen der bremischen Schiffe nach den Vereinigten Staaten und nach Westindien zu den gewöhnlichen Dingen. Der transatlantische Verkehr gewann in kurzer Zeit eine solche Bedeutung, daß er den europäischen vollkommen in Schatten stellte. Von Jahr zu Jahr gingen junge Bremer hinüber in den fernen Welttheil und begründeten dort Commanditen oder eigene Handlungshäuser. Überhaupt war in der schweren Zeit Geist und Blick der Menschen weiter geworden. Die Franzosen hatten neben unermeßlichem Unheil doch auch manches Gute gebracht. Sie bauten Chausseen durch die unwegsamen Sümpfe und Haiden; sie emancipirten die Juden und befreiten die Bauern vom mittelalterlichen Drucke; sie gaben die Gewerbe frei, und verbreiteten in den bürgerlichen Classen das Bewußtsein der Gleichheit. Viele von den alten Übelständen wurden freilich augenblicklich nach dem Sturze Napoleon's wieder ins Leben gerufen, aber manches Gute blieb doch auch bestehen; und wo die neuen Einrichtungen durch den frischen Haß gegen alles Fremdländische niedergerissen wurden, da erhielt sich doch der Keim zu selbständigen Reformen. So ward nach der Restauration des Senats, die im November 1813 unter unendlichem Jubel der Bevölkerung erfolgte, das alte Zunftwesen

wieder eingeführt; die Juden wurden wieder von der Stadt ausgeschlossen; die Bauern mußten wieder in den gutsherrlichen Verband zurückkehren, welchen die Franzosen ohne weiteres aufgehoben hatten, obwol im bremischen Gebiete sehr viele Gutsherrnrechte durchaus die Natur eines Privateigenthums besaßen. Diese letztere Restauration war also jedenfalls an sich gerechtfertigt, da sie nur einen Act der Spoliation aufhob. Die beiden andern Restaurationen waren mehr Folgen eines reichsstädtischen Vorurtheils, das im Augenblicke der Befreiung heftig hervorbrach. Der Haß gegen die Juden hatte aber bereits seinen religiösen Charakter verloren und war zu einer prosaischen Eifersucht christlicher Krämer und Gewerbsleute herabgesunken; kein Gebildeter wagte es mehr, die Ausschließung mit kirchlichen Argumenten zu vertheidigen. Man vertauschte dieselben mit gewerbspolizeilichen Rücksichten, deren Ohnmacht im Jahre 1848 zu Tage trat. Seit letzterm Jahre können Juden nicht allein in Bremen wohnen, sondern sie haben auch alle Rechte der christlichen Einwohner. Was die Zünfte anlangt, so hatten dieselben im Jahre 1813 noch manche Freunde, namentlich unter den ältern Rathsherren, welche die alten Handwerkerprivilegien für eine unentbehrliche Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt hielten. Aber seit der französischen Herrschaft hat sich im Senate mehr und mehr das Bestreben kundgegeben, dem Zunftwesen Terrain abzugewinnen, veraltete Privilegien ganz eingehen zu lassen, neue unter keiner Bedingung zu gewähren, schreiende Ungerechtigkeiten abzustellen und in zweifelhaften Fällen im Sinne der Gewerbefreiheit zu entscheiden. Was endlich die bäuerlichen Verhältnisse betrifft, so konnte der Senat nicht wol anders, als das verletzte Eigenthumsrecht der Gutsherren herzustellen, deren Aufhebung ohne Entschädigung ebenso sehr der Gerechtigkeit wie der Billigkeit zuwiderlief. Indessen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die ländlichen Einwohner von der Restauration stiefmütterlich behandelt wurden.

Verhältnisse und Charakter der Landbewohner.

Ursprünglich konnten nur Bürger Grundbesitz im Gebiete der Stadt eignen. Schon in den ältesten Zeiten besetzten städtische Familien, Stiftungen und Kirchen ihre Güter mit friesischen, holländischen und andern Ansiedlern, welche zu den Eignern in ein Pachtverhältniß traten. Der Gutsherr belehnte den Pächter und seine Nachkommen mit dem Grundstücke, und erst wenn des Letztern Familie ausstarb, fiel das Pachtgut an den Herrn zurück. Da dieser nun selten in den Fall kam, von dem Heimfalle directen Nutzen ziehen zu können, so pflegte er sich mit dem aussterbenden Geschlechte vorher über die Belehnung einer Seitenbranche zu verständigen, oder er belehnte den zweiten Mann der auf dem Gute zurückgebliebenen Witwe, wofür ihm gewisse Gebühren gezahlt werden mußten. Diese Verpachtungsart nennt man im Nordwesten Deutschlands „bemeiern"; der Pächter ist „Meier", und sein Grundstück ist ein „Meierhof". Die Gesetze dieses Verhältnisses haben sich durch Herkommen in verschiedenen Ländern verschieden festgesetzt, und sie haben sich bis in eine Zeit erhalten, wo der Geldwerth, der Werth des Bodens und alle Umstände sich vollständig verändert hatten. Der Meierzins, theils in Naturalien, theils in Gelde entrichtet, ist nach unsern Begriffen manchmal so unbedeutend, daß er zum Werthe des Guts in gar keinem Verhältniß steht, während andererseits das Gutsherrnrecht sehr lästige und kostspielige Verpflichtungen mit sich führen kann, da nämlich, wo bei Deichschäden der Gutsherr für sein Eigenthum in letzter Instanz haftet. In solchen Fällen hat das Verhältniß für ihn fast nur dadurch Werth, daß eine Aussicht auf Heimfall besteht. Es gibt indessen auch Gutsherrnrechte, die auf ganz andere Weise entstanden sind. Wollte in frühern Zeiten ein wohlhabender Meier seinen Grundbesitz vermehren, so mußte er, da nur städtische Bürger Landeigner sein konnten, den Kauf unter fremdem Namen bewerkstelligen. Oft wurden daher Bürger angegangen, als Gutsherren zu fungiren, wo es nur darauf ankam, den technischen Schwierigkeiten des Gesetzes zu begegnen, und die Meiergebühren, welche in solchen Fällen festgestellt wurden, waren nur nominelle Abgaben, die der wirkliche Käufer

dem scheinbaren Käufer für die Darleihung eines Namens zahlte. In der nächsten Generation hatte man indessen den Ursprung des Verhältnisses wol meist schon vergessen, und heutzutage wird man schwerlich noch feststellen können, welche Gutsherrschaften auf diese, welche auf andere Weise entstanden waren. Natürlich genug aber entstand in den Meiern der Wunsch, ein Verhältniß zu lösen, welches für sie manche Kosten und Unbequemlichkeiten mit sich führte, welches ihre Heirathen, ihre hypothekarischen Anleihen, Baumfällungen und Wegbauten und manches Andere dem gutsherrlichen Consense unterwarf, welches eine freie Verfügung über das Eigenthum unmöglich machte und namentlich bei zunehmenden Heimfallschancen das Bewußtsein schärfte, daß Besitz und Eigenthum zwei sehr verschiedene Dinge sein können. Die Franzosen, welche alle Besitzformen, die der Code civil nicht kennt, ohne weiteres als „Institutions féodales" verdammten und als eine Ausgeburt mittelalterlicher Barbarei betrachteten, verwandelten durch einfaches Decret alle Meier in freie Eigenthümer — ein Act der Spoliation, den, wie schon erwähnt, der restaurirte Freistaat nicht anerkennen konnte. Mit der Vertreibung der Franzosen wurden die gutsherrlichen Rechte wiederhergestellt; zugleich aber ward das alte städtische Monopol des Grundbesitzes aufgehoben und ein Ablösungsgesetz erlassen, welches wenigstens den Meiern des Staats die Verwandlung des Pachtguts in freies Eigenthum ermöglichte. Die Normen dieses Ablösungsgesetzes waren mehr nach civilrechtlichen als nach politischen Rücksichten bemessen: man faßte das Gutsherrenrecht als wirkliches geldwerthes Besitzthum auf, und suchte den Preis desselben nach dem Zinsfuße, dem Durchschnitte der Aussterbefälle u. s. w. zu ermitteln. Die Bauern fanden nicht ihre Rechnung dabei, unter solchen Bedingungen sich zu emancipiren, und nur wenige machten Gebrauch von der neuen Befugniß. Nur wo eine Familie zu erlöschen drohte, beeilte man sich durchgehends durch Abkauf wo möglich der Gefahr des Heimfalls vorzubeugen. Erst die Revolution des Jahres 1848 brachte den Landleuten ein günstigeres Ablösungsgesetz, welches mit Hülfe der städtischen Demokratie zu Stande gebracht ward. Die Bauern, welche in ihrer besondern Sphäre so aristokratisch und conservativ sind, wie nur irgend eine Classe der Bevölkerung, wußten die Zeitbewegung in ihrem Interesse klug genug auszubeuten. Sie stimmten in allen politischen Tendenzfragen unwandelbar mit den Demokraten, deren Theorien ihnen im Herzen tief zuwider sind; aber sie erwirkten sich für diese ihre Unterstützung jenes vortheilhafte Gesetz, welches wahrscheinlich die endliche Lösung der Meierfrage herbeiführen wird. Man muß sich sehr hüten anzunehmen, daß in dieser Sache die Bauern irgendwie eine liberale Idee vertreten. Im Gegentheil halten sie hartnäckig fest an ihrer überlegenen und unnahbaren Stellung gegenüber den sogenannten „kleinen Leuten", den Häuslingen und Köthern, welche sie in der vollständigsten materiellen Abhängigkeit von den großen Höfen zu erhalten wissen, und auf welche sie mit einer Verachtung herabsehen, die nicht selten die häßlichsten Farben der Herzlosigkeit zur Schau trägt.

Im Allgemeinen sind auch im bremischen Gebiete die bäuerlichen Verhältnisse, Gewohnheiten und Rechte dieselben wie in ganz Niedersachsen und in Westfalen. Die uralte Bauart der Häuser, die ungeheuren Strohdächer mit den altheidnischen Pferdeköpfen, die schwerfällige, anmuthlose Tracht, die plattdeutsche Sprache, der phlegmatische Charakter, das einförmige, gesanglose, nur hin und wieder durch tollen Kirmeß- und Hochzeitsjubel unterbrochene Leben — Alles das findet sich mehr oder minder in allen Dorfschaften der großen Tiefebene zwischen Rhein und Elbe wieder, und man kann nur sagen, daß die bremischen Bauern im Allgemeinen mehr die verwerflichen als die guten Seiten des niedersächsisch-westfälischen Stammes ausgebildet haben. Nach dem städtischen Sprüchworte ist der Bauer „ein Schelm von Natur". Jedenfalls ist er im höchsten Grade geldsüchtig, egoistisch, mistrauisch und im Verkehr mit Bürgern voll durchtriebener Ränke, im Übrigen engherzig, ohne Ahnung höherer Interessen, bornirt im zähen Festhalten des Alten, diplomatisch im Umgange mit seinen Standesgenossen, servil gegen Vornehmere, brutal gegen die un-

glücklichen Parias des Dorfs, berechnend und erwerbsüchtig namentlich in den Familienverbindungen, die er abschließt. So hart dieses Urtheil erscheint, so wird es doch von den wohlwollendsten Kennern des Landvolks allgemein ausgesprochen. Trotz alles äußern Christenthums und regelmäßigen ehrbaren Kirchenbesuchs hat doch der Bauer sein eignes Sittengesetz, welches von dem der übrigen civilisirten Welt erheblich abweicht. Prediger und Schulen haben bis jetzt wenig gegen diese Barbarei des Herzens vermocht, ebenso wenig wie gegen die altgeheiligten geschlechtlichen Freiheiten, welche auf dem Lande gang und gäbe sind. Indessen fehlt es dem harten Urtheile nicht an Milderungsgründen. Dahin gehört vornehmlich der schrankenlose Despotismus, mit welchem von Alters her die Stadt ihr Gebiet beherrscht hat. Der bremische Bauer war bis zum Jahre 1848 politisch vollkommen rechtlos; eigentliche Gemeindeverfassungen bestanden nirgends. Zwei Mitglieder des Senats, die sogenannten „Landherren", in frühern Zeiten die „Grafen" (Gaugrafen), schalteten und walteten, der eine auf dem rechten, der andere auf dem linken Weserufer mit der Machtvollkommenheit eines Proconsuls; und wenn die Humanität unserer Zeit die Gehässigkeit einer solchen Gewalt weniger grell ans Licht treten ließ, so kann man sich doch denken, welcher materielle Druck sie manchmal in rauhern und gewissenlosern Zeitaltern begleitet haben. Die Stadt bildet im bremischen Staate so entschieden das überwiegende Element, das Land ist so sehr Nebensache, daß die besten und talentvollsten Bürger sich wenig um die bäuerlichen Angelegenheiten bekümmerten, und das Landvolk blieb bis in dieses Jahrhundert in einem Zustande arger Roheit und Verwahrlosung. Das Schulwesen, früher kaum in den dürftigsten Anfängen vorhanden, beginnt erst jetzt sich etwas gedeihlicher zu entwickeln. Von einem Gemeindeleben ist auch gegenwärtig noch keine Spur zu finden, und das Schlimmste bleibt, daß für ein solches den Bauern selbst jeder Sinn zu fehlen scheint. Fast nur in den allerdings hochwichtigen Deichangelegenheiten verrathen sich die ersten Keime der Selbstbestimmung, obwol auch da ohne das obrigkeitliche Machtwort nichts zu Stande kommen würde. Für landwirthschaftliche Verbesserungen hat man seit einiger Zeit angefangen Einiges zu thun. Man hat eine Kammer für Landwirthschaft eingerichtet, hält Thierschauen u. s. w.; aber auch zu solchen Fortschritten geht die Anregung fast immer von der Stadt aus, und der Bauer, wenn er auch äußerlich den „Kram" mitmacht, ist doch im Herzen nichts weniger als erbaut von solchen philanthropischen Bemühungen, die er eher als städtische Spielerei zu bespötteln geneigt scheint. Landbau und Viehzucht sind in Oldenburg und Hannover auf einer höhern Stufe als im bremischen Gebiete, und überhaupt ist der Bauer in jenen Nachbarländern tüchtiger und intelligenter. In manchen Dingen ist bureaukratisches Regiment offenbar erfolgreicher als reichsstädtisches. In materieller Beziehung kann dagegen der bremische Bauer sich nicht beklagen: der Militärdienst und die Steuerlast sind leichter als in den Nachbarländern, und die unmittelbare Nähe der großen und wohlhabenden Stadt bringt dem Gebiete mannichfachen Vortheil, der bei größerer Intelligenz sich noch erheblich steigern würde. Auswanderung bremischer Landleute nach Amerika kommt fast gar nicht vor, obwol die Gelegenheit ihnen so nahe gerückt ist. In der unmittelbaren Umgegend der Stadt hat sich der Landbau längst in Gartenbau verwandelt; hier werden auf fettem Erdreich vortreffliche Gemüse gezogen, deren Güte mit den besten Erzeugnissen dieser Art wetteifert. Manche Sorten, namentlich der Blumenkohl, werden nach Hannover, Braunschweig und weiter exportirt. Auf diesen Ländern sitzen die wohlhabendsten Bauern, die auch schon mehr zu Städtern geworden sind, Leute, die in mancher deutschen Residenzstadt für reich gelten würden. Der Grundbesitz des Bauern geht regelmäßig auf den ältesten Sohn über; es wiederholen sich in dieser Beziehung alle jene Verhältnisse, die mit Senioraten und Junioraten verbunden sind.

Der Senator Johann Smidt; die Gründung Bremerhafens.

Wir haben schon oben beiläufig bemerkt, daß der Sturz der Fremdherrschaft im Jahre 1813 in Bremen den lautesten Jubel hervorrief. Die Bevölkerung, namentlich die höhern Classen, betheiligten sich mit patriotischer Begeisterung an dem Kampfe gegen Napoleon. Der Enthusiasmus jener großen Zeit muß in Bremen ganz besonders lebhaft gewesen sein; wenigstens verspürte man noch einen sehr merklichen Nachhall davon, wenn in spätern Zeiten alljährlich am 18. Oct. Senat und Bürgerschaft auf dem Marktplatze zusammentraten und unter Posaunenschall das „Nun danket Alle Gott!" anstimmten. Es bedurfte der Erschütterungen des Jahres 1848, um dieses bei aller Einfachheit ergreifende und imposante Gedächtnißfest zu beseitigen. Gleich nachdem die Franzosen vor den herannahenden Kosackenschwärmen Tettenborn's Bremen geräumt hatten, beeilte man sich in der Stadt — unvorsichtig genug, da noch Davoust in Hamburg stand — an dem Kriege Theil zu nehmen. Ein bremisches Corps ward ausgerüstet und zu dem Heere der Alliirten geschickt. Eine Menge von Söhnen der angesehensten Familien traten in die Reihen ein; andere schlossen sich dem Lützow'schen Freicorps an, für welches ein bremischer Bürger eine ganze Compagnie aus eigenen Mitteln ausrüstete. Die bremische Legion hat im Jahre 1815 an dem Feldzuge in Belgien Theil genommen, konnte indessen begreiflicherweise in jenen gigantischen Massenkämpfen nur eine bescheidene Stelle einnehmen. Die Waffenbrüder aus jener Zeit, jetzt meistentheils bejahrte Kaufleute und Doctoren, vereinigen sich noch alljährlich in dem sogenannten „Hanseatischen Verein".

Während die junge Mannschaft bei den Fahnen war, erfreute Bremen sich einer ausgezeichneten diplomatischen Vertretung im Hauptquartiere der Alliirten. Offenbar war ein Zeitpunkt eingetreten, wo eine neue „Vertheilung der Welt" stattfinden mußte, ein Zeitpunkt, wo alle kleinen und schwachen Staaten wol Ursache hatten, für ihre Selbständigkeit besorgt zu werden, wo namentlich die freien Städte an das Schicksal so vieler mediatisirter Reichsstände erinnert wurden. Jede der Hansestädte schickte ihren gewandtesten und tüchtigsten Unterhändler in das Lager der drei großen Monarchen, deren Wort voraussichtlich bei der bevorstehenden Entscheidung von maßgebendem Einfluß sein mußte. Unter diesen Unterhändlern befand sich der bremische Senator Johann Smidt (geboren 1773, in den Senat erwählt 1800), welcher an Geist, an diplomatischem Talente und an Rührigkeit seine Collegen ebenso überragte, wie er ihnen an Eifer für die hanseatischen und vaterstädtischen Interessen gleichstand. Dieser merkwürdige und eigenthümliche Mann, der noch heute im hohen Greisenalter in ungeschwächter Kraft an der Spitze der Geschäfte seiner Vaterstadt steht, ist zu sehr mit der neuern Geschichte Bremens identificirt, als daß wir nicht einen Augenblick bei ihm verweilen sollten.

Smidt stammt aus einer angesehenen bremischen Familie; schon ein Vetter seines Vaters war Bürgermeister; der Vater selbst Geistlicher an einer reformirten Stadtkirche. Auch Smidt studirte Theologie und erschien in Bremen zuerst als Candidatus venerabilis ministerii und als Lehrer der Jugend. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war in Bremen eine nicht geringe Anzahl aufgeweckter Köpfe, feingebildeter Männer vereinigt; in einem Kreise von Geistlichen, Professoren, Juristen und Ärzten herrschte ein regeres wissenschaftliches und geistiges Leben, als es heutzutage bei dem ungleich höhern materiellen Flore der Handelsstadt gedeihen will. In diesem Kreise fanden die Gaben und Kenntnisse des jungen Theologen ihre erste Anerkennung, die eine sehr bedeutende gewesen sein muß, da den 27jährigen jungen Mann bereits der Senat zu seinem Mitgliede erwählte. Diese Wahl war eine Ausnahme von der Regel, welche fast nur Juristen als gelehrte Senatsmitglieder duldete. Die erste Wirksamkeit Smidt's verfließt in rein localen Geschäften, aber die zunehmende Noth der Zeit, die politischen Gefahren, welche sich mit den allgemeinen Welterschütterungen auch für Bremen steigerten, stellten ihn bald auf den Posten, auf welchem er seitdem am meisten geglänzt hat, auf den Posten eines diplomatischen Vertreters seiner Vaterstadt. Geschickte Unterhändler hat Bremen gleich den meisten

Reichsstädten viele gehabt; gerade in kleinen Gemeinwesen bildet sich die Kunst, durch Überredung zu erreichen, was der Macht versagt ist, am leichtesten aus. Aber Smidt hat diese seine Berufsgenossen dadurch weit hinter sich gelassen, daß er das bremische und das hanseatische Interesse, welches die andern lediglich als ein locales auffaßten und mit localer Pietät vertraten, wie man ein Familieninteresse vertritt, mit einem höhern politischen Rechtstitel ausstattete und diesem Rechtstitel in den machtbesitzenden Regionen Anerkennung erzwang. Ohne selbst etwas von der Wärme jener familienhaften Pietät für die Vaterstadt, für die Überreste der Hansa aufzuopfern, erkannte er doch, daß dieses Gefühl nicht hinreichen könne, um die Städte in dem allgemeinen Sturme über Wasser zu erhalten. Den entscheidenden Staatsmännern mußte vielmehr die Überzeugung beigebracht werden, daß diese Städte ein gutes Recht des selbständigen Fortbestehens hätten, daß sie als autonome Organismen dem gemeinsamen Vaterlande unentbehrliche Dienste leisteten, daß ihre Mediatisirung ein politischer Fehler sein würde. Der Gedanke, die Hansestädte seien die berufenen Vermittler des Welthandels und des deutschen Handels, und sie könnten diesen Beruf nicht besser wahrnehmen, als wenn man ihnen selbst die Verfügung über ihre Kräfte überlasse, ward zuerst von Smidt mit Schärfe und Klarheit aufgestellt und mit rastlosem Eifer nach allen Seiten hin vertreten. Diesen Gedanken impfte er nicht allein den eigenen Mitbürgern, sondern auch den übrigen hansischen Freunden ein; denn es war allerdings nothwendig, daß, wenn Deutschland an den exceptionellen Beruf der Städte glauben sollte, die Städte selbst das Ihrige thun mußten, um diesem Glauben eine Berechtigung zu verschaffen. Smidt persönlich war ganz der Mann, um nach beiden Seiten hin zu wirken. Von Haus aus durchweg einfach und bürgerlich in seinem Auftreten, ist er doch von einer Vielseitigkeit und Feinheit des Geistes, welche es ebenso gut versteht, bei Fürsten und Ministern wie bei schlichten Kaufleuten die rechten Saiten anzuschlagen. Während er daheim zum frischen Ergreifen höherer Aufgaben den alten reichsstädtischen Schlendrian anzuregen wußte, wirkte er draußen durch eine fast unübersehbare Mannichfaltigkeit persönlicher Beziehungen, die er durch eine unglaublich lebhafte Correspondenz aufrecht erhielt. Die Kunst mit Menschen umzugehen, sie für einen bestimmten Zweck zu interessiren, den Einfluß der Einflußreichen, die Macht der Mächtigen für sich zu verwenden, war und ist ihm in ausgezeichnetem Maße eigen, und dieser Kunst verdankte er auf den großen Versammlungen der europäischen Diplomatie, auf denen er eine kleine, obscure Republik vertrat, eine Stellung, welche weit über die relative Bedeutung seiner Auftraggeberin hinausging. Nachdem Smidt auf dem Wiener Congresse mitgewirkt hatte, die Aufnahme der Freien Städte als souveräner Staaten in den Deutschen Bund durchzusetzen, wandte er sein Augenmerk darauf, den Flor des bremischen Handels als die wahre Grundlage des neu constituirten Staats zu pflegen und zu entwickeln. Die Ausarbeitung der verschiedenen Einrichtungen, welche diesem Zwecke zu Liebe im Laufe der Jahre getroffen wurden, ist freilich nicht sein Verdienst. Doch ging immer von ihm die lebendigste Anregung zu steten Verbesserungen und Reformen aus, und es ist vielleicht das höchste Lob, das man ihm spenden kann, wenn man sagt, daß er nicht dahin wirkte, künstliche Blüten zu schaffen, daß er aber mit aufmerksamem Auge das natürliche Wachsthum verfolgte, Alles beseitigend, was hemmen, Alles herbeischaffend, was fördern konnte. Gleich nach dem Frieden ward Smidt zum Gesandten Bremens bei der Bundesversammlung erwählt. Als solcher hatte er sehr bald Gelegenheit, seiner Vaterstadt einen sehr wichtigen Dienst zu leisten. Der damalige Herzog von Oldenburg, der den Bremern wenig hold war, erhob einen Anspruch auf Zollabgaben an alle Schiffe, welche die untere Weser befuhren. Diese Sache war für Bremen eine Lebensfrage, und die Stadt bestritt daher auch sofort die Rechtmäßigkeit jenes Anspruchs, den der Herzog thatsächlich geltend machte. Die sogenannte „Elsflether Zollfrage" ward an den Bundestag gebracht und, dank den Anstrengungen Smidt's, zu Gunsten der Stadt entschieden.

Die Freiheit des Stroms, die ungehemmte Beweglichkeit des Waarenverkehrs in der Stadt, die weise Fernhaltung alles Zwangs und alles Drucks vom kaufmännischen Geschäftsbetriebe gaben dem Handel einen raschen Aufschwung; die Verbindungen mit Amerika mehrten sich mit jedem Jahre; die Rhederei war in allmäligem Zunehmen begriffen, und man fing an, die Leiden der Fremdherrschaft, welche der Stadt eine Schuldenlast von einigen Millionen hinterlassen hatte, nach und nach zu verschmerzen. Aber eben die zunehmende Blüte des Handels machte einen Mangel doppelt empfindlich, über welchen man sich in den frühern Zeiten des reineuropäischen Handels hinweggesetzt hatte. Namentlich das Verhältniß mit Oldenburg, welches unklugerweise den Seeverkehr mit allerlei Quarantäne- und Polizeivexationen quälte, hatte aufgedeckt, wie nachtheilig es sei, daß Bremen keinen eigenen Seehafen besitze. Das Städtchen Vegesack, dessen wir schon erwähnten, lag zu weit stromaufwärts, um größern Fahrzeugen den Zugang zu gestatten; diese letztern mußten daher nach dem oldenburgischen Rhedeplatz Brake segeln und dort ihre Ladungen löschen und einnehmen. Damit waren mehrfache Übelstände verknüpft. Zuerst die Abhängigkeit von einer fremden Gesetzgebung, deren Mangel an Wohlwollen gegen den Handel man mehrfach empfunden hatte, und die den Hafen mehr wie eine Finanzquelle ansah denn als eine Pflegeanstalt des Verkehrs. Sodann war die Lage von Brake wenig günstig. Es liegt am linken Ufer der Weser, welches im Winter eher einfriert und mit Eisschollen angefüllt wird als das rechte. Da nämlich Frostwetter gewöhnlich mit östlichen Winden kommt, so treibt das Eis vornehmlich am westlichen, linken Ufer hin, während an der rechten Seite freies Wasser ist. Die Schiffahrt blieb daher in manchen Jahren volle sechs Monate unterbrochen, solange Brake der einzige Ankerplatz an der Wesermündung war. Endlich erwies sich der Mangel eines eigenen Hafens als ernstliches Hinderniß bei der Abschließung von Handelsverträgen mit andern seefahrenden Nationen. Die fremden Unterhändler fragten natürlich, wenn man für die bremische Flagge dieselben Bedingungen foderte, deren die meistbegünstigten Nationen sich erfreuten, wenn man Hafen-, Tonnen- und Feuergelder in einem ausländischen Hafen ermäßigt zu sehen wünschte, was denn Bremen seinerseits als Äquivalent zu bieten habe, und da mußte man denn bremischerseits das beschämende Eingeständniß machen, daß der „hohe contrahirende Theil" gar keinen eigenen Seehafen besitze, in welchem es dem andern Theile entsprechende Vortheile einräumen könne.

So handgreiflich und drückend diese Übelstände waren, Niemandem fiel es ein, daß es möglich sei, ihnen abzuhelfen. Sie waren einmal vorhanden durch die Ungunst der Natur, und man mußte sich in das Unabänderliche fügen. Bremen besaß ja nicht einen Zollbreit Landes an der untern Weser, und es schien daher für ewige Zeiten gezwungen, die Gastfreundschaft Oldenburgs oder Hannovers für seine Schiffe in Anspruch zu nehmen. Das war schlimm, aber es war einmal so, da man im Anfange des Jahrhunderts die günstige Gelegenheit versäumt hatte, sich ein seebenachbartes Gebiet abtreten zu lassen. So dachten fast alle Bremer; nur Smidt dachte anders. Ganz in der Stille, unter Zuziehung von nur sehr wenigen Senatsmitgliedern, ohne daß der Senat selbst, geschweige die Bürgerschaft eine Ahnung davon hatten, leitete er die ersten vertraulichen Unterhandlungen mit der hannoverischen Regierung ein, welche zum Zwecke hatten, Hannover zur Abtretung eines Flecks unfruchtbaren Haidelandes an der Unterweser, da wo die Geeste in den Strom einmündet, zu bewegen. Auf diesem Fleck Landes, so war der Plan, sollte Bremen ein Hafenbecken ausgraben lassen, groß genug um die Schiffe transatlantischer Fahrt aufzunehmen. Als die ersten Schwierigkeiten geebnet waren, wobei Smidt, inzwischen zur Bürgermeisterwürde erhoben, seine freundschaftlichen Beziehungen zu den hannoverischen Staatsmännern und überhaupt seine angesehene Stellung in der diplomatischen Welt wesentlich zustatten kamen, wurden rasch die formellen Unterhandlungen eröffnet und zum Schluß gebracht, und dann plötzlich der fertige Vertrag als vollendete Thatsache der erstaunten Bürgerschaft zur Ratification mitgetheilt. Jetzt

zeigte sich, wie nothwendig das strenge Geheimniß gewesen war, welches man beobachtet hatte. Nicht allein Oldenburg war im höchsten Grade entrüstet über eine Vereinbarung, die seinen Hafenplätzen eine reiche Erwerbsquelle zu entziehen drohte, und welche rückgängig zu machen es Alles aufgeboten haben würde, wenn es nicht zu spät gewesen wäre: die bremische Kaufmannschaft selbst zeigte den alleräußersten Widerwillen gegen ein so weitaussehendes, so kostspieliges und hinsichtlich der Rentabilität so zweifelhaftes Unternehmen. War es schon schwer genug gewesen, dem Formalismus der hannoverischen Bureaukraten die erfoderlichen Zugeständnisse abzuringen, so würde das Unterhandeln ganz unmöglich gewesen sein mit einer unwilligen Bürgerschaft im Rücken und einem intriguirenden Rivalen zur Seite. Die Bürgerschaft ratificirte zwar den mit Hannover abgeschlossenen Abtretungsvertrag, aber es gelang nur mit Mühe und gegen eine sehr starke Opposition ihre Genehmigung zu der für die Kosten erfoderlichen Anleihe zu erlangen. Die Millionen, die der Hafen kosten würde, so hieß es bei den Kaufleuten, seien ins Wasser geworfen; der Senat habe die Bürgerschaft überrumpelt; das ganze Unternehmen sei pure Phantasterei; es sei verrückt, daß eine einzelne Stadt für einige Dutzend Schiffe ein Werk ausführen wolle, welchem nur die Kräfte großer Monarchien gewachsen seien. Inzwischen ward der Vertrag ausgeführt. Bremen erhielt für ewige Zeiten ein Stück Landes an der Geeste, auf welchem Hannover sich nur gewisse Hoheitsrechte, namentlich das militärische, vorbehielt. Dies war im Jahre 1827. Ein namhafter holländischer Wasserbaumeister ward berufen, den Bau auszuführen, den man, der widerwilligen und geizenden Bürgerschaft zu Liebe, auf das nothwendigste Maß beschränkte und so sparsam wie möglich einrichtete. Nicht einmal konnte das ganze ausgetiefte Becken mit Quadersteinen eingefaßt werden; man belegte einen Theil der Böschungen mit Flechtwerk. Die Schleusen dagegen, welche das Hafenbecken gegen den Andrang der Flut und des Sturms schützen, und welche sich in ihren Angeln leicht wie Thüren drehen, wenn ein Schiff aus- oder einlegen will, waren vorzüglich construirt und gearbeitet, und erregten damals allgemeine Bewunderung. Das ist die Entstehung des Orts Bremerhafen.

Im Jahre 1830 ward der Hafen feierlich eröffnet und dem Verkehre aller seefahrenden Nationen übergeben. Aber die Vollendung des Werks hatte den Unwillen der Kaufmannschaft nicht beschwichtigt. Kein Schiff suchte den eigenen Hafen der Stadt auf; die Rheder ließen in alter Weise ihre Fahrzeuge nach Brake aufsegeln. Manches Segel passirte das öde Bassin, das die Stadt mit so großen Opfern hergestellt hatte, aber keins schien einkehren zu wollen. Ein fremdes Schiff, ein Amerikaner, war das erste, das in Bremerhafen einlief und altem Brauche gemäß für immer von allen Hafenabgaben frei erklärt ward. Allmälig fand sich auch hin und wieder ein Bremer ein, aber noch schwur mehr als ein Rheder, daß er niemals mit dem neuen Hafen etwas zu schaffen haben wolle. Plötzlich ereignete sich ein Vorfall, der dieses thörichte Vorurtheil beseitigte. Ein schneller Frost überfiel die in Brake liegenden Schiffe, die zum Winter in See gehen sollten, und fesselte sie auf Monate im Eise. Die in Bremerhafen liegenden Fahrzeuge dagegen gelangten ungehindert in See. Dies öffnete den Blinden die Augen. Das Geschrei über weggeworfenes Geld verstummte; alle Schiffe liefen von nun an regelmäßig in Bremerhafen ein, und man überzeugte sich bald, daß dieser Ankerplatz die erheblichsten Vorzüge besitze. Ein lebhafter Verkehr zog sich nach dem jungen Orte hin, dem von allen Seiten Ansiedler zuströmten. Anfänglich verschenkte der Staat die Bauplätze Jedem, der sich anheischig machte, ein Haus bauen zu wollen, aber es währte nicht lange, so wurden für die Plätze namhafte Preise geboten. Gegenwärtig löst der Staat aus diesem Verkaufe alljährlich bedeutende Summen. Auf dem Platze, wo vor 20 Jahren der Wind über dürre Haide strich, steht jetzt eine freundliche, wohlhabende Stadt von fast 5000 Einwohnern, die noch fortwährend in raschem Wachsthum begriffen ist. Hunderte von netten reinlichen Häusern reihen sich in gerad-

linigen Straßen an das Hafenbecken, und der Nährstand des Waarenverkehrs in der zend, daß man in diesem Jahre (1852) bei Aufnahme der vom kaufmännischen Dreiclassensystem die überraschende Entdeckung machte, daß die erste Verbindungen gen, welche ein Einkommen von mindestens 500 Thalern Gold versteuern) die zahlreichste, und die dritte (Diejenigen, welche weniger als 250 Thaler jährlich einnehmen) numerisch die schwächste ist.

Die innern Zustände seit der Restauration bis zur Epoche von 1848.

Mit der Eröffnung von Bremerhafen beginnt eine ganz neue Ära für den Handel und die Rhederei Bremens. In diesen 20 Jahren hat sich der Handel mindestens verdreifacht, die Rhederei verdoppelt, das Capital der Stadt außerordentlich vermehrt. Das ins Wasser geworfene Geld hat unerwartet reiche Zinsen getragen. Die Spötter sind beschämt, und die Gründung Bremerhafens wird von allen Seiten als eine geniale That gepriesen. Man bedauert nur eins: daß man vor 20 Jahren zu sparsam gewesen ist. Das Hafenbassin ist bereits zu eng geworden für den blühenden Verkehr der Stadt; in lebhaften Zeiten liegt in seinem Schooße Schiff an Schiff, und die in neuerer Zeit gebauten ungeheuren Fahrzeuge von 1200 — 1600 Tons können gar die Schleusen nicht passiren. Man hat daher bereits einen zweiten Hafen ausgraben müssen, dessen enorme Schleusen, 70 Fuß breit, selbst die großen amerikanischen Oceandampfböte bequem durchlassen. Diese eisernen Schleusen, welche inwendig hohl sind und im Wasser schwimmen, sodaß sie trotz ihres ungeheuren Gewichts sich federleicht bewegen lassen, sind die größten, welche jetzt existiren, und sie werden von Sachkennern als ein Meisterwerk der Wasserbaukunst bezeichnet. Leider ist eine Hoffnung, die sich an diesen großartigen zweiten Hafenbau knüpfte, zu Schanden geworden, die Hoffnung, daß das neue Bassin dereinst die deutsche Kriegsflotte beherbergen werde.

Nicht so vollständig ohne Grund war diejenige bürgerliche Opposition, welche sich gegen die politische Wirksamkeit des Senats und Smidt's (Beides läuft ziemlich auf Dasselbe hinaus) seit der Restauration geltend machte. Ein entschiedener Antagonismus zwischen dem Senate und der Bürgerschaft läuft durch die ganze Geschichte jener Jahre bis zur Märzrevolution, und Smidt erscheint hier als der eifrigste Vorkämpfer der erstgenannten Körperschaft. Nur muß man sich hüten, die Analogie der gleichzeitigen ständischen Kämpfe in den monarchischen Bundesstaaten ohne Weiteres auf diese engen Verhältnisse anzuwenden. Es galt in Bremen weit mehr der Abgrenzung als der Veränderung politischer Attribute. Die Bürgerschaft kämpfte gegen den Senat, aber sie kämpfte nur für sich selbst, nicht etwa für die unvertretenen und stumm gehorchenden Massen der Bevölkerung. Zwar ist nicht abzuleugnen, daß einzelne Kaufleute und Doctoren auch allgemeinere liberalere Tendenzen mitbrachten auf die Convente, aber es fehlte viel daran, daß solche Bestrebungen von dem Kern der bürgerlichen Notablenversammlung anerkannt worden wären.

Dieser Kern nämlich bildete ein eigenthümliches Collegium, von welchem wir bisher noch nicht gesprochen haben, welches aber in den letzten Jahrhunderten bis zum Jahre 1848 eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. Es ist das sogenannte Collegium Seniorum oder die Alterleute, in welchem sich allmälig die Leitung der Bürgerschaft concentrirt hatte. Der Ursprung der Alterleute ist ein durchaus unpolitischer. Im Mittelalter hatten die Kaufleute so gut wie die Handwerkerinnungen ihre zünftige Organisation, ihre gemeinsame Kasse und ihren Vorstand. Der Titel „Ältermann" für den Vorsteher einer Innung kommt in allen niedersächsischen und westfälischen Städten vor und bedeutet nichts Anderes als der Titel „Zunft- oder Gildenmeister". Es gibt noch jetzt Handwerkerzünfte, welche ihre Vorsteher „Alterleute" nennen. Aber es lag in der Natur der Sache, daß die Alterleute der Kaufmannschaft allmälig eine weit bedeutendere Stellung einnehmen mußten als die der gewerblichen Corporationen. Sie vertraten dasjenige Interesse, auf welchem die ganze Existenz der Stadt beruhte; ihr Gutachten, ihr Votum mußte daher von erheblichem

zeigte sich, wie nothwendig ihm commerzielle Angelegenheiten handeln. [illegible] verwaltete achtet hatte. Nicht allein, welches verwandt ward, um die Weser zu betonnen, um Vereinbarung, die [illegible] des Stroms in Stand zu erhalten, überhaupt im Zwecke des Handels und der Schiffahrt zu fördern. Ihr Innungshaus überragte alle andern an Größe und stattlichem Aussehen; gerade dem Rathhause gegenüberliegend, schien es schon durch seine Lage eine gewisse Rivalität mit dem regierenden Collegium anzudeuten. Nach dem Namen dieses bremischen Kaufmannshauses nannte man zuletzt auch die ganze kaufmännische antisenatorische Partei kurzweg „das Haus Schütting". Wie das Haus Schütting allmälig seinen Wirkungskreis ausgedehnt und aus einer Corporationsbehörde sich in ein quasipolitisches Collegium verwandelt hat, das steht nirgends geschrieben, läßt sich aber leicht genug erklären. Zuerst begannen die Alterleute, dem Beispiele des Raths folgend, damit, daß sie ihren Ursprung aus Wahlen in Vergessenheit gerathen ließen und zu gewissen Zeiten durch Cooptation ihren Kreis ergänzten oder auch erweiterten. Die Cooptation trat nämlich nicht blos bei Sterbefällen ein, sondern in gewissen Fristen ernannte man neue Mitglieder, durch welche es möglich ward, allmälig die Zahl des Collegiums auf ein imposantes Maß zu erhöhen. Sodann besoldete man, wiederum dem Rathe nachahmend, eigene Rechtsconsulenten, welche gewissermaßen als bürgerschaftliche Syndici ein Gegengewicht gegen das staatsrechtliche Wissen der rechtsgelehrten Rathsmitglieder bilden sollten. Ferner beschäftigten sie sich in ihren Schüttingsversammlungen systematisch mit den städtischen Angelegenheiten, beriethen sich über die Stellung, welche sie in den vorkommenden Fragen einnehmen wollten, verabredeten sich über Ja und Nein, führten Protokolle über die stattgefundenen Verhandlungen zwischen Rath und Bürgerschaft, und gewannen auf diese Weise ein Material, welches um so werthvoller war, als man erst in späterer Zeit, nach der französischen Herrschaft, anfing, jene Verhandlungen durch den Druck allen Bürgern zugänglich zu machen. Natürlich mußte in einer völlig disciplinlosen, unvorbereiteten, abrupt zusammengeschneiten Versammlung, wie die der Bürgerschaft war, ein solches geschlossenes Collegium sehr bald entscheidenden Einfluß ausüben, auch ohne daß darüber irgend etwas Schriftliches bestand. Inzwischen war das Maß dieses Einflusses ein sehr wechselndes, je nach den persönlichen Eigenschaften seiner Träger. Die Stellung des Rechtsconsulenten oder, wie die Schüttingspartei ihn mit Vorliebe nannte, des Syndicus der Alterleute zeigte sich namentlich von großer Wichtigkeit. War er ein bedeutender Mann, so war er der wahre Leiter der Verhandlungen mit dem Rathe, und man muß anerkennen, daß hin und wieder die Wahl des Collegiums auf die tüchtigsten Juristen der Stadt fiel. Zu andern Zeiten wieder schien die persönliche Animosität eines Advocaten gegen den Rath, der ihn vielleicht bei einer Wahl übergangen hatte, mehr zu empfehlen als persönliche Tüchtigkeit, und dann hatte der Rath ein unangenehmeres, aber gewiß auch ein leichteres Spiel. Daß die unbestimmte, durch kein Stück Papier geregelte Wirksamkeit des Collegiums eine reiche Quelle kleinlicher Grenzstreitigkeiten mit dem Rathe werden mußte, der seinerseits ja auch vornehmlich nur durch das Herkommen beschränkt war, braucht kaum erwähnt zu werden. Diese Streitigkeiten nahmen manchmal bei völlig futilen Anlässen einen Charakter der Leidenschaftlichkeit an, der jedem Unbetheiligten komisch vorkommen mußte. Um nur einige Beispiele anzuführen, so vertheidigte das Collegium mit Hartnäckigkeit das der Bürgerschaft zukommende Prädicat „löblich", während der Senat sie immer „eine ehrliebende Bürgerschaft" nannte. Das Collegium war auch höchst unmuthig darüber, daß der Senat die Consulenten des Schütting nicht als Syndici ansehen wollte, und es rächte sich dafür auf eine eclatante Weise, indem es seinerseits den Senatoren das Prädicat „Hochwohlgeboren" verweigerte, welches diese seit 1815 beanspruchten, mehr im Hinblick auf den Verkehr mit auswärtigen Behörden als aus Eitelkeit.

Der Senat seinerseits war nicht minder eifersüchtig auf jeden Versuch des Schütting, sich als eine constituirte politische Behörde darzustellen. Wo noch so leise ein ähnliches Bestreben zutage trat, da ward es sofort mit Energie zurückgewiesen.

Den thatsächlichen Einfluß der Älterleute mußte man gelten lassen, aber um keinen Preis wollte man ihnen bestimmte Attribute im Staatsleben zugestehen. In diesen kleinen Reibungen hat sich ein guter Theil des politischen Lebens während des letzten Menschenalters erschöpft, ohne daß sie jemals einen faßbaren Fortschritt herbeigeführt hätten. Diese auffallende Erscheinung, die dem politischen Sinne der im übrigen so regsamen Stadt wenig Ehre zu machen scheint, ist wol vornehmlich aus dem Umstande zu erklären, daß, trotz aller kleinen Feindseligkeiten und Reibungen, im Großen und Ganzen diejenigen Theile der Bevölkerung, auf welche damals es allein ankam, bei den bestehenden Einrichtungen ihre Rechnung fanden, und daß im Grunde des Herzens der Senat so gut wie das Collegium der Älterleute allen scharf formulirten Neuerungen abhold war, bei denen sehr wol beide an Wesentlichem einbüßen konnten, was sie an Formellem gewinnen mochten. Der Senat konnte am wenigsten gegen einen Zustand etwas einwenden, welcher freilich viele Schranken des Herkommens involvirte, der ihm aber doch eine sehr beträchtliche Macht übrig ließ, und den Älterleuten mochte eine richtige Ahnung sagen, daß ihre Macht eine eingehende Kritik noch weniger vertrage als die des Senats. Die Bürgerschaft im Allgemeinen aber mußte anerkennen, daß die öffentliche Gewalt, mochte man auch über einzelne Übergriffe misbilligend den Kopf schütteln und namentlich an verschiedenen durchgreifenden Maßregeln Smidt'schen Ursprungs kritteln, doch durchgehends auf eine patriotische, dem Gemeinwesen zum Vortheil gereichende Weise gehandhabt werde. Dies geschah um so bereitwilliger, je mehr — durch schwere Prüfungen geläutert — die öffentliche Sittlichkeit unleugbar sich gehoben hatte. Übte der Senat hin und wieder Despotie, so fiel davon doch kein Makel auf den Privatcharakter seiner Mitglieder; die meisten derselben standen in höchster Achtung als gebildete und ehrenhafte Männer, und den unvermeidlichen Mittelmäßigkeiten und Nullitäten der Corporation haftete doch kein sittlicher Flecken an. Obwol die Justiz vom Senate noch nicht getrennt war, so genossen doch die Gerichte eines verdienten Vertrauens, und obwol die meisten Ämter und Stellen, darunter einige höchst einträgliche, wie die der Wechsel- und Assecuranzmäkler, vom Senate vergeben wurden, so hörte man doch nicht mehr von Kauf und Bestechung, wie es wol in dem vergangenen Jahrhundert der Fall gewesen war, wo Bremen auch eine kurze Periode der Corruption erlebte, und wo einzelne Bürgermeister und Rathsherren kaum ein Geheimniß aus den pecuniären Vortheilen machten, zu denen sie ihr Amt misbrauchten. Seit der Fremdherrschaft waren die Einkünfte des Senats, was früher nicht der Fall gewesen war, gesetzlich festgestellt und auf die Staatskasse angewiesen worden, welcher letztern dagegen Sporteln, Gefälle und Domanialrevenuen zuflossen, die bis dahin der Senat unter sich vertheilt hatte.

Alle diese realistischen Erwägungen mußten von großem Gewichte sein in einer Stadt, welche fast ausschließlich dem Handel eine angestrengte Thätigkeit widmet, wo man demgemäß auf praktische Früchte mehr Werth legt als auf theoretische Symmetrie des Staatslebens, wo endlich im täglichen Geschäftsdrange nur wenig Männer vorhanden, die der Politik alle oder auch nur ihre besten Kräfte widmen. Bis zum Jahre 1848, wo ein ganz neues Element auf den Schauplatz trat, blieben daher alle auftauchenden Bestrebungen, die alte Verfassung zu moderniſiren, zwischen dem schlechten Willen der Einen und der Gleichgültigkeit der Andern stecken. Selbst die ungeheure Erschütterung der Jahre 1811—15 hatte nur einige wenige Neuerungen zur Folge, deren wichtigste die war, daß der Senat sein altes Recht der ausschließlichen Selbstergänzung aufgab und der Bürgerschaft einen gewissen Antheil an den Neuwahlen einräumte. Was dieser Antheil zu bedeuten hatte, wird aus der Darstellung des Wahlverfahrens erhellen. Sobald der verstorbene Senator beerdigt war, berief der Senat die Bürgerschaft zu einem Convente. Die letztere bezeichnete durch Abstimmung 12 ihrer Mitglieder, von welchen vier, durch Würfeln ausgelooſt, als „Wahlherren" fungirten. Der Senat seinerseits würfelte gleichfalls vier seiner Mitglieder aus, welche gemeinsam mit den bürgerlichen Wahlherren ein Conclave

bildeten, um drei Candidaten für die Senatorenwahl festzustellen. Die Liste mit den drei Namen ward sodann dem Senate vorgelegt, welcher die endgültige Wahl vornahm. Die Vorschrift verlangte, daß die Namen der beiden nichtberücksichtigten Candidaten verschwiegen bleiben sollten, indessen waren sie gemeiniglich sehr bald allgemein bekannt. Noch seltsamer war, daß man fast immer mit der größten Sicherheit im Publicum Denjenigen bezeichnete, auf welchen die Wahl fallen würde. Dies beweist, daß der Senat gewöhnlich im voraus seinen Mann ausersehen hatte, und daß seine ausgewürfelten Mitglieder im Conclave Corporationsgeist genug bewiesen, um den Wünschen ihres Collegiums vorzuarbeiten. Gewisse Ausschließungen wurden dabei mit großer Strenge aufrecht erhalten: kein Vater, Sohn, Enkel, Bruder eines Senatsmitglieds konnte gewählt werden; sollte ein Oheim, Schwiegervater, Schwager, Eidam, Vetter oder Neffe eines Senatsmitglieds auf die Vorschlagsliste kommen, so war es erfoderlich, daß von den acht Wahlherren mindestens sechs ihm ihre Stimme gaben. Der Gewählte mußte das Amt annehmen oder sofort die Stadt verlassen. Die innere Organisation des Senats selbst war zeitgemäß umgewandelt worden; die frühere strenge Eintheilung des Collegiums in vier Quartiere verlor ihre praktische Bedeutung fast ganz; der Senat trat hinfort als ein geschlossenes Ganzes auf. Die Vertheilung der einzelnen Arbeiten, die Einrichtung der Gerichte schloß sich den Bedürfnissen der Gegenwart an. An der Spitze des Senats standen vier Bürgermeister, alle gelehrten Standes, welche halbjährlich das Präsidium unter sich wechseln ließen. Außer ihnen zählte der Senat 24 Mitglieder, von denen 17 dem gelehrten Stande angehören mußten. Zwei vom Senate ernannte Syndici fungirten als Protokollführer und hatten berathende Stimme; ihre Stellung war demnach eine ganz andere, als sie in der Vorzeit gewesen war. Der Senat besetzte die Gerichte mit seinen Mitgliedern; er beanspruchte das Recht, daß von den obersten Vorstehern jedes Kirchspiels (den sogenannten Bauherren) immer einer ein Senator sein müsse; er verordnete den Zünften senatorische Inspectoren (sogenannte Morgensprachsherren); er ernannte zwei Senatoren zu Landherren oder Regenten des Gebiets; er ernannte die Pfarrer auf dem Lande, die Amtleute in Bremerhafen und Vegesack, die Gerichts- und Verwaltungsbeamten; er verwaltete die Polizei im vollsten Umfange; leitete die auswärtigen und Bundesangelegenheiten ausschließlich; ertheilte die Concessionen zu allen concessionsbedürftigen Gewerben; übte die Kirchengewalt in der reformirten und der lutherischen Kirche*) u. s. w. Obwol im gesellschaftlichen Leben eine vollständige Gleichheit zwischen den Senatoren und ihren Mitbürgern herrschte, so war doch die Würde der erstern stets mit einem gewissen Nimbus umgeben, und der curulische Sessel blieb das Ziel manches Ehrgeizes; obwol erhebliche pecuniäre Vortheile nicht mit demselben verbunden waren, seitdem das Jahrgehalt auf die für eine reiche Handelsstadt sehr mäßige durchschnittliche Summe von 2400 Thalern Gold festgesetzt worden. Die Feierlichkeiten, mit denen man die Einführung und Beeidigung eines neuerwählten Rathsherren begleitete, entsprachen durchaus der hohen Stellung, welche die regierende Corporation im Bewußtsein der alten Reichsstadt eingenommen hatte. Am Tage der Wahl ward sein Haus nicht leer von Glückwünschenden; eine förmliche Cour fand Abends statt. Am nächsten Morgen aber ward der Neugewählte vom Senate in corpore aus seiner Wohnung abgeholt und unter Glockengeläute auf das Rathhaus geführt, wo er vor aller Bürgerschaft in plattdeutscher Sprache den Amtseid leistete, und einer der Syndici eine Festrede hielt, die zugleich den Verstorbenen und den Nachfolger verherrlichen mußte. Zu dieser Feier mußte der Gewählte durch die rothröckigen Rathsdiener jeden Bürger einladen lassen, und wer von diesen Lust hatte, schloß sich dem Zuge auf das Rathhaus an. Nach der Eidesleistung verfügte sich die gesammte Menge in die Wohnung des Herrn Senators zurück, der meistentheils noch mehre Nachbarhäuser in Anspruch nehmen mußte, um alle seine Gäste beherbergen zu können. Da begann denn ein echt reichsstädtisches Schlemmen.

*) Seit 1815 konnten auch Lutheraner in den Senat gewählt werden.

Chokolade, Kaffee, Wein, Backwerk, Cigarren wurden in ungeheuren Quantitäten verbraucht. Der Jugend auf der Straße warf man Körbe voll Kuchen durchs Fenster zu; und gar mancher Bürger achtete es bei solchen Anlässen nicht für Raub, nach eigener Sättigung Rocktaschen und Hut mit allerlei guten Dingen anzufüllen und seiner Frau Eheliebsten mitzubringen, wenn anders die muthwillige Straßenbevölkerung, welche draußen auf solche Freibeuter eifersüchtig lauerte, ihn ungeschoren ziehen ließ. Dieses harmlose Plündern hatte einen eigenen technischen Namen; man hieß es „isen", und den vollgepackten Heimkehrenden verfolgten die Jungen mit dem Rufe: de het is't (der hat geeist). Das Wort selbst stammt aus den Zeiten, wo die Festung Bremen noch im Winter aus Vorsicht den Stadtgraben aufeisen ließ, bei welcher Arbeit die Bürger wol mehr als billig der Flasche zusprachen, sodaß man sich von einem Betrunkenen gewöhnte zu sagen, er habe wol geeist.

Bei solchen und ähnlichen öffentlichen Festen bemerkte man selbst bis zum Jahre 1847 niemals eine Spur von politischer Erbitterung; im Gegentheil war das Gepräge derselben ein brüderliches und bürgerliches. In der Masse der kleinen Bürger äußerte sich durchgehends ein wohlwollender Respect vor dem Rathe; in den höhern Classen nahm die Opposition der Liberalisirenden doch nie den Charakter leidenschaftlichen Hasses an. In seinem persönlichen Treiben fühlte sich Niemand beengt; Jeder sah die menschliche Würde und das Recht des Einzelnen gewahrt; die ganze Bevölkerung machte entschieden den Eindruck der Zufriedenheit. Nur in solcher Atmosphäre konnten überhaupt diejenigen alten Gebräuche sich erhalten, welche den Patriotismus, die Rechtschaffenheit und die Opferbereitschaft des einzelnen Bürgers als selbstverständlich voraussetzen. Dahin gehört, außer der unentgeltlichen Besorgung vieler mühsamen Ämter, vor allem die eigenthümliche Art der Steuererhebung in Bremen. Die Kaufleute entrichten die (allerdings sehr geringfügigen) Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle lediglich nach ihrem Gewissen, ohne irgendwelche Controle, und gleichwol bilden diese Abgaben ein wesentliches Item des Budgets. Noch merkwürdiger aber ist die Erhebung der Vermögens- und Einkommensteuer, des sogenannten „Schosses". Im Mittelalter war diese Erhebungsweise in vielen deutschen Städten gebräuchlich, und Machiavell noch redet von dieser in Deutschland vorkommenden Abgabe als von etwas Unglaublichem. Der Vermögensschoß ist keine regelmäßige Steuer; er wird nur zur Deckung außerordentlicher Ausgaben ausgeschrieben, je nach dem Bedarf ein sechszehntel, ein achtel, ein viertel Procent; in den schlimmsten Zeiten ist auch wol ein ganzes Procent vom Vermögen gefodert worden. Dieser Schoß wird von Jedem auf seinen Bürgereid entrichtet. Auf dem Rathhause steht eine große verschlossene Kiste mit einem offenen Spalt; der Steuernde legt die Abgabe von 3000 Thalern Capital vor der fungirenden Deputation nieder; was er darüber zu versteuern hat, wirft er in die verschlossene Kiste. Niemand erfährt was er hineingethan; nur sein Eid controlirt ihn. Auf dieselbe Weise wird die jährlich wiederkehrende Einkommensteuer erhoben. Sie beträgt ein Procent für jedes jährliche Einkommen von 500 Thalern und darüber; für ein Einkommen von 250—499 Thalern wird ein Thaler bezahlt, alle geringern Einnahmen sind frei. Nur die ersten fünf Thaler werden offen bezahlt. Freilich läßt sich bei dieser Einrichtung das Maß der ins Spiel kommenden Unredlichkeit niemals nachweisen, aber es ist bemerkenswerth, daß alle vorläufigen Veranschlagungen noch immer hinter dem wirklichen Ergebnisse der Steuer zurückgeblieben sind. Die Einkommensteuer wirft etwa 60000 Thaler Gold ab und wird ungefähr von der Hälfte der Bevölkerung getragen, natürlich in sehr ungleichen Verhältnissen. Im Jahre 1851 z. B. fand man eine einzige Rolle mit 1500 Thalern in der Schoßkiste.

Ohne allen Zweifel barg schon lange vor der Revolution dieses äußerlich so blühende Gemeinwesen ein heimliches Gebrechen in seinem Schooße, und bei aller Nachsicht, bei aller Veranschlagung der mildernden Umstände ist die regierende Classe nicht von großer Schuld freizusprechen, daß sie dieses Gebrechen so kolossal hat anwachsen lassen, wie es sich in den letzten Jahren offenbarte. Es ist schwer festzu-

stellen, auf welcher Seite die Schuld größer war, auf der des Senats oder auf der der Bürgerschaft; so viel aber ist gewiß, daß weder der eine noch die andere die politischen Aufgaben gebührend gewürdigt hat, welche die Gegenwart an jedes Gemeinwesen stellt. Der wahre Staatsmann darf nie vergessen, „daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt", und daß man seine Schuld gegen den Staat nicht abträgt, wenn man ihm materiellen Wohlstand sichert. Es ist natürlich und verzeihlich, wenn der hervorragende Geist, der seine Überlegenheit fühlt, den einfachen Weg des Gebietens dem der Überredung vorzieht, wenn er das mühselige Verhandeln mit der Beschränktheit und der Engherzigkeit haßt, wenn er den Widerspruch der Unwissenheit zum Schweigen zu bringen sucht. Es ist ebenso menschlich, wenn der in praktischen Erfolgen ergraute Regierende sich vor Experimenten scheut, die mühsam Aufgebautes wieder in Frage zu stellen drohen. Aber gerade darin zeigt sich wahre staatsmännische Größe, daß sie lieber die kleinen Menschen zu sich heraufzieht, als ihnen Wohlthaten octroyirt, ehe sie dieselben begreifen. Das hat man in Bremen nicht eingesehen, daß man die Grundlagen der Verfassung in ruhigen Zeiten erweitern müsse, wenn nicht in stürmischen der Bau selbst zusammenstürzen solle. Allzu sehr beschäftigt mit den Belangen des Handels, ist man blind gewesen gegen die Anfoderungen des politischen Menschen, welche im 19. Jahrhundert ebenso wenig zu unterdrücken sind, wie die des religiösen im 16. Jahrhundert es waren. Unleugbar hätte man durch solche Neuerungen sich manchen lästigen Unbequemlichkeiten, vielleicht manchen augenblicklichen Nachtheilen ausgesetzt; aber eben diese Gefahr durfte der kluge Reformer nicht scheuen. Er mußte einsehen, daß sie nichts bedeute gegen eine andere größere Gefahr, die wahrlich nahe genug lag. Die Herrschaft einer einzigen Classe, mag dieselbe noch so patriotisch, weise und human sein, dünkt dem Geiste des Jahrhunderts als ein Unrecht, das durch keine Wohlthaten aufgewogen wird. Kein Argument hilft dagegen; die Unzufriedenheit liegt nicht im Verstande, sondern im Herzen. Viel lieber gehorcht das Volk heutzutage einem despotischen Fürsten als liberalen Kaufleuten. In Bremen mußte man sich sagen, daß das alte Regiment nur haltbar sei, weil es sich auf den Bundestag stützen konnte. Aber seit 1840 sah alle Welt deutlich die Revolution heranschreiten, welche diese Stütze umwerfen mußte. Von allen Dächern ward diese Weissagung gepredigt. In ganz Europa regte sich grollend der kleine Bürgerstand und die arbeitende Bevölkerung: mußte nicht früher oder später diese Bewegung der Gemüther auch Bremen ergreifen? Denn sie ging nicht blos von materiellem Unbehagen aus; sie hatte, trotz aller Auswüchse und Verirrungen, einen idealen, einen sittlichen Kern. Es webte in ihr das Streben nach Anerkennung der persönlichen Geltung, welches um so gefährlicher, je weniger die einzelnen Individuen der misvergnügten Volksschichten fähig waren zu beweisen, daß sie in allen Stücken der „günstiger situirten Minorität" gleich seien. Das Gefühl, daß man sie gar nicht frage, daß man ihnen gar keinen Einblick in die gemeinsamen Angelegenheiten gestatte, daß man sie nur gängele und bevormunde, war die ursprüngliche Quelle der Unzufriedenheit. Gerade diese fast vollständige Ausschließung der Majorität vom Staatsleben beförderte das Aufkommen der unsinnigsten Vorstellungen, utopischer Wünsche, hartnäckigen Mistrauens. Durch Lectüre der Tagesblätter gewann man ein allgemeines Interesse für Staatsinteressen. Man dachte sich das Regieren blos mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande so leicht, weil man von den Schwierigkeiten des Detail nie etwas zu hören und zu sehen bekam. Man bildete sich ein, daß die höhern Classen wenig oder nichts zu den Staatslasten beitrügen, daß die großen Summen des Budgets nur im Interesse der Reichen verwendet würden, vielleicht gar, daß davon Manches in die Taschen der Regierenden fließe. Diese und ähnliche Gedanken arbeiteten namentlich in den Köpfen des bremischen Handwerkerstandes, welcher ohnehin mit großer Eifersucht sich von der Kaufmannschaft vollständig verdunkelt sah, und in dem noch dunkle Überlieferungen der Zeiten fortlebten, in welchen er sich mit Recht den „Kern der Bürgerschaft" nennen konnte. Daß die Regierenden von dieser Gährung nichts merkten, war großentheils

ihre eigene Schuld. Die Preßfreiheit war in Bremen beschränkter als in den meisten Bundesstaaten. Die Censur verhinderte eine Opposition gegen den Senat und das Bestehende in den Localblättern vollständig, und während die großen Zeitungen die allgemeinen politischen Fragen mit großer Freiheit besprechen konnten, ward über bremische Angelegenheiten nur selten ein schüchternes Wort veröffentlicht. Wie sehr eine freie Presse genützt haben würde, zeigte sich nach dem Ausbruche der Revolution. Die Verhältnisse des Staats waren den nunmehr tonangebenden Massen eine vollständige terra incognita, und die ungerechtesten Vorwürfe gegen das bisherige Regiment mischten sich in die begründetern Anschuldigungen. Namentlich waren es zwei Punkte, gegen welche die Anklagen der Demokraten sich richteten: das Finanzwesen und das Schulwesen. Die Kritiken über das erstere zeugten zum Theil von der gröbsten Unkenntniß. Sie sind seitdem vielfach widerlegt worden, als es eben zu spät war. Der kleine Bürger vermochte nicht sich klar zu machen, daß ein Staat sehr wohl bei erheblichen Schulden eine blühende Finanzlage behaupten kann; seine Wortführer sagten ihm, die „Aristokraten" hätten während ihrer Amtsführung sechs Millionen Thaler Gold Schulden gemacht, ohne daß von dieser Summe dem geringen Manne etwas zugute gekommen wäre. Das ward verschwiegen, daß mit dem geborgten Gelde Bremerhafen und die halbe Eisenbahn von Bremen nach Hannover gebaut, daß also das Gold nicht verzehrt, sondern nur in ein anderes fruchttragendes Besitzthum verwandelt worden war, welches allen Einwohnern, unmittelbar oder mittelbar, reiche Zinsen trug. Die Summe der Staatsschuld (fast 80 Thaler per Kopf) ist zwar groß genug, aber ein bedeutender Theil derselben ist das Erbtheil der Kriegszeiten, und das Übrige ist sehr wohlangelegtes Geld, ohne dessen Verwendung der Wohlstand der Stadt längst wäre untergraben worden. Im Übrigen ist die Steuerlast in Bremen, namentlich für die unbemittelten Volksclassen, nicht drückend. Die wichtigsten Steuern, wie der Vermögensschoß, der Einkommenschoß, die Accise, die Stempeltaxe, fallen ausschließlich den Bemittelten zur Last; die einzige Abgabe, welche Alle ohne Ausnahme drückt, ist die Consumtionssteuer, während die sehr unbedeutende Miethsteuer die geringste Classe der Wohnungen (unter 30 Thaler jährlich) ganz verschont. Die Grund- und Häusersteuer fällt ihrer Natur nach vornehmlich den Eigenthümern, nicht den Miethern zur Last. Die ärmere Bevölkerung trägt ganz außerordentlich wenig zu den Staatslasten bei, indem der Staat einen großen Theil seiner Bedürfnisse durch die Besteuerung der Waarenbewegung deckt. Es wird nämlich von allen eingehenden, durchgehenden und ausgehenden Gütern ein Zoll erhoben, der an sich ungemein geringfügig (unter ein Procent vom Werthe) ist, der aber doch etwa eine Viertelmillion in die Staatskasse liefert. Post, Stempel, Eisenbahn und Hafenabgaben werfen gegen 150000 Thaler ab, die auch fast ausschließlich vom Handelsstande entrichtet werden. Alles in Allem beläuft sich die jährliche Steuersumme nicht völlig auf eine Million Thaler Gold, wobei zu bemerken ist, daß darin alle Communalabgaben inbegriffen sind. Dies ist für eine so wohlhabende Stadt schwerlich übermäßig viel, und es möchte wenig Städte in Deutschland geben, welche, wenn sie alle ihre directen und indirecten Staats- und Gemeindeabgaben zusammenrechnen, jenes Verhältniß nicht beneidenswerth finden. Im Allgemeinen ist die vormärzliche Finanzverwaltung Bremens wenig zu tadeln. Daß es in der Steuergesetzgebung nicht an einzelnen irrationellen und ungerechten Positionen fehlte, darf bereitwillig zugegeben werden; aber im Großen und Ganzen ward das Geld auf gute Art aufgebracht und gut verwandt.

Ein ähnliches Lob darf dem Schulwesen nicht gespendet werden. Wir können auf die Einzelheiten dieses Thema nicht eingehen; aber es muß erwähnt werden, daß die Schulen für die ärmern und mittlern Bürgerclassen sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befanden und den billigen Anfoderungen eines gesitteten Staats nicht entfernt entsprachen. Die Hauptarbeit überließ der Staat den mit den Kirchen verbundenen Pfarrschulen. Für die ganz mittellosen Kinder lieferten Freischulen die nothdürftige Gelegenheit zum Unterricht. Hin und wieder erhielten Privatanstalten,

welche das steigende Bedürfniß ins Leben rief, einen kärglichen Zuschuß aus der öffentlichen Kasse. Alle diese Schulen waren äußerst überfüllt, der Unterricht daher sehr precär, und an einer sachkundigen Oberleitung fehlte es ganz und gar, da eine pädagogisch gebildete Oberschulbehörde nicht vorhanden war. Das Scholarchat, aus Dilettanten und anderweitig vielbeschäftigten Männern bestehend, sorgte nur für die allerunumgänglichste Beaufsichtigung. Dieses Misverhältniß trug um so mehr zur Verstimmung der Mittelclassen bei, als für die Jugend der höhern Stände durch die Hauptschule (Gymnasium, Handelsschule, Vorschule) weit besser gesorgt war. Die Misvergnügten schrien über ungerechte Bevorzugung der wohlhabenden Einwohner, welche gegen ein mäßiges Schulgeld einen guten Unterricht für ihre Kinder erhalten konnten, dessen Kosten zum Theil durch öffentliche Fonds gedeckt wurden Allein diese Anklage wenigstens war sehr übertrieben. Die Hauptschule nämlich besitzt ein eigenes Vermögen, und der Staat hat bisher nur einen geringen jährlichen Zuschuß bewilligt. Das große Publicum aber nahm ohne Weiteres an, der ganze Schulfonds sei Staatseigenthum und könne ebenso wol für Bürger- und Freischulen verwendet werden. Wie dem auch sein mag, die Vernachlässigung des Volksschulwesens hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die revolutionäre Stimmung anzuschüren, welche sich am 8. März 1848 Luft machte. Einer von den demokratischen Wortführern erklärte später in öffentlicher Versammlung: „Er sei einmal auf dem alten Bürgerconvente gewesen und habe von der Schuldeputation irgend eine Auskunft gewünscht. Da habe man ihm geantwortet: die Schuldeputation sei von ihrem senatorischen Vorsitzer seit Jahr und Tag nicht zusammenberufen worden. Von diesem Augenblicke habe er sich gelobt, den Sturz des alten Regiments fördern zu wollen."

Zu den beiden erwähnten Anklagepunkten gegen das vormärzliche Regiment kommt noch ein dritter. Gewisse bevorrechtete Familien, hieß es im Jahre 1848 allgemein, hätten sich in alle Ehren und Ämter getheilt, und den Staat wie eine Fettweide ausgebeutet. Wir haben schon oben auseinandergesetzt, daß und warum von einem eigentlichen Patriziate in Bremen seit Jahrhunderten keine Rede war. Insofern also ist dieser Vorwurf unbegründet. Es gibt einzelne Familien, deren Mitglieder seit mehren Generationen im Senate gesessen haben, aber mindestens ebenso zahlreich ist die Zahl der eingewanderten und herkunftlosen Rathsherren in den alten Staatskalendern. Daß der bremische Senat sich von Nepotismus bei der Besetzung öffentlicher Ämter immer freigehalten habe, wird Niemand behaupten; aber das ist ein Fehler, dessen sich so ziemlich alle Regierungen schuldig machen, mögen sie aristokratisch oder demokratisch componirt sein. Jedenfalls war das Übel nicht so arg, wie man es darstellte; schon deshalb nicht, weil die Zahl der zu vergebenden besoldeten Ämter, bei der Art der bremischen Verwaltung, sehr beschränkt und die Besoldung selbst nach dem Maßstabe einer reichen Handelsstadt eine wenig beneidenswerthe ist. Vor dem März hatte der Senat zu ernennen: zwei Amtleute in Bremerhafen und in Vegesack, zwei Syndici, einen Regierungssecretär, fünf Gerichtssecretäre, einen Archivar — lauter Stellen, die noch nicht mit 1500 Thalern bezahlt wurden. Ein leidlich beschäftigter Advocat verdient ohne Mühe weit mehr, und nur auf Advocaten konnte bei der Besetzung Rücksicht genommen werden. Auch die Senatsstellen trugen nicht mehr ein, als knapp zum anständigen Leben nach einfachem Maßstabe erfoderlich war (2—3000 Thaler), und die Ehre der Senatorenwürde war meist mit pecuniären Opfern verbunden, wenn der Gewählte eine gute Praxis als Advocat gehabt hatte, oder wenn er als Kaufmann sein Geschäft verabsäumen mußte.

Seit der Epoche von 1848.

Indessen die Masse der Bevölkerung lernte doch die Sachen so ansehen, als ob ein aristokratisches Familienregiment den Staat in seinem Interesse ausbeute, und diese Ansicht setzte sich um so fester, als auf den Bürgerconventen nur etwa 600 Bevorrechtete erscheinen konnten, die denn leicht in den Augen der Außenstehenden

[illegible] einer großen Bewegung gewonnen. Das Centrum der Unzufriedenen befand sich im Kreise der zünftigen Handwerker, welche auf den Bürgerconventen [illegible] waren, aber so unbedeutend, daß ihr Einfluß nichts bedeutete. In diesen Leuten setzte sich die Idee fest, daß sie eigentlich den Kern der Bürgerschaft bildeten, und daß der Staat, der „für den Handel so viel thue“, sie unverantwortlich stiefmütterlich behandele. Der Staat, meinten sie, müsse den „gedrückten Mittelstand“ (dies war das Modewort) mit Gesetzen und Geldunterstützungen in seinem Broterwerbe schützen und fördern, die Einfuhr fremder Handwerkserzeugnisse streng verbieten, die Zunftprivilegien vermehren, nur dem Handwerker den Verkauf der Handwerkserzeugnisse gestatten, die Pfuscher und Bönhasen ausrotten. Mit solchen egoistischen Wünschen verbanden sich phantastisch-liberalisirende Tendenzen. Die großen Schlagwörter der Politik fielen unverstanden in das Ohr der Menge und gingen von Mund zu Mund. Neben Zunftprivilegien foderte man in einem Athem „Gleichberechtigung Aller“. Die noch tiefer stehenden Schichten hörten mit gläubiger Andacht das neue Evangelium, ohne die aristokratischen Tendenzen dieser Zunftdemokraten zu entdecken. Selbst Hegel'sche Philosopheme, von einem alten malcontenten Lehrer, Namens Steckel, vorgetragen, fanden in diesen Kreisen — man kann sich denken was für — Jünger. Schon im Jahre 1847 bildete sich, der „Neuen Eintracht“ zum Trotz, ein „Bürgerverein“, der wöchentlich einmal zusammenkam, um politische Fragen zu besprechen. In den höhern Kreisen ignorirte man diese Erscheinung vollständig; der Senat ließ die Leute gewähren. In der That hatte der Verein anfangs ein harmloses Ansehen. Als aber von Paris her die Nachricht von der Februarrevolution erscholl, da stieg seine Mitgliederzahl plötzlich um viele Tausende. Fast alle Diese gehörten den arbeitenden Classen oder dem Handwerkerstande an. Die Wortführer waren zwei Schullehrer, Feldmann und Kotzenberg, deren in jenen Kreisen außergewöhnliche Bildung dem unkundigen Publicum als staatsmännische Weisheit erschien, und der Tischlermeister Wischmann, ein verschrobener, von phantastischen Ideen angefüllter Kopf, ohne alle Bildung, wenn auch nicht ohne eine gewisse rohe Beredtsamkeit, deren mystischer Bombast auf die unverwöhnten Gemüther der Menge einen orakelhaften Eindruck machte.

Während in diesen Kreisen das revolutionäre Feuer zu lodern begann, rührten Senat und Bürgerschaft weder Hand noch Fuß. Man schien in den höhern Regionen von der herannahenden Gefahr keine Ahnung zu haben; man hatte ein gutes Gewissen und dachte nicht entfernt an einen ernsthaften Aufstand der Massen, für deren Wohlergehen ja so viele redende Zeugnisse vorlagen. Während man in den geheimen Comités des Bürgervereins Kriegsrath hielt, lebte man auf dem Rathhause und auf dem Schütting in voller Sorglosigkeit. Hätte damals der Senat rasch die Bewegung in eine bestimmte Richtung geleitet, eine Revision der Verfassung beantragt, so wäre wahrscheinlich viel Unheil vermieden worden. Aber man wollte abwarten, wie die Dinge in den übrigen deutschen Staaten verlaufen würden, und man kannte, wie gesagt, das Terrain, auf welchem man selbst stand, so gut wie gar nicht. So verlor man zwei kostbare Wochen. Am 6. März zeigten sich die ersten Symptome des Sturms. Es war Fastnachtsabend, immer ein etwas unruhiger Tag. Haufen von Gassenjungen demolirten die Stadthore, an denen Abends ein sogenanntes Sperrgeld erhoben ward — eine dem geringen Manne verhaßte Abgabe. Indessen fiel nichts Ernsthaftes vor, und die Sperre ward aufrecht erhalten. Am folgenden Tage erfuhr man, daß am nächsten Morgen der Bürgerverein, von dessen Dasein jetzt Viele zuerst erfuhren, eine Petition an den Senat bringen wolle. Auch das fand man nicht bedenklich; wenigstens geschah nichts, um eine Überrumpelung des Senats zu verhüten. Am Morgen des 8. März aber wimmelte es auf dem Domplatze von Tausenden von Menschen. Die Petition des Bürgervereins ward von einem Tische herab wieder und wieder vorgelesen und, sowie ein populärer Zusatzantrag aus der Menge auftauchte, mit neuen Foderungen vermehrt. Man foderte eine neue auf „Gleichberechtigung Aller“ begründete Verfassung; der

alte Bürgerconvent, der „einer Pairskammer gleich" die Mehrzahl der Einwohner in einem Zustande der „Hörigkeit" gehalten habe, solle aufhören; dazu verlangte man Preßfreiheit, Schwurgerichte *), deutsches Parlament u. s. w. Eine Deputation ward ernannt, welche die mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Petition aufs Rathhaus tragen sollte. Es hatte sich eine Menge von wohldenkenden Bürgern unterzeichnet, die nichts weniger als einen Gewaltact beabsichtigten. Aber einer jener räthselhaften Momente, die bei allen Revolutionen eine scheinbar zufällige Rolle spielen, verwandelte die Demonstration in einen Sturm. Wie ein Lauffeuer ging durch die Tausende der Vorschlag, man solle die Deputation aufs Rathhaus begleiten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diesem Vorschlage ein geheimer Plan zu Grunde lag; die Mehrzahl aber nahm ihn ohne arge Hintergedanken an. Der endlose Zug, sehr anständig aussehend, wie alle Massenversammlungen in Bremen, setzte sich nach dem Rathhause in Bewegung, wo der Senat, nur von einigen Bürgerwehrleuten geschützt, Sitzung hielt. In kurzer Zeit war dort die große Halle, waren alle Treppen und Zugänge von den Begleitern der Deputation besetzt, während Alle, die im Innern keinen Platz fanden, draußen auf dem Markte sich aufstellten. Nun begann im Innern des Rathhauses ein seltsames Unterhandeln. Der Senat, in seinem gewöhnlichem Sitzungszimmer tagend, vor dessen Zugängen zwei Wehrleute Posten standen, draußen die zahllose erregte Menge in der großen Halle, die Deputation der Petenten in der Mitte zwischen Senat und Bürgern. Anfangs versuchte der Senat durch Festhaltung der üblichen Formen sich aus der Klemme zu ziehen; die Petenten sollten zu rechter Zeit ihren Bescheid empfangen. Aber die Deputation bestand auf sofortige Antwort. Sie wies auf die Erregung der Gemüther, die versammelte Menge hin, für deren Ruhe sie andernfalls nicht stehen könne. Der Senat erkannte, daß er sich in Belagerungszustand befinde. Seit 300 Jahren war dergleichen in Bremen nicht vorgefallen. Man bemühte sich nun, der Deputation auseinanderzusetzen, daß der Senat verfassungsmäßig gar nicht befugt sei, die Petita einseitig zu bewilligen, daß dazu ein Raths- und Bürgerschluß erfoderlich sein würde. Die Deputation leugnete Letzteres nicht geradezu, aber sie behauptete, die draußen versammelte Menge sei die wahre „Gemeinheit", nicht jener oligarchische Bürgerconvent, der bisher regiert habe; mit dieser wahren Gemeinheit solle der Senat nur verhandeln. Über dem Hin- und Widerreden vergingen Stunden. Allmälig veränderte sich der Charakter der draußen harrenden Menge; die Zahl der anständig gekleideten Bürger verminderte sich, die der verdächtigen Gestalten nahm zu; es zeigten sich berufene Demagogen im Haufen, welche hetzten und drohten. Gegen Mittag ward die Versammlung ungeduldig. Man hörte Verwünschungen gegen den Senat, man versuchte in dessen Sitzungszimmer einzudringen; nur mit Mühe gelang es den Führern, die Haufen in der Halle zurückzuhalten. Die Lage ward immer kritischer; an materielle Hülfe von außen war nicht zu denken; die Sprache der Bittenden ward zur kategorischen Foderung; die Fenster des Rathhauses liegen hoch über dem Steinpflaster: — so gab der Senat am Ende nach. „Er für seinen Theil" genehmige die gestellten Petita und wolle Sorge tragen, daß sie zur verfassungsmäßigen Geltung gelangten. Sogleich trat die Deputation auf den Altan des Rathhauses hinaus, und der Tischler Wischmann rief der untenstehenden Volksmenge zu: „Es ist Alles bewilligt!" Ein Hurrahruf antwortete; dann ging Jedermann ruhig nach Hause. Selbst in diesem revolutionären Augenblicke war von Taumel und Ausgelassenheit wenig zu spüren.

Gerade um dieselbe Zeit, als eben Alles entschieden war, rafften sich die alten Conventsbürger zu einer Art von Thätigkeit auf. Im Locale des Museums (des

*) Wie unklar die Begriffe waren, davon ein Beispiel. Die beiden gebildetsten Führer der Märzpartei formulirten bald nach der Revolution die Foderungen, welche sie an den Staat stellten, und verlangten unter Anderm, daß alle Verbrechen von Geschworenen „mit Angabe der Entscheidungsgründe" abgeurtheilt werden sollten. (Schema u. s. w. von Feldmann und Kotzenberg.)

Honoratiorenclubs) ward eine Adresse an den Senat unterzeichnet, die darauf berechnet war, denselben moralisch zu unterstützen. Die Überbringer begegneten den vom Rathhause kommenden gedemüthigten Senatoren und machten unverrichteter Sache Kehrt. Am Abend war die ganze Stadt festlich erleuchtet. Die siegreiche Partei überließ sich den sanguinischsten Hoffnungen; die Anhänger des Alten und die Freunde einer maßvollen Reform verriethen eine völlige Niedergeschlagenheit. Gewaltthätigkeiten fielen nirgends vor.

Das war der 8. März 1848. Jetzt waren die demokratischen Triumvirn, Wischmann, Feldmann, Kotzenberg, die thatsächlichen Inhaber der Staatsgewalt. Das Haus des Erstern schwärmte von Gratulanten und Hofirenden, und mancher spätere Reactionär hat in jener Zeit bei dem Tischlermeister antichambrirt. Kaufleute und Gelehrte traten zu Hunderten in den Bürgerverein und ließen liberale Staatsgespräche von ihren Lippen erschallen. Die Schlagwörter des Tages erklangen von den reactionärsten Zungen; die Conservativsten nannten sich „gemäßigte Demokraten". Nur hinter den verschwiegenen Vorhängen der exclusiven Salons ertönten leise die Losungen einer vergeltenden Zukunft. Draußen schien Alles ein Herz und eine Seele zu sein.

Scheinbar leitete der Senat den Übergang des Staats in die neue Ordnung der Dinge; aber es ward nichts vorgenommen, was nicht zuvor von den Führern der Märzpartei gebilligt worden war. Die erste Frage, welche in den Vordergrund trat, war die: ob der Senat noch einmal in alter Weise einen Bürgerconvent berufen solle, um einen Raths- und Bürgerschluß wegen Annahme der Petita vom 8. März zu erzielen. Ein Theil der Demokratie wollte nichts davon wissen. Wir sind die Gemeinheit, sagten sie; wir haben nach uraltem städtischen Rechte eine vollgültige Vereinbarung mit dem Rathe getroffen. Indessen diese Ansicht unterlag. Die meisten Führer waren herzlich froh, den gesetzlichen Schein wahren zu können; denn die letzte Berufung des alten Convents war nichts Anderes als ein Schein. Der Senat mußte sich anheischig machen, eine Anzahl von Märzmännern zu diesem Convente einzuladen, sodaß letztere von vornherein die Majorität hatten. Nach dem Buchstaben der „Neuen Eintracht" hatte der Senat freilich das Recht, zum Convente zu laden wen er wollte; allein Herkommen und Sitte hatten dieses Recht längst so sehr eingeschränkt, daß dieser Märzconvent schwerlich mehr als ein verfassungsmäßiger betrachtet werden konnte. Natürlich bewilligte derselbe Alles was man von ihm verlangte. Es ward ein provisorisches Wahlgesetz festgestellt, welches das allgemeine und directe Stimmrecht proclamirte, und nach diesem Gesetze ward sofort eine constituirende Versammlung gewählt, der man nach alter Gewohnheit den nicht mehr recht passenden Titel Bürgerschaft beilegte.

Die Wahlen fielen besser aus, als man zu erwarten berechtigt war. Im Kleinen wiederholte sich die nämliche Erscheinung, welche die deutschen Parlamentswahlen im Großen darboten: die eigentliche Demokratie, überrascht durch die Ereignisse, wenig organisirt, hatte nur eine geringe Anzahl von Candidaten aufzustellen; die Mehrzahl der Wähler griff nach Namen, welche eine öffentliche Wirksamkeit schon im Vormärz bekannt gemacht hatte. So kam es, daß die liberal-conservativen Elemente in der Constituante die Mehrheit gewannen; von einer äußersten Rechten war damals noch nichts zu spüren. Die Commission, welche niedergesetzt ward, um eine neue Verfassung auszuarbeiten, zählte in ihrem Schooße nur vier eigentliche Märzmänner, die übrigen waren Mitglieder des Senats oder alterventsberechtigte Bürger. Inzwischen waren durch die Märzpetition gewisse Grundsätze aufgestellt worden, von welchen diese Commission nicht mehr abweichen konnte: die Souveränetät der Gemeinheit, die gleiche politische Berechtigung Aller, die Theilung der öffentlichen Gewalt zwischen Senat und Bürgerschaft — das waren Errungenschaften, über welche nicht mehr zu discutiren war, die man nur in Gesetzesform zu fassen hatte. Im Herbste 1848 hatte die Commission ihre Arbeit beendigt. Dieselbe war entschieden ein Werk der conservativen Majorität, welche mehr darauf ausging, so viel wie möglich das

Märzprogramm unschädlich zu machen, als es in allen Consequenzen auszuführen. Die Minorität bewies auch hier ihre politische Unfähigkeit, indem sie, anstatt mit einem eigenen Gegenentwurfe hervorzutreten, sich darauf beschränkte, zu einzelnen Hauptstellen der Majoritätsvorlage Amendements vorzuschlagen.

Aber auch der Entwurf der Majorität bildete einen grellen Contrast zu den alten Formen. Alle Grundlagen, auf denen bisher das Gemeinwesen geruht hatte, waren bis auf die letzte Spur verschwunden. Statt der 6—700 Notabeln, welche bisher die Gesammtheit politisch vertreten hatten, denen außerdem ein corporativ fest geschlossener Senat gegenüber stand, erschienen jetzt plötzlich 12000 gleichberechtigte Bürger, ohne Unterschied Städter und Bauern, reiche Kaufleute und Karrenschieber, große Rheder und Cigarrenarbeiter, als Basis des Staats. Sie wählten nach numerischem Entscheide 300 Vertreter, welche alle Attribute einer gesetzgebenden Versammlung mit den administrativen Functionen der alten Bürgerschaft vereinigen sollten. Alle zwei Jahre sollte die Hälfte ausscheiden und durch neue ergänzt werden. Die Vertreter tagten aus eigenem Rechte, ohne Einladung des Senats. Alle Staatsangelegenheiten sollten gemeinsam von Senat und Bürgerschaft geleitet werden, die innern so gut wie die auswärtigen. Wenn der Senat einem Beschlusse der Bürgerschaft seine Zustimmung verweigerte, und auf dem Conferenzwege eine Verständigung nicht zu erzielen war, so trat die Gesammtheit als Schiedsrichterin ein und erwählte eine Jury, welche mit Ja und Nein darüber abstimmte, ob der Senats- oder der Bügerbeschluß gelten solle. Das alte Machtverhältniß ward im Wesentlichen umgewendet: der Senat blieb nur eine mit dem Rechte des aufschiebenden Veto ausgestattete Executive. Polizeiverordnungen konnte die Bürgerschaft durch ihr bloßes Verlangen rückgängig machen. In den Deputationen, deren Organisation man sonst im Allgemeinen mit in die neue Verfassung hinüber nahm, ward das bürgerschaftliche Element das maßgebende, sodaß die eigentliche Verwaltung dem Senate entschlüpfte. Die Senatorenwahlen fielen der Vertreterschaft zu; der Senat selbst hatte nur einen illusorischen Antheil an denselben. Damals galt es schon für einen conservativen Sieg, daß diese Wahlen nicht der gesammten Einwohnerschaft überlassen wurden. Eine wichtige und, wie es scheint, dauernde Neuerung war es, daß die Rechtspflege von der Regierung getrennt ward. Man beschränkte den Senat auf 16 Mitglieder, von welchen mindestens acht dem Gelehrten-, mindestens fünf dem Kaufmannsstande angehören mußten. Daneben errichtete man ein eigenes Richtercollegium, dessen 12 Mitglieder gemeinsam von Senat und Bürgerschaft ernannt wurden. Zum ersten male, solange Bremen selbständig ist, erhielt die Justiz ein unabhängiges Organ. Ein Hauptkampf galt der Frage: ob der Senat lebenslänglich, wie die Mehrheit der Commission vorschlug, oder nur auf je sechs Jahre fungiren solle, wie die Minderheit wollte. Nur die eigentliche Demokratie verlangte das Letztere; alle übrigen Bürger sahen die Lebenslänglichkeit der Senatorenwürde als durch die Verhältnisse unbedingt geboten an. In einem Staate, dem es an allen und jeden bureaukratischen Elementen fehlt, in welchem Dilettanten fast die gesammte Verwaltung innehaben, mußte, so schien es, wenigstens eine Behörde vorhanden sein, welche technische Sachkunde und Geschäftserfahrung, amtliche Tradition und administrative Methode vertrete. Das hätte ein periodisch wechselnder Senat nicht vermocht, und man hatte also nur die Wahl, entweder die ganze altgewohnte Verwaltungsform mit bureaukratischen Einrichtungen zu vertauschen oder aber den Senat zu einem lebenslänglichen zu machen. Die Constituante entschied sich für das Letztere; die Minorität grollte und eiferte, aber sie verabsäumte es vollständig, einen Organisationsplan in ihrem Sinne vorzulegen. Sie glaubte genug gethan zu haben, wenn sie nur einen periodischen Wechsel des Senats verlange.

Außer diesen organisatorischen Bestimmungen nahm die neue Verfassung noch eine Menge von Feststellungen auf, wie sie im Jahre 1848 allgemein Mode waren: Abschaffung der Todesstrafe, Habeas-Corpus, Auswanderungsfreiheit, allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung, Selbständigkeit der Gemeinden im Gebiet, Schwur-

gerichtsverfahren für politische und Preßvergehen u. s. w. Außerdem wurden die Deutschen Grundrechte in Bausch und Bogen als gültig anerkannt. Nach Jahr und Tag war die Verfassung fertig. Der Senat machte noch einen Versuch, hier und da eine Bestimmung conservativer zu fassen, gab es indessen auf, als die Bürgerschaft einmal Nein sagte, und am 8. März 1849, am Jahrestage der Revolution, ward die Urkunde des Grundgesetzes auf der Rathhaushalle von den Präsidenten des Senats und der Bürgerschaft unterzeichnet, und diese feierliche Handlung durch einen Gottesdienst im Dome dem Segen des Himmels anempfohlen. Eine Beschwörung der Verfassung fand nicht statt.

Nach gemeinschaftlicher Vereinbarung blieb der alte Senat in Function; ein Theil der Senatoren trat ins Richtercollegium über, und durch Todesfälle und Austritte sank die Zahl der übrigen noch im Jahre 1849 bis auf 16 herunter. Die constituirende Versammlung aber löste sich auf, und es ward alsbald zur Wahl einer neuen Bürgerschaft geschritten. Der Ausfall derselben zeigte, daß seit 1848 ein bedeutender Umschwung in der Einwohnerschaft stattgefunden hatte.

Die Demokratie hatte, während ihre Freunde in der Constituante in der Minorität blieben, die Zeit benutzt, sich zu organisiren. Ihre Führer hatten angefangen, mit den Demokraten der andern deutschen Staaten Verbindungen anzuknüpfen und deren weiter aussehende Plane sich anzueignen. Man ward sich klarer über die Ziele, welche die große Revolutionsbewegung verfolgte, und nahm die Tendenzen der frankfurter Linken und der Märzvereine in die ursprünglich mehr localen Programme auf. Ein Theil der Demokratie, die Handwerkerpartei, machte darin mehr die Mode mit; einem andern Theile wurden die specifisch-bremischen Verhältnisse mehr und mehr zur Nebensache. Bald schieden sich diese Richtungen auch äußerlich. Neben dem Bürgerverein constituirte sich ein demokratischer Verein, welchem die untersten Schichten der Bevölkerung, Cigarrenarbeiter, Gesellen u. s. w. zuströmten. Indessen blieben beide Vereine äußerlich in freundschaftlichem Einvernehmen und operirten bei Wahlen und ähnlichen Gelegenheiten nach gemeinsamen Plänen. Im Laufe der Zeit gewann indeß die äußerste Linke mehr und mehr das Übergewicht; sie hatte größere Massen auf ihrer Seite, und die Zahl war ja durch die neue Verfassung die einzige Macht im Staate geworden. Die Männer des Bürgervereins geriethen allmälig in Abhängigkeit vom Demokratischen Verein, dem sie gehorchen mußten, wenn sie nicht alle Geltung verlieren wollten. Auf diese Gestaltung der Dinge hatte namentlich ein Mann großen Einfluß, dessen Name in der letzten Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, Rudolf Dulon. Dieser Mann, welcher als orthodoxer Prediger in einem obscuren preußischen Dorfe seine Laufbahn eröffnet, später in Magdeburg sich zur rationalistischen Richtung gewendet hatte, war im Sommer 1848 von der rationalistischen Partei der Liebfrauengemeinde zu Bremen zum Pfarrer gewählt worden. Viele in politischen Dingen streng conservative Männer betrieben diese Wahl mit solchem Eifer, daß sie, um dieselbe zu ermöglichen, selbst eine Abweichung von den gesetzlichen Vorschriften der Gemeindestatuten erzwangen. Es dauerte nicht lange, so war Dulon der Mittelpunkt des gesammten Radicalismus im nordwestlichen Deutschland. Statt eines rationalistischen Predigers hatte man, wie man mit Schrecken gewahrte, einen socialistischen Pantheisten und politischen Agitator auf die Kanzel geführt. Mit jenem rhetorischen Posaunentone, welcher auf Ungebildete immer den meisten Eindruck macht, predigte Dulon in der Kirche wie in den Kneipen der demokratischen Vereine das neue Evangelium von der Tugend und Herrlichkeit des armen Mannes, von der Verruchtheit der Besitzenden und von der Tyrannei der Pfaffen und Fürsten. Solche Lehren und solche Feuerworte hatten die Meisten nie gehört. An ihrer Wahrheit zweifelte man um so weniger, als Dulon es sehr gut verstand, für schwächere Gemüther die furchtbaren Consequenzen seiner Humanitätsreligion hinter blumige Phrasen von Liebe, Glück und Brüderlichkeit zu verstecken. Zudem war er Prediger, und vor dem geistlichen Talare hat in Bremen der gemeine Mann noch eine traditionelle Ehrfurcht. Die kirchliche Phraseologie ward

weislich beibehalten, um die Unkundigen zu täuschen, und der Krieg der Armen gegen die Reichen ward mit Bibelsprüchen gerechtfertigt. Der Zulauf zu ihm war ungeheuer; wenn er predigte, faßte die Kirche die Zahl der Zuhörer nicht. Im Bürgervereine und im Demokratischen Vereine horchten Tausende, wenn er sich erhob, um den „Gedrückten" und „Geknechteten" auseinanderzusetzen, daß sie die „Aristokraten" hassen müßten, um „das Reich Gottes" zu fördern. Den Dienstboten, den Arbeitern, den Handwerkern bewies er sonnenklar, daß sie von ihren Herrschaften, ihren Patronen, ihren Kunden geschunden und ausgebeutet würden. Im Bürgerverein donnerte er mehr gegen Fürsten und Diplomaten; im Demokratischen Verein wurden Kaufleute, Fabrikherren und Geldsäcke im Allgemeinen verwünscht; auf der Kanzel vereinte er die Wetter seiner Beredtsamkeit wider alle bestehenden Mächte der Welt. Um in noch weitern Kreisen wirken zu können, begründete er ein politisches Journal, „Die Tageschronik", deren Farbe dem Inhalt seiner Reden entsprach, und an welcher Ruge von London aus eifrig mitarbeitete. Dazu kamen die beiden Bände „Vom Kampfe um Völkerfreiheit", deren leidenschaftliche Prosa zahllose Leser in ganz Norddeutschland, bis in die Hütten des Landvolks fand.

Wenn schon die Dulon'schen Agitationen eine Verständigung zwischen den verschiedenen Classen der Bevölkerung sehr erschweren mußten, so trug zur gegenseitigen Erbitterung noch sehr wesentlich die Art und Weise bei, wie die Massen bei der Auswahl ihrer Führer zu Werke gingen. An der Spitze des Demokratischen Vereins stand ein Mann, dessen Vergangenheit manchen Anstoß erregen, und dessen Wirksamkeit als Leiter von der Partei selbst zurückschrecken mußte. Dulon trug indessen kein Bedenken, sich mit Johannes Rösing zu verbünden. Die Wahlen von 1849 brachten eine durchaus demokratische Majorität in die Bürgerschaft. Die ersten Wahlen dieser Corporation bekundeten den Sieg der Partei: Feldmann ward zum Senator, zwei demokratisirende Advocaten wurden zu Richtern erwählt. Nicht die Tüchtigkeit entschied, sondern die zur Schau getragene politische Farbe. Eine wesentliche Stütze der Demokratie bildeten die Bauern, welche man, wie schon erwähnt, durch ein sehr vortheilhaftes, aber durchaus ungerechtes Ablösungsgesetz kirrte. Die Linke, verstärkt durch Dulon, begann jetzt einen systematischen Kampf gegen den Senat und die altbremischen Elemente. Rösing, als Fallit von der Wählbarkeit ausgeschlossen, secundirte auf den Tribünen und in den Clubs. Wenn es Dulon mehr um die Förderung revolutionärer Principien im Allgemeinen zu thun war, so fanden sich in Bremen selbst verkommene und zerrüttete Existenzen genug, welche die Vaterstadt selbst zum Gegenstande ihres Ehrgeizes machten. Man fing zuerst an, alle Deputationen mit Demokraten zu besetzen; nur wo man der Geschäftskunde alterfahrener Bürger gar nicht entbehren konnte, duldete man „aristokratische" Mitglieder. Aristokratisch aber hieß Jeder, der bei aller Freisinnigkeit und Liebe zum Volke nicht unbedingt den Geboten des unsichtbaren demokratischen Centralcomité gehorchte. Mehr als alles Andere trug dieses Verfahren zur Erbitterung der Gemüther bei. Verwaltungen, welche man in den Händen der angesehensten Bürger zu sehen gewohnt war, fielen jetzt an die obscursten Neulinge, zum Theil an eben eingewanderte Leute, manchmal an anrüchige Personen. Der Staat sah sich der Gefahr ausgesetzt, sein bestes Kleinod zu verlieren, jenen unschätzbaren Gemeingeist, welcher bisher seine gebildeten und wohlhabenden Classen zum aufopfernden Dienste für die öffentlichen Angelegenheiten getrieben, welcher es möglich gemacht hatte, die Zahlung der Steuern den vornehmsten Steuerzahlenden als Gewissenssache zu überlassen. So sehr verschroben die Verhältnisse sich, daß in einem Staate, welcher ausschließlich vom Handelsverkehr lebt, das Wort eines aus der Fremde berufenen Pfarrers und eines lübeckischen Tischlers mehr wog als das Votum der gesammten Kaufmannschaft. Denn die gesammte Kaufmannschaft, Indifferente, Liberale, Reactionäre, Pietisten und Rationalisten, der gesammte Gelehrtenstand bildeten dieser Majorität gegenüber nur eine einzige Partei.

Unter solchen Umständen konnte der Senat es wagen, in offene Opposition gegen die Bürgerschaft zu treten. Anfangs geschah dies nur in vereinzelten Fällen, aber je mehr in Europa die demokratische Sache an Geltung verlor, desto entschiedener zeigte man höhern Orts, daß man nicht gesonnen sei, dem Buchstaben der Verfassung zu Liebe die Interessen der zweiten deutschen Handelsstadt einer solchen Majorität preiszugeben. Während man die Demokratie in den innern Angelegenheiten noch ungehindert schalten lassen mußte, entzog man ihr doch die Leitung der auswärtigen Beziehungen vollständig; denn obwol der Verfassung gemäß eine eigene Deputation für die auswärtigen Angelegenheiten bestand, so hielt der Senat es doch nicht für rathsam, dieselbe in die Geheimnisse des diplomatischen Verkehrs einzuweihen. In einzelnen Fällen, wo die Mitwirkung der Bürgerschaft unerläßlich war, zeigte sich deren thatsächliche Ohnmacht auf das eclatanteste. So z. B. als es sich um Bremens Beitritt zu dem Dreikönigsbündniß handelte. Als Hannover und Oldenburg sich demselben angeschlossen hatten, blieb für die kleine Republik natürlich keine Wahl: sie mußte den größern Nachbarn folgen; die Demokratie aber hielt an der längst untergegangenen frankfurter Reichsverfassung fest und wollte von der Union nichts wissen. Damals beehrte der bekannte Herr von Bally Bremen mit seinem Besuche und redete den Demokraten vor, daß Östreich ihren Widerstand gegen die preußischen Hegemoniegelüste sehr zu schätzen wisse und ihnen diese Haltung nicht vergessen werde. Die ehrlichen Leute glaubten dem „Reichscourier" aufs Wort, und einer von ihnen rühmte es späterhin geradezu als einen Erfolg der Demokratie, daß die kaiserlichen Truppen Bremen nicht besetzten wie Hamburg. Der Senat aber und die Minorität der Bürgerschaft kehrten sich an die Einsprache der Linken nicht. Bürgermeister Smidt nahm als Vertreter Bremens im „Fürstencollegium" zu Berlin Platz, und Senator Duckwitz, weiland Reichshandelsminister, sowie ein Herr Winkelmann wurden nach Vorschrift des Unionswahlgesetzes als Mitglieder des Parlaments nach Erfurt abgeordnet. Bremen hat, um dies hier gleich beiläufig zu erledigen, an der Union festgestalten, bis Preußen selbst sein Werk aufgab.

Ein ähnlicher Conflict zwischen dem Senate und der Demokratie trat ein, als im Jahre 1850 Bremen einen Sitz im Operappellationsgerichte der vier Freien Städte zu vergeben hatte. Die Majorität der Bürgerschaft setzte es durch, daß die Wahl auf einen oldenburgischen Juristen fiel, welcher zu ihren Gesinnungsgenossen gehörte. Sie hatte aber außer Rechnung gelassen, daß die drei übrigen Senate die Wahl zu genehmigen hatten, und da nun diese Genehmigung versagt ward, wollte sie unter keiner Bedingung zu einer andern Wahl schreiten. Am Ende blieb dem Senat nichts Anderes übrig als einseitig die eingegangene Vertragspflicht zu erfüllen und allein die Wahl vorzunehmen.

In solchen unerquicklichen Zänkereien ging am Ende das ganze öffentliche Leben auf. Man kann nicht sagen, daß die Bürgerschaft ernstliche Anstalten traf, um irgend ein specifisch-demokratisches Programm im bremischen Staate zu verwirklichen. Nur auf zwei Gebieten brachte sie es zu förmlichen Organisationsvorschlägen, in der Schul- und in der Gewerbefrage. Aber auch hier gelangte sie nicht zum Ziele. In der Schulfrage zerfiel die Linke zum ersten mal in zwei offen feindliche Parteien. Der von der radicalen Bourgeoisie ausgearbeitete, höchst unpraktische und kostspielige, vornehmlich aber den Handwerkerstand bevorzugende Plan ward von Dulon auf das heftigste angegriffen und gemeinsam von dessen Anhängern und der Rechten verworfen. Der von derselben Seite ausgehende Entwurf einer Gewerbeordnung aber war ein so schamloser Versuch, das crasseste Zunft- und Privilegienwesen zur Geltung zu bringen, daß er sofort von der äußersten Linken verleugnet ward. Alles was die Zünftigen erreichten, war die Erhaltung des allerdings hinlänglich verschrobenen Statusquo, und selbst dies mußten sie mit einigen Zugeständnissen an die Nichtzünftigen erkaufen. Die Reform des Schulwesens aber ward im Jahre 1851 durch einen Compromiß zwischen Senat und Bürgerschaft geregelt, wobei die Kirchspiele als solche, die sich zu namhaften Opfern für die Verbesserung ihrer Lehranstalten erboten, mit

rühmlichem Eifer den Senat unterstützten. Es ist nur zu hoffen, daß dieser Eifer nicht jetzt, wo der „Druck von außen" fehlt, wieder einschlafe.

Außer diesen beiden Angelegenheiten hat die Bürgerschaft sich von praktischen Experimenten ziemlich fern gehalten. Man muß also anerkennen, daß ihr Regiment dem Staate großen materiellen Schaden nicht gebracht hat. Allein das Verdienst dieser Enthaltsamkeit ist doch ein sehr zweideutiges. Man darf nicht vergessen, daß die Demokratie in Bremen erst im Sommer 1849 wirklich zur Majorität gelangte, also zu einer Zeit, wo auf dem Continent die Reaction schon ihre entscheidendsten Siege erfochten hatte. Sie hatte daher allen Grund, sich vor dem Äußersten zu hüten und ihre Gegner nicht zur Verzweiflung zu bringen. Sie hatte außerdem einen vormärzlichen Senat sich gegenüber, der zwar formell ziemlich machtlos war, der aber immer noch Einfluß genug besaß, um ein ungenirtes Experimentiren mit modernen Beglückungstheorien zu erschweren. Wären diese beiden Hindernisse nicht gewesen, so würden sich die Dinge ohne Zweifel ganz anders gestaltet haben, denn daß es an der Neigung zu allerlei socialistisch-radicalen Neuerungen nicht fehlte, das ergab sich aus den Localblättern und Vereinsreden deutlich genug. Eine Agitation, wie Dulon und Röfing sie betrieben, konnte nicht ohne praktische Früchte bleiben, sobald die Rücksicht auf die allgemeinen Weltconjuncturen einmal wegfiel.

Freilich, die demokratische Partei, weit entfernt ähnliche Möglichkeiten einzuräumen, rühmte sich im Gegentheil wesentlicher Verdienste, welche sie sich um das Gemeinwesen erworben habe. Namentlich ward sie nicht müde die unleugbar günstige Finanzlage, deren Bremen sich in den letzten Jahren zu erfreuen hatte, als ihr Werk zu bezeichnen. Dieses Verdienst hat indessen nicht viel auf sich. Verschiedene von menschlichem Wollen unabhängige Umstände wirkten zusammen, um die Kassen zu füllen, namentlich die aufeinander folgenden ungewöhnlich günstigen Handelsjahre, welche die Zolleinnahmen, die Stempeleinkünfte, die Postrevenuen, die Hafen- und Krahngefälle, den Ertrag der Einkommensteuer bedeutend steigerten, der zunehmende Eisenbahnverkehr, die starke Einwanderung, welche den Erlös aus verkauften Bürgerrechtsbriefen vermehrte, die Veräußerung von werthvollen dem Staate gehörenden Bauplätzen in Bremerhafen — alles Dinge, welche mehr oder minder mit der Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs zusammenhingen. Ein Verdienst der Demokratie würde nur dann zu statuiren sein, wenn sie nachweisen könnte, daß es von ihr ausgehende Maßregeln waren, welche diese Blüte des Handels herbeiführten oder förderten. Indessen ist das schwerlich möglich; denn das Verhalten des Staats zum Handel blieb unverändert, wie es vor dem März gewesen war. Bis auf geringfügige Abänderungen ließ man überhaupt das ganze vormärzliche Finanzsystem unangetastet, und die einzige erhebliche Ersparung, welche man den letzten Jahren verdankt, ist wiederum eine solche, welche durchaus von äußern Umständen bedingt war. Man benutzte nämlich die politischen Verhältnisse, das Erlöschen der Bundescontrole, um das stehende Militär bis auf die Cadres zu entlassen; die Rekruten wurden eingeübt und sodann beurlaubt. Der ganze Garnisonsdienst aber ward der Bürgerwehr übertragen, wobei es freilich sehr zweifelhaft ist, ob die indirecten Kosten dieser Einrichtung an Zeit und Geld nicht die unmittelbare Ersparung der Staatskasse reichlich aufwiegen. Jedenfalls ist es sicher, daß der vormärzliche Bundestag eine solche Einrichtung nicht geduldet haben würde; sonst fehlte es am guten Willen, am Militär zu sparen, wahrlich auch der alten Bürgerschaft nicht.

Ein großes, aber wiederum ein unwillkürliches Verdienst erwarb sich die Demokratie noch im Sommer 1851, indem sie, ihrem Systeme getreu, die Verwaltung des Vermögens der Hauptschule in die Hände von Parteigenossen brachte. Dies veranlaßte die Entdeckung der großartigen Unterschleife, welche der berüchtigte Altermann Haase seit einer langen Reihe von Jahren in jener Administration begangen hatte. Die Entlarvung dieses abgefeimten Heuchlers und Betrügers, welcher bei allen Parteien sich eines unbedingten Vertrauens erfreut hatte, verursachte in den conser-

vativen Kreisen eine unbeschreibliche Bestürzung. Die Grundlagen, auf denen das alte Bremen gestanden hatte, schienen zu wanken; das alte Kleinod der Redlichkeit und Bürgertreue schien unwiederbringlich verloren. Der furchtbare Vorfall ward alsbald auf die gehässigste Weise ausgebeutet: so wie Haase, raunte man dem gemeinen Manne zu, hätten es mehr oder weniger die „Aristokraten" Alle gemacht. Von Senat und Bürgerschaft ward augenblicklich eine strenge Revision aller öffentlichen Verwaltungen angeordnet. Man fand nirgends auch nur einen Schatten von Veruntreuung, aber dieses Resultat genügte nicht, um den durch den Haase'schen Betrug hervorgerufenen Gerüchten und Verdächtigungen Einhalt zu thun. Es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß die Formen der Controle bei den Revisionen der öffentlichen Kassen im Laufe der Zeit sehr lau geworden waren; man hatte eben, in falsche Sicherheit eingewiegt, verlernt die Möglichkeit eines solchen Betrugs vorauszusetzen. Es war gewesen wie auf abgeschlossenen Inseln, wo die Einwohner Schlösser und Riegel nicht kennen, weil sie nie von Dieben gehört haben. Es muß bemerkt werden, daß der Altermann Haase von 1848—51 seine Verwaltung fortführte, daß also mindestens die letzten drei Jahre seiner Betrügereien unter die Controle einer demokratischen Majorität fielen. Aber diese ahnte so wenig etwas von dem wahren Stande der Sache, daß sie vielmehr ihm öffentlich das Zeugniß einer vortrefflichen und uneigennützigen Amtsführung ausstellte. Der einzige Grund, weshalb sie ihn nicht wieder in die Schuldeputation wählte, war der, daß Haase den Staatszuschuß zu den Einnahmen der Schule lebhaft befürwortet hatte.

Einen andern Erfolg hatte eine Angelegenheit, welche lange Zeit den Eifer der Demokratie in hohem Grade in Anspruch nahm. Man hatte sich in den Kopf gesetzt, daß bei den Bauten und Anlagen in Bremerhafen Unterschleife und Bestechungen vorgekommen seien. Den Erbauer des Hafens, Herrn van Ronzelen, verfolgte sowol die Localpresse wie die Linke der Bürgerschaft mit unglaublicher Erbitterung. Man ließ sich von misvergnügten Unterbeamten Material zur Anklage zutragen, und trieb es nun mit Insinuationen und Mistrauensvoten so weit, daß Herr van Ronzelen am Ende selbst eine Criminaluntersuchung foderte. Das Resultat derselben, gestützt auf verschiedene Gutachten fremder Sachverständiger, war die vollständige Freisprechung des Verdächtigten. Von Unterschleifen oder Bestechungen ließ sich nichts nachweisen, und höchstens stellte sich heraus, daß bei der Anschaffung von Baumaterialien hin und wieder ein niedrigerer Preis hätte erzielt werden können. Einer der Hauptdenuncianten gerieth sogleich selbst in Criminaluntersuchung wegen dringenden Verdachts, einen Zeugen zu falschen Aussagen beredet zu haben.

Diese letzterwähnten Angelegenheiten genügen kaum, um den Charakter der Parteikämpfe der letzten Jahre zu bezeichnen. Auch ist dies in erschöpfender Weise hier nicht wol möglich, da beinahe alle Streitigkeiten sich um kleine locale Belange drehten. Die Leser müssen es uns schon aufs Wort glauben, daß die öffentlichen Debatten im Allgemeinen höchst unerquicklich, langweilig und unfruchtbar waren. Von Argumenten war zuletzt kaum die Rede mehr; beide Parteien ergingen sich in persönlichen Vorwürfen, und die Abstimmungen waren nichts als ein Scheinspiel, da die Linke und die Rechte nur nach vorher empfangenem Commando votirten. Heitere Abwechselung boten nur hin und wieder die rednerischen Ergüsse einzelner Volksmänner, welche bei völligem Mangel an selbst oberflächlichster Bildung bisweilen Themata der Geschichte und der Staatsphilosophie erörterten. Bei solchen Gelegenheiten hörte man die unglaublichsten Dinge. Allen Bremern ist eine Rede des Tischlers Wischmann gegenwärtig, in welcher er versicherte, die Zünfte seien vom König Theseus gegründet und erst durch die Ungunst des römischen Kaisers Valerian in Verfall gerathen, worauf denn sehr bald, zu gerechter Strafe, der Untergang des römischen Reichs gefolgt sei! Die Bürgerschaft ließ die Debatten stenographiren, und obwol vor dem Abdrucke die Reden noch etwas gefeilt wurden, so enthalten doch diese stenographischen Berichte eine solche Masse von Zeugnissen der Unbildung, Verworrenheit und Absurdität, wie sie wol schwerlich jemals irgend eine gesetzgebende Versamm-

lung angehäuft hat. In der That gehörten fast zwei Drittheile der Bürgerschaft den untersten Schichten der Bevölkerung an, und zwar hatten diese nicht ihre gesunden und intelligenten Elemente, sondern gerade ihre unklaren und phantastischen Köpfe abgeordnet.

Inzwischen gerieth der Senat durch den Lärm, den die bremische Demokratie machte, den übrigen deutschen Staaten gegenüber in eine sehr unangenehme Stellung. Im Allgemeinen dachten die Regierungen sich die Sache wol schlimmer, als dieselbe wirklich war; jedenfalls aber stand Bremen bei ihnen im Geruche eines höchst gefährlichen Revolutionsherdes. Man schickte insgeheim Polizeiagenten nach Bremen, welche incognito den Versammlungen der politischen Clubs beiwohnten und wahrscheinlich über die Stimmung der Bevölkerung sehr düstere Berichte erstatteten. Als Östreich und Preußen in Olmütz Versöhnung geschlossen hatten und die kaiserlichen Truppen sich nach Norddeutschland in Bewegung setzten, schien die Selbständigkeit des kleinen Staats ernstliche Gefahr zu laufen, und die Führer der gemäßigten Demokratie selbst fingen an, eine fremde Intervention zu fürchten. Der Präsident des Senats lud sie zu einer vertraulichen Besprechung ein, stellte ihnen die bedrohte Lage der Stadt vor, und überzeugte sie, daß etwas geschehen müsse, um dem Treiben der extremen Revolutionspartei ein Ende zu machen. Die Folge dieser Unterredung war, daß die gemäßigte Demokratie ihre Hand von der Dulon'schen „Tageschronik" abzog, welche darauf eingehen mußte, und daß die Bürgerschaft, freilich unter heftigem Widerspruche der äußersten Linken, das Vereinsrecht auf ein Jahr suspendirte und einem ziemlich scharfen Preßgesetze ihre Zustimmung ertheilte. Die „Entschiedenen" waren wüthend. Sie erklärten, Überläufer hätten die Freiheit verrathen; die Herren Wischmann und Consorten hätten sich an Dulon rächen wollen, weil er einst in der Schulfrage gegen sie gesprochen. Dulon selbst machte in Journalartikeln seinem ganzen Grolle gegen seine „Freunde" Luft.

Man hätte glauben sollen, jetzt werde sich die Linke ernsthaft entzweien. Aber es währte nicht lange, so sah man die Disciplin hergestellt und die gemäßigte Linke wieder den Fahnen der äußersten eng verbündet. Vielleicht trieb die Scham über die bewiesene Nachgiebigkeit sie zu um so größerm Eifer. Die gefürchteten Östreicher waren nicht gekommen; der Senat, meinte man, habe den Führern der Linken einen blinden Schrecken eingejagt, und man gelobte sich, von nun an ihm nichts mehr zu glauben. Der Senat hatte inzwischen mit der Herstellung des Bundestags einen Rückhalt gewonnen, der ihm bis dahin gefehlt hatte, und er ging denn auch mit dem Frühjahr 1851 von der Defensive zum Angriff über. Er verlangte von der Bürgerschaft eine Revision des Wahlgesetzes sowol für die bürgerschaftlichen wie für die senatorischen Wahlen. In seinen Vorlagen schlug er einen Ton an, wie man ihn seit 1848 nicht vernommen hatte. Der Bürgerschaft ward ihre Unfähigkeit und Unwürdigkeit geradezu vorgehalten; der Senat, hieß es, werde bei eintretenden Vacanzen sich keinen Collegen aufdrängen lassen, den er für unpassend oder untüchtig halte. Allerdings lag die Gefahr ganz nahe, bei den nächsten Vacanzen Dulon und Rösing in den Senat gewählt zu sehen, was den Bremern etwa so viel bedeutete, wie ein Ministerium Ruge-Heinzen den Preußen. Schließlich wies der Senat darauf hin, daß schon die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands auf eine rasche Ordnung der innern Zerwürfnisse hindrängten, daß der hergestellte Bundestag das Bestehen einer rein demokratischen Verfassung in einem Bundesstaate nimmermehr zugeben werde, und daß es in allen Fällen besser sei, selbst sein Haus zu bestellen, als es der Einmischung Fremder preiszugeben. Die Bürgerschaft ging auf diese Anträge natürlich nicht ein, und man muß einräumen, daß sie es nicht konnte. Die Sprache des Senats war so schroff, daß selbst Derjenige, der sich getroffen fühlte, auf solche Vorwürfe nur durch eine Ablehnung zu antworten vermochte. Die Bürgerschaft beauftragte eine Commission eine „würdige Antwort" an den Senat auszuarbeiten; dieselbe ist indessen seltsamerweise nicht mehr zu Tage gekommen, obwol

sie das Werk weniger Stunden sein konnte. Im Juni 1851 lief die legislative Periode der Bürgerschaft ab, und die Hälfte der Mitglieder mußte ausscheiden.

Die Neuwahlen hatten nur das Resultat, die Linke zu verstärken. Rösing ward in einem städtischen Bezirke mit großer Mehrheit gewählt und gelangte alsbald an die Spitze der wichtigsten Deputationen. Auffallenderweise trat gleichzeitig Dulon, ohne Angabe der Motive, aus der Bürgerschaft aus: er war nach London gereist, um dort seine Freunde zu besuchen, und schrieb plötzlich, daß er sein Mandat als Volksvertreter niederlege. Was ihn dazu bewog, wissen wir nicht. Vielleicht daß er es damals noch für möglich hielt, die Consequenzen seines Verhaltens von sich abzuwenden; wie er denn schon im October 1850 die Redaction der „Tageschronik" mit dem Bemerken niedergelegt hatte, er wünsche Conflicte mit den Behörden zu vermeiden. Allein er war zu weit gegangen, um sich zurückziehen zu können; der Strudel erfaßte ihn bei seiner Rückkehr von London von neuem und ließ ihn erst los, als nichts mehr zu verlieren war.

Die neue Bürgerschaft trat vollständig in die Fußstapfen ihrer Vorgängerin; sie geberdete sich, als ob die Welt sich noch mitten im Jahre 1848 befinde. Aber Alles verrieth, daß die Atmosphäre sich vollständig geändert habe. Die Angriffe kamen von verschiedenen Seiten. Ein Theil der Liebfrauengemeinde wandte sich an den Senat als obersten Schutzherrn der Kirche und foderte ihn auf, Dulon als einen offenen Verhöhner des Christenthums und politischen Agitator von der Kanzel zu entfernen; die Staatsanwaltschaft leitete verschiedene Preßprocesse gegen demokratische Localblätter ein; gegen Dulon selbst ward auf Grund einer Haussuchung eine Untersuchung wegen staatsgefährlicher Verbrechen eröffnet. Der Senat verlangte von der neuen Bürgerschaft wie von der alten Revision des Wahlgesetzes. Der Antrag ward von neuem abgelehnt. Der Sommer verging unter den gewöhnlichen Reibungen, indessen verloren dieselben mehr und mehr an Interesse. Die Rechte besuchte die Bürgerconvente kaum noch und nahm an den Debatten fast gar keinen Theil mehr. Man ließ die Majorität beschließen was sie wollte; mochte der Senat Sorge tragen, daß die Republik nicht Schaden nehme. Endlich erfolgte der entscheidende Schlag.

Kurz nach dem Bundesbeschlusse vom 23. Aug. 1851, im Monat September, stellte der Senat die kategorische Foderung an die Bürgerschaft, die Verfassung im Sinne dieses Beschlusses abzuändern, das Kopfzahlsystem abzuschaffen, eine Vertretung der Berufsstände einzuführen, die Wahlen zum Senate mit bessern Garantien zu umgeben, dem Senate die obere Leitung der Deputationsverwaltungen einzuräumen, das Vereins- und Versammlungsrecht einzuschränken, die Geltung der deutschen Grundrechte aufzuheben, und überhaupt aus der Verfassung alle Bestimmungen auszumärzen, welche mit dem Bundesbeschluß vom 23. Aug. im Widerspruch ständen. Der Senat hatte alle diese Foderungen bestimmt formulirt: er wollte ihretwegen nicht mehr unterhandeln; er wollte sie einfach angenommen wissen. Er erklärte, daß es sich nicht um eine gewöhnliche Verfassungsänderung handele, für welche die Verfassung selbst ein weitläufiges Verfahren verschreibt, sondern um eine unbedingt zu vollziehende, aus dem über den Einzelverfassungen stehenden Bundesrechte hergeleitete Beschlußfassung der obersten deutschen Behörde. Ob diese ausgeführt werden solle oder nicht, darüber könne nicht erst gestritten werden; es frage sich lediglich, ob die Bürgerschaft zur Vollstreckung die Hand bieten wolle oder nicht.

Im October gab die Bürgerschaft ihre Rückäußerung auf diese Mittheilung. Sie focht den Bundesbeschluß vom 23. Aug. als bindend für Bremen nicht an, gab vielmehr zu, daß man die thatsächliche Gewalt des Bundestags anzuerkennen habe, bestritt aber, daß der Senat diesen Beschluß richtig aufgefaßt und die aus demselben sich ergebenden Folgerungen unwiderleglich gezogen habe. Daß die Verfassung einer Revision bedürfe, ward eingeräumt; dieselbe könne aber nur auf dem verfassungsmäßig vorgeschriebenen Wege geschehen, und die Bürgerschaft wolle gern eine Depu-

tation zu diesem Zwecke ernennen, die dann zu weiterer Besprechung mit Deputirten des Senats in Verhandlung treten könne.

Auf diesen Beschluß antwortete der Senat lakonisch: da die Bürgerschaft auf seinen Antrag nicht eingehen wolle, so werde er nunmehr die Bundesversammlung um eine authentische Interpretation des Beschlusses vom 23. Aug. angehen. Dies geschah, und die bremische Angelegenheit ward während der nächsten Monate der Gegenstand ausführlicher Verhandlungen zwischen dem politischen Ausschuß zu Frankfurt und dem bremischen Bundestagsgesandten Bürgermeister Smidt. Daheim aber triumphirte die Demokratie ob der bewiesenen Standhaftigkeit und erklärte alle Drohungen mit bundestäglicher Intervention für leeren Wind. Mit dem Januar 1852 erstanden die politischen Clubs von neuem; die Agitationen wurden mit frischem Eifer getrieben; Dulon donnerte in seinem „religiösen" Sonntagsblatte, dem „Wecker", heftiger denn je gegen Staat und Kirche und spottete über die „im Sande verlaufenden" Bemühungen, ihn von der Kanzel zu entfernen. Für die wirkliche Lage der Dinge schien man blind zu sein.

Selbst daß man durch den Bürgerschaftsbeschluß vom October 1851 die thatsächliche Gewalt des Bundestags anerkannt hatte, mochte man bereuen. In der That war das vom demokratischen Standpunkte aus ein arger Fehler, durch welchen die Linke sich selbst den Boden unter den Füßen hinwegzog. Daß der Bundestag schließlich dem Senate Recht geben werde, ließ sich an den Fingern herzählen: die materielle Niederlage war mathematisch gewiß. Wollte man also mit dem Principe fallen und stehen, so mußte man sagen: Bundestag oder nicht Bundestag, das bremische Volk ist souverän und Niemand hat ihm etwas zu befehlen. Statt dessen gab man zu, daß man auf die Wünsche der frankfurter Behörde Rücksicht zu nehmen habe, in der verblendeten Hoffnung, die Bundesversammlung werde um solcher Fügsamkeit willen der Bürgerschaft Recht geben!

Der Senat seinerseits beging einen Fehler, indem er den verfassungsmäßigen Revisionsweg von vorn herein für unstatthaft erklärte. Daß er dies nicht war, bewies schon das Beispiel vieler deutschen Staaten, welche die gesetzlichen Vorschriften befolgten, um ihre Landesverfassungen mit dem Bundesrechte in Einklang zu setzen. Freilich konnte man sicher annehmen, daß der verfassungsmäßige Weg mit dieser Bürgerschaft nicht zum Ziele führen werde; allein das ist doch immer nur eine subjective Annahme, welche das Verabsäumen jedes Versuchs nicht rechtfertigt. Das Verfahren des Senats war mehr das Resultat menschlicher Ungeduld, subjectiver Verstimmung, als politischer Überlegung. Nicht allein die Rechte der Bürgerschaft hegte ihre formellen Bedenken gegen dieselbe, obwol sie durch eine feierliche Erklärung und durch 97 Unterschriften ihre Zustimmung zu dem Inhalte der Senatsvorlage zu erkennen gab, sondern auch der politische Ausschuß der Bundesversammlung scheint dieses etwas ungestüme Vorschreiten nicht unbedingt gutgeheißen zu haben. Wenigstens lud er den Senat ein, noch einmal den Weg der Verständigung mit der Bürgerschaft zu versuchen, wobei er ihn ermächtigte, seine (des Ausschusses) Ansichten jener Versammlung auf vertraulichem Wege mitzutheilen. Erst als dieser Versuch an der Weigerung der Bürgerschaft, eine vertrauliche Sitzung abzuhalten, scheiterte (dies geschah in den letzten Tagen des Jahres 1851), beantragte der politische Ausschuß bei der Bundesversammlung die Intervention in Bremen. Diese ward durch Bundesbeschluß vom 1. März 1852 ausgesprochen, und die Krone Hannover beauftragt, einen ihrer hohen Staatsbeamten als Bundescommissar nach Bremen zu schicken, auch ihm erfoderlichenfalls eine angemessene Truppenmacht zur Verfügung zu stellen.

Von nun an ging die Entwickelung rasch. Die Bürgerschaft, welche sich gescheut hatte, in vertraulicher Sitzung zu vernehmen, wie die Bundesversammlung über sie denke, weil sie dann ihre Zustimmung zu den Senatsanträgen consequenterweise nicht wol hätte vorenthalten können, rüstete sich jetzt zu einem anständigen Tode. Sie beauftragte eine Commission, einen Bericht über ihre Wirksamkeit mit

1849 zu schreiben*), und erwartete dann ruhig ihr Ende. Ein Trauerereigniß beschleunigte dasselbe. Am 8. März, dem Jahrestage der Revolution, starb Bürgermeister Noltenius; nach der Verfassung mußte binnen 14 Tagen eine Neuwahl vorgenommen werden. Der Senat aber hatte von Bundes wegen ein Inhibitorium erhalten, bis zur Feststellung eines neuen Wahlgesetzes keine Neuwahl vornehmen zu lassen. Die Bürgerschaft, welche den Bundesbeschluß ignorirte, da derselbe blos durch eine obrigkeitliche Bekanntmachung publicirt, ihr selbst aber nicht amtlich mitgetheilt worden war, faßte am 20. März den Beschluß, daß sie die überlebenden 15 Senatoren wegen Unvollzähligkeit nicht mehr als den verfassungsmäßigen Senat anerkennen und mit demselben ferner nicht verhandeln könne. Dieser Beschluß, der nichts war als eine leere Demonstration, hatte nicht die geringsten praktischen Folgen; kein Mensch kehrte sich daran; Alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Von irgendwelcher Aufregung war, äußerlich wenigstens, nichts zu spüren. Der Bundescommissar, der königlich hannoverische Generalmajor Jacobi, welcher inzwischen eingetroffen war, konnte aller militärischen Hülfeleistung entbehren und bedurfte nicht einmal einer Wache vor seinem Hause. Die Rechte der Bürgerschaft richtete eine Erklärung an den Senat, in welcher sie gegen den Absetzungsbeschluß der Linken als gegen eine verfassungswidrige Anmaßung feierlichen Protest einlegte.

Am 29. März erschien ein Conclusum des Senats, in welchem die in Übereinstimmung mit dem Bundescommissar verfügte Auflösung der Bürgerschaft verkündet ward. Gleichzeitig ward ein neues Wahlgesetz octroyirt, auf Grund dessen eine neue Bürgerschaft zusammentreten sollte, und diejenigen Bestimmungen der Verfassung, welche der politische Ausschuß des Bundestags als unzulässig bezeichnet hatte, wurden für aufgehoben erklärt. Da, wo durch diese Aufhebung eine fühlbare Lücke entstand, traten vorläufige Bestimmungen in Kraft, welche bis zu weiterer Vereinbarung mit der neuen Bürgerschaft maßgebend sein sollten. Die Deputationen, die mit der Auflösung der Bürgerschaft von selbst erloschen, wurden interimistisch mit angesehenen Bürgern besetzt, welche der Senat ersuchte, sich dieser Mühewaltung zu unterziehen. Für die Wirksamkeit der Deputationen aber ward eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt, welche das bisherige Verhältniß vollständig umkehrten und den Schwerpunkt des Einflusses wieder in den Senat fallen ließen. Das Vereins- und Versammlungsrecht ward an die Bedingung der obrigkeitlichen Erlaubniß geknüpft; die öffentlichen Blätter erhielten eine scharfe polizeiliche Warnung sich bei Vermeidung der Concessionsentziehung aller aufregenden Äußerungen zu enthalten. Es währte nicht lange, so ward die Presse eines demokratischen Localblatts versiegelt, Dulon's „Wecker" ward ganz verboten.

Fast gleichzeitig mit diesen Maßregeln erfolgte eine andere, welche fast noch größere Sensation erregte als die politische Umkehr. Der Senat suspendirte Dulon von seinem Lehramte unter Androhung definitiver Absetzung, falls er nicht seine religiösen Irrlehren widerrufe. Die Anhänger Dulon's boten Alles auf, um diesen Schritt rückgängig zu machen. Ein Kirchenconvent der Liebfrauengemeinde ward berufen, um dem Bedrohten ein Vertrauensvotum zu geben, und dasselbe ward wirklich mit einer geringen Mehrheit durchgesetzt; aber eine schriftliche Erklärung von 110 Gemeindemitgliedern — eine Zahl, welche die Majorität des Convents übertraf — billigte die Absetzung. Der Senat ward mit Petitionen bestürmt; selbst „Frauen und Jungfrauen" sammelten Unterschriften zu Gunsten Dulon's, und die Bürgerschaft (es war kurz vor der Auflösung) beschloß dem Senate zu erklären, daß

*) Derselbe ist erst nach der Auflösung der Bürgerschaft erschienen und gratis vertheilt worden. Er zählt Alles auf, was die Demokratie für das Wohl des Staats gethan hat. Manches davon ist vollkommen wahr, Anderes weniger. Seltsamerweise wird auch die im Jahre 1851 verfügte Suspension des Vereinsrechts und Beschränkung der Preßfreiheit mit unter die „Verdienste" der Bürgerschaft gerechnet. Dieser Umstand spricht für die Vermuthung, daß der Bericht auch der Bundesversammlung eingesandt werden sollte, aber leider nicht zu rechter Zeit fertig ward.

sie ihm das Recht, einen Prediger abzusetzen, nicht zuerkennen könne. Allein alle diese Bemühungen blieben fruchtlos. Das Absetzungsrecht des Senats, welcher über die reformirte Kirche Bremens die volle Episkopalgewalt ausübt, steht kirchenrechtlich und geschichtlich unzweifelhaft fest, und es kam in diesem Falle um so eher zur Anwendung, als der Senat durch das von ihm eingeholte Gutachten der theologischen Facultät zu Heidelberg geradezu für verpflichtet erklärt ward, die Kirche gegen die antichristlichen Lehren Dulon's zu schützen. Dulon selbst weigerte sich natürlich zu widerrufen, und so erfolgte denn nach Verlauf der ihm vergönnten Frist seine förmliche Absetzung. Soweit bewegte der Senat sich unzweifelhaft innerhalb der Grenzen seiner Befugniß und der Verfassung. Er ging aber noch einen Schritt weiter, indem er Dulon verbot, fernerhin als Prediger oder Lehrer in Bremen aufzutreten. Dieses Verbot, sowie die bald darauf erfolgende Unterdrückung des „Wecker" lassen sich gesetzlich nicht rechtfertigen; man kann für diese Maßregeln nur anführen, daß der Senat sie kaum vermeiden konnte, wenn er die Stadt nicht den bedenklichsten Conflicten aussetzen wollte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die factischen Gebieter Deutschlands ein solches Vorschreiten gegen Dulon kategorisch foderten, und es ist historisch, daß in einem großen deutschen Staate bremische Geschäftsreisende polizeilich behelligt wurden, weil sie einer Stadt angehörten, in der Dulon noch predige und schriftstellere. In solchen Zeiten zeigt sich die ganze Ohnmacht der deutschen Kleinstaaten. Die Absetzung Dulon's führte für ihn und seine Partei eine tiefe Demüthigung herbei. Gleich nach der Publication des Senatsbeschlusses traten die Notabilitäten der bremischen Demokratie zusammen und erließen einen Aufruf zur Bildung eines „Dulon-Fonds". Man erwartete allgemein, daß sehr rasch eine Summe zusammenkommen werde, erheblich genug, um mit den Zinsen den abgesetzten Prediger unterhalten zu können. Galt es doch dem gefeiertsten Manne der Partei, dem man so oft mit Fackelmusik, mit Ehrenpforten und Pokalen gehuldigt hatte, für dessen Erhaltung sich Tausende von Bittstellern an den Senat wandten, und der jetzt mit seiner Familie plötzlich aller Existenzmittel beraubt war. Statt dessen war das Ergebniß ein höchst klägliches. Mit Einschluß aller aus benachbarten hannoverischen und oldenburgischen Ortschaften eingehenden Beiträge kamen kaum 4000 Thaler zusammen statt der erwarteten 20000.*)

Im Mai trat die neue Bürgerschaft zusammen. Die Vorschriften, auf denen sie beruht, werden, obwol sie noch einer definitiven Vereinbarung unterliegen, doch wahrscheinlich in ihren wesentlichen Bestandtheilen aufrecht erhalten werden. Das vormärzliche Notablenregiment erscheint damit für immer beseitigt; die alten conventsberechtigten Bürger haben ihre Virilstimme nicht wiedererlangt. Der Bürgerconvent bleibt, was er seit 1848 war, eine aus Wahlen hervorgegangene Versammlung. Dieselbe besteht aus 150 Mitgliedern, von denen 16 der Gelehrtenstand wählt, 48 der Kaufmannsstand, 24 der Gewerbeconvent (der Handwerkerstand), 30 der übrige Theil der städtischen Bevölkerung in drei Steuerclassen, 6 Bremerhafen, 6 Vegesack und 20 die Bauern. Die Demokratie, dem Beispiele auswärtiger Parteigenossen folgend, enthielt sich des Wählens, ohne natürlich dadurch das Zustandekommen der Versammlung hindern zu können. Die letztere trägt einen vorwiegend conservativen Charakter. Zwar machen sich in einzelnen Symptomen die Überlieferungen der vormärzlichen Schüttingsopposition geltend, allein diese ist einestheils nichts weniger als demokratisch, anderntheils findet sie wenig Boden unter den neuen Verhältnissen. Der ständige Mittelpunkt dieser alten Opposition, das Collegium der Älterleute, ist nicht mehr vorhanden; an seine Stelle ist eine Handelskammer getreten, die sich lediglich mit den commerziellen Angelegenheiten beschäftigt. Die Bürgerschaft steht ohne geschlossenen Generalstab dem lebenslänglichen und corporativ organisirten Senat gegenüber; aber sie ist dadurch verstärkt worden, daß das Richtercollegium, welches früher einen inte-

*) Im Laufe des Sommers verließen Dulon, Röfing und einige andere von den demokratischen Wortführern Bremen. Dulon ging nach Helgoland, Röfing nach der Schweiz.

grirenden Theil des Senats bildete, jetzt zum großen Theile ihr angehört. Der Geist der Majorität ist sehr verschieden von dem, welcher die vormärzlichen Convente beseelte. Er zeichnet sich durch ein bereitwilliges Entgegenkommen gegen den Senat aus, dessen Wirksamkeit man früher eifersüchtig überwachte. Das Hauptgeschäft des gegenwärtigen, auf sechs Jahre gewählten, nach drei Jahren zur Hälfte neu zu constituirenden Convents bildet die Revision der aus der Märzbewegung hervorgegangenen Verfassung. Dieses Geschäft wird gegenwärtig durch eine gemeinsame Deputation aus Senat und Bürgerschaft vorbereitet; man kann indessen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Anträge des Senats im Wesentlichen durchgehen werden. Die Oppositionskraft der conservativen Bürger ist durch die Erfahrungen der letzten Jahre gebrochen worden; man will lieber dem Senate die ausgedehntesten Befugnisse einräumen als sich der Gefahr einer neuen Demokratenherrschaft aussetzen. Der Senat wird daher aus dieser Krisis mächtiger hervorgehen, als er vor dem März war; er opfert zwar einzelne Attribute der Hoheit auf, namentlich die Rechtspflege und das Recht, Bürgerconvente nach seinem Gutdünken zu berufen, aber er gewinnt auf der andern Seite im Gebiete der Verwaltung sehr Vieles, was er bis dahin nie besessen hat. Die neue Organisation der verwaltenden Deputationen sichert dem Senate die factische Administrationsgewalt, die früher oft bei einzelnen rührigen und thätigern Bürgern war; er erhält die unbeschränkte Verfügung über die bewaffnete Macht, die bis dahin eifersüchtige Clauseln einengten; er wird bis zu einem gewissen Betrage auch ohne bürgerschaftliche Bewilligung die Einkünfte des Staats verwenden dürfen, soweit es die Fortführung der öffentlichen Geschäfte nothwendig erscheinen läßt. Außerdem erhält er in der Gesetzgebung das absolute Veto zurück, das er vor 1848 besaß. Nur in einem Punkte scheint er zu verlieren. Bis zur Revolution hatte er den vorwiegenden Einfluß auf die Senatorenwahlen, deren ältern Mechanismus wir oben auseinandergesetzt haben. Von jetzt an sieht es so aus, als fiele der Bürgerschaft der Löwenantheil zu. Die Bürgerschaft theilt sich in fünf Sectionen; jede Section wählt einen Wähler und drei Candidaten. Der Senat wählt aus seiner Mitte gleichfalls fünf Wähler. Die fünf bürgerlichen und die fünf senatorischen Wähler treten zum Conclave zusammen, welches mit absoluter Stimmenmehrheit aus den von den fünf Sectionen bezeichneten Candidaten drei erkiest. Aus diesen dreien erwählt die Bürgerschaft sodann den Senator. Dieses complicirte Verfahren schützt indessen den Senat vollständig gegen jeden misliebigen Candidaten. Denn da im Conclave die absolute Stimmenmehrheit erforderlich ist, so kann Niemand auf die Vorschlagsliste gelangen, der nicht mindestens eine senatorische Stimme für sich hat. Auf der andern Seite brauchen die fünf senatorischen Mitglieder, wenn sie unter sich einig sind, nur einen einzigen bürgerschaftlichen Wähler zu gewinnen, um ihrem Candidaten die absolute Mehrheit im Conclave zu sichern, und das wird fast immer gelingen, da die bürgerschaftlichen Vorwähler nicht per majora, sondern in Sectionen gewählt werden. Die Ausschließung der nahen Verwandtschaftsgrade ist übrigens strenger als im Vormärz. Vor dem Jahre 1848 konnten Oheime, Schwäger, Schwiegerväter, Schwiegersöhne, Neffen und Vettern von Senatoren, wenn auch unter erschwerenden Bedingungen, gewählt werden; jetzt ist es unstatthaft.

Wie sich alle diese Umgestaltungen des alten herkömmlichen Rechts praktisch gestalten, welchen Einfluß sie auf den Charakter der Bevölkerung ausüben werden, das läßt sich schwerlich schon jetzt bestimmen. Wahrscheinlich wird in der nächsten Zukunft die Verwaltungspraxis einen einigermaßen reactionären Charakter annehmen. Die patriarchalische Unschuld der alten Zeit scheint unwiederbringlich verloren. Die Behörden haben das Vertrauen zur Bevölkerung eingebüßt. Man wird suchen durch polizeiliche Maßregeln, von denen man früher in Bremen keine Ahnung hatte, durch Ausweisungen und dgl. sich die fremden demokratischen Elemente vom Halse zu schaffen. Man wird die Bürgerwehr, die in Bremen seit den französischen Kriegen bestanden hat, auflösen und die Bewachung der Stadt einer geworbenen Truppe anvertrauen, wozu bereits jetzt die Einleitungen getroffen sind. Man wird die Lo-

calpresse durch gerichtliche Verfolgungen und Concessionsentziehungen in Schach halten. Aber diese reactionäre Tendenz wird im Allgemeinen die altgewohnte Milde und Humanität des Regiments nicht wesentlich beeinträchtigen; sie sitzt auch bei den Bremern keineswegs sehr tief. Niemand in der Hansestadt ist thöricht genug, um zu glauben, daß durch solche Polizeikünste der Dämon der Revolution wirklich beschworen werde. Aber man glaubt die allgemeine politische Mode mitmachen zu müssen, um den größern monarchischen Bundesstaaten, welche ihre Ungunst gegen die Freie Stadt in der letzten Zeit durch mancherlei Vexationen bethätigt haben, die gefoderten „Garantien" zu bieten. Es ist nicht Furcht nach innen, sondern Furcht nach außen, was die bremische Politik, wahrscheinlich vorübergehend, in diese Richtung hineintreibt.

Im Allgemeinen ist, wie man aus dieser kurzen Darstellung ersieht, die letzte revolutionäre Bewegung der Consolidirung der Rathsgewalt nicht minder günstig gewesen, als es die vorübergehenden demokratischen Umwälzungen des 15. und des 16. Jahrhunderts waren. Die Bürgerschaft hat ohne Frage formell gewonnen durch schärfere Umgrenzung ihrer Attribute und Befugnisse, die bisher mehr unter der precären Garantie des Herkommens standen; ob aber mit diesen formellen Errungenschaften auch ein materieller Fortschritt verbunden sein wird, das darf — für die nächste Zukunft wenigstens — füglich bezweifelt werden. Der Senat hat schon seit der französischen Herrschaft das unverkennbare Bestreben gezeigt, die tüchtigsten Kräfte der Bürgerschaft für sein Collegium zu gewinnen, und jede Eroberung, die er in dieser Richtung macht, ist ein Verlust für seine Rivalin. Er hat zwar hin und wieder Fehlwahlen nicht vermeiden können, aber in der Regel hat er doch alle hervorragenden Capacitäten des kleinen Gemeinwesens absorbirt. Jetzt verdankt die Bürgerschaft den dauernden Besitz einzelner begabter und befähigter Mitglieder vorzugsweise dem Gesetze, welches nahen Verwandten von Senatsmitgliedern den Eintritt in den Senat verschließt. Dadurch daß die Conventе jetzt nicht mehr aus Notablen, sondern aus gewählten Mitgliedern bestehen, droht jenes Misverhältniß eher verschlimmert als verbessert zu werden. Die Wähler als solche lassen sich durch allerlei Rücksicht bestimmen, welche mit einer passenden Auswahl der Vertreter nichts zu schaffen haben; der Senat weiß dagegen die Talente, die ihm verwendbar erscheinen, sehr wohl aus der Dunkelheit hervorzuziehen. Es ist anzunehmen, daß die Erfahrungen der letzten Zeit seine Spürkraft in dieser Richtung noch geschärft haben werden. Auf alle Fälle aber ist jede Voraussagung ähnlicher Art nur unter Vorbehalt auszusprechen; denn gerade die geschichtliche Erfahrung Bremens lehrt, wie das wirkliche Leben manchmal die bestüberdachte Voraussicht in die Zukunft zu Schanden macht.

Statistisches; Handel.

Es bleibt uns noch übrig, einige statistische Notizen über Bremen und einige Nachrichten über das commerzielle Leben dieser zweiten Handelsstadt Deutschlands zu geben.

Der Staat Bremen umfaßt einen Flächenraum von etwa 4½ Quadratmeilen, auf welchen nach muthmaßlicher Schätzung (eine Zählung hat seit 12 Jahren nicht stattgefunden) ungefähr 80000 Menschen wohnen. Davon kommen nahe an 60000 auf die Stadt, 5000 auf Bremerhafen, 4500 auf Vegesack und der Rest auf das Gebiet, welches auf beiden Ufern der Weser die Stadt umgibt. Die letztere liegt, in der Mitte vom Fluß durchschnitten, ungefähr acht Meilen von der offenen See, sechs Meilen von Bremerhafen entfernt, gerade an dem Punkt, wo bei hohen Fluten die letzten Wirkungen von Ebbe und Flut wahrnehmbar sind. Der höchste Punkt der Stadt erhebt sich nur 50 Fuß über den Meeresspiegel zur Ebbezeit. Die Weser ist im Sommer zu seicht, um Seeschiffe bis zur Stadt zu tragen; nur die kleinen Schaluppen der helgolander Fischer und die Küstenfahrer von Holland, Ostfriesland und Hamburg kommen unbedenklich ganz herauf. Im Winter und Frühjahr dagegen erreicht der Fluß eine Höhe, welche selbst die Sandbänke mit 14 — 18 Fuß

Wasser bedeckt und einen Theil des nicht eingedeichten Gebiets regelmäßig in einen ungeheuren Landsee verwandelt. Wenn Wogendrang, Sturm oder Eisgang in solcher Zeit einen Deich durchbricht, dann läuft auf Meilenweite alles Tiefland der Umgegend voll Wasser. Der Staat gibt alljährlich erhebliche Summen für die Correction des launischen Flußbettes aus, dessen Sand- und Lehmschwemmungen bis unterhalb Vegesacks der Schiffahrt manchmal unangenehme Störungen verursachen, und durch Querdämme, die man, mit Flechtwerk und Weidenpflanzungen befestigt (sogenannte „Schlengen"), vom Ufer ab in den Strom hineinbaut, gelingt es allmälig, eine leidliche Fahrstraße durch Einengung des Wasserlaufs herzustellen. Von Vegesack, welches zwei Meilen unterhalb Bremen liegt (es bildet wie Bremerhafen eine Enclave im Hannoverischen), nimmt die Weser einen entschiedenen oceanischen Charakter an. Die Flut steigt selbst an den stillsten Wassertagen bis dort hinauf und läuft sogar in den dort mündenden Nebenfluß, die Lesum oder Wumme, an deren Ufern daher auch, wie in Vegesack selbst, Werfte für die größten Seeschiffe sich befinden. Fährt man weiter stromab von Vegesack, so vertieft und erweitert der Fluß sich immer mehr. Das Land wird an beiden Seiten flacher und flacher; nur die Dächer der vereinzelten Bauerhäuser blicken über den Deichen hervor. Unabsehbare, baumlose Wiesen und Weiden dehnen sich bis zum linken Horizont aus — es sind die rinderreichen Marschen des Butjadinger und des Stedinger Landes, dessen reiche Bauern weit und breit wegen ihres Luxus und Übermuths berühmt sind. Man passirt die oldenburgischen Hafenplätze Elsfleth und Brake — letzteres der vornehmste Seeplatz des Herzogthums und, wie weiter oben erwähnt, vormals des hafenlosen Bremen Nothhafen. Endlich nach fünfstündiger Fahrt auf dem Dampfschiffe, die fortwährend zwischen oldenburgischem und hannoverischem Territorium mitten hindurchgeht, langt man in Bremerhafen an, dessen Docks voll liegen von unzähligen Seeschiffen aller Nationen, unter denen jedoch die bremische Flagge die überwiegende Majorität behauptet. Dort können die gigantischen Oceandampfboote Amerikas und Fregatten von 54 Kanonen bequem Anker werfen, und der Fluß selbst, eine halbe Meile breit, trägt fast den Charakter des Meeres.

Mit dieser Beschaffenheit des Flußbettes hängt die Natur des bremischen Schiffsverkehrs genau zusammen. Mit dem Binnenlande verkehrt man einestheils vermittelst der Eisenbahn, anderntheils vermittelst kleiner Dampfboote, die bis nach Hannoverisch-Münden hinaufgehen, und ungeheurer flachgehender, misgestalteter Lastfahrzeuge, „Böcke" genannt. Letztere laden in Bremen ein und aus. Zwischen der Stadt und Bremerhafen fahren neben vielen Dampfbooten die sogenannten „Kähne", flache Leichterschiffe ohne Kiel, die bis zu 80 Last*) laden und im Sommer sich selbst zur Küstenfahrt in die See hinaus wagen, und welche die Waaren aus den großen Seeschiffen in Empfang nehmen oder diesen zuführen. In Vegesack hat vornehmlich der Schiffsbau seinen Sitz aufgeschlagen; als Hafenplatz bedeutet dieser Ort jetzt wenig mehr. Der eigentliche Waarenmarkt, die Auffpeicherung, Bearbeitung und Sortirung der Güter concentriren sich in der Stadt Bremen selbst.

Was die letztere, die Stadt Bremen, anlangt, so hat sie in ihrem Äußern wenig, das ihren alten Ursprung zur Schau trägt. Zwar sind in der Altstadt die Straßen eng und winkelig, aber die Häuser tragen durchgehends ein neues Gepräge. Die alten Giebel und Erker, vor 20 Jahren noch sehr zahlreich, verschwinden mehr und mehr; nur hin und wieder entdeckt man noch hinter der Tünche eines Wohnhauses gothische Formen. Fast jeder Hausvater bewohnt ein abgesondertes Haus, daher die großen kasernenartigen Gebäude selten sind. Selbst der weniger Bemittelte bestreicht seine Mauern mit sauberer Ölfarbe und hält auf gute, blanke Fenster mit Blumenzier und Vorhängen. Trottoirs und gutes Pflaster ziehen sich bis in die entlegenern Quartiere, und es ist daher um so auffallender, daß die nächtlichen Öllampen noch immer nicht von der Gasflamme verdrängt worden sind. Die Stadt ist

*) Eine Last oder Roggenlast ist 4400 Pfund.

im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung sehr ausgedehnt, was sich theils durch die Vorliebe des Bremers, ein ganzes Haus allein zu bewohnen, theils durch den die Stadt durchschneidenden breiten Fluß, theils durch die vielen Gärten der Vorstädte erklärt. Die letztern sind zugleich der Sitz des Reichthums und der arbeitenden Classen; aber der Abstand zwischen den zierlichen Wohnungen des erstern und den benachbarten Proletarierhäusern ist nicht so schroff und peinlich wie in vielen andern Städten. Die Häuser, in denen Arbeiter wohnen, sind sämmtlich einstöckig, knapp den Raum für eine Familie bietend; aber die vorherrschende Reinlichkeit, die Geranien und Rosen hinter den saubern Fensterscheiben, die netten Vorhänge deuten darauf hin, daß von hier bis zum Elende noch ein ziemlicher Weg sei. Freilich gibt es auch Spelunken der schmuzigen Armuth, der verkommenen Hülflosigkeit in der wohlhabenden Stadt; doch diese sind bis jetzt noch ziemlich beschränkt an Zahl, und wer sie sehen will, der muß sie suchen. Im Allgemeinen macht der Ort Bremen einen freundlichen, heitern Eindruck; die frischen Farben, die blanken Spiegelscheiben thun dem Auge wohl; von reichsstädtischer Feierlichkeit und puritanischer Pruderie merkt man wenig. Die mit feinstem Natur- und Kunstgefühle angelegten parkartigen Promenaden, welche an der Stelle der ehemaligen Festungswerke sich zwischen der Altstadt und den Vorstädten hinziehen, erhöhen das Lachende und Ansprechende des ersten Eindrucks. Eigenthümlich ist die Ansicht der Stadt von der Wasserseite her. Eine lange Reihe spitzer Giebelhäuser zieht sich rechts den Strom hinab, meist vielstöckige Waarenhäuser, dazwischen altmodige Wohnungen mit Söllern, hinter hohen Linden versteckt. Links schaut die niedrige Neustadt hinter ihrem Deiche hervor, und zwischen Neustadt und Altstadt drängt sich eine mit Speichern und Häusern bedeckte schmale Landzunge hervor, der sogenannte „Werder", welche die „große Weser" von der Altstadt, die „kleine Weser" von der Neustadt trennt. Vom Werder nach der Altstadt führt eine stattliche Pfeilerbrücke, nach der Neustadt eine Pfahlbrücke. Unterhalb der Brücke ist der Fluß mit Schiffen bedeckt, und auf dem Kai zur Rechten herrscht ein reges Leben.

Für Architektur haben die Bremer von jeher wenig Sinn gezeigt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Wohnhäuser ohne allen Anspruch auf künstlerische Wirkung gebaut, und von den Gebäuden, welche der Staat in neuerer Zeit aufgeführt hat, sind die meisten geradezu geschmacklos. Die ältern Gebäude sind wenig bedeutend. Die Kirchen der Stadt stammen zwar alle aus dem Mittelalter und tragen dessen romanische oder gothische Formen; aber sie sind ziemlich schmucklos im Äußern, und ihre Thürme zeichnen sich mehr durch Höhe als durch zierliche Linien aus. Die bedeutendsten der letztern sind ohnehin in früherer Zeit abgebrannt und stehen jetzt als Stumpfe da, oder sie haben die gothische Pfeilspitze mit pfefferbüchsenähnlichen Aufsätzen vertauschen müssen. Dagegen sind im Innern die Gewölbe der Kirchen durchgehends schön, und namentlich das lange Mittelschiff des Doms macht einen guten Eindruck. Entschieden von architektonischer Bedeutung dagegen ist das Rathhaus, welches die ganze eine Seite des Marktplatzes einnimmt. Es ist im Mittelalter ein ziemlich unansehnliches gothisches Gebäude gewesen, und trägt an seinen Seiten noch die Linien dieses Stils; aber die ganze Façade ist im 16. Jahrhundert im reichsten Geschmack der Renaissance neu aufgeführt worden und macht mit ihrem Bogengange, ihren Balustraden, ihren mit Säulen und Bildnerei verzierten Giebeln, ihren Kragsteinen und Kaiserbildern, ihren Wappenschildern und gemalten Fenstern einen ebenso imposanten als künstlerisch befriedigenden Eindruck. Unter dem Rathhause liegt der berühmte Rathsweinkeller mit seinen großen vergoldeten Stückfässern, seinen Aposteln und seiner Rose, welcher eine Sammlung der köstlichsten deutschen Weine vom Jahre 1622 bis zum letzten Herbste in seinen kühlen Wölbungen birgt. Im Innern bietet das Rathhaus wenig Merkwürdiges. Noch sieht man an Thüren und Treppen Überreste trefflicher Holzschnitzerei, aber das Beste davon hat moderner Vandalismus in der Zeit des Pseudo-Classicismus vernichtet. Nur die große Halle im ersten Treppengeschoß ist sehenswerth. Sie bietet Platz für Tausende, und doch

trägt ihr kunstvolles Dach keine Stütze. Das Licht fällt durch bunte Scheiben; denn das Fensterglas verewigt hier die Wappen aller Familien, deren Mitglieder im Rathe gesessen haben. An den Wänden stellen große naive Malereien das Urtheil Salomonis, den Kaiser Karl, den heiligen Anschar dar; dazwischen hängen alte Ansichten der Stadt und das lebensgroße Porträt eines enormen Wallfisches, der einst vor Jahrhunderten von der Flut in den Fluß Lesum getrieben ward und dort strandete.

Auf dem Marktplatze, dicht vor dem Rathhause, steht die 18 Fuß hohe steinerne Rolandsäule, über deren Bedeutung die Alterthumsforscher sich bis auf diesen Tag streiten. Das Bild ist eine fast ägyptisch steife Mannesgestalt im Ritterharnisch, mit Schild und Schwert, in frühern Zeiten bunt bemalt und vergoldet, jetzt mit nüchternem Weiß übertüncht. Roland hat ein gutmüthiges, aber nicht unfeines Gesicht, das an den habsburgischen Typus erinnert. Zu den Füßen des freundlichen Riesen kauert ein Zwerg, dessen Bedeutung ebenso zweifelhaft ist wie die des Roland selbst. Die Chroniken erzählen, daß einst eine reiche Gräfin den Bremern so viel Weideland vor ihren Thoren zusagte, wie ein fußloser Krüppel an einem Tage umkriechen könne. Der Krüppel aber sei den ganzen Tag fleißig gerutscht und habe der Stadt die große Weide erkrochen, die noch heute unter dem Namen „die bremer Bürger-Viehweide" ihr Eigenthum ist. Dafür hätten die Bremer das Bild des Zwergs zu Roland's Füßen gesetzt.

Neben dem Rathhause liegt die Börse, ein schmuckloses Gebäude, und viel zu klein für die Bedürfnisse des jetzigen Verkehrs, ihm gegenüber der Schütting, das alte Gildehaus der Kaufmannschaft, vor drei Jahrhunderten in einem Stile gebaut, den man allenfalls „holländisch" nennen kann. Der Schütting ist nichts weniger als schön, aber er hat mindestens einen gewissen Charakter.

Von neuern Gebäuden sind etwa zu nennen: die Locale der beiden vornehmsten Clubs, des Museums und der Union, ersteres mit einer guten Bibliothek und einer werthvollen ornithologischen Sammlung, letzteres mit einem großen Saale für 900 Personen, dem Schauplatze der Concerte und öffentlichen Feste; ferner die Kunsthalle, vom Kunstverein erst kürzlich gebaut, und das Stadttheater, ein von Grund aus verpfuschtes Gebäude.

Für die Malerei ist erst seit einem Jahrzehnd in weitern Kreisen einiger Sinn erweckt worden. Früher gab es nur einzelne Liebhaber und Sammler, die manches werthvolle Bild, namentlich der ältern holländischen und niederländischen Schulen in Bremen festhielten. Die Masse kannte nur Familienbildnisse. Jetzt bezahlt man mit Vergnügen sein Geld für die Werke guter moderner Meister, und die Künstler schätzen Bremen als einen vortheilhaften Markt. Bei der ersten hiesigen Kunstausstellung wurden für 12000 Thaler Gold Bilder gekauft. Die Sculptur verdankt den Anklang, den sie findet, dem Umstande, daß der verdienstvolle Bildhauer Steinhäuser zu Rom ein bremer Kind ist; die Werke des Meißels, die man in Bremen findet, sind meist von seiner Hand. Er hat die kolossale Marmorstatue des berühmten bremischen Astronomen Olbers angefertigt, welche ein Privatverein in den Wallanlagen aufgestellt, ebenso eine von Senat und Bürgerschaft gestiftete, aber noch nicht aufgestellte Marmorstatue des Bürgermeisters Smidt, sowie mehre andere im Privatbesitze befindliche Werke.

Die Kunst, welcher das bremische Publicum die meiste Gunst zuwendet, ist ohne Frage die Musik. Eine, freilich etwas alterschwache, Akademie pflegt den Cultus der Kirchenmusik; ein Verein für Privatconcerte ermöglicht die Aufführung großer Instrumentalwerke und strebt nicht ohne Erfolg den leipziger Gewandhausconcerten nach; Liedertafeln, Gesangvereine, Quartettcirkel u. s. w. widmen ihre Kräfte mit mehr oder weniger Glück den verschiedenen andern Gebieten der Tonkunst.

Die strenge Wissenschaft ist gegenwärtig äußerst schwach in Bremen vertreten. Unter den Lehrern, den Geistlichen, den Ärzten, den Juristen der Stadt gibt es gewiß manchen tüchtigen Gelehrten, aber hervorragende Namen, Namen wie einst Olbers und Treviranus, sucht man vergebens. Das Publicum ist ziemlich gleichgültig

gegen wissenschaftliche Fragen, und die geistige Bildung scheint im letzten Menschenalter eher Rückschritte als Fortschritte gemacht zu haben. Neben der Anregung fehlt es auch an Hülfsmitteln; selbst die Bibliothek dieser reichen Stadt ist mit einer unwürdigen Sparsamkeit ausgestattet und erreicht fast in keinem Fache einige Vollständigkeit. Die gelehrten Bremer siedeln daher gern in Universitätsstädte über und werden ihrer Heimat allmälig entfremdet.

Einen günstigern Boden hat die Tagespresse in Bremen gefunden. Bis 1848 erschienen in der Stadt zwei große politische Blätter, die „Bremer-" und die „Weser-Zeitung", jene von Dr. Karl Andrée, diese von Dr. Thomas Arens und Otto Gildemeister geleitet, welche das ganze nordwestliche Deutschland beherrschten und namentlich die hamburger Blätter fast völlig über die Elbe zurückdrängten. Die „Bremer-Zeitung" ging später unter Theodor Althaus, der sie der socialen Demokratie zuführte, zu Grunde. Die reactionäre „Neue Bremer-Zeitung" des Dr. Hermes, von den bremischen Frommen begründet, gewann nie Terrain und ging wegen Abonnentenmangel bald wieder ein. Dulon's „Tageschronik" erlag der Ungunst der politischen Verhältnisse. Gegenwärtig behauptet die „Weser-Zeitung", jetzt von einem jungen Hannoveraner, A. Lammers, redigirt, das Feld allein. Sie schließt sich in politischen Fragen im Allgemeinen der gemäßigt-liberalen Partei an, legt aber gleichzeitig einen starken Accent auf die materiellen Fragen, deren Lösung im Sinne der Handelsfreiheit sie vertritt. Um die Interessen der auf einen Baumwollenmarkt an der Weser hinarbeitenden großen Rheder und Importeure zu vertheidigen, ist vor kurzem das „Bremer Handelsblatt" gestiftet worden, dessen Redacteur Dr. Andrée ist. Da indessen die bremischen Kaufleute von dem eigentlichen Schutzzollsysteme nichts wissen wollen, so ist die Stellung dieses Blattes, das nach allen Seiten hin Rücksichten nehmen soll, eine ungemein genirte, und es bewegt sich in einer gezwungenen Farblosigkeit, die jedoch dem Interesse seiner Materiallieferungen keinen Abbruch thut. Außer diesen Blättern sind zu erwähnen: die „Auswanderer-Zeitung" von Dr. von Lengerke, und die „Monatsschrift für den deutschen Seemann", von Arthur Breusing geleitet, beides sehr tüchtige und verdienstvolle Publicationen. Unter den zahlreichen Localblättern, die großentheils der niedrigsten Kategorie angehören, ist nur der „Bremische Beobachter" zu nennen, der von 1849—52 die Geißel der Satire gegen die herrschende Demokratie mit nicht gewöhnlichem Geschicke schwang und noch heute manchen talentvollen Mitarbeiter zählt.

Alle diese verschiedenen Bestrebungen treten vollkommen in den Hintergrund gegen die Bedeutung, welche im bremischen Leben Handel und Schiffahrt in Anspruch nehmen. Bremen ist unbestritten die zweite Handelsstadt Deutschlands, wenngleich sie auf die erste, auf Hamburg, nur in ziemlicher Entfernung folgt. Der Handel beider Plätze ist indessen sehr verschieden voneinander. Hamburg ist der Hauptplatz für den englischen, den südamerikanischen und den westindischen Handel, Bremen macht vorzugsweise Geschäfte mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Elbstadt bildet das kolossale Entrepot für die Bedürfnisse des ganzen europäischen Nordens, und sie erstreckt zugleich ihre commerzielle Wirksamkeit bis an die Quellen der Oder und der Weichsel und bis in das Herz Östreichs. Neben einem bedeutenden Eigenhandel betreibt sie ein enormes Speditionsgeschäft, und weit mehr fremde als hamburger Schiffe besegeln die Elbe, obwol Hamburgs eigene Rhederei in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Bremen, in seiner ungünstigern geographischen Lage, hat es nur für wenige Waaren zur Bedeutung eines tonangebenden Markts bringen können. Wir rechnen dahin Taback, Thran und bis zu einem gewissen Grade Roggen, für welchen letztern es ein Stapelplatz ist; in den übrigen Artikeln folgt es der Bewegung der größern Börsen. Es besitzt keine eigene Geldbörse, und nur in Dollars gibt es einen besondern bremischen Wechselcurs. Für andere Papiere wird Hamburgs, Londons und anderer selbständiger Wechselplätze Vermittelung in Anspruch genommen. Auch für das Speditionsgeschäft ist Bremen nicht günstig belegen, und die dortigen Kaufleute müssen daher aus der Noth eine

Tugend machen und sich vorzugsweise dem Eigengeschäfte widmen, überhaupt vielfach Neues versuchen, um die Nachtheile der Lage auszugleichen. Dies ist der einzige Grund, weshalb Bremen in einzelnen Branchen rühriger erscheint als Hamburg, weshalb die jungen Bremer zu Hunderten nach den Vereinigten Staaten, nach Mexico, Westindien, Südamerika und Indien gehen, und von dort aus neue Geschäfte nach der Weser leiten, weshalb Bremen ein bedeutender Auswanderungsplatz war, ehe man in Hamburg sich mit der Verschiffung von Zwischendeckspassagieren befassen wollte, und weshalb Bremen sich eher und stärker an der Südseefischerei betheiligte als die große Rivalin an der Elbe. Überseeischer Handel, Ausfuhr wie Einfuhr, ist der hervorstehende Charakter des bremischen Geschäfts. Er hat durch den Auswandererstrom, den man mit sicherm Takte nach der Wesermündung zu leiten wußte, einen bedeutenden Aufschwung gewonnen. Ohne die Passagierbeförderung würde es nicht möglich gewesen sein, so viele große Seeschiffe zu beschäftigen, wie Bremen sie besitzt. Alle diese Schiffe, die mit Menschen und mit deutschen Waaren nach Amerika gehen, kommen mit Taback, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Holz, Rum und andern Artikeln zurück. Diese Quelle nicht versiechen zu lassen ist daher auch seit langen Jahren das eifrige Augenmerk der Behörden wie der Privaten. Man bietet Alles auf, um dem Auswandererexport den Charakter der Solidität zu erhalten und den guten Ruf der Stadt in dieser Beziehung zu sichern. Die Regierung überwacht die Mäkler und Agenten, die Gastwirthe, die Einrichtung und Verproviantirung der Schiffe; amtliche Nachweisungsbureaux ertheilen dem Auswanderer unentgeltlich Rath und Auskunft und schützen ihn gegen Übervortheilung; einzelne vorkommende Mißbräuche werden auf das strengste untersucht und unerbittlich bestraft. Die bremischen Gesetze über das Auswanderungswesen haben den meisten andern Staaten, wenn sie diesen Geschäftszweig regeln wollten, zum Vorbilde gedient. Die Folge dieser unausgesetzten Bemühungen ist die gewesen, daß die Auswanderung über Bremen von Jahr zu Jahr zugenommen hat, und daß Beschwerden von Emigranten über bremische Schiffe sehr selten vorkommen. Sehr häufig sind übrigens solche Beschwerden ziemlich grundlos: die Bauern des Binnenlandes, die vom Leben an Bord keine Ahnung haben, klagen oft über Dinge, die von einer Seereise so unzertrennlich sind wie das Klettern vom Bergsteigen. Die ungewohnte Schiffskost, die sparsame Vertheilung des Wassers, die strenge Ordnung erregen den Unwillen der Laien, und daß ohnehin die Reise im Zwischendecke eines Auswandererschiffs keine Lustpartie ist, daß Seekrankheit und Unwetter das Gemüth nicht heiter stimmen, liegt auf der Hand. Aber im Allgemeinen kann man kühnlich behaupten, daß die bremischen Auswandererschiffe an Güte und Solidität, reichlicher und gesunder Verproviantirung, Einrichtung und Disciplin den besten gleichstehen und die meisten übertreffen. Sie werden von den „Deutschen Gesellschaften" in Neuyork, Philadelphia, Baltimore und Neuorleans mit unparteiischem Lobe empfohlen, und ihre Landungslisten, auf denen fast nie Sterbefälle und Erkrankungen figuriren, bilden den besten Beleg zu jenem Lobe. Solche Pesthöhlen, wie sie manchmal von fremden Häfen aus in See gehen, kennt man weder in Bremen noch in Hamburg.

Bremen ist für die Beförderung von Auswanderern der zweite Platz auf dem Continente; nur Havre, wo die amerikanischen Packetschiffe ihre Menschenfrachten abholen, ist noch nicht von ihm erreicht. Im vorigen Jahre (1851) beförderte Bremen 38000 Personen (also über 100 jeden Tag) in 243 Schiffen über See, bei weitem die meisten nach den Vereinigten Staaten, Havre in derselben Zeit 44000, Hamburg nur 13000. Im laufenden Jahre (1852) hat die Auswanderung über alle Häfen enorm zugenommen, und schon in den ersten sechs Monaten hatte Bremen 40000 Passagiere befördert, sodaß die Ziffer in diesem Jahre wahrscheinlich über 60000 steigen wird. Bremen betreibt dieses Geschäft durchgehends mit eigenen Schiffen; nur bei ganz außerordentlichem Andrange der Europamüden nimmt man auch zu englischen, amerikanischen und andern Fahrzeugen seine Zuflucht, die sich aber dann hinsichtlich der Verproviantirung, Raumvermessung, Versicherung der Passagegelder

u. s. w. streng den bremischen Vorschriften unterwerfen müssen. Gleichwol sind solche fremde Fahrzeuge eine gefährliche Aushülfe; sie geben mehr zu Beschwerden Anlaß als alle Schiffe der bremischen Marine zusammen.

Der Auswandererbetrieb ist in den Händen einiger Häuser, die sich ausschließlich diesem Geschäftszweige widmen und die im Binnenlande ihre eigenen Agenten haben. Keineswegs sind es die Rheder als solche, die sich damit abgeben. Der Rheder vermiethet blos sein Schiff zu einem gewissen Satze für den Kopf dem Expedienten und hat selbst mit den Auswanderern nichts zu schaffen. Allerdings ist auch der Expedient selbst Rheder, aber er hat doch nie so viel eigene Schiffe, um alle seine Leute auf denselben unterbringen zu können. Sein Geschäft ist daher immer mit einem nicht geringen Risico verbunden. Wenn er 2000 Personen für den Ersten eines Monats zu 25 Thaler für den Kopf übernommen hat, so kann es sich ereignen, daß inzwischen durch besondere Conjuncturen die Frachtpreise auf 40 Thaler steigen, sodaß er aus der eigenen Tasche 15 Thaler zulegen muß. Manchmal fehlt es auch am Expeditionstage, wenn widrige Winde die erwarteten Schiffe im Kanal zurückhalten, an Transportmitteln, und er muß dann die von ihm engagirten Auswanderer auf eigene Rechnung beköstigen. Dieser „Handel mit Menschenfleisch" hat also ebenso gut seine ungünstigen Chancen wie jeder andere.

Das Auswanderungswesen führt uns unmittelbar auf die Rhederei. Bremen hat von allen deutschen Städten bei weitem die meisten großen Dreimaster; der Lastenzahl nach steht es um ein geringes dem großen Hamburg nach, welches erst seit einem Jahre die kleinere Schwesterstadt eingeholt hat. Am 1. Jan. 1852 fuhren unter bremischer Flagge 243 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 51000 Last. Dies ist ungefähr der sechste Theil der gesammten norddeutschen Handelsmarine, von Memel bis Leer in Ostfriesland, der zweiten Handelsmarine in Europa. Diese bremische Flotte, ein Capital von fünf Millionen darstellend, besteht zum überwiegenden Theile aus Fahrzeugen „langer Fahrt", d. h. solchen, die nach transatlantischen Häfen, Archangel und dem Schwarzen Meere fahren. Unter ihnen sind Schiffe bis zu 600 Last. Der Küstenhandel Bremens wird hauptsächlich von oldenburgischen und hannoverischen Schiffen besorgt, die also in commerzieller Beziehung hierher zu rechnen sind. Mit Einschluß dieser nichtbremischen, von der Weser fahrenden Schiffe zählt die Handelsmarine Bremens 377 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 63000 Last. Hamburgs Flagge zählt 351 Schiffe und 52000 Last, woraus sich schon ergibt, daß die Lastenzahl des einzelnen Schiffs geringer ist als in Bremen (in Hamburg durchschnittlich 150, in Bremen 210 Last).

Was die Qualität der bremischen und der hanseatischen Schiffe überhaupt betrifft, so stehen sie in der ersten Reihe unter allen seefahrenden Nationen. Ihre Einrichtung, Ausrüstung, Führung und Bemannung ist ausgezeichnet. Fast alle sind aus bestem Eichenholze gezimmert, mit Kupfer beschlagen, mit Chronometern versehen. Die Matrosen der Elbe und Weser gehören zu den besten der Welt, und die Capitäne sind intelligente, nüchterne und erfahrene Männer, die sich namentlich von ihren englischen Berufsgenossen meist vortheilhaft unterscheiden. Eine Navigationsschule in Bremen sorgt für den theoretischen Unterricht der Seeleute, und nur nach bestandener Prüfung werden Matrosen zum Steuermannsdienst zugelassen.

Der Capitän eines großen deutschen Kauffahrers hat eine der schwierigsten und verantwortlichsten Stellungen. Nicht allein hat er Schiff und Ladung durch Sturm und Wellen zu führen, seine Passagiere und Matrosen in Ordnung zu halten, sondern seine Reisen führen ihn auch häufig genug an weit entlegenen Plätzen, unter fremdester Umgebung, in Lagen, wo er, ohne den Schutz eines geachteten und gefürchteten Staats, den Muth des Soldaten, die Vorsicht des Kaufmanns und den Takt des Diplomaten vereinigen muß, um das Eigenthum seiner Committenten gegen Unredlichkeit und Barbarei zu schützen.

Manche Capitäne haben einen Antheil in dem Schiffe, welches sie befahren;

dies ist die günstigst situirte Minorität. Die meisten werden für einzelne Reisen engagirt und müssen sich mit einer sehr bescheidenen Gage begnügen, die sie durch kleine Nebenverdienste zu verbessern trachten. Frau und Kinder leben in einem kleinen saubern Häuschen in Vegesack, wo jede Stube wie eine Kajüte aussieht, während der Mann, den sie nur in langen Zwischenräumen auf wenige Wochen zu Gesichte bekommen, sich auf dem Ocean umhertreibt. Für die natürlich zahlreichen Witwen bremischer Seefahrer existirt eine milde Anstalt in Bremen, vor 300 Jahren von Kaufleuten gestiftet, das „Haus Seefahrt" genannt, eines der populärsten Institute der Stadt, welches vor seinem Eingange die tapfere Inschrift trägt: „Vivere non necesse est, navigare necesse est." Die Matrosen, fast Alle aus Bremen und den hannoverischen und oldenburgischen Weserdörfern gebürtig, werden immer nur auf bestimmte Reisen engagirt, und erst wenn das Schiff heimkehrt, erhalten sie mit ihrem Abschiede ihre Gage. Ist die letztere durchgebracht, so suchen sie wieder ein Engagement oder sitzen eine Zeit lang „bei den Alten" im Dorfe still. Nur auf Grönlands- und Südseefahrern, welche zum gefährlichen Walfischfang auslaufen, erhalten die Matrosen eine Tantième vom Gewinn, oder wie der technische Ausdruck lautet, „vom Segen". Nach Grönland gehen noch immer jährlich einige Schiffe von der Weser ab, meistentheils als Actienunternehmen, an denen sich manchmal die gesammte Bevölkerung eines kleinen Uferstädtchens bis zum Nachtwächter herab betheiligt, obwol die Walfische in jenen Gewässern immer seltener werden, sodaß es vornehmlich auf den Robbenfang abgesehen ist. Der Walfischfang in der Südsee dagegen erfodert so große Capitalien, daß nur die reichsten Häuser ihn betreiben können. Bremen ist mit etwa sechs Schiffen dabei betheiligt, deren jedes, vollständig ausgerüstet, ein Capital von 100000 Thalern repräsentirt. Dieses Capital bleibt drei, selbst vier Jahre, ohne Zinsen zu geben, auf der südlichen Hemisphäre, und manchmal, wenn es endlich heimkehrt, gehen Kosten und Gewinn gegeneinander auf. Um auf die Dauer diesem Waidwerk nachzugehen, muß man also sehr viel Geld haben.

Der Schiffsbau hängt mit der Rhederei unmittelbar zusammen. In Vegesack, zur Burg an der Lesum, in Bremerhafen und in der Stadt selbst befinden sich mehre bedeutende Schiffswerfte, die nicht allein für bremische, sondern auch für auswärtige Rechnung bauen. Das größte Schiff, welches je von einem deutschen Stapel abgelaufen ist, ward im Jahre 1851 zu Vegesack gebaut, der „Adolf Bönninger", 800 Last groß, einem duisburger Hause gehörend. Die im bremischen Gebiete herrschende völlige Zollfreiheit gestattet den Schiffszimmermeistern oder „Baasen", wie sie in der Volkssprache heißen, die Beziehung der wohlfeilsten und besten Materialien an Holz, Eisen und Tauwerk, und dieser Umstand trägt hauptsächlich zum Flore dieses großartigen Industriezweigs an der Weser bei. Die bremischen Rheder lassen zwar nicht selten auswärts gekaufte Schiffe in Bremen naturalisiren, allein die bei weitem überwiegende Mehrheit ihrer Fahrzeuge ist doch an der Weser gebaut.

Der Rheder ist in Bremen meistentheils zugleich Waarenhändler. Obwol er vorkommendenfalls es vorzieht, sein Schiff einem Dritten zu vermiethen und sich mit dem Frachtverdienste zu begnügen, so zwingt ihn doch die Natur seines Geschäfts auch zu selbständigen Unternehmungen. Die Frachten sind nicht alle Zeit hinreichend, um ein lohnendes Geschäft abzugeben, und dann sieht der Rheder sich gemüßigt, um sein Schiff zu beschäftigen, auf eigene Rechnung Waaren von einem Platze zum andern zu spediren. Entweder macht er einen Gewinn auf letztere, oder er kann eine gute Fracht herausrechnen, und unzählige Geschäfte würden nie zu Stande kommen, wenn nicht der Rheder und der Waarenhändler in einer Person vereinigt wären. Für die deutsche Industrie des Binnenlandes ist diese Natur und die Ausdehnung der bremischen Rhederei von der höchsten Bedeutung. Die bremischen Schiffseigner sind darauf angewiesen, fortwährend Güter zur Ausfuhr zu suchen, wäre es auch nur um die Fracht daran zu verdienen, und sie sind daher vorzugsweise geneigt, den Absatz deutscher Producte über See, sei es durch Consignationen auf eigene oder halbe Rechnung, sei es durch Credite, zu fördern. Ein großer Theil der inländi-

schen Fabrikanten, selbst wenn er auf eigene Rechnung exportirt, operirt mit den Capitalien hanseatischer Rheder. Ebenso oder noch mehr steht der Umfang der Importation mit dem Schiffahrtsbetriebe im engsten Zusammenhange. Da alle großen Importeurs zugleich selbst Rheder sind, so werden sie fortwährend durch ein zweifaches Interesse angetrieben, den vaterstädtischen Markt mit Waaren zu versorgen und folgeweise die Auswahl und Wohlfeilheit der dort aufgespeicherten Güter zu steigern, mit andern Worten, es dem Consumenten vortheilhaft zu machen, gerade von Bremen seinen Bedarf zu beziehen. *)

Bremens auswärtiger Handel ist ganz überwiegend gegenwärtig ein transatlantischer. Zwar ist auch der Verkehr mit den Ostseehäfen, mit Skandinavien, Dänemark, Frankreich, Portugal, Spanien, England u. s. w., wenn man alle diese Länder zusammenrechnet, nicht ohne Erheblichkeit, allein er steht hinter dem transatlantischen doch weit zurück. Um dem Leser ein ungefähres Bild von diesen überseeischen Beziehungen Bremens zu geben, stellen wir diejenigen Expeditionen zusammen, welche während des Jahres 1851 theils von, theils nach fremden Ländern jenseit des Oceans nach und von der Weser gemacht wurden:

Nach und von den Vereinigten Staaten	366	Schiffe.
Westindien, Mexico, Azoren, Canarische Inseln und Madeira	166	„
Central-Amerika, Brasilien, Venezuela, La-Plata-Staaten	114	„
Peru und Südsee	13	„
Grönland	25	„
Westküste von Afrika und Cap Verde	7	„
Ostindien, China und Australien	15	„
Neufundland	2	„
Schwarzes Meer und Türkei	44	„

Von diesen 760 Schiffsexpeditionen langer Fahrt waren 416 abgehende, 344 ankommende. Von den letztern, d. h. also direct, ohne Einschluß der indirecten Einfuhren von europäischen Plätzen, wurden unter Anderm importirt: Taback 19000 Faß, 63000 Packen, 32000 Seronen, 4000 Kisten, 12000 Körbe und 7600 Faß Stengel. Kaffee 3300 Oxhoft, 80000 Sack. Reis 11000 Faß, 29000 Sack. Thee 700 Kisten. Farbehölzer 10 Millionen Pfund. Feine Zimmerhölzer 11000 Blöcke. Häute und Felle 200000 Stück. Hörner 250000 Stück. Cigarren 3 Millionen Stück. Getreide aller Sorten 18000 Last. Mehl 12000 Faß. Baumwolle 30000 Packen.

Eine große Menge minder wichtiger Artikel, als Südfrüchte, Gewürze, Leinsamen, Häringe, Harz, Salpeter, Honig, Cacao, Guttapercha, Korinthen u. s. w., führen wir nicht näher an. Von andern großen Artikeln, als Thran, Zucker, Rum, Sprit, Wein, fehlen uns die Aufgaben für 1851; wir geben sie daher für 1850: Thran 24000 Tonnen. Zucker 15 Millionen Pfund. Französische Weine 21500 Oxhoft (etwa 6,500000 Flaschen). Rum und Sprit (nicht anzugeben).

Schon aus dieser lückenhaften Zusammenstellung ergibt sich die Alles überwiegende Bedeutung, die ein einziger Artikel für Bremen gewonnen hat. Dieser Artikel ist der Taback, für welchen Bremen der erste Markt in Europa ist. Unmittelbar mit demselben verknüpft ist die Cigarrenfabrikation, welche bis zu einer außerordentlichen Ausdehnung gelangt, gegenwärtig jedoch in Folge der im Zollverein eingeführten Tarifserhöhung im Rückschreiten begriffen ist. Die große Masse der ordinären Cigarren, solcher, welche zu drei bis vier Thaler für das Tausend angefertigt

*) Wir nennen Bremen, weil es unsere Aufgabe ist, dessen Platzverhältnisse zu schildern; sonst gilt das oben Gesagte mehr oder weniger auch von Hamburg, dessen Betheiligung am directen Handel nur relativ nicht so bedeutend ist wie diejenige Bremens, absolut dagegen dieselbe natürlich weit übertrifft.

werden, sieht sich jetzt vom Zollvereinsmarkte ausgeschlossen, und nur die bessern Gattungen vermögen den ihnen auferlegten hohen Steuersatz zu überwinden. Bisher berechnete man, daß 10000 Personen in Bremen unmittelbar oder mittelbar von der Cigarrenfabrikation ihren Unterhalt hatten; diese Zahl nimmt jetzt rasch ab, und es ist möglich, daß der ganze Industriezweig allmälig für Bremen verloren geht. Von vielen Seiten sieht man dies nicht ungern. Die Cigarrendreher, welche in den guten Zeiten vier Tage in der Woche arbeiteten und dafür fünf, sechs, sieben Thaler Gold und noch mehr verdienten, bilden ein ziemlich entsittlichtes und entnervtes Proletariat, übermüthig und ausschweifend im Glück und im Unglück begehrlich, verweichlicht und unbrauchbar. Da Weiber und Kinder ohne Anstrengung in den Cigarrenfabriken wöchentlich einige Thaler verdienen konnten, so heiratheten die Cigarrendreher meist sehr früh, oft schon mit 18 Jahren, und setzten eine entnervte und bald demoralisirte Race in die Welt. Ihr reichlicher Verdienst ward meist verjubelt, und derselbe hat zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes wenig beigetragen. Da zur Einrichtung einer Cigarrenfabrik wenig Capital gehört, so erstand rasch eine Unzahl kleiner Fabrikanten, deren jeder einige Arbeiter beschäftigte, und der, selbst ohne alle kaufmännische Bildung, lediglich für die Aufkäufer am Platze arbeitete, von denen er meist sogar den rohen Taback auf Credit geliefert erhielt. Diese hohlen Existenzen brachen dutzendweise zusammen, als die Tariferhöhung des Zollvereins eintrat. Die wenigen großen Fabriken, an deren Spitze wirkliche Kaufleute stehen, die ihre Rohstoffe selbst beziehen, und deren Absatz durch alten Ruf und eine weitverzweigte Kundschaft verbürgt ist, werden diesen Stoß ohne Mühe aushalten. Die im Inlande vielfach verbreitete Ansicht, daß der Flor des bremischen Handels durch den Ruin der Cigarrenfabrikation wesentlich leiden werde, ist eine irrige; der Absatz der rohen Tabacke wird nur mehr als bisher auf das Inland angewiesen sein, falls nicht das Vorrücken des Zollvereins bis zur Nordsee auch jene Industrie wieder nach Bremen zurückruft.

Der Handel der Hansestädte hat übrigens von jeher mit den nachtheiligen Tarifen zu kämpfen gehabt, welche seine natürliche Kundschaft, das deutsche Binnenland, gegen ihn aufrichtete. Aber die Thatkraft dieser Städte hat es immer verstanden, sich neue Bahnen zu eröffnen, wenn altgewohnte Wege ihm verschlossen wurden. Einer der wichtigsten Exportartikel Bremens war früher die deutsche Leinewand, die im Werthe von Millionen nach Spanien, Westindien und England ging; dieser Geschäftszweig ist theils durch eine falsche Politik der Regierungen, theils durch die Unreellität und den Schlendrian der deutschen Fabrikanten vernichtet worden. Die Begünstigung der Runkelrübe hat den Consum an Rohrzucker ungemein vermindert, zugleich aber auch den Absatz deutscher Producte in Westindien, die einst gegen Zucker ausgetauscht wurden. Vor 50 Jahren war Bremen ein sehr bedeutender Markt für französische Weine, von denen es jährlich 60—80000 Oxhoft einführte; gegenwärtig, wo das Inland durch die Tarife gezwungen wird, einheimische Weine zu trinken, nimmt dieses Geschäft einen untergeordneten Rang ein. Solche und ähnliche Widerwärtigkeiten haben aber das stetige Aufblühen der Hansestädte nicht verhindert; im Gegentheil haben alle Schwierigkeiten dieselben immer nur zu erhöhter Kraftanstrengung angespornt. Ihre politische Selbständigkeit setzte sie in den Stand, ihre innern Einrichtungen und ihre auf den Handel bezügliche Gesetzgebung jedesmal rasch und ohne Weitläufigkeit den ewig wandelbaren Gestaltungen und Bedürfnissen des Weltverkehrs anzupassen und, während andere Plätze noch Jahre lang die Last veralteter Institutionen und Formalitäten mit sich schleppten, frei und leicht jede neue Art des Wettkampfes unter den Nationen zu unternehmen.

Der Platzverkehr Bremens scheidet sich in drei Hauptrichtungen, welche zwar in der Praxis vielfach ineinander überspielen, die aber doch im Allgemeinen wohl voneinander unterschieden werden können. In erster Linie stehen die „überseeischen Häuser", die Importeure und Rheder, die ihre Geschäftsverbindungen meistentheils durch blutsverwandte oder befreundete deutsche Häuser oder durch Commanditen und eigene Eta-

blissements mit allen wichtigen Plätzen am Ocean unterhalten. Ihre Söhne, Neffen, ehemalige Comtoiristen sind über ganz Amerika und Indien zerstreut. Ihnen zur Seite stehen die „oberländischen Geschäfte", welche den Kaufleuten im Inlande, meist gegen langdauernde Credite, ihren Bedarf an Colonialwaaren verkaufen. Zwischen beiden stehen die Platzspeculanten, welche freilich gleichzeitig sehr wohl ein regelmäßiges Geschäft über See oder ins Inland betreiben können. Der Wiederausführer der vom überseeischen Hause importirten Waaren sorgt vornehmlich dafür, daß dieselben nach den verschiedenartigen Bedürfnissen seiner Kunden sortirt, bearbeitet und verpackt werden. Eine und dieselbe Ladung Taback z. B. gewinnt in den Händen dieser Mittelspersonen eine sehr veränderte Gestalt, je nachdem eine Partie derselben nach Kopenhagen, eine zweite nach Duisburg, eine dritte nach Polen bestimmt ist. Alle diese Geschäfte haben ihre eigenen großen Speicher oder „Packhäuser", in denen ihre Küfer und Arbeitsleute, unbehindert durch irgendwelche Zollcontrole, ihr Wesen treiben. Ein großer Theil der commerziellen Bedeutung Bremens beruht auf dieser sorgfältigen Bedienung der verschiedenen Kunden, einer Bedienung, welche selbst unter den liberalsten Zolleinrichtungen leiden würde. Sie ist zugleich, neben der Auswanderung, die wichtigste Ernährerin des Importgeschäfts und der Rhederei; und da letztere wiederum der deutschen Industrie als Ausfuhrvermittlerin unentbehrlich ist, so ergibt sich, daß die gegenwärtige Gestaltung des bremischen Platzverkehrs auch das Binnenland in hohem Grade interessirt.

Das Geld- und Münzwesen Bremens ist eigenthümlicher Art. Dieser Staat ist der einzige auf dem Continent (neben Portugal), der die reine Goldwährung hat. Rings von silberzahlenden Staaten umgeben, erkennt Bremen nur ein gesetzliches Zahlungsmittel an, die Pistole. Da es selbst kein Gold münzt, so cursiren dänische, hannoversche und braunschweigische Pistolen. Die Münzeinheit ist der imaginäre Thaler Gold, von dem fünf auf einen Louisdor gehen. Dieser Thaler hat 72 Grote und 360 Schwaren. Die Stadt prägt nur silberne Scheidemünze zu 1, 6, 12 und 36 Groten; alle Zahlungen über fünf Thaler geschehen in Goldstücken. In neuerer Zeit ist die Frage, ob Bremen nicht besser thue, angesichts der drohenden Entwerthung des Goldes, zur Silberwährung, respective zum preußischen Münzfuße überzugehen, vielfach von der Presse erörtert worden; indessen bietet die Goldwährung für den größern Verkehr so viele Annehmlichkeiten und Vortheile dar, daß man sich nur ungern, wenn überhaupt, zu dieser Neuerung entschließen wird. Der Goldwährung verdankt man namentlich die Entbehrlichkeit des Papiergeldes, welches nur sporadisch in Bremen vorkommt.

Bremen besitzt kein Bankinstitut im gewöhnlichen Sinne des Worts, und da seine laufenden Geschäfte gleichwol unendlich größer sind, als sie es nach den verfügbaren Baarmitteln sein könnten, so hat man diesen Mangel durch anderweitige Einrichtungen ersetzen müssen. Ein großer Theil der Verkäufe am Platze wird nämlich auf drei- bis viermonatlichen Credit abgeschlossen, und die Zahlungen werden zum Theil durch die Wechselmäkler, welche die Guthaben und die Verbindlichkeiten ihrer respectiven Clienten gegeneinander ausgleichen, besorgt, ohne daß baares Geld aufgezählt wird. Ein solches System, dessen Vortheile unverkennbar sind, ist nur möglich an einem Platze, wo einestheils eine große Solidität der Handlungen herrscht, anderntheils eine gewisse Übersicht über Thun und Treiben der einzelnen Börsenmitglieder jedem Kaufmann möglich bleibt. Im Allgemeinen wird das Vertrauen sehr leicht gewährt, was denn freilich sich hin und wieder schwer straft. Doch kommen Katastrophen weit seltener vor, als man denken sollte, und namentlich gehören die großen Fallissements zu den Ausnahmen. Bei einem jährlichen Umsatze von vielleicht 60 Millionen Thalern beträgt die jährliche Summe ungedeckter Passiva selten 150000 Thaler. Manche meinen indessen, das übliche System habe sich überlebt; es passe nicht mehr für die jetzige Natur des Geschäfts und für die wachsende Größe der Stadt, in der nicht mehr, wie in frühern Zeiten, Jeder Jeden persönlich kennen und beobachten kann.

Die umlaufenden Wechsel werden theils von Privatcapitalisten, theils von der sogenannten Discontokasse, einer sehr solid fundirten Actienbank, theils von der Sparkasse discontirt, welche letztere immer den zehnten Theil ihren Millionen in Papieren erster Classe anlegt.

Einen großen Aufschwung haben in letzter Zeit die Seeversicherungsgesellschaften genommen, welche sämmtlich Actienunternehmungen sind, neben denen jedoch auch Privatversicherer nicht unbedeutende Geschäfte machen. Im Jahre 1850 wurden in Bremen Versicherungen gegen Seegefahr zum Betrage von 30,500000 Thaler abgeschlossen. Der Rest wird in Hamburg, London, Neuyork u. s. w. untergebracht.

Der bremische Handelsstand war am 1. Jan. 1852 vertreten durch 474 Firmen, die den Handel im Großen betreiben (Detailliſten nennt man in den Seestädten bekanntlich nie Kaufleute, sondern nur Krämer u. s. w.), und 91 Mäkler und Waarenagenten. Da die meisten Firmen zwei Theilhaber zählen, so kann man die Zahl der Kaufleute auf etwa 750 anschlagen. An demselben Tage existirten 290 Tabacks- und Cigarrenfabriken und 6 Zuckersiedereien, welche so ziemlich allein die eigentliche Industrie Bremens repräsentiren. Bremen hat in auswärtigen Handelsstädten 148 Consuln, theils allein, theils mit den andern Hansestädten gemeinsam.

Dies, in einen engen Rahmen zusammengedrängt, die Gegenwart der zweiten deutschen Handelsstadt. Ihre Schmeichler sagen ihr, sie repräsentire die Zukunft des vaterländischen Verkehrs. Das Wort ist polemisch gegen Hamburg gerichtet und als solches unverständig; aber es liegt die Wahrheit darin, daß, wenn Deutschland nur erkennt, wie der Flor der Hansestädte sein eigener Vortheil ist, die Zukunft des deutschen Handels in Bremen seine Gegenwart dereinst verdunkeln wird.

Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

Die Botanik, wie sie im Anfange unsers Jahrhunderts meist gelehrt wurde, war wenig im Stande, Interesse und Theilnahme zu erwecken. Es war ein Wust von Namen nicht blos der Pflanzen, sondern auch der einzelnen Pflanzentheile, eine weit ausgebreitete Terminologie, welche den Jünger der Botanik empfing. Für jede eigenthümliche Form in Blatt, Wurzel, Stengel, Blüte, Blütenstellung und Frucht gab es einen besondern Namen: Namen, welche einer einzelnen Form angepaßt, auf keine andern passen wollten, sodaß ihre Menge wie eine immer zunehmende Lavine ins Unendliche fortzuwachsen drohte. Auf gleiche Weise aber, wie man die wechselnden Formen der einzelnen Organe in die starre Schranke einzelner Worte zu schnüren suchte, bestrebte man sich dem Wachsthum und der Form jeder einzelnen Pflanze ihr bestimmtes Maß vorzuschreiben. Für jede Pflanzenart suchte man eine ganz unabänderliche Beschreibung zu entwerfen und wollte alle die Tausende von Exemplaren, von denen nicht zwei einander ganz gleich sind, in die eine enge Beschreibung hineinpassen, ohne Rücksicht darauf, daß Klima und Boden für jede Pflanzenart eine Reihe abweichender Formen bedingen. Weit lieber machte man aus jeder dieser Formen eine neue Art, welche man dann ganz auf dieselbe Weise in den engsten Formenkreis zu bannen suchte. Soweit ging diese Sucht, die Pflanzen mit der einmal maßgebenden Beschreibung oder mit der Abbildung irgend eines Autors in Übereinstimmung zu bringen, daß, wenn wir anders einer von mehren Seiten verbürgten Anekdote Glauben schenken dürfen, ein sehr exacter und tüchtiger Pflanzenforscher aus dem Anfange unsers Jahrhunderts seinen Zöglingen nicht eher

eine gesammelte Pflanze zum Einlegen und Trocknen überließ, als bis er mit eigener Hand jedes Blatt entfernt, jede Biegung corrigirt, welche von seiner Ansicht eines charakteristischen Exemplars abwich, oder mit seiner Diagnose nicht übereinstimmte. Diagnose heißt nämlich jene kurze Beschreibung einer Pflanze, welche nicht den ganzen Pflanzenbau schildert, sondern nur die Punkte hervorhebt, in denen die eine Pflanze am leichtesten von den ihr ähnlichen unterschieden wird. Es ist die Diagnose, um uns eines deutlichen, wenn auch nicht schönen Bildes zu bedienen, wie das Signalement eines Menschen. War nun solch ein charakteristisches, dem Signalement völlig entsprechendes Exemplar gesammelt, so kam es darauf an, es regelrecht zu pressen und zu trocknen. Bücher sind geschrieben über das Pflanzentrocknen, und zahlreiche Notizen und Bemerkungen in den Zeitschriften Zeugen von der Wichtigkeit, mit der man diese Angelegenheit damals behandelte. Ja, der Professor Hoppe, der langjährige Director der „Regensburger botanischen Zeitung", ließ sogar einen von ihm selbst schön präparirten und wohlgepreßten Moosrasen in den wohlerhaltenen Farben abbilden, um die Schönheit und Zweckmäßigkeit seiner Präparirmethode in ein helles Licht zu stellen. Verschiedene Methoden und Ansichten über diesen wichtigen Punkt fehlten denn auch nicht; und von der Methode die Pflanzen in eine möglichst flache Ebene zusammenzupressen, entwöhnte man sich erst nach und nach, obschon man dadurch weit weniger an der gewünschten Eleganz gewann, als man an naturgemäßer Haltung und somit an Brauchbarkeit für die Erkenntniß verlor. Wie man in diesem Punkte den Hauptzweck einer Pflanzensammlung, den nämlich, die gesammelten und nicht zu jeder Zeit in der Natur zugänglichen Pflanzen in möglichst naturgetreuer Gestalt zu bewahren, aus dem Auge verlor: so begnügte man sich auch mit dem Sammeln derjenigen Pflanzentheile, welche als die charakteristischen in die Diagnosen einmal aufgenommen waren, und kümmerte sich wenig darum, Wurzeln, Früchte und dgl. zu sammeln, wenn nicht gerade diese Theile für die Unterscheidung einer einzelnen Pflanze angeführt und beschrieben waren. Was in frühern Jahrhunderten ein allgemeineres Interesse an den Pflanzen erregt hatte, ihre vielfache Anwendung in Medicin, Haushalt und Gewerben, stand vernachlässigt, und darum kümmerten sich Wenige der Pflanzenkundigen. Pflanzensammeln, Pflanzentrocknen war die Hauptbeschäftigung. Was Wunder, daß man da die Wissenschaft selbst für trocken zu erklären anfing und von vertrockneten Botanikern bis auf den heutigen Tag spricht!

So geschah es, daß die Wissenschaft, die von jeher den Namen der „lieblichen" führt (scientia amabilis), in eine langweilige umgewandelt ward, weil man ihr den lebendigen Geist genommen und statt desselben ein dürres Fachwerk aufgerichtet hatte, das ebenso weit von Naturanschauung entfernt war als die Langeweile, die es erregte, und von dem nie abnehmenden, staunenden Entzücken, welches unsere liebliche Wissenschaft bei jedem neuen Schritte in ihrem Jünger erweckt. Es ist in unserer Zeit nicht nöthig nachzuweisen, wie wenig die Botanik selbst den Namen der langweiligen verdient, da das täglich sich mehrende Interesse Zeugniß genug dagegen ablegt.

Wenn wir aber dieses Interesse in einer andern Richtung der Wissenschaft begründet sehen, als die war, welche wir soeben zu schildern suchten, so dürfen wir doch nicht verkennen, wie auch jene Behandlungsweise so sehr durch den naturgemäßen Entwickelungsgang der Botanik bedingt worden ist, daß wir gerade ihr die ganze Grundlage der heutigen Pflanzenkunde verdanken. Ein kurzer Rückblick auf den frühern Zustand der Pflanzenkunde wird uns zeigen, wie nothwendig es war, genaue Unterscheidungszeichen zwischen den verschiedenen Pflanzen aufzustellen, wie sehr die Wissenschaft darunter gelitten hatte, daß die Pflanzensammlungen fehlten oder ungenügend reservirt wurden, wie dringend erfoderlich endlich das genaue Feststellen der einzelnen Begriffe für die Beschreibung gewesen; doch wollen wir hiermit keineswegs Diejenigen entschuldigen, welche in solcher einseitigen Richtung beharrend aus Nebendingen ihre Hauptwissenschaft machten, und — müssen wir hinzufügen

— noch machen; denn noch immer gibt es sogenannte Botaniker, die sich und Andere in dem Wahne erhalten, Pflanzen trocknen und für jede Form einen besondern Namen in Bereitschaft haben, dies sei: Botanik.

Rückblick auf das vorige Jahrhundert.

Ganz anders stand es um die Botanik zu Anfang des vorigen als zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Während man in diesem vor lauter Form kaum an den Inhalt gelangen konnte, entbehrte in jener Zeit das Wissen fast jeder Form. Aus den Zeiten griechischer und römischer Bildung stammt, wie in andern Wissenschaften, so in der Botanik die Grundlage aller Kenntnisse. Je greller die Feinheit griechischer Anschauungsweise mit der Roheit des kriegerischen Zeitgeistes contrastirte, um so höher wurden die Überbleibsel jener Periode, welcher Art sie auch waren, geschätzt. So wurden auch die Nachrichten und Beobachtungen von Pflanzen, die sich in den vorhandenen Schriften der Classiker vorfanden, ein Gegenstand des eifrigsten Studiums. Wenige Werke allgemeinern botanischen Inhalts waren in jenen Zeiten verfaßt worden, noch weniger sind auf die Nachwelt überkommen. Nur von den nutzbaren Pflanzen war beiläufig eine kurze Beschreibung gegeben. Unter diesen zogen aber gerade die dürftigen Notizen über Medicinalpflanzen die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich. Mit dem größten Eifer suchten sie die Pflanzen wieder zu entdecken, mit denen jene für unfehlbar erachteten Autoritäten ihre glücklichen Curen vollbracht hatten. Sie suchten, und was mehr ist, sie fanden, was sie suchten, d. h. sie fanden Pflanzen, auf welche die angegebenen Kennzeichen recht gut paßten. So glaubte Jeder in seiner Gegend die berühmten Heilmittel der Alten gefunden zu haben, wenn seine Pflanze sich mit der oft nur zu kurzen Beschreibung ungefähr vereinigen ließ. Wie es aber selbst bei den genauen Beschreibungen der Jetztzeit schwierig ist, die Pflanzen eines Landes nach der in einem andern Lande entworfenen Beschreibung richtig zu bestimmen, so waren damals zahllose Misgriffe und Verwechselungen die natürliche Folge jenes Anschlusses an die Alten. Es waren die classischen Namen geblieben, die Pflanzen aber, denen sie angehörten, kannte man nicht mehr: überall von andern Pflanzen redend, glaubte man doch immer, ein und dieselben vor sich zu haben. Um dieser Verwirrung zu steuern, waren Abbildungen entworfen worden, so gut es eben die Zeit verstand, und unendliche Mühe ward aufgewandt, die Pflanzen der verschiedenen Länder voneinander zu unterscheiden und in die verworrene Masse Ordnung zu bringen. Nicht wenig trug zur Erschwerung dieser Arbeit der Umstand bei, daß die Wissenschaft, von dem classischen Boden Griechenlands und Roms entflohen, ihren Hauptsitz in den nördlichern Ländern gefunden hatte, sodaß die Vergleichung der lebenden Pflanzen mit den Beschreibungen der Alten den allergrößten Schwierigkeiten unterlag. Während man so mit den einheimischen Pflanzen in eine schwer zu entwirrende Confusion gerathen war, kamen immer neue Mengen zur Kunde der Botaniker. Zuerst war es der Verkehr mit den Arabern, dann die Entdeckung des westlichen und südlichen Afrika, endlich die beiden Indien, welche unbekannte, seltsam gestaltete Pflanzen in nie geahnter Menge herbeiführten. Doch selbst abgesehen von den großen Abweichungen und Seltsamkeiten in der Gestalt, erregten eine bedeutende Menge der neuen Ankömmlinge die höchste Aufmerksamkeit, als die Mutterpflanzen der herrlichsten Früchte, der kostbarsten Specereien. Schon die genauere Untersuchung der einheimischen Pflanzen hatte manche Ungenauigkeit in den Beschreibungen der classischen Schriftsteller aufgedeckt. Jetzt verloren ihre Schriften noch mehr an Gewicht, einmal durch die Menge der neuen Pflanzen und Pflanzenproducte, von denen sie nicht einmal den Namen enthielten, anderntheils dadurch, daß ihre Referate über die ostindischen Specereien gar wenig mit den Berichten der Reisenden übereinstimmten. So ward jener unbedingte Glaube an die Autorität der Alten in die Skepsis verwandelt, welche allein einen wissenschaftlichen Fortschritt möglich macht. Gleichzeitig regte die Menge neuer Arznei- und Nutzpflanzen zu vielfachen Versuchen über die Wirkungen nicht blos dieser,

sondern im Gegensatz zu ihnen, auch der einheimischen Pflanzen an, da die neuen Mittel theils mit Unglauben aufgenommen, theils über alle Maßen gerühmt wurden. Der Nutzen einer Pflanze war aber in jener Zeit nicht blos der Hauptgrund, sie zu sammeln oder aus fremden Welttheilen herbeizuführen, sondern selbst in der damaligen Wissenschaft war die Lehre von den Heilkräften der Pflanzen einer der wesentlichsten Theile. Während wir heutzutage durch chemische Analysen die natürliche Beschaffenheit und die wirksamen Theile einer Pflanze gleichzeitig erkennen, gab damals nur der Gebrauch selbst einen Aufschluß, und so mußten aus den Erfahrungen alter und neuer Schriftsteller die Kräfte jeder Pflanze erschlossen werden. Unendliche Widersprüche brachte die Verwechselung selbst nahe verwandter Pflanzen in diese Lehre. So führte auch dieser Umstand auf die Nothwendigkeit einer genauen Erkenntniß der Pflanzenart zurück.

Die Systematik und Pflanzennamen früherer Jahrhunderte.

Immer dringender ward das Bedürfniß nach einer zweckmäßigen Ordnung der Pflanzen, nach einer bequemen Methode, die bekannten zu übersehen, neue einzureihen. Eine bloße Aufzählung nach dem Alphabet, nach der Wirksamkeit oder nach dergleichen willkürlichen äußern Eintheilungsgründen reichte nicht mehr aus. Große Schwierigkeiten stellten sich aber einer brauchbaren Eintheilung entgegen. Die alte Unterscheidung in Bäume, Sträuche und Kräuter war nicht ausreichend, da nicht wenige Pflanzen unter verschiedenen Umständen bald einen höhern, bald einen niedern Wuchs annehmen, und so bisweilen baumartig, bisweilen strauchartig u. s. w. erscheinen. Die Menge der Bäume, der Sträuche, der Kräuter war zu groß, als daß nicht noch viele Unterabtheilungen nöthig gewesen wären. Es war nicht wie bei den Thieren, wo die Gestalt und der ganze Bau so bedeutende Unterschiede darbieten, daß Säugethiere, Vögel, Fische, Schlangen, Eidechsen u. s. w. als allgemein anerkannte Ordnungen dastanden; während gleichzeitig die Zahl der Arten von größern Thieren eine verhältnißmäßig geringe, die Thiere selbst verbreiteter und daher bekannter waren. Selbst in den niedern Classen zeichneten sich eine Menge Thiere durch Lebensweise und Gestalt so aus, daß nur naheſtehende miteinander verwechselt werden konnten, während der größte Theil, gleich den niedern Pflanzen, ihrer Kleinheit, Unscheinbarkeit und Nutzlosigkeit wegen unbeachtet blieb. Unter den Pflanzen bilden aber, umgekehrt wie im Thierreiche, gerade die weniger ausgebildeten leicht erkennbare Gruppen. Die Farrnkräuter, Schachtelhalme, Moose, Flechten und Pilze sind im Allgemeinen scharf umgrenzt und waren darum leichter zu scheiden, soweit sie eben Beachtung fanden. Die große Masse der blühenden, höher ausgebildeten Pflanzen aber stand da als eine ungeordnete Masse. Man versuchte es nacheinander bald nach diesem, bald nach jenem Merkmale Abtheilungen zu bilden: so nach der äußern Gestalt und Größe, nach der Blütezeit, nach dem Standorte und dem Vaterlande, nach dem Nutzen und den medicinischen Kräften, nach der Gestalt, Stellung und Farbe der Blätter, nach der Form der Wurzeln, nach Geruch und Geschmack; aber dies Alles war vergeblich, bis man endlich in den Befruchtungstheilen sicherere Zeichen nicht blos für die Unterscheidung der einzelnen Pflanzen, sondern auch der Pflanzengruppen fand. Cäsalpinus war der Erste, welcher in seinem Werke „De plantis" im Jahre 1583 die Bäume, Sträucher und Kräuter nach der Form ihrer Frucht zusammenstellte. Ihm folgten im Laufe des 17. Jahrhunderts einzelne Botaniker, während im Allgemeinen seine Arbeit wenig Anklang fand, bis mit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Principien, auf welche er sein System gegründet hatte, allgemeinere Anerkennung erhielten. Doch es gab noch andere Schwierigkeiten zu überwinden als diejenigen, welche in der Natur der Pflanzen selbst begründet waren, Schwierigkeiten, welche in der Art und Weise lagen, mit welcher man die Botanik betrieb und die Pflanzen beschrieb. Besonders zwei dieser Umstände müssen wir hervorheben. Es war dies erstens der Mangel einer festen Terminologie. Große Willkürlichkeit herrschte in der Beschreibung der Pflanzen und der Benennung ihrer

einzelnen Theile. Mit den verschiedensten Namen wurden dieselben Formen bezeichnet, sodaß es ein eigenes Studium erfoderte, um zu wissen, was dieser, was jener Schriftsteller mit diesem oder jenem Ausdrucke bezeichnete. Ein zweiter Übelstand war die Weitschweifigkeit und die Mannichfaltigkeit der Pflanzennamen. Von eigentlichen Pflanzennamen kann man in dieser Zeit noch gar nicht sprechen, denn es gab außer den wenigen von den Alten oder, bei der Einführung einer Pflanze, von auswärts mit überkommenen Namen nur weitläufige Umschreibungen der Pflanze. Man setzte nämlich den Namen einer Pflanze, mit welcher die gemeinte Pflanze einige Ähnlichkeit hatte, hin, und fügte diesem nun eine Aufzählung der unterscheidenden Merkmale hinzu, sodaß statt eines kurzen Namens eine lange Beschreibung dienen mußte. So benannte z. B. Micheli 1729 von zwei ähnlichen Pflanzen die eine: Vallisneria palustris, algae folio, italica, foliis in summitate denticulatis flore, purpurascente; und die zweite: Vallisnerioides palustre, algae folio, italicum, foliis in summitate tenuissimis denticulatis, floribus albis vix conspicuis.*) So werden bei J. Bauhin eine Reihe Arten von Helianthemum (Sonnenröslein, Sonnengünsel) mit folgenden Benennungen aufgeführt: Helianthemum alpinum, folio Pilosellae minoris Fuchsii. — Helianthemum sive Cistus humilis, folio Sampsuchi, capitulis valde hirsutis. — Helianthemum ad Nummulariam accedens. — Cistus Helianthemum foliis Polii montani. — Chamaecistus foliis Myrti Tarentinae, canis cinereis.**)

Man ersieht aus diesen Beispielen, wie schwerfällig die Bezeichnung war, und daß keine einzige dieser Beschreibungen für sich verständlich ist. Sie beziehen sich immer auf ähnliche Pflanzen, ohne deren Kenntniß es nicht möglich ist, mit Sicherheit die Bezeichnung zu verstehen. Da es nun aber gar oft der Fall war, daß der eine Schriftsteller die eine, der zweite und dritte aber ganz andere Pflanzen *mit* demselben Namen bezeichnete, wie denn ja auch der citirte Verfasser in dem ersten Falle ausdrücklich den Namen des Autors Fuchs, dessen Pilosella minor er meint, hinzufügt: so war es in manchen Fällen nur durch ein sehr genaues Studium des Autors wie der Flora seines Wohnorts möglich, die gemeinte Pflanze zu erkennen. Trotz so ungünstiger Umstände ward der Versuch immer wiederholt, die so unvollkommen beschriebenen Pflanzen in Handbücher zusammenzustellen, damit es möglich würde, mit Sicherheit die Pflanzenschätze zu übersehen. Von den Schriftstellern, die mit unendlichem Studium solche Werke vollendeten, ist hier nur Tournefort zu nennen, der im Jahre 1700 der Akademie zu Paris in seinem Werke: „Institutiones rei herbariae", eine solche Übersicht aller beschriebenen Pflanzenarten vorlegte, worin er sie nach der Form der Blume und der Frucht in ein System zusammengestellt hatte. Freilich konnte auch er sich von der althergebrachten Eintheilung in Kräuter und Bäume noch nicht losmachen. Außerdem blieb ein schlimmer Umstand, daß die Form der Blume, worauf er die Haupteintheilung begründet hatte, nicht immer zu den gegebenen Charakteren passen wollte; auch waren die unterschiedenen Blütenformen keineswegs immer in der Natur deutlich genug ausgeprägt. Dagegen führte er es zuerst durch, daß man alle die Pflanzen, die zusammengehörten, auch mit demselben Namen belegen müsse. Wir sahen in dem obigen Beispiele, wie die Helianthema bei Bauhin bald als Helianthemum, bald als Cistus, bald als Helianthemum

*) Übersetzt würden diese Benennungen etwa lauten Vallisneria, eine italienische Sumpfpflanze, mit Blättern wie Seegras, die an der Spitze gezähnelt, und mit purpurröthlichen Blumen; und: Vallisneria-ähnliches, italienisches Sumpfkraut, mit Blättern wie Seegras, die an der Spitze sehr dünn und gezähnelt, und mit weißen, kaum sichtbaren Blumen. Daß beide Pflanzen nur verschiedene (männliche und weibliche) Exemplare derselben Pflanze waren, wußte Micheli noch nicht.

**) Zu deutsch: Alpen-Sonnenröslein, mit dem Blatte des kleinern Habichtkrauts nach Fuchs. — Niedriges Sonnenröslein oder Ciströslein, mit dem Blatte des Sampsuchs und sehr rauchen Köpflein. — Sonnenröslein, dem Wiesengeld nicht unähnlich. — Cist-Sonnenröslein, mit den Blättern des Berg-Poleis. — Nieder-Ciströslein, mit den rauchen und aschgrauen Blättern der tarentiner Myrt-

sive Cistus angeführt wurden. Namentlich diese letzte Art, zwei oder mehre Namen nebeneinander zu stellen, war sehr häufig angewandt worden; wie denn ein Schriftsteller sogar eine Pflanze unter folgender Benennung beschrieb: Nec Cacalia, nec Cacaliastrum an Tithymaloides. *) Diese Willkürlichkeit, welche dadurch entstanden war, daß man eben nach der äußern Ähnlichkeit eine Pflanze an die andere anreihte, wurde beseitigt, und seit Tournefort ist es allgemeine Regel geblieben, daß die Pflanzen mit demselben Namen belegt werden und derselben Gattung angehören, welche durch den Bau der Blütentheile und meist auch durch die äußere Gestalt als zusammengehörige sich darstellen. Im Übrigen aber ließ er die Namen der Pflanzenarten unverändert und neben dem einfachen Gattungsnamen blieb die beschreibende Diagnose die einzige Benennung der Pflanze. So heißen z. B. einige Arten der Seidenpflanzen: Apocynum erectum, incanum, latifolium, Aegyptiacum, floribus croceis. — Apocynum erectum, incanum, latifolium, Malabaricum, floribus ex albo suave-purpurascentibus. — Apocynum erectum, incanum, latifolium, Americanum, floribus ex incarnato suave-violaceis. — Apocynum erectum, incanum, latifolium, Syriacum, floribus parvis obsolete purpurascentibus. **)

Linné's Auftreten.

Diese Bezeichnungsweise blieb die allgemein übliche, bis Linné in der Mitte des 18. Jahrhunderts neue Bahnen betrat, und durch die scharfe Logik seiner Schriften, sowie durch die tiefe Auffassung der Natur in der Botanik wie in allen andern beschreibenden Naturwissenschaften eine allgemeine Reform hervorrief. Es war sein erstes Bemühen dahin gerichtet, jene unbestimmte und relative Beschreibung der Pflanzen zu beseitigen. Er entwarf für sämmtliche bekannte Arten kurze Beschreibungen oder Diagnosen, in welchen er mit bestimmten, kurzen Ausdrücken die zur Unterscheidung der Arten wichtigen Merkmale beschrieb, sodaß es möglich ward, auch ohne die ähnlichen Arten zur Hand zu haben, die einzelne Pflanze zu erkennen. Er erreichte diese Präcision dadurch, daß er mit jedem Worte, welches er anwandte, einen genau feststehenden Begriff verband, und so der Botanik eine eigene Sprache, eine Terminologie begründete. Er bediente sich wie die meisten seiner Vorgänger der lateinischen Sprache, die, außer der allgemeinen Verbreitung, den Vortheil großer Präcision und Klarheit vor fast allen Sprachen voraus hat. So entstand jene Terminologie, deren wir als des Schreckens der spätern Zeit erwähnten, als ein nothwendiges Bedürfniß. Aber auch die andere Schwierigkeit, welche in der Schwerfälligkeit der Benennungen lag, wußte Linné für immer zu beseitigen, indem er nämlich dem Namen der Gattung, welchen schon Tournefort eingeführt hatte, einen zweiten Namen und meist ein für die Pflanzenart bezeichnendes Beiwort hinzusetzte. So bildete er die zweigliederigen Pflanzennamen, welche, den jetzt gebräuchlichen Namen der Menschen nachgebildet, einen Gattungsnamen gleich dem Familiennamen, einen Beinamen gleich dem Taufnamen enthalten, nur mit dem Unterschiede, den der Geist der lateinischen Sprache erfodert, nämlich: daß der Gattungsname voransteht, der Artname ihm folgt. So nannte z. B. Linné jene vorher aufgeführten Cistrosen: Cistus marifolius Linné. — Cistus pilosus Linné. — Cistus nummularius Linné. — Cistus polifolius Linné. — Cistus canus Linné. ***) — Er fügte jedem dieser Namen seinen eigenen Namen als drittes Glied hinzu, um dadurch, wie schon Bauhin den Namen des Fuchs anführt, anzuzeigen, daß diese Pflan-

*) Kein Alpendost, auch nicht dem Alpendost, vielleicht aber der Wolfsmilch ähnliche Pflanze.

**) Aufrechte, graue, breitblätterige ägyptische Seidenpflanze mit gelben Blumen. — Aufrechte, graue, breitblätterige malabarische Seidenpflanze mit schön purpurröthlich-weißen Blumen. — Aufrechte, graue, breitblätterige amerikanische Seidenpflanze mit schön veilchenbläulich-blutrothen Blumen. — Aufrechte, graue, breitblätterige syrische Seidenpflanze mit kleinen verwaschen purpurröthlichen Blumen.

***) Marumblätteriges Ciströslein. — Behaartes Ciströslein. — Wiesengeld-Ciströslein. — Poleiblätteriges Ciströslein. — Graues Ciströslein.

zen von ihm so benannt seien, daß also die Beschreibung derselben in seinen Schriften gesucht werden müsse. Diese Bezeichnungsweise ist noch immer beibehalten worden, und so heißen die erwähnten Pflanzen jetzt: Helianthemum marifolium Persoon. — Helianthemum pilosum Persoon. — Helianthemum nummularium Miller. — Helianthemum polifolium Persoon. — Helianthemum canum Dunal, weil Spätere gefunden haben, daß die Gattung Cistus des Linné in zwei Gattungen zerfallen müsse. Wer nun zuerst erkannte, daß eine Pflanze aus der Gattung Cistus des Linné in die neue Gattung Helianthemum gehöre, der setzte seinen Namen dahinter. Daher erhielten nun die Namen Persoon, Miller, Dunal und Andere ihren Platz hinter jenen Pflanzennamen.

Linné hatte mit glücklicher Energie die Schwerfälligkeiten in der Beschreibung der Pflanzen beseitigt. Er hatte mit scharfer Kritik und großer Umsicht die bekannten Pflanzen gesichtet und geordnet, soweit es ihm die Anschauung der lebenden Pflanzen auf seinen Reisen und bei den zahlreichen Excursionen in seinem Vaterlande Schweden, soweit es ihm die damals schon recht bedeutenden botanischen Gärten, soweit es ihm endlich die Beschreibungen und Abbildungen der ältern Autoren und die von vielen Seiten bereitwillig zugesandten getrockneten Pflanzen gestatteten. Er hatte außerdem ein Pflanzensystem errichtet, welches wir später noch genauer ins Auge fassen müssen, und das vor allen frühern den Vortheil einer raschen, leichten und sichern Bestimmung der Pflanzen darbot. Dadurch ward es ihm möglich, in kurzer Zeit sämmtliche bekannte Pflanzen, durch kurze Beschreibungen (Diagnosen) erläutert, in den einen Theil seines „Systema naturae" zusammenzustellen. Mit seiner Arbeit fand er einen solchen Beifall, daß noch zu seinen Lebzeiten, in 32 Jahren, von 1735—67, nicht weniger als 12 Auflagen von dem Theile, welcher die Pflanzen enthält, unter dem Titel „Systema Vegetabilium" gedruckt worden sind.

Linné's Nachfolger.

Man ersieht leicht, welch einen Fortschritt die Arbeiten Linné's bewirkten, wenn man sich jene Confusion des 17. Jahrhunderts ins Gedächtniß zurückruft. Es darf uns also nicht wundern, daß mit dem größten Eifer der von Linné eingeschlagene Weg von allen jüngern Forschern betreten wurde. In jedem Lande, ja auf jedem Fleckchen Erde gab es Arbeit genug, da man die aufgefundenen Arten mit den Diagnosen von Linné zu vergleichen hatte, und bald hier, bald da eine Form entdeckte, die mit ihnen nicht stimmen wollte, oder gar zwei Pflanzen unterscheiden konnte, welche beide in eine Diagnose paßten. Während dieses Letztere meist der Fall war bei den Vergleichen von Pflanzen aus verschiedenen Gegenden, welche Linné, durch die gleiche Benennung seiner Vorgänger und ihre ungenauen Beschreibungen verleitet, für identisch hatte halten müssen, geschah Jenes vorzüglich in den Gegenden, die er nicht selbst besucht hatte, oder bei Pflanzen, deren Unterschiede mehr in ihrer Lebensweise als in ihren äußern Formen ausgedrückt sind. Diese Art der Untersuchung war eine interessante und erfolgreiche. Neue Pflanzenarten und abweichende Formen oder Varietäten wurden entdeckt und beschrieben. So entstand denn immer mehr ein Trachten, neue Arten zu entdecken, zumal da außer dem wissenschaftlichen Interesse auch die Eitelkeit ihre Rechnung dabei fand, und mancher Schöpfer neuer Pflanzennamen sich hinlänglich für seine Mühe belohnt fühlte und — müssen wir sagen — oft genug auch jetzt noch fühlt, wenn er einer neuen Art seinen Namen als Urheber oder Aufsteller beifügen und so ein Theil Unsterblichkeit erwerben kann. Dieses gedankenlose Fortschreiten auf dem von Linné eingeschlagenen Wege war es aber, welches jenen oben geschilderten Zustand der Botanik im Anfange unsers Jahrhunderts hervorrief. Manche Mühe hat es gekostet, alle jene neu aufgestellten Pflanzenarten zu sichten und wieder mit den alten Pflanzenarten in Einklang zu bringen, da nur gar zu viele keinem andern Umstande ihre Entstehung verdankten, als der Eitelkeit ihrer Urheber oder dem Eigennutze von Sammlern und Pflanzenhändlern, welche eine kaum abweichende Form mit einem

neuen Namen tauften, um mit größerm Vortheile Hunderte von Exemplaren absetzen und vertauschen zu können, bis die allseitige Untersuchung den neuen Namen in sein Nichts zerfallen ließ. So widerwärtig aber auch ein solches Treiben der Zeit sich darstellte, und so abschreckend es für die Jünger der Botanik war, so ist es doch nicht ohne großen Nutzen für die Kenntniß der Pflanzenformen geblieben. Wir haben durch dieses rastlose Unterscheiden den Formenkreis jeder einzelnen Pflanze kennen gelernt oder sind wenigstens dieser sichern Begrenzung nähergerückt; denn noch dürfen wir diese Arbeit nicht für abgeschlossen ansehen. Die starren Charaktere, welche Linné gegeben, sind erweitert; wir haben den Einfluß, welchen Boden, Klima und Standort auf die Formen der Pflanzen haben, gerade durch diese Unterscheidungssucht kennen und für die einzelnen Pflanzen richtig würdigen gelernt. Wir werden später noch genauer ins Auge fassen müssen, wie sich die Kenntniß der einzelnen Pflanzen und ihrer Zusammengruppirung in der neuesten Zeit vervollkommnet, und wie wir in diesem Theile der Botanik, in der sogenannten Systematik noch immer fortbauen auf dem Grunde, den Linné zuerst gelegt hat.

Pflanzenanatomie und Mikroskopie der frühern Jahrhunderte.

Während so die beschreibende Botanik die bedeutendsten Fortschritte machte und die äußere Gestalt der mannichfaltigen Pflanzen immer genauer beschrieben ward, entwickelte sich gleichzeitig ein anderer Zweig der Pflanzenkunde, die Lehre nämlich von dem innern Baue der Pflanze. Ja die Vereinfachung der Terminologie und somit des schwierigsten Theils der beschreibenden Botanik beruht wesentlich auf der Kenntniß des innern Baus der Pflanzen und dem Zusammenhange desselben mit den äußern Formen. Zwar war die Pflanzenanatomie zur Zeit Linné's noch wenig fortgeschritten, aber gleichwol konnte er die schon gemachten Entdeckungen als eine der wesentlichsten Grundlagen für seine Arbeiten benutzen. Wir müssen daher einen Blick auf die Entwickelung dieses Theils unserer Wissenschaft werfen, welcher aus den unbedeutenden Kenntnissen der Classiker sich in den letzten zwei Jahrhunderten zu einer solchen Bedeutsamkeit hinaufgeschwungen hat, daß er als eine selbständige Wissenschaft die Lebensaufgabe vieler Botaniker ausmacht. Soweit das bloße Auge reicht, hat schon der älteste Botaniker Europas, Aristoteles, die Gewebe der Pflanze beschrieben. Damit aber schließt die Kenntniß der Pflanzenanatomie bei den Alten. Sie war im Mittelalter vielfach verdreht und verwirrt worden, nicht sowol durch ungenaue Beobachtungen, denn man machte wenige, als dadurch, daß man den Bau der Pflanzen, der in seiner Gleichförmigkeit und Feinheit dem Auge unverständlich blieb, stets mit dem Baue des thierischen Körpers verglich und in jedem der feinen Pflanzentheilchen, welche man mit dem bloßen Auge zur Noth unterscheiden konnte, einen Theil, der dem einen oder andern Organe des thierischen Körpers entsprach, zu finden meinte. Die Anatomie des Thierkörpers war fortgeschritten, einmal durch die große Leichtigkeit, mit welcher man die viel mannichfaltigern und größern Organe der Thiere erkennen kann, anderntheils durch das größere Interesse, welches die Organisation des thierischen Körpers nicht blos im Allgemeinen, sondern besonders bei den Ärzten durch die Ähnlichkeit mit dem menschlichen Körper erregte. Der Bau der Pflanzen aber blieb ein Räthsel. Über die Weise ihrer Ernährung und ihres Wachsthums schuf man sich nur durch oberflächliche Vergleiche mit den Thieren oberflächliche Ansichten. Sobald indessen nach der Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Fortschritte in der Optik die zusammengesetzten Mikroskope entdeckt waren, wandte sich das Verhältniß. Jetzt wurde der Bau der Pflanze aus denselben Ursachen, weshalb er früher so wenig Beachtung gefunden, nämlich seiner Einfachheit wegen, genauer und rascher bekannt als derjenige der Thiere, deren einzelne Organe eine solche Mannichfaltigkeit verschiedener, überall sich durchkreuzender Elementärorgane zeigten, daß seine Erforschung als der schwierigste Theil der mikroskopischen Anatomie noch jetzt dasteht. Zwei Naturforscher, Marcellus Malpighi, Professor zu Bologna, und Nehemiah Grew, Schreiber oder Secretär der Ro-

niglichen Societät der Wissenschaften zu London, hatten gleichzeitig die Erforschung der Pflanzenstructur mit Hülfe der neuerfundenen Mikroskope mit großem Fleiße begonnen, und es erschienen ihre Werke, welche in dem Zwischenraum von nicht einem Jahre der königlichen Societät zu London vorgelegt waren, von 1672 — 82. Ihre Arbeiten erstrecken sich über eine Menge verschiedener Pflanzen und umfassen die Anatomie aller einzelnen Theile derselben, sodaß in ihren Schriften wie mit einem Schlage eine neue Welt vor den erstaunten Augen der Gelehrten aufgethan ward. Solcher Umfang und eine Genauigkeit, welche noch jetzt die Arbeiten dieser Väter der Pflanzenanatomie bewundern läßt, erregte, wie leicht erklärlich, bei allen Freunden der Wissenschaft das größte Interesse, wie uns die zahlreichen Ausgaben und Übersetzungen ihrer Schriften deutlich genug beweisen. Man hätte glauben sollen, daß ihre Arbeiten ein Sporn gewesen wären, auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege zu immer genauern Beobachtungen rasch fortzuschreiten. Gleichwol zeigt uns die Literatur des 18. Jahrhunderts das Gegentheil; denn außer einigen, und zwar meist zusammenhanglosen Beobachtungen blieb der Stand der Pflanzenanatomie derselbe, wie ihn jene Untersuchungen gelassen hatten, bis nahe an den Beginn unsers Jahrhunderts. Die Abbildungen Grew's und Malpighi's waren die allgemein gültigen, zu denen nur noch Leeuwenhoek am Schlusse des 17. Jahrhunderts tüchtige Nachträge geliefert hatte. Die Mikroskope der damaligen Zeit erwiesen sich freilich noch unvollkommen, da sie den Gegenstand nicht klar und rein in seinen natürlichen Farben, sondern mit mehr oder weniger starken Säumen aller Regenbogenfarben umgeben zeigten. Man suchte diesem Übelstande vielfach dadurch zu entgehen, daß man zur Anwendung einfacher Linsen seine Zuflucht nahm, denen man durch sehr bedeutende Krümmung ihrer Fläche die größtmöglichste Stärke gab. Man war bei der Anwendung so scharfer Gläser genöthigt, den Gegenstand unmittelbar bis an das Glas zu bringen und hatte gleichwol immer nur ein sehr kleines Gesichtsfeld. Die Beobachtung blieb dadurch sehr erschwert. Zugleich war die Kunst, gute Linsen zu schleifen, so wenig verbreitet, daß eine Menge der sorgsamsten Beobachter sich ihre Instrumente selbst verfertigen mußten. Die Instrumente waren überaus kostbar, kostbarer noch, wenn man zu Linsen von andern Materialien, von Bergkrystall, Halbedelsteinen oder Diamanten seine Zuflucht nahm; und doch suchte man auch diese zu benutzen, weil sie den Vortheil eines größern Gesichtsfeldes, eines größern Abstandes der Objecte darboten. Die Schwierigkeiten im Gebrauche des Mikroskops sowie die Farbenerscheinungen und Unbequemlichkeiten wurden bald ein Grund das Instrument zu verdächtigen. Man erklärte seinen Gebrauch geradezu für unstatthaft, indem man behauptete, daß es Alles zeige, was man wolle, und Jeder damit etwas Verschiedenes an demselben Object wahrnehme. Wenn nun auch diese Verdächtigung nicht im Stande war, die Verbreitung des Mikroskops zu hindern, und bis zu unsern Zeiten hin jeder Mikroskopiker das Ungereimte des Vorwurfs klar erkennt: so haben doch die fortgesetzten Streitigkeiten über mikroskopische Beobachtungen, wie sie zum Frommen der Wissenschaft geführt sind und noch geführt werden, anscheinend jene Beschuldigung gerechtfertigt, und es dürfte deshalb nicht überflüssig erscheinen, hier die Ursachen solchen Verdachts, der noch heutzutage öfter geäußert wird, genauer zu betrachten.

Eigenthümlichkeiten mikroskopischer Bilder.

Das Sehen der Gegenstände durch das Mikroskop unterscheidet sich von dem Sehen mit bloßen Augen nicht blos dadurch, daß die Gegenstände vergrößert erscheinen, sondern auch dadurch, daß dieselben auf eine ganz andere Weise beleuchtet werden. Die Beleuchtung, in welcher wir die Gegenstände gewöhnlich vor Augen haben, ist bekanntlich durch auffallendes Licht hervorgerufen. Beim Mikroskope aber kann man nur bei ganz schwachen Vergrößerungen eine solche Beleuchtung anwenden; man muß in allen andern Fällen sich des durchfallenden Lichts bedienen. Der Unterschied ist in kurzem dieser, daß im letztern Falle der Gegenstand der Betrach-

tung sich zwischen unserm Auge und dem Punkte, von wo das Licht ausgeht, befindet, sodaß wir da, wo der Gegenstand durchsichtig ist, geradeswegs in das Licht sehen, dagegen überall, wo er nicht völlig durchsichtig ist, mehr oder weniger dunkele Partien vor uns haben, von welcher Erscheinung unsere halbdurchsichtigen und mit undurchsichtigern Figuren verzierten Fensterbilder und Lampenschirme überall bekannte Beispiele liefern; bei auffallendem Lichte aber ist der leuchtende Punkt seitwärts von unserm Auge befindlich, sodaß wir durch die auf den Gegenstand fallenden Strahlen seine Oberfläche erleuchtet sehen. Ein völlig durchsichtiger Körper verschwindet dem Auge bei dieser Beleuchtungsart so gut wie bei jener; aber während dort die Gegenstände um so genauer erkannt werden können, je mehr sie sich der Durchsichtigkeit nähern, werden sie hier um so deutlicher, je weniger durchsichtig sie sind. Hier erhält man ein Bild von der Oberfläche der Körper, dort von dem innern Bau. Während Erhöhungen und Vertiefungen, Vortreten und Zurückstehen die Schatten bei auffallendem Lichte bewirken, zeigt der Schatten des durchfallenden Lichts lediglich die Körpermasse an, und ein gleichmäßig dicker Theil kann viele Falten machen, ohne daß es bemerkbar wird. An eine solche Beleuchtungsweise muß man sich gewöhnen, und muß es lernen die Schatten richtig zu würdigen. Erst in neuerer Zeit hat man bei den Mikroskopen Vorrichtungen angebracht, um durch schief von unten einfallendes Licht die Gegenstände zu erleuchten. Man hat durch diese theilweise Vereinigung beider Beleuchtungsweisen außerordentlich viel erreicht, da dadurch die mikroskopischen Bilder als perspectivische und nicht blos, wie bei dem durchfallenden Lichte, als geometrische erscheinen. Man sieht von den dunkeln Theilen nicht blos die obere Fläche, sondern auch die Seitenansicht. Eine andere Schwierigkeit bietet der Umstand dar, daß die Vergrößerungsgläser nicht im Stande sind, bald nahe, bald ferne Gegenstände deutlich erkennen zu lassen, wie es das menschliche Auge durch seine überaus kunstreiche Einrichtung zu thun im Stande ist. Jedes vergrößernde Glas zeigt nur die Gegenstände deutlich, welche in einer ganz bestimmten Entfernung davor sich befinden. Diese Entfernung ist um so kleiner, je stärker das Glas vergrößert. Alles Andere aber, was sich außer der richtigen Entfernung befindet, zeigt sich entweder gar nicht oder erscheint als ein Schatten, welcher um so größer und blasser, je ferner, um so dunkler und kleiner aber, je näher der Gegenstand der richtigen Entfernung, dem sogenannten Brennpunkte oder Focus gerückt ist. Auch dieser Umstand gibt zu Täuschungen Anlaß, besonders wenn einzelne kleine Spitzen des Objects sich ein wenig erheben. Man pflegt daher bei starken Vergrößerungen den Gegenstand mit einem dünnen Glasblättchen, dem sogenannten Deckglase zu bedecken, um sich hiergegen möglichst zu schützen. Diese und noch andere Umstände können einen weniger geübten Untersucher gar leicht zu falschen Resultaten führen, welche dann meist dem Instrumente selbst zugeschrieben werden. In genauem Zusammenhang mit den angeführten Eigenthümlichkeiten der Mikroskope steht die Schwierigkeit, passende Objecte für sie herzustellen. Dies ist die Hauptaufgabe des Mikroskopikers, auf deren Lösung fast allein sein Erfolg beruht. Wie man in der geometrischen Projection eines Möbels, einer Maschine oder desgleichen die neben- und durcheinander laufenden Linien nur durch Vergleichen mit Ansichten von andern Seiten richtig würdigen kann: so ist es auch bei dem ähnlichen Bilde des Mikroskops nur möglich, durch feine Abschnitte, bald von dieser, bald von jener Seite, oder durch eine Reihe höchst zarter, übereinander liegender Schnitte eine klare Einsicht in die Structur des untersuchten Gegenstandes zu erhalten. Es ist die schwierigste Aufgabe, an mikroskopischen Gegenständen zu erkennen, was höher, was tiefer liegt. Nehmen wir hinzu, daß zu allen diesen Schwierigkeiten, mit welchen wir noch jetzt zu kämpfen haben, früher durch die Unvollkommenheit der Instrumente noch viele andere hinzukamen, so wird es erklärlich, wie Vorurtheile der oben erwähnten Art ihre Entstehung und, bei der Geneigtheit der Menschen, im alten Schlendrian fortzufahren, auch weitere Verbreitung fanden. Den besten Beweis für die Genauigkeit der mikroskopischen Bilder bietet der Umstand dar, daß selbst

unsere jetzigen so ausgezeichneten Mikroskope uns die Gegenstände nicht anders darstellen, als sie Grew, Malpighi und andere sorgsame Beobachter der ältesten Zeit gezeichnet haben; nur daß uns schärfere Beleuchtung und stärkere Vergrößerung oft in den Stand setzt, Das, was früher als eine Linie erschien, nun als eine breite Fläche, ja oft als eine Anhäufung von verschiedenen Linien zu erkennen. Dagegen gibt es eine andere Quelle der Irrthümer beim Gebrauche des Mikroskops, und ihr verdankt das Vorurtheil viel mehr, ja vielleicht allein seine Entstehung: diese beruht auf dem Umstande, welchen wir oben erwähnten, daß das Mikroskop nur *Flächen*, nicht Körper zeigt. Es genügt also nicht das einfache Betrachten, um sich von dem Gegenstande ein Bild zu machen, sondern der Beobachter muß eine Reihe von Bildern combiniren und aus diesen sich das Bild des Gegenstandes zusammensetzen, sei es nun, daß er diese Bilder durch Höher- und Tieferstellen an einem Objecte, oder durch Anfertigung verschiedener Objecte aus demselben Gegenstande erlangt. So besteht jede mikroskopische Beobachtung aus zwei Theilen, erstens dem richtigen Sehen der mikroskopischen Bilder, zweitens dem richtigen Zusammenfügen dieser Bilder durch den Verstand. Der erste Punkt ist wenigen Irrthümern ausgesetzt; der zweite dagegen ist es, welcher die verschiedensten Ansichten über denselben Gegenstand zu Tage gefördert hat, besonders wenn die Feinheit des Gegenstandes das Präpariren erschwert und derselbe, nur von allerlei umgebenden Theilen verdunkelt und verdeckt, nicht frei für sich daliegt.

Folgen der Mikroskopie.

Alle diese Bedenken aber, welche man aus solchen Schwierigkeiten herleiten kann, sowie gleicherweise die Kostbarkeit und Seltenheit des Mikroskops konnten gegenüber den eminenten Entdeckungen, zu denen dasselbe verholfen hatte, nicht ins Gewicht fallen. Wir müssen darum den Grund, daß sich die Wissenschaft *andern* Wegen zuwandte, in andern Umständen suchen, und finden ihn ohne Zweifel eben in der Größe der Resultate, welche Malpighi und Grew veröffentlicht hatten. Es war schwierig, mit den Instrumenten der damaligen Zeit mehr zu sehen, *besser* zu untersuchen, als es von jenen Heroen der Wissenschaft geschehen war; dagegen eröffneten ihre Untersuchungen ganz neue Ansichten für alle Zweige der Botanik. Weit leichter war es daher und weit mehr Gewinn für die Wissenschaft versprach es, die erhaltenen Resultate als die Grundlage anderer Arbeiten zu benutzen.

Die Resultate der Anatomie waren es, welche den Weg zu jenen Fortschritten in der Terminologie und Systematik bahnten, die wir als das wichtigste Ergebniß des vorigen Jahrhunderts oben betrachtet haben. Ja, das System von Linné war nur möglich durch diese Fortschritte. Wir bemerkten bereits, wie man nacheinander alle Theile der Pflanze als unbrauchbar für die Systematik bei Seite gesetzt, und wie Tournefort nur in den Blüten und Fruchttheilen charakteristische Unterschiede gefunden hatte. Mittlerweile hatte man aber jene kleinen Theile, die Staubgefäße, welche, Stecknadeln nicht unähnlich, das Innere der Blume mit ihren verschieden gefärbten, den zarten Stielen aufsitzenden Knöpfchen auf das mannichfaltigste verzieren, ins Auge gefaßt. Auf diese bisher unbeachteten Organe, die oft dem bloßen Auge fast verschwinden, baute nun Linné seine ganze Eintheilung. Hierdurch nöthigte er *nicht* blos alle Systematiker aufs neue ihre Pflanzen zu untersuchen, um diese plötzlich zu so großer Wichtigkeit gelangten Theilchen zu studiren, sondern überhaupt Alle, die sich mit botanischen Untersuchungen beschäftigten. Er nöthigte sie dazu, weil es nothwendig war und noch immer nothwendig ist, daß Der, welcher den Bau oder die Lebensweise einer Pflanze untersuchen will, zuvor wisse, welche Pflanze er vor sich habe, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß seine Versuche unbrauchbar werden für die Mit- und Nachwelt. Denn es ist eine allgemeine Regel in der Naturwissenschaft, daß was Einer sah, erst durch den Zweiten und Dritten seine volle Bestätigung erhalten muß. Aber keine Beobachtung kann bestätigt werden, sobald nicht genau derselbe Körper, oder in diesem Falle genau dieselbe Pflanze der

Gegenstand der wiederholten Untersuchung ist. Es wird also eine Untersuchung verdächtig, ja völlig unnütz, sobald man nicht mit Sicherheit die Pflanze wiedererkennen kann, an welcher sie angestellt ward. Gar manche Beobachter haben selbst noch in unsern Tagen durch die Vernachlässigung dieser einfachen Regel sich und ihren Arbeiten unendlich geschadet.

Pflanzenphysiologie des vorigen Jahrhunderts.

Für diejenigen Botaniker nun, welche nicht die Systematik zu ihrer Aufgabe machen wollten, eröffneten die anatomischen Entdeckungen den Weg zu Untersuchungen und Beobachtungen ganz neuer Art. Schon Grew hatte diese Folgen seiner anatomischen Arbeiten richtig gewürdigt, indem er in der Dedication seines Werks an den König von England sagt: „Ew. Majestät werden finden, daß durch alle diese Mittel (nämlich die verschiedenen Organe der Pflanzen) das Aufsteigen des Safts, die Vertheilung der Luft und die Bereitung verschiedener Arten von Säften, wie des wässerigen Safts, des Milchsafts, der Öle und Balsame zu Stande gebracht wird und vor sich geht auf mechanischem Wege." Was Grew in diesen Worten angedeutet hatte, wurde der Gegenstand vielfältiger Versuche. Über den Haushalt der Pflanzen oder die Pflanzenphysiologie bringt uns das vorige Jahrhundert weit mehr Arbeiten als über die Anatomie derselben. Es strebte dieser Theil der Pflanzenkunde vor allem den Fortschritten der Anatomie zu folgen. Er fand dabei die regste Unterstützung in den ungeheuren Fortschritten, welche Chemie und Physik, die Grundlagen, aus denen allein Aufschlüsse für die Ernährung und das Wachsthum der organischen Wesen geschöpft werden können, im vorigen Jahrhunderte machten. Bisher hatte man nach Analogie der thierischen Körper auch in dem Pflanzenkörper einen Umlauf von Säften angenommen, und in dem Thränen der Weinstöcke und dem Ausfließen des Safts an Bäumen, die im Frühjahre angeschnitten wurden, eine Bestätigung dafür gefunden. Indem man hiermit die Erscheinung von Säften eigenthümlicher Färbung und Beschaffenheit, wie die Milchsäfte mancher Pflanzen, den gelben Saft des Schöllkrauts, die Ausflüsse von Gummi an Pflaumen, Kirschen und andern Bäumen, das Harz der Nadelhölzer u. s. w., in Verbindung setzte, kam man zu dem Schlusse, daß der rohe Nahrungssaft, wie ihn die Wurzeln aus der Erde aufnehmen, in den überirdischen Pflanzentheilen, vor allen in den Blättern, besonders zubereitet würde, um dann, in einen jener verschiedenen Säfte verwandelt, die Nahrung der Pflanze zu bilden und so als Nahrungssaft die ganze Pflanze zu durchdringen und bis in die Wurzel wieder hinabzusteigen. Als nun aber das Mikroskop nachwies, daß für einen solchen Saftumlauf die früher nach der Analogie der Thiere angenommenen Gefäße nicht existirten, ward die Frage, in welchen Pflanzentheilen der theils beobachtete, theils angenommene Saftumlauf geschehe, in welchen der Saft aufsteige, in welchen er niedersteige, der Gegenstand zahlreicher Versuche. Doch gelang es dem vorigen Jahrhundert weder einen solchen Saftumlauf nachzuweisen, noch auch sein Dasein zu widerlegen, und so kam in unser Jahrhundert die Lehre vom auf- und absteigenden Safte als eine ungelöste Frage hinüber. Alle möglichen Pflanzentheile wurden bald für diese bald für jene Richtung als Leitorgane in Anspruch genommen. Wir werden später sehen wie viel, oder richtiger, wie wenig die ganze Vorstellung mit dem wahren Vorgange der Pflanzenernährung gemein hat, und zugleich erörtern, wie die Versuche des vorigen Jahrhunderts, sowie ein großer Theil der im jetzigen Jahrhundert angestellten zu falschen Resultaten führen mußten, weil sie auf falschen Voraussetzungen beruhten und auf eine unrichtige Weise angestellt wurden.

Wichtiger noch war die Entdeckung des Athmens der Pflanzen, d. h. der Aufnahme von Luft durch die Blätter. Schon Stephan Hales fand 1727 dieses Factum. Man war aber damals noch nicht im Stande die Wichtigkeit der Erscheinung einzusehen. Erst als die Entdeckung der Gasarten und ihre Unterscheidung ein neues

Beobachtungsfeld eröffneten, ward das Athmen der Pflanzen zahlreichen Untersuchungen unterworfen. Bereits Priestley, der Entdecker der Gase, hatte die Beobachtung gemacht, daß die Pflanzen Sauerstoff aushauchen und dagegen Kohlensäure einsaugen, daß also ihr Athmen im geraden Gegensatz zum Athmen der Thiere und Menschen steht, welche den Sauerstoff der Luft verzehren, um Kohlensäure auszuathmen. Eine Menge Beobachter verfolgte diese Entdeckung. Wer sich erinnert, welche Streitigkeiten in der Chemie die Entdeckung des Sauerstoffs herbeiführte, welche Revolutionen dadurch entstanden, daß man endlich dieses Körpers habhaft geworden, der bis dahin bei jeder Analyse sich verflüchtigt hatte und dessen Entschlüpfen die Ursache unendlicher Zweifel und Irrthümer geworden war, der wird es erklärlich finden, daß er auch auf dem Gebiete der Botanik eine solche Aufmerksamkeit fand. Ingenhouß, Spallanzani, Senebier, Th. de Sauſſure sind die bedeutendsten der Männer, welche in den letzten 30 Jahren des vorigen und den ersten Jahren unsers Jahrhunderts das Athmen der Pflanzen genau untersucht, und denen wir den wesentlichsten Theil unserer jetzigen Kenntnisse über diesen wichtigen Proceß zu danken haben. Nicht blos über die Beschaffenheit und Menge der ein- und ausgeathmeten Luft, sondern auch darüber, in welcher Weise und an welchen Pflanzentheilen der Ein- und Austritt der Gase stattfindet, haben uns ihre Beobachtungen Aufschluß gegeben.

Stand der Botanik am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Während sich die Aufmerksamkeit der Botaniker somit weit mehr den Lebensverrichtungen der Pflanzen zugewendet hatte, und ihr Bau nur untersucht ward, um über die Art und Weise dieser Verrichtungen Anhaltepunkte zu geben, begann man die großen Resultate der Mikroskopie und mit ihnen die Mikroskope, die zuerst über alle Maßen gepriesen waren, zu vernachlässigen und geringzuschätzen. Die mannichfaltigsten Versuche, sie zu verbessern, waren gemacht worden. Man war von den zusammengesetzten zu den einfachen, von da zur Beleuchtung durch Sonnen- und Lampenlicht übergegangen, ohne wesentliche Vortheile zu erhalten. Man bestrebte sich immer nur die Vergrößerung zu erhöhen, statt die Herstellung eines klaren Bildes zur Hauptaufgabe zu machen. In dem Sonnenmikroskop und dem ihm nachgebildeten Hydro-Oxygen-Gasmikroskope hat man eine ungeheure Vergrößerung erreicht, aber sich dabei nur um so klarer überzeugt, wie wenig ein großes Bild nützt, wenn es nicht mit der größten Schärfe der Umrisse, mit der größten Klarheit aller Linien verbunden ist. Es waren und sind noch solche Instrumente nur geeignet, das Staunen der Laien zu erregen, nicht aber eine brauchbare Hülfe dem Untersucher zu gewähren.

Da war es die Systematik, welche von diesen Spielereien zu einer richtigen Anwendung des Mikroskops zurückführte; welche dieses unvergleichliche Instrument wieder schätzen lehrte und seinen Gebrauch unter den Botanikern unentbehrlich machte. Linné und seine Nachfolger hatten ihre besondere Aufmerksamkeit den vollkommenern Pflanzen mit deutlicher Blüte und Frucht vor allem zugewendet, dagegen das nicht unbedeutende, aber unscheinbare Reich der niedern Gewächse fast unbeachtet gelassen. Gegenüber den 23 Classen, in welche Linné jene Gewächse, die Phanerogamen, gebracht hatte, stand als die letzte die eine (24.) Classe der Kryptogamen, welche von den Farrnkräutern mit ihrem herrlichen Blätterschmuck bis zu den kleinsten Wassermoosen, die nur durch ihr massenhaftes Zusammenleben dem bloßen Auge sichtbar werden, und dem ebenso winzigen Schimmel, eine Menge von Gebilden der verschiedensten Art umschloß. Als nun die Länder Europas von den Pflanzensammlern so genau durchsucht wurden, konnten auch diese Gewächse der Aufmerksamkeit nicht entgehen. Die Meisten freilich ließen die unbekannten Wesen unbeachtet oder begnügten sich, sie in eine der Linné'schen Diagnosen hineinzupassen; einige Forscher aber begannen dieselben einer sorgsamern Untersuchung zu unterwerfen, und bald krönte der Erfolg ihre Thätigkeit. In keiner Abtheilung gab es so viel Neues zu entdecken,

in keiner so viel neue Arten als hier. Zwar hatte Linné die größern Arten der von ihm durchforschten Gegenden, soweit die Loupe (so nennt man ein einfaches, nicht auf einem Stativ befestigtes Vergrößerungsglas) reichte, untersucht; aber aus den andern Ländern waren wenige Arten beschrieben oder abgebildet, noch weniger aber gründlich genug untersucht, um mit Sicherheit wiedererkannt zu werden. Darum häufte sich bald die Masse neuer Formen so sehr an, daß die Arten und Gattungen Linné's nicht mehr als Grundlage benutzt werden konnten, ja, daß man, bei der Menge der feinen meist mikroskopischen Unterscheidungszeichen, oft in einer einzigen Linné'schen Art nicht blos verschiedene Arten, nein selbst ganz verschiedene Gattungen erkennen mußte. Namentlich war dies bei den niedersten Abtheilungen der Fall, welche Linné, unbekannt mit ihrer Structur und ihren Fortpflanzungsorganen, blos nach dem äußern Ansehen benannt hatte. So ward die kleine Classe der Kryptogamen ein umfangreiches Gebiet, das in viele voneinander gänzlich geschiedene Abtheilungen zerfiel. Jede dieser Abtheilungen wich aber von der andern fast so sehr als von den Phanerogamen ab, und mußte bald als eine für sich bestehende Classe anerkannt werden. So mannichfaltig ist die Form dieser kleinen Wesen, daß bald jede Classe für sich ihren Bearbeiter fand, und daß das Studium einer einzelnen Classe für manchen tüchtigen Forscher die Aufgabe eines ganzen Lebens war. Erst nach dem Beginne unsers Jahrhunderts gediehen diese Untersuchungen so weit, daß die einzelnen Classen der Kryptogamen nach den Ergebnissen mikroskopischer Forschungen in neue Ordnungen gebracht werden konnten. Hedwig, Swartz und Schkuhr ordneten die Farrnkräuter, Hedwig die Laub- und Lebermoose, Acharius und etwas später Fries die Flechten, Persoon und Fries die Pilze, endlich Agardh die kryptogamischen Wasserpflanzen oder Algen. Das Studium aller dieser Gewächse, und namentlich der zuletzt genannten Classen, erfodert den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops. Während das Bedürfniß der Systematik hier den Gebrauch des Mikroskops eingeführt hatte, regte bald die mikroskopische Betrachtung zu Beobachtungen über die Structur dieser Gewächse an. Von dem bekanntern Bau der Phanerogamen zeigten sich bedeutende Abweichungen, die um so mehr Aufmerksamkeit erregten, als die Einfachheit des Baus, verbunden mit der Kleinheit und größern Durchsichtigkeit, das Präpariren, welches ja immer die Hauptschwierigkeit für mikroskopische Beobachtungen bildet, theils ganz unnöthig, theils leichter ausführbar machte. So wandte sich das Interesse der Kryptogamenforscher mehr oder minder der Anatomie zu, theils um die Pflanzen einer Classe untereinander zu vergleichen, theils um von dem einfachen, leicht verständlichen Baue dieser einfachsten Gewächse Aufklärung für die complicirtere, schwieriger zu erkennende Structur höherer Pflanzen zu erlangen. Was man bei jenen freiliegend leichter erkannte, mußte man bei den letztern mühsam präpariren; aber weil man jetzt wußte, was man zu suchen hatte, gelang auch das Finden besser. Damit bildeten sich die Mikroskopiker immer mehr in der Anwendung ihres Instruments aus, und immer genauere Kenntniß der Elementartheile war das Resultat ihrer Arbeiten.

So zeigt uns der Schluß des vorigen Jahrhunderts ein reges wissenschaftliches Leben, dessen verschiedene Richtungen nebeneinander in großer Mannichfaltigkeit sich entwickelten. Neben der Trennungssucht der Speciesmacher das Streben der Mikroskopiker, die verschiedensten Gebilde des ganzen Pflanzenreichs in ein Bild zusammenzufassen. Neben dem Festhalten an jeder Autorität die Gründung ganz neuer Untersuchungsweisen; neben der trockenen Nomenclatur das sorgsame Forschen nach jeder Lebensäußerung der Gewächse. Vereinzelt standen diese Richtungen jede für sich da, oft in ein starres Extrem hineingetrieben; aber schon begann das Bedürfniß einer gegenseitigen Annäherung sich fühlbar zu machen. Es begann mit unserm Jahrhundert das Streben, alle die Einzelheiten in ein neues lebendiges Ganze zusammenzufassen. Als man sich überall aus der Schlaffheit schwülstiger Genußsucht, aus den erdrückenden Fesseln starrer, inhaltsleerer Formen loswand, als Wissenschaften

und Künste nacheinander, und allen voranleuchtend die Dichtkunst den lange vergessenen Pfad natürlicher Empfindungen wieder betraten, als das körperliche und geistige Leben zu einfacher Natürlichkeit zurückstrebte, und endlich das politische Bewußtsein, dem gleichen Ziele zustrebend, die langjährigen Fesseln zerbrach und in maßlosem Toben vergebens sein Ziel zu erreichen strebte: da machte sich auch in der stillen Wissenschaft der Botanik ein neuer Geist geltend. Langsam sich entwickelnd, zeigte er sein Erwachen nicht in gewaltsamen Explosionen, sondern in stetigem Fortschritte und in jenem echten Conservatismus, der das Zweckmäßige und Richtige anerkennt, in welcher Form er es auch findet, und es zu erhalten sucht, bis er Besseres mit Sicherheit an seine Stelle zu setzen vermag. In ihrem Fortschreiten hat sich die Wissenschaft stets mäßig und besonnen erwiesen, und sich dadurch frei erhalten, wie von der Verachtung des Alten, so von der Geringschätzung des Neuen, während wir in der Geschichte des Staatslebens ganz das Gegentheil sehen. Darum läßt sich auch keine Jahreszahl angeben für das neuerwachende Leben. Aber daß es erwachte, dafür zeugen alle Schriften der Zeit, dafür zeugen die Fortschritte in der Systematik wie in der Anatomie. Fassen wir zuerst den Stand der Systematik ins Auge.

Linné's und Jussieu's Systeme.

Wir sahen schon oben, daß das Linné'sche System nicht blos bis zu dieser Zeit, sondern noch weit darüber hinaus eine allgemeine Gültigkeit besaß. Gleichwol konnte kein Botaniker, der eine irgend bedeutende Anzahl von Pflanzenarten danach untersucht und bestimmt hatte, sich verhehlen, daß es mit den vorhergehenden Pflanzensystemen eine Reihe von Mängeln gemein habe, die zu vielen Irrthümern Anlaß geben. Es ging hier wie bei allen Anordnungen, welche lediglich mit Rücksicht auf ein einzelnes Pflanzenorgan entworfen worden sind: es fanden sich bald Fälle, in denen die Verhältnisse, welche als die leitenden aufgestellt waren, sich schwankend erwiesen. Besonders erwies sich die Zahl der Staubfäden, welche eines der Hauptentscheidungszeichen in der Classification Linné's bildete, in manchen, wenn auch vereinzelten Fällen als trügerisch und unsicher. Man fand eine und dieselbe Pflanze bald mit vier, bald mit fünf, bald mit sechs Staubfäden; ja man zählte an einzelnen Pflanzen regelmäßig in den Endblüten der Hauptzweige einen, auch wol zwei Staubfäden mehr als in den seitenständigen Blüten. Nach Linné mußte die eine Blüte in der einen, die andere in einer zweiten Classe gesucht werden. Man fand ferner, wie Pflanzen, die einander in der Tracht und dem ganzen Bau so ähnlich waren, daß man kein Bedenken tragen konnte, sie in dieselbe Gattung zusammenzustellen, in zwei weit getrennte Classen und folglich auch in zwei Gattungen gebracht worden waren, und auch nach den Verhältnissen der Staubfäden consequenterweise darin stehen bleiben mußten. Aber man hielt fest an dem System, weil es das einzigste war, welches vor völliger Verwirrung rettete. Einzelne Punkte wurden verbessert, eine, von Andern mehre Classen wurden aufgehoben. Man entwarf Register der abweichenden Pflanzen, und führte diese bei jeder Classe auf, um wenigstens für den Gebrauch die Unvollkommenheiten möglichst zu beseitigen, welche dem Systeme nun einmal anhingen. Da trat im Jahre 1798 Antoine Laurent de Jussieu mit einem Werke hervor, in welchem er sämmtliche bekannte Pflanzengattungen nach „natürlichen Ordnungen" zusammengestellt hatte. Was er beabsichtigt, sagt er in der Einleitung mit diesen Worten: „Die natürliche Methode ist diejenige, welche in beständiger Beobachtung der Verwandtschaftsgesetze alle Pflanzen mit einem ununterbrochenen Bande vereinigt, Schritt für Schritt fortschreitend von der einfachen zur zusammengesetzten, von der kleinsten zur größten Pflanze, ähnlich einer gleichförmigen Kette, deren Glieder die einzelnen Pflanzenarten oder auch Gruppen von Arten darstellen, oder gleich einer Landkarte, in welcher die einzelnen Ortschaften in Bezirke, Provinzen und Reiche eingetheilt sind." Die Idee, welche Jussieu zum ersten mal durch das ganze Gewächsreich durchführte, war keine neue, und er selbst beruft sich darauf, daß die Fürsten und Leiter der Botanik, sowol der Vor- als der

Mitzeit, die Möglichkeit und Vorzüglichkeit einer solchen Verknüpfung der Pflanzen öffentlich und im Stillen anerkannt hätten. Er hat Recht, denn ebenderselbe Linné, dessen künstliches System er durch sein natürliches zu verdrängen suchte, hatte schon viele Jahre vor Jussieu den Ausspruch gethan: „Die natürliche Methode ist das höchste Ziel der Botanik für jetzt und alle kommenden Zeiten.“ Es scheint wunderbar, daß Linné, trotz einer solchen Anerkennung der natürlichen Pflanzenordnung, gleichwol ein System bilden konnte, welches von dieser Methode soweit sich entfernte, zumal da er nicht etwa erst im späten Alter, sondern schon in einer seiner ersten Schriften („De classibus plantarum“, 1738) uns zu erkennen gibt, wie hoch er das natürliche System stellt. Ja er erwähnt, wie schon vor ihm viele natürliche Systeme versucht worden sind, wenngleich mit geringem Erfolge. Seine eigenen Worte lehren uns am besten den Grund seiner Handlungsweise. In jenem genannten Werke sagt er: „Nachdem ich nun aus allen bekannten Systemen und natürlichen Anordnungen Alles zusammengesammelt habe, wahrlich auf eine weit geringere Zahl beschränken sich die Pflanzen, welche wirklich in Ordnungen zusammengestellt sind, als man glauben sollte. Lange habe ich mich abgemüht, ein natürliches System zu finden, und Manches habe ich einreihen gelernt, aber vollenden kann ich es nicht und würde ich mein ganzes Leben daran verwenden.“ Gleichwol brachte Linné die meisten ihm bekannten Pflanzengattungen in Ordnungen zusammen, welche er freilich manchen Änderungen unterwarf. In der Zusammenstellung, wie sie aus den Vorlesungen der spätern Jahre sein Schüler Gieseke uns mitgetheilt hat, brachte er 1162 Gattungen Phanerogamen in 52 Ordnungen zusammen, während er 55 Gattungen theils ganz ungeordnet ließ, theils in eine Ordnung „Vermischte“ einreihte. Aber Linné selbst erklärt mit der ihm eigenen Selbsterkenntniß und Sicherheit in der Einleitung dieser Vorlesungen seine Arbeit nur für einen Versuch und sagt: „Wenn ich eine natürliche Methode lehren sollte, ich müßte sie selbst zuvor kennen. Ich gestehe aber, und mit mir werden Dasselbe gestehen, die es ehrlich meinen mit der Wissenschaft, daß ich keine kenne. Wäre es der Fall, so könnte ich vom Allgemeinen aus auf das Einzelne eingehen, und einen bestimmten Grundsatz durch das Ganze hindurchführen. So müßte ich als Lehrer verfahren; aber da wir alle Schüler sind, müssen wir von Einzelnen zum Allgemeinen uns hinanarbeiten. Darum müssen erst die Gattungen festgestellt werden, dann die Ordnungen und darauf erst die höhern Eintheilungen.“ So hat schon Linné das natürliche Pflanzensystem begründet und mit klaren Worten das Grundgesetz seiner Bildung hervorgehoben, indem er sagt: „Hier gilt keine Regel a priori, auch nicht der eine oder der andere Theil der Befruchtungsorgane, sondern ganz allein die Übereinstimmung im Bau aller Theile, welche oft durch ganz besondere Merkmale angedeutet ist. Wenn wir, mit diesen Ansichten Linné's bekannt, sein künstliches System betrachten, so finden wir bald, daß weit weniger Gekünsteltes darin ist als der erste Anschein vermuthen läßt. Linné verfuhr bei seiner Entwerfung in der Weise, daß er solche Ordnungen, welche sich ihm als scharf umgrenzte darstellten, zu Classen machte, und nun den Rest zertheilte, wie es eben ging. Sein scharfer Blick und die genaue Kritik der Systeme seiner Vorgänger ließ ihn in der ungleichen Ausbildung und in der verschiedenartigen Verwachsung der Staubfäden miteinander und mit den benachbarten Theilen der Blume die Mittel finden, an ein Organ die Charaktere dieser Classen zu knüpfen. So ist die vierzehnte Classe, Didynamia (Zweimächtige, d. h. Staubgefäße), von allen andern dadurch unterschieden, daß von den vier anwesenden Staubfäden zwei länger sind. In der fünfzehnten Classe, Tetradynamia (Viermächtige), werden zwei kleine Staubfäden von vier längern und meist auch stärkern überragt. In der sechszehnten, Monadelphia (Einbrüdrige), sind alle Staubfäden in einen Kreis, in der siebzehnten, Diadelphia (Zweibrüdrige), in zwei, oft freilich ungleiche, in der achtzehnten, Polyadelphia (Vielbrüdrige), in mehr als zwei Bündel verwachsen. In der neunzehnten Classe, Syngenesia (eigentlich Verwachsene), sind nicht die Staubfäden, sondern die Staubkölbchen selbst in eine zusammenhängende Röhre verei-

nigt, während ihre Stielchen meist frei. Endlich in der zwanzigsten Classe, Gynandria (Weibmännige), sind die Staubfäden mit dem mittlern Theil der Blüten, dem sogenannten Griffel, welcher die Bildungsstätte des Samens ist und daher als der weibliche Theil bezeichnet wird, völlig in einem Körper verschmolzen. Alle diese Classen enthalten eine oder einige natürliche Ordnungen in der Weise, daß nur wenige nicht dazu gehörige Gattungen aus andern Ordnungen sich eingestreut finden, während man freilich mehre Gattungen, die zu einer dieser Ordnungen gehören, in den andern Classen suchen muß. So enthält die Didynamia fast sämmtliche Gattungen mit unregelmäßiger Blüte aus den zwei natürlichen Classen der Nuculiferae (Nüßchen tragende) und Personatae (Verlarvte); die Tetradynamia enthält ausschließlich nur die Gattungen der Cruciferae (Kreuzblütigen); in der Diadelphia finden sich außer den Papilionaceae oder Legumihosae (Schmetterlings- auch Erbsenblütige oder Hülsen tragende) nur noch einige kleinere fremde Ordnungen; die Syngenesia enthält ausschließlich die natürliche Ordnung Compositae (Zusammengesetzte), d. h. mit Blumen, welche in großer Anzahl zusammenstehend von einer Hülle umgeben sind, wie die Sonnenblume, die Aster und dgl., ebenso die Gynandria. Nur die Orchideae, die Monadelphia und Polyadelphia enthalten Pflanzen aus ziemlich vielen, aber doch meist ziemlich nahe verwandten, natürlichen Ordnungen. In den übrigen Classen sind ebenfalls die Pflanzen sehr gemischt. Doch findet man oft den größten Theil einer Familie zusammen, weil wirklich die Anzahl der Staubfäden im Allgemeinen ein ziemlich durchgreifender Charakter ist. Die 11 ersten Classen sind nämlich lediglich nach der Zahl der Staubfäden eingetheilt, sodaß die erste Classe, Monandria (Einmännige), einen, die zweite, Diandria, zwei Staubfäden und so fort, die zehnte 10, die elfte 12—20 hat. Außerdem sind die einzelnen Classen in Unterabtheilungen nach der Anzahl der Griffel getheilt. Auch dieser Eintheilungsgrund hat das Zusammengruppiren natürlicher Ordnungen zur Folge. So sind fast alle Gräser in der zweiten Ordnung der dritten, fast alle Doldenpflanzen in der zweiten Abtheilung der fünften Classe. Die zwölfte, Icosandria (Zwanzigmännige), und die dreizehnte, Polyandria (Vielmännige), welche beide mehr als 20 Staubfäden haben, sind nach der Einfügung derselben unterschieden, indem die Staubfäden der ersten Classe nämlich auf den Blättchen des Blumenkelchs, die der letztern aber auf dem sogenannten Blumenboden (so heißt eine Anschwellung und Verbreiterung des Stengels, welche die einzelnen Blumentheile trägt) befestigt sind. Die ein- und die zweiundzwanzigste Classe aber umfassen solche Gewächse, welche die Staubkölbchen und die Griffel nicht in derselben Blume tragen, sondern in verschiedenen, oft auch verschieden geformten Blumen. Entweder sitzen beiderlei Blumen auf derselben Pflanze, so in der einundzwanzigsten Classe, Monoecia (Einhäusige), oder auf verschiedenen Pflanzen, so in der zweiundzwanzigsten, Dioecia (Zweihäusige). Die Riedgräser, die Nadelhölzer und die Kätzchen tragenden Bäume befinden sich in diesen beiden Classen. Die dreiundzwanzigste Classe, welche Pflanzen enthielt, deren Blumen theils Zwitter, theils getrennten Geschlechts sind, daher Polygamia (Vielehige) genannt, die unsicherste aller Classen, fand wenig Beifall und ist von fast allen Nachfolgern gestrichen worden.

Je tiefer wir in die Entstehungsweise dieses Systems eingehen, desto mehr erkennen wir, mit welcher Sorgfalt Linné die Natur studirt und wie er jede Einzelheit verfolgt hat, um ein solches Werk endlich zu Stande zu bringen. Schon der erste Schritt, den er, nach seinem Principe fortschreitend von den Einzelheiten zu dem Allgemeinen, thun mußte, war ein unendlich mühsamer. Er bestand in nichts Geringerm als in der Sichtung aller bekannten Pflanzenarten, deren wir oben erwähnten. Dann galt es die Gattungen festzustellen, und wahrhaft erstaunenswerth ist die tiefe und richtige Auffassung der Natur, von der allein Linné sich leiten ließ. Er wußte aber nicht blos die Gattungen naturgemäß aufzustellen, sondern sein scharfer Blick lehrte ihn auch mit Schärfe die charakteristischen Merkmale hervorzuheben, und sie dadurch auch für Andere leicht und sicherlich erkenntlich zu machen. Für die Umgrenzung der Ordnungen war derselbe Weg einzuschlagen. „In der Defi-

nition der Ordnungen", sagt Linné, „ist es nicht genug allgemeine Charaktere anzuführen, wenn nicht solche darunter sind, welche die Ordnung von allen andern unterscheiden." Diese Aufgabe konnte er selbst nicht lösen; aber ebenso wenig erlaubte ihm seine Logik, an höhern Eintheilungen zu arbeiten, ehe sie gelöst war. Darum entstand das System, welches er selbst das künstliche nannte.

Linné's Spuren folgend, hatte Bernard de Jussieu seit dem Jahre 1759 die Pflanzen des königlichen Gartens zu Trianon in 65 Ordnungen zusammengestellt. Die Zahl der Ordnungen war dieselbe, welche Linné in seinem ersten Werke annahm, die Ordnungen selbst aber anders und in vielen Fällen besser umschrieben als bei Linné. Auch findet sich in seiner Anordnung eine bestimmte Reihenfolge dieser Ordnungen; höhere Abtheilungen oder Classen bilden sie indessen nicht. Daß er aber solche größere Eintheilungen kannte oder ahnte, sagt uns sein Neffe Antoine Laurent de Jussieu, dem seines Onkels nicht veröffentlichte Arbeiten zur wesentlichsten Grundlage dienten. Auf gleiche Weise hat auch schon Michel Adanson („Familles des plantes", 1763) durch sorgfältiges Studium aller möglichen Beziehungen der einzelnen Gattungen zueinander 58 Ordnungen aufgestellt, in denen viele Gattungen richtiger gestellt sind, und in Folge dessen eine Reihe von Ordnungen schärfer umschrieben wurde. Da außerdem durch die Menge der neu entdeckten Pflanzen manche Lücke ausgefüllt, manche Verwandtschaft einzelner Gattungen in ein klareres Licht gesetzt war, konnte Jussieu in seinem oben erwähnten Werke 1754 Pflanzengattungen in 100 Ordnungen aufzählen, während er 137 Gattungen ungeordnet an das Ende seiner Aufstellung bringen mußte. Jussieu aber gab nicht blos Ordnungen, sondern er brachte diese wieder in 15 Classen, und die Classen in drei Hauptabtheilungen zusammen. Was Linné als die Hauptaufgabe hingestellt hatte, die Auffindung unterscheidender Charaktere für die einzelnen Ordnungen, das war Jussieu im Allgemeinen gelungen. Wie seit Linné die Gattungen, so stehen seit Jussieu die Ordnungen im Allgemeinen fest, abgesehen davon, daß die Menge neuer Gattungen oft nöthigt, eine Ordnung in mehre aufzulösen, und daß einzelne Gattungen bisweilen eine etwas andere Stellung erhalten mußten. Den wesentlichsten Dienst für die sichere Umgrenzung der Ordnungen leistete Jussieu ein genaues Studium des Samens und des im Samen enthaltenen Keimlings, für welchen Theil seines Werks er in der gründlichen, bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Frucht- und Samenuntersuchung von Joseph Gärtner („De fructibus et seminibus plantarum", 1788—1807) die ausgezeichnetsten Vorarbeiten fand. Die Lage, Richtung und Zusammenstellung des Keimlings im Samen ist bis auf den heutigen Tag eines der wichtigsten Kennzeichen für die Pflanzenabtheilungen. Unser Staunen muß es daher erregen, wenn wir lesen, wie schon Linné in seinem oft genannten Werke erklärt: „Die aber, welche der Entwerfung unterscheidender Charaktere ihr Studium widmen wollen, mögen wissen, daß kein allgemeines Verhältniß dabei mehr Gewicht hat, als die Stellung und Lage der Pflanzentheile, besonders des Samens, im Samen aber der Keimpunkt." Nicht blos in der Aufstellung der Ordnungscharaktere folgte Jussieu diesem Ausspruch, sei es wissentlich, sei es unwissentlich; auch in der Aufstellung der Classe wird nur Stellung und Lage zwar nicht des Samens, sondern der Staubfäden zu den innern Blütentheilen als Eintheilungsgrund benutzt. Wir können aber nicht denselben Grad der Vollendung in den Classen wie in den Ordnungen erkennen: im Gegentheile ist hier Jussieu Dasselbe widerfahren, was Linné bei Aufstellung der Ordnungen erfuhr. Er vermochte es nicht, die verschiedengestaltigen Ordnungen „nach der Übereinstimmung im Bau aller Theile" in Classen zu bringen, sondern mußte zu einer künstlichen Eintheilung, hergenommen, wie gesagt, aus der Einfügung der Staubfäden, seine Zuflucht nehmen. So war das Princip Linné's auch das Princip Jussieu's. Während aber Linné es bestimmt ausspricht, wie weit er sein Princip durchzuführen im Stande ist, scheint Jussieu dies weniger klar eingesehen zu haben, da er in der Einleitung zu seiner Schrift sich Mühe gibt, nachzuweisen, wie die höhern Abtheilungen nicht blos nach dem allgemeinen Übereinstim-

mung, sondern nach der Übereinstimmung in einzelnen Charaktern, welche größern Werth hätten als die andern, gebildet werden müßten. Diese Gründe konnten aber, weil sie in der Natur nicht begründet sind, keine Geltung erlangen. Sie mußten fallen, und wir werden später sehen, wie die Systematiker unsers Jahrhunderts die Bildung natürlicherer Classen zu einer ihrer Hauptaufgaben machten.

Wie klar nun auch aus dem Vorherigen sich ergibt, daß das System Jussieu's nur eine Fortsetzung des Linné'schen Systems ist, so wenig erkannte man dies zur Zeit seiner Aufstellung. Ja die Anhänger beider Systeme standen sich schroff gegenüber, und in den heftigen Kämpfen zwischen Jüngern des künstlichen und natürlichen Systems vergaß man völlig, daß ebenso wenig Linné's System ein rein künstliches als Jussieu's ein völlig natürliches war. Man meinte für die Methode zu kämpfen, wenn man gegen die Fehler des Einen die des Andern vertheidigte. Doch auch in der praktischen Anwendung zeigte sich einige Schwierigkeit, die nur zu oft als Einwürfe gegen die Methode selbst geltend gemacht wurden. Einer dieser rein äußerlichen Gründe — und kein seltener — lag in der Bequemlichkeit, besonders solcher Botaniker, wie wir sie bereits oben geschildert haben. Ihnen kam es nur an auf die genaue Kenntniß der Pflanzenart, und hierfür war Linné's System bequem, da man nicht nöthig hatte, etwas Anderes als die Blüte zu betrachten, während man nach dem neuen Systeme bald auf die Blüte, bald auf den Samen, bald auf die Blattstellung, Wurzel und dgl. achten mußte. Ein zweites Hinderniß blieb, daß man keineswegs immer im Stande war, mit der Loupe die Verhältnisse des Keimlings im Samen zu erkennen, da ja manche Samen selbst schon die Loupe erfodern. Ein gutes Mikroskop aber war in den Händen Weniger, und auch von diesen verstand nur ein kleiner Theil es zu gebrauchen. Dann machte man dem Systeme zum Vorwurf, daß man, um eine Pflanze zu bestimmen, nicht blos dieselbe in verschiedenen Alterszuständen besitzen, sondern daß man sich auch das oft einzigste Exemplar zerstören müsse, um alle die Merkmale vergleichen zu können. Hierzu kam noch, daß auch dieses System, so gut wie die frühern, kein vollkommenes war, auch nicht in seinen besten Theilen. An die Ausnahmen des Linné'schen Systems hatte man sich gewöhnt und wußte sie im Gebrauch zu überwinden. Die Ausnahmen des Jussieu'schen Systems mußte man erst erkennen, auch waren sie zahlreicher als im Linné'schen. Aus allen diesen Gründen blieben beide Systeme nebeneinander im Gebrauch; und wenn das natürliche System bei den Fachmännern immer mehr Verbreitung fand, so ward das Linné'sche als das leichter verständliche und bequemere in Lehr- und Handbüchern, sowie in den Floren (Aufzählung der Pflanzen) der einzelnen Gegenden und Ortschaften noch lange vorgezogen.

Fortschritte der Pflanzenanatomie im Beginne dieses Jahrhunderts.

Während in der Systematik diese wesentlichsten Verbesserungen langsam und unter vielem Widerstreben Platz gewannen, geschahen in der Anatomie rasche und bedeutende Fortschritte. Besonders zwei Männer waren es, welche zu Anfang unsers Jahrhunderts den Bau der Pflanzen aufs neue darzustellen suchten, in Frankreich Brisseau-Mirbel, in Deutschland Kurt Sprengel, verschieden wie dem Volke nach, so in der Weise ihrer Arbeiten. Mit neuen, glänzenden Ideen trat Mirbel auf, unbekümmert um die Meinungen und, wir müssen hinzufügen, um die Beobachtungen seiner Vorgänger. Manches Neue verdanken wir seinen zahlreichen Beobachtungen und dem Bestreben, durch anatomische Untersuchungen der verschiedensten Pflanzen seinen Theorien Halt zu geben. Die einmal angenommenen Ansichten vertheidigte er aufs äußerste mit dem größten Eifer und mit so großer Einseitigkeit, daß ihn auch die schlagendsten Einwürfe, die entschiedensten Widerlegungen nicht bewegen konnten, sie aufzugeben. Sprengel auf der andern Seite, weniger ausgezeichnet durch glänzenden Geist oder rasche Combinationsgabe, weniger frei von den Vorurtheilen seiner Zeit, übertraf ihn weit in der Nüchternheit seiner Ansichten, in der Allseitigkeit seiner Kenntnisse, in sorgsamer Zusammenstellung eigener und fremder

Meinungen. Er war außerdem wohl bewandert in der Geschichte seiner Wissenschaft *) und hatte sich durch das Studium der Kryptogamen in den Gebrauch des Mikroskops und der Anatomie hineingearbeitet. Beider Ansichten fanden Anhänger und Vertheidiger, und es erhob sich bald ein lebhafter Streit über die einzelnen Theile ihrer Untersuchungen und Theorien. Bald erregte die Lebhaftigkeit des Streits die allgemeine Aufmerksamkeit der Naturforscher, und die kleine Zahl der Pflanzenanatomen gewann an Bedeutung und Menge. So wichtig erschien der Streit und so schwierig zu schlichten, daß zwei gelehrte Gesellschaften kurz nacheinander die Anatomie der Pflanzen zum Thema einer Preisaufgabe machten. Die göttinger Societät der Wissenschaften theilte 1805 ihren Preis zwischen den Arbeiten von Link und Rudolphi, und gab ein Accessit der zwar weniger gelehrten, aber an Klarheit und Unbefangenheit der Ansichten beide übertreffenden Schrift von Treviranus. Die Teyler'sche Gesellschaft zu Harlem veröffentlichte 1814 die von ihr im Jahre 1812 gekrönte gelehrte Arbeit des Professors Kieser. Alle diese Schriften waren durch Abbildungen erläutert, und umfaßten in geringerer oder größerer Ausführlichkeit die ganze Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Die drei ersten Schriften waren als bequeme Handbücher von mäßigem Umfange Jedermann leicht zugänglich, und auch Kieser machte die Ergebnisse seiner Preisschrift 1815 in einem kleinen Bändchen bekannt. Die Entdeckungen der vorigen Jahrhunderte waren geprüft und gesichtet, die verschiedenen Ansichten einer vielseitigen Kritik unterworfen, die meisten streitigen Punkte erläutert oder die Differenzen klar dargestellt, viele Irrthümer durch die Erkenntniß der Fehlerquellen für immer beseitigt. So kann man mit Recht von der Zeit der Lösung der göttinger Preisfrage einen neuen Abschnitt der Pflanzenanatomie rechnen. Man konnte mit der Vorzeit abschließen, die dicken Folianten bei Seite legen, aus denen man mit Mühe die einzelnen Beobachtungen hatte zusammensuchen müssen, und mit ihnen die Phantasien, welche, auf halberkannten Wahrheiten sorglos aufgebaut, „den schwersten Widerstand gegen die Wahrheit gebildet hatten". Die Anatomie der Pflanzen hatte sich frei gemacht von der thierischen Anatomie. Man hatte die Elementarorgane und ihre Zusammensetzung im Allgemeinen erkannt; und von da beginnt die Untersuchung, soweit sie nicht mit der Structur neu entdeckter und auffallend gebildeter Gewächse sich beschäftigt, sich mehr auf die Entwickelung der einzelnen Theile als auf ihre Zusammensetzung im ausgebildeten Zustande zu richten.

Im Allgemeinen waren die Untersuchungen mehr dahin gerichtet, die Einzelheiten zu sondern, als von dem Leben der ganzen Pflanze ein übersichtliches Bild zu erhalten. Die Hauptresultate der Untersuchungen waren etwa folgende. Es bestehen sämmtliche Pflanzen in allen ihren einzelnen Theilen aus dreierlei Elementarorganen, welche überall nur in verschiedener Gruppirung und Mischung sich vorfinden. Es sind dies: rundlich-vieleckige Zellen, sehr viel dünnere spindelförmige, kürzere oder längere Fasern, und cylindrische, die beiden andern Organe an Größe bei weitem übertreffende Gefäße. Die Gefäße finden sich stets von Fasern umgeben und begleitet, im Stamme der Bäume und Sträucher in großen Massen angehäuft, sodaß, was wir als Holz im gemeinen Leben bezeichnen, fast nur aus solchen Fasern und neben und zwischen ihnen von oben bis unten durch die Wurzeln, die Stengel und Zweige bis in die Enden der Blätter verlaufenden Gefäßen besteht. Man bezeichnet solche aus ein oder mehren Gefäßen und den sie umgebenden Fasern bestehenden Partien mit dem Namen der Gefäßbündel. Solche Gefäßbündel durchziehen die Blattstiele, die Nerven und Adern der Blätter und Blumenblätter, kurz alle Theile der höher organisirten Pflanzen. Die rundlichen Zellen aber bedecken ringsum jene Gefäßbündel und stellen in ihrer Gesammtheit einen Bau dar, der unendlich kleinen Honigwaben nicht unähnlich erscheint. Solche Zellmassen finden sich im Mittelpunkte

*) Wir verdanken Sprengel die einzigste „Geschichte der Botanik", welche wir besitzen. Sie erschien lateinisch (2 Bde., Leipz. 1807—8) und deutsch (2 Bde., Leipz. 1817).

des Pflanzenstammes in größern Massen als Pflanzenmark angehäuft; sie finden sich ferner an der äußern Seite des Holzes, die Rinde bildend, und endlich in dünnen, strahlenförmigen Partien, den sogenannten Markstrahlen, welche die Holzfasern vom Marke bis zur Rinde durchsetzen. Sie bekleiden den Blattstiel, die Nerven und Adern des Blatts von beiden Seiten, und bilden den größten Theil der breiten Platte an Laub- und Blumenblättern. Diese Zellen bestehen aus einer zarten Haut, welche von einem flüssigen, sich mehr und mehr verdickenden Inhalt erfüllt ist, verlieren im Zusammenhange miteinander ihre ursprüngliche runde Gestalt durch gegenseitigen Druck und mancherlei andere Verhältnisse, und werden einerseits in würflig vieleckige, andererseits in sternförmige Figuren umgewandelt. Bald tritt eine Verdickung der Wände hinzu, welche für die innere Höhle neue Formveränderungen zu Wege bringt. Auf solche Weise entstehen aus der runden Zelle die mannichfaltigsten Formen, und selbst die Holzfasern wurden schon zu Anfange unsers Jahrhunderts als eigenthümlich gebildete Zellen erkannt. Sie zeichnen sich außer ihrer Gestalt durch eine so starke Verdickung ihrer Wände aus, daß oftmals die innere Höhlung nur als ein schmaler Kanal erscheint. Während die Holzfasern solche Verdickungen um so stärker zeigen, je mehr sie sich der Mitte des Stammes nähern oder, mit andern Worten, je älter sie sind, erfahren dagegen die Zellen der Rinde solche Verdickungen fast gar nicht. Diese bestehen aus zweierlei Schichten, einer äußern der Oberhaut oder Epidermis, deren Zellen plattenförmig die Oberfläche aller grünen Pflanzentheile überkleiden, und einer untern Schicht, deren Zellen, lockerer, meist auch größer als die der obern Schicht, in ihrem Innern die verschiedenen Farbestoffe der Blätter und Blüten enthalten. Zwischen dieser Innenschicht der Rinde und dem Holze des Stammes und der Zweige liegt eine dritte Schicht, die Bastschicht, die von uralten Zeiten her den Menschen als der trefflichste Stoff für die mannichfaltigsten Gewebe bekannt war. Sie verdankt, wie man erkannt hatte, ihre Festigkeit und Biegsamkeit der eigenthümlichen Form der Zellen, aus denen sie gebildet ist. Diese sind nämlich den Holzfasern nicht unähnlich, nur viel mal länger, und besitzen bei bedeutend verdickten Wänden eine fast fadenförmige Gestalt, während ebenfalls die innere Höhlung als ein schmaler, röhrenförmiger Kanal erscheint. Mit ihren Spitzen ineinander greifend und so leicht aneinander haftend, bilden sie jenen unschätzbaren Webestoff, der seine Festigkeit den dicken Wandungen und der verschwindend engen Höhlung jeder einzelnen Zelle, seine Biegsamkeit der Länge derselben verdankt.

Über die Gestalt und die Entstehung dieser verschiedenen Fasern und Zellformen aus der ursprünglich runden Zelle war man im Allgemeinen einverstanden, wenngleich einzelne Forscher in einzelnen Punkten abweichende Meinungen oft ziemlich festhielten. Desto streitiger war aber die Lehre von dem Bau und der Entstehung der Gefäße. Diese Organe, welche an Dicke so sehr die übrigen Pflanzentheile übertreffen, daß man ihre Öffnungen an durchschnittenen Stämmen vieler Pflanzen schon mit bloßem Auge deutlich wahrnehmen kann, hatten seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, und auf ihrer Anwesenheit beruhen hauptsächlich alle Theorien eines dem thierischen ähnlichen Saftumlaufs bei den Pflanzen. Schon Grew und Malpighi hatten bei ihrem mikroskopischen Untersuchungen als den wesentlichsten Theil dieser Gefäße eine oder mehre überaus feine Fasern erkannt, welche, in schraubenförmigen Windungen von unten nach oben aufsteigend und so einen cylindrischen Raum umschreibend, die Wandungen der Gefäße bilden. Sie gaben ihnen den Namen von Luftgefäßen und Luftröhren (Tracheae), wobei noch der Letztere ausdrücklich auf die Ähnlichkeit mit dem Bau der Luftröhren bei den Insekten hinweist. Spätere Schriftsteller hielten sie dagegen für saftführende Röhren, und schrieben ihnen bei dem von ihnen angenommenen Saftumlaufe besondere Thätigkeiten zu. Diese beiden Meinungen zogen sich noch weit in unser Jahrhundert hinein, unter lebhaftem Streit und Abänderungen der einzelnen Meinungen; doch neigte sich allmälig der größere Theil der Forscher der ältern Meinung wieder zu, welche wir auch heut allgemeiner anerkannt finden. In jenen Zeiten der Mei-

nungsverschiedenheit aber war eine neue, nicht von der Function hergenommene Benennung nöthig geworden. So erhielten diese Röhren den Namen der Spiralgefäße durch eine Verwechselung der Spirale mit der Schraubenform*), welchen Namen sie auch bis jetzt beibehalten haben, trotz der Versuche mancher Botaniker, die richtigere Bezeichnung „Schraubengefäß" dafür einzuführen. Die jüngsten dieser Gefäße enthalten Schraubenfasern, welche sich, Springfedern ähnlich, auseinanderziehen und zusammendrücken lassen; bei ältern sind die Fasern starrer geworden und zeigen jene Erscheinung nicht mehr. In noch andern sind die einzelnen Windungen der Fasern miteinander stellenweise oder gänzlich verwachsen, sodaß sie nicht in Schraubenlinien, sondern als Streifen oder Netze sich zeigen oder nur kleine Löcher und Punkte frei lassen. Für alle diese verschiedenen Formen hielt man es nöthig, Benennungen zu erfinden. Jene erste Art mit elastischer Faser ward als echtes, jene starre als unechtes Spiralgefäß bezeichnet; endlich unterschied man noch netzförmige, gestreifte, punktirte Gefäße, Treppengefäße und, wenn statt des Schraubenganges nur einzelne Ringe vorhanden waren, noch Ringgefäße. Auf alle diese Benennungen und Formen ward das ganze erste Viertel unsers Jahrhunderts ein großer Werth gelegt, sodaß wir noch in den Handbüchern neuester Zeit den ganzen Wust aufgeführt finden. Außer diesen kleinsten Theilen, die sämmtliche Theile der Pflanzen in überaus gleichförmiger Weise zusammensetzen, hatte man noch besondere Gebilde genauer kennen gelernt, welche die Verbindung der atmosphärischen Luft mit dem Innern der Pflanzen vermitteln. Schon Grew hatte auf manchen Blättern mit dem Mikroskope linsenförmige Punkte entdeckt, welche er für Öffnungen erklärte. Er fand sie bei verschiedenen Pflanzen auf verschiedene Weise gestellt, von verschiedener Größe und Anzahl. Man sah indessen später, daß diese Punkte keineswegs Öffnungen sind, sondern nur dadurch entstehen, indem sich zwei kleine dunkelgefärbte Zellen in eine Vertiefung der Oberhaut gelagert finden, daß sich aber eine spaltenförmige Öffnung zwischen ihnen befindet und bei starker Vergrößerung als ein dunkler Strich gesehen wird, wonach die Vermuthung Grew's, dieses Organ könne zum Ein- und Austritt der Luft dienen, sich gleichwol als richtig erwiesen hat. Im Innern des Blatts findet man eine größere Höhlung, welche von jenen zwei Zellen wie von zwei Lippen geschlossen wird. Es erhielt daher das ganze Gebilde zu Anfang unsers Jahrhunderts, wo es durch die wiederholten Untersuchungen genauer bekannt wurde, den Namen der Spaltöffnung, welche es noch führt.

Außer diesen allen Pflanzentheilen gemeinsamen Elementarorganen hatte man auch die zur Fortpflanzung der Gewächse dienenden Theile, die Blüten und Früchte genauer kennen gelernt. Kelch und Blumenblätter hatten sich in ihrem Bau den Blättern des Laubes ziemlich gleich erwiesen, unterschieden nur durch ihre Zartheit und die Mannichfaltigkeit ihrer Färbung. Einen abweichendern Bau zeigten die schon oben erwähnten Staubkölbchen. Man hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Inhalt, den Blumenstaub, genauer untersucht und erkannt, daß seine Formen bei verschiedenen Pflanzen gar verschieden sind. Man hatte solche Staubkörner auf der Spitze des Fruchtknotens, jenes innersten Theils der Blüte, in großer Zahl anklebend gefunden. Man hatte endlich die Staubkörner oftmals und besonders bei der Berührung mit Wasser unter dem Mikroskope zerplatzen sehen, und in ihrem Inhalte kleine Körnchen und Pünktchen in großer Anzahl gefunden. Nimmt man hinzu, daß schon Malpighi einen Kanal aufgefunden hatte, welcher von der Narbe durch den Griffel bis in die innere Höhlung des Fruchtknotens, also bis zur eigentlichen Bildungsstätte der Samen ausläuft, so lag die Annahme nahe, daß jenes Kleben des Blütenstaubs auf der Narbe mit der Bildung der Samen im Zusam-

*) Spirale heißt in der Mechanik eine gebogene Linie, welche von einem Punkte (dem Mittelpunkte) sich stetig und gleichmäßig entfernt, aber stets in derselben Ebene mit dem Mittelpunkte bleibt; Schraubengang dagegen eine Linie, welche von einer Ebene in einem Kreise gleichmäßig und stetig aufwärts steigt, sodaß nie zwei Punkte in dieselbe Ebene fallen.

menhang stehe. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme hatten directe Versuche bestätigt. Man sah nämlich, daß keine Früchte sich bildeten, sobald man den Blütenstaub von der Narbe entfernt hielt, daß dagegen wirkliche Bastard- und Mittelformen entstanden in Fällen, wo man den Blütenstaub der einen Pflanze auf die Narbe einer andern künstlich übertrug. Aus diesen Beobachtungen war die zu Anfang unsers Jahrhunderts allgemein gültige Ansicht hervorgegangen, daß durch Bersten der Oberhaut aus den Körnern des Blütenstaubs der flüssige Inhalt mit feinen Körnchen und Pünktchen heraustrete, daß er in dem Kanale der Narbe und des Griffels hinabstiege und die in der Höhle des Fruchtknotens befindlichen Samenknospen auf eine unbekannte Weise befruchte. Bei einem solchen Bau konnte von einer Vergleichung der Pflanzen mit den Thieren nicht mehr die Rede sein, obgleich man die Lebensverrichtungen der Pflanzen noch immer aus Analogien mit den Thieren zu erklären suchte. Den Schlaf der Pflanzen, die Reizbarkeit der Blätter, Staubfäden und anderer Pflanzentheile betrachtete man als solche Analoga thierischer Lebensäußerungen. Das Steigen der Säfte, das Drehen der Stämme gegen das Licht, die Athmung, die Absonderung der besondern Säfte waren Dinge, auf welche man sich bei solchen Vergleichen gern bezog. In ihnen allen erkannte man nach den damals üblichen Lehren des Brownianismus die Wirkungen der Erregbarkeit durch äußere Reize.

Naturphilosophische Behandlungsweise der Botanik.

Bald entwickelte sich jene Betrachtungsweise, welche als Naturphilosophie der Natur Gesetze dictiren wollte, und, statt durch gründliche Forschung im Einzelnen der Idee des Allgemeinen nachzutrachten, es vorzog, von einer allgemeinern Annahme aus dem Einzelnen seine Wege vorzuschreiben. Dieser Weise, die Natur zu betrachten, lag der Wunsch zu Grunde, die Einzelheiten in der einzelnen Pflanze wie im Pflanzenreiche in ein Bild mit allen übrigen Theilen der belebten und unbelebten Natur zu vereinigen. Darum legt die naturphilosophische Richtung so großen Werth auf Analogien und Vergleichungen, und sucht durch deren Hülfe alle Risse und Klüfte auszufüllen, welche menschlicher Erkenntniß entgegentreten bei jedem Versuche, die bunten Gestalten der Naturkörper in ein Ganzes zu vereinen. Diesem Zwecke konnte das Linné'sche Sexualsystem nicht genügen, und so ward das natürliche Pflanzensystem ein Lieblingsstudium dieser Zeit. Da es aber keineswegs in die vorgefaßten Ideen hineinpaßte, suchte Jeder nach seiner Weise dasselbe abzuändern und zu verbessern. Je mehr sich aber diese Versuche von dem Boden der Erfahrung entfernten, je mehr man nach eigenen Ideen die Classen vorher bestimmen und ein vollendetes natürliches System gleich fertig, wie aus dem Ärmel, schütteln wollte, um so weniger brachte man es zu Stande. Eine ganze Reihe derartiger Systeme sind entstanden und verschwunden, ohne eine Spur in der Wissenschaft hinterlassen zu haben. Nur von einem wollen wir hier in kurzem die Grundzüge angeben, nämlich von dem, welches sich Oken construirt hat, weil es, in strengster Consequenz durchgeführt, das beste Bild jener eigenmächtigen Naturbetrachtungen gewährt. Oken glaubt, daß die einzelnen Ordnungen gerade ebenso das Pflanzenreich wie die einzelnen Organe die Pflanze zusammensetzen. Danach theilt er sein Pflanzenreich ein, zuerst in Pflanzen, welche die einzelnen Elementarorgane oder das Gewebe darstellen. Es sind dies: die erste Classe, die Zellenpflanzen oder, wie Oken's Ausdruck lautet, die Zeller; die zweite Classe, die Aderpflanzen oder Aderer; die dritte Classe, die Drosselpflanzen oder Drossler (unter Drossel versteht Oken die Luft- oder Schraubengefäße). Drei andere Classen sollen der Rinde, dem Baste, dem Holze oder, wie Oken sagt, dem anatomischen System entsprechen, die Rindenpflanzen, Bastpflanzen, Holzpflanzen. Dann endlich repräsentiren den Stamm, die Blüte, die Frucht, welche Theile Oken als die Organe oder den Stock zusammenfaßt, eine Reihe anderer Classen, von denen jede nach einem einzelnen Theile oder einer einzelnen Form dieser Organe ihren Namen erhält. Sie bilden die drei Classen der Wurzelpflanzen, Stengelpflanzen und Laubpflanzen den ersten Kreis, die Stammpflanzen; die Samenpflanzen, Gröpspflanzen (Gröps ist de

Oken'sche Ausdruck für Fruchtknoten oder Pistill), Blumenpflanzen den zweiten Kreis, die Blütenpflanzen. Der dritte und letzte Kreis, die Fruchtpflanzen, besteht nur abweichend von den übrigen aus vier Classen, den Nußpflanzen, den Pflaumenpflanzen, den Beerenpflanzen und den Apfelpflanzen. Nachdem Oken auf diese Weise 16 Classen construirt hat, folgert er daraus, daß auch jede Classe wieder in 16 Zünfte zerfallen, daß ferner jede dieser 256 (=16×16) Zünfte 16 Gattungen, und jede Gattung 16 Arten enthalten müsse, sodaß die Zahl aller auf der Erde befindlichen Pflanzen 65536 betragen muß. Es bedarf eines nähern Eingehens in dieses sogenannte natürliche System nicht, um zu erkennen, mit welcher Willkürlichkeit bei seiner Entwerfung zu Werke gegangen ist. Die in gleicher Weise behandelten Unterabtheilungen und ein Wust unverständlicher, deutschthümelnder Benennungen, wie z. B. die Namen Matzen, Pöle, Muche, Moder, Volze, Kille, Fiste, Busse, Nippeln, Rümpeln, Nollen, machen dieses Oken'sche System zu einem der abschreckendsten Werke naturphilosophischer Gelehrsamkeit. Mit solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Beobachtung hat freilich kein anderer Naturphilosoph zu verfahren gewagt; gleichwol aber beruhen ihre Systeme auf demselben Principe, auf der Idee nämlich, es sei der Mensch im Stande, durch eigenes Nachdenken die Gesetze der Natur zu construiren. Man vergaß dabei, daß für jede dieser Ideen immer schon früher Beobachtetes den Ausgangspunkt bildete, und machte sich blind gegen alle Abweichungen, welche eine solche vorgefaßte Idee von der Beobachtung zeigte.

So sehen wir das löbliche Streben, die Einzelheiten in ein Ganzes zusammenzufassen, an der Anmaßung dieser Richtung scheitern. Dagegen verdanken wir es derselben, daß eine andere Beobachtung verdiente Beachtung und allgemeine Anerkennung fand. Schon im vorigen Jahrhundert hatte K. F. Wolff die Ansicht ausgesprochen, daß alle einzelnen Theile der Pflanzen, der Kelch nämlich, die Blumenblätter, die Staubfäden, der Fruchtknoten endlich, nichts Anderes seien als Blätter in verschiedene Formen umgebildet. Dieselbe Ansicht hat Goethe aus eigenen Beobachtungen aufs neue erschlossen und in seiner Schrift „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" im Jahre 1790 anschaulich dargestellt. Erst jetzt fand indessen diese Arbeit größere Beachtung in der Wissenschaft. Die Metamorphosenlehre ist seit der Zeit einer der wichtigsten Theile der Pflanzenkunde geworden; sie steht nicht blos in der genausten Beziehung mit der Lehre von dem Bau der einzelnen Pflanze, sondern ist auch recht eigentlich der Schlüssel geworden zur Erkenntniß desselben Baus in allen den verschiedenen Formen des ganzen Pflanzenreichs.

Behandlung der Wissenschaft in neuester Zeit.

Von der Naturphilosophie hat sich die Wissenschaft rasch wieder abgewandt. An ihre Stelle ist die genaue Forschung getreten, welche, von Frankreich ausgehend, sich seit etwa 20 Jahren immer mehr Eingang verschafft. Zwar ist nicht mit einem Schlage jene frühere Richtung verschwunden, aber nach und nach haben philosophirende Betrachtungsweisen ihre Geltung verloren. Dagegen neigt sich die jetzige Naturforschung einer wesentlich materiellen Ansicht zu. Ausgehend von dem Bestreben, die Gesetze der Physik und Chemie auf alle organischen Gebilde im höchsten Maße anzuwenden, neigt man sich der Meinung zu, das Leben, soweit es nicht auf jene Gesetze sich zurückführen lasse, unberücksichtigt zu lassen oder zu leugnen. Wir stehen erst im Anfange dieser Periode. Wie weit wir in der Anwendung der bekannten Gesetze für die organische Natur noch kommen werden, läßt sich nicht übersehen; doch lassen unsere bisherigen Fortschritte auf die erfreulichsten Resultate schließen.

Das Studium der Entwickelungsgeschichte und der Pflanzenmetamorphose auf den Grund der Wolff-Goethe'schen Ansicht haben die Hauptaufgabe unsers Jahrhunderts gebildet, und wir verdanken diesen beiden Zweigen der Wissenschaft unsere Fortschritte in der Erkenntniß des Pflanzenreichs zum großen Theile. Das Studium der Entwickelungsgeschichte fand große Unterstützung durch die immer allgemeinere Verbreitung der Mikroskope. Sie ist die Lieblingsbeschäftigung von einem großen

Theile der Botaniker geworden; ja ein namhafter Schriftsteller der neuesten Zeit hat geglaubt, in ihr den Inbegriff der ganzen Botanik finden zu können. Die Metamorphosenlehre dagegen ist bisher nur das Studium Einzelner gewesen. Ihr gewährte die Auffindung merkwürdiger, von dem gewöhnlichen Bau abweichender Pflanzenformen eine große Stütze, eine noch größere die sorgfältigere Untersuchung aufgefundener Misbildungen, in denen die Natur und das Verhältniß mancher kleinen Theile zur deutlichen Erkenntniß gebracht worden ist. Ihre Beobachtungen wie ihre Resultate sind unscheinbar und vereinzelt, während die Beobachtungen der Entwickelungsgeschichte zahllos und oft von glänzenden Resultaten begleitet sind. Die Fortschritte beider Disciplinen müssen wir im Einzelnen betrachten und zugleich auch die Fortbildung kennen lernen, welche die Physiologie erfahren hat.

Verbesserungen der Mikroskope.

Keinen geringen Antheil an den Fortschritten der Botanik müssen wir, wie gesagt, der allgemeinern Anwendung des Mikroskops zuschreiben. Diese Anwendung war die Folge einerseits der immer mehr hervortretenden Unentbehrlichkeit, andererseits auch der großen Verbesserungen und der mindern Kostspieligkeit des Instruments.. An zwei wesentlichen Übelständen litten, wie wir oben sahen, die Mikroskope des vorigen Jahrhunderts: einmal an dem farbigen Saume, den sie zeigten, und dann an dem geringen Abstande der untersten (Objectiv-) Linse von dem Objecte. Die Farbenerscheinungen, welche hauptsächlich durch die Unreinheit des angewandten Glases entstehen, wurden im hohen Grade durch die von Fraunhofer in München erfundenen sogenannten achromatischen (farblosen) Linsen beseitigt. Sie bestehen aus zwei Glasstücken, von denen das eine linsenförmig ist, das andere schalenförmig. Beide Theile werden durch einen feinen farblosen Kitt zu einer Linse verbunden. Auf diese Weise kann man zwei Glasarten combiniren, welche sich in Bezug auf die Farbe entgegenwirken, und erhält dann eine ziemlich farbenfreie Linse. Für schwächere Vergrößerung war hierdurch Bedeutendes gewonnen; für die stärkern Vergrößerungen, und besonders für die Erreichung eines großen Abstandes zwischen dem Object und der Objectivlinse leistete eine andere Construction noch wesentlichere Dienste. Dies war die Anfertigung aplomatischer Linsen, welche 1826 Selligue zu Paris zuerst unternahm. Hierunter versteht man Linsen oder vielmehr Linsensysteme, die nicht aus einer, sondern aus zwei bis drei Linsen in der Art zusammengesetzt werden, daß diese Linsen in sehr kurzen Abständen aufeinandergeschraubt sind und in ihrer Wirkung wie Eine Linse sich verhalten. Solche Objectivlinsensysteme oder Objectivsysteme finden sich jetzt an allen guten Mikroskopen. Sie bestehen meist aus drei einzelnen Linsen, von denen jede wieder aus zwei Hälften achromatisch zusammengesetzt ist. Außer diesen Objectivlinsen befindet sich am obern Ende des Mikroskops das Ocular, welches in der Regel aus zwei weit schwächern und weiter voneinander entfernt stehenden Linsen besteht. Eine Vergrößerung von 250 mal, welche früher eine außerordentliche war, ist jetzt eine gewöhnliche geworden, eine 4—500malige ist an den meisten neuern Mikroskopen klar und deutlich, während ausgezeichnete Instrumente der jüngsten Zeit, wie die von Oberhäuser in Paris, Beneche und Wasserlein in Berlin, noch bei 1000—1100maliger Vergrößerung scharfe Bilder geben. Alle diese Instrumente sind nach demselben Plane construirt. Ihre größern oder geringern Leistungen hängen von der Zusammensetzung des Objectivsystems am meisten ab. Durch die Wahl verschieden stark gekrümmter Gläser, durch deren geringere oder größere Entfernung voneinander, durch die Auswahl endlich unter gleichgeschliffenen Gläsern gelingt es den Optikern theils auf theoretischem, theils auf praktischem Wege, den Instrumenten ihre hohe Ausbildung zu geben. Zugleich ist der Kaufpreis der Mikroskope so heruntergegangen, daß zwar größere Instrumente immer noch 100—200 auch 300 Thalern kosten, kleinere hingegen für 30—40 Thaler in der Art ausgeführt werden, daß sie für das Studium der Pflanzenanatomie recht wohl ausreichen. Als einen wesentlichen Fortschritt müssen wir noch die Anwendung

des von unten schief auffallenden Lichts erwähnen, welche Oberhäuser seit einigen Jahren eingeführt hat. Durch Seitwärtsschieben des Spiegels läßt man dabei das Licht in der Weise von unten auf das Object fallen, daß man nicht mehr blos geometrische, sondern etwas perspectivische Ansichten erhält. Dadurch sind Hervorragungen und Vertiefungen an manchen Körpern deutlich geworden, die sich bisher nicht genau erkennen ließen. Es ist das Bild dem Bilde bei auffallendem Lichte bedeutend näher gerückt, und daher namentlich die höhere und tiefere Lage der einzelnen Theile bedeutend leichter zu erkennen. Es gilt nun aber auch, die erhaltenen Bilder genau zu zeichnen, sowie die Größe der gesehenen Gegenstände richtig zu schätzen. Beides waren früher schwierige Aufgaben. Jeder zeichnete die Gegenstände so, wie sie ihm erschienen. Hier konnte immer zweifelhaft sein, wie viel der Beobachter wirklich gesehen, wie viel eine lebhaftere Einbildungskraft dem Gesehenen hinzugesetzt hatte; die Größe des Bildes aber richtete sich nach dem Auge des Beobachters. Diesem Umstande abzuhelfen, ward von dem deutschen Anatom Sömmering ein Metallspiegel construirt, welcher, über dem Ocular des Mikroskops angebracht, das Bild zeigt, wenn man, statt von oben, von der Seite über das Mikroskop weg in den Spiegel sieht. Ein feines Loch in dem Mittelpunkte des Spiegels gestattet den Blick auf ein hinter dem Mikroskope aufgestelltes Blatt Papier. Man sieht so zugleich das weiße Papier und das Bild des Mikroskops, und glaubt vermöge optischer Täuschung das Bild des Spiegels auf dem Papiere zu erblicken, sodaß man mit einer Bleifeder oder dergleichen die Umrisse desselben nachzeichnen kann. An die Stelle des durchbrochenen sogenannten Sömmerring'schen Spiegels ward später ein in bestimmten Winkeln geschliffenes Glasprisma gesetzt, das in noch vollkommenerer Weise die Spiegelung des Bildes und die Durchsichtigkeit vereinigt. Bei Anwendung dieser Apparate, welche man mit dem Namen der Camera lucida bezeichnet, ist es auch dem weniger geübten Zeichner möglich, die Bilder des Mikroskops völlig getreu wiederzugeben. Die Größe der Bilder muß freilich je nach der Sehweite des Auges um etwas differiren; indessen kann jeder Beobachter, wenn er das Papier, auf dem er zeichnet, stets in gleicher Entfernung von dem Mikroskope aufstellt, für alle seine Zeichnungen eine gleichmäßige Größe erhalten. Es läßt sich die Zeichnung direct messen, und sie kann somit zur Größenbestimmung des Objects dienen, wenn die Vergrößerung durch Vergleichung abgemessener Objective festgestellt ist. Es hat indessen seine Schwierigkeit, Gegenstände so genau gleich zu machen, daß eine 2—300malige Vergrößerung nicht bedeutende Längen- (oder Größen-) Unterschiede unter anscheinend gleich großen Körperchen erkennen ließe. Es waren daher die Bemühungen der ältern Mikroskopiker, Haare, Sandkörnchen und dgl. zuerst zu Hunderten auf einen Maßstab zu legen, durch Abzählen der gemessenen Menge dann die Größe der einzelnen zu ermitteln, und endlich durch Aufstreuen dieser auf den Objectträger mittels Vergleichung die Größe der Objecte selbst zu bestimmen, eine sehr unvollkommene Methode. Diesem Übelstande abzuhelfen, verfertigte man die sogenannten Mikrometer, von denen die Glas- und die Schraubenmikrometer zwei verschiedene Arten darstellen. Die Glasmikrometer sind Glasplatten, in welche sehr feine Linien mit einem Diamanten in kleinen Entfernungen eingeschnitten sind. Die gewöhnlichsten Eintheilungen sind, indem man eine Linie oder ein Millimeter (nicht ganz eine halbe Linie) in 100 Theile theilt; es sind aber die Eintheilungen noch viel feiner gemacht worden, besonders von Nobert in Vorpommern, sodaß es schwierig, dieselben mit den schärfsten Mikroskopen zu zählen. Daß man solche Eintheilungen nicht aus freier Hand herstellt, versteht sich von selbst. Man benutzt zu ihrer Anfertigung äußerst sorgsam gearbeitete Theilmaschinen, bei deren Gebrauch auch das Material, die Glasplatten, noch besondere Schwierigkeiten darbietet, da diese unter dem Diamant gar zu leicht ausspringen, sodaß die Dicke des Strichs selbst die Eintheilung ungenau macht. Man bediente sich der Glasmikrometer ursprünglich als unmittelbaren Maßstab, indem man die Gegenstände darauf legte und so betrachtete. Dies hatte manche Übelstände, da die Dicke der Gegenstände oft nicht erlaubte, mit ihnen

zugleich die Eintheilungslinien zu erkennen. Man legt daher jetzt vielfach ein Glasmikrometer in das Ocular des Mikroskops, dessen Eintheilungen dann für jedes Objectivsystem einen verschiedenen Werth erhalten, der sich durch einmaliges directes Messen leicht feststellen läßt. Auf einem ganz andern Principe beruhte die Construction der Schraubenmikrometer. Diese bestehen aus einer Schraube, welche den Tisch, der das Object trägt, vor und rückwärts bewegt. Der Kopf der Schraube ist sehr groß und an seinem Rande in Grade eingetheilt, sodaß an einem kleinen Zeiger die Stellung der Schraube genau abgelesen werden kann. Man benutzt zum Messen Oculare, in welche ein Spinnfaden in der Mitte querüber ausgespannt ist, schiebt das eine Ende des Objects dahin, wo der Faden das Gesichtsfeld durchschneidet, beobachtet dann den Stand der Schraube, dreht diese darauf vor oder rückwärts, bis das andere Ende des Objects an demselben Punkt angelangt ist, und liest nun ab, um wie viel die Schraube sich gedreht hat. Wenn nun die Gradeintheilung genau gearbeitet ist, die Schraubenumgänge einander ganz gleich sind und keinen todten Gang haben, so läßt sich die kleine Vorwärtsschiebung, welche eine Umdrehung der feinen Schraube bewirkt, sehr genau ausmessen und eintheilen. Die Schraubenmikrometer erfodern daher große Sorgfalt in der Ausführung, sind theuer, unbequem in der Anwendung, sodaß sie im Allgemeinen wenig benutzt werden.

Bau der Zellen.

Auf dem Felde der Entwickelungsgeschichte selbst ist kein Punkt mehr besprochen worden, als die Entstehung der Zellen selbst, der Fasern und der Gefäße. Als den bedeutendsten Schritt müssen wir die Erkenntniß betrachten, daß alle organischen Körper nur aus Zellen zusammengesetzt sind, daß somit bei den Pflanzen Gefäße und Fasern, bei den Thieren alle, auch die zusammengesetztesten Organe in ihrer ersten Anlage aus Zellen gebildet sind. Im Jahre 1839 sprach Schwann in einem denkwürdigen Werke diese Grundlage aller spätern Untersuchungen zuerst aus. Wenngleich diese Entdeckung für die Anatomie thierischer Körper von ungleich größerer Bedeutung war als für die Pflanzen, für welche schon 1831 Mohl und 1837 Meyen diese Bildungsweise nachgewiesen hatten, so blieb sie doch nicht ohne Bedeutung für die Pflanzenanatomie, da sie mit einem mal allen Zweifeln über die Bildung der Gefäße ein Ende machte. Außerdem mußten seit jener Zeit die Beobachtungen der thierischen Anatomie über die Zellbildung auch für die Pflanzenanatomie berücksichtigt werden. Über die Entwickelung der Zellen aber ist unser ganzes Jahrhundert hindurch so unendlich viel gestritten worden, daß es ermüden würde, auch nur die hauptsächlichsten Beobachter zu erwähnen, da kaum ein einziger Mikroskopiker diesen Punkt unbesprochen gelassen hat. Zwei Meinungen besonders standen sich gegenüber. Die Einen glaubten um eine festere Masse eine zarte Haut sich bilden zu sehen, während die Andern in dem fertigen Bläschen erst einen festern Inhalt entstehen sahen. H. von Mohl widerlegte in einer Dissertation im Jahre 1835 die Ansicht, daß sich neben und auf Zellen neue Zellen bilden; und im Jahre 1843 führte H. Karsten dieselbe Ansicht, neuern Ansichten gegenüber, wiederum aus, daß nämlich die Bildung neuer Zellen stets nur in einer schon fertigen Zelle stattfinde. Mit dieser Ansicht, welche jetzt allgemein angenommen zu sein scheint, ist zugleich ein alter Aberglaube ausgerottet worden, die Annahme einer Urzeugung, vermittelst welcher unorganische Stoffe ohne Weiteres zur Bildung organischer Wesen zusammentreten sollten. Der Streit aber ist derselbe geblieben, indem jetzt die Einen behaupten, daß um einen Theil des schon vorhandenen festen Zellinhalts eine Hülle sich bilde, während die Andern nach wie vor kleine Bläschen im Innern der Zelle auftreten, sich ausdehnen und gleichzeitig mit einem festen Inhalt erfüllen sehen. Manche, und zwar die namhaftesten unserer Pflanzenforscher nehmen beide Bildungsweisen der Zellen an. Außer dem Auftreten junger Zellen im Innern der ältern hat H. von Mohl noch eine andere Art der Zellbildung beschrieben. Es ist dies die Zellbildung durch Theilung. Mohl nämlich glaubt an Wasserfäden (Conferva) die Beobachtung gemacht zu haben,

daß die länglichen Zellen, welche jene Pflanzen bilden, in der Weise sich vermehren, indem in der Mitte einer Zelle die innerste Haut der Zellwand (Mohl's Primordialschlauch) sich ringförmig einfaltet, sodaß zuletzt diese Einfaltung von allen Seiten in der Mitte zusammenstößt und dort miteinander verwächst. Auf diese Weise treten an die Stelle der einen Zelle zwei halb so große, deren Scheidewände anfangs in der Mitte miteinander verwachsen sind, später aber sich voneinander loslösen. Eine eigenthümliche Ansicht über die Zellbildung veröffentlichte Schleiden. Er schilderte die Bildung neuer Zellen so, daß sich die Schleimtheile in einer Flüssigkeit zuerst in einen rundlichen Körper zusammenziehen, daß dieser Körper an seiner Oberfläche einen Theil der Flüssigkeit in eine Gallerte umwandelt, welche Gallerte eine geschlossene Blase rings um den Kern darstellt und, von eindringender Flüssigkeit ausgedehnt, die Zellwand bildet. Schleiden nannte jenen Körper, welchen frühere Anatomen als Zellkern bezeichneten, den Cytoblasten (Zellkeim). Der Cytoblast sollte dann fortfahren, neue Zellmembrane an seiner Oberfläche zu bilden. Diese Theorie, welche ihrer Zeit viel Aufsehen machte, ist indessen vielfach bekämpft, auch von ihrem Urheber immer mehr eingeschränkt worden.

An die Streitigkeiten über die Bildung der Zellen reiht sich die Frage über die Weise, in welcher die Verdickungsschichten sich bilden, die man in ältern Zellen meist, und im Holz und harten Samen oft in größter Stärke vorfindet, nämlich: ob ihre Bildung von außen nach innen oder von innen nach außen vorschreitet. Der Streit hierüber ward auf der einen Seite von Mohl, auf der andern von Harting und Mulder geführt, und von beiden Parteien wurden die sorgfältigsten anatomischen und chemischen Untersuchungen zur Begründung der verschiedenen Meinungen angestellt. Es scheint indessen, daß Mohl's Ansicht gegenwärtig als die richtigere anerkannt werden muß. Danach lagert sich an der innern Seite der ursprünglichen Zellmembran eine Schicht nach der andern so ab, daß die Höhlung der Zelle immer mehr verengt wird und nur einzelne Punkte frei bleiben, welche dann, quer durchschnitten, kegelförmige Kanäle, die sogenannten Tüpfelkanäle, bilden. Sie erstrecken sich von der innern Höhlung der Zelle aus bis an die äußerste ursprüngliche Zellhaut, und stoßen hier mit einem ähnlich gebildeten Tüpfelkanal der benachbarten Zelle zusammen, sodaß zwischen ihnen nur die zwei ursprünglichen Membranen der beiden Zellen sich befinden. Am stärksten finden sich die Verdickungsschichten an der äußern Fläche der Stengel, wo sie eine Art Oberhaut bilden, indem nämlich die äußerste Reihe der Rindenzellen an ihrer äußern Seite überaus viele und sehr dicke Schichten trägt.

Ernährung der Pflanzen.

Wenden wir uns nun von dem Bau der Zelle zu der Art und Weise, in welcher die Zellen ihre Nahrungsstoffe aufnehmen, so müssen wir hier zweierlei unterscheiden, einmal die Weise, in welcher Nahrungsstoffe aus dem Boden in die Zellen der Wurzel und somit in die Pflanze übergehen, und zweitens die Art ihres Übergangs von einem Theile der Pflanze in den andern. Die Frage, ob und wie feste Stoffe aus der Erde von der Pflanze aufgenommen werden, beschäftigte das vorige Jahrhundert sehr. Die geringern chemischen Kenntnisse erschwerten aber die Erkenntnisse dieser Vorgänge überaus. Der Umstand, daß Pflanzen, blos mit Quellwasser begossen, große Aschenmengen hinterließen, daß sie also eine große Menge feuerfester d. h. mineralischer Stoffe enthielten, mußte in jener Zeit, wo man noch nicht entdeckt hatte, eine wie große Menge mineralischer Stoffe in unserm Quellwasser stets aufgelöst sind, das größte Erstaunen erregen. Aus diesen Beobachtungen entstand die Annahme, daß Pflanzen (und Thiere) im Stande seien, Elementarstoffe selbst zu bilden, welche bis in unser Jahrhundert sich erhielt und, dann in die Annahme umgemodelt, daß zwar keine directe Bildung, wol aber eine Umwandelung solcher Stoffe ineinander durch die Thätigkeit organischer Körper bewirkt werden könne, erst nach zahlreichen Untersuchungen gänzlich verschollen ist. Für die Pflanzen lieferte Th. de

Saussure in seinen „Recherches chimiques sur la végétation" (1804) die gründlichsten Beweise, daß sie in Wirklichkeit alle feste Stoffe aus der Umgebung aufnehmen. Durch seine classischen Untersuchungen ward festgestellt, daß mineralische Stoffe von den Wurzeln der Pflanzen in aufgelöstem Zustande zugleich mit einer großen Menge Wasser aufgenommen werden. Saussure fand ferner, daß die Wurzeln der Pflanzen im Stande sind, aus Auflösungen, welche zu concentrirt, eine größere Menge Wasser nebst einem nur kleinen Theile der aufgelösten Substanzen aufzusaugen und die größere Menge der Substanzen zurückzulassen. Da nun an der Außenseite der Wurzel nur Zellen sich befinden, so konnte man diese Aufsaugung nicht den Gefäßen zuschreiben, denen man nach der damals herrschenden Ansicht alle Thätigkeit bei der Ernährung beimaß; es verglich daher Saussure die Wandung der Zellen mit dem Filtrirpapier, durch welches auf ähnliche Weise Flüssigkeiten ihren Weg finden, ohne daß sichtliche Öffnungen sich darin befinden. Mehr wußte man weder hierüber, noch über die Weise, in welcher die aufgenommene Lösung weiter in der Pflanze sich verbreitete. Man hatte, wie oben schon erwähnt ist, früher verschiedene Theile als die Wege für den Saft angesprochen. Außer in den Gefäßen hatte man sich besonders in den Zwischenräumen zwischen den Ecken der Zellen, in den sogenannten Intercellulargängen, den Saft circuliren gedacht. Verschiedene Schriftsteller glaubten in den Wandungen der Zellen feine Löcher bemerkt zu haben, und hatten diese für Saftwege gehalten. Diese Meinung war indessen von den genauern Beobachtern stets widerlegt worden. Im Allgemeinen hatte man deshalb, wie auch Treviranus in seiner genannten Preisschrift es offen ausspricht, keinen klaren Begriff von der Art, wie die aufgelösten Stoffe durch die festen Wandungen in das Innere der Zellen, in welchen man sie abgelagert fand, eindringen. Erst die Versuche Dutrochet's im Jahre 1828 gaben hierüber einigen Aufschluß. Er fand nämlich, daß alle thierischen und pflanzlichen Häute Wasser und in Wasser gelöste Stoffe durchtreten lassen, daß aber besondere Gesetze eintreten, sobald an den beiden Seiten der Häute Flüssigkeiten sich befinden, die Flüssigkeit der einen Seite aber andere Stoffe gelöst enthält als die an der andern. Es erfolgt dann in regelmäßiger Weise ein Austausch dieser Stoffe, wobei zugleich aus der dichtern Flüssigkeit in die dünnere Wasser so lange übertritt, bis beide Flüssigkeiten gleich verdünnt sind. Es steigt dabei die dichtere Flüssigkeit um soviel in die Höhe, als die dünnere sinkt. Diese Aufnahme aus der dünnern Flüssigkeit nannte Dutrochet Endosmose, während er den gleichzeitig statthabenden Austritt von einem Theile der gelösten Stoffe aus der dichtern Flüssigkeit als Exosmose bezeichnete. Er fand ferner, daß die Stoffe in bestimmter Reihenfolge eingesaugt werden, sodaß zuerst Wasser, später Salze und endlich zuletzt eiweißartige Körper hindurchtreten. Hiernach wird es erklärlich, wie aus concentrirter Lösung eine dünnere Lösung in der oben erwähnten Weise ausgeschieden werden kann, wie aber auch auf der andern Seite eine zu concentrirte Lösung nicht zur Ernährung von organischen Wesen dienen kann, weil dann nicht eine Aufnahme, sondern ein Austreten von Flüssigkeiten aus der Pflanze erfolgt. Manche Beobachter, namentlich aus der Reihe der Physiker, haben dieser Erscheinung ihre Aufmerksamkeit gewidmet; gleichwol sind wir zu einer genauern Erkenntniß der Gesetze, nach denen Endosmose und Exosmose vor sich gehen, noch nicht gelangt. Dagegen hat sich die Untersuchung der Chemiker ganz besonders dahin gewandt, zu ermitteln, welche Stoffe zur vollendeten Ausbildung der Pflanzen nöthig sind, in welcher Form dieselben sich befinden müssen, und ob sie aus der Erde und dem sich durchdringenden Wasser oder aus der Atmosphäre aufgenommen werden. Das immer dringender auftretende Bedürfniß, die steigende Bevölkerung mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versorgen und die Erträge der Ländereien zu vermehren, hat diesen Untersuchungen die größte praktische Wichtigkeit gegeben.

Die Untersuchungen wurden und werden nach zwei Richtungen geführt, welche im Stande sind, sich gegenseitig zu corrigiren. Es ist die eine die Berechnung der Stoffmassen, welche zur Ernährung der Thiere und Menschen einerseits, zur Ernährun

r Pflanzen andererseits täglich, Jahr ein Jahr aus, erfodert wird; die andere be-
eht in Versuchen an einzelnen Pflanzen, ausgeführt mit allen den Vorsichtsmaß-
geln, welche die jetzige Chemie lehrt. Jede dieser Versuchsweisen bietet eigenthüm-
che Vortheile und Nachtheile. Die Anstellung von Versuchen, bei welchen man
inzelne Pflanzen unter gewissen Verhältnissen aufzieht, würde gewiß die sichersten
Resultate geben, wenn wir im Stande wären, alle Verhältnisse, unter denen die
Pflanze in der Natur wächst und gedeiht, bei unsern Versuchen herzustellen. Wenn
ir dann den einen oder den andern der zum Gedeihen nöthigen Stoffe fortnehmen,
ne oder die andere Bedingung unausgeführt ließen, so würden wir sofort erkennen,
elcher Nachtheil gerade durch diesen einen Umstand herbeigeführt würde. So ließe
ch eine ganze Reihe von Versuchen anstellen, deren Resultat dann die vollständige
Kenntniß von dem Einfluß jedes Stoffs, jeder chemischen oder physischen Einwirkung
uf das Leben der Pflanze wäre. Leider sind wir indessen nicht im Stande, diese
Bedingungen alle zu erfüllen, und können die Vorsichtsmaßregeln, welche zum Er-
ngen genauer Resultate nothwendig, nicht mit der Herstellung völlig normaler Le-
ensverhältnisse vereinigen. Die Menge der Vorsichtsmaßregeln steigt aber mit dem
ortschreiten der Chemie, da in den Substanzen, mit denen gerade solche Versuche
ch zumeist beschäftigen, in Wasser, Luft und der Ackererde immer mehr Stoffe auf-
efunden werden, und daher auch bei Versuchen daraus fortgeschafft und ferngehal-
en werden müssen. Aus diesen Gründen können auch die genauesten derartigen
Versuche blos auf annähernde Richtigkeit Anspruch machen, um so mehr als die-
elben doch nur eine oder wenige Pflanzenarten zum Gegenstande haben, die Re-
ultate daher nur nach Analogie auf die übrigen Pflanzen übertragen werden
önnen. Gleichwol sind die Resultate der Versuche, welche in dieser Weise in der
neuesten Zeit angestellt worden sind, der Art, daß wir von ihrer Fortsetzung die be-
deutendsten Aufschlüsse erwarten dürfen. Zwei wichtige Versuchsreihen verdanken
ir dem Fürsten zu Salm-Horstmar und dem Professor Magnus in Berlin. Beide
eschäftigen sich hauptsächlich mit dem Einflusse der mineralischen Stoffe. Sie gehen
Beide davon aus, daß diejenigen mineralischen Stoffe, welche sich beim Verbrennen
er Pflanzenart in der Asche vorfinden, und von welchen man daher bestimmt weiß,
aß sie von der Pflanze aufgenommen werden können, entweder ganz oder einzeln aus
em Boden, in welchem die Pflanze behufs des Versuchs wachsen soll, fortgelassen wer-
den. Bei der Anstellung der Versuche mußte zunächst ein Boden, in welchem die Pflan-
enwurzeln kommen, hergestellt werden, der von mineralischen Stoffen völlig oder doch
ast völlig frei war. Einen solchen fanden sie in der Kohle des reinsten weißen Candis-
uckers, welcher nach der Untersuchung von Magnus weniger als ein Viertausendstel
nverbrennlicher Stoffe enthielt. Mit dieser Kohle wurden kleine Metalltöpfe, nach-
dem sie inwendig mit Wachs überzogen, gefüllt, und nun dem einen dieser, dem an-
dern jener Stoff in dünner Auflösung oder in inniger Mengung zugesetzt. Auch
arauf mußte sorgfältig geachtet werden, daß jeder dieser mineralischen Stoffe, sowie
as zum Begießen nöthige Wasser von fremden Bestandtheilen auf das sorgfältigste
efreit waren. Beide experimentirten mit Getreidearten, Salm-Horstmar mit Hafer,
Magnus mit Gerste. Die Versuche des Erstern ergaben, daß die Pflanze ohne mi-
eralische Stoffe stets zwerghaft bleibt, daß sie um so größer wird, je mehr von den
Stoffen in dem Boden sich befinden, daß aber eine vollständige Ausbildung von Blu-
nen und Früchten nur bei Anwesenheit aller Bestandtheile erfolgt. Ein anderes
Resultat, welches Magnus noch in weiterm Umfange bestätigte, ist, daß auch eine
u große Menge mineralischer Bestandtheile dem Leben der Pflanze schädlich ist, ja
aß sie durch einen nur geringen Überschuß solcher Substanzen schon in ihrer Bil-
ung gehemmt wird, und zwar um so leichter, je weniger kräftig sie in dem ihr ge-
ebenen Boden sich entwickelt. Die Zahl der Bestandtheile, welche als nöthig für
as Leben der Pflanze hierdurch erkannt wurden, ist keine ganz geringe. Interessant
st es, daß nicht blos Alkalien und Erden, sondern auch eigentliche Metalle, nämlich

Eisen und Mangan, darunter sich finden. Noch auffallender erscheint die große B deutsamkeit dieser Stoffe, wenn wir betrachten, welche geringe Menge derselben sic in den Pflanzen vorfinden. Man findet sie durch das Verbrennen der Substanzen, die man untersuchen will, indem bei einem vollkommenen Verbrennen nur mine ralische Bestandtheile als Asche übrig bleiben. An solcher enthalten 1000 Theile de frischen Äpfel und Stachelbeeren 3 Theile, Erdbeeren 4, Blumenkohl 7, Weize 17, Oliven 26, Bohnen 27, Erbsen 28, des trockenen Erbsenstrohs 63, Kirschhol zes 3, der Rinde davon 104, der Kamillenpflanze 85—96. Diese Aschen enthal ten nun wieder in 1000 Theilen folgende Hauptbestandtheile:

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	173	113	13	55	9	½
„ weißer	251	—	20	73	2	—
Bohnen	324	89	42	54	1	2
Erbsen	319	62	39	51	7	1
Kirschholz	173	63	206	55	½	10
Kirschholzrinde	63	109	342	31	1½	96
Kamille	327	—	126	29	1½	9

Wenn man aus diesen Zahlen die Mengen berechnet, welche sich in der Pflanze vor finden, so erscheinen sie verschwindend klein, denn es enthalten hiernach 10000 Theile

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	29	19	2	9	1⁵/₁₀	⁹/₁₀₀
„ weißer	43	—	3	12	⁵/₁₀	—
Bohnen	87	24	11	15	²⁷/₁₀₀	⁵/₁₀
Erbsen	88	17	11	17	2	²⁸/₁₀₀
Kirschholz	5	2	61	2	⁴/₁₀₀	³/₁₀
Kirschholzrinde	65	113	356	32	1⁶/₁₀	99
Kamille	294	—	113	26	1⁵/₁₀	8

Obschon also in den Getreidekörnern die Menge des Eisens noch nicht zw Zehntausendstel beträgt, und diese Menge auch im Stroh nicht über fünf Zehnta sendstel steigt, die Menge des Mangans aber so gering ist, daß man nur in de Eisen, dem es fest anhaftet, seine Spuren auffinden kann, ohne im Stande zu sei seine Mengen zu wägen, haben gleichwol beide Bestandtheile einen deutlich wah nehmbaren Einfluß auf die Vegetation der untersuchten Pflanzen. Welche Ro aber die mineralischen Bestandtheile, von denen Phosphorsäure, Schwefelsäure, Chl und andere, die in noch geringern Mengen auftreten, oben nicht mit berechnet sin im Haushalte der Pflanzen spielen, ist uns noch völlig unbekannt. Die Versuc von Magnus verbreiten sich außerdem noch über den Einfluß, den verwesen organische Stoffe, oder mit andern Worten Dünger, auf das Wachsthum der Pfla zen haben. Die Frage über die Wirkungsweise des Düngers ist besonders dur Liebig in seinem bekannten Werke: „Die organische Chemie in ihrer Anwendu auf Agricultur und Physiologie" (1840) angeregt worden. Er sprach darin hau sächlich, auf die Berechnung der Massen sich stützend, dem Dünger nur insofe Wirksamkeit zu, als in ihm mineralische Bestandtheile, herrührend aus den verwese den Pflanzen- und Thiertheilen, vorhanden wären. Bei Anstellung dieser Unt suchungen ging er in der Art zu Werke, daß er zunächst untersuchte, wie viel

rnte eines ganzen Feldes betrage, wie viel von jedem einzelnen chemischen Bestand-
eile in dieser Masse vorhanden sei, mit einem Worte, welche Bestandtheile dem
oden durch die Ernte entzogen würden, und wie groß die Menge eines jeden sei.
r untersuchte dann, wie viel von diesen Stoffen die Ackerkrume enthält, welche
toffe aus der Atmosphäre von den Pflanzen aufgenommen werden können, welche
urch Regen- und Quellwasser den Pflanzenwurzeln zugeführt werden. Die Resul-
te waren im Allgemeinen, daß die Pflanze diejenigen Bestandtheile, welche ihre
esentlichste Menge ausmachen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff,
ihrer Umgebung jeder Zeit im Überfluß finde: den Kohlenstoff nämlich in der
ohlensäure, welche die Atmosphäre sowie das meiste Quellwasser enthält; den Was-
r- und Sauerstoff in dem Wasser, welches durch ihre Vereinigung gebildet ist; den
tickstoff endlich in dem Ammoniak, welches, in der Luft vorhanden, mit dem Regen
nd Schnee in den Boden hinabgeführt wird. Da sich also, folgert Liebig, alle die
toffe, welche die Pflanzen außer den mineralischen bedürfen, schon in ihrer Um-
ebung vorfinden, so ist die Zufuhr solcher Stoffe nicht nöthig, und es ist danach
r Dünger wesentlich nur zum Ersatze für die aus dem Boden geschöpften mine-
alischen Stoffe erfoderlich, indem er die mineralischen Stoffe enthält, welche in dem
utter und den Speisen vorhanden waren, bei der Verdauung aber nicht aufgenom-
en worden sind. Wir sahen oben, in wie geringer Menge diese Stoffe in den
flanzen enthalten sind. Es hätte daher eine völlige Umwälzung in der Landwirth-
haft zu Wege gebracht, wenn man nach Liebig nur die geringe Menge dieser mi-
eralischen Stoffe hätte ausstreuen dürfen, statt des so mühsamen Überfahrens mit
Dünger. Die Erfahrung lehrte aber bald die Unrichtigkeit dieser Resultate erkennen.
Gleichwol ist die von Liebig durchgeführte Methode keineswegs gering zu schätzen;
ur zeigt seine Schlußfolgerung, wie schwierig es ist, sich derselben zu bedienen. Er
mußte nämlich die Annahme zu Grunde legen, daß alle Verhältnisse, welche auf die
rnährung der Pflanzen einwirken, in seine Berechnung mit aufgenommen seien.
ine solche Annahme überschätzte aber die Kenntnisse, die man zur Zeit hatte.
Gleichwol dienen seine Arbeiten sowol zum Anhaltepunkte für neue Untersuchungen,
s auch zu einem Prüfstein für die ganze Lehre von der Pflanzennahrung. Vor
m hatte besonders Boussingault über die Erträge der Felder in derselben Weise
usführliche, noch immer gültige Untersuchungen angestellt. Jene Versuche von Mag-
us haben allerdings bewiesen, daß der Dünger das Wachsthum der Pflanzen außer-
rdentlich befördert, sowol wenn er direct an ihre Wurzeln gelangt, als auch, wenn
nur neben der Pflanze sich befindet, sodaß in diesem Falle die aus ihm in Dunst-
rm austretenden Stoffe von der Pflanze aufgenommen werden.

Inhalt der Pflanzenzellen, und die Saftvertheilung.

Während uns die Chemie zu diesen bedeutenden Aufschlüssen über die Aufnahme
er Nahrungsstoffe verholfen hat, verdanken wir der Physik die geringen Aufschlüsse,
ie wir bisher über die Fortführung der aufgenommenen Flüssigkeit erhalten haben.
s sind nur zwei kleine, aber inhaltsreiche Arbeiten aus der neuesten Zeit hier zu
wähnen, nämlich die Aufsätze von E. Brücke: „Über das Bluten des Rebstocks“
Poggendorff's „Annalen“, 1844, Bd. 63) und von H. Karsten: „Das Bluten des
ebstocks unter den Tropen“ (Poggendorff's „Annalen“, 1849, Bd. 73). Die
Grundlage beider Schriften bildet die Annahme, daß die Flüssigkeit, wie sie aus dem
Boden aufgenommen wird, nach physikalisch-chemischen Gesetzen von Zelle zu Zelle
ufsteigend, durch die ganze Pflanze sich verbreitet, sodaß, was durch die Verdun-
ung aus Blättern und Stengel verloren geht, was zur Bildung neuer Zellen und
euer Theile verwendet wird, fortwährend zunächst aus den benachbarten noch ge-
illten Zellen, schließlich von außen her, das heißt meist aus dem Boden, aufgenom-
en wird. Es zeigt sich bei ihren Versuchen, was auch schon frühere Beobachter
efunden hatten: daß die Gefäße nur in den kurzen Perioden von Saft erfüllt sind,

in welchen der Pflanzenstamm, wie bei uns im ersten Frühjahre, überall von Saf
strotzt, daß sie aber in allen übrigen Zeiten nur Luft enthalten, daß wir also de
Zellen die hauptsächliche Thätigkeit bei der Aufsaugung der Flüssigkeiten zuschreiben
müssen, und daß die Gefäße wahrscheinlich nur von den Zellen aus sich mit Saf
füllen. Wir sahen oben, wie bei der Endosmose dorthin der größere Zufluß gerich
tet ist, wo der Inhalt am consistentesten ist. Soll nun in das Innere von Zelle
ein Zufluß stattfinden, so muß der Inhalt dieser Zellen mehr feste Theile enthalten
als die umgebenden Zellen. Dies ist der Fall, wenn durch die Ausdünstung de
oberflächlichen Zellen diese ihr Wasser verlieren; es geschieht ferner, wenn die Umbil
dung der aufgelösten Stoffe in feste Zellwandungen vor sich geht. Die Chemi
hat uns mit zwei Gruppen von Körpern bekannt gemacht, welche in jeder einzelne
Zelle stets, wenn auch in wechselnden Mengen, vorhanden sind. Es sind, wie scho
oben bemerkt, die stärkemehlartigen und die eiweißartigen Körper. Von diesen ist e
besonders die erste Gruppe, welche in größern Mengen in der Zelle auftritt. Dahe
ist ihr Verhalten wichtiger und bekannter, während die Veränderungen der eiweiß
artigen Körper noch nicht genügend aufgeklärt sind. Zu den stärkemehlartigen Sub
stanzen gehören das Stärkemehl, der Zellstoff, der Gummi und die Zuckerarten, so
mit die Bestandtheile, welche den größten Theil des Pflanzenkörpers zusammensetzen
Alle diese Stoffe bestehen aus den beiden chemischen Elementarkörpern, dem Sauer
stoff und Wasserstoff, die in ihrer Vereinigung das Wasser darstellen, und au
einem dritten, dem Kohlenstoffe, in einem solchen Verhältnisse, daß man sie als Koh
lenhydrat, d. h. als Verbindungen von Kohlenstoff und Wasser, betrachten kann
Von den stärkemehlartigen Körpern findet sich das Stärkemehl selbst in dem größte
Theile der Samen, sowie in den Wurzeln und Stämmen der Bäume während ihre
winterlichen Ruhe. Im Frühjahre aber, oder bei den Samen während des Keimens
finden wir das im Wasser unlösliche Stärkemehl in eine lösliche gummiartige Sub
stanz, und das Dextrin in eine süßliche Substanz, den sogenannten Traubenzucker
umgeändert. Durch zahlreiche Beobachtungen ist es festgestellt, daß erst aus diese
flüssigen Stoffen sich wieder neue Zellen bilden. Es ist also die Aufnahme eine
großen Wassermenge nöthig, damit das abgelagerte Stärkemehl zur Bildung neue
Zellen geschickt gemacht wird. Wodurch die Umwandelung bewirkt wird, wissen wi
nicht. Es ist indessen gelungen, einen Stoff aus keimenden Samen auszuscheiden
welcher im Stande ist, Stärkemehl in Zucker umzuwandeln. Dieser Körper wir
mit dem Namen Diastase belegt. Bei seiner Anwesenheit geht bei etwas erhöhte
Temperatur die erwähnte Umwandelung vor sich. Daß er auf rein chemische Weis
auf das Stärkemehl einwirkt, geht daraus hervor, daß verdünnte Schwefelsäure un
andere Stoffe im Stande sind, dieselbe Wirkung hervorzubringen. Die Verschieden
heit der hierdurch neugebildeten Stoffe von dem Stärkemehl beruht theils darau
daß sie in ihrer Zusammensetzung mehr Wasser enthalten, theils darauf, daß sie i
Wasser löslich sind und dieses Wasser ziemlich festhalten, während das unlösliche
Stärkemehl aus dem kalten Wasser sich bald ausscheidet. Wir dürfen daher da
Saftsteigen, welches, alljährlich im Frühjahre wiederkehrend, solange ein unerklärliches
Problem gewesen ist, aus der Wasseraufnahme herleiten, welche das Stärkemehl
allen Zellen des jungen Holzes bei seiner Umwandelung in bildungsfähige Flüssigkei
ten bewirkt. Dazu kommt, daß die Verdunstung, welche mit der wiederkehrende
Frühlingswärme an Stärke zunimmt, sowie die schwellenden Knospen mit ihren n
entstehenden oder auswachsenden Zellen eine große Menge Flüssigkeit erfodern. W
der erste Anfang der Auflösung des Stärkemehls ist, wissen wir freilich nicht, w
aber wissen wir, daß sich diese Auflösung überaus schnell verbreitet, da 1 Th
Malz 20 Theile, und 1 Theil Diastase sogar 500 Theile Stärke umwande
kann. Ein roher Nahrungssaft existirt danach ebenso wenig wie eine Saftströmu
in den Pflanzen, sodaß wir diese beiden Theorien des vorigen Jahrhunderts als durc
aus irrthümliche ansehen müssen. Der Saft steigt allerdings, aber nicht in Str

men, sondern von Zelle zu Zelle in die Höhe; aber „er fällt nicht in der Pflanze, denn es bieten weder die Wurzeln und die untern Theile des Stammes leere Räume für eine herabsteigende Flüssigkeit, noch sind es die Spitzen der Zweige, die zuerst sich mit der Luft füllen, statt des Zellsafts", wie Karsten in dem angeführten Schriftchen sehr richtig bemerkt. Karsten weist daselbst ferner durch Versuche nach, daß die Saftfülle dann am stärksten, wenn die Verdunstung der Blätter geringer ist als die Aufnahme von Flüssigkeit durch die Wurzeln. Hierdurch entsteht an beblätterten Stämmen ein täglicher Umlauf, indem die geringste Saftmenge des Nachmittags, die größte dagegen des Morgens stattfindet, wo die abgekühlte Atmosphäre so mit Wasser angefüllt ist, daß sich dieses als Thau niederschlägt. Blattlose Stengel zeigen dagegen diese Veränderungen nicht; sie enthalten nur je nach der nässern oder trockenern Witterung mehr oder weniger Saft.

Über die eiweißartigen Körper wissen wir, wie gesagt, noch viel weniger als über die stärkemehlartigen, kaum daß ihre chemischen Zusammensetzung genau bekannt ist. Sie enthalten außer dem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff auch noch Stickstoff, und scheinen niemals ohne einen kleinen Antheil von Schwefel oder Phosphor oder von beidem zugleich vorzukommen. Die Menge dieser beiden Stoffe ist aber so gering, daß wir noch nicht genau erkannt, wie viel sie beträgt, obschon der ausgezeichnete holländische Chemiker Mulder, dem wir eine Menge vortrefflicher Arbeiten über die organische Chemie verdanken, schon seit vielen Jahren immer wiederholte Untersuchungen über diese Stoffe, welchen er den Namen der Proteïnstoffe gegeben hat, anstellt. Annähernd hat er den Schwefel und Phosphor auf ein Hundertstel bis ein Vierhundertstel vom Gewichte der Proteïnstoffe angegeben. Die eiweißartigen oder Proteïnstoffe machen nun aber selbst nur einen geringen Theil der Pflanzensubstanz aus. Wir kennen ihre Menge am genauesten in den pflanzlichen Nahrungsstoffen, und hier betragen sie: in Gurken 1, im Blumenkohl 5 Tausendstel des Gewichts, in Kartoffeln 1 Hundertstel, in Mais, Hafer, Gerste und Reis 2—4 Hundertstel, im Roggen 9, im Weizen 13, in Bohnen 20 und in Linsen 37 Hundertstel. Aus allen diesen Pflanzentheilen sind sie schwierig von den übrigen Substanzen zu scheiden. Obschon diese Stoffe in den meisten Pflanzensäften, wie in den Gurken, nur wenige Tausendstel an Gewicht betragen, fehlen sie doch nie, und wir wissen mit Sicherheit, daß die Bildung neuer Zellen nur bei ihrer Anwesenheit stattfindet. Diesem Umstande verdanken die eiweißartigen Stoffe den Namen der Proteïnstoffe, d. h. der ersten ursprünglichen Stoffe. Ob indessen die Membran, welche die erste Anlage jugendlicher Zellen bildet, und welche nach Karsten später zur Zellwand wird, während sich eine zweite solche Membran in ihrem Innern erzeugt, die nach Mohl aber von einer von außen um sie sich ablagernden Zellmembran umkleidet wird und als Primordialschlauch (d. h. Schlauch, welcher die Grundanlage der Zelle gebildet hat) im Innern der Zelle fortlebt, wesentlich aus eiweißartigen Stoffen besteht, wie Mohl behauptet, oder ob sie, wie Mulder erwiesen zu haben meint, nur etwas Eiweißstoff in ihrer Zusammensetzung enthält, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Ebenso wenig wissen wir über die Art und Weise, wie sich die eiweißartigen Körper bilden, oder in welcher Weise der Stickstoff, dessen Anwesenheit sie von dem stärkemehlartigen Körper am schärfsten unterscheidet, zu ihrer Bildung mit den andern Stoffen zusammentritt.

Der Irrthum roher Nahrungssäfte und eines aufsteigenden Saftstromes ist sonach aufgeklärt worden. Wir müssen aber noch einen Blick auf diejenigen Stoffe werfen, welche frühere Jahrhunderte als die zubereiteten Nahrungssäfte betrachteten. Es sind dies verschieden gefärbte, bald mehr wässerige, bald mehr harzige Flüssigkeiten, welche zwischen Rinde und Holz sich befinden. Sie werden gegenwärtig als Harze, Balsame, Milchsäfte und als scharfe, wässerige Säfte aufgeführt. Sie waren bestimmt, in unserm Jahrhundert noch einmal die Aufmerksamkeit der Botaniker in erhöhtem Maße auf sich zu ziehen, indem ein deutscher Naturforscher,

der Pflanze ... stamm, wie bei uns im ersten Frühjahre, überall von S
sie aber i ... allen übrigen Zeiten nur Luft enthalten, daß wir also
hauptsächlich ... Thätigkeit bei der Aufsaugung der Flüssigkeiten zuschr
daß die Gefäße wahrscheinlich nur von den Zellen aus sich mit
sahen oben, wie bei der Endosmose dorthin der größere Zufluß
der Inhalt am consistentesten ist. Soll nun in das Innere von
stattfinden, so muß der Inhalt dieser Zellen mehr feste Theile en
ebenden Zellen. Dies ist der Fall, wenn durch die Ausdünst
Zellen diese ihr Wasser verlieren; es geschieht ferner, wenn
fgelösten Stoffe in feste Zellwandungen vor sich geht.
zwei Gruppen von Körpern bekannt gemacht, welche in jed
enn auch in wechselnden Mengen, vorhanden sind. Es sind
die stärkemehlartigen und die eiweißartigen Körper. Von
erste Gruppe, welche in größern Mengen in der Zelle
alten wichtiger und bekannter, während die Veränder
er noch nicht genügend aufgeklärt sind. Zu den stärk
ren das Stärkemehl, der Zellstoff, der Gummi und
andtheile, welche den größten Theil des Pflanzen
Stoffe bestehen aus den beiden chemischen Element
Wasserstoff, die in ihrer Vereinigung das W
n, dem Kohlenstoffe, in einem solchen Verhält
d. h. als Verbindungen von Kohlenstoff und
stärkemehlartigen Körpern findet sich das St
Samen, sowie in den Wurzeln und Stämm
n Ruhe. Im Frühjahre aber, oder bei den
r das im Wasser unlösliche Stärkemehl i
nd das Dextrin in eine süßliche Substan
ert. Durch zahlreiche Beobachtungen
Stoffen sich wieder neue Zellen bild
Wassermenge nöthig, damit das ab
geschickt gemacht wird. Wodurch di
Es ist indessen gelungen, einen S
im Stande ist, Stärkemehl in
m Namen Diastase belegt. Bei
ratur die erwähnte Umwandelung
s Stärkemehl einwirkt, geht daraus
Stoffe im Stande sind, dieselbe
er hierdurch neugebildeten Stoffe von
e in ihrer Zusammensetzung mehr
löslich sind und dieses Wasser
mehl aus dem kalten Wasser
eigen, welches, alljährlich
m gewesen ist, aus
Zellen des junge
wirkt. Da
ngswärme
en

	Meter. 2 Z.	3,90 Meter. = 12 F. 4 Z.	7,80 Meter. = 24 F. 8 Z.
	6,01	11,73	12,41
	5,77	10,70	12,13
	6,39	9,97	11,79
	7,13	9,68	11,44
	9,99	9,91	11,17
	13,18	10,75	11,02
	14,90	11,86	11,12
56	15,73	13,00	11,41
06	15,08	13,81	11,78
11,47	13,27	14,06	12,11
8,33	10,06	13,68	12,40
5,41	8,40	12,76	12,47

Oberfläche in den Juni bis August, in der ...eptember. Die größte Kälte aber kam dort ...ar. Noch auffallendere Resultate ergaben die ... folgendermaßen gestalteten:

...rme.	2 Fuß tief.	4 Fuß tief.	6 Fuß tief.	10 Fuß tief.
6,43	0,56	2,50	3,96	5,96
— 6,73	— 0,96	1,50	2,97	5,08
— 3,75	— 0,87	0,97	2,21	4,26
2,37	0,94	1,22	1,93	3,75
9,64	7,01	4,33	3,77	3,86
14,56	13,93	10,15	7,76	5,34
16,03	16,07	12,98	10,65	7,51
14,88	15,85	13,88	12,00	9,12
11,60	13,12	12,54	11,83	9,91
4,95	7,98	9,43	10,02	9,76
— 0,46	3,97	6,04	7,49	8,71
— 2,55	1,78	3,73	5,34	7,28

größte Kälte sowie die größte Wärme des Jahres in jeder tiefern ...e Kälte des Februar erreichte erst im April, die Wärme des Juli ...er den tiefsten beobachteten Punkt; dabei aber hatte die Verschieden... ...ratur, welche in der Luft 22,76° betrug, immer abgenommen, da sie ...fe 17,02, bei 4 Fuß 12,91, bei 6 Fuß 10,07, bei 10 Fuß 6,16° be... ...enswerth ist ferner, daß im Frühjahr und Herbst ein Zeitpunkt ein... ...lchem die Temperatur der verschiedenen Tiefen einander fast gleich ist, ...ser Zeitpunkt für die geringern Tiefen früher eintritt als für die h... ...Temperaturverschiedenheiten, welche eine Pflanze in ihren versch... ...lcher Zeit erfährt, muß nach diesen Untersuchungen um so bede... ...ere Wurzeln in die Erde eindringen. Bei den Untersuchunge... ...Meter (24¾ Fuß) nämlich, deren wir oben erwähnten, fiel ... von 11,02° in den Juni, die größte aber von 12,47° in den ... ...urzeln, welche so tief dringen, während des Sommers die ge... ...inters aber die höchste Wärme genießen. Daß diese Temperat... ...jährlichen Perioden des Pflanzenwachsthums von dem gewichti...

der geistreiche, aber excentrische K. H. Schultz einen Kreislauf des Milchsafts durch die ganze Pflanze entdeckt zu haben glaubte. Es erwies sich die Bewegung, welche Schultz gesehen und als Kreislauf gedeutet hatte, freilich später als die Folge äußerer Einflüsse, jedoch nicht, ehe eine Menge Schriften über den Gegenstand gewechselt waren, da der Entdecker seine Beobachtung zur Grundlage umfassender Theorien machte, welche er seitdem unermüdlich zu verfechten gesucht hat. Es wurden indessen seit jener Zeit besondere Milchsaftgefäße beschrieben und als ein wichtiger Theil des Pflanzenkörpers aufgeführt. Erst im Jahre 1851 entdeckte der unermüdliche Mikroskopiker Dr. Schacht, daß diese Gefäße nichts Anderes seien als besonders lange, bisweilen auch verästelte Bastzellen. Jedoch sind nicht alle Säfte in Zellen eingeschlossen, sondern ein großer Theil der Harze befindet sich in besondern Kanälen zwischen den Bastzellen, wie dies das bloße Auge an frischen Nadelhölzern oft deutlich erkennen läßt.

Einfluß der Temperatur auf die Vegetation.

Wir können hier nicht weitläufig auf das chemische Verhalten der verschiedenen Substanzen, welche sich in den Zellen befinden, eingehen, noch weniger die Art und Weise darlegen, in welcher man zu ihrer Erkenntniß gelangt ist. Aufmerksam müssen wir aber darauf machen, daß gerade die Chemie der organischen Körper erst unserm Jahrhundert ihre Grundlage verdankt, sodaß die Arbeiten des vorigen Jahrhunderts, ja selbst die der ersten Jahrzehnde des jetzigen kaum einen andern als historischen Werth besitzen. Noch später als die Chemie hat sich die Physik den lebenden Wesen zugewandt. Jene Arbeit Brücke's ist eine der ersten Arbeiten von Seiten der Physiker auf dem Gebiete des pflanzlichen Lebens. Mit einer andern Arbeit hat uns der Physiker Dove in Berlin vor kurzem (1846) beschenkt, indem er in einer ausführlichen Schrift „Über den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen" spricht. Er geht von der durch Beobachtung festgesetzten Thatsache aus, daß in einer gewissen Tiefe die Temperatur stets sich gleich bleibt; daß also nur der über dieser Linie, welche indessen je nach dem Wärmecharakter des ganzen Jahres etwas höher oder tiefer fällt, befindliche Theil der Erdschichten an den Wärmeveränderungen der Atmosphäre Theil nimmt. So betrug die jährliche Schwankung eines Thermometers in Brüssel 7⅘ Meter (24¼ Fuß), unter der Erde nur 1⅛ Grad. Je näher nun eine Erdschicht der Oberfläche liegt, um so mehr folgt ihre Temperatur der der Atmosphäre. Dasselbe gilt von den einzelnen Theilen der Wurzel. Diejenigen, welche tief in die Erde dringen, theilen die gleichmäßige Temperatur der untern Schichten, die obern erleiden mehr oder weniger Abwechselung. Bis auf eine Tiefe von 2½ Fuß ist der Temperaturwechsel derjenigen der Luft fast ganz gleich. Sowie aber die Wurzel tiefer in die Erde eindringt, erfährt sie bedeutende Temperaturabweichungen. Nicht blos werden die Schwankungen dort geringer, sondern, was fast noch wichtiger für die Perioden des Pflanzenlebens erscheinen dürfte, die Temperaturveränderungen, soweit sie der jährlichen Periode angehören, treten beträchtlich später ein, als sie in der Atmosphäre stattfinden. Aus den in Brüssel angestellten Beobachtungen ergab sich die Temperatur in monatlicher Durchschnittsberechnung nach Graden und Hundertstel-Graden des hunderttheiligen Thermometers auf folgende Weise (wobei die Zahlen vor dem Komma die Grade, die dahinterstehenden die Hundertstel anzeigen):

	An der Oberfläche.	$0_{,19}$ Meter. = 7¼ Zoll.	$0_{,45}$ Meter. = 17 Zoll.	$1_{,00}$ Meter. = 3 F. 2 Z.	$3_{,90}$ Meter. = 12 F. 4 Z.	$7_{,80}$ Meter. = 24 F. 8 Z.
Januar	2,40	3,24	4,90	6,01	11,73	12,41
Februar	3,06	3,25	4,74	5,77	10,70	12,13
März	4,81	4,55	4,65	6,39	9,97	11,79
April	6,94	6,11	6,63	7,13	9,68	11,44
Mai	12,00	10,25	10,42	9,99	9,91	11,17
Juni	15,87	13,84	13,91	13,18	10,75	11,02
Juli	16,94	14,95	15,25	14,90	11,86	11,12
August	16,71	15,12	15,56	15,73	13,00	11,41
September	14,15	13,22	14,06	15,08	13,81	11,78
October	9,96	10,21	11,47	13,27	14,06	12,11
November	5,69	6,48	8,33	10,06	13,68	12,40
December	3,37	4,66	5,41	8,40	12,76	12,47

Hiernach fiel die höchste Wärme an der Oberfläche in den Juni bis August, in der Tiefe aber in den Juli, August und September. Die größte Kälte aber kam dort auf den Januar, hier auf den Februar. Noch auffallendere Resultate ergaben die Beobachtungen von Upsala, welche sich folgendermaßen gestalteten:

	Luftwärme.	2 Fuß tief.	4 Fuß tief.	6 Fuß tief.	10 Fuß tief.
Januar	— 6,43	0,56	2,50	3,96	5,96
Februar	— 6,73	— 0,96	1,50	2,97	5,08
März	— 3,75	— 0,87	0,97	2,21	4,26
April	2,87	0,94	1,22	1,98	3,75
Mai	9,64	7,01	4,33	3,77	3,86
Juni	14,56	13,98	10,15	7,76	5,34
Juli	16,03	16,07	12,98	10,65	7,51
August	14,88	15,85	13,88	12,00	9,12
September	11,60	13,12	12,54	11,63	9,91
October	4,95	7,98	9,43	10,02	9,76
November	— 0,46	3,97	6,04	7,49	8,71
December	— 2,56	1,78	3,73	5,94	7,28

Auch hier fiel die größte Kälte sowie die größte Wärme des Jahres in jeder tiefern Schicht später. Die Kälte des Februar erreichte erst im April, die Wärme des Juli erst im September den tiefsten beobachteten Punkt; dabei aber hatte die Verschiedenheit der Temperatur, welche in der Luft 22,76° betrug, immer abgenommen, da sie bei 2 Fuß Tiefe 17,02, bei 4 Fuß 12,91, bei 6 Fuß 10,07, bei 10 Fuß 6,16° betrug. Beachtenswerth ist ferner, daß im Frühjahr und Herbst ein Zeitpunkt eintritt, in welchem die Temperatur der verschiedenen Tiefen einander fast gleich ist, daß aber dieser Zeitpunkt für die geringern Tiefen früher eintritt als für die bedeutendern. Die Temperaturverschiedenheiten, welche eine Pflanze in ihren verschiedenen Theilen zu gleicher Zeit erfährt, muß nach diesen Untersuchungen um so bedeutender sein, je tiefer ihre Wurzeln in die Erde eindringen. Bei den Untersuchungen einer Tiefe von 7⅘ Meter (24¾ Fuß) nämlich, deren wir oben erwähnten, fiel die geringste Wärme von 11,02° in den Juni, die größte aber von 12,47° in den December, sodaß Wurzeln, welche so tief dringen, während des Sommers die geringste, während des Winters aber die höchste Wärme genießen. Daß diese Temperaturverhältnisse auf die jährlichen Perioden des Pflanzenwachsthums von dem gewichtigsten

Einfluß, steht wol nicht zu bezweifeln, wenn wir auch nicht im Stande sind, über das Wie dieser Erscheinungen genügende Aufklärungen zu geben. Der bekannte Umstand, daß alte Bäume besser im Stande sind, strenge Kälte zu ertragen als junge, findet in dieser Wärmevertheilung seine Erklärung, da erstere hiernach wirklich, wenn man die Wärmegrade der einzelnen Theile des Stammes und der Wurzeln zusammenrechnet, eine höhere Temperatur genießen als die letztern. Die Temperaturverschiedenheiten nehmen aber noch zu, wenn man die Beobachtungen nicht an beschatteten Stellen vornimmt, sondern die Temperatur desjenigen Bodens untersucht, welcher dem directen Einfluß des Sonnenlichts, der sogenannten Insolation, ausgesetzt ist. Da die Wirkungen der schief auffallenden Sonnenstrahlen weit geringer sind, so ist der Einfluß der Insolation während des Winters viel unbedeutender. Im Sommer dagegen, wo die Strahlen senkrechter fallen, wird die Wärme der Erdoberfläche in bedeutendem Maße dadurch gesteigert. Vergleichende Beobachtungen, welche zu Brüssel an Thermometern gemacht wurden, von welchen ein Theil an der Nordseite eines Gebäudes in beschattetem, ein anderer Theil an der Südseite in schattenfreiem Boden befindlich war, haben für einen Zeitraum von fünf Jahren die folgenden Resultate geliefert:

	An der Südseite.			An der Nordseite.		
	Unter der Oberfläche.	$0{,}_{15}$ Meter. = 6 Zoll.	$0{,}_{80}$ Meter. = 30 Zoll.	An der Oberfläche.	$0{,}_{19}$ Meter. = 7¼ Z.	$0{,}_{75}$ Meter. = 28½ Z.
Januar	0,25	1,35	3,26	— 0,12	2,22	3,98
Februar	1,85	2,23	2,99	1,50	2,34	3,05
März	4,95	4,42	4,41	3,72	3,93	3,92
April	9,22	7,20	6,89	6,12	5,79	5,49
Mai	14,89	12,94	11,64	11,36	10,11	8,92
Juni	17,38	16,03	15,12	14,70	13,09	11,87
Juli	17,43	16,50	16,17	15,00	13,83	13,07
August	17,20	16,70	16,65	15,14	14,12	13,61
September	14,81	14,69	15,61	13,44	12,91	13,06
October	9,99	10,49	12,69	8,90	9,68	10,81
November	5,74	6,50	8,71	5,34	6,42	7,80
December	2,64	3,83	5,73	2,26	4,25	5,62

Während hiernach der beschattete Boden im Winter noch nicht einen halben Grad kälter als der unbeschattete war, stieg dieser Unterschied im Sommer auf 2½°. Danach betrug der Unterschied, welchen der beschattete Boden im Laufe des Jahres zu erleiden hatte, 15,28°, der des unbeschatteten aber 17,18°, während schon in der unbedeutenden Tiefe von 2½ Fuß jener eine Temperaturdifferenz von nur 9,63, dieser aber eine von 13,69° erfuhr. Während nun der beschattete Boden der Wälder jene gleichmäßigere Temperatur genießt, erfahren die im freien Lande gezogenen Pflanzen mehr oder weniger den größern Wechsel. Noch größer wird diese Verschiedenheit, wenn wir auch den Einfluß erwägen, welche die in der Atmosphäre befindliche Feuchtigkeit auf die Wälder und auf den freien Boden ausübt.

Auf freiem Felde wird des Tags über dem Boden eine bedeutende Wärmemenge dadurch entzogen, daß ein Theil des in ihm befindlichen Wassers in Wasserdunst verwandelt wird, was nur durch Aufnahme von Wärme geschehen kann. Dieselbe Wärmemenge erhält der Erdboden zurück, wenn sich des Abends der Wasserdunst wieder auf den abgekühlten Boden als Thau niederschlägt. Es hat somit dieser Vorgang keinen Einfluß auf das Wärmeverhältniß des Bodens im Ganzen. Im Walde aber werden die Kronen der Bäume hauptsächlich von der Sonne erwärmt, ihnen also wird Wasser entzogen, und sie ersetzen diesen Verlust aus dem

Boden. Am Abend schlägt sich auf sie wieder der Thau nieder, fällt aber von da größtentheils auf den Boden, welchem nun zur Verdunstung dieses Thauwassers Wärme entzogen wird. Auf diese Weise wird abermals der Boden während der heißen Zeit abgekühlt. Wie wichtig solche Beobachtungen für die Erklärung der Vegetationserscheinungen sind und werden können, ersieht man aus dem Angeführten leicht.

Bildung der Keimpflanze.

Gewiß dürfen wir von einer Betheiligung der Physik und Chemie gegenwärtig die wichtigsten Aufschlüsse über die Lebensverrichtungen der Pflanzen im Einzelnen erwarten. Doch auch auf die ganze Behandlungsweise der Botanik, wie überhaupt der Naturwissenschaft, haben die großen Fortschritte der genannten Wissenschaften den allergrößten Einfluß geübt. Jene naturphilosophischen Träumereien sind verschollen, und nur noch bisweilen taucht ein Nachhall von ihnen auf; im Allgemeinen aber gilt die Foderung der gründlichen Untersuchung. Was das Mikroskop nicht zeigt, was sich durch die kunstvollen Meßapparate der Physiker nicht abwägen, was durch chemische Reactionen sich nicht bestimmen läßt, hat wenig Werth für die heutige Wissenschaft. Es läßt in der ganz materiellen Richtung sich eine Reaction gegen jene ideelle Bestrebung der Naturphilosophen nicht verkennen. Sollte aber auch dieser Materialismus etwas zu weit gehen, so sind doch die Nachtheile dieser Richtung nur solche, welche der kommenden Zeit zum Nutzen gereichen müssen, da sorgfältige Untersuchungen, wie man sie heutzutage fodert, nie nachtheilig, höchstens überflüssig werden, wenn die Frage, deren Lösung die Untersuchung bezweckt, bereits anderweitig völlig gelöst ist. Ein schönes Beispiel von den Ergebnissen genauer Untersuchungen liefern unsere Kenntnisse von der Befruchtung der Pflanzen und von der ersten Bildung des jungen Pflanzenkeimlings im Samen, besonders wenn wir sie mit den Ansichten zu Anfang unsers Jahrhunderts vergleichen. Wir sahen oben, wie man die Körnchen des Blütenstaubs bis auf die Narbe verfolgt hatte, wie man aber auf ihr weiteres Verhalten nur schloß. Zwar hatte schon im vorigen Jahrhundert der Freiherr von Gleichen, genannt Rußworm, bei den zahlreichen Beobachtungen, durch welche er die Befruchtung und namentlich die Bedeutung des Blütenstaubs zu erforschen suchte, an einer Pflanze (Asclepia syriaca) gesehen, daß aus dem Staubbeutel sich röhrenförmige Schläuche bildeten; indessen wurde ihm das Verhältniß dieser Schläuche zu dem Blütenstaub selbst nicht klar, besonders deshalb, weil an der Pflanze, an welcher er diese Entdeckung machte, der Bau des Staubkölbchens und der einzelnen Staubkörnchen von dem Bau bei andern Pflanzen bedeutend abweicht. Erst im Jahre 1822 glückte es dem italienischen Naturforscher Amici, solche Schläuche wiederum aufzufinden. Zugleich erkannte er, daß jeder dieser Schläuche aus einem Körnchen des Blütenstaubs seinen Ursprung nahm. Bald wurde diese Untersuchung von verschiedenen Beobachtern aufgenommen. Das erste Phänomen, welches dabei die Aufmerksamkeit erregte, war eine lebhafte Bewegung der einzelnen Körnchen, welche sich in dem Staubkorn selbst sowie in dem herausgetretenen Schlauche befinden. Schon an und für sich war eine solche Erscheinung auffallend: sie erschien es hier noch mehr, weil man in diesen Theilen immer noch die eigentlich befruchtenden Theile zu finden glaubte. Brongniart in Frankreich, Meyen in Deutschland, R. Brown in England machten vom Jahre 1823—28 über diesen Gegenstand wiederholte Beobachtungen kund. Am wichtigsten aber war die Beobachtung Brongniart's, daß diese Schläuche, welche man jetzt, wegen ihres Ursprungs aus dem Blütenstaube oder Pollen, Pollenschläuche nennt, in das Gewebe der Narbe und durch den Kanal des Griffels bis in die Höhlen des Fruchtknotens, ja bis in die Samenknospen dringen. Dieses Eindringen in die Samenknospen geschieht durch einen eigenen kleinen Kanal, welchen schon Grew erkannt, Turpin im Jahre 1806 mit dem Namen der Mikropyle belegt hatte. Die Bildung der Samenknospen oder, wie man sie häufig nennt, der Eichen, die Gestalt der Pollenkörner, und endlich die Art und Weise, in welcher die Pollenschläuche an der Bildung des Embryo Theil nehmen, ist von den dreißig

Jahren an der Gegenstand vielfältiger Untersuchungen geworden. Über den Bau und die Formen der Pollenkörner haben Purkinje im Jahre 1830, Fritzsche in verschiedenen Schriften vom Jahre 1832—37, endlich H. von Mohl im Jahre 1834 ausführliche Arbeiten publicirt, in denen die Formen der Pollenkörner von einer großen Menge von Pflanzen beschrieben und abgebildet sind. Die Resultate ihrer Arbeiten sind, daß jedes Korn des Blütenstaubes mit wenig Ausnahmen aus zwei Häuten gebildet ist. Die innere dieser Membranen ist eine sehr zarte wasserhelle Haut; die äußere ist derber, oft auf der Oberfläche mit Erhöhungen, Wärzchen, Haaren u. s. w. besetzt. Letztere bedeckt die innere Membran nicht vollständig, sondern läßt bestimmte Stellen derselben frei. Diese Stellen sind es, welche sich in den Pollenschlauch verlängern. Wir haben durch die ausgebreiteten Untersuchungen der genannten Forscher erfahren, daß die Form des Staub- oder Pollenkorns bei derselben Pflanze genau dieselbe, daß auch bei nahverwandten Pflanzen oft der Pollen gleichförmig gebildet, daß aber keineswegs seine Form bei größern Abtheilungen eine durchgehend gleiche oder ähnliche ist. Außerdem haben uns Purkinje und Mohl näher bekannt gemacht mit den verschiedenen Formen einer Schicht von Zellen, welche in den Staubkölbchen rings um den Blütenstaub gelagert ist und das Eigenthümliche hat, daß die meist eiförmigen Zellen in ihrem Innern eben solche Schraubenfasern enthalten, wie wir sie oben bei den Gefäßen kennen gelernt haben. Diese Zellen lösen sich bei der Reife des Blütenstaubes auf, sodaß die innenliegende kurze Schraubenfaser frei wird. Auf das Aufspringen der Staubkölbchen dürften diese Zellen von Einfluß sein. In neuerer Zeit (1842) haben wir von Nägeli eine vortreffliche Arbeit über die Entwickelungsgeschichte des Pollens erhalten, in welche wir hier freilich nicht näher eingehen dürfen.

Die Bildung der Samenknospe oder des Eichens ist ungleich schwieriger zu erkennen, da ihre Theile von dem ersten Auftreten bis zur Reife des Samens vielfache Veränderungen erleiden und in der mannichfaltigsten Art miteinander und den benachbarten Theilen verwachsen. Sie sind daher auf verschiedene Weise gedeutet und benannt worden. Den wesentlichsten Schritt zu ihrer richtigen Erkenntniß verdanken wir J. Gärtner, welcher in seinem schon erwähnten Werke „über die Früchte und Samen der Pflanzen" (1788) das erste Auftreten der Samenknospen als kleine warzenförmige Körper beschrieben hat. Zu Anfange unsers Jahrhunderts brachte Mirbel ein große Confusion in die Lehre vom Samenbau, und erst durch R. Brown wurde die Entwickelung der Samenknospe genau erkannt. Zur Zeit der Blüte besteht jede Samenknospe aus einem eiförmigen Kern und aus zwei, seltener nur aus einer Umhüllung. Diese Samenhüllen, welche aus ein paar Zellschichten bestehen, haben sich um den zuerst als warzige Hervorragung entstandenen Kern gebildet. Von ihnen erscheint zuerst die innere als eine kleine wallförmige Falte rings um den Kern herum. Diese Falte wächst dann über den ganzen Kern von allen Seiten in die Höhe, sodaß zuletzt nur an der Spitze eine kleine Öffnung übrig bleibt. Auf dieselbe Weise entsteht bald nach der ersten die zweite Samenhülle, legt sich dicht über die innere Samenhülle an, und überzieht diese ebenso bis auf dieselbe kleine Stelle auf der Spitze. Diese kleine Stelle ist es, welche als Mikropyle oder Knospenmund bezeichnet wird, und durch welche der Pollenschlauch bis an den Kern des Eichens tritt. Im Innern des Kerns hat sich während dieser Zeit eine Zelle zu einem größern wieder von Zellen erfüllten Sacke ausgedehnt und erfüllt den Kern mehr oder weniger, sodaß rings um diesen Sack nur eine dünne Schicht von dem ursprünglichen Zellgewebe übrig bleibt. Der Sack selbst ist mit sehr dünnwandigen, hellen Zellen erfüllt. In seinem Innern bildet sich später das Samenpflänzchen oder Embryo aus, und davon hat er den Namen Embryosack erhalten. Den Pollenschlauch hat zuerst Robert Brown 1833 von der Narbe bis in den Knospenmund und bis an den Kern hinabsteigen sehen. Nun hatte man schon früher an dem Embryo eine gegen den Knospenmund gerichtete und zuweilen durch denselben heraustretende Röhre bemerkt. Sie war von Mirbel als der Träger des Embryo bezeich-

net worden, und kam an Dicke und Ansehen dem Pollenschlauche ziemlich nahe. Es war nicht schwer, diese beiden Beobachtungen zu vereinigen. So konnte Horkel im Jahre 1836 in der berliner Akademie die directe Theilnahme des Pollenschlauchs an der Bildung des Embryo als ziemlich erwiesen hinstellen. Es handelte sich jetzt darum zu untersuchen, auf welche Weise der Pollenschlauch und der Embryo miteinander in Verbindung treten. Schleiden stellte im Jahre 1837 die Behauptung auf, daß der Embryo aus dem Ende des Pollenschlauchs gebildet würde, indem dieser die Haut des Embryosacks in den Embryosack selbst hineinstülpe, sodaß der Embryo nur scheinbar im Innern des Embryosacks liegen würde. Dieser Ansicht traten bald mehre Gelehrte entgegen. Besonders leugnete Meyen in seinem „Neuen System der Pflanzenphysiologie" (1839) ein solches Einstülpen, und mehr noch die Folgerungen Schleiden's, daß eigentlich dem Pollenkorn der Name des Eichens gebühre, nicht aber dem bisher sogenannten Theile, welcher lediglich als die Bildungsstätte anzusehen sei. Meyen behauptete, daß der Pollenschlauch nur an die äußere Seite des Embryosacks sich anlege, daß gleichzeitig im Innern dieses Sacks eine Zelle sich vorfände, welche mit dem Embryosack an der Stelle, wo draußen der Pollenschlauch liegt, verwachse, sodaß der Pollenschlauch und die beschriebene Zelle, das Keimbläschen Meyen's, auf diese Art zusammenhingen. Gleichwol beschreibt Meyen auch Fälle, in denen ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der ersten Anlage des Embryo und dem Pollenschlauche stattfindet. Trotz vieler Arbeit von den verschiedensten Seiten ist bis vor wenigen Jahren der größte Theil der Botaniker jener von Meyen geäußerten Ansicht beigetreten. Geendet ist der Streit erst in den letzten Jahren durch die Arbeiten von H. Schacht. Dieser legte im Jahre 1846 der Versammlung deutscher Naturforscher zu Kiel eine Reihe von Präparaten vor, in welchen der Pollenschlauch bis in den Embryosack eingedrungen war und als unmittelbare Fortsetzung des Embryo erschien. Diese Beobachtung, welche schon 1835 von W. Griffith in Ostindien und von Wydler 1838 an einzelnen Pflanzen gemacht war, wiederholte Schacht in einer von dem Niederländischen Institut im Jahre 1849 gekrönten Preisschrift an einer großen Reihe von Pflanzen aus den verschiedensten Classen. Hiernach steht es fest, daß der Pollenschlauch den Embryosack durchbricht und mit dem Embryo selbst in ununterbrochenem Zusammenhange steht. Dagegen ist bisher nicht erwiesen, wenngleich Schacht diesen Beweis geführt zu haben glaubt und auch Schleiden statt seiner ursprünglichen Ansicht jetzt dieselbe Theorie ausspricht, daß das Ende des Pollenschlauchs selbst zum Embryo wird; vielmehr machen einige Beobachtungen Schacht's, sowie die Untersuchungen, welche W. Hofmeister 1849 in seinem Werke „Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen" publicirt hat, es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der Embryo aus der Verschmelzung des Pollenschlauchs mit einer schon vorher im Embryosack entstandenen Zelle seinen Ursprung nimmt.

Die Systematik der neuesten Zeit.

Wenn wir uns nun zu der Systematik wenden, so treten uns in ihr nach allen verschiedenen Richtungen die bedeutendsten Fortschritte entgegen. Ungeheuer ist die Zahl der Pflanzen, welche aus allen Theilen der Welt uns zugeführt ist. Fast größer noch erscheint im Verhältniß die Zahl derer, welche genauer untersucht und beobachtet worden. Die Vermehrung und Vergrößerung der botanischen Gärten, die Verbesserung im Bau der Gewächshäuser und in dem Transport lebender Pflanzen sowie lebenskräftiger Sämereien aus den entferntesten Ländern, und das lange Verweilen tüchtiger Forscher in außereuropäischen Ländern: dies Alles zusammen hat die Mittel an die Hand gegeben, die Lebensweise und den Bau der meisten Pflanzengattungen, von denen viele selbst dem Namen nach dem vorigen Jahrhundert unbekannt waren, genau zu studiren. Andererseits hat die Bekanntschaft mit so vielen neuen Formen viele Lücken zwischen verschiedenen Pflanzengruppen ausgefüllt und, neben der Erkenntniß, daß von den niedersten zu den ausgebildetsten Pflanzen ei

Eisen und Mangan, darunter sich finden. Noch auffallender erscheint die große B deutsamkeit dieser Stoffe, wenn wir betrachten, welche geringe Menge derselben sic in den Pflanzen vorfinden. Man findet sie durch das Verbrennen der Substanzen die man untersuchen will, indem bei einem vollkommenen Verbrennen nur mine ralische Bestandtheile als Asche übrig bleiben. An solcher enthalten 1000 Theile de frischen Äpfel und Stachelbeeren 3 Theile, Erdbeeren 4, Blumenkohl 7, Weize 17, Oliven 26, Bohnen 27, Erbsen 28, des trockenen Erbsenstrohs 63, Kirschho zes 3, der Rinde davon 104, der Kamillenpflanze 85—96. Diese Aschen enthal ten nun wieder in 1000 Theilen folgende Hauptbestandtheile:

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	173	113	13	55	9	½
„ weißer	251	—	20	73	2	—
Bohnen	324	89	42	54	1	2
Erbsen	319	62	39	51	7	1
Kirschholz	173	63	206	55	½	10
Kirschholzrinde	63	109	342	31	1½	96
Kamille	327	—	126	29	1½	9

Wenn man aus diesen Zahlen die Mengen berechnet, welche sich in der Pflanze vor finden, so erscheinen sie verschwindend klein, denn es enthalten hiernach 10000 Theile

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	29	19	2	9	1⁵/₁₀	⁹/₁₀₀
„ weißer	43	—	3	12	⁵/₁₀	—
Bohnen	87	24	11	15	²⁷/₁₀₀	⁵/₁₀
Erbsen	88	17	11	17	2	²⁸/₁₀₀
Kirschholz	5	2	61	2	⁴/₁₀₀	³/₁₀
Kirschholzrinde	65	113	356	32	1⁶/₁₀	99
Kamille	294	—	113	26	1⁵/₁₀	8

Obschon also in den Getreidekörnern die Menge des Eisens noch nicht zu Zehntausendstel beträgt, und diese Menge auch im Stroh nicht über fünf Zehnta sendstel steigt, die Menge des Mangans aber so gering ist, daß man nur in de Eisen, dem es fest anhaftet, seine Spuren auffinden kann, ohne im Stande zu sei seine Mengen zu wägen, haben gleichwol beide Bestandtheile einen deutlich wah nehmbaren Einfluß auf die Vegetation der untersuchten Pflanzen. Welche Ro aber die mineralischen Bestandtheile, von denen Phosphorsäure, Schwefelsäure, Chl und andere, die in noch geringern Mengen auftreten, oben nicht mit berechnet sin im Haushalte der Pflanzen spielen, ist uns noch völlig unbekannt. Die Versu von Magnus verbreiten sich außerdem noch über den Einfluß, den verwesen organische Stoffe, oder mit andern Worten Dünger, auf das Wachsthum der Pfla zen haben. Die Frage über die Wirkungsweise des Düngers ist besonders dur Liebig in seinem bekannten Werke: „Die organische Chemie in ihrer Anwendu auf Agricultur und Physiologie" (1840) angeregt worden. Er sprach darin hau sächlich, auf die Berechnung der Massen sich stützend, dem Dünger nur insofe Wirksamkeit zu, als in ihm mineralische Bestandtheile, herrührend aus den verwes den Pflanzen- und Thiertheilen, vorhanden wären. Bei Anstellung dieser Unt suchungen ging er in der Art zu Werke, daß er zunächst untersuchte, wie viel

rnte eines ganzen Feldes betrage, wie viel von jedem einzelnen chemischen Bestand-
eile in dieser Masse vorhanden sei, mit einem Worte, welche Bestandtheile dem
oden durch die Ernte entzogen würden, und wie groß die Menge eines jeden sei.
r untersuchte dann, wie viel von diesen Stoffen die Ackerkrume enthält, welche
toffe aus der Atmosphäre von den Pflanzen aufgenommen werden können, welche
urch Regen- und Quellwasser den Pflanzenwurzeln zugeführt werden. Die Resul-
te waren im Allgemeinen, daß die Pflanze diejenigen Bestandtheile, welche ihre
esentlichste Menge ausmachen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff,
ihrer Umgebung jeder Zeit im Überfluß finde: den Kohlenstoff nämlich in der
ohlensäure, welche die Atmosphäre sowie das meiste Quellwasser enthält; den Was-
r- und Sauerstoff in dem Wasser, welches durch ihre Vereinigung gebildet ist; den
tickstoff endlich in dem Ammoniak, welches, in der Luft vorhanden, mit dem Regen
nd Schnee in den Boden hinabgeführt wird. Da sich also, folgert Liebig, alle die
toffe, welche die Pflanzen außer den mineralischen bedürfen, schon in ihrer Um-
ebung vorfinden, so ist die Zufuhr solcher Stoffe nicht nöthig, und es ist danach
r Dünger wesentlich nur zum Ersatze für die aus dem Boden geschöpften mine-
alischen Stoffe erfoderlich, indem er die mineralischen Stoffe enthält, welche in dem
utter und den Speisen vorhanden waren, bei der Verdauung aber nicht aufgenom-
en worden sind. Wir sahen oben, in wie geringer Menge diese Stoffe in den
flanzen enthalten sind. Es hätte daher eine völlige Umwälzung in der Landwirth-
haft zu Wege gebracht, wenn man nach Liebig nur die geringe Menge dieser mi-
eralischen Stoffe hätte ausstreuen dürfen, statt des so mühsamen Überfahrens mit
Dünger. Die Erfahrung lehrte aber bald die Unrichtigkeit dieser Resultate erkennen.
leichwol ist die von Liebig durchgeführte Methode keineswegs gering zu schätzen;
ur zeigt seine Schlußfolgerung, wie schwierig es ist, sich derselben zu bedienen. Er
ußte nämlich die Annahme zu Grunde legen, daß alle Verhältnisse, welche auf die
rnährung der Pflanzen einwirken, in seine Berechnung mit aufgenommen seien.
ine solche Annahme überschätzte aber die Kenntnisse, die man zur Zeit hatte.
leichwol dienen seine Arbeiten sowol zum Anhaltepunkte für neue Untersuchungen,
s auch zu einem Prüfstein für die ganze Lehre von der Pflanzennahrung. Vor
m hatte besonders Boussingault über die Erträge der Felder in derselben Weise
usführliche, noch immer gültige Untersuchungen angestellt. Jene Versuche von Mag-
us haben allerdings bewiesen, daß der Dünger das Wachsthum der Pflanzen außer-
rdentlich befördert, sowol wenn er direct an ihre Wurzeln gelangt, als auch, wenn
nur neben der Pflanze sich befindet, sodaß in diesem Falle die aus ihm in Dunst-
rm austretenden Stoffe von der Pflanze aufgenommen werden.

Inhalt der Pflanzenzellen, und die Saftvertheilung.

Während uns die Chemie zu diesen bedeutenden Aufschlüssen über die Aufnahme
er Nahrungsstoffe verholfen hat, verdanken wir der Physik die geringen Aufschlüsse,
ie wir bisher über die Fortführung der aufgenommenen Flüssigkeit erhalten haben.
s sind nur zwei kleine, aber inhaltsreiche Arbeiten aus der neuesten Zeit hier zu
wähnen, nämlich die Aufsätze von E. Brücke: „Über das Bluten des Rebstocks“
Poggendorff's „Annalen“, 1844, Bd. 63) und von H. Karsten: „Das Bluten des
Rebstocks unter den Tropen“ (Poggendorff's „Annalen“, 1849, Bd. 73). Die
Grundlage beider Schriften bildet die Annahme, daß die Flüssigkeit, wie sie aus dem
Boden aufgenommen wird, nach physikalisch-chemischen Gesetzen von Zelle zu Zelle
ufsteigend, durch die ganze Pflanze sich verbreitet, sodaß, was durch die Verdun-
ung aus Blättern und Stengel verloren geht, was zur Bildung neuer Zellen und
euer Theile verwendet wird, fortwährend zunächst aus den benachbarten noch ge-
illten Zellen, schließlich von außen her, das heißt meist aus dem Boden, aufgenom-
en wird. Es zeigt sich bei ihren Versuchen, was auch schon frühere Beobachter
funden hatten: daß die Gefäße nur in den kurzen Perioden von Saft erfüllt sind,

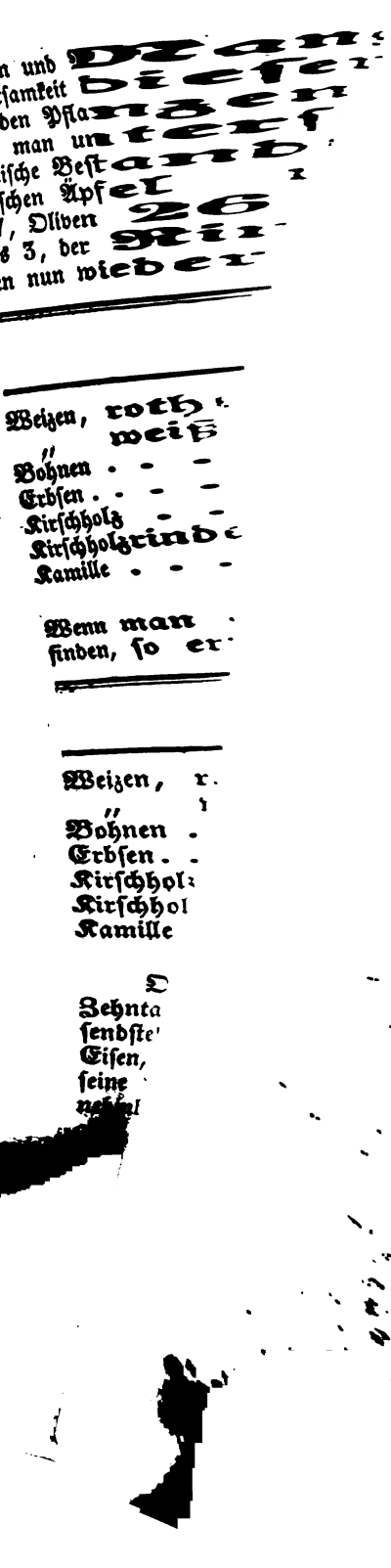
n und Man
samkeit dieser
den Pflanzen
man unterf
ische Bestand
schen Äpfel
, Oliven 26
s 3, der Ri
n nun wieder

Weizen, roth
weiß
" Bohnen . . .
Erbsen . . .
Kirschholz
Kirschholzrinde
Kamille . . .

Wenn man
finden, so er

Weizen, r
"
Bohnen .
Erbsen . .
Kirschhol
Kirschhol
Kamille

D
Zehnta
sendste
Eisen,
seine
nehmi



...en von Zelle zu Zelle in die Höhe; aber „er fällt nicht in der Pflanze, ...en weder die Wurzeln und die untern Theile des Stammes leere Räume ...absteigende Flüssigkeit, noch sind es die Spitzen der Zweige, die zuerst ...r Luft füllen, statt des Zellsafts", wie Karsten in dem angeführten ...sehr richtig bemerkt. Karsten weist daselbst ferner durch Versuche nach, ...ftfülle dann am stärksten, wenn die Verdunstung der Blätter geringer ...Aufnahme von Flüssigkeit durch die Wurzeln. Hierdurch entsteht an be... Stämmen ein täglicher Umlauf, indem die geringste Saftmenge des Nach... ...e größte dagegen des Morgens stattfindet, wo die abgekühlte Atmosphäre ...sser angefüllt ist, daß sich dieses als Thau niederschlägt. Blattlose Sten... dagegen diese Veränderungen nicht; sie enthalten nur je nach der nässern ...nern Witterung mehr oder weniger Saft.

... die eiweißartigen Körper wissen wir, wie gesagt, noch viel weniger als ...stärkemehlartigen, kaum daß ihre chemischen Zusammensetzung genau bekannt ... enthalten außer dem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff auch noch Stick... ...scheinen niemals ohne einen kleinen Antheil von Schwefel oder Phosphor beidem zugleich vorzukommen. Die Menge dieser beiden Stoffe ist aber so ...daß wir noch nicht genau erkannt, wie viel sie beträgt, obschon der aus... holländische Chemiker Mulder, dem wir eine Menge vortrefflicher Arbeiten organische Chemie verdanken, schon seit vielen Jahren immer wiederholte ...hungen über diese Stoffe, welchen er den Namen der Proteïnstoffe gegeben ...stellt. Annähernd hat er den Schwefel und Phosphor auf ein Hundertstel Vierhundertstel vom Gewichte der Proteïnstoffe angegeben. Die eiweißartigen ...roteïnstoffe machen nun aber selbst nur einen geringen Theil der Pflanzen... ...z aus. Wir kennen ihre Menge am genauesten in den pflanzlichen Nahrungs... ...und hier betragen sie: in Gurken 1, im Blumenkohl 5 Tausendstel des Ge... in Kartoffeln 1 Hundertstel, in Mais, Hafer, Gerste und Reis 2—4 Hun..., im Roggen 9, im Weizen 13, in Bohnen 20 und in Linsen 37 Hundertstel. ...llen diesen Pflanzentheilen sind sie schwierig von den übrigen Substanzen zu ...n. Obschon diese Stoffe in den meisten Pflanzensäften, wie in den Gurken, ...enige Tausendstel an Gewicht betragen, fehlen sie doch nie, und wir wissen mit ...rheit, daß die Bildung neuer Zellen nur bei ihrer Anwesenheit stattfindet. Die... ...umstande verdanken die eiweißartigen Stoffe den Namen der Proteïnstoffe, d. h. ...rsten ursprünglichen Stoffe. Ob indessen die Membran, welche die erste An... ...fangendlicher Zellen bildet, und welche nach Karsten später zur Zellwand wird, ...end sich eine zweite solche Membran in ihrem Innern erzeugt, die nach ...hl aber von einer von außen um sie sich ablagernden Zellmembran umkleidet ...d und als Primordialschlauch (d. h. Schlauch, welcher die Grundanlage der Zelle ...ildet hat) im Innern der Zelle fortlebt, wesentlich aus eiweißartigen Stoffen be...t, wie Mohl behauptet, oder ob sie, wie Mulder erwiesen zu haben meint, nur ...as Eiweißstoff in ihrer Zusammensetzung enthält, wissen wir nicht mit Bestimmt...heit. Ebenso wenig wissen wir über die Art und Weise, wie sich die eiweißartigen ...rper bilden, oder in welcher Weise der Stickstoff, dessen Anwesenheit sie von dem ...rkemehlartigen Körper am schärfsten unterscheidet, zu ihrer Bildung mit den an... ...n Stoffen zusammentritt.

Der Irrthum roher Nahrungssäfte und eines aufsteigenden Saftstromes ist so... ...ach aufgeklärt worden. Wir müssen aber noch einen Blick auf diejenigen Stoffe ...werfen, welche frühere Jahrhunderte als die zubereiteten Nahrungssäfte betrachte... ...en. Es sind dies verschieden gefärbte, bald mehr wässerige, bald mehr harzige Flüssigkeiten, welche zwischen Rinde und Holz sich befinden. Sie werden gegenwär... ...tig als Harze, Balsame, Milchsäfte und als scharfe, wässerige Säfte aufgeführt. Sie waren bestimmt, in unserm Jahrhundert noch einmal die Aufmerksamkeit der Botaniker in erhöhtem Maße auf sich zu ziehen, indem ein deutscher Naturforscher,

in welchen der Pflanzenstamm, wie bei uns im ersten Frühjahre, überall von Saft strotzt, daß sie aber in allen übrigen Zeiten nur Luft enthalten, daß wir also den Zellen die hauptsächliche Thätigkeit bei der Aufsaugung der Flüssigkeiten zuschreiben müssen, und daß die Gefäße wahrscheinlich nur von den Zellen aus sich mit Saft füllen. Wir sahen oben, wie bei der Endosmose dorthin der größere Zufluß gerichtet ist, wo der Inhalt am consistentesten ist. Soll nun in das Innere von Zellen ein Zufluß stattfinden, so muß der Inhalt dieser Zellen mehr feste Theile enthalten als die umgebenden Zellen. Dies ist der Fall, wenn durch die Ausdünstung die oberflächlichen Zellen diese ihr Wasser verlieren; es geschieht ferner, wenn die Umbildung der aufgelösten Stoffe in feste Zellwandungen vor sich geht. Die Chemie hat uns mit zwei Gruppen von Körpern bekannt gemacht, welche in jeder einzelnen Zelle stets, wenn auch in wechselnden Mengen, vorhanden sind. Es sind, wie schon oben bemerkt, die stärkemehlartigen und die eiweißartigen Körper. Von diesen ist es besonders die erste Gruppe, welche in größern Mengen in der Zelle auftritt. Daher ist ihr Verhalten wichtiger und bekannter, während die Veränderungen der eiweißartigen Körper noch nicht genügend aufgeklärt sind. Zu den stärkemehlartigen Substanzen gehören das Stärkemehl, der Zellstoff, der Gummi und die Zuckerarten, somit die Bestandtheile, welche den größten Theil des Pflanzenkörpers zusammensetzen. Alle diese Stoffe bestehen aus den beiden chemischen Elementarkörpern, dem Sauerstoff und Wasserstoff, die in ihrer Vereinigung das Wasser darstellen, und aus einem dritten, dem Kohlenstoffe, in einem solchen Verhältnisse, daß man sie als Kohlenhydrat, d. h. als Verbindungen von Kohlenstoff und Wasser, betrachten kann. Von den stärkemehlartigen Körpern findet sich das Stärkemehl selbst in dem größten Theile der Samen, sowie in den Wurzeln und Stämmen der Bäume während ihrer winterlichen Ruhe. Im Frühjahre aber, oder bei den Samen während des *Keimens* finden wir das im Wasser unlösliche Stärkemehl in eine lösliche *gummiartige Substanz*, und das Dextrin in eine süßliche Substanz, den sogenannten Traubenzucker umgeändert. Durch zahlreiche Beobachtungen ist es festgestellt, daß erst aus diesen flüssigen Stoffen sich wieder neue Zellen bilden. Es ist also die Aufnahme einer großen Wassermenge nöthig, damit das abgelagerte Stärkemehl zur Bildung neuer Zellen geschickt gemacht wird. Wodurch die Umwandelung bewirkt wird, wissen wir nicht. Es ist indessen gelungen, einen Stoff aus keimenden Samen auszuscheiden, welcher im Stande ist, Stärkemehl in Zucker umzuwandeln. Dieser Körper wird mit dem Namen Diastase belegt. Bei seiner Anwesenheit geht bei etwas erhöhter Temperatur die erwähnte Umwandelung vor sich. Daß er auf rein chemische Weise auf das Stärkemehl einwirkt, geht daraus hervor, daß verdünnte Schwefelsäure und andere Stoffe im Stande sind, dieselbe Wirkung hervorzubringen. Die Verschiedenheit der hierdurch neugebildeten Stoffe von dem Stärkemehl beruht theils darauf, daß sie in ihrer Zusammensetzung mehr Wasser enthalten, theils darauf, daß sie in Wasser löslich sind und dieses Wasser ziemlich festhalten, während das unlösliche Stärkemehl aus dem kalten Wasser sich bald ausscheidet. Wir dürfen daher das Saftsteigen, welches, alljährlich im Frühjahre wiederkehrend, solange ein unerklärliches Problem gewesen ist, aus der Wasseraufnahme herleiten, welche das Stärkemehl in allen Zellen des jungen Holzes bei seiner Umwandelung in bildungsfähige Flüssigkeiten bewirkt. Dazu kommt, daß die Verdunstung, welche mit der wiederkehrenden Frühlingswärme an Stärke zunimmt, sowie die schwellenden Knospen mit ihren neu entstehenden oder auswachsenden Zellen eine große Menge Flüssigkeit erfodern. Wo der erste Anfang der Auflösung des Stärkemehls ist, wissen wir freilich nicht, wo aber wissen wir, daß sich diese Auflösung überaus schnell verbreitet, da 1 Th. Malz 20 Theile, und 1 Theil Diastase sogar 500 Theile Stärke umwandeln kann. Ein roher Nahrungssaft existirt danach ebenso wenig wie eine Saftströmung in den Pflanzen, sodaß wir diese beiden Theorien des vorigen Jahrhunderts als durchaus irrthümliche ansehen müssen. Der Saft steigt allerdings, aber nicht in Strö-

men, sondern von Zelle zu Zelle in die Höhe; aber „er fällt nicht in der Pflanze, denn es bieten weder die Wurzeln und die untern Theile des Stammes leere Räume für eine herabsteigende Flüssigkeit, noch sind es die Spitzen der Zweige, die zuerst sich mit der Luft füllen, statt des Zellsafts", wie Karsten in dem angeführten Schriftchen sehr richtig bemerkt. Karsten weist daselbst ferner durch Versuche nach, daß die Saftfülle dann am stärksten, wenn die Verdunstung der Blätter geringer ist als die Aufnahme von Flüssigkeit durch die Wurzeln. Hierdurch entsteht an beblätterten Stämmen ein täglicher Umlauf, indem die geringste Saftmenge des Nachmittags, die größte dagegen des Morgens stattfindet, wo die abgekühlte Atmosphäre so mit Wasser angefüllt ist, daß sich dieses als Thau niederschlägt. Blattlose Stengel zeigen dagegen diese Veränderungen nicht; sie enthalten nur je nach der nässern oder trockenern Witterung mehr oder weniger Saft.

Über die eiweißartigen Körper wissen wir, wie gesagt, noch viel weniger als über die stärkemehlartigen, kaum daß ihre chemischen Zusammensetzung genau bekannt ist. Sie enthalten außer dem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff auch noch Stickstoff, und scheinen niemals ohne einen kleinen Antheil von Schwefel oder Phosphor oder von beiden zugleich vorzukommen. Die Menge dieser beiden Stoffe ist aber so gering, daß wir noch nicht genau erkannt, wie viel sie beträgt, obschon der ausgezeichnete holländische Chemiker Mulder, dem wir eine Menge vortrefflicher Arbeiten über die organische Chemie verdanken, schon seit vielen Jahren immer wiederholte Untersuchungen über diese Stoffe, welchen er den Namen der Proteïnstoffe gegeben hat, anstellt. Annähernd hat er den Schwefel und Phosphor auf ein Hundertstel bis ein Vierhundertstel vom Gewichte der Proteïnstoffe angegeben. Die eiweißartigen oder Proteïnstoffe machen nun aber selbst nur einen geringen Theil der Pflanzensubstanz aus. Wir kennen ihre Menge am genauesten in den pflanzlichen Nahrungsstoffen, und hier betragen sie: in Gurken 1, im Blumenkohl 5 Tausendstel des Gewichts, in Kartoffeln 1 Hundertstel, in Mais, Hafer, Gerste und Reis 2—4 Hundertstel, im Roggen 9, im Weizen 13, in Bohnen 20 und in Linsen 37 Hundertstel. Aus allen diesen Pflanzentheilen sind sie schwierig von den übrigen Substanzen zu scheiden. Obschon diese Stoffe in den meisten Pflanzensäften, wie in den Gurken, nur wenige Tausendstel an Gewicht betragen, fehlen sie doch nie, und wir wissen mit Sicherheit, daß die Bildung neuer Zellen nur bei ihrer Anwesenheit stattfindet. Diesem Umstande verdanken die eiweißartigen Stoffe den Namen der Proteïnstoffe, d. h. der ersten ursprünglichen Stoffe. Ob indessen die Membran, welche die erste Anlage jugendlicher Zellen bildet, und welche nach Karsten später zur Zellwand wird, während sich eine zweite solche Membran in ihrem Innern erzeugt, die nach Mohl aber von einer von außen um sie sich ablagernden Zellmembran umkleidet wird und als Primordialschlauch (d. h. Schlauch, welcher die Grundanlage der Zelle gebildet hat) im Innern der Zelle fortlebt, wesentlich aus eiweißartigen Stoffen besteht, wie Mohl behauptet, oder ob sie, wie Mulder erwiesen zu haben meint, nur etwas Eiweißstoff in ihrer Zusammensetzung enthält, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Ebenso wenig wissen wir über die Art und Weise, wie sich die eiweißartigen Körper bilden, oder in welcher Weise der Stickstoff, dessen Anwesenheit sie von dem stärkemehlartigen Körper am schärfsten unterscheidet, zu ihrer Bildung mit den andern Stoffen zusammentritt.

Der Irrthum roher Nahrungssäfte und eines aufsteigenden Saftstromes ist sonach aufgeklärt worden. Wir müssen aber noch einen Blick auf diejenigen Stoffe werfen, welche frühere Jahrhunderte als die zubereiteten Nahrungssäfte betrachteten. Es sind dies verschieden gefärbte, bald mehr wässerige, bald mehr harzige Flüssigkeiten, welche zwischen Rinde und Holz sich befinden. Sie werden gegenwärtig als Harze, Balsame, Milchsäfte und als scharfe, wässerige Säfte aufgeführt. Sie waren bestimmt, in unserm Jahrhundert noch einmal die Aufmerksamkeit der Botaniker in erhöhtem Maße auf sich zu ziehen, indem ein deutscher Naturforscher,

der geistreiche, aber excentrische K. H. Schultz einen Kreislauf des Milchsafts durch die ganze Pflanze entdeckt zu haben glaubte. Es erwies sich die Bewegung, welche Schultz gesehen und als Kreislauf gedeutet hatte, freilich später als die Folge äußerer Einflüsse, jedoch nicht, ehe eine Menge Schriften über den Gegenstand gewechselt waren, da der Entdecker seine Beobachtung zur Grundlage umfassender Theorien machte, welche er seitdem unermüdlich zu verfechten gesucht hat. Es wurden indessen seit jener Zeit besondere Milchsaftgefäße beschrieben und als ein wichtiger Theil des Pflanzenkörpers aufgeführt. Erst im Jahre 1851 entdeckte der unermüdliche Mikroskopiker Dr. Schacht, daß diese Gefäße nichts Anderes seien als besonders lange, bisweilen auch verästelte Bastzellen. Jedoch sind nicht alle Säfte in Zellen eingeschlossen, sondern ein großer Theil der Harze befindet sich in besondern Kanälen zwischen den Bastzellen, wie dies das bloße Auge an frischen Nadelhölzern oft deutlich erkennen läßt.

Einfluß der Temperatur auf die Vegetation.

Wir können hier nicht weitläufig auf das chemische Verhalten der verschiedenen Substanzen, welche sich in den Zellen befinden, eingehen, noch weniger die Art und Weise darlegen, in welcher man zu ihrer Erkenntniß gelangt ist. Aufmerksam müssen wir aber darauf machen, daß gerade die Chemie der organischen Körper erst unserm Jahrhundert ihre Grundlage verdankt, sodaß die Arbeiten des vorigen Jahrhunderts, ja selbst die der ersten Jahrzehnde des jetzigen kaum einen andern als historischen Werth besitzen. Noch später als die Chemie hat sich die Physik den lebenden Wesen zugewandt. Jene Arbeit Brücke's ist eine der ersten Arbeiten von Seiten der Physiker auf dem Gebiete des pflanzlichen Lebens. Mit einer andern Arbeit hat uns der Physiker Dove in Berlin vor kurzem (1846) beschenkt, indem er in einer ausführlichen Schrift „über den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen" spricht. Er geht von der durch Beobachtung festgesetzten Thatsache aus, daß in einer gewissen Tiefe die Temperatur stets sich gleich bleibt; daß also nur der über dieser Linie, welche indessen je nach dem Wärmecharakter des ganzen Jahres etwas höher oder tiefer fällt, befindliche Theil der Erdschichten an den Wärmeveränderungen der Atmosphäre Theil nimmt. So betrug die jährliche Schwankung eines Thermometers in Brüssel 7⅘ Meter (24¼ Fuß), unter der Erde nur 1⅛ Grad. Je näher nun eine Erdschicht der Oberfläche liegt, um so mehr folgt ihre Temperatur der der Atmosphäre. Dasselbe gilt von den einzelnen Theilen der Wurzel. Diejenigen, welche tief in die Erde dringen, theilen die gleichmäßige Temperatur der untern Schichten, die obern erleiden mehr oder weniger Abwechselung. Bis auf eine Tiefe von 2½ Fuß ist der Temperaturwechsel derjenigen der Luft fast ganz gleich. Sowie aber die Wurzel tiefer in die Erde eindringt, erfährt sie bedeutende Temperaturabweichungen. Nicht blos werden die Schwankungen dort geringer, sondern, was fast noch wichtiger für die Perioden des Pflanzenlebens erscheinen dürfte, die Temperaturveränderungen, soweit sie der jährlichen Periode angehören, treten beträchtlich später ein, als sie in der Atmosphäre stattfinden. Aus den in Brüssel angestellten Beobachtungen ergab sich die Temperatur in monatlicher Durchschnittsberechnung nach Graden und Hundertstel-Graden des hunderttheiligen Thermometers auf folgende Weise (wobei die Zahlen vor dem Komma die Grade, die dahinterstehenden die Hundertstel anzeigen):

	An der Oberfläche.	$0{,}_{19}$ Meter. = 7¼ Zoll.	$0{,}_{45}$ Meter. = 17 Zoll.	$1{,}_{00}$ Meter. = 3 F. 2 Z.	$3{,}_{90}$ Meter. = 12 F. 4 Z.	$7{,}_{80}$ Meter. = 24 F. 8 Z.
Januar	2,40	3,24	4,90	6,01	11,73	12,41
Februar	3,06	3,25	4,74	5,77	10,70	12,13
März	4,81	4,55	4,65	6,39	9,97	11,79
April	6,94	6,11	6,63	7,13	9,68	11,44
Mai	12,00	10,25	10,42	9,99	9,91	11,17
Juni	15,87	13,84	13,91	13,18	10,75	11,02
Juli	16,94	14,95	15,25	14,90	11,86	11,12
August	16,71	15,12	15,56	15,73	13,00	11,41
September	14,15	13,22	14,06	15,08	13,81	11,78
October	9,96	10,21	11,47	13,27	14,06	12,11
November	5,69	6,48	8,33	10,06	13,68	12,40
December	3,37	4,66	5,41	8,40	12,76	12,47

Hiernach fiel die höchste Wärme an der Oberfläche in den Juni bis August, in der Tiefe aber in den Juli, August und September. Die größte Kälte aber kam dort auf den Januar, hier auf den Februar. Noch auffallendere Resultate ergaben die Beobachtungen von Upsala, welche sich folgendermaßen gestalteten:

	Luftwärme.	2 Fuß tief.	4 Fuß tief.	6 Fuß tief.	10 Fuß tief.
Januar	— 6,43	0,56	2,50	3,96	5,96
Februar	— 6,73	— 0,96	1,50	2,97	5,08
März	— 3,75	— 0,87	0,97	2,21	4,26
April	2,87	0,94	1,22	1,98	3,75
Mai	9,64	7,01	4,33	3,77	3,86
Juni	14,56	13,98	10,15	7,76	5,34
Juli	16,03	16,07	12,98	10,65	7,51
August	14,88	15,85	13,88	12,00	9,12
September	11,60	13,12	12,54	11,83	9,91
October	4,95	7,98	9,43	10,02	9,76
November	— 0,46	3,97	6,04	7,49	8,71
December	— 2,55	1,78	3,73	5,34	7,28

Auch hier fiel die größte Kälte sowie die größte Wärme des Jahres in jeder tiefern Schicht später. Die Kälte des Februar erreichte erst im April, die Wärme des Juli erst im September den tiefsten beobachteten Punkt; dabei aber hatte die Verschiedenheit der Temperatur, welche in der Luft 22,76° betrug, immer abgenommen, da sie bei 2 Fuß Tiefe 17,02, bei 4 Fuß 12,91, bei 6 Fuß 10,07, bei 10 Fuß 6,16° betrug. Beachtenswerth ist ferner, daß im Frühjahr und Herbst ein Zeitpunkt eintritt, in welchem die Temperatur der verschiedenen Tiefen einander fast gleich ist, daß aber dieser Zeitpunkt für die geringern Tiefen früher eintritt als für die bedeutendern. Die Temperaturverschiedenheiten, welche eine Pflanze in ihren verschiedenen Theilen zu gleicher Zeit erfährt, muß nach diesen Untersuchungen um so bedeutender sein, je tiefer ihre Wurzeln in die Erde eindringen. Bei den Untersuchungen einer Tiefe von 7⅘ Meter (24¾ Fuß) nämlich, deren wir oben erwähnten, fiel die geringste Wärme von 11,02° in den Juni, die größte aber von 12,47° in den December, sodaß Wurzeln, welche so tief dringen, während des Sommers die geringste, während des Winters aber die höchste Wärme genießen. Daß diese Temperaturverhältnisse auf die jährlichen Perioden des Pflanzenwachsthums von dem gewichtigsten

Einfluß, steht wol nicht zu bezweifeln, wenn wir auch nicht im Stande sind, über das Wie dieser Erscheinungen genügende Aufklärungen zu geben. Der bekannte Umstand, daß alte Bäume besser im Stande sind, strenge Kälte zu ertragen als junge, findet in dieser Wärmevertheilung seine Erklärung, da erstere hiernach wirklich, wenn man die Wärmegrade der einzelnen Theile des Stammes und der Wurzeln zusammenrechnet, eine höhere Temperatur genießen als die letztern. Die Temperaturverschiedenheiten nehmen aber noch zu, wenn man die Beobachtungen nicht an beschatteten Stellen vornimmt, sondern die Temperatur desjenigen Bodens untersucht, welcher dem directen Einfluß des Sonnenlichts, der sogenannten Insolation, ausgesetzt ist. Da die Wirkungen der schief auffallenden Sonnenstrahlen weit geringer sind, so ist der Einfluß der Insolation während des Winters viel unbedeutender. Im Sommer dagegen, wo die Strahlen senkrechter fallen, wird die Wärme der Erdoberfläche in bedeutendem Maße dadurch gesteigert. Vergleichende Beobachtungen, welche zu Brüssel an Thermometern gemacht wurden, von welchen ein Theil an der Nordseite eines Gebäudes in beschattetem, ein anderer Theil an der Südseite in schattenfreiem Boden befindlich war, haben für einen Zeitraum von fünf Jahren die folgenden Resultate geliefert:

	An der Südseite.			An der Nordseite.		
	Unter der Oberfläche.	$0{,}15$ Meter. = 6 Zoll.	$0{,}80$ Meter. = 30 Zoll.	An der Oberfläche.	$0{,}19$ Meter. = 7¼ Z.	$0{,}75$ Meter. = 28½ Z.
Januar	0,25	1,35	3,26	— 0,12	2,22	3,98
Februar	1,85	2,23	2,99	1,50	2,34	3,05
März	4,05	4,42	4,41	3,72	3,93	3,92
April	9,22	7,20	6,89	6,12	5,79	5,49
Mai	14,89	12,94	11,64	11,36	10,11	8,92
Juni	17,38	16,03	15,12	14,70	13,09	11,87
Juli	17,43	16,50	16,17	15,00	13,83	13,07
August	17,20	16,70	16,65	15,14	14,12	13,61
September	14,81	14,69	15,61	13,44	12,91	13,06
October	9,99	10,40	12,69	8,90	9,68	10,81
November	5,74	6,50	8,71	5,34	6,42	7,80
December	2,64	3,83	5,73	2,26	4,25	5,62

Während hiernach der beschattete Boden im Winter noch nicht einen halben Grad kälter als der unbeschattete war, stieg dieser Unterschied im Sommer auf $2\frac{1}{2}°$. Danach betrug der Unterschied, welchen der beschattete Boden im Laufe des Jahres zu erleiden hatte, $15{,}28°$, der des unbeschatteten aber $17{,}18°$, während schon in der unbedeutenden Tiefe von 2½ Fuß jener eine Temperaturdifferenz von nur $9{,}63$, dieser aber eine von $13{,}69°$ erfuhr. Während nun der beschattete Boden der Wälder jene gleichmäßigere Temperatur genießt, erfahren die im freien Lande gezogenen Pflanzen mehr oder weniger den größern Wechsel. Noch größer wird diese Verschiedenheit, wenn wir auch den Einfluß erwägen, welche die in der Atmosphäre befindliche Feuchtigkeit auf die Wälder und auf den freien Boden ausübt.

Auf freiem Felde wird des Tags über dem Boden eine bedeutende Wärmemenge dadurch entzogen, daß ein Theil des in ihm befindlichen Wassers in Wasserdunst verwandelt wird, was nur durch Aufnahme von Wärme geschehen kann. Dieselbe Wärmemenge erhält der Erdboden zurück, wenn sich des Abends der Wasserdunst wieder auf den abgekühlten Boden als Thau niederschlägt. Es hat somit dieser Vorgang keinen Einfluß auf das Wärmeverhältniß des Bodens im Ganzen. Im Walde aber werden die Kronen der Bäume hauptsächlich von der Sonne erwärmt, ihnen also wird Wasser entzogen, und sie ersetzen diesen Verlust aus dem

Boden. Am Abend schlägt sich auf sie wieder der Thau nieder, fällt aber von da größtentheils auf den Boden, welchem nun zur Verdunstung dieses Thauwassers Wärme entzogen wird. Auf diese Weise wird abermals der Boden während der heißen Zeit abgekühlt. Wie wichtig solche Beobachtungen für die Erklärung der Vegetationserscheinungen sind und werden können, ersieht man aus dem Angeführten leicht.

Bildung der Keimpflanze.

Gewiß dürfen wir von einer Betheiligung der Physik und Chemie gegenwärtig die wichtigsten Aufschlüsse über die Lebensverrichtungen der Pflanzen im Einzelnen erwarten. Doch auch auf die ganze Behandlungsweise der Botanik, wie überhaupt der Naturwissenschaft, haben die großen Fortschritte der genannten Wissenschaften den allergrößten Einfluß geübt. Jene naturphilosophischen Träumereien sind verschollen, und nur noch bisweilen taucht ein Nachhall von ihnen auf; im Allgemeinen aber gilt die Foderung der gründlichen Untersuchung. Was das Mikroskop nicht zeigt, was sich durch die kunstvollen Meßapparate der Physiker nicht abwägen, was durch chemische Reactionen sich nicht bestimmen läßt, hat wenig Werth für die heutige Wissenschaft. Es läßt in der ganz materiellen Richtung sich eine Reaction gegen jene ideelle Bestrebung der Naturphilosophen nicht verkennen. Sollte aber auch dieser Materialismus etwas zu weit gehen, so sind doch die Nachtheile dieser Richtung nur solche, welche der kommenden Zeit zum Nutzen gereichen müssen, da sorgfältige Untersuchungen, wie man sie heutzutage fodert, nie nachtheilig, höchstens überflüssig werden, wenn die Frage, deren Lösung die Untersuchung bezweckt, bereits anderweitig völlig gelöst ist. Ein schönes Beispiel von den Ergebnissen genauer Untersuchungen liefern unsere Kenntnisse von der Befruchtung der Pflanzen und von der ersten Bildung des jungen Pflanzenkeimlings im Samen, besonders wenn wir sie mit den Ansichten zu Anfang unsers Jahrhunderts vergleichen. Wir sahen oben, wie man die Körnchen des Blütenstaubs bis auf die Narbe verfolgt hatte, wie man aber auf ihr weiteres Verhalten nur schloß. Zwar hatte schon im vorigen Jahrhundert der Freiherr von Gleichen, genannt Rußworm, bei den zahlreichen Beobachtungen, durch welche er die Befruchtung und namentlich die Bedeutung des Blütenstaubs zu erforschen suchte, an einer Pflanze (Asclepia syriaca) gesehen, daß aus dem Staubbeutel sich röhrenförmige Schläuche bildeten; indessen wurde ihm das Verhältniß dieser Schläuche zu dem Blütenstaub selbst nicht klar, besonders deshalb, weil an der Pflanze, an welcher er diese Entdeckung machte, der Bau des Staubkölbchens und der einzelnen Staubkörnchen von dem Bau bei andern Pflanzen bedeutend abweicht. Erst im Jahre 1822 glückte es dem italienischen Naturforscher Amici, solche Schläuche wiederum aufzufinden. Zugleich erkannte er, daß jeder dieser Schläuche aus einem Körnchen des Blütenstaubs seinen Ursprung nahm. Bald wurde diese Untersuchung von verschiedenen Beobachtern aufgenommen. Das erste Phänomen, welches dabei die Aufmerksamkeit erregte, war eine lebhafte Bewegung der einzelnen Körnchen, welche sich in dem Staubkorn selbst sowie in dem herausgetretenen Schlauche befinden. Schon an und für sich war eine solche Erscheinung auffallend: sie erschien es hier noch mehr, weil man in diesen Theilen immer noch die eigentlich befruchtenden Theile zu finden glaubte. Brongniart in Frankreich, Meyen in Deutschland, R. Brown in England machten vom Jahre 1823—28 über diesen Gegenstand wiederholte Beobachtungen kund. Am wichtigsten aber war die Beobachtung Brongniart's, daß diese Schläuche, welche man jetzt, wegen ihres Ursprungs aus dem Blütenstaube oder Pollen, Pollenschläuche nennt, in das Gewebe der Narbe und durch den Kanal des Griffels bis in die Höhlen des Fruchtknotens, ja bis in die Samenknospen dringen. Dieses Eindringen in die Samenknospen geschieht durch einen eigenen kleinen Kanal, welchen schon Grew erkannt, Turpin im Jahre 1806 mit dem Namen der Mikropyle belegt hatte. Die Bildung der Samenknospen oder, wie man sie häufig nennt, der Eichen, die Gestalt der Pollenkörner, und endlich die Art und Weise, in welcher die Pollenschläuche an der Bildung des Embryo Theil nehmen, ist von den dreißig

Sauſſure in ſeinen „Recherches chimiques sur la végétation" (1804) die gründlichſten Beweiſe, daß ſie in Wirklichkeit alle feſte Stoffe aus der Umgebung aufnehmen. Durch ſeine claſſiſchen Unterſuchungen ward feſtgeſtellt, daß mineraliſche Stoffe von den Wurzeln der Pflanzen in aufgelöſtem Zuſtande zugleich mit einer großen Menge Waſſer aufgenommen werden. Sauſſure fand ferner, daß die Wurzeln der Pflanzen im Stande ſind, aus Auflöſungen, welche zu concentrirt, eine größere Menge Waſſer nebſt einem nur kleinen Theile der aufgelöſten Subſtanzen aufzuſaugen und die größere Menge der Subſtanzen zurückzulaſſen. Da nun an der Außenſeite der Wurzel nur Zellen ſich befinden, ſo konnte man dieſe Aufſaugung nicht den Gefäßen zuſchreiben, denen man nach der damals herrſchenden Anſicht alle Thätigkeit bei der Ernährung beimaß; es verglich daher Sauſſure die Wandung der Zellen mit dem Filtrirpapier, durch welches auf ähnliche Weiſe Flüſſigkeiten ihren Weg finden, ohne daß ſichtliche Öffnungen ſich darin befinden. Mehr wußte man weder hierüber, noch über die Weiſe, in welcher die aufgenommene Löſung weiter in der Pflanze ſich verbreitete. Man hatte, wie oben ſchon erwähnt iſt, früher verſchiedene Theile als die Wege für den Saft angeſprochen. Außer in den Gefäßen hatte man ſich beſonders in den Zwiſchenräumen zwiſchen den Ecken der Zellen, in den ſogenannten Intercellulargängen, den Saft circuliren gedacht. Verſchiedene Schriftſteller glaubten in den Wandungen der Zellen feine Löcher bemerkt zu haben, und hatten dieſe für Saftwege gehalten. Dieſe Meinung war indeſſen von den genauern Beobachtern ſtets widerlegt worden. Im Allgemeinen hatte man deshalb, wie auch Treviranus in ſeiner genannten Preisſchrift es offen ausſpricht, keinen klaren Begriff von der Art, wie die aufgelöſten Stoffe durch die feſten Wandungen in das Innere der Zellen, in welchen man ſie abgelagert fand, eindringen. Erſt die Verſuche Dutrochet's im Jahre 1828 gaben hierüber einigen Aufſchluß. Er fand nämlich, daß alle thieriſchen und pflanzlichen Häute Waſſer und in Waſſer gelöſte Stoffe durchtreten laſſen, daß aber beſondere Geſetze eintreten, ſobald an den beiden Seiten der Häute Flüſſigkeiten ſich befinden, die Flüſſigkeit der einen Seite aber andere Stoffe gelöſt enthält als die an der andern. Es erfolgt dann in regelmäßiger Weiſe ein Austauſch dieſer Stoffe, wobei zugleich aus der dichtern Flüſſigkeit in die dünnere Waſſer ſo lange übertritt, bis beide Flüſſigkeiten gleich verdünnt ſind. Es ſteigt dabei die dichtere Flüſſigkeit um ſoviel in die Höhe, als die dünnere ſinkt. Dieſe Aufnahme aus der dünnern Flüſſigkeit nannte Dutrochet Endosmoſe, während er den gleichzeitig ſtatthabenden Austritt von einem Theile der gelöſten Stoffe aus der dichtern Flüſſigkeit als Exosmoſe bezeichnete. Er fand ferner, daß die Stoffe in beſtimmter Reihenfolge eingeſaugt werden, ſodaß zuerſt Waſſer, ſpäter Salze und endlich zuletzt eiweißartige Körper hindurchtreten. Hiernach wird es erklärlich, wie aus concentrirter Löſung eine dünnere Löſung in der oben erwähnten Weiſe ausgeſchieden werden kann, wie aber auch auf der andern Seite eine zu concentrirte Löſung nicht zur Ernährung von organiſchen Weſen dienen kann, weil dann nicht eine Aufnahme, ſondern ein Austreten von Flüſſigkeiten aus der Pflanze erfolgt. Manche Beobachter, namentlich aus der Reihe der Phyſiker, haben dieſer Erſcheinung ihre Aufmerkſamkeit gewidmet; gleichwol ſind wir zu einer genauern Erkenntniß der Geſetze, nach denen Endosmoſe und Exosmoſe vor ſich gehen, noch nicht gelangt. Dagegen hat ſich die Unterſuchung der Chemiker ganz beſonders dahin gewandt, zu ermitteln, welche Stoffe zur vollendeten Ausbildung der Pflanzen nöthig ſind, in welcher Form dieſelben ſich befinden müſſen, und ob ſie aus der Erde und dem ſich durchdringenden Waſſer oder aus der Atmoſphäre aufgenommen werden. Das immer dringender auftretende Bedürfniß, die ſteigende Bevölkerung mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu verſorgen und die Erträge der Ländereien zu vermehren, hat dieſen Unterſuchungen die größte praktiſche Wichtigkeit gegeben.

Die Unterſuchungen wurden und werden nach zwei Richtungen geführt, welche im Stande ſind, ſich gegenſeitig zu ergänzen. Es iſt die eine die Berechnung der Stoffmaſſen, welche zur Ernährung der Thiere und Menſchen einerſeits, zur Ernährung

Pflanzen andererseits täglich, Jahr ein Jahr aus, erfodert wird; die andere be-
ht in Versuchen an einzelnen Pflanzen, ausgeführt mit allen den Vorsichtsmaß-
eln, welche die jetzige Chemie lehrt. Jede dieser Versuchsweisen bietet eigenthüm-
he Vortheile und Nachtheile. Die Anstellung von Versuchen, bei welchen man
nzelne Pflanzen unter gewissen Verhältnissen aufzieht, würde gewiß die sichersten
esultate geben, wenn wir im Stande wären, alle Verhältnisse, unter denen die
flanze in der Natur wächst und gedeiht, bei unsern Versuchen herzustellen. Wenn
ir dann den einen oder den andern der zum Gedeihen nöthigen Stoffe fortnehmen,
e oder die andere Bedingung unausgeführt ließen, so würden wir sofort erkennen,
lcher Nachtheil gerade durch diesen einen Umstand herbeigeführt würde. So ließe
h eine ganze Reihe von Versuchen anstellen, deren Resultat dann die vollständige
enntniß von dem Einfluß jedes Stoffs, jeder chemischen oder physischen Einwirkung
f das Leben der Pflanze wäre. Leider sind wir indessen nicht im Stande, diese
edingungen alle zu erfüllen, und können die Vorsichtsmaßregeln, welche zum Er-
ngen genauer Resultate nothwendig, nicht mit der Herstellung völlig normaler Le-
nsverhältnisse vereinigen. Die Menge der Vorsichtsmaßregeln steigt aber mit dem
ortschreiten der Chemie, da in den Substanzen, mit denen gerade solche Versuche
h zumeist beschäftigen, in Wasser, Luft und der Ackererde immer mehr Stoffe auf-
funden werden, und daher auch bei Versuchen daraus fortgeschafft und ferngehal-
n werden müssen. Aus diesen Gründen können auch die genauesten derartigen
ersuche blos auf annähernde Richtigkeit Anspruch machen, um so mehr als die-
lben doch nur eine oder wenige Pflanzenarten zum Gegenstande haben, die Re-
ltate daher nur nach Analogie auf die übrigen Pflanzen übertragen werden
önnen. Gleichwol sind die Resultate der Versuche, welche in dieser Weise in der
euesten Zeit angestellt worden sind, der Art, daß wir von ihrer Fortsetzung die be-
eutendsten Aufschlüsse erwarten dürfen. Zwei wichtige Versuchsreihen verdanken
ir dem Fürsten zu Salm-Horstmar und dem Professor Magnus in Berlin. Beide
eschäftigen sich hauptsächlich mit dem Einflusse der mineralischen Stoffe. Sie gehen
Beide davon aus, daß diejenigen mineralischen Stoffe, welche sich beim Verbrennen
er Pflanzenart in der Asche vorfinden, und von welchen man daher bestimmt weiß,
aß sie von der Pflanze aufgenommen werden können, entweder ganz oder einzeln aus
em Boden, in welchem die Pflanze behufs des Versuchs wachsen soll, fortgelassen wer-
en. Bei der Anstellung der Versuche mußte zunächst ein Boden, in welchem die Pflan-
enwurzeln kommen, hergestellt werden, der von mineralischen Stoffen völlig oder doch
ast völlig frei war. Einen solchen fanden sie in der Kohle des reinsten weißen Candis-
uckers, welcher nach der Untersuchung von Magnus weniger als ein Viertausendstel
nverbrennlicher Stoffe enthielt. Mit dieser Kohle wurden kleine Metalltöpfe, nach-
em sie inwendig mit Wachs überzogen, gefüllt, und nun dem einen dieser, dem an-
ern jener Stoff in dünner Auflösung oder in inniger Mengung zugesetzt. Auch
arauf mußte sorgfältig geachtet werden, daß jeder dieser mineralischen Stoffe, sowie
as zum Begießen nöthige Wasser von fremden Bestandtheilen auf das sorgfältigste
efreit waren. Beide experimentirten mit Getreidearten, Salm-Horstmar mit Hafer,
Magnus mit Gerste. Die Versuche des Erstern ergaben, daß die Pflanze ohne mi-
eralische Stoffe stets zwerghaft bleibt, daß sie um so größer wird, je mehr von den
toffen in dem Boden sich befinden, daß aber eine vollständige Ausbildung von Blu-
en und Früchten nur bei Anwesenheit aller Bestandtheile erfolgt. Ein anderes
esultat, welches Magnus noch in weiterm Umfange bestätigte, ist, daß auch eine
u große Menge mineralischer Bestandtheile dem Leben der Pflanze schädlich ist, ja
aß sie durch einen nur geringen Überschuß solcher Substanzen schon in ihrer Bil-
ung gehemmt wird, und zwar um so leichter, je weniger kräftig sie in dem ihr ge-
otenen Boden sich entwickelt. Die Zahl der Bestandtheile, welche als nöthig für
as Leben der Pflanze hierdurch erkannt wurden, ist keine ganz geringe. Interessant
t es, daß nicht blos Alkalien und Erden, sondern auch eigentliche Metalle, nämlich

Eisen und Mangan, darunter sich finden. Noch auffallender erscheint die große Bedeutsamkeit dieser Stoffe, wenn wir betrachten, welche geringe Menge derselben sich in den Pflanzen vorfinden. Man findet sie durch das Verbrennen der Substanzen, die man untersuchen will, indem bei einem vollkommenen Verbrennen nur mineralische Bestandtheile als Asche übrig bleiben. An solcher enthalten 1000 Theile der frischen Äpfel und Stachelbeeren 3 Theile, Erdbeeren 4, Blumenkohl 7, Weizen 17, Oliven 26, Bohnen 27, Erbsen 28, des trockenen Erbsenstrohs 63, Kirschholzes 3, der Rinde davon 104, der Kamillenpflanze 85—96. Diese Aschen enthalten nun wieder in 1000 Theilen folgende Hauptbestandtheile:

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	173	113	13	55	9	½
„ weißer	251	—	20	73	2	—
Bohnen	324	89	42	54	1	2
Erbsen	319	62	39	51	7	1
Kirschholz	173	63	206	55	½	10
Kirschholzrinde	63	109	342	31	1½	96
Kamille	327	—	126	29	1½	9

Wenn man aus diesen Zahlen die Mengen berechnet, welche sich in der Pflanze vorfinden, so erscheinen sie verschwindend klein, denn es enthalten hiernach 10000 Theile

	Kalium.	Natrium.	Calcium.	Magnesium.	Eisen.	Kiesel.
Weizen, rother	29	19	2	9	1⁵/₁₀	⁹/₁₀₀
„ weißer	43	—	3	12	⁵/₁₀	—
Bohnen	87	24	11	15	²⁷/₁₀₀	⁵/₁₀
Erbsen	88	17	11	17	2	²⁸/₁₀₀
Kirschholz	5	2	61	2	⁴/₁₀₀	³/₁₀
Kirschholzrinde	65	113	356	32	1⁹/₁₀	99
Kamille	294	—	113	26	1⁹/₁₀	8

Obschon also in den Getreidekörnern die Menge des Eisens noch nicht zu Zehntausendstel beträgt, und diese Menge auch im Stroh nicht über fünf Zehntausendstel steigt, die Menge des Mangans aber so gering ist, daß man nur in dem Eisen, dem es fest anhaftet, seine Spuren auffinden kann, ohne im Stande zu sein seine Mengen zu wägen, haben gleichwol beide Bestandtheile einen deutlich wahrnehmbaren Einfluß auf die Vegetation der untersuchten Pflanzen. Welche Rolle aber die mineralischen Bestandtheile, von denen Phosphorsäure, Schwefelsäure, Chlor und andere, die in noch geringern Mengen auftreten, oben nicht mit berechnet sind, im Haushalte der Pflanzen spielen, ist uns noch völlig unbekannt. Die Versuche von Magnus verbreiten sich außerdem noch über den Einfluß, den verwesende organische Stoffe, oder mit andern Worten Dünger, auf das Wachsthum der Pflanzen haben. Die Frage über die Wirkungsweise des Düngers ist besonders durch Liebig in seinem bekannten Werke: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (1840) angeregt worden. Er sprach darin hauptsächlich, auf die Berechnung der Massen sich stützend, dem Dünger nur insofern Wirksamkeit zu, als in ihm mineralische Bestandtheile, herrührend aus den verwesten Pflanzen- und Thiertheilen, vorhanden wären. Bei Anstellung dieser Untersuchungen ging er in der Art zu Werke, daß er zunächst untersuchte, wie viel

rnte eines ganzen Feldes betrage, wie viel von jedem einzelnen chemischen Bestand-
eile in dieser Masse vorhanden sei, mit einem Worte, welche Bestandtheile dem
oden durch die Ernte entzogen würden, und wie groß die Menge eines jeden sei.
r untersuchte dann, wie viel von diesen Stoffen die Ackerkrume enthält, welche
Stoffe aus der Atmosphäre von den Pflanzen aufgenommen werden können, welche
urch Regen- und Quellwasser den Pflanzenwurzeln zugeführt werden. Die Resul-
te waren im Allgemeinen, daß die Pflanze diejenigen Bestandtheile, welche ihre
esentlichste Menge ausmachen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff,
i ihrer Umgebung jeder Zeit im Überfluß finde: den Kohlenstoff nämlich in der
ohlensäure, welche die Atmosphäre sowie das meiste Quellwasser enthält; den Was-
r- und Sauerstoff in dem Wasser, welches durch ihre Vereinigung gebildet ist; den
Stickstoff endlich in dem Ammoniak, welches, in der Luft vorhanden, mit dem Regen
nd Schnee in den Boden hinabgeführt wird. Da sich also, folgert Liebig, alle die
Stoffe, welche die Pflanzen außer den mineralischen bedürfen, schon in ihrer Um-
ebung vorfinden, so ist die Zufuhr solcher Stoffe nicht nöthig, und es ist danach
r Dünger wesentlich nur zum Ersatze für die aus dem Boden geschöpften mine-
alischen Stoffe erfoderlich, indem er die mineralischen Stoffe enthält, welche in dem
utter und den Speisen vorhanden waren, bei der Verdauung aber nicht aufgenom-
en worden sind. Wir sahen oben, in wie geringer Menge diese Stoffe in den
Pflanzen enthalten sind. Es hätte daher eine völlige Umwälzung in der Landwirth-
haft zu Wege gebracht, wenn man nach Liebig nur die geringe Menge dieser mi-
eralischen Stoffe hätte ausstreuen dürfen, statt des so mühsamen Überfahrens mit
Dünger. Die Erfahrung lehrte aber bald die Unrichtigkeit dieser Resultate erkennen.
Gleichwol ist die von Liebig durchgeführte Methode keineswegs gering zu schätzen;
ur zeigt seine Schlußfolgerung, wie schwierig es ist, sich derselben zu bedienen. Er
ußte nämlich die Annahme zu Grunde legen, daß alle Verhältnisse, welche auf die
rnährung der Pflanzen einwirken, in seine Berechnung mit aufgenommen seien.
ine solche Annahme überschätzte aber die Kenntnisse, die man zur Zeit hatte.
Gleichwol dienen seine Arbeiten sowol zum Anhaltepunkte für neue Untersuchungen,
ls auch zu einem Prüfstein für die ganze Lehre von der Pflanzennahrung. Vor
m hatte besonders Boussingault über die Erträge der Felder in derselben Weise
usführliche, noch immer gültige Untersuchungen angestellt. Jene Versuche von Mag-
us haben allerdings bewiesen, daß der Dünger das Wachsthum der Pflanzen außer-
rdentlich befördert, sowol wenn er direct an ihre Wurzeln gelangt, als auch, wenn
r nur neben der Pflanze sich befindet, sodaß in diesem Falle die aus ihm in Dunst-
rm austretenden Stoffe von der Pflanze aufgenommen werden.

Inhalt der Pflanzenzellen, und die Saftvertheilung.

Während uns die Chemie zu diesen bedeutenden Aufschlüssen über die Aufnahme
er Nahrungsstoffe verholfen hat, verdanken wir der Physik die geringen Aufschlüsse,
ie wir bisher über die Fortführung der aufgenommenen Flüssigkeit erhalten haben.
s sind nur zwei kleine, aber inhaltsreiche Arbeiten aus der neuesten Zeit hier zu
rwähnen, nämlich die Aufsätze von E. Brücke: „Über das Bluten des Rebstocks“
Poggendorff's „Annalen“, 1844, Bd. 63) und von H. Karsten: „Das Bluten des
ebstocks unter den Tropen“ (Poggendorff's „Annalen“, 1849, Bd. 73). Die
Grundlage beider Schriften bildet die Annahme, daß die Flüssigkeit, wie sie aus dem
Boden aufgenommen wird, nach physikalisch-chemischen Gesetzen von Zelle zu Zelle
ufsteigend, durch die ganze Pflanze sich verbreitet, sodaß, was durch die Verdun-
ung aus Blättern und Stengel verloren geht, was zur Bildung neuer Zellen und
euer Theile verwendet wird, fortwährend zunächst aus den benachbarten noch ge-
üllten Zellen, schließlich von außen her, das heißt meist aus dem Boden, aufgenom-
en wird. Es zeigt sich bei ihren Versuchen, was auch schon frühere Beobachter
efunden hatten: daß die Gefäße nur in den kurzen Perioden von Saft erfüllt sind,

in welchen der Pflanzenstamm, wie bei uns im ersten Frühjahre, überall von Sa
strotzt, daß sie aber in allen übrigen Zeiten nur Luft enthalten, daß wir also de
Zellen die hauptsächliche Thätigkeit bei der Aufsaugung der Flüssigkeiten zuschrei
müssen, und daß die Gefäße wahrscheinlich nur von den Zellen aus sich mit Sa
füllen. Wir sahen oben, wie bei der Endosmose dorthin der größere Zufluß gerich
tet ist, wo der Inhalt am consistentesten ist. Soll nun in das Innere von Zell
ein Zufluß stattfinden, so muß der Inhalt dieser Zellen mehr feste Theile enthalte
als die umgebenden Zellen. Dies ist der Fall, wenn durch die Ausdünstung de
oberflächlichen Zellen diese ihr Wasser verlieren; es geschieht ferner, wenn die Umbil
dung der aufgelösten Stoffe in feste Zellwandungen vor sich geht. Die Chemi
hat uns mit zwei Gruppen von Körpern bekannt gemacht, welche in jeder einzelne
Zelle stets, wenn auch in wechselnden Mengen, vorhanden sind. Es sind, wie scho
oben bemerkt, die stärkemehlartigen und die eiweißartigen Körper. Von diesen ist e
besonders die erste Gruppe, welche in größern Mengen in der Zelle auftritt. Dah
ist ihr Verhalten wichtiger und bekannter, während die Veränderungen der eiweiß
artigen Körper noch nicht genügend aufgeklärt sind. Zu den stärkemehlartigen Sub
stanzen gehören das Stärkemehl, der Zellstoff, der Gummi und die Zuckerarten, so
mit die Bestandtheile, welche den größten Theil des Pflanzenkörpers zusammensetzen
Alle diese Stoffe bestehen aus den beiden chemischen Elementarkörpern, dem Sauer
stoff und Wasserstoff, die in ihrer Vereinigung das Wasser darstellen, und au
einem dritten, dem Kohlenstoffe, in einem solchen Verhältnisse, daß man sie als Koh
lenhydrat, d. h. als Verbindungen von Kohlenstoff und Wasser, betrachten kann
Von den stärkemehlartigen Körpern findet sich das Stärkemehl selbst in dem größte
Theile der Samen, sowie in den Wurzeln und Stämmen der Bäume während ihre
winterlichen Ruhe. Im Frühjahre aber, oder bei den Samen während des Keimens
finden wir das im Wasser unlösliche Stärkemehl in eine lösliche gummiartige Sub
stanz, und das Dextrin in eine süßliche Substanz, den sogenannten Traubenzucker
umgeändert. Durch zahlreiche Beobachtungen ist es festgestellt, daß erst aus diese
flüssigen Stoffen sich wieder neue Zellen bilden. Es ist also die Aufnahme eine
großen Wassermenge nöthig, damit das abgelagerte Stärkemehl zur Bildung neue
Zellen geschickt gemacht wird. Wodurch die Umwandelung bewirkt wird, wissen wi
nicht. Es ist indessen gelungen, einen Stoff aus keimenden Samen auszuscheiden
welcher im Stande ist, Stärkemehl in Zucker umzuwandeln. Dieser Körper wir
mit dem Namen Diastase belegt. Bei seiner Anwesenheit geht bei etwas erhöhte
Temperatur die erwähnte Umwandelung vor sich. Daß er auf rein chemische Weis
auf das Stärkemehl einwirkt, geht daraus hervor, daß verdünnte Schwefelsäure un
andere Stoffe im Stande sind, dieselbe Wirkung hervorzubringen. Die Verschieden
heit der hierdurch neugebildeten Stoffe von dem Stärkemehl beruht theils darau
daß sie in ihrer Zusammensetzung mehr Wasser enthalten, theils darauf, daß sie in
Wasser löslich sind und dieses Wasser ziemlich festhalten, während das unlösliche
Stärkemehl aus dem kalten Wasser sich bald ausscheidet. Wir dürfen daher da
Saftsteigen, welches, alljährlich im Frühjahre wiederkehrend, solange ein unerklärliche
Problem gewesen ist, aus der Wasseraufnahme herleiten, welche das Stärkemehl i
allen Zellen des jungen Holzes bei seiner Umwandelung in bildungsfähige Flüssigkei
ten bewirkt. Dazu kommt, daß die Verdunstung, welche mit der wiederkehrende
Frühlingswärme an Stärke zunimmt, sowie die schwellenden Knospen mit ihren ne
entstehenden oder auswachsenden Zellen eine große Menge Flüssigkeit erfodern. W
der erste Anfang der Auflösung des Stärkemehls ist, wissen wir freilich nicht, wo
aber wissen wir, daß sich diese Auflösung überaus schnell verbreitet, da 1 The
Malz 20 Theile, und 1 Theil Diastase sogar 500 Theile Stärke umwandel
kann. Ein roher Nahrungssaft existirt danach ebenso wenig wie eine Saftströmun
in den Pflanzen, sodaß wir diese beiden Theorien des vorigen Jahrhunderts als durch
aus irrthümliche ansehen müssen. Der Saft steigt allerdings, aber nicht in Stri

men, sondern von Zelle zu Zelle in die Höhe; aber „er fällt nicht in der Pflanze, denn es bieten weder die Wurzeln und die untern Theile des Stammes leere Räume für eine herabsteigende Flüssigkeit, noch sind es die Spitzen der Zweige, die zuerst sich mit der Luft füllen, statt des Zellsafts", wie Karsten in dem angeführten Schriftchen sehr richtig bemerkt. Karsten weist daselbst ferner durch Versuche nach, daß die Saftfülle dann am stärksten, wenn die Verdunstung der Blätter geringer ist als die Aufnahme von Flüssigkeit durch die Wurzeln. Hierdurch entsteht an beblätterten Stämmen ein täglicher Umlauf, indem die geringste Saftmenge des Nachmittags, die größte dagegen des Morgens stattfindet, wo die abgekühlte Atmosphäre so mit Wasser angefüllt ist, daß sich dieses als Thau niederschlägt. Blattlose Stengel zeigen dagegen diese Veränderungen nicht; sie enthalten nur je nach der nässern oder trockenern Witterung mehr oder weniger Saft.

Über die eiweißartigen Körper wissen wir, wie gesagt, noch viel weniger als über die stärkemehlartigen, kaum daß ihre chemischen Zusammensetzung genau bekannt ist. Sie enthalten außer dem Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff auch noch Stickstoff, und scheinen niemals ohne einen kleinen Antheil von Schwefel oder Phosphor oder von beidem zugleich vorzukommen. Die Menge dieser beiden Stoffe ist aber so gering, daß wir noch nicht genau erkannt, wie viel sie beträgt, obschon der ausgezeichnete holländische Chemiker Mulder, dem wir eine Menge vortrefflicher Arbeiten über die organische Chemie verdanken, schon seit vielen Jahren immer wiederholte Untersuchungen über diese Stoffe, welchen er den Namen der Proteïnstoffe gegeben hat, anstellt. Annähernd hat er den Schwefel und Phosphor auf ein Hundertstel bis ein Vierhundertstel vom Gewichte der Proteïnstoffe angegeben. Die eiweißartigen oder Proteïnstoffe machen nun aber selbst nur einen geringen Theil der Pflanzensubstanz aus. Wir kennen ihre Menge am genauesten in den pflanzlichen Nahrungsstoffen, und hier betragen sie: in Gurken 1, im Blumenkohl 5 Tausendstel des Gewichts, in Kartoffeln 1 Hundertstel, in Mais, Hafer, Gerste und Reis 2—4 Hundertstel, im Roggen 9, im Weizen 13, in Bohnen 20 und in Linsen 37 Hundertstel. Aus allen diesen Pflanzentheilen sind sie schwierig von den übrigen Substanzen zu scheiden. Obschon diese Stoffe in den meisten Pflanzensäften, wie in den Gurken, nur wenige Tausendstel an Gewicht betragen, fehlen sie doch nie, und wir wissen mit Sicherheit, daß die Bildung neuer Zellen nur bei ihrer Anwesenheit stattfindet. Diesem Umstande verdanken die eiweißartigen Stoffe den Namen der Proteïnstoffe, d. h. der ersten ursprünglichen Stoffe. Ob indessen die Membran, welche die erste Anlage jugendlicher Zellen bildet, und welche nach Karsten später zur Zellwand wird, während sich eine zweite solche Membran in ihrem Innern erzeugt, die nach Mohl aber von einer von außen um sie sich ablagernden Zellmembran umkleidet wird und als Primordialschlauch (d. h. Schlauch, welcher die Grundanlage der Zelle gebildet hat) im Innern der Zelle fortlebt, wesentlich aus eiweißartigen Stoffen besteht, wie Mohl behauptet, oder ob sie, wie Mulder erwiesen zu haben meint, nur etwas Eiweißstoff in ihrer Zusammensetzung enthält, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Ebenso wenig wissen wir über die Art und Weise, wie sich die eiweißartigen Körper bilden, oder in welcher Weise der Stickstoff, dessen Anwesenheit sie von dem stärkemehlartigen Körper am schärfsten unterscheidet, zu ihrer Bildung mit den andern Stoffen zusammentritt.

Der Irrthum roher Nahrungssäfte und eines aufsteigenden Saftstromes ist sonach aufgeklärt worden. Wir müssen aber noch einen Blick auf diejenigen Stoffe werfen, welche frühere Jahrhunderte als die zubereiteten Nahrungssäfte betrachteten. Es sind dies verschieden gefärbte, bald mehr wässerige, bald mehr harzige Flüssigkeiten, welche zwischen Rinde und Holz sich befinden. Sie werden gegenwärtig als Harze, Balsame, Milchsäfte und als scharfe, wässerige Säfte aufgeführt. Sie waren bestimmt, in unserm Jahrhundert noch einmal die Aufmerksamkeit der Botaniker in erhöhtem Maße auf sich zu ziehen, indem ein deutscher Naturforscher,

der geistreiche, aber excentrische K. H. Schultz einen Kreislauf des Milchsafts durch die ganze Pflanze entdeckt zu haben glaubte. Es erwies sich die Bewegung, welche Schultz gesehen und als Kreislauf gedeutet hatte, freilich später als die Folge äußerer Einflüsse, jedoch nicht, ehe eine Menge Schriften über den Gegenstand gewechselt waren, da der Entdecker seine Beobachtung zur Grundlage umfassender Theorien machte, welche er seitdem unermüdlich zu verfechten gesucht hat. Es wurden indessen seit jener Zeit besondere Milchsaftgefäße beschrieben und als ein wichtiger Theil des Pflanzenkörpers aufgeführt. Erst im Jahre 1851 entdeckte der unermüdliche Mikroskopiker Dr. Schacht, daß diese Gefäße nichts Anderes seien als besonders lange, bisweilen auch verästelte Bastzellen. Jedoch sind nicht alle Säfte in Zellen eingeschlossen, sondern ein großer Theil der Harze befindet sich in besondern Kanälen zwischen den Bastzellen, wie dies das bloße Auge an frischen Nadelhölzern oft deutlich erkennen läßt.

Einfluß der Temperatur auf die Vegetation.

Wir können hier nicht weitläufig auf das chemische Verhalten der verschiedenen Substanzen, welche sich in den Zellen befinden, eingehen, noch weniger die Art und Weise darlegen, in welcher man zu ihrer Erkenntniß gelangt ist. Aufmerksam müssen wir aber darauf machen, daß gerade die Chemie der organischen Körper erst unserm Jahrhundert ihre Grundlage verdankt, sodaß die Arbeiten des vorigen Jahrhunderts, ja selbst die der ersten Jahrzehnde des jetzigen kaum einen andern als historischen Werth besitzen. Noch später als die Chemie hat sich die Physik den lebenden Wesen zugewandt. Jene Arbeit Brücke's ist eine der ersten Arbeiten von Seiten der Physiker auf dem Gebiete des pflanzlichen Lebens. Mit einer andern Arbeit hat uns der Physiker Dove in Berlin vor kurzem (1846) beschenkt, indem er in einer ausführlichen Schrift „Über den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen" spricht. Er geht von der durch Beobachtung festgesetzten Thatsache aus, daß in einer gewissen Tiefe die Temperatur stets sich gleich bleibt; daß also nur der über dieser Linie, welche indessen je nach dem Wärmecharakter des ganzen Jahres etwas höher oder tiefer fällt, befindliche Theil der Erdschichten an den Wärmeveränderungen der Atmosphäre Theil nimmt. So betrug die jährliche Schwankung eines Thermometers in Brüssel 7⅘ Meter (24¼ Fuß), unter der Erde nur 1½ Grad. Je näher nun eine Erdschicht der Oberfläche liegt, um so mehr folgt ihre Temperatur der der Atmosphäre. Dasselbe gilt von den einzelnen Theilen der Wurzel. Diejenigen, welche tief in die Erde dringen, theilen die gleichmäßige Temperatur der untern Schichten, die obern erleiden mehr oder weniger Abwechselung. Bis auf eine Tiefe von 2½ Fuß ist der Temperaturwechsel derjenigen der Luft fast ganz gleich. Sowie aber die Wurzel tiefer in die Erde eindringt, erfährt sie bedeutende Temperaturabweichungen. Nicht blos werden die Schwankungen dort geringer, sondern, was fast noch wichtiger für die Perioden des Pflanzenlebens erscheinen dürfte, die Temperaturveränderungen, soweit sie der jährlichen Periode angehören, treten beträchtlich später ein, als sie in der Atmosphäre stattfinden. Aus den in Brüssel angestellten Beobachtungen ergab sich die Temperatur in monatlicher Durchschnittsberechnung nach Graden und Hundertstel-Graden des hunderttheiligen Thermometers auf folgende Weise (wobei die Zahlen vor dem Komma die Grade, die dahinterstehenden die Hundertstel anzeigen):

	An der Oberfläche.	$0{,}_{19}$ Meter. = 7¼ Zoll.	$0{,}_{45}$ Meter. = 17 Zoll.	$1{,}_{00}$ Meter. = 3 F. 2 Z.	$3{,}_{90}$ Meter. = 12 F. 4 Z.	$7{,}_{80}$ Meter. = 24 F. 8 Z.
Januar	2,40	3,24	4,90	6,01	11,73	12,41
Februar	3,06	3,25	4,74	5,77	10,70	12,13
März	4,81	4,55	4,65	6,39	9,97	11,79
April	6,94	6,11	6,63	7,13	9,68	11,44
Mai	12,00	10,25	10,42	9,99	9,91	11,17
Juni	15,87	13,84	13,91	13,18	10,75	11,02
Juli	16,94	14,95	15,25	14,90	11,86	11,12
August	16,71	15,12	15,56	15,73	13,00	11,41
September	14,15	13,22	14,06	15,08	13,81	11,78
October	9,96	10,21	11,47	13,27	14,06	12,11
November	5,69	6,48	8,33	10,06	13,68	12,40
December	3,37	4,66	5,41	8,40	12,76	12,47

Hiernach fiel die höchste Wärme an der Oberfläche in den Juni bis August, in der Tiefe aber in den Juli, August und September. Die größte Kälte aber kam dort auf den Januar, hier auf den Februar. Noch auffallendere Resultate ergaben die Beobachtungen von Upsala, welche sich folgendermaßen gestalteten:

	Luftwärme.	2 Fuß tief.	4 Fuß tief.	6 Fuß tief.	10 Fuß tief.
Januar	— 6,43	0,56	2,50	3,96	5,96
Februar	— 6,73	— 0,96	1,50	2,97	5,08
März	— 3,75	— 0,87	0,97	2,21	4,26
April	2,87	0,94	1,22	1,98	3,75
Mai	9,64	7,01	4,33	3,77	3,86
Juni	14,56	13,98	10,15	7,76	5,34
Juli	16,03	16,07	12,98	10,65	7,51
August	14,88	15,85	13,88	12,00	9,12
September	11,60	13,12	12,54	11,88	9,91
October	4,95	7,98	9,43	10,02	9,76
November	— 0,46	3,97	6,04	7,49	8,71
December	— 2,55	1,78	3,73	5,94	7,28

Auch hier fiel die größte Kälte sowie die größte Wärme des Jahres in jeder tiefern Schicht später. Die Kälte des Februar erreichte erst im April, die Wärme des Juli erst im September den tiefsten beobachteten Punkt; dabei aber hatte die Verschiedenheit der Temperatur, welche in der Luft 22,76° betrug, immer abgenommen, da sie bei 2 Fuß Tiefe 17,02, bei 4 Fuß 12,91, bei 6 Fuß 10,07, bei 10 Fuß 6,16° betrug. Beachtenswerth ist ferner, daß im Frühjahr und Herbst ein Zeitpunkt eintritt, in welchem die Temperatur der verschiedenen Tiefen einander fast gleich ist, daß aber dieser Zeitpunkt für die geringern Tiefen früher eintritt als für die bedeutendern. Die Temperaturverschiedenheiten, welche eine Pflanze in ihren verschiedenen Theilen zu gleicher Zeit erfährt, muß nach diesen Untersuchungen um so bedeutender sein, je tiefer ihre Wurzeln in die Erde eindringen. Bei den Untersuchungen einer Tiefe von 7⅘ Meter (24¾ Fuß) nämlich, deren wir oben erwähnten, fiel die geringste Wärme von 11,02° in den Juni, die größte aber von 12,47° in den December, sodaß Wurzeln, welche so tief dringen, während des Sommers die geringste, während des Winters aber die höchste Wärme genießen. Daß diese Temperaturverhältnisse auf die jährlichen Perioden des Pflanzenwachsthums von dem gewichtigsten

Einfluß, steht wol nicht zu bezweifeln, wenn wir auch nicht im Stande sind, über das Wie dieser Erscheinungen genügende Aufklärungen zu geben. Der bekannte Umstand, daß alte Bäume besser im Stande sind, strenge Kälte zu ertragen als junge, findet in dieser Wärmevertheilung seine Erklärung, da erstere hiernach wirklich, wenn man die Wärmegrade der einzelnen Theile des Stammes und der Wurzeln zusammenrechnet, eine höhere Temperatur genießen als die letztern. Die Temperaturverschiedenheiten nehmen aber noch zu, wenn man die Beobachtungen nicht an beschatteten Stellen vornimmt, sondern die Temperatur desjenigen Bodens untersucht, welcher dem directen Einfluß des Sonnenlichts, der sogenannten Insolation, ausgesetzt ist. Da die Wirkungen der schief auffallenden Sonnenstrahlen weit geringer sind, so ist der Einfluß der Insolation während des Winters viel unbedeutender. Im Sommer dagegen, wo die Strahlen senkrechter fallen, wird die Wärme der Erdoberfläche in bedeutendem Maße dadurch gesteigert. Vergleichende Beobachtungen, welche zu Brüssel an Thermometern gemacht wurden, von welchen ein Theil an der Nordseite eines Gebäudes in beschattetem, ein anderer Theil an der Südseite in schattenfreiem Boden befindlich war, haben für einen Zeitraum von fünf Jahren die folgenden Resultate geliefert:

	An der Südseite.			An der Nordseite.		
	Unter der Oberfläche.	0,15 Meter. = 6 Zoll.	0,80 Meter. = 30 Zoll.	An der Oberfläche.	0,19 Meter. = 7¼ Z.	0,75 Meter. = 28½ Z.
Januar	0,25	1,35	3,26	— 0,12	2,22	3,98
Februar	1,85	2,23	2,99	1,50	2,34	3,05
März	4,95	4,42	4,41	3,72	3,93	3,92
April	9,22	7,20	6,69	6,12	5,79	5,49
Mai	14,89	12,94	11,64	11,36	10,11	8,92
Juni	17,38	16,03	15,12	14,70	13,09	11,87
Juli	17,48	16,50	16,17	15,00	13,83	13,09
August	17,20	16,70	16,65	15,14	14,12	13,61
September	14,81	14,69	15,61	13,44	12,91	13,06
October	9,99	10,40	12,69	8,99	9,68	10,81
November	5,74	6,50	8,71	5,34	6,42	7,80
December	2,64	3,83	5,73	2,26	4,25	5,62

Während hiernach der beschattete Boden im Winter noch nicht einen halben Grad kälter als der unbeschattete war, stieg dieser Unterschied im Sommer auf 2½°. Danach betrug der Unterschied, welchen der beschattete Boden im Laufe des Jahres zu erleiden hatte, 15,28°, der des unbeschatteten aber 17,18°, während schon in der unbedeutenden Tiefe von 2½ Fuß jener eine Temperaturdifferenz von nur 9,63, dieser aber eine von 13,69° erfuhr. Während nun der beschattete Boden der Wälder jene gleichmäßigere Temperatur genießt, erfahren die im freien Lande gezogenen Pflanzen mehr oder weniger den größern Wechsel. Noch größer wird diese Verschiedenheit, wenn wir auch den Einfluß erwägen, welche die in der Atmosphäre befindliche Feuchtigkeit auf die Wälder und auf den freien Boden ausübt.

Auf freiem Felde wird des Tags über dem Boden eine bedeutende Wärmemenge dadurch entzogen, daß ein Theil des in ihm befindlichen Wassers in Wasserdunst verwandelt wird, was nur durch Aufnahme von Wärme geschehen kann. Dieselbe Wärmemenge erhält der Erdboden zurück, wenn sich des Abends der Wasserdunst wieder auf den abgekühlten Boden als Thau niederschlägt. Es hat somit dieser Vorgang keinen Einfluß auf das Wärmeverhältniß des Bodens im Ganzen. Im Walde aber werden die Kronen der Bäume hauptsächlich von der Sonne erwärmt, ihnen also wird Wasser entzogen, und sie ersetzen diesen Verlust aus dem

Boden. Am Abend schlägt sich auf sie wieder der Thau nieder, fällt aber von da größtentheils auf den Boden, welchem nun zur Verdunstung dieses Thauwassers Wärme entzogen wird. Auf diese Weise wird abermals der Boden während der heißen Zeit abgekühlt. Wie wichtig solche Beobachtungen für die Erklärung der Vegetationserscheinungen sind und werden können, ersieht man aus dem Angeführten leicht.

Bildung der Keimpflanze.

Gewiß dürfen wir von einer Betheiligung der Physik und Chemie gegenwärtig die wichtigsten Aufschlüsse über die Lebensverrichtungen der Pflanzen im Einzelnen erwarten. Doch auch auf die ganze Behandlungsweise der Botanik, wie überhaupt der Naturwissenschaft, haben die großen Fortschritte der genannten Wissenschaften den allergrößten Einfluß geübt. Jene naturphilosophischen Träumereien sind verschollen, und nur noch bisweilen taucht ein Nachhall von ihnen auf; im Allgemeinen aber gilt die Foderung der gründlichen Untersuchung. Was das Mikroskop nicht zeigt, was sich durch die kunstvollen Meßapparate der Physiker nicht abwägen, was durch chemische Reactionen sich nicht bestimmen läßt, hat wenig Werth für die heutige Wissenschaft. Es läßt in der ganz materiellen Richtung sich eine Reaction gegen jene ideelle Bestrebung der Naturphilosophen nicht verkennen. Sollte aber auch dieser Materialismus etwas zu weit gehen, so sind doch die Nachtheile dieser Richtung nur solche, welche der kommenden Zeit zum Nutzen gereichen müssen, da sorgfältige Untersuchungen, wie man sie heutzutage fodert, nie nachtheilig, höchstens überflüssig werden, wenn die Frage, deren Lösung die Untersuchung bezweckt, bereits anderweitig völlig gelöst ist. Ein schönes Beispiel von den Ergebnissen genauer Untersuchungen liefern unsere Kenntnisse von der Befruchtung der Pflanzen und von der ersten Bildung des jungen Pflanzenkeimlings im Samen, besonders wenn wir sie mit den Ansichten zu Anfang unsers Jahrhunderts vergleichen. Wir sahen oben, wie man die Körnchen des Blütenstaubs bis auf die Narbe verfolgt hatte, wie man aber auf ihr weiteres Verhalten nur schloß. Zwar hatte schon im vorigen Jahrhundert der Freiherr von Gleichen, genannt Rußworm, bei den zahlreichen Beobachtungen, durch welche er die Befruchtung und namentlich die Bedeutung des Blütenstaubs zu erforschen suchte, an einer Pflanze (Asclepia syriaca) gesehen, daß aus dem Staubbeutel sich röhrenförmige Schläuche bildeten; indessen wurde ihm das Verhältniß dieser Schläuche zu dem Blütenstaub selbst nicht klar, besonders deshalb, weil an der Pflanze, an welcher er diese Entdeckung machte, der Bau des Staubkölbchens und der einzelnen Staubkörnchen von dem Bau bei andern Pflanzen bedeutend abweicht. Erst im Jahre 1822 glückte es dem italienischen Naturforscher Amici, solche Schläuche wiederum aufzufinden. Zugleich erkannte er, daß jeder dieser Schläuche aus einem Körnchen des Blütenstaubs seinen Ursprung nahm. Bald wurde diese Untersuchung von verschiedenen Beobachtern aufgenommen. Das erste Phänomen, welches dabei die Aufmerksamkeit erregte, war eine lebhafte Bewegung der einzelnen Körnchen, welche sich in dem Staubkorn selbst sowie in dem herausgetretenen Schlauche befinden. Schon an und für sich war eine solche Erscheinung auffallend: sie erschien es hier noch mehr, weil man in diesen Theilen immer noch die eigentlich befruchtenden Theile zu finden glaubte. Brongniart in Frankreich, Meyen in Deutschland, R. Brown in England machten vom Jahre 1823—28 über diesen Gegenstand wiederholte Beobachtungen kund. Am wichtigsten aber war die Beobachtung Brongniart's, daß diese Schläuche, welche man jetzt, wegen ihres Ursprungs aus dem Blütenstaube oder Pollen, Pollenschläuche nennt, in das Gewebe der Narbe und durch den Kanal des Griffels bis in die Höhlen des Fruchtknotens, ja bis in die Samenknospen dringen. Dieses Eindringen in die Samenknospen geschieht durch einen eigenen kleinen Kanal, welchen schon Grew erkannt, Turpin im Jahre 1806 mit dem Namen der Mikropyle belegt hatte. Die Bildung der Samenknospen oder, wie man sie häufig nennt, der Eichen, die Gestalt der Pollenkörner, und endlich die Art und Weise, in welcher die Pollenschläuche an der Bildung des Embryo Theil nehmen, ist von den dreißig

Jahren an der Gegenstand vielfältiger Untersuchungen geworden. Über den Bau und die Formen der Pollenkörner haben Purkinje im Jahre 1830, Fritzsche in verschiedenen Schriften vom Jahre 1832—37, endlich H. von Mohl im Jahre 1834 ausführliche Arbeiten publicirt, in denen die Formen der Pollenkörner von einer großen Menge von Pflanzen beschrieben und abgebildet sind. Die Resultate ihrer Arbeiten sind, daß jedes Korn des Blütenstaubes mit wenig Ausnahmen aus zwei Häuten gebildet ist. Die innere dieser Membranen ist eine sehr zarte wasserhelle Haut; die äußere ist derber, oft auf der Oberfläche mit Erhöhungen, Wärzchen, Haaren u. s. w. besetzt. Letztere bedeckt die innere Membran nicht vollständig, sondern läßt bestimmte Stellen derselben frei. Diese Stellen sind es, welche sich in den Pollenschlauch verlängern. Wir haben durch die ausgebreiteten Untersuchungen der genannten Forscher erfahren, daß die Form des Staub- oder Pollenkorns bei derselben Pflanze genau dieselbe, daß auch bei nahverwandten Pflanzen oft der Pollen gleichförmig gebildet, daß aber keineswegs seine Form bei größern Abtheilungen eine durchgehend gleiche oder ähnliche ist. Außerdem haben uns Purkinje und Mohl näher bekannt gemacht mit den verschiedenen Formen einer Schicht von Zellen, welche in den Staubkölbchen rings um den Blütenstaub gelagert ist und das Eigenthümliche hat, daß die meist eiförmigen Zellen in ihrem Innern eben solche Schraubenfasern enthalten, wie wir sie oben bei den Gefäßen kennen gelernt haben. Diese Zellen lösen sich bei der Reife des Blütenstaubes auf, sodaß die innenliegende kurze Schraubenfaser frei wird. Auf das Aufspringen der Staubkölbchen dürften diese Zellen von Einfluß sein. In neuerer Zeit (1842) haben wir von Nägeli eine vortreffliche Arbeit über die Entwickelungsgeschichte des Pollens erhalten, in welche wir hier freilich nicht näher eingehen dürfen.

Die Bildung der Samenknospe oder des Eichens ist ungleich schwieriger zu erkennen, da ihre Theile von dem ersten Auftreten bis zur Reife des Samens *vielfache* Veränderungen erleiden und in der mannichfaltigsten Art miteinander und den benachbarten Theilen verwachsen. Sie sind daher auf verschiedene Weise gedeutet und benannt worden. Den wesentlichsten Schritt zu ihrer richtigen Erkenntniß verdanken wir J. Gärtner, welcher in seinem schon erwähnten Werke „Über die Früchte und Samen der Pflanzen" (1788) das erste Auftreten der Samenknospen als kleine warzenförmige Körper beschrieben hat. Zu Anfange unsers Jahrhunderts brachte Mirbel ein große Confusion in die Lehre vom Samenbau, und erst durch R. Brown wurde die Entwickelung der Samenknospe genau erkannt. Zur Zeit der Blüte besteht jede Samenknospe aus einem eiförmigen Kern und aus zwei, seltener nur aus einer Umhüllung. Diese Samenhüllen, welche aus ein paar Zellschichten bestehen, haben sich um den zuerst als warzige Hervorragung entstandenen Kern gebildet. Von ihnen erscheint zuerst die innere als eine kleine wallförmige Falte rings um den Kern herum. Diese Falte wächst dann über den ganzen Kern von allen Seiten in die Höhe, sodaß zuletzt nur an der Spitze eine kleine Öffnung übrig bleibt. Auf dieselbe Weise entsteht bald nach der ersten die zweite Samenhülle, legt sich dicht über die innere Samenhülle an, und überzieht diese ebenso bis auf dieselbe kleine Stelle auf der Spitze. Diese kleine Stelle ist es, welche als Mikropyle oder Knospenmund bezeichnet wird, und durch welche der Pollenschlauch bis an den Kern des Eichens tritt. Im Innern des Kerns hat sich während dieser Zeit eine Zelle zu einem größern wieder von Zellen erfüllten Sacke ausgedehnt und erfüllt den Kern mehr oder weniger, sodaß rings um diesen Sack nur eine dünne Schicht von dem ursprünglichen Zellgewebe übrig bleibt. Der Sack selbst ist mit sehr dünnwandigen, hellen Zellen erfüllt. In seinem Innern bildet sich später das Samenpflänzchen oder Embryo aus, und davon hat er den Namen Embryosack erhalten. Den Pollenschlauch hat zuerst Robert Brown 1833 von der Narbe bis in den Knospenmund und bis an den Kern hinabsteigen sehen. Nun hatte man schon früher an dem Embryo eine gegen den Knospenmund gerichtete und zuweilen durch denselben heraustretende Röhre bemerkt. Sie war von Mirbel als der Träger des Embryo bezeich-

net worden, und kam an Dicke und Ansehen dem Pollenschlauche ziemlich nahe. Es war nicht schwer, diese beiden Beobachtungen zu vereinigen. So konnte Horkel im Jahre 1836 in der berliner Akademie die directe Theilnahme des Pollenschlauchs an der Bildung des Embryo als ziemlich erwiesen hinstellen. Es handelte sich jetzt darum zu untersuchen, auf welche Weise der Pollenschlauch und der Embryo miteinander in Verbindung treten. Schleiden stellte im Jahre 1837 die Behauptung auf, daß der Embryo aus dem Ende des Pollenschlauchs gebildet würde, indem dieser die Haut des Embryosacks in den Embryosack selbst hineinstülpe, sodaß der Embryo nur scheinbar im Innern des Embryosacks liegen würde. Dieser Ansicht traten bald mehre Gelehrte entgegen. Besonders leugnete Meyen in seinem „Neuen System der Pflanzenphysiologie" (1839) ein solches Einstülpen, und mehr noch die Folgerungen Schleiden's, daß eigentlich dem Pollenkorn der Name des Eichens gebühre, nicht aber dem bisher sogenannten Theile, welcher lediglich als die Bildungsstätte anzusehen sei. Meyen behauptete, daß der Pollenschlauch nur an die äußere Seite des Embryosacks sich anlege, daß gleichzeitig im Innern dieses Sacks eine Zelle sich vorfände, welche mit dem Embryosack an der Stelle, wo draußen der Pollenschlauch liegt, verwachse, sodaß der Pollenschlauch und die beschriebene Zelle, das Keimbläschen Meyen's, auf diese Art zusammenhingen. Gleichwol beschreibt Meyen auch Fälle, in denen ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der ersten Anlage des Embryo und dem Pollenschlauche stattfindet. Trotz vieler Arbeit von den verschiedensten Seiten ist bis vor wenigen Jahren der größte Theil der Botaniker jener von Meyen geäußerten Ansicht beigetreten. Geendet ist der Streit erst in den letzten Jahren durch die Arbeiten von H. Schacht. Dieser legte im Jahre 1846 der Versammlung deutscher Naturforscher zu Kiel eine Reihe von Präparaten vor, in welchen der Pollenschlauch bis in den Embryosack eingedrungen war und als unmittelbare Fortsetzung des Embryo erschien. Diese Beobachtung, welche schon 1835 von W. Griffith in Ostindien und von Wydler 1838 an einzelnen Pflanzen gemacht war, wiederholte Schacht in einer von dem Niederländischen Institut im Jahre 1849 gekrönten Preisschrift an einer großen Reihe von Pflanzen aus den verschiedensten Classen. Hiernach steht es fest, daß der Pollenschlauch den Embryosack durchbricht und mit dem Embryo selbst in ununterbrochenem Zusammenhange steht. Dagegen ist bisher nicht erwiesen, wenngleich Schacht diesen Beweis geführt zu haben glaubt und auch Schleiden statt seiner ursprünglichen Ansicht jetzt dieselbe Theorie ausspricht, daß das Ende des Pollenschlauchs selbst zum Embryo wird; vielmehr machen einige Beobachtungen Schacht's, sowie die Untersuchungen, welche W. Hofmeister 1849 in seinem Werke „Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen" publicirt hat, es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der Embryo aus der Verschmelzung des Pollenschlauchs mit einer schon vorher im Embryosack entstandenen Zelle seinen Ursprung nimmt.

Die Systematik der neuesten Zeit.

Wenn wir uns nun zu der Systematik wenden, so treten uns in ihr nach allen verschiedenen Richtungen die bedeutendsten Fortschritte entgegen. Ungeheuer ist die Zahl der Pflanzen, welche aus allen Theilen der Welt uns zugeführt ist. Fast größer noch erscheint im Verhältniß die Zahl derer, welche genauer untersucht und beobachtet worden. Die Vermehrung und Vergrößerung der botanischen Gärten, die Verbesserung im Bau der Gewächshäuser und in dem Transport lebender Pflanzen sowie lebenskräftiger Sämereien aus den entferntesten Ländern, und das lange Verweilen tüchtiger Forscher in außereuropäischen Ländern: dies Alles zusammen hat die Mittel an die Hand gegeben, die Lebensweise und den Bau der meisten Pflanzengattungen, von denen viele selbst dem Namen nach dem vorigen Jahrhundert unbekannt waren, genau zu studiren. Andererseits hat die Bekanntschaft mit so vielen neuen Formen viele Lücken zwischen verschiedenen Pflanzengruppen ausgefüllt und, neben der Erkenntniß, daß von den niedersten zu den ausgebildetsten Pflanzen ei-

und derselbe Bau allen zu Grunde liegt, auch die einzelnen Ordnungen immer mehr zu Classen zusammentreten lassen. Außerordentlich interessant ist es, die Fortschritte zu verfolgen, welche Entdeckungen in allen andern Zweigen der Botanik für die Systematik hervorgerufen haben, und zu betrachten, wie unbewußt oder bewußt jeder Arbeiter dazu beigetragen hat, auch diesen Zweig der Wissenschaft zu fördern. Solcher Botaniker, die mit voller Erkenntniß den ganzen Umfang der Wissenschaft als ein Ganzes erfaßt und weiter gefördert haben, gab es zu jeder Zeit und so auch in unserm Jahrhundert wenige. Einen solchen Mann zählt Deutschland zu den Seinen, nämlich A. von Humboldt, der in der frühern Zeit seines Lebens in der Physiologie der Pflanzen wie in der Systematik tüchtige Arbeiten geleistet, dann durch seine Reisen sowol der systematischen Botanik ungeheure Reichthümer zugeführt, als auch vermöge seiner eigenthümlichen Auffassung der überschauten Floren das Verhältniß der Pflanzen zur Erdoberfläche in unerwartet neues Licht gesetzt hat, jetzt aber, von der Pflanzenwelt ab zu höhern Pflichten berufen und weltumfassenden Arbeiten sich zuwendend, zu der Ausführung speciellerer Bearbeitungen Andere anregt und aufmuntert. Doch noch einen andern Mann müssen wir hier nennen, welcher, die Botanik speciell verfolgend, als ein leuchtendes Vorbild in der verflossenen Hälfte unsers Jahrhunderts nach allen Seiten hin der Wissenschaft glänzt. Es ist dies der Engländer R. Brown. Seitdem derselbe im Jahre 1810 eine Übersicht der Flora von Neuholland und Vandiemensland gegeben, hat er in zahlreichen kleinen und größern Arbeiten seine wichtigen Untersuchungen veröffentlicht. Nicht blos Dies stellt ihn so groß hin, daß er mit gleicher Klarheit anatomische Untersuchungen der feinsten Theile wie systematische Beschreibungen der schwierigsten Pflanzenfamilien vollendet hat, sondern daß die Hauptzweige der botanischen Wissenschaft in der Weise in seinen Arbeiten verschmolzen sind, daß seine systematischen Arbeiten ebenso wichtig für die Pflanzenanatomie als die anatomischen für die Systematik sind.

An Pflanzenarten kannte Linné, wenn wir alle zusammenzählen, die in seinen verschiedenen Schriften beschrieben sind, 8551, welche in 1351 Gattungen vertheilt worden waren. Bis zum Anfang unsers Jahrhunderts war diese Zahl nach Willdenow's Aufzählung vom Jahre 1807 auf etwa 20000 Arten angewachsen. Seit der Zeit ist aber ihre Menge dermaßen vermehrt worden, daß wir gegenwärtig, wo wöchentlich neue Arten beschrieben werden, nur noch eine annähernde Schätzung, nicht aber eine genaue Zählung anzustellen vermögen. Daß ihre Zahl über 100000 beträgt, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten; um wie viel aber diese Summe überstiegen wird, möchte nicht leicht Jemand abschätzen können. Die Zahl der Gattungen ist bei dem letzten Bearbeiter des ganzen Pflanzenreichs, Endlicher, über 9000 gestiegen. Ebenso erstaunlich ist es, daß ein botanischer Garten, wie z. B. der berliner, über 14000 Pflanzenarten jährlich erzieht; daß in der dortigen Sammlung über 74000 und in der Sammlung von Delessert zu Paris gar 86000 Arten aufbewahrt werden. Schon 1832 konnte ein englischer Botaniker, Loudon, fast 27000 Pflanzen aufzählen, welche in englischen Gärten gezogen werden. Seitdem sind die englischen Gärten, denen der milde Winter erlaubt, viele Pflanzen im Freien zu erziehen, welche bei uns Treibhäuser verlangen, außerordentlich bereichert und übertreffen die Gärten des Continents noch in weit höherm Maße, als die englischen Pflanzensammlungen dies thun. Selbst die Menge der Bäume und Gesträuche, welche im Freien bei uns angepflanzt werden, ist auf überraschende Weise gestiegen. Seit gegen das Jahr 1730 zuerst nordamerikanische Bäume in Deutschland angepflanzt worden waren, hatte sich die Menge exotischer Bäume und Gesträuche bis zum Jahre 1787 auf 540 gehoben. Rechnen wir dazu unsere einheimischen Arten, so erhalten wir zu Anfang unsers Jahrhunderts etwa 700 Arten. Schon 1822 waren fast 900 Arten in Cultur, und gegenwärtig zählen wir 1400 Arten, zu denen noch mehr als 1000 Abarten kommen. Es sind dabei die zahllosen Spielarten nicht mitgerechnet, welche die so sehr vervollkommnete und ausge-

breitete Gärtnerei von den verschiedenen Obstbäumen gezogen hat, und deren Zahl 5000 übersteigt.

Welche Schwierigkeiten die Übersendung von Sämereien und mehr noch von lebenden Pflanzen aus überseeischen Ländern gemacht hat und noch macht, läßt sich schwer darstellen. Nirgends verdirbt Samen leichter als auf der See, wo die beständige Feuchtigkeit und die gleichmäßig warme Temperatur ihn zum Keimen und Verfaulen nur zu geneigt macht, oder wo gar rasche Übergänge von länger andauernder Wärme zu eisiger Kälte ihn treffen. Für lebende Pflanzen kommt die Schwierigkeit hinzu, Luft und Licht in genügender Menge zu schaffen, die Unbilden und den Wechsel der verschiedensten Klimate abzuhalten, einen sichern festen Platz zu finden und dann, die Überspülung mit dem vernichtenden Seewasser zu verhindern. Gleichwol werden nach und von den entferntesten Orten solche Sendungen gemacht, sodaß aus dem Kew Garden, allerdings dem größten der englischen und somit aller botanischen Gärten, in vier Jahren nicht weniger als 2722 lebende Pflanzen über das Meer versandt sind. Darunter gingen über 700 an die Küsten des Stillen Oceans, meist nach Australien, über 600 nach Ostindien, über 800 an die Küsten des Atlantischen Meeres, von Westindien bis zu den Falklandsinseln, und von dem Grünen Vorgebirge bis an das Cap der guten Hoffnung. Ja die Insel Ascension wurde mit 330 Bäumen und Sträuchen bepflanzt an Stellen, wo die Seestürme bisher keine höhern Gewächse wollten aufkommen lassen. Die Möglichkeit dieser Sendungen beruht auf der Construction der Kasten, in denen die Pflanzen versendet werden. Sie sind alle nach dem System gebaut, welches der Engländer Ward zuerst ausführte, und bestehen aus luftdicht geschlossenen mit Glas gedeckten Kästen. Ward beobachtete nämlich, daß Pflanzen, welche in der raucherfüllten Atmosphäre Londons nicht gedeihen wollten, vortrefflich fortkamen, als er sie fest in eine Flasche verschloß. Diese Beobachtung weiter verfolgend, gelangte er zur Construction der genannten Kästen, ja zur Anfertigung großer Treibhäuser nach demselben Princip. Man gibt den Pflanzen in einem so gebauten Hause oder Kasten die nöthige Erde und Wasser, und befestigt das Dach so, daß das Wasser, welches sich am Glase niederschlägt, wieder in die Erde zurückfließt. So wird das Wasser, im steten Kreislaufe aus der Erde verdunstet, wieder am Glase niedergeschlagen und, in die Erde aufgenommen, aufs neue verdunstet. Fernere Versuche haben nun erwiesen, daß Pflanzen, auf diese Weise eingeschlossen, von großen Temperaturwechseln der Atmosphäre wenig berührt werden, daher mit verhältnißmäßig geringen Vorsichtsmaßregeln transportirt werden können. Ward'sche Kästen (Wardian cases) werden, wie für lebende Pflanzen, so auch für Sämereien mit dem größten Glücke benutzt; mit ihrer Hülfe gelingt es, aus der feuchten Hitze der Tropen unmittelbar bis in unsere Gewächshäuser Pflanzen zu überfiedeln.

Die Fortschritte der Systematik selbst knüpfen sich in unserm Jahrhunderte lediglich an das sogenannte natürliche System, wie es von Jussieu aufgestellt worden war. Nach zwei Seiten hin baute man an dem Systeme weiter. Der eine Theil der Botaniker benutzte das einmal fertige System, und bemühte sich, die einzelnen Arten und Gattungen bekannter sowie neu aufgefundener Pflanzen nach ihrem verschiedenen Bau und ihrer Lebensweise genauer zu untersuchen, und durch die Ergebnisse dieser Specialarbeiten die Ordnungen oder, wie Jussieu sagt, die Familien richtiger zu umgrenzen. Ein anderer Theil wandte seine Aufmerksamkeit den höhern Abtheilungen des Systems zu, deren Reformation als um so dringenderes Bedürfniß erschien, da die Classen Jussieu's, wie schon oben bemerkt, rein künstlich waren. Seine Classen beruhen nämlich auf der verschiedenen Befestigung der Staubfäden an und um den Fruchtknoten. Hiernach werden die Pflanzen eingetheilt in epigynische, d. h. solche, bei welchen der Fruchtknoten oberhalb der Anheftung der Staubfäden hervorragt, in perigynische, bei welchen die Staubfäden und mit ihnen meist auch die Blumenkrone und der Kelch rings um den Fruchtknoten stehen, und endlich in hypogynische, welche ihren Fruchtknoten unterhalb der Staubfäden und der Blume tragen,

sodaß nur der Griffel zwischen den Staubgefäßen hervorragt. Zur Herstellung weiterer Abtheilungen benutzte er die Abwesenheit und das Vorhandensein der Blumenblätter, und im letztern Falle den Umstand, ob die vorhandenen Blumenblätter miteinander verschmolzen sind oder jedes frei für sich steht. Endlich brachte er noch sämmtliche phanerogamische Pflanzen in zwei große Abtheilungen, welche schon von frühern Botanikern errichtet waren, nämlich in solche, bei welchen die Keimpflanze zwei einander gegenüberstehende Samenlappen besitzt, die Zweisamenlappigen, Dicotyledones, und in die Einsamenlappigen, Monocotyledones. An diese beiden Abtheilungen reihen sich dann die kryptogamischen Pflanzen als die Acotyledones oder Samenlappenlosen.

Es war besonders A. Pyramus Decandolle, welcher das Jussieu'sche System vollständig überarbeitete. Er ersetzte dabei die Abtheilungen, welche Jussieu nach der Einfügung der Staubfäden und dem Verschmelzen der Blumenblätter gebildet hatte, durch andere, welche er nach der Anheftung der Blumenblätter aufstellte. Den hauptsächlichsten Grund zur Verwerfung der Jussieu'schen Eintheilung gab die Schwierigkeit, es zu unterscheiden, ob einerseits die Staubfäden unter oder um den Fruchtknoten befestigt sind, ob sie andererseits, wenn sie weiter nach oben eingefügt sind, über dem Fruchtknoten oder um denselben stehen. Auch waren diese geringfügigen Unterschiede keineswegs durchgreifende Charaktere. Decandolle nahm statt dessen für die Zweisamenlappigen vier Abtheilungen an: 1) Bodenblumige, Thalamiflorae, bei welchen freie Blumenblätter auf dem Blumenboden, d. h. auf der verdickten Spitze des Stengels aufsitzen; 2) Kelchblumige, Calyciflorae, bei welchen freie Blumenblätter auf dem Kelche befestigt sind; 3) Kronblütige, Corolliflorae, bei welchen die Blumenblätter, in eine geschlossene Blumenkrone verschmolzen, dem Fruchtboden aufsitzen; 4) Kronlose, Monochlamydeae, welche der Blumenblätter entbehren. Es sind dieselben Principien, nach denen Jussieu seine größern Abtheilungen gebildet hatte. Candolle, einer der tüchtigsten Botaniker unsers Jahrhunderts, der auch in der Physiologie der Pflanzen Bedeutendes geleistet hat, gab seinen systematischen Arbeiten besonders dadurch eine so große Bedeutung, daß er die Ergebnisse anatomischer und physiologischer Forschungen für die Zusammengruppirung der Pflanzen zu benutzen suchte. In dieser Weise hat er sowol die Pflanzen Frankreichs als auch eine Reihe von Monographien über einzelne Pflanzen wie über Gattungen und Ordnungen von Pflanzen bearbeitet, bis er im Jahre 1818 die riesenhafte Arbeit begann, alle bekannten oder ihm neu zukommenden Pflanzen aufs neue vollständig zu beschreiben. Doch das Unternehmen überstieg seine Kräfte. Er vollendete nur zwei Bände, verließ dann aber seinen ursprünglichen Plan, und begann nun eine „vorläufige" Aufzählung mit kürzern Beschreibungen. Von diesem „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis" vollendete er bis zum Jahre 1839 sieben Bände, welche noch nicht die Hälfte der Zweisamenlappigen enthalten. Dieses Werk, das erste, welches, nach einem andern Systeme als dem Linné'schen geordnet, sämmtliche Pflanzenarten umfassen soll, ist, von seinem Sohne fortgesetzt, gegenwärtig bis zum 13. Bande gediehen, ohne noch die Zweisamenlappigen vollständig zu enthalten. An ihm haben außer den beiden Decandolle die namhaftesten Botaniker Theil genommen, sodaß es gegenwärtig die Grundlage specieller systematischer Arbeiten bildet.

Während man in Frankreich solchergestalt dem Systeme Jussieu's treu blieb, wurden in Deutschland zahlreiche Versuche zur Begründung neuer Systeme gemacht. Die Art und Weise, in welcher die Naturphilosophen dabei verfuhren, haben wir oben bei Betrachtung des Oken'schen Systems genügend kennen gelernt. Wie Oken, haben eine Reihe von Botanikern Systeme nach ähnlichen Principien aufgestellt, indem sie es versuchten, von oben herab Eintheilungen zu entwerfen. Alle diese Systeme hatten die von Jussieu aufgestellten Ordnungen zur Grundlage, und ihre Verschiedenheit besteht nur darin, daß sie diese Ordnungen auf ihre Weise gruppirten und zusammenstellten, soweit sie nicht, auf die Resultate neuer Untersuchungen bauend, einzelne Ordnungen sichteten und verbesserten. Sie vergaßen bei ihren Ar-

beiten der Selbstbeschränkung, mit welcher Linné die Bildung eines natürlichen Systems sich versagt hatte. Sie versuchten es, als Lehrer aufzutreten, wo sie mit Linné als Schüler von unten sich hätten hinanarbeiten müssen. Glänzend bewährte sich in ihren Arbeiten der Ausspruch Linné's, daß keine Regel a priori Geltung hat in der Natur. Daher reihen sich auch die tüchtigern Arbeiten immer wieder an die Arbeiten Jussieu's und Decandolle's an. Da nun durch diese die Ordnungen sicher erkannt waren, war ohne Zweifel der nächste Schritt, den die Systematik zu thun hatte, um in dem Sinne Linné's weiter vorzuschreiten, die Zusammenstellung der Arten in Classen. Im Jahre 1830 veröffentlichte Bartling in Göttingen eine Zusammenstellung der Pflanzengattungen, deren Hauptverdienst eben die Aufstellung solcher Classen ist. In 60 Classen stellte er 246 Ordnungen zusammen, während außerdem 9 uneingereihte Ordnungen übrig blieben. Die Zahl der Ordnungen, welche bei Jussieu nur 100 betragen hatte, belief sich bei Decandolle schon auf 205, und war von spätern Systematikern verschieden vermehrt worden. Bei Bartling kommen auf die Phanerogamen 233 Ordnungen in 52 Classen. Bartling's System, welches übrigens die Eintheilung in Monocotyledonen und Dicotyledonen beibehielt, blieb neben dem Decandolle'schen fast 10 Jahre hindurch allgemein im Gebrauch, bis im Jahre 1836 Endlicher in Wien sein großes Werk: „Genera plantarum", zu veröffentlichen begann. In diesem sind sämmtliche Pflanzengattungen aufs neue mit größter Sorgfalt und in der Ausdehnung, wie es ein natürliches System erfodert, d. h. nicht blos in Bezug auf Blüten- und Fruchtbildung, sondern auf ihren ganzen Wuchs beschrieben. Sie sind überall mit gründlicher Benutzung der besten anatomischen Arbeiten zusammengeordnet in Ordnungen, wie sie Jussieu gegründet, in Classen, wie sie Bartling aufstellte, und endlich in Cohorten, Sectionen und Regionen, welche Endlicher gemeinschaftlich mit Unger entworfen hat. Es ist nicht die Vollendung dieser höhern Abtheilungen, welche diesem Werke seine allgemeine Verbreitung gegeben hat, vielmehr ist es die sorgfältige Bearbeitung der einzelnen Gattungen, die naturgemäße Zusammengruppirung, die nicht blos nach eigener Anschauung, sondern nach bestimmten deutlich ausgesprochenen Charakteren durchgeführt wird, welche das Werk zu einem der unentbehrlichsten für alle Botaniker gemacht hat. In der Zeit, welche zwischen dem Werke Bartling's und dem Endlicher's liegt, ist in die Wissenschaft eine Betrachtungsweise der Blütentheile eingeführt worden, die sich von dem größten Nutzen für die Systematik bewiesen. Es ist die Lehre von der Blattstellung, angewandt auf die Blätter des Kelchs, der Blumenkrone, die Staubfäden und Fruchtknoten. Eine Fortsetzung der Metamorphosenlehre, welche Wolff und Goethe gegründet haben, ist sie von C. Schimper und A. Braun in dieser Form neu angeregt, von Vielen und besonders von J. Röper, dem sorgsamen Bearbeiter und Übersetzer der Decandolle'schen Pflanzenphysiologie, einem der gründlichsten deutschen Botaniker, im Einzelnen gefördert, von Endlicher endlich bei der Betrachtung aller Pflanzengattungen angewandt worden. Ausgehend davon, daß in den einzelnen Theilen der Blume eine gewisse Übereinstimmung herrsche, daß die Blume aus gleichzähligen Wirteln bestehe, lehrt sie, unbekümmert um die Form und Größe, diese Wirtel in den verschrobensten Blütenformen auffinden. Sie dient dazu, klar zu machen, wie ganz unregelmäßige Blumen nach denselben Gesetzen gebildet sind, denen die regelmäßigen folgen, und ist dadurch das wesentlichste Mittel geworden, die Verschiedenheit der äußern Formen zu überwältigen und den Grundbau, den Typus, welcher allein für die Systematik maßgebend sein kann, richtig zu erkennen.

Die Zahl der Classen für die Phanerogamen stimmt bei Endlicher völlig mit der Zahl der Bartling'schen Classen überein; für die Kryptogamen aber hat Endlicher eine Classe mehr, und so beträgt die Gesammtzahl seiner Classen 61. Gleichwol ist eine große Menge dieser Classen anders umgrenzt als bei Bartling. Die Zahl der Ordnungen ist wiederum, und zwar auf 279, oder, wenn wir die Pflanzenabtheilungen hinzurechnen, welche anhangsweise den einzelnen Classen beigefügt

sind, und welche später entweder eigene Ordnungen oder doch Unterordnungen bilden werden, auf 365 vermehrt worden. Durch Endlicher's Arbeit, welche im Jahre 1840 vollendet wurde, ist die Erkenntniß der Pflanzen wesentlich erleichtert worden. Gewiß dürfen wir es ihm mit zuschreiben, daß jetzt neue Gattungen und Ordnungen in so großer Menge beschrieben werden, daß Endlicher selbst schon fünf Supplementhefte bis zu seinem im Jahre 1849 erfolgten Tode hat herausgeben können. Betrachten wir ferner die größern Abtheilungen des Unger-Endlicher'schen Systems, so finden wir bei den Zweisamenlappigen zunächst wieder die Eintheilung in Blumenblattlose, Verwachsenblumenblätterige und Freiblumenblätterige: also dieselben Eintheilungen, welche schon Jussieu anwandte. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß diese Charaktere für große Gruppen von Pflanzen von der höchsten Bedeutung sind, so werden doch, wenn man es versucht, nach diesem einen Charakter die Pflanzen abzutheilen, unnatürliche Trennungen nicht vermieden werden. Schon Endlicher hat, dies erkennend, die genannten Abtheilungen nicht immer streng durchgeführt. Mit entschiedenen Worten spricht sich Klotzsch, einer der tüchtigsten Botaniker der Neuzeit (in seinen „Studien über die natürliche Classe Bicornis Linné"), gegen die Anwendung solcher Einzelheiten zu Classification der Pflanzen aus. „Überhaupt haben die Charaktere der Pflanzen nur einen relativen, nie einen absoluten Werth. Im Pflanzenreiche gibt es keine durchgreifenden Charaktere. Weder die Unterschiede in der anatomischen Structur, noch die der physiologischen Thätigkeit, noch die der habituellen Eigenthümlichkeiten oder die aus der Bildung der Blüten- und Fruchttheile entlehnten werden je für sich den Maßstab für eine natürliche Classification der Pflanzen abgeben."

„Vergleicht man dagegen die innern und äußern Theile der Pflanzen nach Bildung und Zweck, so wird man in den verwandten Gattungen stets ein leitendes Grundprincip für die Classification entdecken. Pflanzen, auf diese Weise untersucht, sind alsdann auf Grund und nach dem Grade ihrer combinirten Verwandtschaft in dem Systeme zu ordnen. Die hierdurch ermittelten Charaktere werden für jede einzelne Classe und Ordnung die verschiedenartigsten sein. Daß hiervon mikroskopische Charaktere nicht ausgeschlossen werden dürfen, versteht sich von selbst. Denjenigen, welche mit dem Einwande bereit sind, man dürfe keine Charaktere in die beschreibende Botanik einführen, die man nur mit Hülfe des Mikroskops aufzufinden vermag, entgegne ich im voraus, daß die Organisation der Pflanzen nicht fragt, ob die Unterschiede, welche dieselbe bietet, dem unbewaffneten Auge sichtbar sind oder nicht."

Die höhern Abtheilungen Endlicher's tragen allerdings andere Namen als in den frühern Systemen. Die erste Region ist Thallophyta, die zweite Region Cormophyta benannt. Das letztere Wort läßt sich durch Stengelgewächse übersetzen; das erstere bezeichnet solche Pflanzen, welche nur aus einer gleichförmigen Masse, dem sogenannten Lager, Thallus, gebildet sind, an dem Stengel und Blätter sich nicht unterscheiden lassen. Diese erste Abtheilung umfaßt nur die niedersten pflanzlichen Gebilde, nämlich die Flechten, Lichenes, die Tange und Wassermoose, Algae, und die Pilze oder Schwämme, Fungi, welche schon im Jahre 1826 von dem schwedischen Botaniker Fries wegen der Einfachheit und Gleichförmigkeit ihrer Gewebe als Homonemeae, d. h. Pflanzen von gleichförmigem Bau, von allen übrigen Pflanzen abgesondert worden waren. Der zweite Theil der Kryptogamen Linné's bildet die erste Section der Stengelpflanzen unter der Bezeichnung Acrobrya, d. h. Pflanzen, welche nur an ihrer Spitze wachsen. Hierher gehören die Leber- und Laubmoose, Hepaticae und Musci, ferner die Schachtelhalme, Equiseta, die Land- und Wasserfarren, Filices und Hydropterides, und die Bärlapppflanzen oder Moosfarren, Selagines. In diese Abtheilung hatte Endlicher auch noch zwei Ordnungen von Phanerogamen gebracht, welche jedoch nach den neuern Untersuchungen keineswegs hierher gehören. Die Monocotyledonen finden wir unter dem Namen Amphibrya, d. h. nur in die Dicke wachsende, und die Dicotyledonen als Acramphibrya, d. h. Pflanzen, welche sowol an der Spitze als auch in ihrem ganzen Umfange fortwachsen, in zwei

fernern Abtheilungen. Endlicher versuchte es, auf diese Weise an die Stelle der frühern Namen solche zu setzen, die nicht auf einen einzelnen Umstand, sondern auf die ganze Art des Pflanzenwuchses sich beziehen. Leider haben sich die gebrauchten Unterschiede noch weit irrthümlicher erwiesen als jene von den Samenlappen hergenommenen, welche anzuwenden schon Linné Bedenken trug. Auch Linné erkannte, daß die Abtheilungen, welche man nach der Anwesenheit und der Zahl der Samenlappen benannt hatte, sich recht wohl unterscheiden ließen. „Aber", fährt er fort, „zu bestimmen, wodurch sich die Abtheilungen unterscheiden, das wird nicht leicht sein. Kann es denn nicht unter denen, welche man Zweisamenlappige nennt, auch Pflanzen mit vielen, mit gar keinem oder mit drei Samenlappen geben, und wenn eine Pflanze nur einen Samenlappen hat, gehört sie dann durchaus zu der Abtheilung, welche man Einsamenlappige nennt?" Alle diese Bedenken Linné's hat die Erfahrung gerechtfertigt. Wir haben Pflanzen nur mit einem Samenlappen, welche fortwährend unter den Zweisamenlappigen aufgeführt werden; ja wir haben sogar eine große Reihe von Pflanzen, an deren Samen sich weder von Samenlappen noch vom Embryo Spuren auffinden lassen, und von welchen doch dem ganzen Bau nach die eine Hälfte zu den Einsamenlappigen, die andere Hälfte zu den Zweisamenlappigen gehört. So sind die Worte Linné's noch immer zu beherzigen, und wir müssen noch immer anerkennen, daß es sehr schwer ist, zu sagen, wodurch die anerkannten Gruppen sich unterscheiden. Die Fortschritte aber, welche unser Jahrhundert in der Systematik gemacht hat, sind also mit kurzen Worten diese: Es sind die Gattungen in Bezug auf ihren Bau, hauptsächlich aber in Bezug auf die Bildungsgeschichte der Blüte, der Frucht und des Samens den sorgfältigsten Untersuchungen unterworfen worden; es sind die Ordnungen auf dieselbe Weise revidirt, es sind die Classen begründet und mehr oder weniger festgestellt. Die Aufgabe der kommenden Zeit muß es nun sein, größere Abtheilungen naturgemäß zu errichten, denn unsere jetzigen dürfen wir nur als einen unvollkommenen Nothbehelf betrachten.

Pflanzengeographie.

Wir würden hiermit die Schilderung der jetzigen Pflanzenkunde schließen, müßten wir nicht noch eines Zweigs der Wissenschaft gedenken, welcher erst in unserm Jahrhunderte entstanden und, bisher nur in den gröbsten Zügen durchgeführt, eine sorgfältigere Ausführung erst von dem Zusammenwirken der Physiker und Botaniker zu erwarten hat. Es ist die Lehre von der Verbreitung der Pflanzen über die Erdoberfläche oder, wie man gewöhnlich sagt, die Pflanzengeographie. Ihre Begründung ist eines der großen Resultate, welche A. von Humboldt aus seiner Bereisung Südamerikas zog. Ihm verdanken wir den ersten „Versuch einer Geographie der Pflanzen", welche im Jahre 1805 zu Paris erschien. Am bedeutendsten erscheinen die Resultate dieser Wissenschaft in Bezug auf die Culturpflanzen, weil diese den Menschen um die ganze Erde begleiten, und es dadurch möglich wird, einige wenige Pflanzen als die Grundlage der Beobachtungen zu benutzen. Wir haben kennen gelernt, daß nur wenige Pflanzen im Stande sind, dem Menschen überall zu folgen, daß die meisten sowol gegen den Äquator als gegen den Pol eine bestimmte Grenze haben, welche im Allgemeinen mit den Wärmelinien (Isothermen) gleichläuft. Doch kommen, wie besonders Dove in seiner oben erwähnten Schrift ausführlicher darthut, dabei noch eine Menge Umstände in Betracht, deren Ergründung nur bei einer genauen Kenntniß der Wärmevertheilung an den einzelnen Punkten und Bodenarten der Erdoberfläche möglich wird. In dem physikalischen Atlas von H. Berghaus ist eine Sammlung von acht Karten der Pflanzengeographie gewidmet. Diese Darstellungen zeigen, wie viel, oder richtiger, wie wenig bisher in dieser Richtung hat geleistet werden können. Es ist indessen nicht allein die mangelnde Kenntniß der Temperaturverhältnisse, welche die Pflanzengeographie so schwierig macht: es ist noch viel mehr unsere geringe Kenntniß der Bedingungen, welche dem oft so sehr zerstreuten

Vorkommen von Pflanzen zu Grunde liegen. Wir kennen wenige Gegenden so genau, daß wir im Stande wären anzugeben, aus welchen Pflanzen ihre Vegetation zusammengesetzt ist, besonders wenn es sich nicht blos um die Zahl der vorhandenen Arten, sondern auch um die Menge der vorhandenen Individuen, d. h. um die Bedeutung, welche jede einzelne Pflanzenart für den Charakter der Gegend hat, handelt. Nur über die bewohntern Länder Europas sind solche Arbeiten in größerer Menge geliefert; doch auch für sie haben die erhaltenen Resultate mehr im Einzelnen als im großen Ganzen Werth.

Großbritannien

seit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentswahl von 1852. *)

Einleitung.

Während sich die Staaten des Continents um formelle Grenzen des Wahlrechts abmühten, hatte sich in England factisch, durch die Befreiung des Verkehrs von drückenden Fesseln, die radicalste Reformbill Bahn gebrochen, ohne daß man sich dabei um das Formelle bekümmerte. Das nicht vertretene Volk bekam statt des Rechts, alle sechs bis sieben Jahre einmal eine Stimme zu haben, wohlfeiles Brot und Fleisch, Handels- und Gewerbefreiheit zu seinem freien Versammlungsrechte, seiner Preßfreiheit, und hatte damit mehr erhalten als die Revolutionäre des Continents nur verlangten. Die neue Bahn, die man mit diesen großen Veränderungen betrat, war die praktische Anerkennung der Industrie, der Cultur, der öffentlichen Meinung, des Gesammtinteresses über Unter- und Oberhaus, über Minister und Vetos. Diese neue Bahn war die Vereinigung der Wege, welche „Stadt" und „Land" in verschiedenen Richtungen verfolgt hatten. Das „lange" Parlament, welches am 5. Sept. 1848 geschlossen ward, hatte diese Bahnen der Cultur als gesetzliche anerkannt, und war deshalb weder ein revolutionäres gewesen, noch hatte es Revolutionsstoff übrig gelassen. England blieb unberührt von den europäischen Revolutionen, weil es reformirt hatte, weil es auf die neuen Bahnen bereits getrieben war. Die Chartistendemonstration unter Feargus O'Connor und die Revolutionsversuche O'Brien's hatten eben nur bewiesen, daß kein zündbarer Revolutionsstoff vorhanden geblieben. Das Volk hatte gesiegt und war freudig in der Zuversicht, daß es auf den neuen Bahnen immer rüstig weiter kommen werde. Alles, was Revolution hieß, mußte dieses freudige, freie Fortschreiten in eigener Kraft und auf eigenen Füßen stören. Deshalb hielt sich England so conservativ, so „reactionär" gegenüber den europäischen Revolutionen. Man wußte hier nicht, daß Europa keine Peels gehabt hatte, und verlangte nur, Europa sollte es ebenso machen, wie die Anti-Corn-Law-League, wußte aber wieder nicht, daß dies auf dem Continente auch schon Revolution gewesen wäre. England hielt es mit den Gagern, Radowitz und gar den Schwarzenberg, weil diese die Volkspartei niederhielten, um den friedlichen Constitutionalismus (wie man voraussetzte) zu retten, und so in dieselben Bahnen einzulenken, in welche England, ohne den Verlust eines Bluttropfens, so glücklich hineingekommen war.

---

*) Der sechste Band der „Gegenwart", S. 165 — 223, theilt bereits unter dem Titel: „Großbritannien seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria bis 1848", den ersten Theil der neuern Geschichte Großbritanniens mit. Der vorliegende Artikel, obschon aus einer andern Feder hervorgegangen, schließt sich dem erstern an, und setzt denselben zu näherm Verständniß voraus. D. Red.

Zu diesen „moralischen Mitteln" fehlte auf dem Continente die Moral, die Cultur, die angelsächsische Zähigkeit. Auf dem Continente war das Verhältniß der städtischen, oft dazu bureaukratisch gesinnten Bevölkerung zu der uncultivirten ländlichen etwa wie 30 zu 70, in England mehr wie umgekehrt, nämlich wie 66 zu 34. Die größere Masse ländlicher Bevölkerung in England war außerdem ebenso sehr an Selfgovernment gewöhnt als die städtische. Ohne diese Bedingungen läßt sich mit moralischen Mitteln nichts erreichen, mit gewaltsamen freilich noch weniger. Siegt nämlich die Revolution, so kehrt sich das nicht an die Freiheit gewöhnte Volk allemal gegen die Freiheit, wie die Revolutionen in Frankreich und die im alten Griechenland und Rom deutlich genug beweisen, und zwar auf doppelte Weise: Die Majorität der uncultivirten Massen braucht „starkes" Regieren und ruht deshalb nicht eher, bis es ein „starkes" Oberhaupt hat. Die Minorität der Gebildetern findet sich dazu bereitwillig, und wird so auf dem demokratischsten Wege Tyrann und Werkzeug desselben. Die Uncultur besteht im Mangel an Selbstvertrauen und Selbsthülfe. Sie muß deshalb ihr Vertrauen und ihre Hülfe außer sich haben, in einem absolutistischen Staate. Die gebildete Minorität kann nichts dagegen machen, selbst wenn sie wollte. So bleibt den meisten Staaten des Continents der Weg des Fortschritts nach beiden Seiten abgeschnitten, solange nicht die Cultur und die Kunst des Selfgovernment in der Masse ausgebildet ist. Dann aber tritt der günstige Umstand ein, daß man sich, wie in England, nicht um neue Staatsformen zu schlagen braucht, sondern in friedlicher Agitation immer einen Inhalt nach dem andern verwirklicht, worauf die Formen theils von selbst zerfallen oder sich ohne Gewalt und Revolution abtragen lassen.

Canning sprach einmal in ganz anderer Beziehung die merkwürdigen Worte: „Die Oberherrschaft des Parlaments ist ein Staatsgeheimniß, das im Heiligthume der Constitution bewahrt werden muß. Sie ist vorhanden, darf aber nicht aufgedeckt werden." In dem Saulus-Paulus-Proceß Peel's und seines Parlaments wurde dieses Geheimniß aufgedeckt. Das Geheimniß dieser Oberherrschaft des Parlaments besteht darin, daß es nicht herrscht, daß es nicht seinen und seiner Wähler individuellen Willen behaupten kann, sondern von der Massencultur, vom common sense, der öffentlichen Meinung und der Presse genöthigt und überzeugt wird, dem großen Ganzen den Willen zu thun. Dieser Mangel alles Herrschens, dieses stille, ewig thätige Regieren von Mächten, die eigentlich nirgends gesetzlich bestimmt und eingesetzt sind und mit den Göttern in der Iliade verglichen werden könnten, ist das Geheimniß der aristokratischen Verfassung Englands und ihrer demokratischen Praxis, das Culturgeheimniß überhaupt. Gesetzgebung und Staatsregierung übernehmen blos die Verarbeitung und Formirung der Materialien, welche von Associationen, Meetings, Petitionen und Leitartikeln als „Nationaleigenthum" producirt wurden, in diesen außerstaatlichen Kreisen aber nicht weiter verarbeitet werden können, um sie zum Ausdruck der ganzen öffentlichen Meinung, zum Gesetz, zu erheben. In England ist der Staat eine „office" der cultivirten Gesammtbevölkerung und hat blos Aufträge und Bestellungen auszuführen. Anderswo soll und muß der Staat blos immer das Volk beauftragen, und die unfreie Masse kann gar nicht genug Aufträge bekommen. Daher der unaufhörliche Erlaß von Ordres, Reglements, Maßregeln und Octroyirungen.

Großbritannien ist deshalb gar kein Staat mehr in continentalem Sinne. Der Staat hat hier keine Minister, blos Secretäre, Commis, Buchhalter und Rechnungsführer des großen „Hauptgeschäfts", welches die „Privatgeschäftsleute" nicht mit besorgen können und wollen. Die Privatgeschäfte sind vollständig unabhängig und gewähren Jedem vollständige Befriedigung. Daher macht das Volk als sich selbst regierendes keine besondern Ansprüche an das Staatsgeschäft und daher auch wenig Anspruch auf dasselbe.

Man wird sich nun leicht erklären, weshalb England gerade unter allen cultivirten Staaten Europas allein das Bild der hartnäckigsten Ruhe und Zufriedenheit bot, während der ganze Continent, in allen Theilen und Parteien erbittert, sich

ruhelos umherwarf wie ein Kranker ohne Schlaf auf seinem Schmerzenslager. Wenn wir daher auf dem politischen Gebiete in England während der letzten Jahre, die wir zu verfolgen haben, nicht eine einzige große, effectvolle Staatsaction erblicken, so finden wir uns doch reichlich entschädigt durch den Anblick der Wirksamkeit Peel'scher Reformen, die während dieser Zeit im Volke sich ausarbeiteten und emporwuchsen, um reichliche Früchte zu tragen. Am Schlusse unserer Darstellung werden wir die hauptsächlichsten dieser Früchte aufzeigen und auf den Reichthum derselben aufmerksam machen. Wenn man während dieser Jahre nicht viel davon hörte und sah, muß man bedenken, daß man auch das Gras weder wachsen sieht noch hört. Das englische Culturleben hat Das mit der Natur gemein, was Goethe von ihr rühmt:

Sie ordnet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Das Parlament von 1849; Aufhebung der Schiffahrtsgesetze.

Die Königin eröffnete das Parlament für das Jahr 1849 am 1. Febr., und empfahl in der Thronrede besonders die Erledigung der parlamentarischen Verhandlungen über die Navigationsgesetze. Diese bildeten denn auch das eigentliche Pathos der ganzen Session. Die Schutzzollpartei, von Lord Stanley, späterm Graf und Minister Derby, D'Israeli und dem Herzog von Richmond geleitet, machte gleich bei den Debatten über die Antwort auf die Thronrede großartige und leidenschaftliche Anstrengungen, das in der Thronrede gepriesene Gedeihen (prosperity) des Landes durch ein Amendement über die grenzenlose Noth der Grundbesitzer zu widerlegen, wie sie es jedes Jahr thaten, seitdem die Wohlfahrt des Landes in jeder Thronrede gepriesen ward. Sie wurden damit jedes mal durch Thatsachen und Autoritäten, wie diesmal die des Herzogs von Wellington, gehörig abgewiesen. Ueber Mangel an Vertretung und parlamentarischer Munition konnten die Protectionisten nicht klagen. Lord Stanley war im Oberhause ein scharfer, tüchtiger Redner, und D'Israeli entwickelte im Unterhause so viel Geist, Eifer und parlamentarisches Feldherrntalent, daß er die Stelle des verstorbenen Lord Bentinck vollkommen ersetzte. Ihre Truppen, bestehend aus den reichsten Grundbesitzern und wohlgenährten Pächtern, ließen auch nichts zu wünschen übrig. Sie hofften mit Zuversicht, daß sie die Aufhebung der Schiffahrtsgesetze verhüten und die künstliche Brotvertheuerung wieder einführen würden. Doch der hohe Genius, welcher England regiert, hatte es anders beschlossen, und kümmerte sich nicht um die großartige und meisterhaft organisirte constitutionelle Armee.

Am 12. Febr. 1849 beantragte der Präsident des Handelsamts, Labouchère, im Unterhause die zweite Lesung seiner Motion um Aufhebung der Schiffahrtsgesetze, und am 14. Febr. ging das Unterhaus darüber in Committee. Die Presse und die fünf Hefte des Committeeberichts hatten inzwischen das Volk über die Barbarei und Schädlichkeit dieser Schiffahrtsgesetze aufgeklärt. Die Früchte des Freihandels kamen Jedem jeden Tag in die Hand und in den Mund in großen, prächtigen, weißen Laiben (loafs). Der Reformtrieb der Peel'schen Periode war noch so lebendig und kräftig, daß an dem Siege dieser nothwendigsten und nächsten Consequenz der Freihandelspolitik nicht zu zweifeln blieb. Grundbesitzer, Farmers, Rheder, Schiffscapitäne und gehetzte Matrosen machten zwar im ganzen Lande ziemlich viel Lärm und hielten imposante Meetings, in denen der Herzog von Richmond, Young, D'Israeli und Stanley als die eifrigsten Patrioten und Redner glänzten, und wo namentlich D'Israeli all seinen Witz erschöpfte, Peel und dessen Thaten ins gräßlichste Licht zu stellen. Aber es wollte am Ende Alles nichts helfen. Am 8. März beantragte D'Israeli schon die „Compensition" für die Farmers, welche Foderung er später als Minister in ganz neuer Auflage erscheinen ließ. Niemand hatte aber Lust, die Grundbesitzer dafür zu entschädigen, daß ihnen das Privilegium genommen war, die Bevölkerung gewaltsam zu besteuern.

In einer historischen Darstellung lassen sich selbst die wichtigsten parlamentari-

schen Verhandlungen wegen ihrer oratorischen und formalen Ausdehnung nicht gut mittheilen. Wir begnügen uns daher hier zu berichten, daß die lange, leidenschaftliche Verhandlung am 23. April mit einer Majorität von 61 Stimmen (275 gegen 214) für Aufhebung der Schiffahrtsgesetze beendigt wurde. Auch im Hause der Lords wurden die Versuche Stanley's, von der Beschränkung der Schiffahrt wenigstens ehrwürdige Ruinen zu retten und Verstümmelungen des freien Verkehrs zu erwirken, mit einer Majorität von 13 Stimmen geschlagen. Letzteres geschah in den Debatten vom 7. und 8. Mai, während welcher die Protectionisten außerdem noch im Unterhause eine ganz besondere Niederlage erlitten. Ein Antrag auf öffentliche Rüge ihres parlamentarischen Benehmens erhielt eine Majorität von 93 Stimmen, und — die erhabene Hochkirche und die ehrwürdige Universität Oxford war mitten unter ihnen.

D'Israeli hatte den Freihandel und die Freihändler förmlich angeklagt, daß sie das Land und den Staat in Armuth stürzten und letzterm finanzielle Verlegenheiten bereiteten. Darauf wurde ihm erwidert, daß der Staat allerdings von 1842—48 beinahe 10 Millionen Pfund Sterling durch den Freihandel „verloren" habe. Es wurden nämlich während dieser Zeit Zölle abgeschafft:

1842	von	582	Artikeln	oder	Steuern	1,590000	Pfund Sterling.
1843	„	7	„	„	„	411000	„ „
1844	„	4	„	„	„	407000	„ „
1845	„	469	„	„	„	4,799000	„ „
1846	„	166	„	„	„	1,040000	„ „
bis 1849	an	Bauholz, Korn		u.	s. w.	1,500000	„ „
					Zusammen	9,697000	Pfund Sterling.

Davon würden, fügte man hinzu, 5,200000 Pfund Sterling in Form von Eigenthums- und Einkommensteuer ersetzt, sodaß dem Volke nur 4,497000 Pfund Sterling zu Gute kämen oder, nach D'Israeli, „der Staat verlöre". Nun hätten aber gerade seit Aufhebung der Korngesetze die finanziellen Verlegenheiten und Deficits bedeutend nachgelassen und die Production in England wäre in folgender Weise gestiegen:

	1842.		1848.		Zunahme.
Verbrauch von Baumwolle	4,265000	Ctr.	5,700000	Ctr.	33 %.
Verbrauch von eingeführter Wolle	44,611000	Pfd.	64,000000	Pfd.	43 „
Verbrauch von Flachs	1,448000	Ctr.	1,462000	Ctr.	26 „
Verbrauch von Seide	4,300689	Pfd.	5,454000	Pfd.	26 „
Verbrauch von Eisen	1,200000	Tons.	2,600000	Tons.	66 „

Das Volk, hieß es weiter, arbeite und dehne sich aus, nicht um den Staat, sondern sich selbst reich zu machen. Und was den Staat betreffe, so könne er, von Eigenthums- und Einkommensteuer lebend, auch nicht in Verlegenheit kommen, wenn die Production und die Einnahmen um 33—66 % stiegen.

Die Schiffahrtsgesetze waren statistisch und in der öffentlichen Meinung längst verurtheilt. Am 12. Juni hatte die Labouchère'sche Bill alle Instanzen des langsamen, parlamentarischen Fegefeuers bestanden. Die Gesetze Cromwell's und Karl's II. gegen die Holländer und andere Ausländer, Jahrhunderte lang gegen das Inland geduldet, waren endlich im rechten Lichte erkannt worden. Das Todesurtheil über diese Politik bedurfte nur noch der Unterschrift der Königin, damit sie endlich aufhörte, das eigene Land und das Ausland zu chicaniren. Ein halbes Jahr später kamen die Schiffe aller Völker in den Freihafen Großbritannien, das nur noch an einer unerhörten Barbarei von Zollverwaltung litt und leidet, um der civilisirten Production und dem beschwingten Verkehre noch bedeutendere Beweise von dem Unsegen des frühern „Schutzes" zu geben. Die Aufhebung der Schiffahrtsgesetze war indessen nicht das Ergebniß einer allmächtigen League und Agitation, wie die der Korngesetze. Dem Volke lagen die Vortheile eines freien Verkehrs zu Wasser zu fern; es war mit seinen großen Broten zufrieden. Die Schiffahrtsgesetze hatten eigentlich nur mächtige Scharen von

Freunden, keine erbitterten Feinde. Und doch unterlagen sie. Der „Economist", der mit kaufmännischem Blick immer sehr richtig sah, machte schon damals auf die eigentliche Siegesgewalt aufmerksam, nämlich auf die Presse. Die Presse hatte beide Parlamentshäuser genöthigt, sich zu fügen. Unter- und Oberhaus müssen auf sie hören; denn sie vertritt das Gesammtinteresse, die Statistik gegen romantische Ideen, Sonderinteressen und hohle Staatsweisheit.

Nach dem Falle der Schiffahrtsgesetze nahm das Interesse am Parlamente schnell ab. Es hatte seine Hauptthat vollbracht. Inzwischen hatte sich noch die auswärtige Politik und im Innern die Agitation für Finanzreform besonders geltend gemacht. - Der Staat sollte seine Ausgaben mäßigen und kaufmännischer buchführen lernen. Das war der Sinn und die Foderung vieler Meetings und Petitionen. In Bezug auf auswärtige Politik genoß damals Palmerston die höchste Popularität. Er war es in der öffentlichen Meinung, der den Frieden in Europa aufrecht erhielt, und die Revolution in allen ihren Instanzen auf dem Continente so freundlich behandelte, daß sie England zufrieden ließ. England war auch musterhaft ruhig, und stand ganz allein da in seiner Größe. Auf dem Continente citirte man es zuweilen für die verschiedensten politischen Parteizwecke, und glaubte ein Übriges zu thun, wenn man sich die englischen „Policemen" zum Muster nehme. Vom Muster blieb dann freilich bei Übersetzung ins Continentale nichts übrig. Ein Constabler mit Helm und Säbel in einer Straße Londons oder Manchesters würde sofort mehr Ordnung stören als 100 englische wiederherstellen könnten.

Nur mit Irland und den Colonien hatte man, wie immer, seine Noth. In Canada gab es eine Art von Revolution. Ein großer Theil wollte eine Anschließung an die nordamerikanische Union. Doch wußte es Lord Grey durch große Anerbietungen von Selfgovernment und dergleichen noch einmal an dem losen Bande, das es mit England verknüpft, zu halten. Das wichtigste auswärtige Ereigniß war die Eroberung des Pendschab durch die Schlacht bei Gudscherat, wodurch die englischen Besitzungen den Indus gewannen und dem Verkehre ein großer Vortheil gesichert ward. Das Parlament beschäftigte sich viel mit Irland ohne ihm helfen zu können, mußte ihm Brot und Geld schicken, und ihm die Habeas-Corpus-Acte nehmen, ohne die Sicherheit des Lebens erwirken, die tiefverschuldeten Ländereien cultiviren und Intelligenz und Fleiß heimisch machen zu können. Die Erlösung Irlands geht freilich auch ganz ohne parlamentarische Hülfe vor sich. Die Celten verhungern oder wandern aus und machen der anglosächsischen Intelligenz Raum. Die Debatten [illegible]er Aufhebung der Hopfen- und Malzsteuer führten diesmal noch zu keinem Er[illegible]niß. Die Russell'sche Bill über Zulassung der Juden im Parlamente, die er [illegible] Auslassung der notorisch gewordenen Stelle im Eide: „on the true faith of [illegible]tian", ermöglichen wollte, scheiterte an der zähen puritanischen Christlichkeit [illegible]ds. Die zweite Lesung ward am 7. Mai mit 278 gegen 185 Stimmen [illegible] Dasselbe Schicksal hatte die Bill im Oberhause am 25. Juni mit 95 [illegible] Stimmen. Baron Lionel Nathan von Rothschild wurde am 12. Juli in [illegible]n London mit 6017 Stimmen wieder gewählt. Sein christlicher Gegen[illegible]d Manners, bekam nur 2814 Stimmen. D'Israeli spielte als ein Mann [illegible]unft eine Rolle bei diesen Debatten, die dem Ministerium zu manchem [illegible] verhalf. Die Emancipation der Juden ist in England factisch [illegible]llendet; die formale und politische Emancipation findet sich gelegent[illegible]

[illegible]m Schlusse des Parlaments (1. Aug.) vereinigten sich noch 100 [illegible] um Lord Palmerston ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für „Auf[illegible]riedens" zu geben. Sie brachten 500 Pfund Sterling zusammen, [illegible]almerston das Bildniß ihres Gatten zu widmen. Daß seine „Ex[illegible]er türkisch-ungarischen Flüchtlingsangelegenheit den Frieden Europas [illegible]n England für eine ausgemachte Sache gehalten und auch so in der [illegible]e dargestellt. Das Jahr ging ruhig zu Ende, obgleich die Pro-

tectionisten die größten Meetings abhielten und sich geberdeten, als gehe England blitzschnell seinem Untergange zu.

Alle sonstigen Ereignisse waren friedlicher und civiler Natur. Die Reise der Königin durch Irland während des August war ein fortwährender Triumphzug und Beweis, daß auch die Celten loyaler Natur sind, wenn man sie nicht künstlich zu allerhand Parteizwisten demoralisirt und fanatisirt. Die Eigenthums- und Pachtverhältnisse sowie die kirchlichen Leidenschaften rotten die celtische Race Irlands nach und nach ganz aus. Die Orangisten thun auch das Ihrige. Der Vicekönig Lord Clarendon setzte im October drei orangistische Magistratspersonen ab. Dieser kleine Beweis von „Kraft eines Amts" ward von der Presse wie ein wahres Ungeheuer von Ereigniß behandelt. Auf dem Continente erregen Hunderte von Absetzungen nicht halb so viel Aufsehen. Derselbe Monat zeichnete sich noch durch ein Cobden-Ereigniß aus. Cobden hielt am 9. Oct. ein Meeting in London-Tavern gegen die — östreichische Anleihe. Er gab den guten Rath, man solle sich's wenigstens erst überlegen, ehe man sein Geld hingebe. Als wenn dies die Bankiers nicht von selbst thäten! Solche Züge sind Schwächen der englischen Freihändler. Dem Gelde Moral predigen wollen, ist so gut Bureaukratismus und Polizeithum und Communismus, als das Streben, Geld durch Zölle in bestimmte Richtungen und Taschen zu zwingen.

Unter den Meetings wurde das vom 17. Oct. in Mansionhouse unter den Auspicien des Prinzen Albert und der Society of arts von großer culturhistorischer Bedeutung. Hier ward der Plan einer Cultur- und Industrieausstellung aller Völker, an der man bisher verzweifelt hatte, da sich in dem kostspieligen London kein Platz dazu würde finden lassen, fest begründet, und der Muth dazu führte endlich zur That. Daß Prinz Albert am 17. Nov. die neue Kohlenbörse eröffnete, ward ebenfalls als ein Ereigniß behandelt. Jeder wird wissen, daß in England die gemeine Steinkohle eine größere Rolle spielt als alle krystallisirten Kohlenstoffe der Welt.

Während der Session und schon früher hatte die Lord Ashley'sche Agitation „zum Wohle der arbeitenden Classen" viel Wohlthätigkeitssinn, aber desto weniger volkswirthschaftliche Einsicht entwickelt. Es war sehr edel von den Lords, sich zu verpflichten, nur Arbeiten von den armen Mädchen zu kaufen, die bisher oft für einen Silbergroschen den ganzen Tag hatten nähen müssen. Aber ihrer Noth konnte damit ebenso wenig abgeholfen werden, wie mit dem Verbote der Arbeit oder der Zehnstundenbill, die denn auch bald der volkswirthschaftlichen Einsicht weichen mußte. Zu Ende des Jahres bemühte sich Sidney Herbert noch, durch einen Emigrationsplan zur Erlösung der unglücklichen Arbeiterinnen beizutragen. Daß er damit nicht viel ausrichtete, liegt in jedem socialen Systeme, und wenn es noch so schön und erhaben construirt ist. Das praktische Leben fügt sich nur den kalten, arithmetischen und commerziellen Gesetzen, die sich zwar nicht in Wohlthätigkeitsvereine fügen, aber dennoch mehr Bruderliebe und sogar Feindesliebe und Wohlthaten erzeugen, als alle Unterstützungsvereine zusammengenommen, wenn man sie nicht gar zu sehr durch sogenannte höhere politische Rücksichten fesselt und verstümmelt.

Der Gewinn des Jahres und das Facit kam am Schlusse des Jahres in Form eines Briefs von Robert Peel heraus, worin er die Überzeugung aussprach, daß „Protection" und protectionistische Bills und Beschlüsse in England nie wieder Eingang haben würden.

Das Jahr 1850: Palmerston; Wirkung der Abschaffung der Schiffahrtsgesetze; das Parlament; Freihändler und Restrictionisten.

Am Ende des Jahres 1849 und zu Anfang des folgenden spielte England eine eigenthümliche diplomatische Rolle in Bezug auf auswärtige Politik, namentlich auf die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Palmerston war und ist nichts weniger als ein Revolutionär, und doch kam er in den Ruf, daß er Revolutionäre begünstige, während er eigentlich alle continentalen Großmächte sich zu Freunden zu halten suchte. Sein Verfahren ward ihm aber von seiner höchst schwierigen Lage dictirt, und muß

auch danach bemessen werden. Es galt, dem Mohammedanismus und seinem Muthe Wort zu halten, gewissermaßen den Rücken zu decken, zugleich aber mit Östreich und Rußland freundschaftlich und doch entschieden zu unterhandeln. Und gewiß hat sich Palmerston bei Lösung dieser Aufgabe als der kluge, umsichtige und große Diplomat erwiesen, als welcher er gerühmt wird. Haben seine „Explanationen" den Frieden Europas wirklich gerettet, so wird ihm um so mehr Anerkennung zu Theil werden müssen, als er zugleich ein kriegerisch-schwaches, einsam stehendes Land allein in Schutz zu nehmen den Muth hatte, ohne damit eine Parteistellung anzunehmen oder zu begünstigen. Es gilt in diesem Falle nicht, von einem politischen oder moralischen Standpunkte aus ein Urtheil zu fällen. Palmerston wird immer den Ruhm behalten, am meisten im Sinne der öffentlichen Meinung Englands gehandelt zu haben.

Das Hauptinteresse Englands war jetzt auf die endlich errungene freie Schifffahrt und deren Wirkungen gerichtet. Diese zeigten sich bald sehr kräftig in doppelter Beziehung, in nationalökonomisch-mercantiler und in parlamentarischer. Gleich mit Anfang des Jahres 1850 hatte Liverpool eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Havre eingerichtet, um die für Amerika bestimmten Güter vom Continente aus über Liverpool zu dirigiren. Dieser Weg bot sogar auch den deutschen und belgischen Gütern für Amerika viele Vortheile. Gleich im Anfang des Jahres ging ein amerikanisches Dampfschiff von Liverpool mit 250 Tons französischer Waare ab. Es zeigten sich eine Menge Vortheile für den englischen Handel, die früher im „Interesse des Landes" so lange strafbar gewesen waren. Die Prophezeiung vom Sinken der Frachten wurde schnell und gründlich Lügen gestraft, indem sogleich eine Erhöhung der Fracht eintrat. Der „Economist" brachte Nachrichten aus den entferntesten Häfen, welche bewiesen, wie die in England freigegebene Schifffahrt auf alle Länder die belebendste Wirkung äußere.

Für die Partei Stanley-D'Israeli blieb indessen jede Nachricht von den Wirkungen der Abschaffung der Korn- und Schifffahrtsgesetze eine Anreizung mehr, alle ihre Kräfte und ihren Fanatismus aufzubieten, um gleich bei Eröffnung des Parlaments eine große Schlacht zu liefern und zu siegen. Einzelne „Protectionisten" geberdeten sich in Meetings und Zeitungen wie Rasende. Die ganze Partei war überall im Lande auf den Beinen, um das Vaterland von dem Abgrunde zu retten, an welchen es durch die Peel'sche Bahn gerathen. Dieser Abgrund war angeblich: allgemeines Verhungern, rothe Republik, Mord und Todtschlag. Gerüchte von der stark freihändlerischen Färbung, welche die Thronrede enthalten sollte, erhöhten den Fanatismus und die kriegerischen Vorübungen der Führer, die sich fleißig bei Lord Stanley versammelten. Das Ministerium, die Protectionisten, das Publicum — Alle wußten es, daß das nächste Parlament gleich im Anfange ein sehr dramatisches Ansehen bekommen würde.

So sah man dem 31. Jan. mit großer Spannung entgegen. Die Königin, wegen ihres Zustandes verhindert, selbst das Parlament zu eröffnen, hatte ihr Ministerium damit beauftragt. Sonach klang die Thronrede noch giftiger und erbitternder in den Ohren der Restrictionisten. Die Thronrede sprach von Hoffnungen, daß andere Staaten auf der Bahn des freien Verkehrs folgen würden, von den erfreulichen Fortschritten des Handels und Gewerbes unter der neuen Gesetzgebung, mit Bedauern von den Klagen einzelner Ackerbautreibenden; „aber", hieß es dann, „es ist eine Quelle aufrichtiger Freude für Ihre Majestät, Zeuge zu sein von dem Wachsthume der nothwendigen und civilisirten Lebensbedürfnisse, welche Wohlfeilheit und Fülle der großen Masse ihres Volks bieten." Gleich nach der Eröffnungsfeier brachte der Graf Esser die Antwortsadresse, ein Echo der Thronrede, zur Discussion, und sofort stellte der Graf Strabbroke das Amendement in Bezug auf obige Stelle in der Thronrede: „Und wir müssen Ew. Majestät unterthänigst benachrichtigen, daß in vielen Theilen des Vereinigten Königreichs und besonders in Irland die ackerbautreibenden Classen großem Elende ausgesetzt sind, was nach unserer Meinung mit Recht der neuen Gesetzgebung und dem Drucke örtlicher Steuern zuge-

schrieben werden mag." Stanley und Andere unterstützten das Amendement mit großem Eifer. Er wolle zwar, meinte er, den Verhältnissen gern Rücksicht schenken und sich mit einem mäßigen Schutzzoll begnügen. Aber er konnte durchaus nichts erlangen, und selbst im Hause der Lords, der großen Grundherren, fiel das Amendement mit 49 Stimmen (152—103). Im Unterhause ward ganz dieselbe protectionistische Attaque noch entschiedener zurückgeschlagen. Villiers hatte die Antwortsadresse entworfen, und Trollope das Stradbroke'sche Amendement gestellt. Die freihändlerische Adresse bekam eine Majorität von 119 (311 gegen 192) Stimmen gegen das Amendement.

So war der Feind in beiden Lagern geschlagen. Doch er sammelte seine Streitkräfte von neuem und versuchte unter Anführung D'Israeli's am 19. März aufs neue das verlorene parlamentarische Terrain zu gewinnen. D'Israeli beantragte eine Revision der Armengesetze zu Gunsten der Bodenbesitzer, um sie zu „entschädigen". Seine Motion fiel nach einer zweinächtigen Débatte mit 273 gegen 252 Stimmen. Nachdem die Protectionisten auf diese Weise mit ihren directen Angriffen zurückgeschlagen waren, begannen sie ihrer Sache wiederholt ein anderes Gewand anzuziehen, um sie in Verkleidungen durchzubringen. Als auch dies nicht mit Erfolg gekrönt ward, beschränkten sie sich auf noch bescheidenere und niedrigere Kriegslist. Sie machten Lärm im Lande, hetzten Arbeiter zu socialistischen Deputationen und Petitionen, ärgerten das Ministerium durch Opposition gegen mehre harmlose Bills, und bewirkten so die Menge „harmloser" Niederlagen des Ministeriums, die nicht sehr beachtet wurden und die Kaltblütigkeit und Ruhe Lord John Russell's nicht im Geringsten störten. Man machte selbst vom Standpunkte constitutioneller Etiquette wenig Aufhebens davon. Die Entscheidung, ob ein Ministerium seine Entlassung einreichen soll, hängt in England durchaus nicht blos von Abstimmungen ab, in welchen es in der Minorität bleibt. Auf nicht unmittelbar protectionistischen Gebieten trugen die Protectionisten manchen Sieg davon. Daß Hume's alljährlicher Antrag auf Ausdehnung des Wahlrechts wieder fiel (28. Febr., 242 gegen 96 Stimmen), durfte weiter nicht befremden, da man sich gewöhnt hatte, diesen Antrag für Radicalismus zu halten, auch die Arbeiter in jenem Jahre wieder eine ganz besonders unruhige Haltung annahmen.

Hume, H. Drummond, Cobden u. s. w., die nach ihrer Art wieder auf Reduction der Armee, der Staatskosten und verschiedener Steuern antrugen, drangen deshalb nicht durch, weil eine große Menge Reformer und Freihändler zu bescheiden war, um in kurzer Zeit soviel zu verlangen und man die Restrictionisten nicht noch mehr reizen wollte. Man begnügte sich, Bausteine und Bauholz von dem Drucke des Zollhauses zu befreien, und ahnte dabei nicht, was für eine wohlthätige Revolution diese freien Steine und Balken in London hervorrufen würden. Die mit unbesteuertem Material gebauten Häusermassen in den Extremitäten Londons, prächtige, niedliche Villen mit Gärten, gaben schon 1852 unzähligen kleinen arbeitenden Familien Gelegenheit, sich ein eigenes gesundes Haus billiger zu miethen, als bisher einige Zimmer mitten in der Stadt gekostet hatten. Die bis dahin steigende Theuerung der Wohnungen ward in ihren bedenklichen Fortschritten in England bedeutend gehemmt. Die Vermehrung der Häuser hatte bisher mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt halten können. Jetzt holte erstere die letztere ein; die Erträge der ältern mit besteuertem Material gebauten Häuser geriethen deshalb freilich etwas ins Sinken. Auch dies gab man dem Freihandel Schuld, ohne zu bedenken, daß doch nichts Anderes als die Steuer auf Steine und Holz die Häuser künstlich vertheuert hatte, und nicht der freie Handel.

Die Protectionisten traten in den verschiedensten Wandelungen und mit einer Menge Verbündeter auf, wodurch es recht praktisch klar ward, daß Protectionisten, Socialisten, Communisten, Despotisten, Sabbathorianer, Pietisten, Ashleyisten, und wie sie sich sonst nannten, im Grunde alle Dasselbe wollen: Beschränkung der menschlichen Entwickelung, Restriction. Es kam daher auch der bezeichnendere, umfassen-

dere Name „Restrictionisten" für alle diese verschiedenen Parteien von „Schutzzöllnern" auf.

Das Schutzzöllnerthum, unfähig wieder über die politische Sphäre zu verfügen, warf sich nun mit Erfolg darauf, die Posten und Briefe gegen rechtzeitige Ankunft, die Arbeiter gegen Arbeit, gegen billigen Thee, Malz, selbst gegen Wissenschaft und Zeitungen zu schützen, während die Versuche der Freihändler dahin gingen, auch alle diese Gegenstände zugänglicher zu machen. Der Socialismus blühte auf diese Weise weit und breit auf, und man versuchte sogar eine Zeit lang, das Gilden- und Zunftwesen wieder zu beleben. Das freie Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sollte entweder ganz aufhören oder wenigstens „organisirt" werden. Es gab cooperirende Schneider, associirte Näherinnen, cooperirende Schuhmacher, cooperirende Drucker und Setzer, welche den Freihandel und die Concurrenz abgeschafft wissen wollten, und in großen Anzeigen der Welt zuriefen, daß sie es „billiger und besser" machten und die glücklichsten Concurrenten wären. Am breitesten machte sich der Ashley'sche Despotismus gegen Arbeitgeber und Arbeiter in der Form christlichen Mitleidens. Schon am 14. März hatte Lord Ashley eine neue Motion über die Zehnstundenbill eingebracht, um den Sinn dieser Art von Gesetzgebung zu „erklären". Das ganze Jahr hindurch waren Arbeiter auf den Beinen, um durch Petitionen und Deputationen über Verletzung der 10 Stunden zu klagen, und dgl. Nach einer gerichtlichen Entscheidung gegen den Zwang der Zehnstundenbill im Frühjahre war jede Stadt Englands in Arbeiterbewegung. Man beschloß in Meetings, durchaus fest auf Einhaltung der 10 Stunden und guten Lohn zu bestehen. Den Meetings folgten unzählige Deputationen, mit denen sich die Minister diplomatisch abzufinden suchen mußten, da jene sich in der Leidenschaft ihres Socialismus nicht belehren ließen. Zeit, Erfahrung und die Kunst, sich selbst zu regieren und in die harte Nothwendigkeit zu finden, heilte auch diese Wunden ohne staatsärztliche bittere Arzneien. Die Gesellschaft für weibliche Auswanderung sandte im Februar ihre erste Partie, 83 Personen, nach Port-Phillip ab. Es war reine Wohlthätigkeit, wirkliches Erbarmen mit der schrecklichen Lage der Arbeiterinnen in London, die man parlamentarisch sehr gewissenhaft untersucht hatte. Die Zeit lehrte aber auch hier, daß die reinste, edelste Humanität nicht hinreicht, großen socialen Übeln zu begegnen. Was sich nicht aus der freien Entfaltung der Interessen und socialen Kräfte und Säfte selbst curirt, ist unheilbar. Als „Sabbathorianer" setzten die Restrictionisten das Verbot des Briefstragens an Sonntagen durch. Lord Ashley's betreffende Motion, gestützt auf 3280 Petitionen mit 547,538 Unterschriften, ging am 30. Mai im Unterhause mit 93 gegen 68 Stimmen durch. Eine Commission zur Untersuchung der Angelegenheit (mit Labouchère) hatte sich zwar dahin erklärt, daß es nicht allein schädlich, sondern auch in der Hauptsache unausführbar sei, den Briefverkehr Sonntags zu verbieten. Doch das Ministerium gehorchte, und erließ am 23. Juni die Verordnung, das Sammeln und Austragen von Briefen an Sonntagen zu unterlassen. Ein Antrag Locke's, den Beschluß auf die Ashley'sche Motion aufzuheben, blieb in der Minorität. Die Fox'sche Bill, daß der Staat für die Erziehung und den Unterricht sorgen solle, gestützt auf die Thatsache, daß von verheiratheten Personen 31 % männliche und 45½ % weibliche Personen ihren Namen nicht schreiben konnten, gehörte auch in die social-restringirende Richtung, obgleich dies oberflächlich nicht so scheinen mag. Diese Motion wurde aber mit der großen Majorität von 287 gegen 58 Stimmen abgewiesen, da sie ganz dem englischen Selfgovernment widersprach und man ganz richtig bemerkte: Schreiben ist eine Kunst, wie das Tanzen, sie macht nicht das Wesen der Bildung aus; und einexerciren nach Staatsrecepten ist keine Erziehung. An solchen Abstimmungen sieht man, daß in England bei wirklichen Lebensfragen der Freiheit, des Selfgovernment, die Parteien verschwinden, und man nicht daran denkt, gegen die Schreibekunst auf Staatskosten das Regieren auf eigene Kosten zu opfern.

Das Parlament von 1850 ist zu reich und lebendig, als daß wir uns auf ver-

hältnißmäßig untergeordnete Dinge einlassen könnten. Wir erwähnen deshalb nur, daß z. B. am 13. Mai die ziemlich liberale, aber doch hernach sich als ziemlich unbrauchbar erweisende Constitution für Australien fertig ward, und man auch anderweitig sich anstrengen mußte, nach entlegenern Antipoden Staatsgrundgesetze zurechtzustimmen. Andere Zwischenfälle, die ihrer Zeit die ganze Welt beschäftigten, wie das Attentat eines ehemaligen Lieutenants Pate auf die Königin am 27. Juni, der Tod Ludwig Philipp's (26. Aug.), das parlamentarische Attentat Lord Brougham's auf den preußischen Gesandten, Ritter Bunsen (Ende Juni), stehen eben auch ganz isolirt da, und haben mit der Geschichte Englands nichts zu schaffen. Blos ein Unglücksfall war zugleich ein wirklich historischer. Der tödtliche Sturz R. Peel's vom Pferde am 2. Juli raubte Großbritannien seinen größten und edelsten Staatsmann, dem Parlamente die energischste Persönlichkeit, dem Freihandel die wichtigste Autorität, und einer Partei den ehemaligen geistvollsten Führer, der er 23 Jahre lang gewesen war. Das Unglück erwies sich aber als ein persönliches. Der Reformator war gestürzt, die Reformen erhoben sich immer kräftiger und Segen bringender. Es war die Schuld seiner Nachfolger und Jünger, der Peeliten, daß sie nicht rascher und reichlicher Früchte und Consequenzen trieben. Am 28. Juni hatte Peel zuletzt gesprochen, und zwar charakteristisch folgende Worte, die wir als seinen letzten Willen an England und sein bestes Denkmal herausheben: „Ich habe das Ministerium unterstützt, weil ich dessen Politik in innern Angelegenheiten von ganzem Herzen billige. Ich denke, die Politik desselben ist hier eine liberale und gewissenhafte Politik gewesen. Ich stimme mit ihnen überein, und muß es hier mit Nachdruck wiederholen, daß in Bezug auf die Principien der Handelspolitik der Friede und die wahren Interessen des Landes hauptsächlich auf dieser Politik beruhen." Die Trauer und der Schrecken über den Tod des großen, auch von Feinden hochgeachteten Mannes war im ganzen Lande tief und allgemein. Beide Häuser vertagten sich am 3. Juli einstimmig, um ihrer tiefen Erschütterung und Trauer durch die Geschäfte keine Gewalt anzuthun.

R. Peel hatte noch an den Debatten über die griechische Frage den lebhaftesten Antheil genommen. Sie gelten als die wichtigsten und intensivsten der ganzen Session. Wir müssen deshalb auf die Umstände, aus welchen sie hervorgingen, und welches deren eigentliches Pathos war, besonders aufmerksam machen. Die Freihändler und Liberalen sowol als die Restrictionisten machten während dieser Session noch Jeder einen Versuch, principiell und in parlamentarischer Form zu einer entscheidenden Stellung zu gelangen. Die Restrictionisten wollten das Ministerium stürzen und zugleich dem Continente zeigen, daß er in England auch Freunde habe. Die Liberalen versuchten, im Wahlrechte mit dem Ackerbauinteresse gleichgestellt zu werden. Beide Versuche mislangen in dieser Form, weil der praktische Inhalt für dieselbe im Volke noch nicht ausgebildet war. Und es war praktisch, es war englisch, daß man weder dem Despotismus noch dem Liberalismus ein formales und officielles Vorrecht gab. Am 17. Juni trat Lord Stanley, nach gehöriger Vorbereitung, mit einer Attaque gegen das Ministerium und besonders gegen das von Lord Palmerston in auswärtigen Angelegenheiten, speciell in der griechischen Frage (Pacifico) beobachtete Verfahren auf, und zwar ganz unzweifelhaft zu Gunsten der continentalen Politik. Was in der innern Politik, im Freihandel, wegen der Scheu vor der öffentlichen Meinung nicht möglich gewesen war, das suchte das Oberhaus in der auswärtigen Politik zu leisten. Stanley's Angriff erhielt eine Majorität von 37 Stimmen. Dieses Mistrauensvotum des Oberhauses ward jedoch durch die Debatte über den Roebuck'schen Antrag im Unterhause effectvoll neutralisirt. Roebuck fragte die Minister, ob sie etwas auf das Resultat des Stanley'schen Antrags geben wollten. Es folgte die lebhafteste, fünf Nächte hindurch geführte Debatte mit der berühmten fünfstündigen Rede Palmerston's über die griechische Angelegenheit und mit der berühmten Ehrenerklärung, die Russell dem Lord Palmerston gab. Palmerston sei kein russischer, kein östreichischer, er sei ein englischer Minister, und als solcher

habe er mit seiner vollen Zustimmung gehandelt. Die Abstimmung über den Roebuck'schen Antrag war eine Entscheidung, ob das Unterhaus für Stanley, Rußland und Östreich gegen Palmerston und den Liberalismus Partei nehme: sie ergab 46 Stimmen (310 gegen 264) für das Ministerium gegen den Stanley'schen Restrictionalismus im Oberhause. Es kam hier nicht darauf an, die Palmerston'sche Diplomatie zu kritisiren; es galt nur, dieselbe gegen parteiliche Zumuthungen in parlamentarischen Schutz zu nehmen.

Der parlamentarische Feldzug der Liberalen am 9. Juli, durch den Locke-King'schen Antrag eröffnet, den Städten eine mit dem Lande (den boroughs) gleichweite Wahlberechtigung zu erringen (10 Pfund Rente), hatte ebenfalls eine Niederlage zur Folge: der Antrag fiel mit 159 gegen 100 Stimmen. Die Foderung Locke-King's und der Liberalen war vernünftiger als viele andere Ansprüche der Liberalen. Dennoch ward sie abgewiesen, weil ein großer Theil der Freihändler in der formalen Politik nicht liberal ist, auch die socialen, restringirenden Ansprüche und Theorien unter den englischen Arbeitermassen diese Erweiterung des Wahlrechts im praktischen Interesse der Freiheit sehr bedenklich erscheinen ließen. Das allgemeine Wahlrecht gehört nicht wesentlich zur politischen Freiheit. Ein uncultivirtes, über seine und die Gesammtinteressen nicht klares Volk wird das allgemeine Wahlrecht, wie es stets geschah, immer wieder zur Zerstörung der Freiheit benutzen. Die englischen Arbeiter waren aber gerade damals ungemein thätig, die gewerbliche und sociale Freiheit für ihr misverstandenes Interesse gegen Andere zu beschränken.

Auch in confessioneller Beziehung zeigte sich das Unterhaus für eine Ausdehnung der Emancipation noch nicht reif. Rothschild erschien am 26. Juli im Unterhause als Vertreter der City von London und verlangte als Jude vereidigt zu werden. Judenemancipation und Eidesreform waren blos aufgeschoben worden. Vielleicht dachten Russell und die Wähler in der City, diese beiden Reformen durch Rothschild's Auftreten zu beschleunigen. Man vertagte die Debatte über Rothschild's Anspruch, und nahm dann die Hume'sche Motion, man solle den Juden aufs Alte Testament schwören lassen, mit 113 gegen 59 Stimmen an. Am 30. Juli leistete Rothschild seinen Eid, verweigerte aber die Worte: „on the true faith of a Christian" nachzusprechen. Der Vertreter des protestantisch-christlichen Staats bestand jedoch darauf, und obgleich Hume klar und derb genug auf den „nonsense" dieser Foderung aufmerksam machte, konnte man sich doch nicht überzeugen, daß der für Rothschild bindendste Eid zuverlässiger sei als einer, der für ihn gar nichts Verbindendes haben konnte. Die Engländer, im praktischen Leben ungemein klug und menschlich, sind auf kirchlichem und confessionellem Gebiete durchweg beschränkter und peinlicher als andere civilisirte Völker. Es liegt in ihrer bisherigen Erziehung, in ihrer Kirchengeschichte, in der eigenthümlichen Verkümmerung ihres Protestantismus, wie er in der Hochkirche erscheint. Doch England kann vorläufig ebenso gut ohne Rothschild im Unterhause bestehen wie Rothschild ohne Unterhaus.

Am 15. Aug. ward das Parlament, eins der längsten und thätigsten, von der Königin geschlossen. Man hatte 153 Bills in Betracht gezogen, 95 eingebracht, 17 vertagt oder abgewiesen, 70 zu Gesetzen erhoben, und mehr als 1100 Stunden parlamentarisch gearbeitet. Das Hauptergebniß war die Ausbreitung der moralischen und praktischen Siege auf dem Gebiete der Peel'schen Gesetzgebung, der Sicherstellung gesunder Handelspolitik gegen die massenhaften und leidenschaftlichen Angriffe der Restrictionisten. Man hatte nicht nur Australien mit bessern Regierungsmaßregeln versehen, sondern auch den leidenschaftlichen Feinden gegenüber genug gethan, Civilisation und Verkehr weiter zu befreien, die Rechtspflege in etwas zu verbessern, das Wahlrecht in Irland auszudehnen, die Handelsflotte zu vervollkommnen und manchen localen Beschwerden abzuhelfen. England, durch die Peel'schen Reformen auf neue Bahnen getrieben, war durch das Parlament frei und selbstthätig auf denselben weiter gekommen. Parlamentarisch waren keine großen Siege errungen

worden, aber die neue Zeit Englands hatte inzwischen angefangen, ihre hoffnungsreichen Blüten zu treiben.

Die Entstehung und die Fortschritte des Krystallpalastes für die Industrie und Cultur aller Völker hatte das ganze Jahr hindurch nicht nur in England, sondern auch auf der ganzen civilisirten Erde ein freudiges, thatkräftiges Gefühl des Friedens und der Harmonie erweckt und genährt, wie es in der Geschichte der Völker bisher ganz unbekannt gewesen war. Noch selten hatte eine Macht, eine Idee in der Entwickelung der Menschheit so allbelebend, so allbefriedigend gewirkt. Der neue Culturtempel war schon von seinem Anfange an so gewaltig, daß nur die beschränktesten Köpfe in der Aristokratie, wie der Capitän Sibthorp und einige alte Kirchenlichter, es wagten, sich vor allen Parteien und Völkern durch Opposition gegen denselben lächerlich zu machen. Der Krystallpalast war mehr als alle Reformbills und Wahlrechtserweiterungen, mehr als alle parlamentarischen Siege der Urbanität über Aristokratie und Rusticokratie. Die erste große friedliche und festliche Wirkung des Krystallpalastes offenbarte sich in einem Riesenfestessen beim Lord-Mayor von London am 21. März 1850, das alle Größen des Landes vereinigte, und dessen König unwillkürlich der deutsche Prinz Albert ward. Der zweite große Tag war der 7. Sept., die Grundsteinlegung. Man konnte dieses Fest nicht eine Grundsteinlegung nennen. Es sollte zum ersten mal mit Glas und Eisen ein Tempel der Weltcultur gelegt werden, mehr denn 1300 Fuß länger und 400 Fuß breiter als der größte Tempel Großbritanniens. Am 7. Sept. wurden feierlich die ersten Eisenröhren des Krystallpalastes aufgerichtet.

Unter diesen Verhältnissen klangen die Gerüchte und Nachrichten von Rüstungen und Völkerkriegen doppelt barbarisch und mistönig vom Continente herüber; sie beunruhigten das civilisirte England den ganzen Herbst hindurch. Doch erhob sich manche Stimme kräftig und erklärte zur Ehre der civilisirten Menschheit, die Macht der Völker, die selbst keinerlei Krieg wollten, sei zu groß geworden, als daß es die Macht der Diplomaten wagen könnte, Völkermassen zum Verderben Aller gegeneinander zu treiben. Auch eine päpstliche Bulle an die Gläubigen in England, im November, und die Wühlereien und Verschwörungen des Ultramontanismus in Irland erregten das böse Blut, das in England gegen alle Arten von „Popery" schon so oft schlimm genug aufgewallt war, wieder in einem nicht geringen Grade.

Der Krystallpalast und die Mitte des Jahrhunderts.

Das 19. Jahrhundert, dessen Anfang mit barbarischen Kriegen erfüllt war, das zum Schluß seiner ersten Hälfte blutige innere Wirren und Erschütterungen der Continentalstaaten aufzuweisen hatte, sollte auf der Höhe seiner Mitte das Wunder eines allgemeinen Friedens- und Culturtempels sehen. Der Krystallpalast, sollte contractlich am letzten Tage des Jahres 1850 vollendet sein. Nur die kleinlichen Verfolgungen einer gewissen Aristokratie verhinderten ihn daran, nöthigten zu einer Veränderung und Verschönerung des ursprünglichen Plans (um die großen Bäume zu erhalten, mußte der Transept erfunden werden), und verzögerten so die Vollendung um einen Monat. Wie die Opposition gegen seine Entstehung, führte später auch das Todesurtheil über ihn nur zu einer schönern, zukunftreichern Existenz. Die neue Stätte und Bestimmung, die er im Parke von Sydenham gefunden, erhebt ihn unzweifelhaft zum ersten und inhaltreichsten Wunder der Welt. In der verflossenen Hälfte des Jahrhunderts war es der höchste, aber thörichtste Plan des größten Mannes auf dem Continente, das Eisen, die Kohlen und die Cultur Großbritanniens vom übrigen Europa auszuschließen; England begann die andere Hälfte des Jahrhunderts damit, den Gewerbe- und Kunstfleiß aller Völker der Erde in dem wunderbarsten Sonnentempel zu olympischen Spielen der Concurrenz und gegenseitiger Belehrung und Vervollkommnung einzuladen. Von allen Richtungen der Windrose, von allen Häfen der Welt her steuerten Schiffe nach diesem neuen Brennpunkte der Weltcultur. Alle hatten dafür gearbeitet, und Jeder seine schönste Kraft, seinen Erfindungsgeist, sein bestes Wissen und Können angestrengt, um diesen ersten Friedenstempel ausschmücken zu helfen.

Da stand er nun plötzlich offen für Alle, leicht wie ein sonniges Luftgebilde, und doch so fest und sicher, früher nicht geahnt oder für möglich gehalten, jetzt in Wirklichkeit und Vollendung. Doch Einer hatte ihn geahnt, hatte ihn prophezeit — R. Peel. Dieser Mann muß im Grunde als der erste Schöpfer des Krystallpalastes angesehen werden. Er schuf die Bedingungen für sein Werden, ideell und ganz speciell praktisch durch die von ihm so bedeutungsvoll befürwortete und durchgesetzte Aufhebung der Glassteuer, womit er seine Finanzreformen 1845 eröffnete. In seiner betreffenden Rede kommt wörtlich folgende Stelle vor: „Wenn Sie diesen Artikel (Glas) von der Steuer befreien, so ist es noch schwer vorauszusehen, erstens zu welcher Vollkommenheit man dieses schöne Gewerbe bringen werde, und zweitens, zu welchen neuen Zwecken Glas, erzeugt durch unser eigenes Geld und Geschick, verwendet werden mag. Ich halte in meiner Hand eine Uhr mit einer Feder von Glas, statt von Stahl. Das Ergebniß eines Versuchs in den nördlichen Meeren mit Chronometern mit Glas- und andern mit Stahlfedern fiel durchaus zu Gunsten der erstern aus. Auch habe ich neulich in einer französischen Zeitung gelesen, daß man in Frankreich Röhren für Wasserleitungen von Glas macht, die 30 % weniger kosten als eiserne, und einen größern Druck von außen ertragen können als Eisenröhren, und in Bezug auf Gesundheit (des Wassers) durchaus den Vorzug verdienen. Das geschieht, wohlverstanden, in einem Lande, wo die Fabrikation des Glases und der Handel damit vollständig frei ist. Man denke sich alle Gegenstände, die zwischen diesen gläsernen Wasserleitungen und einer Uhrfeder von Glas liegen, und man wird sagen können, für welche Zwecke dieses Fabrikat noch angewendet werden mag, wenn es vollständig von der jetzigen Steuerlast befreit sein wird." Man kann sich des Gefühls des Schmerzes nicht erwehren, daß es diesem ahnenden Scharfsinne, diesem edlen Reformator nicht vergönnt war, die glänzendste Verwirklichung seiner dunkeln Ahnung noch zu erleben. Doch selten überlebt ein großer Mann sein Denkmal. Der Krystallpalast aber ist zugleich das wahre Denkmal R. Peel's, das herrlichste, das je einem unsterblichen Verdienste gesetzt ward. Zugleich ist es freilich der erste, der kleinste Tempel der erst beginnenden Friedens- und Freihandelspolitik. Wir haben Grund, mit freudigem Stolze auf die andere Hälfte des Jahrhunderts zu blicken, wenigstens mit diesem sonnigen Auge der Weltcultur vom grünen Hydepark aus.

England sah mit Befriedigung zurück auf die verflossene Hälfte des Jahrhunderts. Die Bevölkerung betrug 1790 in England und Wales 5 Millionen, in Schottland 1, in Irland 2; 1801 schon 8,887000, 1,560000 und 5 Millionen. Sie war bis zu Ende des Jahres 1850 auf 18 Millionen, 2,870000 und 8,130000 gestiegen. Die Exporte, 1800 im Werthe von 24,394000, betrugen 1849 nicht weniger als 190,101000 Pfund Sterling, und waren also um 682 % gestiegen; die Importe von 28,257000 bis 1846 auf 83,330000 oder um 194 %. Welch eine ungeheure Wertherhöhung durch die Industrie! Welch ein Beweis zugleich gegen die Thoren der „Handelsbilanz". In den einzelnen Hauptartikeln ist das Verhältniß folgendes:

	1800.			1849.	Zunahme.
Ausfuhr von Baumwollenstoffen	72,000000	Yards		1233,500000	1599 %.
Kohlenconsumtion (1817) . . .	15,600000	Tons	(1846)	38,400000	244 „
Roheisen gewonnen	150000	„	(1846)	11,750000	1060 „
Tonnengehalt der Schiffahrt . .	3,337000	„		11,500000	244 „
Seideneinfuhr	1,167000	Pfund		5,618000	381 „
Wolleneinfuhr	8,615000	„		75,000000	771 „
Einfuhr roher Baumwolle . . .	56,000000	„		700,000000	1150 „

Die Bevölkerung hatte sich verdoppelt, die Einfuhr verdreifacht; die Ausfuhr war um das Achtfache und die Production überhaupt um mehr als das Zehnfache gestiegen. Also welch eine Wertherhöhung zugleich jedes einzelnen Menschen durch Industrie und Cultur! Der Werth des realen Eigenthums, 1803 auf 967 Millionen Pfund Sterling geschätzt, hatte schon 1842 den Werth von 1820 Millionen.

Die Consumtion von Fleisch war nach M'Culloch durchschnittlich auf jeden Kopf um das Doppelte gestiegen. Nach Finlaison, der ersten Autorität in der medicinischen Statistik, starb noch 1805 eine Person von 41, 1849 blos eine von 46. Im Jahre 1811 begrüßte England sein erstes Dampfboot, 1848 schon 1253, darunter die größten Seeschiffe. Von der Zunahme des Volkswohlstandes legt auch die Eisenbahnstatistik Zeugniß ab. Im Jahre 1849 fuhren 7 Millionen erster, 23 Millionen zweiter und 16 Millionen dritter Classe, über 17 Millionen mit den wohlfeilsten (Parlaments-)Zügen. Die sogenannten Armen übertrafen also die Reichen im Verhältniß von 5 zu 1.

Will man die Geschichte Englands während der ersten Hälfte des Jahrhunderts in einem Worte haben, so heißt sie: Reformatorische Zerstörung des Feudalismus, praktisch durch Cultur und Industrie, nicht formell und gewaltsam. Der Sieg und Cultus dieser nicht herrschenden, sondern regierenden modernen Macht der Geschichte repräsentirte sich in R. Peel und dem Krystallpalaste.

Die große und erste Industrieausstellung aller Völker ward Donnerstag den 1. Mai 1851 von der Königin, den höchsten Personen des Staats und der Hochkirche officiell eröffnet und religiös geweiht. Die Königin, so sehr sie auch mit dem Prinzen Albert das Unternehmen begünstigt, hatte anfangs wenig Neigung verrathen, es in ihrer Eigenschaft als Königin zu eröffnen. Die Presse aber bestand darauf, und die „Times" sprachen kurz vor dem 1. Mai: She will go! Und sie ging! Vor ihr war der Herzog von Wellington erschienen und mit einer beinahe leidenschaftlichen Begeisterung begrüßt worden. Es war allerdings ein erhebender Anblick, den größten Helden der Schlachten im verblichenen halben Jahrhundert, umweht von den Fahnen und Flaggen und dem friedlichen Fleiße aller Völker, so bereitwillig der Glorie einer andern, bessern Zeit huldigen zu sehen. Die Feierlichkeit der Eröffnung fand vor 30000 Zeugen aller Völker und Stände (auch letzteres hatte die Presse allein durchgesetzt) statt, worunter manche Helden des Kriegs sich befanden, um persönlich die Überwindung des Mars durch die städteschützende Pallas-Athene zu bekräftigen. Von den 2½ Millionen Bewohnern Londons und den zahllosen Fremden waren die Meisten auf den Beinen. Die Aristokraten und Diplomaten hatten schreckliche Scenen der Unordnung und Zerstörung von dem entfesselten „Mob" in dem polizei- und militärarmen England für diesen Tag vorher verkündet; aber es brach nicht eine Scheibe, und die Polizei hatte weniger zu thun als an irgend einem Tage. Die Scenen der Demüthigung und der Inhumanität beschränkten sich an diesem Tage auf das — Unterhaus, wo Christen gegen Juden, Hochkirchler gegen Dissenters, Engländer gegen Irländer und fanatische Helden der Bigoterie über allgemeine Gottlosigkeit sprachen, ehe sie die Judenbill passiren ließen.

Am 1. Mai hatte der „Mob" die Welt noch bestehen lassen, um sie, wie die Aristokraten wieder prophezeiten, am 26. Mai, dem ersten Schillingstage, desto gründlicher zu zerstören. Auch diesmal strafte das Volk die Aristokratie Lügen. Der Krystallpalast wurde sogar nur sehr mäßig gefüllt: Einer hatte sich vor dem Andern gefürchtet. Die Weissagungen der Aristokratie wiederholten sich noch einige mal; doch das Volk, fremdes und einheimisches, blieb den ganzen Sommer so hartnäckig fromm im Krystallpalaste und um ihn herum, daß die Polizei von den 6,201826 Menschen, welche ihn besuchten, nur 25 zu arretiren brauchte. Man muß die Andacht erweckende, erhebende, veredelnde Wirkung dieses Tempels mit erlebt und erfahren haben, um mit voller Überzeugung sagen zu können: der Bau hat sich selbst geschützt, ein Volk das andere, ein Product und ein Fabrikat das andere. Jeder Mensch wurde sittlich und industriell besser in diesen Räumen.

Zu den erquicklichsten Scenen, welche die Ausstellung bot, gehörte die Mischung der Völker, ihrer Sprachen, und das eifrige Bemühen, sich zu verständigen und zu befreunden. Der Krystallpalast war der wahrhafte Gegensatz des Thurmbaus zu Babel und die beginnende Lösung der Sprachen- und Interessenverwirrung. Außer-

dem die unzähligen Wallfahrten von Associationen, Arbeitergruppen und ganzen Gemeinden mit ihren Magistraten und Predigern an der Spitze, und das eifrige, andächtige, ausdauernde Studiren Einzelner und Massen von Arbeitern!

Was das Unternehmen in finanzieller Beziehung betrifft, so war der Zweifel an der Rentabilität desselben bald gehoben. Von den 505107 Pfund Sterling, welche eingenommen wurden, waren 150000 Pfund, weit über 1 Million Thaler, reiner Überschuß. Für die sittliche Cultur des englischen Volks legt auch der Umstand, daß falsches Geld größtentheils an den Tagen eingenommen ward, an denen das Entrée 5 Shilling kostete, das günstigste Zeugniß ab. Von den 17000 Ausstellern bekamen 2918 Preismedaillen, 170 erste Preise (council-medals). Mit letztern wurden nur Erfindungen und Verbesserungen von großer Wichtigkeit bedacht. Die ausgestellten Gegenstände waren in 34 Classen getheilt, und jede derselben einer aus gleichen Theilen von Engländern und andern Nationen gebildeten Jury überwiesen worden. Die 34 Juries bildeten sechs Gruppen (nach der Verwandtschaft der Industrien); jede mit einem aus ihrer Mitte gewählten Präsidenten. Für Bildung und Fällung von Urtheilen und Zuerkennung von Preisen unterstützten sich die Juries aus ihren Gruppen, die zudem noch von besondern Deputirten unterstützt wurden. Die Juries haben mit dem größten Eifer und mit heldenmüthiger Ausdauer gearbeitet, den ungeheuern Stoff so zu bearbeiten, daß richtige Preisvertheilungen ermöglicht werden konnten. Nur das Ungeheure des Materials war Ursache, wenn hernach Einzelne anscheinend mit Recht über Vernachlässigung klagten. Die Zahl der Besucher stieg an vier Tagen über 100000. Auf einen Tag, Anfangs October, fiel das Maximum von 109915 Besuchern.

Die Ausstellung wurde am 15. Oct. definitiv in ähnlicher Weise, wie sie eröffnet worden war, und durch eine religiöse Feierlichkeit geschlossen, oder vielmehr nun erst für die praktische Culturgeschichte der Menschheit eröffnet. Die Eindrücke, Lehren und Studien, welche über sechs Millionen Menschen in alle Welt mitnahmen, wirken wol noch, größtentheils nicht besonders wahrnehmbar, für die Völkergeschichte im Großen. Was England betrifft, so hat es am meisten gelernt: es ist bescheidener geworden in seinem industriellen Stolze, und hat andere Völker achten lernen müssen, deren fast jedes England in dieser oder jener Production und Fabrikation übertrifft. Diese Erkenntniß und praktische, industrielle und mercantile Anerkennung der Eigenthümlichkeiten und Vorzüge einzelner Völker führt eine richtige Theilung der Arbeit im Großen und die Nothwendigkeit des freien Austausches herbei, welche die Interessen der Völker aneinander knüpft und in solche Harmonie bringen muß, daß man Jeden für wahnsinnig erklären wird, der einem Volke zumuthet, es solle das andere im Großen und Ganzen durch Feuer und Schwert vernichten.

Insofern war der Krystallpalast die erste große Akademie für die Kunst und Wissenschaft des ewigen Friedens. Dieser ewige Friede, von Kant zuerst ideell angedeutet, von den Engländern zuerst in einem praktischen Bilde dargestellt, wird von dem germanischen Geiste, von dem seit zwei Jahrtausenden alle weltgeschichtlichen Ideen ausgingen, und welcher England und Amerika schuf und Australien jetzt in die Weltgeschichte ruft, trotz aller Lächerlichkeit, die ihn jetzt noch umgibt, ebenfalls verwirklicht werden. Die Tauben dieses Friedens, mit den Ölblättern Elihu Burrit's im Schnabel, finden jetzt noch wenige Stellen, wo sie Aufnahme finden; aber die Sündflut läuft nach solchen Erfahrungen, wie sie aus der Culturausstellung aller Völker in alle Welt gingen, schneller als je ab. Und Dampf und Elektricität scheuen auch das Wasser nicht und machen es zu „Brücken der Völker".

Das Jahr 1851: das Parlament; die Ministerkrisis.

Das am 4. Febr. eröffnete Parlament bildete einen seltsamen Contrast zu dem vorhergehenden. Es schien, als ob das alte England aus Furcht vor dem neuen England hineingeflüchtet wäre, um darin sein Unwesen zu treiben und seine Un-

wesentlichkeit zu bekunden. Die halbe Session wurde in der Furcht vor dem Papste zugebracht, ein nicht geringer Theil in Furcht vor den Juden. Hätte man die Zucker- und Kaffeesteuer nicht endlich etwas heruntergebracht und die Fenstersteuer abgeschafft, so wäre das Parlament, in welchem noch vor kurzem ein Peel gewirkt, kaum wiederzuerkennen gewesen. Mit der Fenstersteuer war es höchste Zeit schon wegen der größten aller Bauten, die aus lauter Fenstern bestand. Und auch diese Steuer hätte man wol noch beibehalten, wären nicht am 6. Febr. 50 Wagen voll tüchtige Engländer in die Downingstreet zum Minister (Wood) gefahren, um ihm ernstlich als Deputation zu erklären, daß, wenn die Fenstersteuer nicht abgeschafft werde, sie wenigstens nicht mehr bezahlt werden würde.

Von der ersten Sitzung an bis zum 4. Juli beschäftigte man sich hauptsächlich und in oft vier bis fünf Nächte hindurch um Einzelnheiten geführten Debatten mit der „Kirchen-Titel-Bill" (Ecclesiastical titles Assumption-Bill); man nahm die dritte Lesung mit 263 gegen 46 Stimmen an. Solch eine Majorität gegen die katholischen Titel und Ämter und den katholischen Cultus in einem Lande, wo jede kirchliche und politische Confession vollständige Freiheit genießt, solch eine Furcht, daß der Papst in Rom die Krone Englands und den Glauben der Engländer wieder unter seinen Befehl bringen könne, solch ein Haß gegen die „Popery", die schon mehrmals ganz England in die größte Aufregung brachte, wäre in diesem cultivirten Lande, dem Asyle aller Verfolgten, gar nicht zu erklären, wenn der Protestantismus der Engländer, ihre Hochkirche, ihre confessionelle Cultur, nicht gerade als deren schwächste Seite gelten müßte. Der officielle Protestantismus in England ist blos eine andere Popery, und wegen der Gleichartigkeit ihrer Kirche mit dem Katholicismus äußert sich der Haß und die Furcht der Engländer so lebhaft. Während der Industrieausstellung lernten die Engländer, die blos eine Sorte von Kleiderschnitt, blos eine Sorte von Bart unter sich als anständig duldeten, jede Tracht in Bart und Habit vertragen; blos das katholische Priesterkleid nicht. Viele nehmen allerdings an, daß dem Hasse gegen das Papstthum die tiefe germanische Idiosynkrasie gegen den Romanismus zu Grunde liege. Doch will man dies auch zugeben, so bleibt doch die Art, wie Engländer diese Abneigung zeigen, ebenso mittelalterlich als ihre Abneigung gegen die Juden, die sich in dieser Session so lieblos behandelt sehen mußten.

Auf dem praktischen Felde parlamentarischer Parteien bewegten sich die Kämpfe um Verwerfung der zur fixen Idee gewordenen Foderung von Trost und Schadenersatz für die Grundbesitzer und Farmer, die von D'Israeli eingebracht und am 13. Febr. mit 14 Stimmen abgewiesen wurde. Ferner gehörten hierher der Antrag auf endliche Regulirung der Holzsteuer, deren Herabsetzung von 15 auf 7 Shilling 6 Pence am 14. April ohne Opposition angenommen ward. Letztere Maßregel mußte allerdings als bedeutendes Zeichen von der Zunahme volkswirthschaftlicher Bildung gelten, da sich ein Antrag des Ministeriums im Jahre 1841, diese Steuer von 50 auf 40 Shilling herabzusetzen, als der gröbste Exceß von Freihandelsideen bekämpft sah. Endlich wurde die Zuckerfrage nach der letzten hartnäckigen Anstrengung der Restrictionisten am 5. Juli dahin entschieden, daß der Plantagenzucker mit 10 Shilling für den Centner, anderer Zucker vorläufig mit 14 Shilling besteuert bleiben, aber binnen drei Jahren ebenfalls bis zu 10 Shilling erniedrigt werden solle. Welche Bedeutung man in dieser Session dem formalen politischen Wahlrechte beilegte, zeigte sich am 13. Mai, wo sich zu einer bevorstehenden Discussion darüber nur 21 Mitglieder eingefunden hatten. Freilich kam dazu die vorhergegangene Ministerkrisis und die Industrieausstellung. Es hieß sehr oft während dieses Sommers: „No house!"

Die Frage, ob Juden für fähig erklärt werden sollten, im Parlamente zu sitzen, die Russell schon so oft in Anregung gebracht, wurde am 3. April endlich im Unterhause zunächst erfreulich dahin gelöst, daß man dem Ministerium mit 264 gegen 68 Stimmen gestattete, eine derartige Bill zur Aufhebung dieser Unfähigkeit einzubringen.

Am 1. Mai wurde die zweite Lesung dieser Bill nach vielem confessionellen Gezänk zwar mit 202 gegen 177 Stimmen angenommen, dafür aber im Oberhause am 17. Juli unter starker, eifriger Leitung des „Vollprotestanten" Grafen von Shaftesbury mit einer Majorität von 36 Stimmen verworfen. Hinter dieser Intoleranz blieb auch nun das Unterhaus nicht zurück. Am 18. Juli erschien der Alderman Salomons, gewählt von Greenwich, im Unterhause und verlangte vereidigt zu werden. Es geschah! Doch mußte er natürlich als Jude auch wieder, wie Rothschild, das „on the true faith of a Christian" nachzusprechen verweigern. Er ward deshalb aufgefodert, sich zu entfernen, was er ebenfalls verweigerte. Dies verursachte großen Aufruhr. Am 21. Juli erschien Salomons wieder, ward wieder aufgefodert, sich zu entfernen und verweigerte es wieder, bis ihn der Sprecher amtlich von dem Serjeant at arms hinausbringen ließ. Man hielt dies für den letzten Act officieller Barbarei; doch mußte erst noch der strafende Arm des „Rechts" über Salomons kommen, und eine Strafe und einen Bannstrahl über ihn verhängen, der um so lächerlicher erschien, als die allgemeine Bildung nicht zuläßt, damit Ernst zu machen.

Erwähnenswerth ist noch die Verlängerung der Einkommensteuer auf blos ein Jahr auf Hume's Antrag (Anfangs Mai), mit einer Niederlage des Ministeriums von 244 gegen 230 Stimmen, die damals auch zu den vielen „harmlosen" gezählt ward. Der Lord-Kanzler wollte fünf Millionen Pfund Sterling nicht von einer jährlich erneuerten Abstimmung abhängig gemacht wissen. Hume beantragte blos die Bewilligung auf ein Jahr, um die Steuer zu vervollkommnen. Die Restrictionisten stimmten dafür, um sie ganz abgeschafft zu sehen und dafür Korn- und indirecte Steuern einzuführen. Ähnliches Schicksal erfuhr der Krystallpalast. Liberale und die Sibthorp'sche Aristokratie stimmten am 24. Juli zusammen für die Erhaltung desselben auf blos ein Jahr.

Es war damals oft von harmlosen Niederlagen des Ministeriums die Rede. Sie waren es auch nach der eigenthümlichen Ministerkrisis im Februar, die sich gerade ein Jahr (1852) später mit Erfolg wiederholte, weil während der Zeit die Partei der Restrictionisten „fähig" geworden, officiell ihre Unfähigkeit darzuthun. Locke-King hatte seinen Antrag auf Ausgleichung des Wahlrechts zwischen Stadt und Land wiederholt, Russell dagegen angetragen, denselben abzuweisen, da er selbst nächstes Jahr eine Reformbill einbringen werde. Der Locke-King'sche Antrag erhielt eine Majorität von 48 (100 gegen 52) Stimmen gegen das Ministerium, welches deshalb (am 20. Febr.) seine Entlassung einreichte. Lord Stanley (Derby) ward gerufen, ein neues Ministerium zu bilden, erklärte aber nach einigen Versuchen, es sei ihm nicht möglich. Jetzt wurde Russell wieder aufgefodert, eine neue Verwaltung zu bilden. Derselbe konnte aber mit den Lords Aberdeen und Graham rücksichtlich der Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhl nicht einig werden und erklärte deshalb ebenfalls, er vermöge kein neues Cabinet zu bilden. Lord Stanley, abermals gerufen, es noch einmal zu versuchen, bekannte nach einigen Versuchen wieder, daß er keine Verwaltung zu Stande bringen könne. Auf den Rath des Herzogs von Wellington ward denn endlich entschieden, daß es beim Alten und das alte Ministerium bleiben solle. Diese Ministerkrisis lieferte den offenbarsten Beweis, daß von den alten Parteien der Geist und die Lebenskraft gewichen. Zu modernen Parteien, der Manchesterschule, den Peeliten, wagte man dem Staate noch nicht zu rathen. Das moderne Element blieb glänzender als irgend etwas außerhalb, im Hydepark vertreten. England war vom 20. Febr. bis zum 3. März ganz ohne Regierung gewesen und hatte es gar nicht gemerkt. Es ging indessen Alles in bester Ordnung weiter. Das Selfgovernment ist hier eine Wahrheit. Deshalb erscheint es im Wesentlichen auch gleichgültig, was die Staatsbuchhalter, die Secretäre der Krone, für einen politischen Glauben haben. Ihr stärkster Glaube kann nicht ein Titelchen an den Aufträgen und Bestellungen der öffentlichen Meinung ändern, wie dies die Restrictionistenpartei ein Jahr später deutlich genug bewies und erfuhr. Am 8. Aug.

wurde das Parlament geschlossen. Das Ministerium Russel nahm eine große Auswahl von Niederlagen, von 1 bis zu 50 und 60 Stimmen, mit sich.

Kossuth; die Staatsstreiche; Walker.

In der letzten Hälfte des Jahres 1851 wurde Großbritannien einige mal recht empfindlich auf seiner friedlichen Culturbahn gestört. Die Revolution in Cuba rief die verschiedensten Befürchtungen und Hoffnungen hervor, die dann freilich mit dem Ende dieser Revolution verschwanden. Nachhaltiger wirkte die Ankunft Kossuth's den November hindurch. Seine Persönlichkeit, durch Thaten und Schicksale in der Ferne mit Reiz umgeben, hob sich noch durch seine feurige, reichliche Beredtsamkeit in englischer Sprache, deren wesentlicher Inhalt sehr klug für die Anschauungsweise und die Interessen der Engländer berechnet war. Er hatte Selfgovernment für sein Vaterland erstrebt! Ein freies Volk consumirt so und so viel mehr englische Ausfuhr als ein unfreies u. s. w. So wußte er von den verschiedensten Seiten her Sympathien zu benutzen und zu erwecken. Southampton, London, Manchester empfingen ihn officiell als den größten Helden und Märtyrer. Weiter läßt sich freilich nicht viel sagen. Die Sympathien erschienen bedeutend, doch verloren sie sich bald und gingen in der Aufregung über den französischen Staatsstreich unter. England hatte sich erst am 29. Sept. durch ein culturhistorisches Freundschaftsband, den submarinen Telegraphen, mit Frankreich verbunden; jetzt stand es auf einmal als der alte, historische Feind in drohendster Stellung ihm dicht gegenüber. Es fuhr ein panischer Schrecken vor Krieg durch die Glieder der englischen Gesellschaft, die so friedlich den Sommer hindurch mit allen Völkern in den Räumen des kosmopolitischen Culturtempels geschwelgt und die Waffengewalt zu Wasser und zu Lande vernachlässigt hatte.

Dazu kam am 22. Dec. ein englischer Staatsstreich; denn nicht geringer erschien die Absetzung Lord Palmerston's, der sowol Kossuth als den Napoleon'schen Staatsstreich anerkannt hatte. Man hielt diese Absetzung für eine wirkliche Invasion der continentalen Diplomatie in die englische, die als besiegt erschien. Dies erhöhte die Aufregung und die Unpopularität des Ministeriums Russell. Die Absetzung Palmerston's hat viel Kopfzerbrechens gemacht; der Grund davon lag aber unstreitig in der Liebe zur Ruhe im Ministerium. Palmerston hatte durch seine diplomatische Interventionslust in aller Herren Ländern dem Ministerium immer viel zu schaffen gemacht, und in letzterer Zeit hatten sich die Klagen und Ansprüche vom Continente her sehr gehäuft und gesteigert. Man wollte Ruhe haben und lieber von der continentalen Politik gar nichts mehr wissen. So entließ man Palmerston im Interesse des Continents und im eigenen. Die spätern Enthüllungen im Parlamente können an diesem Urtheile nichts ändern.

Das Auftreten und die inhaltsvollen, gesunden Reden Walker's in Liverpool und Manchester am Schlusse des Jahres müssen wir erwähnen, indem Walker die Hauptstimmung und Hauptbestimmung jenes Jahres, die Gegenseitigkeit und Harmonie der Interessen zwischen Völkern, in dem bestimmten Falle Englands und Amerikas, mit ebenso großer Beredtsamkeit als schlagender Statistik praktisch nachwies. Die Engländer sahen in Amerika jetzt um so lieber nur eine Art von England, als ihr von Amerika gedemüthigter Stolz im Schnellsegeln, in der Mähmaschine, im Dampfpfluge, überhaupt in den industriellen Instrumenten für die Fabrikation von Bodenproducten, sich nur damit trösten konnte, daß sie von keinem „andern" Volke überwunden worden seien.

Das Jahr 1852: die Invasionsfurcht; die amalgamirte Gesellschaft der Maschinenbauer.

Das Jahr 1852 fing mit einer düstern Ungewißheit und banger Aufregung an, die sich in den neuen Schützenclubs, in unzähligen Meetings, Petitionen und Planen Trost und Sicherheit zu verschaffen suchte. Die Furcht vor einer französischen Invasion steigerte sich; man brachte sie mit einer romanisch-papistischen Invasion

gegen die Kirche und die Stelen in Verbindung. Die Staatsmänner hatten das Land nach außen in dem alten, stolzen Ansehen geschwächt und im Innern durch Nachlässigkeit in Reformen unzufriedener als je gemacht. Die stolze Zuversicht auf die Flotte und das Heer wurde durch grausame Enthüllungen in der Presse gebrochen, und die Landarmee von den „Times" als ein Spott auf die Landesvertheidigung hingestellt. Man fühlte sich dem Lande gegenüber allein, verlassen und mittelbar von allen Großmächten bedroht. Die Aufregung über diese Situation war um so größer, als sie zu den Stimmungen des Ausstellungsjahres im schneidensten Contraste stand. Dazu kam jetzt im Innern eine Art von socialer Bürger- oder Classenkrieg, der an Umfang, Hartnäckigkeit und Gefahr für die innere Cultur und das friedliche Geschäft beispiellos erschien. Derselbe bedrohte alle Gewerbe und jedes Geschäft. Man sah mit Staunen, daß alle Arbeiter mehr oder weniger sich dabei betheiligten und gegen das Capital Fronte machten. Dieser Versuch der Maschinenbauer, sich die Arbeitgeber, das Capital, zu unterwerfen, ist das großartigste und lehrreichste Beispiel socialistischer Praxis, und für Alle, welche sich nicht durch die Einsicht in die nothwendigen Gesetze des Erzeugens, Verzehrens und Verwerthens belehren lassen, um so mehr beweiskräftig, als hier zum ersten mal sich keine staatliche Gewalt in die Entscheidung mischte, sondern sich der Conflict frei von aller äußern Gewalt nur durch die Gewalt logischer Gesetze und der Culturgesetze auflöste. Man hat wol gesagt, daß, wenn die Capitalisten nicht so viel Capital gehabt hätten, sie schwerlich gesiegt haben würden, ohne zu bedenken, daß man damit sich nur von neuem widerspricht und den Kampf von vorn anfängt. Was sind Capitalisten ohne Capital? Arbeitgeber sind für Den, welcher Arbeit, d. h. Lohn, von ihnen empfängt, immer Capitalisten. Die Arbeiter kämpften ja auch mit Capital gegen Capital, nur gegen größeres. Im Grunde genommen wollten sie blos mit ihrem kleinern Vermögen größeres sich unterwürfig machen. Ihre socialistischen Ansprüche hofften blos auf Sieg, weil sie durch 30000 Pfund Sterling unterstützt wurden. Der Sieg des kleinern Capitals über größeres wäre blos durch Gewaltthat und Raub möglich geworden. Aber Niemand wies mit größerer Entrüstung jeden Gedanken an Gewalt und politische Executionen von sich, als diese gebildeten Maschinenbauer. Sie wollten nur durch die Sache selbst, sie wollten als freie, gebildete Männer gegen ebenso gebildete und freie siegen. Und das ist gerade das Hauptinteresse dieses Kampfes, daß er ganz frei von beiden Seiten auf dem Boden der Bildung, der Discussion geführt ward, sodaß den Maschinenbauern mit der empfindlichsten Niederlage noch die vollste persönliche Ehre blieb. Sie litten an einer socialistischen Krankheit, die durch das ganze industrielle England mehr verbreitet ist als in irgend einem andern Lande, wo man um des Socialismus willen schon ganze Generationen unglücklich machte, um sie zu „retten".

Die englischen Maschinenbauer, die wichtigste, gebildetste und am besten bezahlte englische Arbeiterclasse, hatten sich schon seit langer Zeit in ihren verschiedenen Classen, in die sie nach ihrer Arbeitsart zerfallen, für gemeinschaftliche Interessen vereinigt. Sie nannten sich in dieser Vereinigung eine „Amalgamated society". Die 120 Vereine, welche mehr als 12000 Mitglieder umfaßten, schufen sich in London einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, eine Art Präsidentschaft oder Centralregierung (executive council), die aus sieben Personen bestand. Die Vereinszwecke waren ursprünglich rein humaner Natur: Unterstützung in Krankheitsfällen und unverschuldeter Arbeitslosigkeit, für Begräbnisse, Witwen und Waisen. Da 120 Vereine, die sich zu solchen Zwecken noch einmal vereinigen, eine viel größere Sicherheit gewähren, als jeder einzelne Verein vermag, und eine viel größere Capitalkraft als Gemeingut zusammenbrachten, als für die ursprünglichen Zwecke consumirt ward, entstand in der socialistischen Luft, welche fast alle englischen Arbeiterkreise erfüllt, bald der Muth und die Idee, etwas Weiteres zum Besten der Vereinigten zu versuchen, zumal da offenbar drückende Übel und Härten in ihrem schweren Berufe wiederholt dazu auffoderten.

Die sieben Häupter in London, welche wöchentlich einmal in ihrem besondern

Bureau in Whitechapel zusammenkamen, wurden weder von socialistischen Lehren Louis Blanc's, wie die Verleumdung sagte, noch durch andere äußere Einflüsse zu ihren Versuchen getrieben, sondern lediglich durch die Masse Derer, welche sie vertraten. Unter den Arbeitern selbst mögen aristokratische „Jung-Engländer" aus Haß gegen das Capital der Bourgeoisie ihren Einfluß geltend gemacht haben; den viel verleumdeten Sieben aber ist schwerlich ein anderer Vorwurf zu machen, als daß sie eifrig und im Ganzen mit Scharfsinn und Muth die ihnen überkommenen Aufträge auszuführen strebten. Jedes Mitglied dieser Regierung erhielt wöchentlich zwei Shilling, womit allein alle Vorwürfe, die man gegen sie in pecuniärer Beziehung erhob, namentlich gegen den Premier derselben, Newton, in nichts zerfallen. Nur der Secretär, der die Correspondenz mit 120 Vereinen zu führen hatte, bekam wöchentlich zwei Pfund. Diese Männer vollzogen ihre Geschäfte friedlich, verwalteten und vertheilten die Gelder der Vereine gewissenhaft, und, mehrmals zu Rathe gezogen, was in einzelnen Conflicten mit Arbeitgebern geschehen solle, riethen sie stets energisch von sogenannten strikes oder Arbeitseinstellungen ab. Ein Streit der Arbeiter in dem großen Etablissement von Hibbart, Platt und Söhnen in Oldham war durch Vermittelung Newton's so geschlichtet worden, daß sich die Arbeitgeber verpflichteten, gewissen Beschwerden der Arbeiter vom neuen Jahre an abzuhelfen. Diese Beschwerden bestanden im Zuvielarbeiten der Beschäftigten, während andere Maschinenbauer gar nichts zu thun hätten, in Stückarbeit und zu viel Arbeit durch Lehrlinge oder „ungelernte" (unskilled) Leute und zu viel durch die — Maschine. Hibbart, Platt und Söhne hatten sich verpflichtet, eine Zahl „ungelernter" Leute und einen Theil Maschinenarbeit abzuschaffen. Es war im Drange der Arbeit geschehen. Hinterher sahen diese Fabrikherren ein, daß sie auf diesem Wege nicht fortgehen könnten, ohne den Bedingungen ihres Geschäfts zu schaden. Sie weigerten sich also, ihren eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Dies empörte alle Mitglieder der amalgamated society. Letztere beschlossen, Alle für Einen zu stehen, und machten nun die Beschwerde gegen „overtime" und „piecework" (d. h. systematisches, dauerndes Arbeiten über die gewöhnliche Stundenzahl und in „Stücken", d. h. in Übertragung ganzer großer Theile von Arbeit an Einzelne nach einem immer weiter heruntergedrängten Lohnsatze) zu einer allgemeinen gegen alle Arbeitgeber. Die Beschwerde gegen „ungelernte" Arbeiter und die Maschinen ließ man gleich im Anfang des Streiks fallen; doch fürchteten die Arbeitgeber mit Recht, daß sie im Falle ihrer Nachgiebigkeit nachträglich noch erhoben werden würden.

Die sieben Gesellschaftshäupter in London wurden von den einzelnen Vereinen angegangen, die Beschwerden anzubringen und im Namen der ganzen Gesellschaft abzustellen. Aber die Sieben wollten die Verantwortlichkeit für diesen Schritt nicht leichtsinnig übernehmen, und veranlaßten alle 120 Vereine und alle 12000 Mitglieder noch einzeln und besonders darüber abzustimmen. Alle 12000 stimmten, blos mit 16 Ausnahmen, dafür. Jetzt blieb der ausführenden Behörde nichts Anderes übrig, als den großartigsten socialistischen Majoritätsbeschluß nach Kräften geltend zu machen. Sie traten damit an die Öffentlichkeit. Die Wirkung auf die Arbeitgeber und das ganze Volk war eine außerordentliche. So massenhaft und entschieden war noch kein strike aufgetreten. Man kannte die unzähligen socialistischen Arbeitervereine Englands; man kannte deren Sympathien mit den Foderungen der Maschinenbauer; man vereinigte sich schnell, energisch den Angriff auf die Freiheit der Geschäfte abzuwehren. So beschlossen denn die meisten Arbeitgeber der Maschinenbauer, mit dem 10. Jan. alle ihre Geschäfte zu schließen, wenn gegen einen Einzelnen von ihnen die Foderungen der Amalgamirten durch Arbeitseinstellung geltend gemacht würden, sowie die Geschäfte gegen Jeden geschlossen zu halten, der sich nicht feierlich verpflichte, den Anfoderungen der Amalgamirten zu entsagen und aus deren Verbande ganz und gar zu scheiden. Dieser Gegenverein der Arbeitgeber war hart in seinen Beschlüssen und empörte das ganze Arbeiterbewußtsein in England, zumal da die Beschlüsse pünktlich und streng ausgeführt wurden. Aber kein Arbeiter dachte

an Gewalt, und die Regierung bei ihren Rüstungen dachte ebenso wenig daran, diese gegen die Arbeiter zu gebrauchen. Letzteres war blos eine Vermuthung Solcher, welche den großen Conflict nach continentalen Begriffen und Erfahrungen beurtheilten. Der Kampfplatz blieb die Presse, die öffentliche Versammlung; das Arsenal von Waffen bestand in Abhandlungen, Verhandlungen, Deputationen, Abwägung von Gründen und Motiven. Die Presse, die öffentliche Meinung wendete sich entschieden gegen die Arbeiter; doch öffneten namentlich die „Times" bereitwillig ihre großen Spalten auch den längsten Abhandlungen Newton's. Die Beschwerden der Maschinenbauer klangen so wohlbegründet, ihre Foderungen so human und wurden von den Sympathien und aus den Kassen unzähliger Arbeitervereine mit Hunderten von Pfunden unterstützt, daß sie selbst lange zuversichtlich an ihren Sieg glaubten und sich fest und tapfer hielten. Systematisch 14, 16 ja 17 Stunden täglich arbeiten zu müssen, um von dem Überflusse des Lohns die 4000 Mitglieder, die gar keine Arbeit hatten, zu ernähren; Gesundheit und die Möglichkeit geistiger Genüsse (was besonders hervorgehoben ward) aufzuopfern, ohne daß die Früchte des Schweißes den eigenen Familien zugute kamen — das war hart genug. Die Foderung, den Nichtbeschäftigten die Arbeit, die die Beschäftigten zu viel thun mußten, zu übergeben, mit der Versicherung, in Nothfällen dennoch über die Zeit zu arbeiten, klang billig genug; aber die Naturgesetze der Arbeit kennen kein Erbarmen, wie es auch in der Mathematik und Arithmetik keine Humanität gibt. Zudem waren die Arbeitgeber gereizt und fürchteten mit Recht weitere Foderungen. Die Arbeiter hatten es verrathen, daß sie ähnliche „Organisation der Arbeit" im Schilde führten, wie sie auf dem Continente von Gewerberäthen u. s. w. versucht ward. Nichtgelernten und ungeprüften Arbeitern die Arbeit zu untersagen, klang in England sehr polizeimäßig und fremdländisch. Die englischen Arbeitgeber halten den nicht gelernten und nicht geprüften Arbeiter, der die Arbeit ebenso gut macht als der förmlich gelernte, für viel besser und achten ihn höher; denn er hat ja ohne Lehrjahre gelernt, und seine Prüfungen sind seine Leistungen.

Durch den Schluß der Maschinenbauanstalten waren mit einem Schlage 10350 Arbeiter brotlos geworden. Darunter befanden sich unzählige Tagearbeiter und Handlanger, welche nicht zu den Amalgamirten gehörten, also unschuldig litten und in besondern Versammlungen gegen die „Tyrannei der Arbeiteraristokratie" protestirten, sich wieder Arbeit suchten, wie es eben ging, und so den Bruch und Widerspruch der Sache praktisch zu beweisen anfingen. Die 25000 Pfund der Amalgamirten und die reichlichen Zuschüsse mehrer Arbeiter schmolzen bald zusammen, da geradezu eine kleine Armee davon leben mußte. Viele bekamen nicht genug, wurden unzufrieden, unterzeichneten die Bedingungen der Arbeitgeber und — fingen wieder an zu arbeiten. Die Standhaften drohten auszuwandern oder zu cooperiren, d. h. Maschinenbauanstalten als gemeinschaftliches Eigenthum zu gründen. Für beide Zwecke fehlte es aber an Geld; und so löste sich bald der ganze Widerstand in ein Nachgeben auf, wozu die Arbeiter durch das eigene Interesse gezwungen wurden, nicht durch Polizei und Strafen. Dieser Proceß ward sehr gefördert durch einen wohlwollenden, scharfsinnigen Brief Lord Cranworth's, welcher einer der Schiedsrichter sein sollte zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, die man in der Aristokratie gesucht hatte. Cranworth mußte den Arbeitern natürlich Unrecht geben.

Nach 15 Wochen waren die Foderungen und Ideale der Arbeiter logisch und praktisch in ihre Widersprüche aufgelöst, ebenso im Wesentlichen die Amalgamirte Gesellschaft. Das Ergebniß war mit 3,150000 Pfund oder mit 22,000000 Thalern Kriegskosten (so hoch berechnete der „Economist" die Sache) nicht zu theuer erkauft; Gewaltmaßregeln hätten mehr gekostet und das Übel verschlimmert. Jetzt sah man ein, daß Arbeitgeber und Arbeiter nicht zwei entgegengesetzte Classen sind, sondern beide zusammen arbeiten müssen, Jeder als freier Mann, aber abhängig von den großen, ewigen Gesetzen des Angebots und der Nachfrage.

Kriegerische Stimmungen; Rüstungen.

Während des Conflicts mit den Arbeitern litten die Engländer auch an dem panischen Schrecken vor dem „Attila des Socialismus", wie sie Ludwig Bonaparte nannten. Die englischen Arbeiter hatten in einem ihrer Meetings dem Chartisten Jones sogar das Wort verboten, weil sie durchaus nichts von äußerer Gewalt hören wollten. Mitten im höchsten socialen Conflicte vergaß man nie, daß man es mit gebildeten, patriotischen Engländern zu thun habe. Drüben über dem Kanal war dagegen die Soldatengewalt zur Herrschaft gekommen. Eine Prätorianerwirthschaft, meinte man, führt leicht zu Eroberungen nach außen, da die Gesetzlosigkeit im Innern, die Furcht vor sich selbst, nach Betäubung im Kriegslärm sucht. Zudem hieß es, Bonaparte habe schon als Flüchtling in England mehrmals freundschaftlich geäußert, daß ihn seine Bestimmung treibe, einst England anzugreifen. Schon unter der Hinterlassenschaft des gestürzten Ludwig Phillipp hatte man eine ungeheure Menge Kohlen für Dampfschiffe gefunden. Seit lange waren Gerüchte und Befürchtungen von einer französischen Invasion immer wieder gelegentlich hervorgetreten. Man erinnerte sich des Briefs, den Wellington vor wenigen Jahren über den vertheidigungslosen Zustand der englischen Küsten und die Gefahren von Frankreich her geschrieben. Die Presse hatte es Wochen lang Tag für Tag wiederholt, daß England schwach sei, und daß es jede Nacht im Schlafe überfallen werden könne, um es zu einer französischen Provinz mit „allgemeinem Wahlrecht" zu machen. Unsere Soldaten können nicht einmal etwas gegen wilde Kaffern ausrichten! hieß es. Die Soldaten zu Hause haben Jahre lang in einem Capua gelegen; sie können nicht gehen, nicht reiten, nicht schießen und treffen aus den veralteten Gewehren. Ihre hochrothen, geschmacklosen Uniformen machen sie nur zu guten Zielscheiben für die weithintragende Kugel der Franzosen. Unsere Kriegsschiffe liegen in der ganzen Welt herum, um alles Mögliche zu beschützen, nur nicht die Heimat. Den wenigen Schiffen zu Hause, die unter der Admiralität verkommen und verdorben sind, fehlt es an Mannschaft. Auch die Bürger sind durch den langen Friedensgenuß und als Geschäftsleute einestheils verweichlicht, anderntheils stolz und anmaßend geworden, wie die Angelsachsen vor Wilhelm dem Eroberer. So sprach die Presse und verschonte nichts. Und nun schloß man weiter. Bonaparte's unproductive Soldaten können nicht in der Richtung nach Rußland ihrer Nahrung nachgehen. Die Jesuiten, der Celtismus, die Ultramontanen und Romanen treiben sie gegen das letzte Asyl der Civilisation und Freiheit und des germanischen Protestantismus. Wir werden unser germanisches Gewissen, unsere Institutionen zu vertheidigen haben! riefen die „Times". Die Ruhe auf dem Continente erfüllt uns mit Unruhe, schrieb eine Zeitung in Manchester. Man sprach von continentalen Planen, ein Slawenreich mit der Ostsee bis an die Elbe, ein Heiliges römisches bis Sicilien, und ein celtisches mit einer französischen Kaiserkrone über die romanische Halbinsel und England hinweg zu verbreiten. Die Jesuiten und Puseyiten, die Papisten und Romanen waren durch ganz Europa und mitten in England äußerst thätig.

So ward es in England bald allgemeines, energisches Nationalgefühl, daß man nicht blos Silbergeschirr und Familien, nicht blos alte, ehrwürdige, schwer errungene politische Institutionen, sondern die ganze Civilisation gegen Barbarei, den Protestantismus und Germanismus gegen Absolutismus und Ultramontanismus zu vertheidigen habe. Man dachte dabei nicht selten auch an die Niederlage Palmerston's, den man für den eigentlichen Repräsentanten englischer Ehre nach außen hielt, und die der Volksglaube einem Siege des Continents über englische Staatsmänner zuschrieb. Ein feiges, uncultivirtes Volk müßte schon durch solche Gespensterheere besiegt werden! Der edle, angelsächsische, zähe, persönlich freie und muthig und wohlhabend auf eigenen Füßen stehende Volksstamm erhob sich, so zu sagen, wie Ein Mann. Jeder fühlte Heldenmuth in sich, den man übrigens auch sonst bei jedem einzelnen, auch dem niedrigsten Engländer privatim noch in voller Kraft und Blüte findet. Die Ermannung war schnell, rüstig und allgemein. Überall bildeten sich frei-

willige Schützenvereine (rifle-club), und die Schieß- und Exercierübungen gingen durchs ganze Land und alle Stände. Derbe Shopkeepers riefen in Meetings gar: We want war! Wir brauchen Krieg! Wir wollen ihnen zuvorkommen, wir wollen Krieg anfangen, um den Frieden zu sichern! Diese kriegerische Stimmung war eine Zeit lang ziemlich allgemein und beruhte auf der Voraussetzung, daß England, daß die Civilisation und der Germanismus nicht eher Ruhe und Ordnung für Arbeit und Production, nicht eher Bürgschaft für friedliches Erwerben und Lebensverschönerung erlangen könne, bis die feindlichen Mächte dieser Civilisation vollständig gedemüthigt wären.

Das Ministerium Russell, ein Theil der Aristokratie und Fabrikbourgeoisie und die Friedensfreunde dachten freilich ganz anders. Russell hatte Palmerston offenbar entlassen, um dem Continente einen Gefallen zu thun und dessen Schwerterspitzen abzustumpfen. Ein Theil der Aristokratie fürchtete einfach das Pulver, oder war in seinem normännischen Blute nicht abgeneigt, etwas Celtismus und alleinseligmachenden Glauben, etwas „starke" Regierung über die reichen, fleißigen, fabricirenden und freihändlerischen Angelsachsen einführen zu helfen. Ein Theil der Fabrikbourgeoisie dachte und sagte: Krieg kostet Geld und stört uns das Geschäft und den Absatz, also Frieden um jeden Preis! Daß der einseitige, abstracte Industrialismus, wie er in England unter der sogenannten Bourgeoisie allerdings ganz besonders ausgebildet ist, hier bereit schien, um des Geschäfts willen das Vaterland der Gnade seines Nachbars zu empfehlen, darf nicht unerwähnt bleiben. Wir müssen hier auch an den „Südsachsen" in den „Times", hinter welchem der brave Cobden steckte, erinnern, welcher die Partei des einseitigen Industrialismus und des abstracten, bürgerlichen Freihandels ziemlich unverhohlen vertrat. Als wenn Freihandel unter unfreien Verhältnissen, unter Absolutismus und Militärherrschaft denkbar wäre! Freihandel heißt blos Freiheit und Civilisation nach der einen materiellen Richtung hin. Diese Richtung ist nicht möglich, wenn die Freiheit im Ganzen fehlt. In England nun faßt sich die Freiheit zusammen in der öffentlichen Meinung, d. h. in der Summe und dem gereinigten Extract aller Meinungen und Richtungen. Die öffentliche Meinung aber stellte die Engländer vor ihre Thüren hin mit Schießgewehren und allerhand weniger cavaliermäßigen Waffen, sogar Knitteln und Heugabeln, und sagte: Wer uns in unserm friedlichen Thun und Treiben für die ganze Welt stört, und uns Haus und Hof, Familie und Geschäft, Eisenbahnen und Kanäle antastet, den schlagen wir als gemeinschädlich todt! Der Engländer ist der friedlichste Mensch von der Welt. Doch hat er durchweg starken persönlichen Muth und große Körperkraft, da er gut und regelmäßig lebt, ordentlich arbeitet und sich durch keine Leidenschaften auszehren läßt. Er hätte Wort gehalten! er wird sich zeigen, wenn man ihn zwingt, seine Kraft in kriegerischer Weise darzuthun!

Die öffentliche Meinung nöthigte das Ministerium zu rüsten. Es wurden Schiffe verproviantirt und mit Mannschaft versehen, auswärtig beschäftigte Kriegsdampfer zurückgerufen, Arsenale und Küstenbefestigungen revidirt und reparirt, neue Gewehre bestellt und verschiedene Gattungen probirt, um danach die alten Musketen zu reformiren oder ganz abzuschaffen, und, was die Hauptsache war, dem Selbstvertheidigungstriebe des Volks keine Hindernisse in den Weg gelegt.

Bei diesen Rüstungen traten manche Vernachlässigungen an den Tag. Namentlich wurde von der Presse fleißig gerügt, daß die Admiralität, größtentheils aus alten reichen Herren bestehend, die Flotte vernachlässigt, das Geld dazu aber reichlich verbraucht hätte. Große Entrüstung rief besonders eine Entdeckung, die man mit dem für die Marine contractlich von Galacz aus gelieferten, hermetisch verschlossenen Fleischbüchsen (preserved meat) machte, im ganzen Lande hervor. Ein gewisser Goldener hatte seit 1847 Contracte mit der Admiralität zur Lieferung dieses Fleisches gemacht. Schon seit Jahren hatte man Klagen gegen die Unreinlichkeit und Verdorbenheit dieser Fleischbüchsen geführt, ohne daß sich die Admiralität dadurch bestimmen ließ, für besseres Fleisch zu sorgen oder mit einem Andern Contracte einzugehen. Im Januar

1852 war es den Bewohnern von Portsmouth, wo die Fleischbüchsen aufbewahrt wurden, zu arg geworden. Die ganze Nachbarschaft empörte sich über den pestilenzialischen Geruch, der aus dem Vorrathshause drang, sodaß sich die Admiralität endlich genöthigt sah, eine Untersuchung anzuordnen, die lange Zeit mit Lebensgefahr fortgesetzt ward und damit endete, daß von 6378 Büchsen 5468 ganz unbrauchbar gefunden und ins Meer versenkt werden mußten. Über 2000 hatte der Lieferant schon vorher zurückgenommen. Der Mangel an Concurrenz, die monopolisirte Admiralität und der monopolisirte Contrahent hatten dem Volke in diesem einzigen untergeordneten Falle mehr als 300000 Thaler gekostet, die thatsächlich ins Wasser geworfen wurden. Einer der steinalten Admirale, Ommaney, hatte außerdem einen empörenden Beweis von Nachlässigkeit und Dünkel bei dem Grausen erregenden Untergange der „Amazone" gegeben. Diese war als Postdampfschiff zwischen England und Westindien am 2. Jan. von Southampton ausgelaufen und in der Nacht zum 4. Jan. 110 Meilen von den Scilly-Inseln so plötzlich in Flammen aufgegangen, daß sich von 153 Passagieren nur 21 retten konnten. Erst 15 Stunden nach der eingelaufenen Nachricht hatte Ommaney Befehl gegeben, daß ein anderes Schiff den Verunglückten zu Hülfe käme. Die Nachricht war ihm nämlich nicht eher amtlich angezeigt worden. Solche und viele ähnliche Fälle und Thatsachen, welche England als Staat demüthigten, erhöhten den Muth und die kriegerische Stimmung in einem Volke, welches nicht gewohnt ist, sich in der Noth nur an die Regierung zu halten, sondern das auf eigene Kraft vertraut. Unter diese Demüthigungen gehörte auch die Entlassung Lord Normanby's vom Gesandtschaftsposten zu Paris auf Veranlassung Bonaparte's, die Ansprüche der continentalen Großmächte in der Flüchtlingsangelegenheit, die nur durch des Grafen Granville, der Palmerston gefolgt war, edle und offene Antwort aufhörte eine Demüthigung zu sein, das Benehmen des Ministeriums in der lang hingezogenen Angelegenheit Mather's, das Benehmen der Ultramontanen in Irland und England, die Decrete der Synode von Thurles gegen den gemeinschaftlichen weltlichen Unterricht von Katholiken und Protestanten u. s. w. Alles Dies verlieh der kriegerischen Aufgeregtheit Englands Grund und Boden, und diese Stimmung mußte mehr oder weniger anhalten, solange Frankreich seine Kraft ausschließend auf Militärgewalt stützte.

Das Parlament von 1852.

Das Toryministerium Peel, das conservative, hatte reformirt und zu neuen Reformen Grund und Triebe gelegt, wie nie ein liberales; das reformirte Whigministerium Russell hingegen war bisher conservativ gewesen, wie wol kaum ein früheres. Das war seine Schwäche und verursachte seinen Sturz, den es unzählige mal durch Nachsicht und Schwäche der Parteien überlebt hatte. Das Ministerium Russell war eine Familiencombination von mittelmäßigen Charakteren, deren keiner den großen Reformator Peel ganz begriff, geschweige daß sie fähig gewesen, dessen Reformen fortzubilden. Peel hatte das alte historische Übergewicht der Landaristokratie im Wesentlichen gebrochen und die Industrie, die städtische Cultur politisch zur Geltung gebracht. Die abenteuerlichen Formen des Feudalismus blieben großentheils stehen, aber Peel hatte die Geister und Ritter aus ihren Burgen getrieben. Er hatte begründet, angelegt, Triebe zu Consequenzen gepflanzt. Das Ministerium Russel fand seine Aufgabe darin, alle Anlagen zu conserviren, wie sie waren, nichts auszubauen, die Triebe der Reform nieder- oder „im Gleichgewicht" zu halten, und nichts wachsen zu lassen. Man duldete diesen Familienkreis von 15 Verwandten, 9 Blutsverwandten, 8 Mitgliedern des Oberhauses, 3 Söhnen oder Brüdern solcher Mitglieder und 4 Verwandten von Mitgliedern des Oberhauses, diese Schwiegerväter, Schwiegersöhne, Vettern, Onkel und Tanten, weil das Volk lange von der Freude am Ausbilden der Peel'schen Grundschöpfungen zehrte. Aber in den letzten Jahren war es denn doch immer ungeduldiger geworden. Große associirte Volksmassen agitirten lange für Parlaments- und Wahlreform, für Umgestaltung des Kanzleigerichts (Chan-

cory), das viel ärger ist als das weiland Heilige römische Reichskammergericht, für Reform der corrumpirten Zollverwaltung und gegen eine ganze Menge anderer kostspieliger Übel, die neben den Peel'schen Reformen nun wahrhaft drückend und lächerlich erschienen. Das Ministerium Russell hatte alle Ansprüche hinzuhalten und sich selbst zu erhalten gewußt; aber nun endlich erwartete man allgemein und bestimmt, daß etwas, daß sehr viel geschehe, um so mehr, als das Ausstellungsjahr sich besonders durch parlamentarisches Nichtsthun ausgezeichnet und die Presse und der Invasionslärm die Menge sehr aufgeregt und lebhaft an alle Schwächen des Staats erinnert hatte.

So sah man mit allgemeiner Spannung der Eröffnung des Parlaments entgegen, erwartete auch besonders wichtige Enthüllungen über die Entlassung Lord Palmerston's. Zudem war eine energische Niederlage des Ministeriums gleich im Anfange nicht mehr unwahrscheinlich, da es sich vergebens durch neue, populäre Mitglieder zu stärken versucht hatte, und als ein kraftloser, von allen Parteien verlassener Torso aufzutreten gezwungen blieb. Die Eröffnung des Parlaments am 3. Febr. Nachmittags, zum ersten mal in den grandiosesten aller gothischen Bauten, dem neuen Parlamentspalaste, war vielleicht die glänzendste des Jahrhunderts. Und dennoch half dieser Prunk nichts, um die auffallende Schwäche und Verwischung der Wahrheit, welche in der Thronrede lag, zu verbergen. Von der Reformbill Lord John Russell's, seinem angeblichen Lebensretter und Verjüngungszaubermittel, hieß es blos, daß das Ministerium bedacht sei auf die geeigneten Maßregeln zur Fortentwickelung der Reformgrundsätze. Bei dem Frieden mit aller Welt ward die Hoffnung ausgesprochen, daß die Regelung der dänischen Frage durch Ausführung des zu Berlin geschlossenen Vertrags gelingen werde. Der eigentliche Cardinalpunkt der innern Politik, der nationalökonomische, wurde für ein Ministerium, das sich zum Freihandel, also zur wissenschaftlichen Einsicht in die Verkehrsgesetze bekannte, auffallend genug ausgedrückt: die aufgegebenen und ermäßigten Steuern bekämen dem Volke gut, ohne den Staat zu benachtheiligen. Als wenn Staat und Volk zwei ganz verschiedene Dinge seien! als wenn jemals dem Staate ein Vortheil sein könne, was dem Volke ein Nachtheil! als wenn der Staat, wenigstens ein cultivirter, ein anderer Begriff wäre als die ganze Bevölkerung in einem Ganzen gedacht! In Bezug auf die allgemein und längst verlangten Gesetzes- und Gerichtsreformen ward zugegeben, daß nichts zum Frieden, zur Wohlfahrt und Zufriedenheit eines Landes mehr beitrage als eine schleunige und unparteiische Rechtsprechung. Dennoch verlangte das Ministerium hinterher, daß das Kanzleigericht, wo ein Proceß um ein Haus länger dauert, als ein Haus stehen und eine Familie leben kann, in dieser Methode, Recht zu sprechen, erhalten werde. Die Thronrede wurde mit Lächeln, oft mit Spott auf den Straßen verkauft und gelesen. Man wußte nun, daß das Ministerium seinen Tod nicht mehr überleben könne, wie dies während der frühern Parlamente Mode geworden.

Gleich das erste parlamentarische Ereigniß erwies sich als eine allseitige empfindliche Niederlage, die man nur deshalb wenig beachtete, weil Lord Palmerston, auf den alle Welt sah, noch empfindlicher auf den Boden gefallen war. Russell sah sich schon am 4. Febr. genöthigt, Auskunft über die Entlassung Palmerston's zu geben. Diese Sitzung war eine der längsten und interessantesten, solange sie dauerte, die schwächste in ihren Ergebnissen. Der Premier setzte in einer langen Rede die Gründe der Entlassung Palmerston's auseinander: er sei mehrmals ungehorsam gegen ihn und die Königin gewesen, habe den Staatsstreich Bonaparte's gegen den französischen Gesandten Walewski anerkannt, ohne vorher seine Collegen zu fragen. Freilich, mußte er hinzufügen, auch er, Russell, erkenne ihn an. So habe man sich denn genöthigt gesehen, die Entlassung seines Collegen von der Königin zu erwirken. Von Wien, von der „Breslauer Zeitung", welche gemeldet hatte, daß Palmerston angeblich von Schwarzenberg gestürzt worden, daß man wenigstens von dieser Entlassung in Wien eher gewußt habe als in London: von allen den Gründen, welche man

früher als die wahren bezeichnet, wollte Russell nichts wissen. Palmerston vertheidigte sich in einer Weise, die seiner großen geistigen Gewandtheit und seinem Takte wenig Ruhm brachte. Er entschuldigte sich, beschönigte, legte Gewicht darauf, daß es seine Collegen auch nicht besser gemacht, daß er den Staatsstreich blos privatim anerkannt habe, nicht als Minister des Auswärtigen u. s. w., und benahm sich im Ganzen so, daß er nicht einmal der Diplomatie Russell's gewachsen schien. Außerhalb des Saales war man bald darüber im Klaren, daß beide Helden dieses Abends so lange gekämpft und gesprochen hatten, nur um die Wahrheit zu verbergen. Die continentale Politik und Diplomatie feierte diesen Abend einen großen Sieg über die englische. Das Volk fühlte dies und ließ das Ministerium noch tiefer in der öffentlichen Meinung sinken. Der liberale Theil der Bevölkerung sah keine Schuld in seinem Liebling Palmerston: er stieg als Märtyrer nur höher und ward sofort als der rechte künftige Premierminister bezeichnet.

Die Presse Englands hatte mit wenigen Ausnahmen den Staatsstreich Bonaparte's und die Ereignisse, die ihn begleiteten, fortwährend und im stärksten Tone verdammt. In das Klagelied Russell's über diesen Misbrauch der Presse hatten nicht wenige Lords, besonders auch Derby, mit eingestimmt. Juristisches Verurtheilen der Presse ist in England ein längst überwundener Standpunkt. Desto mehr hielten es die Lords für ihre Schuldigkeit, sich Bonaparte's gegen die Presse des eigenen Landes anzunehmen. Dies nun hatte eines der wichtigsten Ereignisse zur Folge: keine Schlacht, keine große Thatsache von körperlichem Umfang, aber eine desto größere ideelle, die Offenbarung eines Geheimnisses des öffentlichen Lebens in England.

Die Presse erhob sich wie ein Mann, energisch, würdig und klar gegen diese Beschuldigungen, und bewies nun aller Welt, daß sie thatsächlich über den Ministern stehe. Die englische Constitution ist keine aristokratische, keine demokratische, sie ist gar keine geschriebene Verfassung; sie ist, wenn man so sagen will, eine typokratische und wird alle Tage geschrieben. Die Presse ist der stets lebendige Ausdruck der öffentlichen Meinung. Es herrscht Niemand in England; aber die öffentliche Meinung regiert und kein Anderer. Ein „eingesandter" Timesartikel vom 7. Febr. war der Kern dieses Ereignisses und der Brennpunkt dieser Einsicht. Er war mehr ein Ereigniß in einem cultivirten Lande als eine gewonnene oder verlorene Schlacht in einem militärischen. Das Interesse daran wurde noch erhöht durch die feine und doch derbe Lection, welche der Hof darin für seine Versuche erhielt, Lord Palmerston's diplomatische Werke seiner Censur zu unterwerfen.

Die Presse führte ihren Beweis, daß sie sittlich und mächtig über dem Staate und allen Rücksichten stehe, allseitig, scharf und edel durch. Das Beste, Wärmste und Würdigste, was je die englische Presse geschrieben, schuf sie bei dieser Gelegenheit. Viele Times-Leitartikel aus diesen Tagen werden einst als historische Documente dienen; sie sind nicht blos für das Tagesinteresse, sie sind für die Weltgeschichte geschrieben. Die Staatsmänner fühlten sich vernichtet und wagten kein Wort zu ihrer Rechtfertigung. Beide Häuser des Parlaments ließen es außerdem nicht an Veranlassung fehlen, um sich in Miscredit zu bringen; ja sie machten sich sogar durch Debatten über Speisekarte, Ventilation und Tischtücher im Restaurationszimmer des Parlamentshauses lächerlich. Es ist Zeit zu einem neuen Parlamente, zu neuen Ministern, zu neuen Wahlen zu schreiten, hieß es.

Die Russell'sche Reformbill.

Man wartete besonders auf die längst versprochene Reformbill, um beurtheilen zu können, wie die neuen Wahlen und das neue Parlament ausfallen, und ob nun endlich neue Minister kommen würden. Bald sollte auch diese Erwartung in Erfüllung gehen; denn schon am 9. Febr. brachte der Premier seine Bill ein. Er setzte darin zwar die Bedingungen der Wählerschaft im Geld- und Eigenthumspunkte für die Städte so ziemlich auf die Hälfte herab; doch gab er auch den verkommenen

Wahlflecken (rotten boroughs), die längst vergessen und ausgestorben waren, ein uraltes, mittelalterliches Wahlrecht wieder, um die „ländlichen" Interessen mit der Herabsetzung des Preises des Wahlrechts für die Städte wieder zu versöhnen. Der alte abenteuerliche Feudalismus in der Vertheilung des Wahlrechts sollte bleiben wie bisher. Es wurde keine neue, wenn auch noch so blühende, volkreiche Stadt zugelassen, kein alter Burgflecken enterbt, kurz eigentlich nichts reformirt. Das Ballot, das geheime Stimmrecht, die Erlösung von der systematischen Corruption und Einschüchterung, die eigentliche Foderung der liberalen Bevölkerung, blieb ausgeschlossen. Dieser Gesetzvorschlag war eines Ministers würdig, der seine frühere Reformbill als eine „final", als die letzte und höchste Reform bezeichnet hatte. Selten ist wol etwas in England mit so allgemeinem Spott und Hohn aufgenommen worden als diese neue Russell'sche Reformbill. Dieselbe wollte das für weitere Entwickelung durch Peel's Reformen gestörte Gleichgewicht zwischen ländlichen und städtischen Interessen wiederherstellen, lief aber darauf hinaus, diese Störung zu conserviren, indem sie auf jeder Wagschale etwas zulegte, wobei sich übrigens die Städte auch noch betrogen fanden. Die glücklichen „Zweipfünder" von Einkommensteuer und „Fünfpfünder" von Miethinnehmern, welche das erweiterte Wahlrecht repräsentiren sollten, gibt es nämlich in englischen Städten gar nicht. Am meisten besprochen wurden die unbekannten, von einigen Nachkommen alter Thor- und Thurmwärte bewohnten, verkommenen Burgflecken, welche dem modernen, industriellen England wieder Gesetze geben helfen sollten. Der Spott und Witz darüber in den Zeitungen gehörte zu den classischen Schöpfungen der komischen Literatur. Ein Leitartikel der „Times" vom 14. Febr. über die „rotten boroughs" des Lord John Russell soll wegen seines brillanten Witzes von dem Eigenthümer des Blatts mit 50 Pfund Sterling honorirt worden sein, und das Ministerum an demselben Abend schon zu dem Entschlusse gebracht haben, seine Entlassung selbst zu fodern.

Die Russell'sche Reformbill war eine todte Geburt der Schwäche. Der englische Reformtrieb in Bezug auf Vertheilung und Erweiterung des Wahlrechts bildet so sehr den Kern der innern politischen Bewegungen Englands, daß diese ohne Kenntniß der Verhältnisse nicht verstanden werden können. Wir halten es deshalb für nothwendig, die Elemente des abenteuerlichsten Feudalismus, der dem englischen Wahlrechte zu Grunde liegt, hier in Kürze zu entwickeln, namentlich um den Begriff der „rotten boroughs", die wegen ihrer „Naturgemäßheit" immer noch eine so große Rolle spielen, deutlich zu machen. Die ursprüngliche Vertretung jedes „Selbständigen" war in England zur Oligarchie, zum Privilegium des großen aristokratischen Grundbesitzes geworden, zur Herrschaft des normännischen Elements über das angelsächsische in den Städten, welche jetzt nun kämpfen, um endlich die Gewaltbestimmungen Wilhelm des Eroberers über Grund und Boden auf dem Wege der Cultur auch formell zu beseitigen, nachdem es praktisch geschehen ist, und so England allseitig wiederzuerobern.

Die Reformbill von 1832 hatte blos die gröbsten Misverhältnisse theilweise abgestellt. Der große Eigenthümer und Reiche herrschte noch über die Stimmen der kleinen Wähler; die Burgflecken mit einem Dutzend Einwohnern behielten dasselbe Wahlrecht, wie Städte mit mehr als 100000 Bewohnern. Die Burgflecken entstanden in dem von Normannen eroberten und unter dieselben vertheilten England durch die Bedürfnisse des Grundherrn um seine Burg herum. Die großen Grundherren und kleinen Fürsten hatten Luxusbedürfnisse. So siedelte sich städtische Industrie in ihrer Nähe an, um die kleinen Hofhaltungen zu befriedigen, und die Hintersassen, welche in öffentlichen und Privatangelegenheiten „zu Hofe" kamen, zu bewirthen und zu bedienen. Diese Flecken von Hoflieferanten bekamen als gute, zuverlässige Unterthanen bald Wahlrecht. Doch die mittelalterliche Herrlichkeit, die auf dem Continente zum Theil gewaltsam weggeräumt wurde, in England aber sich so hartnäckig zu conserviren wußte, verschwand wesentlich auch hier. Protestantismus und Handel schufen große neue Städte an den Kohlenlagern, den Eisen- und Kupferminen, an Flüssen

und Gestaden für den Weltverkehr, und zogen die thätige und strebsame Bevölkerung mehr an als die Burgflecken. Letztere verfielen und wurden „rotten". Doch behielten einige Tagelöhner und Thorwärter, die in den Flecken sitzen blieben, ihr Wahlrecht.

Russell hatte für seine erste Reformbill Muth gezeigt und ursprünglich vorgeschlagen, alle Städte und Flecken unter 2000 Einwohnern des Wahlrechts zu berauben. Aber den Tagelöhnern des Grundherrn ihr altes historisches Recht nehmen zu wollen, ward von der Grundaristokratie als pure Revolution so mächtig bekämpft, daß diese Proposition fiel. Die Instruction vom 24. Oct. 1831, die Einwohnerzahl zu ermitteln u. s. w., ward dahin revidirt, daß die mangelnde Zahl der Wähler in Burgflecken durch Hinzunahme benachbarter ländlicher Kirchspiele vervollständigt werden sollte. So ward der politische Unterschied und Gegensatz von Stadt und Land zu Gunsten der Bodenaristokratie gerettet. Die Einwohner ländlicher Kirchspiele sind nämlich alle vom Grundherrn abhängig, und dieser Grundbesitzer, mit dem Rechtstitel Wilhelm's des Eroberers, gibt es nur wenige. Die Einwohner der Stadt aber blieben Grafschaftswähler und verloren sich mit ihren schwachen Stimmen furchtsam unter die vorlauten Pächter. Nach der ursprünglichen Instruction für die Reformbill von 1832 sollten die Commissare dahin arbeiten, verrottete Burgflecken in Städte unterzustecken; nach der revidirten Instruction sollten aber diese Flecken durchaus als Centralpunkte für Wahldistricte festgehalten und die fehlende Zahl meilenweit her, vom Lande, das um die Städte herumliegt, dazu geschlagen werden, um durchaus nichts Verrottetes anzutasten. Jede solche Prokrustesoperation nahm der städtischen Cultur eine Stimme und conservirte eine für die Bodenaristokratie, sodaß die Städte jedesmal einen doppelten Nachtheil erlitten.

So verschwand ein Burgflecken nach dem andern von der Liste derer, die zum politischen Tode bestimmt waren, bis nur noch 56 übrig blieben. Diesen 56 todten Flecken wollte jetzt nun Russell neues Leben und die alten politischen Rechte wiedergeben. Zu ihnen gehörte Old Sarum, ein Haus mit 12 Einwohnern, und Beeralston, das inzwischen ganz von der Erde verschwunden war. Niemand wußte, wo es einst gestanden. Von den Wahlrechtsmisverhältnissen wollte Russell nichts geändert wissen: sie sollten nur durch jene 56 todten Flecken vergrößert werden. Verhältnisse, wie folgende, sollten bleiben: London mit 2,361640 Einwohnern, 307722 Häusern und 7,797599 Pfund Sterling besteuertem Vermögen sollte nach wie vor 16 Vertreter wählen; die vier Grafschaften Wiltshire, Dorsetshire, Cornwall und Somersetshire mit 1,803706 Einwohnern, 338926 Häusern und 7,163482 Pfund besteuertem Vermögen 38 Vertreter. Also eine um zwei Drittheile stärkere Vertretung des Landes gegen London! Tower Hamlets, eine Vorstadt Londons mit 523762 Einwohnern, 76875 Häusern und 1,266000 Pfund besteuertem Vermögen sollte seine zwei Vertreter behalten; die Grafschaft Hampshire mit blos 402033 Bewohnern, 74588 Häusern und 1,400000 Pfund besteuertem Vermögen seine 19 Vertreter. Hiernach eine zehnfach stärkere Vertretung des Landes!

Durch die Reformbill von 1832 war das Übergewicht der 250000 Grundbesitzer Englands (wobei alle kleinen Freeholder und Baustellen mitgezählt sind) vermittelst der von ihnen abhängigen Pächter, welche damals Wahlrecht bekamen, noch gesteigert worden. Der alte germanische Communismus des Lehnswesens, in Preußen durch die Gesetze von Stein, in Frankreich am 4. Aug. 1789 plötzlich abgeschafft und den Bauer frei machend, erhielt 1832 in England eigentlich neues Leben und blühte dermaßen wieder auf, daß man die Pächter öfter aus Heuschobern gewaltsam hervorziehen ließ, um sie zu zwingen, offen ihre Stimmen für den Lehnsherrn abzugeben. Es ist dies das seltsamste Verhältniß! In England war der Pächter ein freier Mensch, noch ehe auf dem Continente an die Emancipation des Bauern nur gedacht ward; und doch ist noch heute der englische Pächter hinsichtlich seines Grundstücks und Wahlrechts eigentlich so schlimm daran, wie es ein Leibeigener gewesen. Das Ministerium Russell wollte kein Titelchen an diesem alten, historischen Verhäl-

nisse geändert wissen. Nur durch das Ballot würde der englische Pächter ein politisch freier Mann. Aber so mächtig sind doch in England die Cultur und die Industrie, die sich unabhängig vom Staate im Selfgovernment entwickeln, daß der Pächter selbst mitten in den abenteuerlichsten Lehnsfesseln im Übrigen ein freier Mann ward und täglich noch mehr wird. Der Ackerbau ist in England zur Industrie geworden. Diese Industrie verzehrt alle staatlich bestehende und formell noch scheinbar mächtige Feudalherrlichkeit Englands, ohne sich mit deren Zerstörung besonders und leidenschaftlich abzugeben.

Daß hierbei die aufgehobenen Korngesetze als einer der mächtigsten Culturhebel wirken, braucht nicht erst erörtert zu werden. Die Concurrenz macht die Pächter frei, und was diese nicht vermochte, bewirkt gerade die endlich gänzlich blosgestellte und in allen Instanzen vernichtete Protection. Schon ist der „demokratische und revolutionäre" Geist, wie ihn die Romantiker der Protection nennen, unter die Pächter gefahren. Sie associiren sich und werden dadurch stark und sicher, verlangen längere Pachtcontracte, „tenant-right" (d. h. gesetzliche und pecuniäre Anerkennung von Meliorationen), und überhaupt im Wesentlichen Eigenthumsrechte, ohne die formalen, feudalistischen Besitzverhältnisse selbst anzugreifen. Letzteres wäre ideologisch, revolutionär. Die englische Cultur geht aber blos den praktischen Weg, bekümmert sich nicht um Formen, und bewirbt sich blos um die goldene Sache, welche hernach mit den Formen von selbst fertig wird. Der zur Industrie erhobene Ackerbau hat blos längere Pachtcontract, längere Kündigungsfristen und „tenant-right" zu erwerben, und der Feudalismus ist damit in England vollständig überwunden. Das Ballot ist dazu nothwendig; es wird augenscheinlich nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Die englischen Staatskünstler haben sich ununterbrochen abgequält, um den Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Ackerbau und Industrie zu „organisiren". Inzwischen sind Stadt und Land schon verschwunden, England ist Eine urbane, cultivirte Gesellschaft, und über ein Kleines wird der Ackerbau selbst vollständig eine wissenschaftliche Industrie sein. Das muß man bedenken und weiter verfolgen, um das moderne England mit seinen bedeutungslos gewordenen feudalistischen Formeln zu verstehen. Die Russell'sche Reformbill ward sonach als Witzstoff behandelt. Man dachte nicht daran, aus ihr nur Etwas zurecht zu revidiren. Sie lieferte keiner Partei, keinem Interesse irgend nur etwas Brauchbares. Der ganze innere Reformtrieb, bis zu dem französischen Staatsstreiche so mächtig, hatte durch die kriegerische Stimmung ohnehin seine Bedeutung verloren. Man lachte und wartete nur mit Ernst und Spannung auf des Ministers Militiabill.

Die Militiabill.

Lord John Russell trug die Militiabill am 16. Febr. vor. Die regelmäßigen Truppen sollten um 4000 Mann, die Artillerie um 1000 Mann vermehrt, und außerdem sollte eine neue Localmiliz geschaffen werden. Statt der Losung zwischen dem 18. und 30. Jahre sollte nur fürs erste Jahr zwischen dem 20. und 23., später im 20. und 21. Jahre gelooft werden. Dies würde 80000 Mann erster und 30000 Mann zweiter Classe geben. Ein Fünftel sollte dann sofort einberufen werden. Die Resolution Russell's wurde nach einer langen Debatte angenommen, was bei der kriegerischen Stimmung weiter kein Wunder war, da man damit zunächst weiter nichts zugab als Maßregeln zur Sicherstellung des Landes gegen Gefahren von außen. Die Folge aber lehrte, daß die Cultur Englands denn doch viel weiter gediehen ist, als daß sie noch productiv für das Militärdepartement werden könnte. Grundsätzlich gegen das Ganze trat zuerst nur die Manchesterschule auf, die Macht, welche die Korn- und Schiffahrtsgesetze im Kampfe mit den mächtigsten Staats- und Feudalinteressen abgeschafft hatte und überhaupt noch eine reformatorische Zukunft hat. Die andern Parteien hatten nur gegen Einzelnheiten etwas einzuwenden. Die Russell'sche Militiabill war eigentlich vorzugsweise das parlamentarische Ereigniß von 1852, und zog sich durch die ganze Dauer des Parlaments hin, ohne zum definitiven Abschluß ge-

bracht zu werden, obgleich am 7. Juni die dritte Lesung mit 220 gegen 148 Stimmen angenommen ward. Es kann darum hier nur im Allgemeinen bemerkt werden, daß der Kern und Begriff der Frage für England viel wichtiger ist als ein Ministerwechsel, den sie herbeiführte. Die Minister, wie sie auch denken und streben mögen, sind Diener der ganzen englischen Staatsgesellschaft und müssen thun, was diese für nöthig hält. Aber eine Vermehrung der Militärgewalt in einer so situirten und gesonnenen Gesellschaft als die englische sieht so fremdartig und widerstrebend aus, daß Niemand, der England kennen gelernt hat, an eine solche Vermehrung im Ernste glauben kann. England verschmäht Alles, was nicht productiv thätig ist, so gründlich, daß auch die mit glänzendsten Majoritäten in allen ihren einzelnen Theilen angenommene Militärbill weder nach den Russell'schen noch nach den Palmerston'schen Ansichten wahrhaft gedeihen kann. Bis zum 11. Mai 1852 waren nicht weniger als 1194 Petitionen mit 199544 Unterschriften gegen die Bill, 131 mit mehr als 20000 Namen gegen die Aushebung eingelaufen, für die Bill eine mit — 15 Unterschriften.

Der Sturz des Ministeriums Russell.

Man fand es befremdend, daß das Ministerium Russell, welches so oft glücklich gefallen und immer wieder unversehrt aufgestanden war, über ein einziges Wörtchen, welches ihm der ehemalige College Lord Palmerston vorhielt, wirklich stürzte, oder sich wenigstens durch zufällige 11 Stimmen bewegen ließ, seinen Tod endlich anzuerkennen. Aber das Wörtchen ist nicht unbedeutend, und es gereicht dem alten Staatsmann als englischem Gentleman wol kaum etwas mehr zur Ehre, als daß er die Verwandlung seiner Stadtsoldaten in ein stehendes Heer nicht zugeben und verantworten wollte. Er war mit allen seinen Collegen einmal gründlich unmöglich geworden, und wenn er nicht über des irischen Vicekönigs Preßbestechungen fiel, mußte er über den Kaffernkrieg, die Nicht-Chancery-Reformen und jede andere Frage, die ihn noch erwartete, viel empfindlicher fallen. Es war also klug und weise, gerade diese Todeserklärungsart zu wählen.

Am 19. Febr. gelang es der Derby'schen Partei nicht, das Ministerium durch Interpellation wegen der Preßbestechungsversuche Lord Clarendon's, Vicekönigs von Irland, zum Falle zu bringen. Das angekündigte Palmerston'sche Amendement zur Militiabill, welches derselbe am 20. Febr. stellte, hielt man für untergeordnet, und Freunde und Feinde hatten sich deshalb zum Theil entfernt, als es zur Abstimmung kam. Wenn die Frucht reif ist, fällt sie oft durch den unbedeutendsten Zufall. Russell empfahl am 20. Febr. noch einmal seine Localmiliz als das kleinste und wohlfeilste militärische Übel. Lord Palmerston erhob sich dagegen. Nach dem Geständnisse der Regierung selbst habe man England gegen mögliche und wahrscheinliche Invasionen zu schützen. Die geographische Lage Englands und die Dampfschiffe Frankreichs machen doppelte Vorsicht nöthig. Bei einer Störung des europäischen Gleichgewichts werde die englische Armee außerhalb Arbeit finden, und schnell eine Wehr des eigenen Landes nöthig werden, die überall im Lande verwendbar sein müsse. Eine solche Landwehr habe seit 1665 bestanden als „reguläre Miliz", als deren Reserve man zuweilen auch eine „locale" für besondere Fälle gebildet habe. Der Premier wolle blos diese Reserve, die an den Ort gebunden bleiben solle, bis der Feind leibhaftig im Lande erschienen. Das heiße den Stall verschließen, nachdem das Pferd daraus gestohlen sei. Was werde im Falle eines Kriegs das gleichzeitige Werben für die Linie, das Loosen für Localmiliz und das Schachern um Ersatzmannschaften für Verwirrung hervorrufen! Die Russell'sche Localmiliz sei entweder nicht Das, wofür sie ausgegeben werde, oder wirklich die alte, aber als solche sinnlos ohne eine reguläre Landwehr als Armeeseminar. Sie solle im Frieden das Eine, im Kriege das Andere sein, und könne mit dieser Doppelheit nur als etwas Halbes, als keines von Beiden gelten. Alle Einwände gegen ein sogenanntes stehendes Heer und allgemeine Waffenübung gehen auf die Voraussetzung hinaus, daß die Engländer zu

faul, die Schotten zu feig und die Irländer zu verrätherisch seien, um kriegerisch auszurücken. Wenn aber die Regierung kein Vertrauen zum Volksgeist habe, möge man sich nur lieber gleich Russen und Östreicher verschreiben. Die Regierung solle nur an das Volk appelliren: sie werde es nicht vergebens thun. Deshalb beantrage er besonders, vor dem Worte Miliz das Wort „locale" auszulassen.

Das hieß soviel, als einen verneinenden Satz durch Streichung des Wörtchens „nicht" ins Gegentheil verwandeln. Palmerston sprach von Appellation an den Volksgeist, sein Amendement war ein größeres Mistrauen gegen das Volk als die Russell'sche Bill als solche. Beide mistrauten, Palmerston am meisten. Beide sahen nicht die freien Militärübungen, die im Lande erblühten. Palmerston wollte eigentlich ein brillantes, stehendes Heer, um in mehr continentaler Weise auswärtige Politik treiben zu können. Das Amendement ward mit 11 Stimmen Majorität (136 gegen 125) angenommen. Russell erklärte dies für ein Mistrauensvotum und lehnte alle Verantwortlichkeit für die so wesentlich veränderte Bill ab: Palmerston, sagte er, möge sie einbringen. Palmerston schien sehr überrascht, und im Hause entstand große Unruhe. Man fühlte, daß der lange gefürchtete Augenblick für ein protectionistisches Ministerium gekommen wäre. Sir Benjamin Hall sprach sich indessen muthig und klar über die Situation aus: auch er gehöre nicht zu Denen, die vor einem protectionistischen Ministerium mehr Furcht haben als vor einer französischen Invasion. Die Protectionisten möchten immerhin das Staatsruder ergreifen. Man würde ja sehen, wie weit sie kämen. Sie würden nichts ausrichten. Man müsse erwarten, daß, wenn Russell die Bill aufgebe, er auch constitutionell genug denken werde, das Ministerium aufzugeben. Das war der Muth und das Vertrauen auf die gesunde öffentliche Meinung. Man wollte ein protectionistisches Ministerium, um die protectionistischen Ansprüche endlich einmal gründlich los zu werden.

Russell erklärte sich nun deutlich: Wir haben das Vertrauen des Hauses *nicht* mehr und treten ab. Palmerston hatte sich gerächt, indem er dem Staate zugleich den Dienst erwies, ihn von dem längst gefallenen Ministerium zu befreien. Das Ministerium Russell hatte seit dem 6. Juli 1846 bestanden, so lange, weil der Reformtrieb nach den Peel'schen Reformen sich erst im Wesentlichen befriedigt fühlte, und hernach die Schwäche und Zersplitterung der Parteien und die Furcht vor einem protectionistischen Ministerium seine Existenz über die Zeit verlängerten. Ein großer Theil der Schuld traf die Manchesterschule, die ehemalige Anti-Corn-Law-League, welche ihre Hände in den Schoos legte und ihre Mission für vollendet erklärte, nachdem sie eben erst angefangen hatte zu siegen. Ihre Schwäche offenbarte sich der kriegerischen Stimmung und der Milizbill gegenüber so auffallend, daß schon deshalb an die Möglichkeit eines Ministeriums aus der Manchesterpartei nicht zu denken war. Es blieb schlechterdings nichts Anderes übrig, als der geschlossenen, rührigen Partei der Protection das Staatsruder anzuvertrauen. Die Freihandelspartei wußte gegen eine französische Invasion und die Milizbill etwa nur einzuwenden, daß letztere zu viel Geld koste und die französischen Soldaten viel zu anständige Leute seien, als daß sie sich auf Engländer hetzen lassen würden. Auf die wirklich thatkräftige, freie Volkswehrkraft gaben auch die Freihändler nichts; sie wollten einfach die Leute in den Fabriken und Shops behalten. So rächte sich die Nachlässigkeit und Kurzsichtigkeit dieser früher so mächtigen Partei. Wer einer großen Idee dient, muß ihr treu bleiben und nicht ermüden, alle ihre Consequenzen thatkräftig zu verwirklichen.

Das Ministerium Derby.

Das Ministerium Derby ward die Strafe Englands für seine Nachlässigkeit nach den ersten Siegen auf der Bahn mercantiler und volkswirthschaftlicher Reform. Für Russell, für die Reformer und Freihändler seiner Art konnte es als die größte Demüthigung gelten, daß er selbst wieder, wie schon ein Jahr vorher, zur Königin gehen und als seine Nachfolger die Häupter der Tories und Protectionisten empfehlen mußte. Die plötzlich erwachenden Freihändler empfingen das Namensverzeichniß der

neuen Minister mit dem Schrecken eines bösen Gewissens, die Landedeln mit Frohlocken; nur das Volk begrüßte sie mit richtigem Instincte. Es lachte und spottete über den einen Namen immer mehr als über den andern, indem es sich seines größer gewordenen Brots, seines wohlfeilern Fleisches und seines steigenden Wohlstandes gewiß und sicher fühlte. Unter den Persönlichkeiten des neuen Ministeriums hielt man nur Derby und D'Israeli für bedeutende Charaktere; die Andern galten als untergeordnete Namen und Talente.

Die Partei Derby gelangte nicht durch die Macht ihrer Meinungen zu den ersten Staatsdienerstellen, sondern ganz, wie früher Lord J. Russell, durch die Uneinigkeit und Nachlässigkeit der Reformer und Freihändler. Diesen Umstand muß man festhalten, um das ganze Ereigniß nicht falsch aufzufassen. England ging und geht, unbekümmert um seine Beamte, ungehindert auf seiner großen Bahn vorwärts. England entwickelt sich nicht durch den Einfluß des Staats und wird in seiner Entwickelung auch nicht vom Staate wesentlich gehindert, da die praktischen Bahnen der Cultur und die Presse unter allen staatlichen Wandelungen frei bleiben. Das Auftreten und Diplomatisiren der Derbyten im Parlamente blieb völlig ohne Bedeutung. Man foderte sie vielfach heraus, ein protectionistisches Programm zum Besten zu geben; doch wußten sie immer um die Sache herum zu gehen und bald dieses, bald jenes Geständniß weg- oder umzudeuten. Die Freihandelspartei organisirte sich plötzlich wieder im größten Schrecken als Anti-Corn-Law-League und zeichnete in 25 Minuten 17000 Pfund Sterling, in kurzer Zeit wol Hunderttausende, um damit gegen die Derbyten zu Felde zu ziehen. Diese nahmen indessen den Kampf gar nicht auf, da sie aus der Verlegenheit gegenüber ihren wahren Feinden, dem öffentlichen Interesse, der öffentlichen Meinung, nicht herauskamen.

Das historische Interesse an dem kläglichen Schauspiel, welches Derbyten und Parlament im Sommer 1852 aufführten, findet sich nur, wenn man darin praktisch dargestellt sieht, wie alle althergebrachten Parteien dem modernen, praktischen England gegenüber lächerlich und schwach erscheinen. Die Derbyten konnten es bei allem Muthe und aller Leidenschaft für ihre Parteizwecke weder zu einer protectionistischen noch toryistisch-conservativen Haltung bringen. D'Israeli mußte gar der entschiedenste Lobredner des von ihm am bittersten und längsten verfolgten Feindes, Peel's und seiner Reformen, werden, um sich Haltung und Beifall zu verschaffen. Die Derbyten fühlten sich dem Parlamente gegenüber in der Minorität, und erfanden daher gleich im Anfange die Ausflucht, daß sie die ablaufende Wahlperiode benutzen und durch Neuwahlen „an das Land" appelliren würden. Die Russell'sche und die Freihandelspartei versuchten vergebens, eine Auflösung des Parlaments zu bewirken, um diese Appellation zu beschleunigen. Das Ministerium dagegen hatte Furcht, die Appellation ans Land auszuführen. Wenigstens mußte erst das Corruptionsgeschäft gehörig in Ordnung gebracht werden, und die Corruption that denn auch wirklich bei den neuen Wahlen in einer Frechheit und einem Umfange auf, wie nie zuvor.

Das Parlament ward endlich mit dem Schlusse des halben Jahres nach vielen Verschiebungen aufgelöst und die Wahlperiode geschlossen. Die mit Bier, Emeuten, Pfundstücken und Blutvergießen vollzogenen neuen Wahlen lieferten ein Resultat, das den Ministeriellen einigermaßen die Behauptung zuließ, sie hätten die Majorität, was freilich von den Liberalen, die anders rechneten, bestritten ward. Auch dieser Streit war eigentlich in der Hauptsache ganz gleichgültig. Die Lage Englands ist der Art, daß selbst die größte protectionistische Majorität im Parlamente die siegende Bildung und die Arithmetik im Volke und in der Presse nur noch mächtiger hervorrufen würde. Das neue Parlament besteht aus 99 Kaufleuten und Fabrikanten, 3 Civilingenieurs, 2 Brauern, 3 Ärzten, 11 Eisenbahndirectoren, 101 Advocaten und 88 Notaren, 154 bürgerlichen Gutsbesitzern und Rentiers, 66 Söhnen niedern und 106 Söhnen höhern Adels, 13 See- und 67 Landoffizieren. Die größern Zahlen erinnern allerdings an Protectionismus; aber viele Zähler darunter sind Gentle-

men, und ein Gentleman scheut nichts so sehr, als sich lächerlich zu machen. Das neue Parlament besteht ferner, bis auf 260 neugewählte, von denen nur 20 früher schon einmal gewählt waren, aus den alten Mitgliedern. Erst die Zukunft muß lehren, ob diese 260 frisches Lebensblut ins Unterhaus brachten. Die Sitzung sollte am 20. Aug. eröffnet werden, die Minister verschoben aber die Eröffnung mehrmals.

Während dieser Zeit machten sich Ärgernisse mit dem Jesuitismus und Ultramontanismus in Irland, Kriegslärm zwischen Amerika und England, Auswanderung nach Australien und die Statistik als historische Factoren und als Gegner des Ministeriums geltend. In Irland verschwindet jedoch mit den Celten nach und nach auch die Macht der Geistlichkeit. Der Kriegslärm war eine gehaltlose Seifenblase. Mit einem Lande, nach welchem man jährlich für 15 Millionen Pfund Sterling englische Waaren ausführt, führt man keinen Krieg. Die Auswanderung nach Australien wirkte wohlthätig wie ein Aderlaß bei dem Vollblütigen. Es ist ein gesunder Ausgleichungsproceß zwischen Überfülle und Mangel an Arbeitscapital. Daß Australien während dieser Zeit eine „Petition" einsandte, die nicht viel besser aussah als der Anfang einer Unabhängigkeitserklärung, darf England im Grunde wenig bekümmern. Amerika wurde erst ein Gewinn für England, nachdem es politisch verloren war. Dasselbe gilt von Australien und den andern Colonien, die denn auch nur noch formell und lose an dem Mutterlande hängen. England wird mit der Zeit alle seine Colonien verlieren und dadurch viel Geld und Ärger sparen. Es wird dann mit den Kaffern einen cultivirenden Handel treiben, statt sich von diesen, wie jetzt, Schafe und Ochsen und Leben nehmen zu lassen.

Eine Menge diplomatischer Ereignisse, die noch in den Sommer und Herbst 1852 fielen, dienten größtentheils nur dazu, die Schwäche und Unfähigkeit des neuen Ministeriums auch auf andern Gebieten anschaulich zu machen. Wir rechnen hierher: den halbofficiellen Empfang des Flüchtlings Rosas; die in Form einer Cabinetsordre gegebene polizeiliche Verwarnung gegen katholische Processionen; die ministerielle Proposition für den Auslieferungsvertrag von Criminalverbrechern an Frankreich, welche beinahe dahin ging, Bonaparte zu ermächtigen, auch Engländer aus London zu holen, wie Brougham bemerkte; die gebotene Geldentschädigung an den in Florenz von einem östreichischen Offizier gemishandelten Engländer; besonders aber den täppischen Muth, mit dem man eine aggressive Haltung gegen Amerika annahm. Unterbeamte des Secretärs des Auswärtigen mußten das Ministerium auf die Falle aufmerksam machen, in welche dasselbe von auswärtiger Diplomatie gelockt worden, der allerdings nichts erwünschter gewesen sein konnte, als wenn sich England und die nordamerikanische Union in Krieg verwickelt hätten. Lord Malmesbury lenkte denn auch noch zur rechten Zeit ein. Die scheinbar authentische Enthüllung im „Morning Chronicle" über den geheimen Vertrag der drei continentalen Großmächte für den Legitimismus in Frankreich gegen Bonaparte's Zukunft ward ebenfalls einige Zeit als großes Ereigniß behandelt. Auch der birmanische Krieg, von dem die ersten definitiven Nachrichten im Mai ankamen, setzte das Publicum in Bewegung. Die Drohungen der französischen Polizei gegen englische Correspondenten wurden von der Presse und dem Volke ebenso verarbeitet wie die Invasionsgerüchte, und die Presse machte zum zweiten mal ihren Muth geltend. Die skandalösen Ereignisse in Irland, die protestantische Bartholomäusnacht am hellen Tage in Stockport, der Proceß Achilli und Newman und dergleichen waren vereinzelte grobe Auswüchse! und wurden als solche betrachtet. Sie trafen die englische Cultur nicht, sondern machten sich blos als Früchte geistlicher und weltlicher Regierungskünstler geltend.

Früchte der Peel'schen Reformen.

Auch die Statistik wurde oben unter den Feinden der Derbyten genannt. Sie ist in der That deren mächtigster Gegner. Die Engländer cultiviren die Statistik als ein kaufmännisches, buchführendes Volk besonders gewissenhaft und fleißig. In jedem Facit nun, das man in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Lebens zog,

zeigte diese Statistik in Bezug auf die neuen Reformen Gedeihen, Zunahme an Wohlstand und Abnahme an mancherlei Übeln auf. Das Parlament hatte früher gewöhnlich viel Noth, das jährliche Deficit zu decken. Nach den Peel'schen Reformen verschwand dasselbe und verwandelte sich in Überschüsse: 1851 etwa 2, 1852 über 3½ Millionen Pfund Sterling. Die Staatsausgaben betrugen vom 5. Jan. 1851 bis zum 5. Jan. 1852 nach officieller Angabe 49,506610 und die Einnahmen 52,233066 Pfund Sterling: also ein Überschuß von 2,700000 Pfund Sterling. Die Industrie und die Ausfuhr stiegen ohne Ausnahme, in manchen Zweigen beinahe um 100 %. Die Ausfuhr betrug von 1840—43 durchschnittlich im Jahre etwas über 350 Millionen Thaler, 1849—52 über 480 Millionen. Die Ausfuhr von Baumwollenwaaren stieg von 160 auf 206 Millionen oder um 20 %; die der wollenen Zeuge von 42 auf 63 Millionen oder um 57 %; die der Leinenwaaren von 24½ über 32 Millionen oder 68 %; die übrige Ausfuhr (Eisen, Maschinen, Kohlen u. s. w.) von 61 über 100 Millionen Thaler. Da die Engländer ebenso wenig mit Verlust verkaufen als andere Völker, mußte natürlich auch die Einfuhr steigen, die ihnen mehr werth war als die dafür ausgeführten Waaren. Wie aber durch die Peel'schen Reformen der Verkehr und Wohlstand Englands stieg, so stieg auch der Verkehr und Wohlstand aller Völker.

Über die Abnahme der Armuth und Arbeitslosigkeit, die sich nach den obigen Zahlen übrigens schon von selbst versteht, ward ermittelt, daß von 1849—52 die Arbeitslosigkeit gesunder Personen in 39 Provinzen um 15,4, 17,7 und 11,2 % abgenommen, und nur in drei Provinzen um höchstens 3 % gestiegen sei. In einzelnen Gegenden (Hereford) nahm diese Arbeitslosigkeit bis zu 25 % ab. Bei der thatsächlichen Überfülle von Arbeitskräften war dies schon alles Mögliche. Erst die Auswanderung nach Australien wird ein richtiges Verhältniß herstellen.

Durch Aufhebung der Navigationsgesetze mußte nach der Prophezeiung der Protectionisten die ganze englische Schiffahrt zu Grunde gehen. Die Erfahrungen sind zwar hier noch jung; doch hat sich bereits ergeben, daß der Tonnengehalt der Aus- und Einfuhr in den Jahren 1850 und 1851 stets zugenommen und die Betheiligung fremder Schiffe für Importe von 1,203625 auf 965315 und für Exporte von 1,073483 auf 1,027450 Tons gefallen ist. Daß bei wohlfeilern Frachten sich überhaupt mehr Tons zum Verschiffen finden und dabei alle Schiffe mehr Rente geben, versteht sich von selbst. Die Zahl der Engländer, die sich direct mit Schiffahrt beschäftigen, stieg in den letzten 10 Jahren von 210000 auf 241000, ohne die unzähligen auf englischen Schiffen dienenden fremden Matrosen.

Der Umstand, daß die Bank, welche ihr Disconto am 25. Oct. 1847 auf 8 % erhöht hatte, es am 1. Jan. von 3 auf 2½ herabsetzte, bewies sich allein schon als das Zeichen der blühendsten Entwickelung. Noch mehr vielleicht gab den Beweis die Statistik des Pennyportos und des Money-order-Systems. Diese beiden Organe des innern Verkehrs haben, wie Dickens nachwies, die Tugenden der Klugheit, Sparsamkeit, Bruderliebe und Selbstverleugnung unter Millionen durch Millionen von rechtzeitig gesandten Pfunden gefördert. Man gibt in einem der 1700 Bureaux Geld ab, das man irgendwo ausgezahlt wissen will, und meldet dies mit einem Pennybriefe an dem betreffenden Orte. In 24 oder 48 Stunden ist das Geld ausgezahlt. Vor Einführung des Pennyporto (1839) wurden im ganzen Königreiche nur 180000 Aufträge über 2,191000 Thaler gegeben; im Jahre 1850 dagegen 4,440000 Aufträge über 59,465000 Thaler. Im ersten Monat des Pennyporto (1840) erfolgten 10000 Aufträge über 112000 Thaler, im Monat December 1851 gegen 370000 Aufträge über mehr als 4,800000 Thaler: im letztern Monat überhaupt zwei mal so viel als im ganzen Jahre 1840. Man übersetze sich diese kalten Zahlen in das blühende, warme, sittliche Leben!

Der große Hauptgegensatz in der innern Politik und im parlamentarischen Parteiwesen, der industrielle und ackerbautreibende, beruhte bisher auf dem natürlichen Contraste des Nordens und Südens im Werthe und in der Benutzung des Bodens,

in Höhe der Arbeitslöhne und der Armensteuer. Der nördliche Theil mit seinen Kohlenlagern und Erzminen, künstlichen und natürlichen Häfen gehört der Industrie; der breite, ebene, sonnige Süden dem Ackerbau. Im Norden war der durchschnittliche Arbeitslohn wöchentlich 11 Shilling 6 Pence (also 4 Thaler), 66 % mehr als vor 80 Jahren; im Süden 8 Shilling 6 Pence. Im industriellen Norden kommen auf je 100 Menschen 6 Arme, im Süden gerade noch einmal so viel. Und bei solchen Verhältnissen dachte der Derbysmus noch daran, den Norden durch den Süden zu beherrschen und ihm Gesetze zu geben! Der Culturproceß, welcher im Norden vorgeht, äußert sich aber auf den Süden so mächtig, daß der Sieg des Nordens über den Süden sich unaufhaltsam vollbringt. Der Ackerbau nämlich wird, wie schon bemerkt, zur Industrie. In dem Krystallpalaste hatte ein Engländer das Modell einer Dampfmaschine aufgestellt, welche mäht, grast, auf- und abladet, buttert und alle möglichen ländlichen Arbeiten zu gleicher Zeit thut. Der mit Drains unterirdisch cultivirte Boden ist bereits schon in der Gewalt des Bodenfabrikanten. Die Thätigkeit von oben wird zur Chemie im Großen und zum Geschäft der Dampfmaschine. Der Agriculturarbeiter wird darum bald zu den gebildeten Naturkundigen gehören, für leichtere, geistigere Arbeit besser bezahlt und damit unter die gebildeten Industriellen erhoben werden. Das ist der Sieg des Nordens über den Süden, das der Sinn der Industrialisirung des Ackerbaus, eines Processes, der im September 1852 von den „Times" besonders beleuchtet und als der erfreulichste und bedeutungsvollste Proceß im ganzen Jahrhundert anerkannt ward.

Will man die blühende, dichte Cultur Englands überschauen, so müßte man seine Docks und Schiffe, seine dichten Eisenbahn-, Telegraphen- und Kanalnetze, seine dichten Wälder von Dampfschloten, seine ununterbrochenen Reihen von Städten, Farms, Meiereien ohne Spur von Strohdach und Lehmhütte, ohne gedrückte, schmuzige Bauern, seine Pferdeknechte in weißer Wäsche, seine Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Thätigkeit, sein ungeheures Zeitungswesen, das überall bis zu den Ärmsten herabdringt, sein ausgebildetes, bis in die untersten Schichten wirksames Credit- und Bankwesen, seine großartigen Sparinstitute, seine Massen von Bibliotheken, Clubs, Associationen und Vereinen mit ungeheuren Capitalien und riesiger Thätigkeit, seine Polizei ohne Säbel und seine Soldaten mit Spazierstöckchen, seinen totalen Mangel an Paßbureaux, die Vertriebenen aller Nationen, mögen sie von unten oder oben kommen, frei und ungeschoren unter ihnen — müßte man Alles das und noch mehr in ein großes Bild zusammenfassen.

Die Haupteulturereignisse des Sommers 1852 harmonieten auf die schönste Weise mit dem großen Culturereigniß von 1851. Wir begreifen unter den erstern: die Transposition und Metamorphose des Krystallpalastes in einen Erholungs- und Bildungstempel aller Classen, Stände und Völker, und die gleichzeitig in den Juni fallenden Eröffnungen des deutschen Theaters in London, des unterseeischen irischen Telegraphen und der Industrieausstellung in Cork. In der lichtvollen, mauerlosen Schöpfung von Parton vereinigte sich zum ersten mal die Cultur aller Völker zu einem kosmopolitischen Congreß, und der blaue Himmel und die grüne Erde sahen ungehindert hinein, und keine Nation brauchte einen Paß, sondern blos einen englischen Shilling. Das Jahr darauf ward schon Deutschland mit seiner ewigen Poesie herbeigerufen in das „Herz der Welt", nachdem es im „Auge der Welt", dem Krystallpalaste, so sinnig geleuchtet. Die deutschen Töne und Schöpfungen fanden hier ein warmes Verständniß. Die Engländer hörten wieder ihre „Muttersprache", und von Faust hieß es gar, er sei hier populärer als daheim. Die blitzschnelle, Raum und Zeit und Völkerhaß vernichtende Sprache des Weltverkehrs fing gleichzeitig mit dem feindlichen Volke jenseits des Kanals zu reden an, nachdem man mitten unter Rüstungen und staatlichem Mistrauen ein Sprachrohr unter dem Meere hin für freundschaftliche Mittheilungen gelegt hatte. Diese praktisch-kosmopolitischen Freundschaftsbande sind eben in voller Arbeit, sich zu vermehren und zu erweitern! Für diese Culturmacht des Blitzes und Dampfes gibt es keine Grenzen, keine Völker

mit abgeschlossenen Interessen mehr! Der elektrische Telegraph bringt Indien und Amerika mit Hülfe des Dampfes in unsere Nachbarschaft. Daß England, das Comptoir der ganzen civilisirten Erde, unter solchen Fortschritten erst recht der Vermittler und Commissionär der Cultur aller Völker wird, liegt in seiner geographischen Situation, seiner Bevölkerung und seiner ganzen Natur und Eigenthümlichkeit. Es hat die Geographie für sich, das meiste Capital, die größte Freiheit und den gebildetsten Unternehmungsgeist dazu!

Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.

Zweite Abtheilung.*)

Die Chemie in ihrem Einflusse auf die übrigen Wissenschaften.

„Obgleich in dem chemischen Fache, wie in so vielen andern, seit einem halben Jahrhunderte das Unerwartete geschehen, so muß es doch immer unterhaltend und belehrend bleiben, rückwärts zu schauen und historisch zu erkennen, was unsere Vorfahren geleistet, wie weit ihr Wissen vorwärts gedrungen, wo es gestockt. Hierdurch finden wir uns denn aufs neue angeregt, hier und da die angedeuteten Wege zu verfolgen." Goethe.

Einleitendes.

Wenn wir in der ersten Abtheilung dieser Abhandlung die Chemie vorzugsweise als die Wissenschaft der Gegenwart dargestellt haben, so soll sie damit doch keineswegs als ein lediglches Eigenthum der jüngsten Tage, wol aber einer neuern Periode angesehen werden, die einen Zeitraum umfaßt, wie ihn der auf den Höhepunkt seiner Entwickelung gelangte Mann, rückwärts und vorwärts schauend, zu überblicken vermag. Denn auch die nächste Zukunft dürfen wir dieser Periode zurechnen, da sie durch den jetzigen Standpunkt der chemischen Wissenschaft ebenso bedingt ist wie dieser selbst durch das seit 25 Jahren Geleistete. Die sogenannten schwebenden Fragen der Chemie, auch wenn sie etwas später ihre Lösung finden, dürfen wir immerhin der Gegenwart anrechnen.

Gleich wie es jedoch auf andern Gebieten des Wissens unmöglich erscheint, den im Augenblick von demselben behaupteten Standpunkt richtig zu würdigen, und namentlich die Beziehungen zu andern Zweigen geistiger Errungenschaften festzustellen, ohne daß wir zurückgehen auf die Quelle, welcher das einzelne Wissen aus der Fülle der menschlichen Geisteschätigkeiten entsprungen: so ist dies auch mit der unserer Betrachtung vorliegenden Wissenschaft, mit der Chemie, der Fall.

Gewiß, es wäre unmöglich, als Aufgabe der Staatswissenschaft oder Politik den gegenwärtigen Zustand der völkerrechtlichen Lage Europas, ja nur die politischen Verhältnisse Deutschlands zu verstehen ohne den Faden der rückwärts führenden Geschichte. Sicherlich würde die Phantasie keines Sterblichen im Stande sein, aus einer gegebenen Volks- und Ländermasse ein solches Gewirre von Grenzen, Ver-

*) Die erste Abtheilung dieser Abhandlung, welche „Die Chemie als Wissenschaft an sich" ins Auge faßte, ist im siebenten Bande der „Gegenwart", S. 417—468, mitgetheilt worden. Eine dritte Abtheilung, welche der Chemie in ihrer Einwirkung auf Kunst und Gewerbe gewidmet ist, wird demnächst aus derselben Feder folgen und den Schluß der Abhandlung über Chemie bilden. D. Red.

fassungen, bürgerlichen Gesetzen und fürstlichen Hausgesetzen, Interessen, Sympathien und Antipathien hervorgehen zu lassen, als Alles dies sich aus vorhandenen Bedingungen mit Nothwendigkeit zum theilweise sehr unerquicklichen Zustande der Gegenwart entwickeln mußte. Nur schwierig ergeben sich aus dem Experimentirtische der Geschichte, auf welchem in rastlosen Schwankungen der menschliche Geist oscillirt, brauchbare Gesetze, die seiner Bewegung künftig als Grundlage zu dienen fähig sind, und die wahre Politik wird noch lange als die Wissenschaft der Zukunft bezeichnet werden müssen.

Ebenso wird unser Ausspruch, der die Chemie vorzugsweise der Gegenwart zueignet, nur dann verständlich und überzeugend sein, wenn wir den Nachweis liefern, daß in frühern Perioden der Geschichte von der Chemie als Wissenschaft kaum die Rede sein konnte. Aus diesem Grunde müssen wir allerdings jenen Ausspruch durch eine rückwärts gehende Betrachtung zu rechtfertigen suchen. Wir sind hierzu um so mehr verbunden, als unsere Wissenschaft einen Namen trägt, der so weit ins Alterthum hinaufreicht, daß wir nicht einmal im Stande sind, Ursprung und Bedeutung des Worts Chemie mit Gewißheit abzuleiten, sodaß wir in dieser Beziehung in großer Unsicherheit uns befinden. Wenn nun der Name so alt, und die Wissenschaft, die er bezeichnet, als so neu dargestellt wird, so bedarf dies jedenfalls einer Aufklärung; und ebenso wie es unmöglich ist, die gegenwärtigen Beziehungen verschiedener Staaten ohne historischen Hintergrund richtig zu beurtheilen, können wir hier das Verhältniß der Chemie zu den andern Wissenschaften keineswegs erfolgreich ausführen, ohne einen Blick in die Geschichte der Chemie zu werfen.

Geschichtlicher Überblick der Chemie.

Fragen wir uns zuerst, ob aus der Chemie an sich, wie wir in der ersten Abtheilung unserer Abhandlung bemüht waren, dieselbe als Wissenschaft darzustellen, eine große Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sich folgern lasse, daß sie schon früh in einiger Ausbildung und Vollendung bei den Völkern des Alterthums sich eingestellt haben müsse, so wird nach nicht allzu langem Erwägen die Antwort im verneinenden Sinne ausfallen.

Solche rückwärts schließende Beweisführungen haben freilich eine große Erleichterung in der ihnen zur Seite stehenden vollendeten Thatsache. Für Das, was wirklich geschehen ist, sind wir selten um Gründe verlegen. Allein wenn man sich die Schwierigkeit der feinern chemischen Versuche und die dabei nothwendige Berücksichtigung so vieler Nebenumstände vergegenwärtigt, die erforderlich sind, um z. B. ein analytisches Resultat von beweisführender Kraft zu erhalten, so sieht man wol ein, daß selbst von den scharfsinnigsten Gelehrten des Alterthums, den Philosophen der Griechen, solche Arbeiten nicht zu erwarten sind. Theils fehlte ihnen manches von dem hierzu erforderlichen Material, anderntheils aber war es die denselben eigene Geistesrichtung, nach welcher sie auf dem Wege reiner Gedankenentwickelung oder Speculation die wissenschaftliche Erkenntniß in den verschiedenen Gebieten zu erzielen strebten, wodurch sie der genauern Naturforschung fern blieben. In den Naturwissenschaften können aber Ideen den Fortschritt nur alsdann fördern, wenn sie fortwährend mit genau bestätigten Thatsachen zusammengehalten werden, um die Gültigkeit jener an der Übereinstimmung mit letztern zu erproben.

Da wir die Griechen im Übrigen in den Künsten geschickt sehen, so hätte doch von diesen eine Anregung zur experimentirenden Methode ausgehen oder unterstützt werden können. Allein Alles, was Arbeit und Gewerbe heißt, geschah dort ausschließlich durch die Hände der Sklaven oder doch des ungebildeten Theils der Bevölkerung. Wenn nichtsdestoweniger ein jeder Gegenstand, der aus einer griechischen Werkstatt hervorgegangen und bis zu uns gekommen ist, das Gepräge des griechischen Schönheitssinns trägt, so war es eben doch nur der ästhetische Theil der Künste, welcher die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Hochgebildeten für sich hatte. Anmuth und Schönheit der Form war die allgemein gestellte Foderung, und wir sehen

daher auch vorzugsweise die auf rein mechanischen Hülfsmitteln beruhenden Künste bei den Griechen entwickelt, wie Baukunst, Bildhauerei, das Schneiden in Stein, die Mosaikarbeiten und das Gießen und Treiben in Metall.

Dagegen warf sich die ganze geistige Kraft des gebildeten Griechen auf Philosophie, Politik und mit dieser verbundene Redekunst, Poesie und Ästhetik der schönen Künste. Für diese Gebiete war in der That in dem geistig bewegten und offen daliegenden Leben des griechischen Volks als Anhaltpunkt für die ideale Betrachtung ein reichhaltiges Material gegeben, das nicht erst durch mühsame und Geduld erschöpfende Versuche und Arbeiten geschaffen zu werden brauchte, wie dies bei den Grundlagen der wissenschaftlichen Chemie der Fall ist.

Selbst das Gebiet der Medicin, das in späterer Zeit so fruchtbar für Förderung chemischer Thatsachen sich erwies, zeigte sich in der eben geschilderten Zeit ganz unergiebig, da die von den ältesten griechischen Ärzten gebrauchten Arzneimittel nur in Pflanzensäften, ohne besondere chemische Zubereitung, bestanden.

Wie wenig in der That der Begriff Dessen, was wir jetzt unter einem naturwissenschaftlichen Versuch verstehen, damals vorausgesetzt werden kann, geht aus dem bekannten Experiment des Aristoteles hervor, nach welchem ein mit Asche gefülltes Gefäß gerade so viel Wasser aufnehmen soll als ein leeres.

Wenn wir nun bei dem so hochgebildeten, in scharfsinnigem Denken und logischen Ausführungen so gewandten Volke der Griechen keinen Anfang wissenschaftlicher Chemie nachzuweisen vermögen, so dürfen wir uns füglich die Mühe ersparen, bei den übrigen Völkern, nicht allein der ältesten Geschichte, sondern auch einer langen nachfolgenden Periode, danach zu suchen, und zwar am wenigsten in jenen Zeiten, wo stürmische Völkerwanderungen die Cultur der Wissenschaften überhaupt nicht aufkommen ließen.

Allein auch von der nun folgenden Periode, in der Zeitrechnung etwa dem 4. Jahrhundert entsprechend, können wir den Beginn der wissenschaftlichen Chemie nicht datiren, obgleich sie in diesem dem Namen nach schon vorhanden zu sein scheint, und obgleich von da an eine Reihe von chemischen Thatsachen sich festzustellen beginnt, die wir als höchst werthvoll anzusehen haben.

Es beruht dies auf einer ganz besondern Eigenthümlichkeit in der Geschichte der Chemie, der wir nicht leicht in Verfolgung der Quellen irgend einer andern Wissenschaft begegnen. Diese beruht darin, daß der Zweck, den wir heute der Chemie beilegen, in frühern Zeiten gänzlich unbekannt war und daher nicht das Ziel der mannichfachen chemischen Arbeiten vieler Jahrhunderte sein konnte.

So alt die Gottesverehrung und religiöser Cultus, die Feststellung bestimmter Rechtsverhältnisse und die Praxis, gegen Krankheiten gewisse Mittel anzuwenden, sind, so weit dürfen Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin den Anfang ihrer Wissenschaften zurückverlegen. Das Ziel dieser Wissenschaften war in den frühesten Zeiten ihres Auftretens kein anderes, als es am heutigen Tage ist.

Im Gegensatze hiermit sehen wir die Chemie im Verlaufe ihrer Geschichte sehr verschiedene Zwecke sich vorstecken. Die Kunst des Goldmachens war es eine Zeit lang, worauf alle chemische Arbeiten zielten, und nachher sehen wir die Heilung aller Krankheit, ein Universalheilmittel, ein Lebenselixir, als höchsten Zweck dem Chemiker vorschweben. Daß so verschiedenen Richtungen dennoch derselbe Name geblieben ist — denn der Ausdruck Chemie ist schon an 1400 Jahre alt — beweist, wie es mehr die chemischen Operationen waren, auf welche diese Benennung bezogen wurde, als die denselben vorübergehend zu Grunde liegenden Zwecke. Haben wir doch schon früher gezeigt, wie selbst heutigen Tags der Zweck des Chemikers Vielen noch gänzlich fremd ist, wie sie beim Namen Chemie unwillkürlich an Retorten und Kolben denken und keineswegs an den wissenschaftlichen Begriff derselben.

Die wechselnden Zwecke der chemischen Operationen haben dann der geschichtlichen Chemie und den ausführenden Chemikern nicht minder wechselnde Schicksale bereitet, und es ist anziehend, hierüber die eigenen Worte des Geschichtschreibers zu vernehmen

„Die Geschichte der Chemie ist hauptsächlich interessant durch den Wechsel ihrer Schicksale; wenig andere Wissenschaften haben von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit so viele Schwierigkeiten, die ihre Begründung, Aufklärung und Vervollkommnung im Wege standen, zu bekämpfen gehabt. Wenig andere haben sich so in Extremen bewegt wie gerade die Chemie. Ihrer allgemeinen Stellung nach ist sie bald eine verachtete Beschäftigung, bald die gepriesenste Wissenschaft. Bald wird ihr aller wissenschaftliche Charakter abgesprochen, wird sie von dem Freunde der Aufklärung als die Quelle unzähliger Irrthümer verabscheut, mit der Strenge des Gesetzes und der Geißel des Spotts verfolgt, von den Großen geächtet und mit dem Fluche der Kirche bedroht — bald wieder ist sie der Abgott, dem alle Stände sich beugen, die Wissenschaft, von welcher Jeder Bereicherung und Belehrung erwartet. Bald wird ihre Ausübung nur insgeheim zu betreiben gewagt, bald wird ihr öffentlich der größte Vorschub geleistet. Die Art ihres Einflusses und ihrer Anwendung wechselt: bald erscheint sie in Begleitung aller Ausgeburten geistiger Verblendung und hilft das Ansehen derselben unterhalten — bald wieder zeigt sie sich als eines der wirksamsten Werkzeuge zur Vernichtung des Aberglaubens. Bald wird sie angewandt, um die mystischen Lehren theosophischer Verrücktheit zu unterstützen, bald wird sie als Grundlage des crassesten Materialismus vorgeschoben. Bald leitet Habsucht, bald Wißbegierde ihr Studium; die Beschäftigung mit ihr ist bald Sache der Arzneikunde, bald Finanzspeculation; bald soll ihre Ausübung unmittelbar Haufen von Gold hervorbringen, bald soll sie nur mittelbar durch Beförderung der Gewerbe den Wohlstand heben, bald soll sie das Unmögliche möglich machen, aus eigener Macht lebendige Geschöpfe hervorbringen und Pflanzen aus ihrer Asche erwecken; bald verwirft man sie da, wo sie ungezwungen die richtigen Mittel, bestimmte Zwecke zu erreichen, angibt und die Anwendbarkeit derselben zu rechtfertigen weiß. Ihre Hülfswissenschaften wechseln: bald sucht sie sich auf Magie und Kabala, Astrologie und Geisterbeschwörung zu stützen, sucht sie Belehrung in Visionen und Träumen — bald wieder geben die Grundsätze gesunder Philosophie, die nüchterne Anwendung der Mathematik auf zuverlässige Beobachtungen ihre Grundlage ab. Und auch, wo sie in der Wahl ihrer Hülfswissenschaften richtig zu Werke geht, schwebt sie doch anfangs gewöhnlich in Extremen, ordnet sie sich oder die Hülfswissenschaft ganz unter, bis langes Studium das richtige Verhältniß lehrt. Ebenso wechselnd wird ihr Werth als Hülfsmittel anderer Wissenschaften geschätzt: bald wird sie von allen zurückgewiesen, höchstens als Kunst betrachtet, die jedes geistigen Gehalts ermangele, und selbst von den Fächern verleugnet, welche ihrer doch kaum entbehren können — bald wieder wird sie als der allmächtige Hebel angesehen, Wissenschaften zu fördern, die mit ihr in gar keinem Zusammenhange stehen; werden ihr andere Wissenschaften unbedingt untergeordnet, deren Zweck doch ein ganz anderer ist."

„Ihre Bekenner und Beförderer gehören allen Ständen an: Kaiser und Könige wie arme Umzügler, Geistliche, Ärzte, unabhängige Liebhaber der Naturwissenschaften wechseln ab als die Bewahrer ihrer Kenntnisse; bald in Klöstern, bald in Apotheken haben wir die Tempel ihrer Wissenschaft zu suchen; zu ihr bekennen sich Taschenspieler und Glücksritter wie schulgerechte Gelehrte."

„Aus einem solchen Chaos der verschiedenartigsten Einflüsse bricht sich endlich die heutige Chemie ihre Bahn, nimmt eine selbständige Stellung ein, ordnet ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften, wird ein wesentlicher Zweig allgemeiner Bildung und nützt mehr in Bewährung ihrer vielseitigen Anwendbarkeit, als sich je die größten Schwärmer von der Verfolgung einer einseitigen Richtung versprachen."

Bevor wir nun an eine Eintheilung der verschiedenen Zeiträume der Geschichte gehen, mögen einige Worte über Ursprung und Bedeutung des Namens Chemie angemessen erscheinen.

Diese Benennung konnte natürlich in einer Zeit nicht vorhanden sein, in welcher überhaupt zusammenhängende, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete chemische Operationen nicht bekannt waren. Allein von dem Augenblick an, wo wir Nachrichten

erhalten, daß die Kunst des Golderzeugens durch die Ausführung gewisser Experimente verfolgt werde, finden wir diese Beschäftigung mit dem Namen der Chemie bezeichnet. Die älteste Handschrift, in welcher derselbe sich findet, ist aus der Zeit Konstantin's des Großen, etwa 340 nach Christo. In einem Werke, das über den Einfluß der Planetenstellung zum Monde bei der Geburt auf die künftige Bestimmung des Menschen handelt, wird gesagt, daß die unterm Saturn Geborenen der Wissenschaft der Chemie angehören würden. Eine Erklärung des Ausdrucks ist nicht hinzugefügt, aber andern Orts findet man, daß in jener Zeit schon die Metallveredelung in Gold verfolgt und als Chemie bezeichnet wurde.

Was nun die Abstammung des Namens betrifft, so scheint die folgende am wahrscheinlichsten. Ägypten war das Land, aus welchem den Griechen die Kenntniß chemischer Operationen überliefert wurde, und da Ägypten früher auch Chemia hieß, so wurde der Name des Landes zugleich auf die dorther gekommene, geheimnißvolle Kunst übertragen. Als die Araber die Richtung der Metallveredelung annahmen, so setzten sie deren Namen ihren Artikel vor, woher das Wort Alchemia entstanden ist. Wahrscheinlich ist auch durch diese ein Übergang der Bezeichnung von Chemie in Chymie bewirkt worden, die später häufig gebraucht wird und Veranlassung gab, den Namen vom griechischen Worte Chymos, das Saft und Flüssigkeit bedeutet, abzuleiten.

Die Geschichte der Chemie läßt sich in eine ältere, mittlere und neuere eintheilen. Der ältern Geschichte gehört jener Zeitraum des Alterthums an, in welchem zwar manche Producte, die zu verschiedenen Lebensbedürfnissen dienten, bereitet wurden, in welchem jedoch kein Zusammenhang in chemischen Kenntnissen und Zwecken sich vorfindet. Dieser Zeitraum erstreckt sich bis gegen das 4. Jahrhundert.

Die mittlere Geschichte von diesem Zeitpunkte an bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zeigt nun den Unterschied, daß jetzt allerdings die chemischen Operationen in Zusammenhang gebracht und zur Verfolgung besonderer Zwecke verwendet werden. Allein diese Zwecke sind nicht die der Wissenschaft. Anfänglich ist die Goldmacherkunst das Ziel, bis im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts medicinische Zwecke als Hauptaufgabe der Chemie erscheinen.

Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt eine Lostrennung der Chemie, als einer Wissenschaft an sich, bemerklich zu werden, indem wir hier den Versuchen begegnen, die chemischen Thatsachen in ein System zu bringen und dies zur Erklärung von Naturerscheinungen anzuwenden.

Da in der mittlern Geschichte verschiedene Zwecke die Richtung der Chemie bestimmten, und in der neuern Geschichte mehre Systeme in ihrer Herrschaft einander folgen, so lassen sich hiernach auch fünf verschiedene Epochen oder Zeitalter der Chemie bilden, nämlich: 1) Zeitalter der chemischen Kenntnisse der Alten, bis 300 nach Christus; 2) Zeitalter der Alchemie oder Goldmacherkunst, von 300—1525; 3) Zeitalter der medicinischen Chemie oder Jatrochemie, von 1525—1650; 4) Zeitalter der phlogistischen Theorie von 1650—1775; 5) Zeitalter der analytischen Chemie, von 1775 bis zur Chemie der Gegenwart.

Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Zeitabschnitte nicht in der Weise genau zu nehmen sind, wie dies durch die beigefügten Jahreszahlen ausgedrückt wird. Denn in dem zweiten Zeitalter finden wir schon einzelne Bestrebungen, die ihrem Zwecke nach als dem dritten angehörig erscheinen, während andererseits einzelne alchemistische Arbeiten noch weit in die Periode der medicinischen Chemie, ja bis in das Zeitalter der neuern sich erstrecken, wobei wir freilich auf die in heutiger Zeit zuweilen noch vorkommenden Verirrungen keine Rücksicht nehmen, die immer noch Beispiele liefert, wie leichtgläubige und abergläubige Köpfe, durch das Lesen alchemistischer Werke verwirrt oder durch betrügerische Schelme verführt, der angeblichen Kunst Gold zu machen oder den Stein der Weisen zu finden Zeit und Vermögen opfern.

I. Zeitalter bis 300 nach Christus; Kenntnisse der Alten.

Die älteste Geschichte eines Volks ist immer eine Geschichte der ersten Anfänge der Cultur. Wir sehen in der Entwickelung derselben die im Naturreich für den Gebrauch des Menschen niedergelegten Schätze allmälig in dessen Hände übergehen, und aus naheliegenden Gründen geschieht dies zunächst mit den am leichtesten zugänglichen und den Lebensbedürfnissen am unentbehrlichsten. Die Erzeugnisse des chemischen Processes gehören nun allerdings zu den mehr verborgenen Schätzen, an welchen selbst die neueste, mit chemischen Kenntnissen und Hülfsmitteln so reich ausgestattete Zeit noch manchen werthvollen Fund zu thun hofft. Um so weniger dürfen wir daher erwarten, bei den ältesten Völkern eine bedeutende Mannichfaltigkeit chemischer Producte in Gebrauch zu sehen.

Unstreitig erregte zuerst ein Zufall die Aufmerksamkeit auf eine und die andere chemische Erscheinung, deren Product einer Anwendbarkeit sich fähig zeigte, und führte eine absichtliche Wiederholung derselben herbei. Nicht jeder Zufall führt indessen zu einer Entdeckung. Wie viele Tausende von an sich werthvollen Beobachtungen sind nicht schon gemacht worden, ja werden noch fortwährend gemacht, ohne daß sich hieran irgend erhebliche Folgen knüpfen! Glücklich ist daher ein Zufall nur dann zu nennen, wenn er im Bereiche eines aufmerksamen, denkenden und regsamen Beobachters sich zuträgt, der denselben erfolgreich zu machen versteht. Wir sehen daher Personen, die sich einer derartigen Entdeckung zu bemächtigen verstanden, im Alterthum mehrfach mit göttlichen Attributen oder Eingebungen in Verbindung gebracht, wie die Sagen des Prometheus, der das Feuer anzufachen vermochte, des Bachus, welcher die Gährung lehrte, des Hephästos, der die Metalle zu behandeln verstand, und andere bezeugen.

Die Erfindung des Glases, irrthümlich den Phöniziern zugeschrieben, soll dem zufälligen Umstande verdankt werden, daß, in Ermangelung eines Andern, Stücke von Soda zur Unterlage eines Rosts bei Anlage eines Feuers im Freien gebraucht wurden. Hier konnten allerdings die vorhandenen Bedingungen zur Bildung eines Glasflusses, nämlich Sand, Soda und Glühhitze, vorhanden sein. Ein noch einfacheres Experiment führte zur Entdeckung der Orseille, eines schönen, rothen Farbestoffs, der aus einer unscheinbaren Flechte gewonnen wird, welche die Felsen der Canarischen Inseln überzieht. Ein Reisender, venia sit verbo, pißte auf eine mit jener Flechte bedeckte Stelle und bemerkte, daß diese nach einiger Zeit eine schöne rothe Färbung angenommen hatte. Seitdem wird die Pflanze gesammelt und mit gefaultem Urin oder anderer ammoniakhaltiger Flüssigkeit zur Darstellung schön rother und violeter Farben benutzt. Auch in der neuern Zeit, in einer Periode reich an wissenschaftlichen Entdeckungen, hat sich der Zufall noch mehrmals überraschend hülfreich erwiesen, wie z. B. das Jod zuerst von einem Seifensieder beobachtet wurde, als derselbe in ganz anderer Absicht gewisse Salze mit Braunstein und Schwefelsäure der Destillation unterwarf.

Je reicher die Hülfsmittel, je verbreiteter die Kenntniß chemischer Operationen, desto weniger werden solche Ergebnisse des Zufalls verloren sein, und gerade das Fehlen dieser Bedingungen erklärt es, wie Reihen von Jahrhunderten selbst bei den cultivirtesten Völkern des Alterthums erfoderlich waren, um nur die einfachsten chemisch-technischen Operationen in Übung zu bringen.

Vor allem sind es die Ägypter, dieses merkwürdige, in Künsten und Wissenschaften so früh schon vorangeschrittene Volk, bei welchen die meiste chemische Production vorausgesetzt werden darf, ja von welchen die Kenntniß chemischer Gewerbe und Handgriffe überhaupt ausgegangen ist und durch ihre Berührung mit andern Völkern auf diese übertragen wurde. Schon oben haben wir diesen Umstand mit der Ableitung des Namens der Chemie in Zusammenhang gebracht. Die Ägypter verstanden die Darstellung und Bearbeitung mehrer Metalle und Metallgemische, sie wußten Salmiak, Soda, Kochsalz, Alaun und Glas zu bereiten, sie brannten Ziegel und verfertigten bemalte Töpferwaaren. Auch Grünspan und Bleiweiß waren den-

selben bekannt, und es spricht für den hohen Werth, welchen sie den Künsten beilegten, daß ihre Geschichte anführt, welcher König zuerst die blaue Farbe durch Kunst nachzuahmen versucht habe. Als weitere chemische Producte finden wir bei den Ägyptern den Essig, das Bier, die Seife und verschiedene Arzneimittel, und außerdem besaßen sie die Kunst, Leichname vor Fäulniß zu bewahren, und die Seide durch Beizen dauerhaft zu färben.

Nicht weniger Geschicklichkeit in chemischen Gewerben treffen wir bei einem andern Volke, das mit den Ägyptern den Charakter des Alters, der Abgeschlossenheit und des Geheimnißvollen theilt, nämlich bei den Chinesen. Allein sie bleiben dem Entwickelungsgange der übrigen Völker so gänzlich entrückt, daß ihre Kenntnisse auch für unsere Wissenschaft keine spätere Periode vorbereiten helfen.

Die Phönizier scheinen sich mehr durch einen ausgebreiteten Handel als durch eigene Kunstfertigkeit einen großen Ruf erworben zu haben. Die Israeliten verdanken viele ihrer technischen Fertigkeiten wol der längern Berührung mit den Ägyptern, und aus ihren Schriften geht hervor, daß ihnen Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen bekannt waren, wie denn überhaupt die Gewinnung der Metalle überall den Anfang aller Industrie macht.

Was wir, gleichzeitig von den Griechen, z. B. aus Homer etwa 1000 vor Christus erfahren, zeigt uns diese an Kenntniß chemischer Thatsachen den Israeliten keineswegs voraus. Das Eisen, weit schwieriger darstellbar, war bei den Erstern seltener und kostbarer, und ihre Waffen und Geräthe wurden aus Legirungen von Kupfer und Zinn verfertigt, von denen ersteres öfter gediegen vorkommt, und die beide aus ihren Erzen leichter in den metallischen Zustand übergeführt werden können als das Eisen.

Wir haben bereits die Gründe angegeben, warum der nach andern Richtungen so schön und so reich sich entwickelnde griechische Geist in Förderung chemisch werthvoller Thatsachen sich so unergiebig bewies. Die vorzugsweise Geneigtheit, Alles von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte aus der Betrachtung zu unterwerfen, diese Methode des Generalisirens verhinderte die für die Gewinnung wissenschaftlicher Erfahrung so wichtige und nothwendige Verfolgung der wirklichen Erscheinungen, und brachte die sogenannte empirische Methode geradezu in Mißachtung.

Das große Römerreich, welches die vorgenannten Völker, China ausgenommen, allmälig in sich aufnahm und durch diesen Zuwachs erst selbst seine Bildung erhielt, war ein für die Entwickelung der auf so feinen Beobachtungen gegründeten chemischen Technik keineswegs günstiger Boden. Wir sehen in der That während seiner ganzen Dauer und selbst in den ersten Jahrhunderten nach seinem Verfall kaum nennenswerthe Thatsachen die schon den Ägyptern bekannten vermehren. Von der Destillation, einer Operation, die in späterer Zeit bei den Arbeiten der Chemiker eine so hervorragende Rolle spielte, findet sich nur die Andeutung einer unvollkommenen Ausführung. Man wußte nämlich das Quecksilber zu gewinnen, indem der natürlich vorkommende Zinnober mit Eisen vermengt in einem Gefäße erhitzt wurde, das mit einem Deckel verschlossen war, an welchem sich dann die Dämpfe des abgeschiedenen Quecksilbers verdichteten.

Aus allem seither Gesagten erhellt von selbst, daß in dem ganzen geschilderten Zeitraume durchaus von keinem Zusammenhang chemischer Arbeiten, noch weniger von einem hierauf gegründeten Zweck, und am wenigsten von einer den chemischen Erscheinungen zu Grunde gelegten Idee die Rede sein kann. Von letzterer findet sich nicht einmal eine Ahnung. Dies ist um so auffallender, als zuerst durch die speculative Philosophie der Griechen eine Frage aufgeworfen und vielfach zum Gegenstande metaphysischer Betrachtungen gemacht wurde, die noch bis in die neueste Zeit ein Hauptgegenstand der Chemie geblieben ist, welche dieselbe nur auf experimentalem Wege lösen zu können glaubt. Es ist dies die Frage nach den Elementen oder nach den Urbestandtheilen aller Dinge.

Unterwerfen wir die in dieser Beziehung von den griechischen Philosophen aus-

gesprochenen Ansichten, die uns durch ihre Schriften am vollständigsten überliefert worden sind, einer nähern Prüfung, so ergibt sich, daß der Ausdruck Element damals nicht in demselben Sinne gebraucht wurde, wie es gegenwärtig der Fall ist. Einige derselben verstanden unter Element die allgemeine Bedingung, aus welcher die ganze Reihenfolge der Körperwelt hervorgegangen sei; und in diesem Sinne ist es zu nehmen, wenn schon 600 vor Christus Thales das Wasser, sodann Anaximenes die Luft, später Heraklit das Feuer als das Ursprüngliche bezeichnen, aus welchem Alles hervorgegangen. Die Wahrnehmung, daß Luft, Wasser und Wärme die nothwendigen Bedingungen zur Entwickelung des pflanzlichen und thierischen Lebens sind, ist es wol, die zu solchen Verallgemeinerungen geführt hat. In ähnlichem Sinne gebrauchen wir ja noch jetzt den Ausdruck, es sei das Wasser das Element der Fische, die Luft der Vögel.

Andere dagegen und vorzüglich Aristoteles verstehen unter Elementen verschiedene Urzustände oder Grundeigenschaften, aus deren Vorhandensein und Mischung die verschiedenen Eigenschaften und Zustände der Körperwelt hervorgehen. Denn die Materie selbst hält Aristoteles er für durchgehends gleichartig, und schreibt ihre äußere Verschiedenheit sowol dem Einflusse seiner Elemente als auch der verschiedenen Form ihrer kleinsten Theile zu. Feuer, Wasser, Luft und Erde sind nun die bekannten vier Aristotelischen Elemente, und zwar begreift hiernach das Feuer in sich die Vorstellungen von Hitze und Trockenheit, die Luft von Wärme und Feuchtigkeit, das Wasser von Feuchtigkeit und Kälte, die Erde von Trockenheit und Kälte. Daher sind fühlbare Eigenschaften der Dinge, wie heiß, kalt, trocken, feucht, schwer, leicht, hart, weich u. s. w. abhängig von dem alleinigen oder vermischten Auftreten jener Grundeigenschaften.

Zu bemerken ist übrigens, daß Aristoteles noch von einem weitern, feinern, ätherischen Elemente spricht, welches vielleicht das Geistige repräsentiren soll, und dieses fünfte Element, essentia quinta, wurde später Gegenstand eifriger chemischer Untersuchungen, und noch jetzt ist der Ausdruck Quintessenz gebräuchlich, um damit den sublimsten Gehalt von Etwas zu bezeichnen.

Wenn nun aus dem Gesagten hervorgeht, daß zwischen den Elementen der Alten und den chemischen Elementen der Gegenwart kein Zusammenhang besteht, so war doch eine nähere Betrachtung jener frühern Ansichten werthvoll, da namentlich die Vorstellung des Aristoteles noch lange einen wesentlichen Einfluß auf die chemischen Forschungen und Lehren der nachfolgenden Jahrhunderte ausübte und im gewöhnlichen Leben noch jetzt einen gewissen Gebrauch hat.

II. Zeitalter der Alchemie.

Während die wenigen chemischen Thatsachen der vorhergehenden Periode keineswegs in besondern Schriften niedergelegt erscheinen, und selbst die Werke des Plinius und Dioskorides, die reich an schätzbaren Mittheilungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften sind, in dieser Beziehung uns keine Belehrung verschaffen, so rechnen wir den Beginn eines neuen Abschnitts der Entwickelungsgeschichte der Chemie von dem Zeitpunkte an, wo zuerst Schriften sich finden, welche den chemischen Operationen ausschließlich gewidmet sind. Solche Schriften, deren Entstehung mit hinreichender Sicherheit dem 4. und 5. Jahrhundert nach Christus angehörend erscheint, und die sämmtlich in griechischer Sprache geschrieben sind, mögen ihren Ursprung direct oder indirect von der berühmten Hochschule zu Alexandrien ableiten, die, von Ptolemäus I. gestiftet, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit war, welche sich hier lange erhielt und von wo aus dieselbe sich später nach Byzanz mittheilte.

In jenen ältesten Schriften ist bereits von der Verwandlung der Metalle die Rede und zwar nicht als von einer neuen, eben erst entdeckten Sache, sondern in einer Weise, die annehmen läßt, daß die Bemühungen des Goldmachens schon mehre Jahrhunderte älter sind, und daß wahrscheinlich die frühere mysteriöse Abgeschlossenheit der ägyptischen Gelehrten Mittheilungen darüber verhinderte.

Auf diese ersten Nachrichten, die spärlich an sich, noch durch Unverständlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks beeinträchtigt werden, folgt eine Periode der Ungewißheit, bis endlich im 9. Jahrhundert durch ein neu auftretendes Volk eine reichere Literatur als Quelle erscheint, die von da an, wenn öfter auch getrübt, doch niemals wieder versiecht.

Die Araber sind es, die nach der Zerstörung des Römischen Reichs, unter mächtigen und gelehrten Khalifen, auf den Trümmern altägyptischer und griechischer Bildung die Wissenschaften neu aufrichteten und lange Zeit hindurch fast ausschließlich in Obhut und Pflege nahmen. Durch die Herrschaft derselben in Spanien theilten sich später ihre Kenntnisse den Völkern des Abendlandes mit. Von dem 9. Jahrhundert an haben wir nun eine ganze Reihe Schriften alchemistischen Inhalts, aus welchen hervorgeht, daß die Araber aufs eifrigste mit solchen chemischen Operationen beschäftigt waren, deren Zweck die Verwandlung gemeiner Metalle in edle ist. Es entstand daher vielfach die Meinung, daß die Chemie, die von nun an mit dem arabischen Artikel versehen als Alchemie auftritt, überhaupt arabischen Ursprungs wäre. Allein Wissenschaftlichkeit war keineswegs der ursprüngliche Charakter dieses Volks, das vielmehr in seinem ersten Auftreten durch religiösen Fanatismus und blinden Fatalismus sich auszeichnet und Kunst und Wissenschaft viel mehr vernichtet als begründet. Erst nach der Befestigung seiner Herrschaft nahm es aus dem unterworfenen Gebiete die Elemente seiner Bildung auf, die es dann zu einer erstaunenswerthen Blüte entfaltete, zu einer Zeit, wo ganz Europa, von Zügen roher Völker überflutet, der Gefahr einer Vernichtung aller Cultur ausgesetzt war. Damals war es, daß zu den durch die Araber gegründeten Hochschulen Spaniens, nach Cordova u. s. w., Lernbegierige aus allen Ländern Europas zogen, um neben den mathematischen und astronomischen Wissenschaften insbesondere die medicinischen und alchemistischen kennen zu lernen. Vor Allen ist Geber als der erste und bedeutendste der arabischen Alchemisten hervorzuheben, dessen Schriften noch bis ins 16. Jahrhundert als Hauptquellen des chemischen Studiums angesehen wurden.

In Deutschland und den übrigen Ländern Europas treten erst von der Zeit des Verfalls der arabischen Herrschaft, vom 13. Jahrhundert an, bedeutendere Alchemisten auf, worunter namentlich Albertus Magnus, Roger Baco, Arnoldus Villanovus, Raymundus Lullus und am Schlusse dieser Periode Basilius Valentinus zu erwähnen sind.

Im Allgemeinen herrscht in den zahlreichen Schriften der Araber sowol als ihrer Nachfolger ein dunkler und unverständlicher Stil. Vieles wird bildlich bezeichnet, und für manche Ausdrücke, die häufig gebraucht werden, ist es schwer oder selbst unmöglich die richtige Bedeutung herauszufinden. So z. B. werden nach einer damals herrschenden Ansicht die Metalle zusammengesetzt gedacht aus Quecksilber und Schwefel, ohne daß jedoch unter diesen Namen genau die Stoffe zu verstehen sind, die wir jetzt damit bezeichnen. Quecksilber war gewissermaßen der Repräsentant des Glanzes, der Dehnbarkeit und der Unveränderlichkeit; der Schwefel dagegen der Zersetzbarkeit und Veränderlichkeit der Metalle. Auch der Umstand, daß viele der spätern Alchemisten dem klösterlichen Stande angehörten, und Grund hatten, eine Verfolgung zu fürchten, trug dazu bei, daß die Beschreibung der chemischen Operation oft in eine mystische Sprache eingekleidet wurde; und nicht gering ist die Mühe Derjenigen gewesen, die es versucht haben, aus dieser Spreu den spärlichen Weizen zu sondern.

Wenn nun auch das den Arbeiten dieses Zeitraums vorschwebende Ziel der Golderzeugung keineswegs erreicht worden ist, so haben doch die zahlreichen in dieser Richtung unternommenen Versuchen eine Menge äußerst schätzbarer Thatsachen zu Tage gefördert, was uns klar wird, wenn wir die am Schlusse desselben bekannten chemischen Producte überblicken. So finden wir schon bei Geber die Bekanntschaft mit Schwefelmilch und Schwefelmetallen, Soda, Pottasche und ätzenden Alkalien, mit Schwefelsäure, Salpetersäure, Königswasser und Essigsäure. Er beschreibt deutlich

den Alaun, Salpeter, Salmiak und Vitriol, und außer verschiedenen Quecksilberpräparaten war ihm der Silbersalpeter und die Auflösung des Goldes bekannt. Die Destillation und Sublimation waren ihm geläufige, vielfach angewendete Operationen. Die Kenntnisse in dieser Richtung werden durch die Nachfolger vervollkommnet, und durch Entdeckung des Weingeists, Weinsteins, Ammoniaks, Arseniks und verschiedener Antimonpräparate vermehrt.

Vergleichen wir daher diesen Zeitraum mit dem vorhergehenden, so ergibt sich am Schlusse desselben ein wesentlicher Fortschritt zu Gunsten des chemischen Wissens. Die chemischen Thatsachen erscheinen beträchtlich vermehrt, sie sind in zahlreichen Schriften niedergelegt, und es ist schon gewissermaßen ein Stand vorhanden, der die Chemie pflegt und mit den eingebildeten doch auch die wahren Schätze den Nachfolgern überliefert.

III. Zeitalter der medicinischen Chemie.

Schon in den Schriften der frühern Periode ist vielfach die Rede von dem Steine der Weisen, der zwei Tugenden besitzen soll, nämlich die, alle Metalle in Gold zu verwandeln, sowie alle Krankheiten zu heilen. Die Auffindung oder Darstellung desselben war das Ziel der alchemistischen Arbeiten. Auch ist mehrfach davon die Rede, ein flüssiges Gold, aurum potabile, darzustellen, welchem wunderbare Heilkräfte zugeschrieben wurden. Es scheint jedoch hierfür kein anderer Grund vorhanden gewesen zu sein als die Meinung, daß eine so kostbare Substanz auch ausgezeichnet in ihrer Wirkung sich erweisen müsse; wie denn auch andere werthvolle Stoffe, Perlen und Edelsteine als wunderkräftige Medicinen verabreicht worden sind.

Wie mancher Alchemist nun auch sich rühmte, jene Wunder bewirken zu können, so konnte doch die Erfolglosigkeit solcher Bemühungen auf die Dauer nicht verborgen bleiben, zumal da es sich mehrfach herausstellte, daß geheimnißvolle Goldmacher im Grunde nur Betrüger waren. Die Beschäftigung mit Alchemie verfiel somit in Mißachtung und Verfolgung. Dieselbe erhielt sich allerdings noch in der ganzen folgenden Periode; allein sie nimmt jetzt einen untergeordneten Rang ein.

Wir beginnen diese dritte Periode von der Zeit an, wo Ärzte anfingen sich mit chemischen Arbeiten zu befassen, wo also die Chemie aus den Händen obscurer Laboranten in die von Männern überging, welche dem Stande der Gelehrten angehörten und einen für die damalige Zeit hoch anzuschlagenden Grad von wissenschaftlicher Bildung besaßen. Die Ärzte hatten bis dahin den Organismus und die Krankheiten ganz in dem Sinne aufgefaßt, der seit Aristoteles in Aufnahme gekommen war, und namentlich die Krankheiten nach der Methode des Galenus, mit einfachen Mitteln, die keine chemische Zubereitung erfoderten, behandelt.

Paracelsus, im Anfange des 16. Jahrhunderts auftretend, durch mehre Beobachtungen über die energischen Wirkungen chemischer Präparate, namentlich der Metalle, auf den Organismus geleitet, begann nun mit einer herausfodernden Entschiedenheit das alte System der Heilmethode des Galenus zu verwerfen und eine ganz chemische Theorie über den Organismus und seine Functionen aufzustellen. Er stellt Schwefel, Salz und Quecksilber als die Elemente der organischen Gebilde auf, freilich mehr in dem Sinne, daß er diese Stoffe als Repräsentanten gewisser Qualitäten annimmt, ähnlich wie die Alchemisten sich die Metalle aus Quecksilber und Schwefel bestehend dachten, ohne daß hierunter die jetzigen einfachen Stoffe zu verstehen sind.

Sind nun nach Paracelsus die erwähnten Stoffe in richtiger Art und Weise vorhanden, so sind die Organe in gesundem Zustande vorhanden, während das Vorwalten des einen oder andern dieser Bestandtheile Krankheiten erzeugt. Die Heilung besteht darin, das richtige Verhältniß durch Zufügung oder Ableitung wiederherzustellen. Die verschiedenen Verrichtungen und Erscheinungen am gesunden und kranken Körper wurden von Paracelsus und seinen Nachfolgern ganz mit chemischen Processen verglichen oder identificirt, wie z. B. die Verdauung mit der Gährung,

nd der Körper überhaupt als ein Gefäß betrachtet, in welchem Destillation und Sublimation, Niederschläge und Krystallisationen fortwährend sich thätig und einußreich erweisen.

Auch war Paracelsus der Erste, der als öffentlicher Lehrer der Chemie und war in deutscher Sprache auftrat, und der Erfolg, den er in einzelnen Heilungen atte, die Kenntnisse, die er in Vielem bewährte, aber auch die Dreistigkeit, mit elcher er die alte medicinische Schule angriff und sein chemisches System aufellte: alles Dies eignete sich in hohem Grade, um Epoche zu machen. Der Einuß dieses Mannes auf den Fortschritt der Chemie war um so größer, indem er ne Menge von Gegnern zur Thätigkeit aufreizte und den gebildeten Stand der rzte der Beschäftigung mit der Chemie zuwendete. Die vermehrte Anwendung emisch zubereiteter Arzneimittel endlich machte allmälig die Apotheker, die seither ist nur als Arznei- und Wurzelkrämer zu betrachten sind, zu einem der Chemie eflissenen Stande, der alsbald ihrem Fortschritte sich gar förderlich erwies.

Dieser Übergang der Chemie in gebildete Hände läßt sich alsbald in den emischen Schriften bemerken. Wenn auch in denen des Begründers dieser Peode noch erstaunlich viel Wust und Bombast sich vorfindet — sein vollständiger ame war Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenim —, so sind doch die meisten Werke seiner Nachfolger in verständlicher Weise eschrieben, und namentlich zeichnen sich die des verdienstvollen Metallurgen Agricola us Meißen (geb. 1494) durch Klarheit und Gediegenheit aus.

Es würde vom Zwecke dieser Darstellung zu weit entfernen, wollten wir alle n diesem bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sich erstreckenden Zeitraume bemerenswerthen Namen und daran zu knüpfende Leistungen im Einzelnen aufführen. Im Allgemeinen sei daher nur gesagt, daß es vorzugsweise Deutsche waren, die n dieser Periode das chemische Wissen förderten, indem die pariser Akademie durch renge Verbote der chemischen Arzneimittel die Betheiligung der französischen Mediner in dem Streite über die Richtung des Paracelsus verhinderte — ein Beispiel, ie selbst gelehrte Körperschaften ein Hemmniß des Fortschritts werden können, was n Frankreich später auch auf andern Gebieten der Wissenschaft sich wiederholt hat.

Die Methode der Darstellung chemischer Präparate erscheint nun bei weitem weckmäßiger, sicherer und von weitschweifigen und unnützen Zuthaten befreit. Mehrach findet sich schon ein analytisches Verfahren, welches ziemlich genaue Scheidunen vollbringt, namentlich in den Hüttenprocessen durch Agricola eingeführt. Die arken Säuren wurden reiner dargestellt und vermittelst dieser dann leichter die hwächern erhalten, sowie in den Rückständen werthvolle Salze, worunter das von Glauber entdeckte Wundersalz oder Sal mirabile einen hohen Rang einnimmt. Diem fleißigen Chemiker werden überhaupt viele vortreffliche Beobachtungen verdankt, nd über manche chemische Zersetzungen hatte er Vorstellungen, die unserer jetzigen lberzeugung ganz entsprechend waren. Es begann überhaupt in dieser Zeit ein richtiger Übergang in der Ansicht über chemische Processe sich vorzubereiten und heilweise schon festzustellen. Wenn seither durch das Einwirken verschiedener Körper ufeinander ein neuer Körper zum Vorschein kam, so glaubte man dies als eine Verwandelung der ursprünglichen Stoffe in das Product erklären zu müssen. Ein uffallendes Beispiel hierfür bietet die sogenannte Verwandelung des Eisens in Kupfer dar. Wird nämlich ein blankes Stück Eisen in eine Auflösung von schwefelsaurem Kupferoxyd gelegt, so erscheint es alsbald mit einer rothen Schicht von metallischem Kupfer überzogen, und nach längerer Zeit ist das Eisen gänzlich verschwunden und an seiner Stelle eine entsprechende Kupfermasse vorhanden. Während wie gesagt, diese Erscheinung früher als ein ebenso einfacher als schlagender Beweis der Metallverwandelung angesehen wurde, zeigten nun genauere Versuche, daß das Kupfer in diesem Falle keineswegs erzeugt werde, sondern bereits in der angewendeten Flüssigkeit aufgelöst vorhanden gewesen sei. Daher wurde denn mit

Recht auch weiter geschlossen, daß Stoffe, nachdem sie chemisch miteinander verbu den sind, nicht aufhören zu existiren, sondern veranlaßt werden können, mit ihr ursprünglichen Eigenschaften wieder hervorzutreten.

Auch der Ausdruck Verwandtschaft, oder vielmehr Affinität, findet sich, wie nicht in dem jetzt ihm untergelegten Sinne, während bei Glauber eine merkwürdi Stelle vorkommt, aus der erhellt, daß, ohne des Ausdrucks der Verwandtschaft zu bedienen, er dennoch eine Vorstellung von gewissen Zersetzungen hatte, die jetzt üblichen ganz angemessen ist. Er wußte z. B., daß das Ammoniak (Sal vol tile genannt) aus seiner Verbindung mit Salzsäure, dem Salmiak, durch stärk Basen, wie Kali, Kalk und Zinkoxyd, in der Hitze ausgetrieben werde, und es ruhe dies darauf, sagt Glauber: „weilen der Galmei (Zinkoxyd) wie auch K und Kalk solcher Natur ist, daß er große Gemeinschaft mit allen Acidis (Säur hat, dieselben sehr liebt und auch von ihnen geliebt wird; also henket sich das S acidum (die Salzsäure) in der Wärme an denselben, verbindet sich damit, d durch das Sal volatile (das Ammoniak) ledig gemacht und zu einem subtilen Spiri (Salmiakgeist) destillirt wird."

Van Helmont (geb. 1577 in Brüssel), vorzüglich in den Niederlanden in gr ßen Ansehen stehend, ist noch als einer der Ausgezeichnetsten dieser Periode zu ne nen. In medicinischer Beziehung legt er besonders auf die saure oder alkalis Beschaffenheit der Säfte und Secrete des Körpers einen großen Werth. Krankhe ten rühren nach ihm hauptsächlich von Überschuß an Säure oder Alkali her, und verordnet alsdann die entgegengesetzten Mittel. In chemischer Beziehung sucht den wichtigen und richtigen Grundsatz durchzuführen, daß ein Stoff in alle möglich Verbindungen eingehen kann, ohne damit seine eigenthümliche Natur zu verliere da er aus diesen mit allen seinen frühern Eigenschaften wieder abgeschieden werde könne. Sodann unterschied er genauer als bisher die verschiedenen Luftarten un bezeichnet sie als Gase, um ihre Verwechselung mit gewöhnlicher Luft zu vermeiden

Auch stellte van Helmont einen interessanten physiologischen Versuch an, indem er einen Weidenzweig, der fünf Pfund wog in einen Topf mit Erde setzte, dere Gewicht, nachdem sie scharf getrocknet war, genau 200 Pfund betrug. Der Top wurde mit einem Deckel möglichst vor Staub geschützt und täglich mit Regenwasse begossen. Nach fünf Jahren wurde der Versuch beendigt; es fand sich, daß d Weide 164 Pfund an Gewicht zugenommen hatte, obgleich die Erde des Topfe wieder getrocknet, fast genau das ursprüngliche Gewicht hatte, indem sie nur einen Verlust von zwei Unzen zeigte. Ein Versuch, aus welchem van Helmont schließ daß das Wasser ein Element aller Vegetabilien sei, was in Hinsicht auf die el mentaren Bestandtheile auch die neuere Analyse bestätigt. Bei Gelegenheit der Be trachtung des Einflusses der Chemie auf die Pflanzenphysiologie werden wir noch mals auf den eben beschriebenen Versuch zurückkommen.

Neben so manchen guten Beobachtungen und daraus gefolgerten richtigen Schlüssen fehlt es doch dieser Periode auch keineswegs an Übertreibungen und vie facher Neigung, sich einem Glauben an das Wunderbare hinzugeben, wie es mit besonnener Naturforschung sich nicht verträgt. Als ein Beispiel von Sonderbarlichkeiten der Art ist es nach van Helmont's Meinung eine ausgemachte Sache, daß sich in einem Gefäße, darin man ein schmuziges Hemd mit Weizenmehl zusammengebracht hat, aus diesen beiden Dingen Mäuse erzeugen!

Es gewährt ein ganz besonderes Interesse, diese Epoche der Vergangenheit, in welcher die Chemie den Lebensproceß und die Heilung als nur und gänzlich von ihr abhängig und bedingt darstellt, einer ausführlichern Betrachtung zu unterwerfen, da in der Gegenwart es vorzugsweise dieselben Fragen sind, in welchen die Chemie ein bedeutungsvolles Wort mitredet, und da man von ihr allein in gewissen Theilen dieses Gebiets eine befriedigende Auskunft erwarten darf.

IV. Zeitalter der phlogistischen Theorie.

Es ist früher gezeigt worden, daß mehre Tausende von Jahren vorübergehen mußten, um eine hinreichende Menge von chemischen Thatsachen mehr oder weniger zufällig festzustellen, bis endlich Einzelne, dieses chemische Wissen oder vielmehr Können in sich vereinigend, dasselbe zu dem bestimmten Zwecke des Goldmachens in Ausübung brachten und somit das Zeitalter der Alchemie begründeten. Wir haben bemerkt, daß diese an sich erfolglosen Bemühungen doch den ungemein wichtigen Dienst leisteten, zerstreute chemische Kenntnisse zusammenzufassen, zu erhalten und weiter zu überliefern. Allein es erfoderte einen Zeitraum von abermals etwa 1000 Jahren, um die Chemie aus den Händen der Alchemisten in die des gebildeten und angesehenen Standes der Ärzte übergehen zu lassen. Von dieser Zeit an sehen wir dann die Chemie in einem raschern Tempo ihrem jetzigen wissenschaftlichen Standpunkte entgegengehen. Sie vollbringt diesen Übergang in zwei bis drei glücklichen Schritten, von welchen als erster die eben betrachtete Epoche der medicinischen Chemie etwa ein Jahrhundert erfüllt, und an welche das Zeitalter der phlogistischen Theorie von ziemlich gleicher Dauer, nämlich von 1625 bis gegen 1775, sich anreiht.

Indem wir in diese neue Periode eintreten, ist vor allem darauf hinzuweisen, wie die Entwickelung wissenschaftlicher Thätigkeit auch auf andern Gebieten sich zeigte, wodurch die chemischen Arbeiten und namentlich die geistige Richtung ihrer Pfleger mittelbar und unmittelbar wesentlich fördernder Einflüsse sich zu erfreuen hatten. Bedenken wir, daß der Eingang des vorliegenden Zeitalters mit den Todesjahren von Kepler, Galilei und Torricelli (1630—47) zusammenfällt. Die scharfsinnigen Arbeiten dieser unsterblichen Astronomen und Physiker mußten im Allgemeinen auf eine strengere und genauere Forschung in der Natur hinweisen. Ganz vorzüglich aber foderten hierzu auf die Schriften des gelehrten Großkanzlers von England, Francis Bacon von Verulam (gest. 1626), der schon damals die Beobachtung und den Versuch als diejenige Methode bezeichnete, die allein in den Erfahrungswissenschaften zu einem Erfolg, zu einer sichern Grundlage wissenschaftlicher Erkenntniß führen kann. Erst von dieser ausgehend, darf zur Generalisirung, zur Aufstellung von Gesetzen und Theorien geschritten werden. Bacon bildete hierdurch einen entschiedenen Gegensatz zur speculativen Methode der alten Philosophen, die, stets in allgemeinen Philosophemen sich bewegend, niemals auf den wahren Grund der Erscheinungen gelangten.

Freilich waren Länder und Personen damals nicht so leicht in Verkehr und Verbindung zu bringen wie heutzutage, und es erklärt sich hieraus, wie einzelne hervorragende Geister doch nicht die allgemeine Bewegung hervorrufen konnten, die von ihrer Bedeutung sich hätte erwarten lassen, und welche oft in späterer Zeit erst ihre volle Würdigung erfahren hat. Allein auch diesem Übelstande der Isolirung wurde allmälig abgeholfen. Nachdem dies schon einestheils durch die Erfindung der Buchdruckerkunst geschehen war, erhoben sich allmälig gelehrte Körperschaften, die namentlich dadurch ungemein wichtige Dienste für alle Wissenschaften leisteten, daß sie die Arbeiten der Forscher damaliger Zeit in regelmäßig erscheinenden Schriften der Öffentlichkeit übergaben. So finden wir in Florenz im Jahre 1657 die Academia del Cimento (Akademie der Experimente), die königliche Gesellschaft (Royal society) in London, 1662, deren Denkschriften unter dem Titel „Philosophische Abhandlungen" (Philosophical transactions) herausgegeben wurden. Es folgte 1672 unter Kaiser Leopold die Academia Caesareo-Leopoldina. Im Jahre 1699 beginnen die „Mémoires de l'Académie des sciences" der unter Ludwig XIV. von Colbert gestifteten pariser Akademie. Im Jahre 1700 wurde die berliner Akademie auf Veranlassung von Leibniz, und 1725 die von Petersburg, 1728 die von Upsala, endlich 1742 die Akademie von Kopenhagen gegründet.

Auch in dem vorliegenden Zeitraume sind es wieder vorzugsweise ausgezeichnete Ärzte, welche dem Studium der Chemie sich widmen, obschon es namentlich in der

spätern Hälfte desselben vorkommt, daß auch Physiker, Geistliche, Bergmänner, Privatgelehrte und Apotheker sich höchst erfolgreich mit dieser Wissenschaft befassen. Hieraus geht denn schon hervor, daß bei der jetzt vorangeschrittenen Bildung Personen so verschiedenen Standes nicht mehr wie früher alchemistische Absichten verfolgen konnten, sondern daß bereits ein wissenschaftlicher Zweck es ist, der den chemischen Erscheinungen in den Augen so Vieler ein lebendiges Interesse verleiht. Die Goldmacherei erscheint gänzlich in den Hintergrund gedrängt, von der bessern Einsicht widerlegt und in ihren betrügerischen Richtungen entlarvt.

Die Mediciner nehmen zur Chemie einen andern Standpunkt ein als den der frühern Periode. Sie haben sich überzeugt, daß die Lebensprocesse doch etwas Anderes sind als bloße Sättigungen von Laugen und Säuren, daß der Organismus nicht ohne Weiteres als ein Laboratorium zu betrachten ist. Sie sind jedoch weit entfernt, die wichtigen Leistungen der Chemie für das Gebiet der Heilkunde zu verkennen, sie schützen und betreiben dieselbe als eine den Zwecken der Medicin unentbehrliche Hülfswissenschaft.

Was nun diesem Zeitalter seinen eigentlichen Charakter verleiht, ist das allmälige Hervortreten einer chemischen Theorie, des ersten Versuchs, eine große Reihe von untereinander zum Theil sehr verschiedenen Thatsachen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, für alle die gemeinsame Ursache aufzufinden und festzustellen. Wir bemerkten zwar auch schon früher Spuren von theoretischen Ansichten, wie z. B. über die Zusammensetzung der Metalle. Allein dieselben bleiben auf einen zu kleinen Kreis beschränkt, sie erscheinen zu wenig durch Versuche unterstützt und durch wissenschaftlich gebildete Männer behauptet, als daß sie Anspruch auf große Bedeutung haben könnten. Es bedurfte natürlicherweise erst eines gewissen Reichthums von Thatsachen, um das Bedürfniß nach allgemeinen Gesetzen zu wecken und zu befriedigen.

Der Gegenstand, welcher nun vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Chemiker beschäftigte und über welchen sie nach Aufschluß und Erklärung begierig sein mußten, war die Einwirkung der Wärme auf die verschiedenen Stoffe. Das Feuer war von jeher als eines der kosmischen bildenden Elemente angesehen worden; die chemischen Arbeiten der damaligen Zeiten wurden vorzugsweise durch Feuersmacht bewirkt. So erscheint es auch erklärlich, wie die theoretische Ansicht über die Verbrennung die erste auftauchende Idee aus dem Chaos der Thatsachen ist, und wie diese Frage es war, um welche als Angelpunkt der wissenschaftliche Streit von nahezu zwei Jahrhunderten sich drehte.

Man unterschied damals nach ihrem Verhalten gegen Feuer drei Hauptclassen von Körpern, nämlich: unverbrennliche, die von demselben keine Veränderung erleiden, wie z. B. die Erden; sodann die Metalle, welche unter dem Einflusse hoher Wärmegrade in erdartige Materien, damals Metallkalke (jetzt Metalloxyde) genannt, sich verwandeln, wie Blei, Eisen, Kupfer, Zinn, Zink; und endlich die brennbaren Stoffe, welche durch Feuer gänzlich zerstört werden, wie die Pflanzenstoffe, besonders die Kohle, sodann der Schwefel, Arsenik und der damals neuentdeckte Phosphor. Ferner ward noch in den Kreis der speculativen Forschung die einflußreiche Thatsache gezogen, daß Metallkalke, wenn sie mit Kohle erhitzt werden, wieder in den metallischen Zustand übergehen, daß hier also ein dem Verbrennen entgegengesetzter Proceß stattfinden müsse. Und für diese Reihe von mannichfaltigen, in ihrem Auftreten sehr verschiedenen Thatsachen wurde nun versucht einen allgemeinen Zusammenhang, gleichsam eine höhere Thatsache aufzufinden, deren Vorhandensein oder Abwesenheit in den verschiedenen chemischen Processen eben den Verlauf und die Erscheinungen derselben bedinge.

Es wäre leicht, gegenwärtig eine Anzahl gebildeter und denkender Männer aufzufinden, die jedoch von Chemie und namentlich von der jetzt geltenden Theorie so gut wie keinen Begriff haben, die also von vornherein keine theoretischen Vorurtheile an sich tragen. Es wäre auch nicht allzu schwierig, dieselben mit allen Thatsachen bekannt zu machen, welche den Chemiker in der eben besprochenen Periode zu

Gebote standen, und es könnte an diese nun die Aufgabe gestellt werden, eine erklärende Theorie zu suchen, ganz ähnlich wie wir häufig durch Auflösung von geometrischen und arithmetischen Problemen die Combinationsgabe der Schüler prüfen und üben.

Sehr zweifelhaft ist es jedoch, daß unter diesen Umständen alsbald eine Ansicht aufgestellt werde, welche so viel Wahrscheinlichkeit, so viel den Thatsachen Entsprechendes und der Erklärung Genügendes für sich habe, als dies mit der Theorie dieses Zeitalters der Fall war.

Zwei ausgezeichnete Ärzte, Becher und vornehmlich Stahl sind es, von welchen die phlogistische Theorie ausging und begründet wurde, deren Hauptgrundzüge in Folgendem bestehen: Es existirt ein brennbarer Stoff, Phlogiston genannt, der in größerer oder geringerer Menge in den meisten Körpern enthalten ist, ihnen gewisse Eigenschaften verleiht, und durch Hitze aus denselben entfernt werden kann, in Folge dessen die Körper jene Eigenschaften verlieren. Setzt man jedoch ihres Phlogistons beraubten, daher dephlogistisirten Stoffen eine an Phlogiston reiche Materie hinzu, so nehmen diese letzteres wieder auf und erhalten ihre ursprünglichen Eigenschaften zurück. Die brennbaren Körper, wie Schwefel, Phosphor und insbesondere Kohle, bestehen fast ganz aus Phlogiston. Werden sie erhitzt, so verbrennen sie, und die Flamme ist das entweichende Phlogiston. Die Metalle enthalten eine geringe Menge von Phlogiston, das ihnen jedoch Glanz, Härte, Dehnbarkeit, überhaupt die metallischen Eigenschaften verleiht; werden sie erhitzt, so entweicht das Phlogiston: sie sind jetzt unmetallische, dephlogistisirte Stoffe, sogenannte Metallkalke. Werden diese mit Kohle, diesem phlogistonreichen Körper, zusammen erhitzt, so nehmen sie wieder die erfoderliche Menge von Phlogiston auf und erscheinen in ihrem metallischen Zustande. Endlich sind alle Erden unverbrennliche einfache Stoffe, die gar kein Phlogiston enthalten.

Dies sind die Grundzüge des phlogistischen Systems, mit dessen Begründung die alte aristotelische Elementarlehre von Feuer, Wasser, Luft und Erde beseitigt erscheint, denn man versteht von nun an unter Element, wie auch heutzutage, einen unzerlegbaren Körper. Die Erden, die Metallkalke, die Säuren waren solche Elemente; die Metalle, Kohle, Schwefel und Phosphor waren Verbindungen derselben mit Phlogiston.

Allgemein war die Befriedigung über diese Erklärungsweise, wodurch die verschiedensten Thatsachen in folgerichtigem Zusammenhange erschienen. Von Deutschland aus verbreitete sich die Ansicht bald über die übrigen Länder, und wurde die herrschende Ansicht und leitende Idee bei allen in diesem Zeitraume unternommenen chemischen Arbeiten. Die unhaltbaren Seiten dieser phlogistischen Theorie, die bei dem jetzigen Stande der Kenntnisse dem ersten Anfänger leicht in die Augen springen, erschienen damals keineswegs so auf der flachen Hand liegend. Man konnte zwar das Phlogiston für sich nicht vorzeigen; allein man hatte Körper, wie Kohle, die doch fast reines Phlogiston waren. Außerdem war der für uns gewichtigste Umstand, daß die Metalle, welche beim Erhitzen ihren Gehalt an Phlogiston verlieren, dabei an Gewicht zunehmen, während umgekehrt, wenn ihnen durch Kohle wieder Phlogiston mitgetheilt wird, dieselben leichter erscheinen: — diese wichtige Thatsache war damals theils unbekannt, theils unbeachtet.

Während wir die Stetigkeit des Gewichts eines gewissen Theils der Materie für die allgemeinste Grundeigenschaft halten, und die Ursache derselben, die gegenseitige Anziehung der Materie, die Schwere, zum Ausgangspunkt der ganzen Entwickelungsreihe chemischer Ansichten genommen haben*), erschien zur Blütezeit der phlogistischen Theorie das Gewicht der Körper mehr als eine unwesentliche, zufällige Eigenschaft, etwa wie Farbe, Geruch und dgl. Es war dies überhaupt die Periode

*) Vgl. die erste Abtheilung unserer Darstellung, im siebenten Bande der „Gegenwart", S. 423.

der sogenannten qualitativen Methode, d. h. eine Zeit, wo man die chemischen Processe nur nach ihren äußern Erscheinungen studirte und beschrieb, wenig oder gar keine Rücksicht nehmend, ob und welche Änderungen im Gewichte der chemisch sich verändernden Stoffe stattfinde. Von dem Zeitpunkte an, wo man das Gewicht in Betracht zog, beginnt die quantitative Methode: — die Chemie tritt in das Zeichen der Wage, und bereits früher haben wir die hohe Bedeutung dieses Schritts für die Wissenschaft hervorgehoben.

Wir wissen jetzt, daß ein Phlogiston nicht existirt; daß Metalle und brennbare Körper während des Verbrennens keineswegs einen Stoff verlieren, sondern Sauerstoff aufnehmen, daher an Gewicht zunehmen; daß umgekehrt verbrannte Körper, d. h. mit Sauerstoff verbundene Körper, wie z. B. die Metalloxyde, den Sauerstoff an Kohle abgeben, wenn sie mit dieser erhitzt werden, und nun wieder in metallischem Zustande erscheinen.

In dem letzten Theile des phlogistischen Zeitalters, in welchem die Deutschen vorzugsweise als Träger der Chemie erschienen, erhielt diese noch werthvolle Bereicherungen durch Entdeckungen der Engländer Black, Cavendish und Priestley, sowie der Schweden Bergmann und Scheele, während die Leistungen der Franzosen im Hintergrund erscheinen, um desto glänzender in der folgenden Periode hervorzutreten. Am einflußreichsten, als die phlogistische Theorie vernichtend, waren die Entdeckungen und genauern Untersuchungen der verschiedenen gasförmigen Körper, vor allen des Sauerstoffs, sodann der Kohlensäure, des Wasserstoffs, des Stickstoffs, des Stickstoffoxyds, der schwefeligen Säure, des Chlorwasserstoffgases und des Chlors. Zur organischen Chemie wurde der Grund gelegt durch die Entdeckung der verschiedenen organischen Säuren und des Zuckers in einheimischen Gewächsen. Überhaupt nahm die Entdeckung neuer Stoffe, die Geschicklichkeit im Experimentiren und die Genauigkeit in Beobachtungen jetzt in dem Maße zu, daß die quantitative Richtung der Untersuchungen, die Anerkennung der großen Bedeutung der Gewichtsverhältnisse bei chemischen Verbindungen sich Bahn brechen mußte. So sehen wir denn aus den letzten Arbeiten der Phlogistiker selbst die Thatsachen hervorgehen, welche den Umsturz ihrer Theorie herbeiführten.

V. Zeitalter der quantitativen Chemie.

Es ist eine gewöhnliche Thatsache, daß Anfänger in der chemischen Wissenschaft, denen jetzt schon nach kurzem Unterrichte die Lehre vom Sauerstoff und der wichtigen Rolle, die er spielt, sowie das Gesetz von den Gewichtsverhältnissen in chemischen Verbindungen so geläufig gemacht wird, wie dem Kinde das Einmaleins — daß Solche mit dem Lächeln des Bedauerns die noch vor kaum 50 Jahren in Herrschaft stehende Theorie des Phlogistons vortragen hören und die Beschränktheit Derjenigen unbegreiflich finden, welche eine so einfache und klare Sache wie die Verbrennung, Oxydation und Reduction so verkehrt aufzufassen und darzustellen vermochten. Wenn jedoch der Chemiker in dem Studium seines Fachs weiter voranschreitet, wenn er sich selbst mit Untersuchungen beschäftigt zur Lösung einer der schwierigen, unserer heutigen Chemie gestellten Aufgaben, wenn er es versucht, für eine Reihe dunkel und verworren erscheinender Thatsachen eine Theorie aufzustellen: so wird er in den meisten Fällen seine Unfähigkeit einsehen, anders zu experimentiren, zu denken, zu schließen, als es der üblichen Methode, dem wissenschaftlichen Standpunkte und Bewußtsein der Gegenwart entspricht. Er wird sich demnach ganz in der Lage der Phlogistiker der frühern Zeit befinden, und wird ihnen die gebührende Anerkennung nicht versagen.

Es drängt sich hier überhaupt die Frage nach dem Nutzen der Theorie in der Wissenschaft auf, da leicht auf den Nachtheil hinzuweisen ist, den die Befangenheit in einer irrigen Theorie auf die Arbeit und Richtung ganzer Jahrhunderte ausüben kann.

Wenn unter Theorie nichts Anderes zu verstehen ist als der Ausdruck des

ursalen Verhältnisses zwischen verschiedenen Thatsachen und der Erklärung seines Grundes, so kommt es vor allem darauf an, ob die betreffenden Thatsachen richtig beobachtet sind und ob das Allen Gemeinschaftliche darin nothwendig oder zufällig ist. Theorien sind dann verwerflich und nachtheilig, sobald sie von unrichtig beobachteten, erdichteten oder ganz willkürlich angenommenen Thatsachen ausgehen, oder wenn der Zusammenhang, in den sie durch die Theorie gebracht erscheinen, auf ganz einseitigen oder zufälligen Umständen beruht, denen die Bedeutung einer entscheidenden Hauptsache eingeräumt worden ist.

So beruhten die naturphilosophischen Systeme, sowol der alten griechischen als auch der neuern speculativen Philosophen, mehr oder weniger auf willkürlich angenommener Grundlage, während die phlogistische Theorie das Verdienst für sich hat, den Zusammenhang zwischen einer Reihe von Thatsachen zu erkennen und festzustellen, wie er jetzt noch in voller Anerkennung steht. Wenn die Phlogistiker weniger glücklich in der Erklärung des Grundes dieses Zusammenhangs waren: so beruht dies eben darauf, daß damals alle Untersuchungsmethode eine qualitative, nur auf das Äußere der Erscheinung gehende Richtung hatte; daß erst eine Reihe von neu entdeckten Thatsachen vorangehen mußte, bevor die quantitative, auf die Gewichtsverhältnisse in chemischen Processen gerichtete Methode sich Bahn brechen konnte.

Die Fortschritte in der Chemie sind weniger durch diejenigen Chemiker zu bezeichnen, welche diese Wissenschaft durch zahlreiche Entdeckungen neuer Stoffe und Verbindungen bereicherten, wie z. B. Priestley und Scheele, sondern vielmehr durch Diejenigen, welche eine neue Methode der Untersuchung und Betrachtung in den chemischen Verhältnissen einführten.

So war es denn Lavoisier (geb. 1743 zu Paris), der, indem er den Ausspruch der Wage als entscheidende Stimme durchgehend in alle chemische Arbeiten einführte und befolgte, neue Ansichten über den Verlauf der chemischen Processe aufstellte, die sich bald allgemein verbreiteten und angenommen wurden. Es ist von Interesse, den ersten entscheidenden Versuch, welcher zur richtigen Erkennung der Verbrennung und Verkalkung (Oxydation) leitete, hier anzuführen. Lavoisier brachte eine abgewogene Menge von Zinn in ein Glasgefäß, das luftdicht verschlossen und sammt seinem Inhalte genau gewogen wurde. Das Zinn ward alsdann durch Erhitzen zum Schmelzen gebracht, wobei sich auf dessen Oberfläche eine graue Haut von Zinnkalk (Zinnoxyd) bildete. Nach dem Erkalten des Apparats zeigte es sich, daß sein Gewicht ganz unverändert geblieben war. Beim Öffnen desselben wurde jedoch wahrgenommen, daß Luft von außen in denselben eindrang, und daß sein Gewicht hierdurch zunahm. Es zeigte sich ferner, daß das verkalkte Zinn an Gewicht gerade so viel zugenommen hatte, als das Gewicht der eingedrungenen Luft betrug.

Lavoisier schloß hieraus, daß bei der Verkalkung die Metalle Luft aufnehmen und sich mit derselben verbinden. Die gleichzeitige Entdeckung des Sauerstoffs durch Priestley führte nun alsbald zur Erkenntniß, daß dieser Körper es ist, der die Verkalkung bewirkt. Fortgesetzte Untersuchungen über die Verbrennungsproducte der Kohle, des Schwefels und Phosphors überzeugten endlich Lavoisier, daß auch die dabei entstehenden Säuren Verbindungen jener Körper mit demselben Stoffe seien, dem er daher den Namen Oxygen, d. i. Sauerstoff ertheilte, indem er gleichzeitig eine neue Benennungsweise vorschlug, sodaß von nun an die Metallkalke den Namen der Metalloxyde erhielten.

Obgleich der Glanzpunkt der zahlreichen und fruchtbaren Arbeiten Lavoisier's mit der Schreckenszeit der Französischen Revolution zusammenfiel, obgleich Lavoisier selbst im Jahre 1794 dem Henkerbeile als ewig bedauernswerthes Opfer erlag — wobei der verurtheilende Ausspruch des Gerichtspräsidenten: „Nous n'avons plus besoin des savants", die Roheit des zur Herrschaft gelangten Pöbels für alle Zeiten ebenso treffend als warnend bezeichnet —, so war hiermit doch keineswegs der Chemie in Frankreich der Lebensnerv durchschnitten. Das Beispiel der Arbeiten Lavoisier's, seine zahlreichen vortrefflichen Schriften und der Ruhm, den seine Leistungen in der

ganzen wissenschaftlichen Welt verbreiteten, brachten eine mächtige Wirkung auf d Zeitgenossen hervor; und wenn die blutige Republik auch nicht nach Gelehrten al solchen fragte, so sah sie sich doch alsbald in die Nothwendigkeit versetzt, nach Mä nern zu fragen, die Auskunft zu ertheilen im Stande waren über Fabrikation v Salpeter und Schießpulver, sowie überhaupt von vielen unentbehrlichen Kriegs- u Lebensbedürfnissen des nach allen Seiten isolirten und ringsum bedrohten Staat So kamen denn bald nach Lavoisier's Tode die Chemiker Frankreichs zu hohen Eh ren, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts und im Anfange des folgenden sehe wir Fourcroy als Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts erho ben, Guyton de Morveau zum Director der Polytechnischen Schule und Baron e nannt, Berthollet durch Ehrenstellen und den Grafentitel ausgezeichnet — sämmt lich hervorragende Chemiker, die überdies Mitglieder der pariser Akademie der Wisse schaften und mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt waren.

Der Einfluß, welchen in Frankreich die Chemiker in hohen Stellungen auf da Unterrichtswesen hatten und, beiläufig gesagt, durch Baron Thénard, Gay-Lussac un Dumas bis in die neueste Zeit fortwährend ausübten, war natürlich von ungemein großem Einflusse; und es erklärt sich hieraus die vorzugsweise mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung der Bewegung aller Wissenschaft in diesem Lande, sowie die ausgezeichneten Leistungen des hauptsächlich in diesem Sinne begründeten Instituts der polytechnischen Schule.

Nachdem einmal die Bedeutung der Wage so erfolgreich festgestellt war, führte ihre vereinfachte Anwendung rasch nacheinander zu den wichtigsten chemischen Gesetzen. Aus dem zuerst bestätigten Satze: daß das Gewicht einer jeden chemischen Verbindung gleich der Summe der Gewichte ihrer Bestandtheile ist, daß also bei keinem chemischen Processe je etwas Neues entstehen oder etwas Vorhandenes vergehen kann, sondern Ab- und Zunahme des Gewichts nur von Ausscheidung oder Aufnahme irgend eines wägbaren Stoffs bedingt wird — trat alsbald das Gesetz an den Tag, daß die Bestandtheile einer chemischen Verbindung unabänderlich in bestimmtem Gewichtsverhältnisse miteinander sich vereinigen, daß also, wie früher gezeigt wurde, z. B. in neun Pfund Wasser stets ein Pfund Wasserstoff und acht Pfund Sauerstoff enthalten sind.

Hieran reihte sich zunächst das Gesetz von den chemischen Proportionen, wonach die einfachen Stoffe untereinander nicht nur in bestimmten feststehenden Gewichtsverhältnissen sich verbinden, sondern auch gegenseitig sich vertreten, sowie daß die gasförmigen Körper in bestimmten, sehr einfachen Raumverhältnissen sich vereinigen. Auf speculativem Wege wurde sodann aus den vorstehenden Gesetzen durch den Engländer Dalton die Theorie der chemischen Atome entwickelt.

Als eine neue chemische Methode wird die zersetzende Wirkung der Elektricität auf chemische Verbindungen eingeführt und durch dieselbe die wichtige Entdeckung der leichten Metalle des Kali und Natron bewerkstelligt. In dieselbe Zeit fällt zugleich nach längerm Streite die Entscheidung, daß auch das Chlor den einfachen Stoffen oder Elementen zuzuzählen sei, und es erhielt deren Reihe von da an befriedigende Vollständigkeit, sodaß nun alle chemischen Verbindungen unter gleichem Gesichtspunkte sich darstellen. Als nächste Folge knüpft sich hieran die elektro-chemische Theorie, nach welcher die Atome der verschiedenen einfachen Körper in ungleichem Grade mit entgegengesetzter Elektricität behaftet sind, in Folge dessen sie sich gegenseitig anziehen und unter Licht- und Wärmeentwickelung miteinander verbinden — eine Theorie, gegen deren vollständige Durchführung sich jedoch mancher schwer zu beseitigende Einwand erheben läßt.

Fragen wir nach den Namen Derer, die an dieser erfolgreichen Periode sich vorzugsweise betheiligten, so finden wir in Frankreich, außer den oben bereits genannten, noch Berthollet, Vauquelin, Gay-Lussac und Thénard, in England Davy und Dalton und in Schweden Berzelius hervorzuheben.

Auffallend ist es, wie wenig Deutschland in dem eben geschilderten Zeitraume

durch hervorragende Chemiker vertreten erscheint. Wenn auch in diesem Lande nicht wenige verdienstvolle Arbeiten anzuführen sind, worunter namentlich Klaproth als ausgezeichneter Analytiker, Richter durch vortreffliche Arbeiten über die Gewichtsverhältnisse der chemischen Verbindungen bekannt ist, so tritt doch im Ganzen die Bedeutung des hier Geleisteten gegen die von Frankreich ausgegangene Richtung zurück. Begründet mag diese Erscheinung theils darin sein, daß in Deutschland, dem Vaterlande der phlogistischen Theorie, diese noch länger in Ansehen sich erhielt und so das rasche Ergreifen der erfolgreichen antiphlogistischen Chemie erschwerte; anderntheils aber war es unstreitig eine mächtige und eigenthümliche geistige Bewegung, die in jener Zeit, in alle Wissenschaften eindringend und auf ihre Richtung mehr oder weniger Einfluß ausübend, den Naturwissenschaften überhaupt sich keineswegs günstig erwies — nämlich die Kant'sche Philosophie und ihre Nachfolger. Indem wir weiter unten das Verhältniß der neuern Philosophie zur Chemie einer nähern Betrachtung unterwerfen, werden wir diesen Ausspruch zu rechtfertigen suchen.

Von dem geschichtlichen Faden geleitet, sind wir endlich bis zur Chemie der Gegenwart gelangt, bis zu der Periode, wo die belebenden Genien der Wissenschaft zugleich die noch lebenden sind; und freuen dürfen wir uns gerade hier unsere Landsleute wieder in erster Linie zu finden, sie auf dem Höhepunkte der Wissenschaft voranleuchtend zu sehen.

Wenn jedes der vorhergehenden Zeitalter das Gepräge eines bestimmten Charakters trägt, wie den der Alchemie, der phlogistischen Theorie, der quantitativen Methode: so liegt die Frage nahe, ob und welcher eigenthümliche Charakter der Chemie der Gegenwart zugeschrieben werden könne. Diese Frage wird erst die Zukunft zu beantworten vermögen; denn wenn wir auch einzelne Züge aus der heutigen Physiognomie unserer Wissenschaft zu skizziren im Stande sind, so kann doch die Zukunft erst den hervorstechenden Zug erkennen. Unstreitig bleibt das quantitative Verfahren ein character indelebilis, eine stehende Methode für alle künftige Forschung.

Als eine der Eigenthümlichkeiten der neuesten Chemie ist ihre vollständige Abzweigung von den verwandten Wissenschaften, und innerhalb der Chemie selbst die eintretende Theilung der Arbeit, sehr entsprechend der neuen industriellen Methode, anzuführen. Während auf den Hochschulen noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Chemie irgend einem andern Lehrstuhle, in der Regel der Medicin, sodann der Physik oder Mineralogie beigesellt erscheint, sind seitdem überall eigene Professuren der Chemie errichtet worden; ja, der eben angeführten Theilung der Arbeit entsprechend, an manchen Orten mehre Stellen für theoretische Chemie, physiologische, pharmaceutische und technische Chemie.

Mit den vermehrten Hülfsmitteln der Chemie wachsen zugleich die Schwierigkeiten der ihr vorliegenden Probleme. Denn Aufgaben, deren Lösung, und zwar in höchst unvollkommener Weise vollzogen, noch vor 50 Jahren einem Chemiker den ersten Rang unter seinen Zeitgenossen erwerben konnte, z. B. die Analyse eines Mineralwassers oder einer organischen Verbindung, sind Operationen, deren Ausführung jetzt von jedem wissenschaftlichen Chemiker mit einer gewissen Leichtigkeit und ganzer Sicherheit vorausgesetzt wird. Was daher den Untersuchungen gleichsam mehr an der Oberfläche des Gebiets dargeboten ist, wurde alsbald nach allen Richtungen durchforscht und blosgelegt, und eine erstaunliche Vermehrung von Thatsachen in das System der Chemie neu eingereiht. Das tiefere Eindringen dagegen in einer bestimmten Richtung erfodert auch ein besonderes Verweilen in derselben; und so finden wir in der neuern Zeit die meisten Chemiker mehr oder weniger eine einseitige Richtung einschlagend, ihre ganze Kraft auf diese vereinigend, und so zu Erfolgen gelangend, welche der ganzen Wissenschaft wesentlich förderlich sind. Denn der mineralogische, der organische Analytiker, der technische und physiologische Chemiker, Alle arbeiten bei verschiedener Richtung doch nur nach einem Ziele, dessen bewußt zu sein eben der Vorzug der gegenwärtigen Chemie ist.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere jetzige Periode von der Nachwelt als das Zeitalter der organischen Chemie charakterisirt wird, weil in ihr das organische Gebiet — nicht zum ersten mal überhaupt — allein zum ersten mal mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen erscheint. Denn der lebendige Organismus, sowol der Pflanzen- als Thierkörper, mit seinem Keimen und Wachsen, seiner Ernährung und Vermehrung, seinem Entstehen und Vergehen, war schon seit dem Anfange aller Naturbetrachtung ein wiederholt aufgestelltes Räthsel. Wir fanden die aristotelischen Elemente von Feuer, Wasser, Luft und Erde auch auf den organisirten Körper ausgedehnt. Die Alchemisten durchwühlten seine innersten Eingeweide; ja eine Richtung derselben arbeitete ernstlich an der Erzeugung des homunculus, indem man hoffte einen lebendigen Körper aus der Retorte hervorgehen zu sehen. Die medicinischen Chemiker des 16. Jahrhunderts componirten das Organische aus Schwefel, Salz und Quecksilber, oder aus Lauge und Säure, die Phlogistiker aus erdigen oder salzigen Theilen, Wasser und Phlogiston. Kaum aber waren durch ihre Nachfolger Sauerstoff und Wasserstoff und gewisse Beziehungen desselben zum Organismus entdeckt worden, als auch schon Einige sich bereit fanden, alle regelmäßigen und regelwidrigen Erscheinungen des Organismus auf Rechnung des zu viel oder zu wenig vorhandenen Sauerstoffs oder Wasserstoffs zu setzen.

Lavoisier erwarb sich das Verdienst, zu zeigen, daß die organischen Körper eine sehr einfache und übereinstimmende elementare Constitution haben. Obgleich aber von ihm selbst und später von Gay-Lussac und Thénard, sowie von Berzelius ein im Princip noch jetzt übliches Verfahren zur Analyse der organischen Verbindungen eingeschlagen wurde, das zu annähernd richtigen Resultaten führte: so gebührt doch unserm Landsmanne Liebig das Verdienst, die Analyse organischer Körper zu einer Operation von solcher Sicherheit und Leichtigkeit in der Ausführung ausgebildet zu haben, daß von diesem Zeitpunkte an die Geschichte der wissenschaftlichen organischen Chemie recht eigentlich zu datiren ist. Seitdem bestätigten ganze Reihen von Versuchen, daß die mannichfachen organischen Stoffe nur aus drei bis vier Elementen bestehen, nämlich aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, welchen in einigen Körpern noch Schwefel beigesellt ist.

Wir haben früher*) das Beispiel der Analyse einer unorganischen Verbindung, nämlich des Wassers mitgetheilt. Bei der hohen Bedeutung, welche die organische Chemie gegenwärtig hat, und der großen Betheiligung der vaterländischen Chemiker an derselben, erscheint es von Interesse, auch auf eine nähere Beschreibung des Verfahrens einzugehen, wodurch es möglich wird, die elementaren Stoffe organischer Verbindungen, wie z. B. des Zuckers, der Stärke, der Holzfaser, des Weingeistes, des Fettes, der Essigsäure, Citronensäure, des Chinins, Morphins, des Eiweißes und dgl. kennen zu lernen.

Erinnern wir uns der auch dem Nichtchemiker bekannten Thatsache, daß die genannten Stoffe vollständig verbrennbar sind, ferner daß die Verbrennung der Vorgang einer Vereinigung mit Sauerstoff ist, in deren Folge flüchtige sauerstoffhaltige Verbindungen entstehen: so ist hierin das Princip der organischen Analyse gegeben.

Das Verfahren ist folgendes. Reiner Zucker, der als Beispiel dienen soll, besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Eine genau gewogene Menge desselben wird mit vielem Kupferoxyd innig gemengt in eine Glasröhre gebracht und bis zum Glühen erhitzt. Das Kupferoxyd besteht aus Kupfer und Sauerstoff. Beim Erhitzen jenes Gemenges verbindet sich der Sauerstoff des Kupferoxyds mit dem Kohlenstoff des Zuckers zu Kohlensäure, und mit dem Wasserstoff desselben zu Wasser. Von diesen beiden flüchtigen Producten (den einzigen, welche bei dieser Verbrennungsmethode entstehen) wird das Wasser in einer kleinen, mit Chlorcalcium gefüllten Röhre aufgefangen, und die Kohlensäure an Kalilauge gebunden, welche sich in einem von Liebig äußerst sinnreich ausgedachten Apparate befindet. Aus der

*) Vgl. S. 430 im siebenten Bande der „Gegenwart".

Gewichtszunahme dieser vorher genau gewogenen Apparate erfährt man das Gewicht der durch die Verbrennung des Zuckers entstandenen Mengen von Kohlensäure und Wasser. Da aber bekannt, wieviel Kohlenstoff und Wasserstoff in einer gegebenen Menge von Kohlensäure und Wasser enthalten ist, so läßt sich hieraus berechnen, wieviel von diesen beiden Elementen in dem verbrannten Zucker enthalten war. Ist aber bei einem aus drei Elementen bestehenden Körper das Gewicht zweier darin enthaltener Elemente (in unserm Beispiele des Kohlenstoffs und Wasserstoffs) ermittelt, so ergibt sich hieraus das Gewicht des dritten Elements (des Sauerstoffs) von selbst. Man hat auf diese Weise gefunden, daß der Zucker die folgende Zusammensetzung hat:

Procente:	Bestandtheile:
42,1	. . . Kohlenstoff,
6,4	. . . Wasserstoff,
51,5	. . . Sauerstoff,
100	Gewichtstheile Zucker.

Bei schwefel- und stickstoffhaltigen organischen Körpern sind noch weitere analytische Operationen nöthig, deren Beschreibung uns jedoch zu weit führen würde.

Nachdem einmal eine leichte und sichere Methode der Analyse organischer Verbindungen eingeführt war, entstanden alsbald ganze Reihen der wichtigsten Untersuchungen, unter welchen die Arbeiten von Liebig und Wöhler den ersten Rang einnehmen. Auf mehre derselben kommen wir bei Betrachtung des Einflusses der Chemie auf Physiologie näher zurück. Auch die französischen Chemiker cultivirten das organische Gebiet mit vielem Erfolg, und von diesen verdienen vorzugsweise Chevreul und Dumas durch ihre classischen Untersuchungen genannt zu werden.

Allein neben der organischen Chemie, die als neu angebautes Feld sich vorzugsweise dankbar und ergiebig erwies, finden wir in Deutschland nun auch ausgezeichnete Kräfte in andern Richtungen erfolgreich beschäftigt. Hervorzuheben ist aus der großen Anzahl Verdienstvoller L. Gmelin, dem die Wissenschaft das gründlichste und umfassendste Handbuch verdankt, zu dessen Vervollständigung er selbst eine große Menge aus eigenen Untersuchungen hervorgegangener Thatsachen lieferte. Ein Werk von ähnlich reichem und gediegenem Inhalt in Beziehung auf die chemische Analyse, mit vielen neuen und eigenen Methoden, verdankt man H. Rose, dessen Laboratorium in Berlin den alten Ruhm der genauen Mineralanalysen von Klaproth fortpflanzte.

Während die Letztgenannten vorzugsweise der praktischen Chemie sich fördernd anreihen, haben wir noch eines der ersten unserer vaterländischen Chemiker zu gedenken, von dessen ausgezeichneten Arbeiten einige von ganz besonderer Wichtigkeit für die theoretische Chemie geworden sind. Es ist dies Mitscherlich, dessen Untersuchungen über den Zusammenhang von Krystallform und chemischer Zusammensetzung die Lehre des Isomorphismus begründeten, durch welche die Hypothese der chemischen Atome eine wesentliche Stütze erhielt, und die wir bei Besprechung des Verhältnisses der Chemie zur Mineralogie näher erörtern werden.

Betrachten wir nochmals das seither Vorgetragene, so erscheint uns dasselbe auf den ersten Blick keineswegs in Übereinstimmung mit der uns gesetzten Aufgabe, die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte zu behandeln; denn Das, was wir bisher erörtert, betrifft im Ganzen Vergangenes, historisch Gewordenes! Allein wir sind uns dieses scheinbaren Widerspruchs mit unserer Aufgabe wol bewußt. Wie schon früher angedeutet, halten wir in einer ihrer eigentlichen Bedeutung nach so wenig erkannten Wissenschaft, wie die Chemie ist, zur Würdigung ihrer jetzigen Stellung den historischen, vergleichenden Rückblick gerade für den Laien für unumgänglich nothwendig. Und hervorgehoben sei es, daß bei aller Begeisterung, mit der uns das bewußte, das lebendige Voranschreiten der Chemie unserer Gegenwart erfüllt, wir doch dem Verdienste und den Überlieferungen der Vergangenheit gerecht sein wollen.

Zudem müssen wir uns hüten, den historischen Standpunkt zu verleugnen, um so mehr, als ein vollständiges Aufgeben und gründliches Vernichten desselben in einigen andern Fragen der Gegenwart so empfindlich sich gerächt hat.

Indem wir nun bemüht sein werden, die Chemie in ihrem Einfluß auf andere Wissenschaften darzustellen, geschehe dies in der Reihenfolge, in der sie hier genannt sind, nämlich: Philosophie; Physiologie, Medicin und Pharmacie; Zoologie und Botanik; Mineralogie, Geognosie und Geologie; Physik.

Verhältniß der Chemie zur Philosophie.

An die Spitze unserer Erörterung über die Beziehungen zwischen Chemie und Philosophie stellen wir eine bezeichnende Stelle aus Kopp's „Geschichte der Chemie". „Solche Hindernisse", sagt Kopp in Bezug auf die Entwickelung der Chemie, „wurden besonders durch eine Richtung gebildet, welche sich in Deutschland seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts geltend zu machen suchte und der Methode, die seit Baco von Verulam zur richtigen Erkenntniß der Naturgesetze geleitet hat, entgegentrat. Diese Richtung war, die reine speculative Forschungsweise an die Stelle der inductiven Untersuchungen zu setzen. Während die Geschichte der Naturwissenschaft jederzeit nachgewiesen hat, daß hier das Theoretisiren nur in stetem Geleite sicherer und unbefangener Beobachtungen zu Aufschlüssen über die Naturgesetze führe, wurde die Ansicht aufgestellt, daß alle Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten der Natur sich leichter und sicherer durch Speculation auffinden und erklären lassen durch Schlußfolgerung aus einem einzigen höchsten, in sich und durch sich selbst erwiesenen Grundsatze."

Der Zeitpunkt, in welchem Lavoisier in Frankreich durch Begründung der quantitativen Analyse den ersten und entscheidenden Schritt zur exacten Forschung auf dem chemischen Gebiete that, fällt so ziemlich zusammen mit der Periode, in welcher Kant's kritische Methode eine ähnliche Umgestaltung hervorzurufen schien, wie es durch den Ersten in den chemischen Wissenschaften geschah. Im Jahre 1724 geboren, lehrte Kant seit 1755 und von 1770 an als Professor in Königsberg, und seine Untersuchungen über den Grund und Umfang unserer Erkenntnisse, Vorstellungen und Urtheile, seine Feststellung der überhaupt möglichen reinen Verstandesbegriffe, der sogenannten zwölf Kategorien, und seine durchaus kritische, in strengem Denken wurzelnde Methode trat mit glänzenden Erfolge dem seitherigen dogmatischen Verfahren in der Philosophie entgegen. Man hielt jetzt den Zeitpunkt gekommen, von welchem an die Philosophie, mit gleicher Sicherheit wie die empirischen Wissenschaften zu Resultaten gelangend, sich rasch weiter entwickeln werde, daß sie gleich jenen zwar noch irren, niemals jedoch wieder rückwärts gehen könne. Und gleichwie in Frankreich durch Lavoisier's Erfolge eine ganze Schar von Zeitgenossen und Nachfolgern, in die Bahn der Chemie gezogen, diese ebneten und erweiterten, so wandte sich fast die ganze geistige Kraft des deutschen Volks auf die Grundlage der Kant'schen Philosophie, um von da aus das Gebäude aller Wissenschaften mit errichten zu helfen.

Es ist eigenthümlich, daß Kant, obgleich von Fach ursprünglich Mathematiker und Physiker, sich von der experimentellen Seite dieser Wissenschaften ganz abwendend, eine rein speculative Richtung annahm. Wir besitzen von ihm keine nur irgend bedeutende Arbeit in erstgenannter Richtung, und obgleich der größte deutsche Philosoph ein Mathematiker war, so begründete er keineswegs eine physikalisch-mathematische Schule, wie sie in jener Zeit aus Frankreich so glänzend mit Namen wie d'Alembert, Lalande, Laplace, Legendre, Lagrange, Biot, Francoeur, Cauchy u. s. w. hervorgegangen ist. Ja, gerade Physiker und Mathematiker erschienen alsbald als entschiedene Gegner, wenn nicht der Kant'schen, doch der in und aus ihr folgenden philosophischen Richtung.

Während man zusah, wie die empirischen Physiker in mühsamen, langwierigen, kostspieligen und überdies häufig erfolglosen Versuchen sich abmühten, um da und dort ein vereinzeltes Gesetz der Naturerscheinungen nachzuweisen, entwickelte Kant's

kritischer Idealismus aus der Tiefe des Gedankens allein seine alsbald zur Herrschaft gelangenden Gesetze der Geistesersheinungen. Ein solches Beispiel war zu verführerisch, als daß es nicht eine Menge von Nachahmern hätte finden sollen, und nicht allein in der eigentlichen Philosophie, sondern auch in den Gebieten der Erfahrungswissenschaften nahm eine allgemeine Hinneigung zur speculativen Behandlung unter Vernachlässigung der experimentellen Forschung überhand.

Es vereinigte sich hiermit der Umstand, daß Kant's Schriften, an sich schon einen schwierigen Stoff behandelnd, dies in einer schweren, an eigenthümlichen Ausdrücken und Wendungen reichen Sprache thun, welche dem Eindringen in seine Gedanken und sein System nicht geringe Hindernisse entgegensetzen. Nicht das Geringste ist es, was wir an Lavoisier schätzen, daß er durch Einführung einer genauern und zweckmäßigern Nomenclatur, durch einen einfachen und klaren Stil in seinen Schriften der Wissenschaft Bestimmtheit im Ausdruck und größere Zugänglichkeit verlieh.

Kant's Vorgang hatte für die Behandlung der philosophischen Wissenschaften die entgegengesetzte Folge. Die Menge, die, seinen Spuren folgend, das Unverstandene und Halbverstandene nicht zu überwinden vermochte, wußte es doch in einer schwierigen und dunkeln Ausdrucksweise wieder und weiter zu geben, sodaß es immer noch wie tiefsinnige Philosophie aussah und von jungen Leuten und Solchen, die wenig geübt waren näher auf die Sache einzugehen, mit einer heiligen Scheu aufgenommen ward. Wir finden alsbald bei vielen der auf Kant folgenden Philosophen eine so verwickelte, mit neuen Ausdrücken überladene, mythische, mystische und phantastische Sprache, daß man lebhaft an die Periode der kabalistischen Alchemie erinnert wird, in deren Schriften man nicht weiß, ob die Worte vorhanden sind, um eine Sache darzustellen oder zu verhüllen. Der Schüler kam in der That in den Fall auszurufen:

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Während aber das philosophische Mühlrad im Kopfe klapperte, verging demselben alles Hören und Sehen der wirklichen Natur, und wir können einen Zeitraum von 1770—1820, also von 50 Jahren annehmen, in welchem in Deutschland nicht allein im Gebiete der Chemie, sondern auch in der exacten Naturforschung überhaupt verhältnißmäßig außerordentlich Geringes geleistet worden ist. Es erfoderte das Genie eines Humboldt, um nicht in jene falsche Richtung verwickelt zu werden; und es ist überdies charakteristisch genug, daß dessen früheste wissenschaftliche Thaten den Impuls in Paris empfingen, daß sie in französischer Sprache niedergeschrieben sind, daß ihr berühmter Verfasser erst dann den heimatlichen Boden zum Aufenthalt wählte, als den Naturwissenschaften eine schönere Morgenröthe daselbst aufzudämmern begann.

Es erscheint als merkwürdige Thatsache, daß während Kant dem Dogmatismus feindlich und vernichtend entgegentrat, gerade seine Nachfolger in ihren Naturphilosophien in einer Weise dogmatisirend und a priori construirend auftraten, wie dies seit den griechischen Philosophen nicht mehr da gewesen, sodaß den Naturforschern alsbald nichts übrig blieb, als dieser ganzen Philosophie geradezu den Rücken zu kehren und sie gänzlich zu ignoriren. Und wie denn eine jede falsche Richtung in den Wissenschaften eine Spitze erreichen muß, auf der sie, eine Zeit lang künstlich balancirend, endlich umschlägt, so wurde durch die Ausbildung von Schelling's und Hegel's Naturphilosophie diese Zuspitzung erreicht. Das hierdurch im Anfange dieses Jahrhunderts begründete und im Wesentlichen bis jetzt gebliebene Verhältniß zwischen Chemie und Philosophie kann nicht treffender charakterisirt werden, als durch die eigenen Worte des bedeutendsten Chemikers der Gegenwart.

„Es ist die deutsche Naturphilosophie", sagt Liebig, „die ihren Namen mit so großem Unrecht trägt, welche die Kunst verbreitet hat, ohne gründliche Forschungen und Beobachtungen sich Rechenschaft von den Erscheinungen zu geben, eine Kunst, der

es an Jüngern nicht fehlen wird, solange Arbeiten ohne Mühe und Anstrengung Aufmunterung und Anerkennung finden; sie zeugte die blinden und taubstummen Kinder der Unwissenheit und des Mangels aller Beobachtungsgabe, sie ist es, die in den vorhergegangenen Jahren alle Fortschritte in ihrem Keime erstickte." *)

Dieser Beurtheilung, oder vielmehr Verurtheilung der Stellung der Naturphilosophie unsers Jahrhunderts zur Chemie wollen wir nur einige Stellen aus Schelling's und Hegel's naturphilosophischen Schriften folgen lassen. Wir entnehmen zunächst der „Zeitschrift für speculative Physik" eine Stelle, in welcher Schelling eine Erklärung des chemischen Processes gibt, und die zugleich als Probe der naturphilosophischen Sprache und Darstellungsweise überhaupt dienen kann:

„Die Natur strebt in der dynamischen Sphäre nothwendig zur absoluten Indifferenz. Weder durch Magnetismus noch durch Elektricität wird die Totalität des dynamischen Processes dargestellt, sondern nur durch den chemischen Proceß. Mit der dritten Dimension des Products sind zugleich auch die beiden ersten gesetzt; in der Natur selbst ist eines und ungetrennt, was zum Behuf der Speculation getrennt wird. Im ersten Moment ist Vereinigung der Kräfte für die Anschauung und dynamische Identität beider, im zweiten dynamische Entgegensetzung und Getrenntsein beider für die Anschauung. Die zwei ersten Momente müssen vereinigt werden, um ein Reelles zu construiren. Die jetzt zu lösende Aufgabe wird also die sein: wie beide Kräfte zugleich dynamisch getrennt und für die Anschauung als identisch gesetzt sein können. Dies ist nur dadurch möglich, daß ihre Productionen in einer gemeinschaftlichen dritten dargestellt werden, welche, als durch wirkliches Durchdringen oder Multipliciren der Producte entstehend gedacht, die zweite Potenz der Fläche oder der Cubus sein muß. Die beiden Körper, die sich im elektrischen Proceß nur in den beiden Dimensionen verändern, verändern sich im chemischen Proceß in allen drei Dimensionen, oder gelangen zur wirklichen wechselseitigen Durchdringung, d. h. Darstellung einer gemeinschaftlichen Raumerfüllung. Das Schema des Magnetismus ist folglich die Linie, der Elektricität der Winkel, des Galvanismus, der selbst ein chemischer Proceß ist, das Dreieck. Im chemischen Proceß sind alle andern dynamischen nicht nur potentia, sondern actu enthalten. Kein Entstehen im chemischen Proceß ist ein Entstehen an sich, sondern bloße Metamorphose."

Schon früher haben wir in unserer Darstellung die Zusammensetzung des Wassers sowie die Bestimmung derselben besonders ausführlich erörtert, und gezeigt, daß in je neun Pfunden dieses Körpers acht Pfund Sauerstoff und ein Pfund Wasserstoff enthalten sind. Wir theilen jetzt mit, was nach Schelling's Wissenschaftslehre das Wasser ist. Es heißt dort wörtlich:

„Das Wasser enthält ebenso, wie das Eisen, nur in absoluter Indifferenz, wie jenes in relativer, Kohlen- und Stickstoff, und so kommt alle wahre Polarität der Erde auf die Eine ursprüngliche, Süd und Nord, zurück, welche im Magnet fixirt ist." Und an einer andern Stelle: „Das Thier ist in der organischen Natur das Eisen, die Pflanze das Wasser. Denn jenes fängt von der relativen Trennung (der Geschlechter) an. Diese endet darin. Das Thier zerlegt das Eisen, die Pflanze das Wasser. Das weibliche und männliche Geschlecht der Pflanze ist der Kohlenstoff und Stickstoff des Wassers."

Von Hegel („System der Wissenschaft: Naturphilosophie") lassen wir hier einige Stellen über physikalische Elemente und den chemischen Proceß folgen: „Die so zu Momenten des Planeten herabgesetzten freien Qualitäten sind die physikalischen Elemente; der Planet ist daher erst wahrhaft Proceß, das realisirte, thätige Wesen, weil er eine Totalität von Unterschieden an sich, als dem zu Grunde liegenden Substrate, darstellt. Das Moment der abstracten Identität, aber nicht mehr

*) Vgl. „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (Braunschw. 1841), S. 34. Noch härter lautet das Urtheil Liebig's in diesem Punkte in seinen „Annalen der Chemie", Bd. 34, S. 133.

als passive Allgemeinheit, sondern als negative, verzehrende, auf die Besonderheit bezogene Allgemeinheit, ist die Luft, das verdachtlos schleichende Element. Die Elemente des Gegensatzes, als das für sich seiende, nicht mehr allgemeine, sondern individualisirte Verzehren, das im Verzehren sich selbst verzehrt, ist das Feuer; das gleichgültige Auseinanderfallen, das Wasser, als das Element der Neutralität. Die Erde endlich ist die feste Grundlage, an welcher diese Unterschiede ineinander übergehen."

Ebendaselbst, über den chemischen Proceß, erfahren wir Folgendes: „Wenn die Elektricität der zerbrochene Magnetismus war, indem in ihr die entgegengesetzten Pole selbständige Körper sind, an welche die positive und negative Elektricität vertheilt ist, und ebenso der Indifferenzpunkt, als die Explosion eines indifferenten Lichts für sich existirt, so ist der chemische Proceß dagegen die Totalität des Gestaltens. Wir haben zwei selbständige Körper, die mehr dem einen oder dem andern Extrem angehören, dem Metall oder dem Schwefel, sich in einem indifferenten Medium begegnen, und durch Aufgebung ihrer abstracten Einseitigkeit, in die sie das Medium zersetzen, zu einem dritten Körper sich verbinden, der die Totalität und Neutralität der Gegensätze ist; — der dynamische Proceß in seiner höchsten Vollendung."

Wenn solche Proben der Auffassung chemischer Verhältnisse bei den Meistern und Gründern der neuern naturphilosophischen Schule sich finden, welche Verkehrtheiten mußte dies nicht für ihre Nachfolger und Schüler ergeben, und zwar nicht allein bei den jüngern eigentlichen Philosophen, sondern auch bei Jenen, die das Schicksal hatten, im Beginn ihrer Studienzeit eine solche naturphilosophische Grundlage zu erhalten, um auf dieser Naturwissenschaften zu betreiben, und die nicht die Kraft besaßen, sich aus der unfruchtbaren Spielerei mit unverstandenen chemischen und physikalischen Ausdrücken herauszureißen.

Was konnte unter solchen Umständen zwischen Chemie und Naturphilosophie für ein Verhältniß sich begründen? Jedenfalls kein gegenseitig förderndes. Die Chemiker mußten sich abwenden von einer Wissenschaft, in welcher bei völliger Unkenntniß der wichtigsten chemischen Grundsätze und Begriffe dennoch mit chemischen Namen und Processen ein bedeutungsloses Spiel getrieben wurde; ja sie mußten ein großes Mistrauen gegen die ganze Philosophie dieser Richtung erhalten. Und da sich die Chemie in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung von der Philosophie gänzlich ignorirt sah, so kehrte sich das Verhältniß um, und wir finden die ausgezeichnetsten Chemiker der Gegenwart ihre schönen Forschungen verfolgen, die wichtigsten Thatsachen der Natur enthüllen, die folgenreichsten Gesetze und Anwendungen daraus entwickeln, indem sie dabei der seit Bacon von Verulam begründeten und von Newton weiter geführten sichern inductiven Methode folgten, gänzlich unbekümmert um die nebenher sich bewegende moderne Naturphilosophie, die bei allem Triumphgeschrei ihrer Anhänger doch nirgends zu erheblichen Resultaten führte. Ja nicht einmal auf Streitigkeiten und Widerlegung dieser philosophischen Richtung ließen sich die Chemiker ein; denn es war bei dem Standpunkte der Parteien, nach welchem ein gegenseitiges Verstehen nicht stattfinden konnte — wie Schleiden es sehr treffend bezeichnet — ein Kampf zwischen beiden ebenso unmöglich als ein Krieg zwischen Spaniern und Mexicanern vor der Entdeckung Amerikas.

Es kann aber nicht anders als in hohem Grade wünschenswerth erscheinen, daß zwischen Philosophie und exacter Naturforschung, die Chemie hierin eingeschlossen, ein inniges Band geschlungen werde, zu gegenseitiger Befestigung und Erweiterung. Und es scheint, als ob gerade die jüngste Gegenwart hierzu Anknüpfungspunkte biete. Wir sehen einerseits aus der Philosophie selbst Stimmen sich erheben, welche, die seitherige Richtung verurtheilend, für alles philosophische Forschen den Weg der naturwissenschaftlichen Methode empfehlen; wir sehen andererseits, wie die Untersuchungen der Chemiker sich mehr und mehr der Erörterung allgemeiner Fragen zuwenden, zu deren Durchdringung und Beantwortung ein allgemein wissenschaftlicher Standpunkt nothwendig erscheint.

Wenn schon Einzelne, die seit Kant mit den philosophischen Wissenschaften sich

befaßten, nicht der Richtung von Schelling und Hegel anheimgefallen sind, sondern, wie Fries und Herbart, einen mehr naturwissenschaftlichen und mathematischen Weg einschlugen, so drangen diese die Berechtigung des Realen anerkennenden Denker nicht durch, gegenüber dem blendenden Glanze eines phantasie- und phrasenreichen Idealismus. Entnehmen wir aber einem neuerdings aus der Herbart'schen Schule hervorgegangenen Werke „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" (Braunschw. 1852) von Waitz einige Stellen, welche zeigen, wie in den Reihen der Philosophen selbst eine den Naturwissenschaften günstigere Reaction sich vorbereitet. In der Vorrede jenes Werks sagt der Verfasser: „Wie wenig es der modernen Philosophie Ernst war mit dem Idealismus, das ist an ihren Früchten zu Tage gekommen; denn sie hat nicht eine moralisch vertiefende und kräftigende Wirkung ausgeübt auf die Zeit, wie der ehrliche und echte Idealismus Kant's und Fichte's, sondern eine erschlaffende und verflachende." Ferner: „Ich darf mir an dieser Stelle die Untersuchung darüber ersparen, durch welche für die deutsche Wissenschaft so beschämenden Umstände es möglich war, daß man unter dem Namen der Philosophie eine Zeit lang nur jenen scholastischen Idealismus und eine ihm verwandte Denkweise verstanden hat. Daß es sich aber so verhielt und theilweise noch so verhält, begründet in mir die Besorgniß, es werde das vorliegende Buch von den Naturforschern für ein «philosophisches» angesehen und schon um dieses Namens willen verurtheilt werden; denn darüber, daß es von Andern als ein unphilosophisches, empiristisches bei Seite gelegt werden wird, bin ich außer Sorge, weil man verschiedener Meinung darüber sein kann, ob in diesem Umstande mehr Lob oder Tadel liege."

Finden wir hier nicht eine Verurtheilung der Philosophie des 19. Jahrhunderts von Seiten eines Philosophen ebenso entschieden ausgesprochen, als dies früher von Seiten des Chemikers geschehen? Sehen wir nicht aber zugleich in diesen Worten den Drang enthalten, Philosophie und Naturwissenschaft in Wechselwirkung und Übereinstimmung zu bringen? Ein Bestreben, das in solcher Weise sich kundgibt, wird sicherlich von den Naturforschern nicht zurückgewiesen, sondern freudig aufgenommen werden! Beweis hierfür ist die Anerkennung, mit welcher Liebig in seiner Vorrede zur Thierchemie über das philosophische Werk eines englischen Autors mit folgenden Worten sich ausspricht: „Derselbe (nämlich Liebig) kann hierbei nicht verschweigen, wie groß der Nutzen gewesen ist, den ihm für diesen Zweck das Studium von John Stuart Mill's «A System of Logic etc.», gewährt hat, ja er glaubt, daß ihm kein anderes Verdienst hierbei zukommt, als daß er einzelne von diesem eminenten Philosophen aufgestellte Grundsätze der Naturforschung ausgeführt und auf einige specielle Vorgänge angewendet hat." Schlagen wir nun das Werk des britischen Philosophen, seitdem unter dem Titel „Die inductive Logik u. s. w." in deutscher Übersetzung von Schiel (Braunschw. 1849) herausgegeben, auf, so finden wir wieder in dem Abschnitte „Von der Erklärung der Naturgesetze", mehre Untersuchungen und Betrachtungen Liebig's, z. B. über Respiration, Contagien u. s. w., als bewunderungswerthe Beispiele von dem Geiste der deductiven Methode angeführt, und wir erkennen hierin eine förderliche Wechselwirkung zwischen Philosophie und Chemie. *)

*) Obschon jeder Gebildete das Verdienst und den unermeßlichen Einfluß der neuern Naturforschung auf alle Lebensgebiete anerkennen muß, so dürfte doch mancher unserer Leser mit einer solchen Verurtheilung der deutschen Philosophie, speciell der Naturphilosophie, von Seiten des physikalischen Standpunktes keineswegs einverstanden sein. Die deutsche Philosophie, in welche Abwege sie auch gerathen sein mag, steht im organischen Zusammenhange mit dem allgemeinen Aufschwunge des deutschen Geisteslebens in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und der Versuch, auch die Natur durch die speculative Idee zu erobern, war kein willkürliches Gelüst des Einzelnen, sondern eine nothwendige That des philosophirenden Geistes. Daß die Deutschen ihre geistige Wiedergeburt im idealen Kreise, in Poesie und Philosophie, begannen, und erst später zur fleißigen Aufnahme der historischen und physikalischen Forschung gelangten, ist in ihrem Naturell, ihrer Geschichte und mannichfachen äußern Verhältnissen begründet — Bedingungen, von denen auch der uns entgegengesetzte Bildungsgang der Franzosen und Engländer abhängig gewesen. Die deutsche Naturphilosophie mag in vielfache Irr-

Verhältniß der Chemie zur Physiologie, Medicin und Pharmacie.

Wenn eine jede Wissenschaft an und für sich ein so hohes Interesse darbietet, daß wir nicht selten die ganze Lebensthätigkeit Einzelner derselben gewidmet und darin aufgehen sehen, so ist dies doch eben nur für Diejenigen der Fall, die in einer Richtung des Wissens und Forschens sich vertiefen, sich vollständig derselben hingeben können. Andern, die, wie die große Mehrzahl der Menschen, nicht in wissenschaftlichen Berufsweisen sich bewegen, wird es schwer fallen, wo nicht unmöglich werden, das Interesse zu verstehen und zu theilen, das die reine Wissenschaft gewährt. Dies macht sich für Jeden fühlbar, der es versucht, für irgend ein wissenschaftliches Gebiet das allgemeine Interesse durch eine Darstellung desselben zu erwecken. Sowie jedoch eine Seite der Wissenschaft erfaßt wird, die von Einfluß ist auf die allgemeinsten Erscheinungen, Bedürfnisse und Wünsche des Menschen, so ist auch das allgemeine Interesse erregt: es sind die Handhaben gefunden, an welchen es gelingt, die Menge von dem Nutzen der angewendeten Wissenschaft zur Schönheit ihrer Wahr-

---

thümer gerathen, mag sich in ihrer Entwickelung übereilt, mag im Ringen nach Ausdruck in mystische Bildlichkeit verfallen, mag ihre Parteigänger auf empirischem Gebiete zu Phantasterei, begriffslosem Spiele mit Analogien und leerem Schematismus verleitet, mag halbgebildete und zur Überschwänglichkeit geneigte Köpfe in Verwirrung gesetzt haben: dennoch muß ihr das Verdienst zugesprochen werden, daß sie gewaltige Reihen tiefer- und ewig geltender Gedanken über die Natur zum ersten mal mit Bewußtsein ausgesprochen, daß sie den Materialismus der vormaligen Empiriker, der selbst die Forschung gehindert, in Miscredit gebracht, daß sie die jüngere Generation zu neuer Forschung allseitig angeregt, daß sie das Interesse für Naturerkenntniß in allen Kreisen der Gebildeten lebendig gemacht habe. Freilich meinen wir hier nur die Naturphilosophie, wie sie Schelling im Beginn dieses Jahrhunderts begründet, Hegel in den beiden folgenden Jahrzehnden systematisch entwickelt hat. Ein Theil der Irrungen, denen Hegel, trotz seiner nicht gemeinen physikalischen Kenntnisse, unterlag, ward offenbar durch das unvollkommene Material herbeigeführt, das ihm damals noch die Naturforschung für seine schwere Arbeit bieten konnte. Manches auch, was dem in die Philosophie Uneingeweihten bei ihm excentrisch, barock, willkürlich oder gar unsinnig erscheint, gewinnt eine andere Gestalt und erhellt sich zu genialen Gedankenblitzen, wenn man tiefer eingedrungen ist; denn die Philosophie muß ebenfalls, wie jede Kunst und Wissenschaft, durch strenges Studium angeeignet werden, obschon fast allgemein das Vorurtheil herrscht, daß gerade die philosophische Wissenschaft dieser Arbeit überhoben sein könne und müsse. Das Eindringen in Hegel's naturphilosophisches System setzt wesentlich voraus, daß man seines logischen Systems und seiner Methode vollkommen mächtig sei. Wer ohne Weiteres eintritt, dem mag hier freilich die Natur auf den Kopf gestellt erscheinen, und um so mehr, wenn er ein Physiker ist. Wie selten indessen haben Männer der empirischen Forschung, so erfolgreich sie auch in die feinsten Verhältnisse der Erscheinungen einzudringen gewohnt sind, Zeit und Neigung, sich in die ihnen fremde Welt des Transcendenten zu versetzen! Ein Hauptvorwurf gegen die Naturphilosophie ist stets gewesen, daß Schelling und Hegel nicht die Natur zum Ausgangspunkte ihres Philosophirens nehmen, sondern daß sie ihre Weisheit a priori schaffen wollen. Es hängt dieser Punkt mit der Frage zusammen, was überhaupt Philosophie sei, und wenn man hierunter Das begreift, was etwa die Engländer unter Philosophie verstehen, so mag der Vorwurf bedenklich sein. Allerdings handelt es sich bei dem Philosophen Hegel wesentlich um die logische Idee, die sich nur aus der Dialektik des fortschreitenden Gedankens entwickelt, deren Wahrheit aber zugleich an der Naturgestalt ihr Correctiv hat und an derselben aufgezeigt und bethätigt werden muß. Die Erfahrung und die Einsicht in die natürlichen Dinge, die sich bei ihm oft sehr breit auseinanderlegt, ist ihm sonach keineswegs erspart, obschon die Analyse und Deduction der Natur, die unmittelbare Reproduction und Auffassung des natürlichen Stoffes, die Aufgabe des Forschers, des denkenden Physikers bleibt. Nicht also die Umwandlung der Naturphilosophie in Naturforschung durch die Einführung und Verbreitung der inductiven Methode, dieser einen logischen Operation; ebenso wenig die Discreditirung der Philosophie durch laute Anklagen: sondern eben die vollkommenere Durchdringung und Zusammenfassung des Stoffes ist unsers Erachtens die Aufgabe der heutigen Naturwissenschaft in Bezug auf die Philosophie. Der Einfluß, den die Physik durch ihre gegenwärtigen Siege auf die Speculation, speciell auf die Naturphilosophie, äußern muß, kann aber erst klar und sicher hervortreten, wenn sich ein neuer Genius erheben wird, der es unternimmt, auf den Grundlagen neuer Forschung — wie sich der Dichter ausdrückt, — „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken". Dieser Genius muß erwartet werden! D. Red.

heiten emporzuheben. Das Verdienst aller sogenannten populären wissenschaftlichen Darstellungen beruht daher weniger darin, ein Interesse für die Wissenschaft zu erwecken, als ein oft unbewußt vorhandenes entsprechend zu befriedigen.

Warum ist denn nun ein so allgemeines Interesse für die Chemie erwacht, daß sich in neuerer Zeit Männer von Fach angeregt fanden, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung dem großen Publicum in gemeinfaßlichen Darstellungen zu erörtern. Der Grund hiervon ist kein anderer, als daß die Chemie die Beantwortung von Fragen versucht und theilweise gegeben hat, die mit dem Leben, der Gesundheit, dem Wohlergehen eines jeden Menschen in innigem Zusammenhange stehen, für die daher überall Interesse und Empfänglichkeit vorhanden sein muß.

Die Physiologie, die als Gegenstand den ganzen Lebensproceß, die Ernährung, Entwickelung und Fortpflanzung des Organismus hat, ist vorzugsweise das Gebiet, durch welches die Chemie in der neuern Zeit in weiten Kreisen Verbreitung erlangt hat; und wir sind hier an dem eigentlichen Glanzpunkte der ganzen Wissenschaft in ihrem heutigen Auftreten angekommen. Über viele Erscheinungen des täglichen Lebens, über viele dunkle Stellen im geheimnißvollen Walten des Organismus hat die Chemie ein überraschendes Licht verbreitet, sodaß eben dadurch bei Vielen den Wunsch erregt, über eine Wissenschaft näher unterrichtet zu sein, die als Schlüssel zu den verborgensten Stätten, als Leitfaden zu dem verwirrtesten Labyrinthe führt. Indessen ist gerade dieser Gegenstand an einer andern Stelle des Werks bereits erschöpfend erörtert worden, sodaß wir hier nur das zur Erhaltung des Zusammenhangs Nothwendige berühren können. *)

Die Frage „Was ist Leben?" war von jeher eine Lebensfrage der Wissenschaft. Auf das verschiedenste sehen wir im Verlaufe der Geschichte ihre Beantwortung versucht, bald auf theosophische, philosophisch-speculative, alchymistische, anatomische, mechanische, physikalische, chemische Weise soll das große und ewige Räthsel gelöst werden, und von den dunklen Aussprüchen geheimnißvoll rauschender Quellen bis zu den astrologischen Deutungen der Gruppirung Billionen von Meilen entfernter Gestirne wurde keine Erscheinung unbeachtet gelassen, ohne ihr einen gewissen Einfluß auf den Organismus mit mehr oder weniger Grund zuzuschreiben. Diese Richtungen wechseln, je nach den für eine gewisse Zeit hervortretenden Erfolgen der einen oder der andern. Wir haben schon oben gezeigt, wie eine Zeit lang alle organische Thätigkeit in Säure und Lauge aufging; später, nach Entdeckung und Anwendung des Mikroskops, erwartete man von der Zergliederung ins Feinste alle Erklärung zu erhalten; die Beobachtungen über thierische Elektricität machte auf eine Zeit lang den Körper zu einer Elektrisirmaschine und seine Functionen zu Ladungen, Entladungen, Anziehungen und Abstoßungen; die Naturphilosophie endlich mühte sich ab in mystiriösen Bildern.

„Das Blut", sagt Hegel, „als die achsendrehende, sich um sich selbst jagende Bewegung, dies absolute Insicherzittern ist das individuelle Leben des Ganzen, in welchem nichts unterschieden ist — die animalische Zeit. Alsdann entzweit sich diese achsendrehende Bewegung in den kometarischen und atmosphärischen und in den vulkanischen Proceß. Die Lunge ist das animalische Blut, welches sich zur Atmosphäre verhält und diesen sich unterbrechenden und herstellenden, aus- und einathmenden Proceß macht. Die Leber ist dagegen das aus dem kometarischen in das Fürsichsein, in das lunarische Zurückkehren, es ist das seinen Mittelpunkt suchende Fürsichsein, die Hitze des Fürsichseins, der Zorn gegen das Andersein und das Verbrennen desselben." Diese Erklärung kann uns aber keineswegs befriedigen, und wir müssen die Frage wiederholen: Was ist Leben? Es liegt die Periode nicht fern, ja ist in einzelnen Beispielen noch fortdauernd, wo die Antwort also lautete: Die Lebenserscheinungen sind die Wirkungen einer eigenthümlichen, den Organismen innewohnen-

*) Vgl. den Artikel: „Der Chemismus in der Medicin", im zweiten Bande der „Gegenwart", S. 187—206. D. Red.

den Kraft, die daher Lebenskraft, vis vitalis, genannt wird. Man darf annehmen, daß diese Definition das Eindringen in ein besseres Erkennen der Lebenserscheinungen vielmehr gehemmt als gefördert hat. Der Belehrung Suchende durfte irgend eine beliebige Frage stellen, über diese oder jene Verrichtung, die Antwort blieb niemals aus: sie war die Wirkung der Lebenskraft. In der Regel begnügte man sich hierbei, zufriedengestellt durch das magische, überall helfende Wort, nach dem bewährten Spruche:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Versuchen wir nun die Vorstellung zu vermitteln, welche sich die Naturforschung auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte vom Leben und seinen Erscheinungen gebildet hat. Dieselbe betrachtet, von der Anatomie und Mikroskopie unterrichtet, den Organismus sowol der Thiere wie der Pflanzen, als ein aus wunderbar kleinen und zarten Gebilden, aus Zellen, Gefäßen und Geweben zusammengefügtes Ganzes, dessen Materie nach den Untersuchungen des Chemikers aus einer gewissen Anzahl einfacher Stoffe besteht, die in chemischer Wechselwirkung begriffen sind, und innerhalb dessen das Auge des Physikers die Schwere, die Wärme, die Elektricität, die Durchsaugung (Endosmose), die Haarröhrenanziehung (Capillarität), die Elasticität und andere physikalische Einflüsse thätig wirksam erblickt. Es erscheint hiernach das Leben als die Gesammtwirkung chemischer und physikalischer Kräfte innerhalb des Organismus, nach denselben Gesetzen, die auch außerhalb desselben Geltung haben. Es ist keine besondere Kraft vorhanden, wodurch die Wirkungen der genannten chemischen und physikalischen Thätigkeiten im lebendigen Körper aufgehoben und vernichtet, oder in Richtungen wirksam werden, die in Widerspruch stehen mit den sonst denselben zukommenden. Allein daß eine solche Mannichfaltigkeit von Kräften, vereinigt auf einem so engen, fein ausgeführten Schauplatze, wie im Organismus, eine Reihe höchst verwickelter, sich gegenseitig bedingender und kreuzender Erscheinungen hervorrufen, und hierdurch dem Studium derselben außerordentliche Schwierigkeiten bereiten muß, liegt auf der Hand. Hierin besteht eben die Schwierigkeit des Studiums der Physiologie, daß niemals eine Seite der mitwirkenden Agentien in ihrer reinen Consequenz sich durchführen läßt, und hierin liegt die Erklärung, daß weder der Anatom für sich, noch der Physiker, noch der Chemiker allein das Leben zu erklären im Stande ist. Hier muß also die Gesammtnaturwissenschaft zusammenwirken, um nach und nach Einsicht zu erlangen über den Antheil, welchen einzelne ihrer Zweige an der Gesammterscheinung des Lebensprocesses haben.

Einzuräumen ist jedoch, daß wesentliche Punkte der Lebensthätigkeit den der Naturwissenschaft gegenwärtig zu Gebote stehenden Mitteln unzugänglich bleiben werden. Hierher gehört z. B. die Ursache der Bildung der Formen, sowol der einfachsten, wie Zellen und Gewebe, als auch der aus ihrer Gruppirung hervorgehenden Organe. Es verhält sich hier ähnlich, wie bei dem krystallisirten Mineral. Wir kennen aufs genaueste seine chemische Zusammensetzung und die geometrischen Verhältnisse seiner Gestalt; allein wir sind ganz im Dunkeln über die Ursache, welche die Theilchen des einen Minerals mit stetiger Gesetzmäßigkeit zu Würfeln, die des andern zu Säulen u. s. w. anordnet. Wir sind hier allerdings noch genöthigt, in den Organismen eine bildende Lebenskraft anzunehmen, um einstweilen mit diesem Worte die uns noch unbekannte Ursache der plastischen Erzeugnisse des Lebens zu bezeichnen, und nur in diesem Sinne finden wir den Ausdruck „Lebenskraft" von den Naturforschern gelegentlich noch angewendet.

Welchen Antheil nimmt nun die Chemie an der Aufklärung der Lebenserscheinungen? Wir sagen, den allergrößten; denn Alles, was sich auf den im Organismus vorhandenen Stoff, seine Aufnahme, Ausscheidung und Umwandelung u. s. w. bezieht, kann nur unter Zuziehung chemischer Untersuchung eine Erklärung finden.

Es ist nicht gestattet, hier ins Einzelne der zahlreichen und mühevollen chemischen Untersuchungen im organischen Gebiete einzugehen; allein die Aufzählung

einiger Cardinalpunkte, welche man durch dieselben jetzt als festgestellt ansieht, soll nachfolgend gegeben werden.

1) Die Organismen, sowol des Thier- als Pflanzenreichs, bestehen aus einer beschränkten Anzahl von chemischen Elementen. Dieselben sind, ungefähr ihrem quantitativen Range nach geordnet, die folgenden: Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Calcium, Schwefel, Silicium, Kalium, Natrium, Magnesium, Aluminium, Phosphor, Chlor, Eisen. Es finden sich zwar hier und da auch noch einige andere Stoffe in Thier- und Pflanzenkörpern, allein theils nur in solch unbedeutender Menge, theils so schwankend, daß ihre Anwesenheit mehr zufällig erscheint.

2) Kein Organismus läßt sich unmittelbar durch das Zusammenbringen seiner elementaren Bestandtheile erzeugen; es ist hierzu immer das Vorhandensein eines bereits organisirten Anfangs nothwendig, beim Thiere das Ei, bei der Pflanze die Keimzelle.

3) Kein Organismus besitzt die Fähigkeit, irgend ein Element zu erzeugen oder ein Element in ein anderes umzuwandeln; was in demselben angetroffen oder von demselben abgesondert wird, ist vorher von außen aufgenommen worden.

4) Die Pflanze ernährt sich von unorganisirten chemischen Verbindungen; Wasser, Kohlensäure und Ammoniak sind ihre Hauptnahrungsmittel; die von ihr aufgenommene Nahrung dient lediglich zur Vermehrung ihrer Masse.

5) Die beim Verbrennen einer Pflanze in Form von Asche zurückbleibenden mineralischen Stoffe sind, ungeachtet ihrer geringen Menge, als wesentliche Bestandtheile der Pflanze anzusehen. Sie werden derselben, in Wasser gelöst, aus dem Boden durch die Wurzel zugeführt. Dieselben sind in jeder Pflanze in bestimmter Auswahl und Menge vorhanden; und obgleich hierin gewisse Schwankungen stattfinden, so kann doch keine Pflanze in einem Boden gedeihen und namentlich keinen Samen hervorbringen, wenn diesem jene mineralischen Stoffe, z. B. Kieselerde, Kali, Natron, Kalk, Phosphorsäure u. s. w., fehlen.

6) Der Mensch und die Thiere bedürfen als Nahrung organisirter Körper, entweder pflanzlicher oder thierischer Abkunft. Diese Nahrung dient bei denselben dreierlei Zwecken: zur Vermehrung der Körpermasse, solange Wachsthum stattfindet, zum Ersatz verbrauchten Stoffs, zur Unterhaltung des Athmens.

7) Jede Bewegung des Thierkörpers ist bedingt durch einen entsprechenden Verbrauch an Körpermasse. Stickstoffhaltige Körpertheile, wie insbesondere die Muskel, können nur durch stickstoffhaltige Speisen wieder ersetzt werden. Letztere werden daher als die eigentlich ernährenden angesehen und stoffbildende, plastische Nahrungsmittel genannt; ihr Werth wird im Allgemeinen nach der Größe ihres Stickstoffgehalts geschätzt. Stickstofffreie Substanzen, wie Fett, Stärke, Zucker u. s. w., können weder das Wachsthum noch das Leben eines Thiers überhaupt auf längere Dauer unterhalten.

8) Jeder Athemzug des Thierkörpers ist bedingt durch einen Verlust seiner Körpermasse an Kohlensäure oder Wasser, und es entspricht demselben die Entwickelung einer gewissen dem Blute sich mittheilenden Wärmemenge. Als Ersatz jenes Verlustes dienen vorzugsweise die soeben genannten stickstofffreien Substanzen (*Fett*, Stärke, Zucker u. s. w.), welche daher erwärmende Nahrungsstoffe heißen.

9) Die fleischfressenden Thiere, sodann die blut- oder milchsaugenden finden in ihren Nahrungsmitteln die einfachen Stoffe bereits zu denjenigen Verbindungen vereinigt vor, aus welchen ihr eigener Körper besteht. Ihr Verdauungsgeschäft ist daher kurz, einfach und beruht weniger auf chemischer Umsetzung: es ist vielmehr ein Act der Auflösung, Aneignung (Assimilirung) des Verwendbaren und Ausscheidung des Unverwendbaren.

10) Auch das pflanzenfressende Thier findet im Pflanzenkörper chemische Verbindungen bereits gebildet vor, die mit seiner Muskelfaser und seinen Eiweißgebilden wenn nicht Identität, doch die größte Annäherung an übereinstimmende Zusammensetzung haben; auch sein Verdauungsgeschäft erscheint in dieser Hinsicht weniger ein

chemisch umsetzendes, als vielmehr durch Auflösung trennendes. Allein die Pflanzenstoffe, wie Heu u. s. w., enthalten in jenen assimilirbaren Verbindungen eine große Menge der Auflösung widerstehender, für den Thierkörper unbrauchbarer, unverdaulicher Substanz, z. B. Holzfaser, beigesellt. Das Verdauungsgeschäft der Pflanzenfresser wird daher langwieriger und verwickelter, wie schon an sich durch den Verdauungsapparat der Wiederkäuer angedeutet ist.

11) Wenn nun schon die Verdauung an sich weniger als ein chemisch umsetzender Proceß erscheint, so ist dieser Proceß doch von vielen chemischen Umsetzungen, die mit demselben im Zusammenhang stehen, begleitet. Als Beispiele chemischer Processe im Organismus sind hervorzuheben: die Einwirkung des beim Einathmen der Atmosphäre entnommenen Sauerstoffs auf das Blut; die Überführung der durch die Bewegung aufgeriebenen Körpersubstanz in eine Reihe von Verbindungen, die durch den Urin abgeschieden werden; endlich die Umsetzung von Stärke und Zucker in Fett und andere mehr.

Wir könnten die Reihe chemischer Ergebnisse und Grundsätze aus dem Gebiete der Physiologie noch vermehren; allein theils beziehen sich dieselben auf Erscheinungen von mehr vereinzelter Bedeutung, theils erfodert ihr Verständniß ein tieferes Eingehen in die Materie als hier gestattet ist. Nur werde noch bemerkt, daß wenn für Manchen diese Sätze in dogmatischer Form auftreten, diese Dogmen nur Ausdrücke der sorgfältigsten, mühsamsten Beobachtungen und ihrer Combination sind. Auch erscheinen mehre dieser Sätze keineswegs als ganz neu oder als besonders merkwürdig: sie bestätigen zum Theil nur alte, rohe Erfahrungen. Allein gerade die erklärende Weise, in welcher sie jetzt aufgestellt werden, verleiht denselben eine so hohe Bedeutung. Daß Fleisch und Hülsenfrüchte nahrhafter seien als Obst und Kartoffeln, daß eine starke Mahlzeit die erwärmende Wirkung eines innerlichen Ofens hat, waren längst bekannte Thatsachen. Die klare Einsicht in diese Verhältnisse verdanken wir jedoch erst der physiologischen Chemie der Gegenwart. Es ist hier, wie mit den Himmelserscheinungen: sie blieben äußerlich die alten bekannten, auch nachdem Galilei's scharfsinniger Geist den wahren Zusammenhang ihres Verlaufs aufgeklärt hatte.

Physiologisch-chemische Versuche von wissenschaftlich brauchbarem Werthe ließen so lange auf sich warten, weil ihre Ausführung mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden ist. Alles Experimentiren am lebendigen Körper schließt sogar den Einwurf ein, daß durch das Experiment selbst schon in das natürliche Verhältniß störend eingegriffen und dadurch ein unzuverlässiges Resultat erlangt werde. Welche Hindernisse stellen sich z. B. der genauen quantitativen Untersuchung des Athmungsprocesses entgegen! Denn bringen wir zu diesem Zwecke Thiere und Menschen in abgeschlossene Behälter, so ändern wir hierdurch schon die Bedingungen, unter welchen das Athmen gewöhnlich stattfindet. Nur durch Umänderung der untersuchenden Methode, indem verschiedene Wege zur Aufklärung derselben Erscheinung eingeschlagen wurden, gelang es in vielen Fällen, ganz genaue Resultate zu erhalten oder doch die Beobachtungsfehler in so bestimmte Grenzen einzuschließen, daß man der Wahrheit bis zu einem gewissen Grade nahe gekommen ist.

Zur Feststellung des chemischen Antheils an den Lebenserscheinungen werden hauptsächlich die folgenden vier Methoden befolgt: die qualitative und quantitative analytische Voruntersuchung, die chemischen und chemisch-anatomischen Versuche an einzelnen Individuen, die statistische Methode und die der vergleichenden physiologischen Chemie.

Die erste Frage ist natürlich die: aus was besteht der Pflanzen- und Thierkörper und in welchen Verhältnissen? Erst mit der größern Ausbildung der organischen Analyse durch Liebig konnten hier befriedigendere Antworten erhalten werden. Eine Menge von Stoffen, die in größerer oder geringerer Masse in den organisirten Körpern angetroffen werden, wie Zucker, Pflanzensäuren, Stärke, Pflanzenbasen, Milchsäure, Harnsäure, Harnstoff, Kreatin, Fette, sind in ihrer chemischen Zusammensetzung aufs genaueste bestimmt worden. Allein bei vielen andern, zum Theil

der wichtigsten Stoffe, sind wir nur in annähernder Kenntniß über ihre quantitative Zusammensetzung. Es sind dies solche, die nicht, wie die oben genannten, durch ihre Krystallisirbarkeit oder durch sonstige Eigenschaften rein darzustellen sind.

Die eiweißartigen Stoffe, die in den Organismen eine so wichtige Rolle spielen, bieten in dieser Beziehung große Schwierigkeiten dar. Viele Substanzen lassen zwar ihre Anwesenheit durch Geruch, Geschmack oder Farbe erkennen, allein ihre Menge ist so gering, ihre Isolirung so unthunlich, daß auf nähere Bestimmung vorerst noch verzichtet werden muß. Ein weiterer Umstand, welcher diese Untersuchungen erschwert, ist der, daß die Methoden der Abscheidung und Reindarstellung solcher organischer Substanzen leicht schon verändernd auf den Gegenstand einwirken, sodaß leicht die Frage entsteht, ob das Untersuchte identisch mit dem im Thierkörper enthalten gewesenen Stoff oder nicht vielmehr bereits ein chemisches Zersetzungsproduct desselben geworden ist.

Nehmen wir als Beispiel nur die chemische Untersuchung des Bluts, welches Wasser, Eiweiß, Faserstoff, Blutkügelchen, Fett, phosphorsaure Salze, gasförmigen Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure enthält, so begegnen wir den größten Schwierigkeiten, hier vollkommen genaue Bestimmungen zu erhalten, da in dem Momente, wo wir diese Flüssigkeit dem Organismus entnehmen, der Sauerstoff der Atmosphäre und die Zersetzung ihrer Bestandtheile unter sich verändernd auf dieselbe einwirken.

Nichtsdestoweniger hält man sich durch die bisherigen Untersuchungen über die elementare Zusammensetzung der organisirten Körper im Ganzen für hinreichend orientirt, um einige der wichtigern allgemeinen Fragen hinreichend beantworten zu können.

Eine weitere Reihe von Versuchen sind die an lebenden Thieren und Pflanzen. Dieselben können in verschiedener Weise angestellt werden. Zunächst stellt man sich die Aufgabe, die Veränderungen, von welchen gewisse Lebensprocesse begleitet sind, zu verfolgen, ohne irgend auf die Verrichtung des betreffenden Organs anders einzuwirken, als daß seine Thätigkeit in bestimmten Zeitpunkten unterbrochen und das Ergebniß davon untersucht wird. Auf diese Weise läßt sich z. B. die im bebrüteten Ei, im keimenden Samen vorgehende chemische Veränderung verfolgen, sowie das Voranschreiten des Verdauungsprocesses. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß dem Thiere oder der Pflanze entweder ungewöhnliche Nahrungsmittel oder gewöhnliche unter besondern Umständen gereicht werden, z. B. wenn Gänse nur mit Fleisch, Hunde ausschließlich mit Fett oder mit Stärke gefüttert werden, wenn Pflanzen in ganz humusfreiem Boden oder in reinem Humus erzogen werden. In erstere Reihe gehören die ausgezeichneten Versuchsreihen von Tiedemann und Gmelin, die wir um so höher anschlagen, als bei denselben, neben andern Schwierigkeiten, das gegen grausam erscheinende Thierquälerei sich auflehnende Gefühl zu überwinden war, welches ein Haupthinderniß der Verfältigung derartiger Untersuchungen ist. Als Beispiel hierfür diene eine von Wöhler erzählte Anekdote. Derselbe beschäftigte sich mit der Untersuchung, inwiefern der Genuß pflanzensaurer Alkalien Einfluß habe auf die Zusammensetzung des Urins. Zu diesem Zweck gab er Hunden citronensaure, weinsteinsaure u. s. w. Alkalien ein, und tödtete dieselben nach einiger Zeit, um den Blaseninhalt zu untersuchen. Schon war manches Opfer gefallen und viele standen noch in Aussicht, als ein schönes junges Thier zur Schlachtbank geführt wurde. Die Anstalten hierzu versetzten den armen Delinquenten jedoch in solche Angst, daß er freiwillig hergab, was gewünscht wurde, und so sein Leben rettete. Bei den folgenden Versuchen, dieselbe Zuvorkommenheit wiederholend, erhielt dieser Hund nicht allein das eigene Leben, sondern auch das vieler Stammgenossen, zur Freude des thierfreundlichen Forschers. Letzterer gewann damals das interessante Resultat, daß die Säure jener Salze eine Zersetzung erleidet, sodaß ihre Basen als kohlensaure Alkalien in dem Urin sich vorfinden, woraus der günstige Einfluß reichlichen Obstgenusses auf Verminderung der aus Harnsäure bestehenden Harnsteine sich erklären läßt.

Es gehören hierher ferner die Versuche, die geradezu mit chirurgischen Ein-

griffen in den Thierkörper verbunden sind, wie z. B. Anlegung künstlicher Magenfisteln an Hunden, um durch diese Öffnungen von Zeit zu Zeit den Magensaft oder die Producte seiner Einwirkung herausnehmen zu können, oder die Beseitigung gewisser Organe, wie z. B. der Nieren, der Gallensecretion, um aus den jetzt eintretenden abweichenden Erscheinungen Schlüsse auf ihren naturgemäßen Einfluß zu ziehen.

Aus dem Gebiete der Pflanzenphysiologie ist hier an die vielfachen Versuche zu erinnern, Pflanzen in gewissen Stoffen von bekannter chemischer Beschaffenheit, z. B. in Schwefelblüte, Quarzpulver, reinem Kohlenpulver u. s. w., zu erziehen; oder den Wurzelfasern derselben Auflösungen gewisser Stoffe darzubieten, wie Ammoniak, Farbstoffe, Salze, organische und unorganische Gifte. Auch van Helmont's schon früher beschriebener Versuch ist hier anzureihen.

Fast alle Untersuchungen der angeführten Art sind theils kostspielig, theils mit großen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten in der Ausführung verknüpft, und haben bei den mehr oder minder gewaltsamen Eingriffen in den Organismus nur einen bedingten Werth. Schlüsse aus denselben sind mit aller Umsicht zu ziehen und nur mit Vorsicht zu allgemeiner Bedeutung zu erheben.

Um so mehr empfiehlt sich die folgende chemisch-physiologische Untersuchungsmethode, welche passend als die statistische bezeichnet wird. Wir glauben über die innere Wohlfahrt eines Volks, sowol was das gemeine Bedürfniß als auch die feinern und geistigern Genüsse desselben betrifft, sowie überhaupt über die Bedeutung seines ganzen innern Lebens einen sehr maßgebenden Anhaltepunkt zu haben, wenn aus sichern statistischen Angaben uns bekannt geworden, wie groß die Bevölkerung und Besteuerung des Landes ist, was es producirt, wie viel es davon ausführt, was und wie viel es vom Auslande einführt. Es zeigt sich hierbei, daß, während es oft ganz unmöglich ist, den Einfluß irgend einer Maßregel auf einzelne Gewerbe oder Producte für sich richtig zu würdigen, und gleich viel Gründe für und gegen dieselbe sich geltend machen, eine Auffassung der Gesammtverhältnisse auf einmal jene Frage in das entscheidende Licht stellt, ihren ganzen Werth oder Unwerth deutlich hervortreten läßt. Mit Recht erwarten wir von einer weitern Ausbildung der Statistik, namentlich für Deutschland, die nothwendigste Grundlage zur Würdigung international-ökonomischer Fragen.

Auf diesen Standpunkt der Thier- und Pflanzenwelt gegenüber stellte sich Liebig. Wo das Resultat im Einzelnen nicht zu verfolgen, nicht sicher festzustellen war, da wendete er sich an ein Ganzes. Statt des Baums, des Halms für sich, betrachtete er den Wald, die Wiese und ihre Functionen im großen Ganzen. Anstatt die Resultate des Athmungsprocesses durch das Athmen während einzelner Stunden oder Tage zu bestimmen, mit allen den Schwankungen, die durch Alter, Geschlecht, Stimmung u. s. w. veranlaßt werden, suchte er aus der Speisezufuhr ganzer Haushaltungen, Kasernen und Strafanstalten zu bestimmen, wieviel Kohlenstoff täglich ein Mann durchschnittlich verzehrt und wie viel hiervon nach Abzug der übrigen Secretionen auf den Austritt als Kohlensäure durch die Lunge kommt.

Auf eine ähnliche Weise suchte derselbe Chemiker nachzuweisen, daß im Ganzen die in der Atmosphäre enthaltene Kohlensäure es ist, von welcher alle Vegetation ihren Kohlenstoffgehalt bezieht. Er berechnete, was dem cultivirten Ackerboden an Kohlenstoff jährlich mit der Ernte genommen, und was demselben im Dünger zugeführt wird; er zeigte namentlich, daß Rieselwiesen Jahrhunderte lang viele Centner von Kohlenstoff jährlich ausführen, ohne jemals dafür einen andern Ersatz erhalten zu können, als den aus der Atmosphäre genommenen.

Wenn Liebig's Ausführungen in diesem Sinne, die er noch auf weitere Fragen ausdehnte, nicht immer die vollste Schärfe und ganze Zuverlässigkeit haben, so liegt dies hauptsächlich daran, daß ihm fast überall das statistische Material fehlte, als er seine geniale Übersicht zu gewinnen suchte; er befand sich in ähnlicher Lage wie List, dem zur Beleuchtung der deutschen national-ökonomischen Fragen fast durchgehends die Hauptsache fehlte — zuverlässige statistische Angaben.

Mit ganz vorzüglichem Erfolg, mit einer Umsicht und Sorgfalt, die als Muster für Untersuchungen dienen, verfolgte den eingeschlagenen Weg Bouſſingault, der, ausgerüstet mit chemischen Kenntnissen und im Besitze eines schönen Landguts, ganz in der Lage sich befindet, mit Erfolg an der Lösung dieser verdienstvollen Aufgabe sich zu betheiligen. Unter seinen Arbeiten sind hauptsächlich diejenigen hervorzuheben, in welchen er den Werth des verschiedenen Futters und insbesondere das Verhältniß des Stickstoffgehalts desselben zur Ernährungsfähigkeit zu bestimmen sucht.

Endlich haben wir als letzte der physiologisch-chemischen Methoden die der vergleichenden Chemie oder die Methode der Analogie anzuführen, in welcher ebenfalls Liebig die Richtung angedeutet und durch seine Schule verfolgt hat. Sie besteht in Folgendem: Wir sehen, wie vom lebendigen Thier- und Pflanzenkörper mancherlei Stoffe von uns bekannter Zusammensetzung aufgenommen werden, in demselben eine chemische Zersetzung erleiden, und es sind uns auch die aus letzterer hervorgehenden Endproducte bekannt. So z. B. sind Kohlensäure und Wasser die Endproducte der Zersetzung aller Stoffe, welche das Athmen unterhalten, wie der Stärke, des Zuckers, der Fette. Dasselbe Endresultat ergibt sich, wenn diese Stoffe in freier Luft oxydirt, d. i. verbrannt werden. Allein im Blute, in welchem die Oxydation jener Stoffe vorgeht, scheint dies keineswegs so direct zu geschehen, wie bei der Verbrennung in freier Luft. Liebig ist vielmehr der Ansicht, daß die Einwirkung des Sauerstoffs nur eine allmälige sei, daß er zunächst, mit Antheilen des Wasserstoffs jener Substanzen sich verbindend, eine Reihe von immer sauerstoffreichern und wasserstoffärmern Verbindungen darstelle, bis als Endwirkung nur Kohlensäure und Wasser sich ergebe. Eine weitere Frage ist die, ob die stickstoffhaltigen, eiweißartigen Nahrungsmittel geeignet seien, in Thierkörpern zur Fettbildung verwendet zu werden.

Da beide Fragen sich nicht durch directe Verfolgung der Umsetzung im Thierkörper selbst entscheiden lassen, so wurden einerseits Fette und andererseits eiweißartige Stoffe einer langsam oxydirenden Einwirkung ausgesetzt, und dabei Resultate erhalten, welche zu einer Unterstützung der oben geäußerten Ansicht dienen können.

Im Pflanzenkörper gehen ebenfalls gewisse Umsetzungen vor, die eine ähnliche Verfolgung außerhalb desselben wünschenswerth machen. Am bekanntesten ist der Übergang der Stärke in Zucker beim Keimen der Getreidekörner, der Säuren in Zucker und Schleim beim Reifen und Überreifen der Früchte.

Vergleichen wir die Art und Weise, wie die gegenwärtige Chemie die Lebensfragen der Physiologie im doppelten Sinne des Worts zu lösen sucht, mit den willkürlichen Annahmen und einseitigen und planlosen Versuchen der frühern Perioden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der eingeschlagene Weg zu noch weitern erfolgreichen Aufklärungen in diesem Gebiete führen muß. Wie sehr man gerade hier der Belehrung und dem Verständniß begierig entgegensieht, beweist die ungemeine Theilnahme, mit welcher die Schriften von Liebig, Schleiden und Mulder, sowie die damit verbundenen Streitschriften vom großen Publicum aufgenommen worden sind. Gerade jene Erörterungen über Ernährung, Werth und Rolle der Nahrungsmittel für Thier und Pflanze waren es, die auch außerhalb der wissenschaftlichen Kreise das Interesse für die Chemie erregten, welche sich für berechtigt hält, in diesen Fragen die entscheidende Antwort zu ertheilen.

Auch hat es nicht an vielfachen Bemühungen gefehlt, diese allgemein wichtigen Thatsachen in allgemein verständlicher Weise darzustellen, und indem wir hier nur Liebig's „Chemische Briefe" und Schleiden's Schrift: „Die Pflanze und ihr Leben", hervorheben, erwähnen wir noch als Curiosum, daß in England, dem Lande der praktisch gewordenen Ideen, unter dem Namen „Liebig's Welt" ein Mikrokosmus angekündigt und vorgezeigt wird, der bestimmt ist, die Wechselwirkung und den Kreislauf zwischen Thier, Pflanze und unorganischer Materie augenfällig darzustellen.

Es besteht aber diese kleine Welt aus einer hohlen Glaskugel, die verschlossen ist, und in welcher sich Luft, Wasser, eine Anzahl Wasserpflanzen und Wasserschnecken, sowie einige kleine Fische befinden, die sich gegenseitig zum Unterhalt die-

nen, unabhängig von der großen Außenwelt, nachstehenden theoretischen Folgerungen gemäß: Die Wasserpflanzen finden theils im Wasser ihre Ernährungsstoffe, theils entnehmen sie der Luft Kohlensäure und geben ihr Sauerstoff zurück; die Schnecken, als Vertreter der pflanzenfressenden Thierwelt, ernähren sich von jenen Wasserpflanzen und dienen ihrerseits den Fischen, die als Fleischfresser auftreten, zur Nahrung. Den eingeschlossenen Thieren dient der von den Pflanzen ausgeschiedene Sauerstoff, den Pflanzen dagegen die von jenen ausgeathmete Kohlensäure, sowie die Zersetzungsproducte ihrer Excremente als Lebensmittel. Ist auch das Ganze nur eine Spielerei zu nennen — denn Niemand wird es im Ernste einfallen, daß in so kleinem Maßstabe die nothwendigen Verhältnisse zum wechselseitigen Bestehen der Naturreiche zu treffen und für die Dauer zu erhalten seien —, so läßt sich doch eine dadurch gegebene Veranschaulichung des Kreislaufs innerhalb und zwischen der organischen und unorganischen Natur nicht verkennen.

Gelangen wir nun mit Hülfe der Chemie, unter Mitwirkung der Anatomie und Physik, zu einer immer klarern Einsicht über die Erscheinungen des Lebens, so ist hierin die erste und wichtigste Grundlage für eine rationelle Medicin gegeben. Denn nur wer mit dem Material, dem Bau und der Verrichtung jedes einzelnen Theils eines complicirten Mechanismus vertraut ist, befindet sich in der Lage, die Quelle abweichender Erscheinungen und regelwidriger Thätigkeiten desselben zu erkennen und Abhülfe für dessen Beseitigung aufzusuchen. Daher hat denn ein Theil der Mediciner die neuere physiologische Chemie mit großer Begeisterung aufgenommen, und Manche haben an ihre Erfolge überschwängliche Erwartungen geknüpft. Allein die Entdeckungen der Chemie werden der Medicin weniger durch ihre unmittelbare Anwendbarkeit nützlich sein, als vielmehr dadurch, daß sie mit dazu beitragen, in der Medicin die echte naturwissenschaftliche Methode mehr zu verbreiten und zu befestigen, den Dogmatismus zu beseitigen, und jenem Hang entgegenzuwirken, dunkle Fälle mit geheimnißvollen Phrasen und Kräften aufzuklären. Wir dürfen uns schon glücklich schätzen, wenn bei großen Entdeckungen zunächst nur die allgemeine Intelligenz gewinnt; denn die Anwendung ins Einzelne, der Nutzen fürs Geschäft stellt sich mit der Zeit von selbst ein. Nur Ärzte, die ausschließlich das Letztere im Auge haben, weisen die Chemie, indem sie in medicinischen Fragen das Wort ergreift, zurück, ja verfolgen ihre Bemühungen mit Verachtung und Spott, weil sie ihnen nicht gleich für jeglichen Fall ein Recept anzubieten vermag.

Handgreiflicher und darum allgemeiner anerkannt sind die Dienste, welche die Chemie der Materia medica, dem Arzneischatz, geleistet hat. Nicht allein die Entdeckung energisch wirksamer Stoffe, wie des Jods, Broms, des Chinins, Morphins und der übrigen Alkalien, erwirkt hier der Chemie ein unbestrittenes Verdienst, sondern es dient auch ihr analytisch geschärfter Blick zur Beseitigung vieler Mittel von unsicherer Beschaffenheit, zur Prüfung der Güte und Reinheit anderer und zur Vermeidung von Mischungen, die gegenseitig zersetzend aufeinander wirken. Sie trifft hierin glücklich mit dem in der Medicin rege gewordenen Streben nach Vereinfachung zusammen.

Eine andere Seite, nach welcher hin die chemischen Resultate sich wol am ersten und allgemeinsten in praktischer Anwendbarkeit bewähren dürften, ist die Diätetik. Wer die Unsicherheit kennt, mit welcher Ärzte Speisen anordnen oder verbieten, und der dabei vorkommenden Widersprüche gedenkt, wird dankbar die Untersuchungen verfolgen, die auf Bestimmung des Werths der verschiedenen Nahrungsmittel von Seiten der Chemiker gerichtet worden sind.

Indem wir diese der heilenden Medicin geleisteten Dienste der Chemie anführen, ist zugleich das fördernde Verhältniß derselben zur Pharmacie dargestellt. Die Präparate des Apothekers erhalten durch die Fortschritte der Chemie nicht nur eine größere Zuverlässigkeit, sondern auch geringere Preise. Hervorzuheben ist, daß aus den Reihen der Pharmaceuten selbst in dieser Richtung verdienstvolle Arbeiten fort-

während hervorgehen, indem die Chemie als wichtigste Grundlage ihres Fachs anerkannt wird.

Als eine besondere Abzweigung chemischen Wissens ist in neuerer Zeit die Lehre von den Giften unter dem Namen der Toxikologie zu einem Fache ausgebildet worden, welche bestimmt zu sein scheint, als gerichtliche Chemie eine ähnliche Bedeutung zu erlangen wie die gerichtliche Medicin. Die Aufgabe der Toxikologie ist eine möglichst genaue Kenntniß derjenigen Substanzen, die eine giftige Wirkung auf den Organismus äußern, sowol in der Absicht, ihre Anwesenheit in demselben schnell und sicher zu entdecken, als auch die geeigneten chemischen Mittel nachzuweisen, um ihre Wirkungen aufzuheben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Leichtigkeit, das Verbrechen zu verbergen, geeignet ist, die Begehung desselben hervorzurufen. Ist jedoch eine Methode vorhanden, welche die dem Tode vorhergegangene Vergiftung ebenso sicher und unzweifelhaft nachweist, wie die Obduction das Eindringen eines Mordstahls in die edlen Organe, dann bleibt der Vergiftung ein wesentlicher Theil der Leichtigkeit genommen, welche sie dem Verbrechen bietet. Bei der Mehrzahl der Gifte ist es in der That der Chemie gelungen, selbst unglaublich geringe Mengen, auch unter den schwierigsten Umständen, aufzufinden und nachzuweisen, und namentlich gelang dies in Beziehung auf den Arsenik, der bei weitem das gebräuchlichste Mittel zur verbrecherischen oder freiwilligen Vergiftung abgibt.

Größere Schwierigkeiten bieten einige organische Gifte dar, wie das Wurstgift, das indische Pfeilgift, das Wuthgift und andere. Allein daß auch hier die Chemie schon wichtige Dienste leistet, mag ein interessantes Beispiel zeigen, welches gerade in diesem Augenblick die öffentliche Aufmerksamkeit erregt.

Gegen das Product einer der ungeheuren Brauereien Englands, die das sogenannte bittere Bier (pale ale) erzeugt, erhob sich das Gerücht einer Verfälschung dieses Getränks durch Strychnin, ebenso beunruhigend für die Consumenten als nachtheilig für den Producenten jenes Biers. Der Letztere foderte daher die Professoren Graham und Hoffmann zu einer chemischen Untersuchung des Biers auf, und es ist interessant, an einem so populären Gegenstande die verschiedenen Methoden der Untersuchung in Anwendung gebracht zu sehen, wie den directen Beweis, den Gegenversuch, den indirecten Beweis und die Analogie.

Das Strychnin, eines der furchtbarsten organischen Gifte, wovon ein halber Gran tödtlich wirkt, soll angeblich als Ersatzmittel des Hopfenbitters verwendet werden. Die beiden Chemiker ermittelten daher vorerst, daß auf je eine Gallone Bier ein Gran Strychnin nöthig wäre, um demselben seinen erfoderlichen bittern Geschmack zu verleihen. Da jene Brauerei jährlich ungefähr 72 Millionen Gallonen Biers erzeugt, so würde sie etwa 16000 Unzen Strychnin, im Werthe von 157000 Gulden, hierzu nöthig haben. Nun läßt sich aber aus Thatsachen annehmen, daß es zweifelhaft ist, ob überhaupt mehr als 1000 Unzen Strychnin in der ganzen Welt producirt werden. Dies ist also bereits ein indirecter Beweis der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Fälschung.

Genauere Vergleichung zeigt ferner einen wesentlichen Unterschied im Geschmack des Hopfenbitters und in dem des Strychnins; allein in der Chemie hat keineswegs, wie in der Mode, der Geschmack eine entscheidende Stimme.

Am wichtigsten ist der directe Beweis. Man kann nämlich noch ein Tausendstel Gran Strychnin daran erkennen, daß es, mit verdünnter Schwefelsäure befeuchtet, den Krystallen des chromsauren Kali eine schöne violette Farbe ertheilt. Einer halben Gallone Bier wurde nun absichtlich ein halber Gran Strychnin zugesetzt und versucht, ob diese Substanz daraus wieder abzuscheiden und zu erkennen sei. Nachdem dies wiederholt und mit vollster Sicherheit gelungen war, wurden nun eine Reihe von Proben des in Verruf gebrachten Biers, die aus den verschiedensten Schenkhäusern abgeholt waren, demselben Verfahren unterworfen, ohne eine Spur von Strychningehalt erkennen zu lassen.

Endlich wird noch auf die größere Wohlfeilheit anderer Bitter, z. B. der Quassia, hingewiesen, die an Geschmack dem Hopfen ähnlicher sind als das metallisch bitterschmeckende Strychnin, und hervorgehoben, daß auch noch geringere Mengen von Strychnin, als oben angenommen wurde, namentlich bei wiederholtem Genuß des Biers, dessen eigenthümliche, von heftigen Symptomen begleitete Vergiftungserscheinungen hätten hervorrufen müssen.

Jene Chemiker erklärten daher das Bier des Herrn Allsopp zu Burton am Trent für frei von schädlicher Beimischung; und die Art ihrer Beweisführung mußte auch für den Laien vollkommen überzeugend und beruhigend sein.

Verhältniß der Chemie zur Zoologie und Botanik.

Die systematische Naturgeschichte bietet allerdings keine Beziehungen zur Chemie dar, und solange die Wissenschaft der Zoologie und Botanik nur in einer äußerlichen Beschreibung und Classification bestand, eine Richtung, die noch bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts die herrschende war, schlossen sich Chemie und Naturgeschichte gegenseitig vollständig aus. Erst von der Zeit an, wo das Systematisiren in diesen Wissenschaften sich erschöpft hatte, wo es bereits anfing, in Spielerei mit neuen Namen, Ordnungen und Classen auszuarten, zeigte sich zugleich der Drang nach einer andern Seite des naturgeschichtlichen Gebiets. Lebhaft machte sich jetzt fühlbar, daß eine blaße Kenntniß unendlicher Formen und ihre Übersicht nur ein höchst beschränkter Theil des in der organischen Welt gebotenen Wissenswerthen darstelle, daß der Pflanzen- und Thierkundige nicht nur sich Rechenschaft zu geben habe von der fertigen Erscheinung, sondern vom Werden, Wachsen und Wechsel im organischen Körper, mit einem Worte von dem Leben derselben.

Von diesem Zeitpunkte an sehen wir daher die Anatomie der Pflanzen und Thiere, die Entwickelungsgeschichte mit neuem Eifer ergriffen, und bei Erörterung der physiologischen Fragen kommen denn auch Botaniker und Zoologen mit der Chemie in Berührung. Wie empfindlich denselben sich hierbei der Mangel chemischer Kenntnisse fühlbar macht, davon geben mehrfache Erscheinungen der Literatur ein schlagendes Beispiel.

So finden wir in einer noch 1837 in dritter Auflage erschienenen Forstbotanik unter Anderm folgende Sätze über das Wachsen der Pflanze:

4) „Das Erdige, zusammengesetzt aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, ist ein Hauptbestandtheil der Pflanze. Weil jedoch der Kohlenstoff als die Grundlage der Erde, als Element erscheint, so ist dieser die unentbehrliche Nahrung für die Pflanzen; darum sind auch alle Pflanzen verbrennlich und verwandeln sich durch Verbrennen in Kohle. Im luftförmigen Zustande (als Gas) ist der Kohlenstoff nicht rein, sondern mit dem Sauerstoff als kohlensaures Gas (Kohlensäure, Ursäure, wie Schwere die Urkraft ist) verbunden, und diese Kohlensäure ist ja so ungemein günstig den Pflanzen."

5) „Das Wasser ist der sichtbarste Bestandtheil (oft zwei Drittel) der Pflanzen, sodaß ohne dasselbe ebenfalls keine Pflanze möglich ist. Da mithin das Wasser hauptsächlich aus Sauerstoff, etwas von sogenanntem Wasserstoff, und einem Minimum von Kohlenstoff besteht, so stellt der Sauerstoff die Grundlage des Wasserelements dar. Ohne den Sauerstoff keimt nicht einmal ein Samen, geschweige daß eine Pflanze ohne ihn wachsen könnte."

6) „Durch die Luft, als Element, wird beim Einathmen jedes Leben der Pflanzen (und Thiere) erhalten, und wenn durch ihre Einwirkung wegen ihrer großen Leichtigkeit auch die Pflanzenmasse nicht sehr vergrößert wird, so müssen zum Belebtsein doch alle Theile von ihr stetig durchdrungen und umgeben sein. Die Grundlage der Luft ist das Stickgas, da dies aber nicht einfach sondern mit dem Sauerstoff gemengt erscheint, welche luftförmige Verbindung dann Wasserstoff genannt wird (weil sie beim Zersetzen des Wassers in einer glühenden eisernen Röhre entsteht), so kann man sagen, die Luft besteht aus Sauerstoff, Wasserstoff (Stickstoff)

und Kohlenstoff, und der Wasserstoff macht einen wesentlichen Bestandtheil der Pflanzen aus."

Es reicht aber schon das Vertrautsein mit Dem hin, was wir früher (in der ersten Abtheilung dieser Darstellung) gegeben haben, um einzusehen, daß jene angeführten Sätze fast so viele Unrichtigkeiten als Worte enthalten, daß dem Verfasser die Chemie auf der Stufe, die sie bereits im Jahre 1837 erreicht hatte, gänzlich fremd geblieben sein muß.

Als nun von Seiten mehrer Chemiker diese physiologischen Fragen vom chemischen Standpunkte aus erörtert, als Leben, Ernährung und Wachsthum der Pflanzen in ihren Beziehungen zu den chemischen Elementen und der denselben innewohnenden Kräften darzustellen versucht wurden, zeigte sich der Umstand, wie viele jener rein in System und Nomenclatur aufgegangenen Botaniker und Zoologen gar nicht im Stande waren, diese Arbeiten zu verstehen. Ja dieselben erhoben sogar Klagen über das Eindringen unberufener Chemiker in das Gebiet der organischen Natur.

Glücklicherweise fehlt es jedoch nicht an ausgezeichneten Botanikern und Zoologen, welche die große Bedeutung der chemisch-physiologischen Arbeiten erkannten, kritisch läuterten und, der Chemie als Hülfswissenschaft die Hand reichend, den Weg verfolgten, der allein zur richtigen Erkenntniß der Lebenserscheinungen führt. *)

Aber selbst auch die systematische Botanik kann ein Hülfsmittel, namentlich zur Gruppirung ihrer natürlichen Familien, an der Chemie haben. Berzelius macht schon in seinem 1828 erschienenen großen Lehrbuche in dieser Hinsicht die folgende Bemerkung: „Wahrscheinlich sind in den Pflanzen der gleichen natürlichen Pflanzengruppen gemeinschaftliche Bestandtheile enthalten, und in den Unterabtheilungen dieser wieder andere, für jede Unterabtheilung gemeinschaftliche, und es ist wahrscheinlich, daß diese Stoffe in dem Ganzen in einem bestimmten Verhältnisse zu dem natürlichen Pflanzensysteme stehen, welches demnach die sicherste wissenschaftliche Grundwahl für die Aufstellung der speciellern chemischen Producte des Pflanzenreichs abgeben würde. Aber die Wissenschaft ist noch nicht zu dem Grade von Entwickelung gekommen, daß sich auf das natürliche System etwas bauen ließe, denn die Anzahl von untersuchten Pflanzen und entdeckten Stoffen ist so gering, daß der wissenschaftliche Zusammenhang zwischen den zerstreuten Theilen noch gänzlich fehlt."

Im Ganzen sind jedoch wenig chemische Arbeiten in dieser Richtung unternommen worden. Die Chemiker griffen bei ihren Untersuchungen zunächst nach denjenigen Pflanzenstoffen, die durch auffallende Eigenschaften schon längst als Nahrungs- oder Arzneimittel, als Farbestoffe oder sonst irgendwie in Gebrauch und Verkehr aufgenommen waren. Hierbei beschränkte sich sogar in der Regel ihre Aufmerksamkeit nur auf diesen zunächst interessirenden Theil, z. B. die Rinde der Chinabäume, den Samen der Kaffeepflanzen u. s. w., ohne auf die chemischen Verhältnisse der übrigen Pflanzentheile Rücksicht zu nehmen. Von hier aus führte alsdann die Analogie zu weitern Untersuchungen, die von manchen Entdeckungen gefolgt waren. Nachdem als eine charakteristische Eigenschaft der Pflanzenbasen, des Chinins, Morphins u. s. w., ein starker und rein bitterer Geschmack erkannt worden war, warf sich die Untersuchung auf viele bitter schmeckende Pflanzenstoffe, wie Weidenrinde, Wurzelrinde des Apfelbaums, Samen des Kleebaums u. s. w. Vom Geruch geleitet, entdeckte man das Cumarin, den krystallisirbaren Stoff der wohlriechenden Tonkabohne, nachher im Ruchgras, im Steinklee und im Waldmeister. Wir könnten diese Beispiele noch vermehren, welche zeigen, daß die Chemiker bei ihren Untersuchungen im Pflanzenreiche im Allgemeinen nicht von der Familienähnlichkeit der Pflanzen geleitet worden sind.

*) Die Verfolgung der praktischen Seite der Theorie über Ernährung der Pflanzen, nämlich die Anwendung der chemischen Pflanzenphysiologie auf den Ackerbau und auf die landwirthschaftlichen Gewerbe wird Gegenstand einer spätern Abhandlung sein, in der das Verhältniß der Chemie zu Gewerben überhaupt besprochen werden soll.

Ungeachtet der geringen Ausdehnung dieser Untersuchungen haben sich bereits mehre schon durch die gemeine Erfahrung angedeutete chemische Charaktere verschiedener Pflanzenfamilien so entschieden festgestellt, daß gerade hierdurch recht die Frage angeregt wird, ob nicht auch andere und alle Familien gewisse chemische Bestandtheile gemein haben. Wir finden z. B. in allen zur Familie der Nadelhölzer oder Coniferen gehörigen Individuen einen Gehalt an einem flüchtigen Öl, das aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, an der Luft rasch Sauerstoff aufnimmt, und in Harz übergeht, wie das bekannte Terpentinöl, das Wachholderbeeröl und andere. Alle Samen aus den Unterabtheilungen der großen Familie der Rosaceen, mit Steinfrüchten und Apfelfrüchten (Drupaceen und Pomaceen), enthalten Blausäure. In der großen Familie der Kreuzträger (Cruciferen), wohin unter Anderm Senf, Kresse, Rettig gehören, finden wir fast in allen Theilen der Pflanzen ein flüchtiges, schwefelhaltiges Öl enthalten. Wir könnten diese Beispiele noch vermehren und zeigen, wie viele durch ihre Form zu natürlichen Familien vereinigte Pflanzen auch eine auffallende Übereinstimmung in chemischer Hinsicht darbieten. Allein es lassen sich bei weitem mehr Fälle anführen, wo ein solches Verhältniß nicht stattfindet. Manche chemische Stoffe, wie das Chinin, Morphin, finden sich ganz isolirt in einzelnen Pflanzen oder Geschlechtern, andere, wie das oben erwähnte Cumarin, sodann das Caffein mit dem ihm nahe stehenden Theobramin, trifft man in Pflanzen an, die weit voneinander entfernten Familien angehören. Indigo, dieser kostbare blaue Farbestoff, ist am reichlichsten in der Indigofera enthalten, einer zur Familie der Hülsenträger (Leguminosen) gehörigen Pflanze; allein er findet sich auch in unserer Weide (Isatis tinctoria), aus der Familie der Kreuzträger. Gegenwärtig wird in Frankreich der Vogelknöterich (Polygonum aviculare) zur Indigogewinnung im Großen angebaut, der wieder einer andern Famlie (Polygoneen) angehört.

Es bleibt also auf diesem Gebiete noch Vieles zu thun übrig, und zahlreiche Arbeiten sind noch erfoderlich, um das Lückenhafte zu ergänzen. Es ist daher erfreulich, daß wir neuerdings mehren speciell in dieser Absicht unternommenen Untersuchungen begegnen, wie z. B. einer unlängst veröffentlichten Arbeit über die natürliche Familie der Rubiaceen, deren Glieder zum größern Theile Pflanzen von sehr allgemeinem Interesse sind, denn es gehören dahin der Kaffeebaum, die Brechwurz (Ipecacuanha), der Waldmeister, der Krapp und die Chinabäume. Als Resultat ergab sich, daß alle diese verschiedenen Pflanzen gewisse Säuren enthalten, deren Eigenschaften und Zusammensetzung in gegenseitiger, einfacher Beziehung stehen. Der Verfasser spricht die Ansicht aus, daß, ähnlich wie in den natürlichen Familien des Mineralreichs, so auch in denen des Pflanzenreichs durch das Vorhandensein bestimmter Säuren der Hauptcharakter bedingt werde. Die seinerseits der Chemie für die systematische Botanik beigelegte Bedeutung drückt er in folgenden Worten aus: „Ich trage die Überzeugung in mir, daß die organische Chemie für die Botanik und Pflanzenphysiologie Das werden kann, was die unorganische Chemie für die Mineralogie und Geologie geworden ist, ein Hülfsmittel bei Diagnosen, ein Hülfsmittel bei Erklärungen von Erscheinungen, das vor unzähligen Irrthümern bewahrt. Es wird eine Zeit kommen, wo der Chemiker mit dem Worte Amentaceen genau so wie mit dem Worte Glimmer bestimmte Begriffe wird verbinden können, wo er im Stande sein wird, durch eine einfache chemische Formel diese Begriffe auszudrücken.“ *) Wenn dieses Ideal überhaupt je erreicht werden kann, so müssen wir gestehen, daß wir bisjetzt noch weit von demselben entfernt sind!

Verhältniß der Chemie zu Mineralogie, Geognosie und Geologie.

Wir kommen hier zu einer Gruppirung von Wissenschaften, bestehend aus Chemie und Mineralogie, zwischen welchen von jeher eine offene und innige Freundschaft und Gemeinschaft bestand; und wie denn überhaupt aus solchen Verhältnissen Vor-

*) „Annalen der Chemie“, Bd. 83, S. 82.

und Kohlenstoff, und der Wasserstoff macht einen wesentlichen Bes[tand]
zen aus."

Es reicht aber schon das Vertrautsein mit Dem hin, [was] erſten Abtheilung dieſer Darſtellung) gegeben haben, um [...] geführten Sätze faſt ſo viele Unrichtigkeiten als Worte [...] die Chemie auf der Stufe, die ſie bereits im Jah[re] fremd geblieben ſein muß.

Als nun von Seiten mehrer Chemiker d[ie] ſchen Standpunkte aus erörtert, als Leben, zen in ihren Beziehungen zu den chemiſ[chen] nenden Kräften darzuſtellen verſucht w[urde] rein in Syſtem und Nomenclatur [...] im Stande waren, dieſe Arbeiter [...] über das Eindringen unberufe[ner]

Glücklicherweiſe fehlt e[s] gen, welche die große Be[deutung] tiſch läuterten und, [...] verfolgten, der allei[nigen]

Aber ſelbſt [...] Gruppirung ih[rer] in ſeinem [...] kung: „[...] gemein[en] ande[ren] Str[uctur] ze[igen]

Dieſer Theil der Mineralogie läßt ſich daher auch vollſtändig von der Chemie aufnehmen; und in der That: ſchlagen wir die neueſte Ausgabe von Gmelin's Handbuch auf, ſo finden wir darin alle Geſteine aufgeführt, die jenen Eigenſchaften entſprechen. Die Mineralogie wäre vollſtändig in der Chemie aufgegangen, wenn die Oryktognoſie ihre alleinige Aufgabe wäre. Allein leicht iſt wahrzunehmen, daß dies nicht der Fall. Blicken wir umher, ſo gehören wohlkryſtalliſirte Minerale, vergleichbar den ſchönen künſtlich dargeſtellten Salzen in den Sammlungen der Chemiker, zu den Seltenheiten, während wir überall bald dem Flugſand, dem Gerölle und der Ackerkrume, bald den körnigen, ſchlackigen, zerklüfteten Felsmaſſen begegnen. Sogleich erkennt hier der Chemiker Verhältniſſe, die ſich ſeinen Auffaſſungen und Geſetzen entziehen, und deren Verfolgung er dem Mineralogen überlaſſen muß. Die Richtung, die Lagerung, die Reihenfolge der Maſſengeſteine, ihre geographiſche Verbreitung und viele andere Fragen von allgemeinſter Wichtigkeit ſind Gegenſtand der Geognoſie. Wir ſehen hier den Mineralogen auf ſeinem eigentlichſten Gebiete als Topograph des Erdballs auftreten, und uns die im großen Ganzen gleichartige Bildung und Übereinſtimmung dieſer Maſſen in vielen weit ſich erſtreckenden und weit voneinander getrennten Gegenden nachweiſen. Ja ein tieferer Blick in die Geſteine führt den Geognoſten weit ab von der Chemie und nähert ihn der Zoologie und Botanik. Es iſt dies der Fall bei Betrachtung der zahlloſen und mannichfaltigen Verſteinerungen von Pflanzen und Thieren, die in vielen Geſteinen vorkommen, deren Bedeutung für die Geſchichte der Geſteinformationen ſo groß geworden iſt, daß eigene Wiſſenſchaftszweige, die Petrefactologie und Paläontologie, ſich auszubilden begannen.

Nachdem endlich vom Geognoſten Grund- und Aufriß der Erdkruſte möglichſt durchforſcht und dargelegt iſt, ſucht er als Geologe den Plan herauszufinden, nach welchem der ungeheure Bau angelegt wurde; er ſucht die Kataſtrophen zu erklären, die unverkennbar eingetreten ſind, um in mehrfacher Wiederholung ein urſprünglich einfaches Gebäude theilweiſe zu zertrümmern; er zeigt endlich, wie neues Material und alte Trümmer mit und ineinander zu abermaliger Befeſtigung der Erdoberfläche verwendet wurden.

Nichts überraſcht ſo ſehr den Chemiker, der ſich eine Sammlung chemiſch reiner

…ate als Ideal aufgestellt und nach rastlosem Arbeiten, Sammeln und Aus-
…endlich dieselbe im blanken Glasschrein, mit schmucken Etiketten versehen, ver-
…at, als wenn ihm plötzlich, seinen zierlichen und glänzenden Krystallen
…erbe Stücke in schlichte, graue, braune und schwarze Farben gekleideter
…ine mit der Frage vorgelegt werden, was denn eigentlich an der Sache
… diese Proletarier hier und da einen krystallinischen Anflug haben,
…nerung an eine bessere Abkunft oder glänzendere Vergangenheit. In
… wird indessen der Chemiker nicht verharren, sondern die betref-
…ald einer Analyse unterwerfen, und je nach Umständen in eini-
…en uns befriedigende Antwort ertheilen.

…Stücke, z. B. Kieselschiefer und Thonschiefer, gemeinen Kalk
…Granit und Syenit dem Mineralogen vor, so wird er so-
…en über die chemischen Bestandtheile derselben; ja er wird
…n Ähnlichkeit von je zweien derselben, wie des Kalksteins und
…e dennoch sicher unterscheiden, und erstern als kohlensauren Kalk,
…s ein Gemenge von kohlensaurer Magnesia mit kohlensaurem Kalk bezeich-
… Der Mineralog folgt dabei gewissen äußern Merkmalen, welche das sonst ge-
übte Auge des Chemikers gar nicht beachtete, Merkmale, die eine eigene, sogenannte Kennzeichenlehre bilden.

Allein auch dem Mineralogen können Proben vorgelegt werden, wo diese Hülfsmittel nicht ausreichen. Bei kleinen Bruchstücken, bei erdigen Mineralen fehlen ihm leicht die leitenden Kennzeichen. Oder es werde ihm Bleiglanz vorgelegt, mit der Frage, ob derselbe überhaupt und wie beträchtlich silberhaltig sei. Alsbald sehen wir den Mineralogen ein kleines, elegantes Besteck hervorziehen, daraus eine kleine Lampe entnehmen, sie anzünden und, mit einigen kleinen Geräthen hantirend, uns rasch eine befriedigende Antwort ertheilen, ob z. B. ein Thon Eisen oder Kalk enthalte, ob der Bleiglanz Silber führe und Anderes.

So zeigt uns denn das eben Vorgetragene, daß wir uns den Chemiker wol ohne mineralogische Kenntnisse denken können, obwol er es nicht sein sollte; daß aber dagegen ein Mineralog unter allen Umständen ohne chemische Kenntnisse nicht wird bestehen können. Freilich erkennt der Chemiker sicher eine Felsart ohne chemische Analyse; allein ihre Bestandtheile sind früher durch Analysen bestimmt worden, und zwar meist durch die von Mineralogen. Das oben angeführte Besteck enthält den sogenannten Löthrohrapparat, und die mit demselben vorgenommenen Experimente sind rein chemischer Natur. Der Mineralog arbeitet hier als höchst praktischer Chemiker, und gerade in diesem Gebiete verdanken wir ihm eine werthvolle Ausbildung eines Zweigs der analytischen Chemie, nämlich die sogenannte Untersuchung auf trockenem Wege. Die Leistungen des unscheinbaren Löthrohrs in geschickter Hand sind so überraschend, daß eine kurze Beschreibung desselben und Erklärung der damit gewonnenen Resultate von großem Interesse sich erweist.

Jedermann kennt die Thatsache, daß der Schmied die Hitze seines Feuers erhöht und auf die Stelle concentrirt, wo er sein Eisen einlegt, durch Einblasen von Luft vermittelst des Blasebalgs. In kleinerm Maßstabe bedienen sich Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher und andere Metallarbeiter schon seit mehren Jahrhunderten zum Löthen eines ähnlichen Hülfsmittels. Die zu löthenden Stücke werden in die erfoderliche Lage gebracht, nöthigenfalls zusammengebunden; auf die zu löthende Stelle wird das leichter fließende Metall, das sogenannte Loth, gelegt, worauf man mittels einer kleinen, am Ende rechtwinklig gebogenen Röhre von Messing durch die Flamme einer Kerze oder Lampe in der Weise bläst, daß die Spitze der Flamme umgebogen und auf das Loth geleitet wird. Die Temperatur der Flamme erhöht sich durch die eingeblasene Luft so beträchtlich, daß selbst sehr strengflüssige Metalle zum Schmelzen gebracht werden können.

Das Löthrohr ist zuerst und vorzüglich von schwedischen Mineralogen und Bergmännern zur Untersuchung der Minerale angewendet worden, und seine Anwendung

theil für beide Theile hervorzugehen pflegt, so haben Chemiker und Mineralogen sich gegenseitig ungemein genützt und gefördert. Wie manchen ausgezeichneten Forscher besitzen wir nicht, von dem es schwer ist zu sagen, ob er mehr Mineralog oder Chemiker sei, da er beide Wissenschaften in hoher Vollendung in sich vereinigt. Ja wir dürfen sagen, daß durch die von Seiten der Mineralogie an den Chemiker gestellten Fragen sich die ganze Methode der sorgfältigsten Analyse zu ihrem jetzigen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat.

Es fehlt indessen keineswegs an Versuchen, die Mineralogie nach anderm als chemischem Gesichtspunkte aufzufassen und zu systematisiren. Hauptsächlich ist es ein Kampf zwischen Form und Inhalt, zwischen der Krystallographie und Chemie, welcher längere Zeit mit wechselndem Glück um die Oberherrschaft in der Mineralogie geführt wurde, und der endlich durch eine Art von Compromiß zu Ende gebracht wurde, nach welchem die Chemie im Vortheil bleibt, denn es ist ihr die gesetzgebende Grundlage zuerkannt, während der Krystallographie als vollziehender Gewalt eine angemessene Betheiligung an der äußern Anordnung überlassen ward. Das Mineralreich befindet sich seit dieser Constitution vortrefflich: es befestigt und erweitert fortwährend seine Macht und seine Grenzen.

Unter diesem Einfluß der Chemie sehen wir denn zunächst eine Theilung des Stoffs in der Mineralogie sich bewerkstelligen: es wird als Oryktognosie die Betrachtung der ungemengten Minerale getrennt von dem Studium der Felsarten. Eine oryktognostische Sammlung ist nichts Anderes als eine Musterkarte der in der Natur sich findenden chemischen Verbindungen, und man legt den Exemplaren derselben einen um so höhern Werth bei, je mehr dieselben den Charakter reiner chemischer Verbindung an sich tragen, insbesondere eine wohlausgebildete Krystallform. Dieser Theil der Mineralogie läßt sich daher auch vollständig von der Chemie aufnehmen; und in der That: schlagen wir die neueste Ausgabe von Gmelin's Handbuch auf, so finden wir darin alle Gesteine aufgeführt, die jenen Eigenschaften entsprechen. Die Mineralogie wäre vollständig in der Chemie aufgegangen, wenn die Oryktognosie ihre alleinige Aufgabe wäre. Allein leicht ist wahrzunehmen, daß dies nicht der Fall. Blicken wir umher, so gehören wohlkrystallisirte Minerale, vergleichbar den schönen künstlich dargestellten Salzen in den Sammlungen der Chemiker, zu den Seltenheiten, während wir überall bald dem Flugsand, dem Gerölle und der Ackerkrume, bald den körnigen, schlackigen, zerklüfteten Felsmassen begegnen. Sogleich erkennt hier der Chemiker Verhältnisse, die sich seinen Auffassungen und Gesetzen entziehen, und deren Verfolgung er dem Mineralogen überlassen muß. Die Schichtung, die Lagerung, die Reihenfolge der Massengesteine, ihre geographische Verbreitung und viele andere Fragen von allgemeinster Wichtigkeit sind Gegenstand der Geognosie. Wir sehen hier den Mineralogen auf seinem eigentlichsten Gebiete als Topograph des Erdballs auftreten, und uns die im großen Ganzen gleichartige Bildung und Übereinstimmung dieser Massen in vielen weit sich erstreckenden und weit voneinander getrennten Gegenden nachweisen. Ja ein tieferer Blick in die Gesteine führt den Geognosten weit ab von der Chemie und nähert ihn der Zoologie und Botanik. Es ist dies der Fall bei Betrachtung der zahllosen und mannichfaltigen Versteinerungen von Pflanzen und Thieren, die in vielen Gesteinen vorkommen, deren Bedeutung für die Geschichte der Gesteinformationen so groß geworden ist, daß eigene Wissenschaftszweige, die Petrefactologie und Paläontologie, sich auszubilden begannen.

Nachdem endlich vom Geognosten Grund- und Aufriß der Erdkruste möglichst durchforscht und dargelegt ist, sucht er als Geologe den Plan herauszufinden, nach welchem der ungeheure Bau angelegt wurde; er sucht die Katastrophen zu erklären, die unverkennbar eingetreten sind, um in mehrfacher Wiederholung ein ursprünglich einfaches Gebäude theilweise zu zertrümmern; er zeigt endlich, wie neues Material und alte Trümmer mit und ineinander zu abermaliger Befestigung der Erdoberfläche verwendet wurden.

Nichts überrascht so sehr den Chemiker, der sich eine Sammlung chemisch reiner

Präparate als Ideal aufgestellt und nach rastlosem Arbeiten, Sammeln und Austauschen endlich dieselbe im blanken Glasschrein, mit schmucken Etiketten versehen, verwirklicht hat, als wenn ihm plötzlich, seinen zierlichen und glänzenden Krystallen gegenüber, derbe Stücke in schlichte, graue, braune und schwarze Farben gekleideter gemeiner Gesteine mit der Frage vorgelegt werden, was denn eigentlich an der Sache sei? Kaum daß diese Proletarier hier und da einen krystallinischen Anflug haben, gleichsam als Erinnerung an eine bessere Abkunft oder glänzendere Vergangenheit. In langer Verlegenheit wird indessen der Chemiker nicht verharren, sondern die betreffenden Minerale alsbald einer Analyse unterwerfen, und je nach Umständen in einigen Stunden oder Tagen uns befriedigende Antwort ertheilen.

Legen wir dieselben Stücke, z. B. Kieselschiefer und Thonschiefer, gemeinen Kalk und Dolomit, feinkörnigen Granit und Syenit dem Mineralogen vor, so wird er sogleich uns Auskunft ertheilen über die chemischen Bestandtheile derselben; ja er wird trotz der großen äußern Ähnlichkeit von je zweien derselben, wie des Kalksteins und Dolomits, diese dennoch sicher unterscheiden, und erstern als kohlensauren Kalk, letztern als ein Gemenge von kohlensaurer Magnesia mit kohlensaurem Kalk bezeichnen. Der Mineralog folgt dabei gewissen äußern Merkmalen, welche das sonst geübte Auge des Chemikers gar nicht beachtete, Merkmale, die eine eigene, sogenannte Kennzeichenlehre bilden.

Allein auch dem Mineralogen können Proben vorgelegt werden, wo diese Hülfsmittel nicht ausreichen. Bei kleinen Bruchstücken, bei erdigen Mineralen fehlen ihm leicht die leitenden Kennzeichen. Oder es werde ihm Bleiglanz vorgelegt, mit der Frage, ob derselbe überhaupt und wie beträchtlich silberhaltig sei. Alsbald sehen wir den Mineralogen ein kleines, elegantes Besteck hervorziehen, daraus eine kleine Lampe entnehmen, sie anzünden und, mit einigen kleinen Geräthen hantirend, uns rasch eine befriedigende Antwort ertheilen, ob z. B. ein Thon Eisen oder Kalk enthalte, ob der Bleiglanz Silber führe und Anderes.

So zeigt uns denn das eben Vorgetragene, daß wir uns den Chemiker wol ohne mineralogische Kenntnisse denken können, obwol er es nicht sein sollte; daß aber dagegen ein Mineralog unter allen Umständen ohne chemische Kenntnisse nicht wird bestehen können. Freilich erkennt der Chemiker sicher eine Felsart ohne chemische Analyse; allein ihre Bestandtheile sind früher durch Analysen bestimmt worden, und zwar meist durch die von Mineralogen. Das oben angeführte Besteck enthält den sogenannten Löthrohrapparat, und die mit demselben vorgenommenen Experimente sind rein chemischer Natur. Der Mineralog arbeitet hier als höchst praktischer Chemiker, und gerade in diesem Gebiete verdanken wir ihm eine werthvolle Ausbildung eines Zweigs der analytischen Chemie, nämlich die sogenannte Untersuchung auf trockenem Wege. Die Leistungen des unscheinbaren Löthrohrs in geschickter Hand sind so überraschend, daß eine kurze Beschreibung desselben und Erklärung der damit gewonnenen Resultate von großem Interesse sich erweist.

Jedermann kennt die Thatsache, daß der Schmied die Hitze seines Feuers erhöht und auf die Stelle concentrirt, wo er sein Eisen einlegt, durch Einblasen von Luft vermittelst des Blasebalgs. In kleinerm Maßstabe bedienen sich Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher und andere Metallarbeiter schon seit mehren Jahrhunderten zum Löthen eines ähnlichen Hülfsmittels. Die zu löthenden Stücke werden in die erfoderliche Lage gebracht, nöthigenfalls zusammengebunden; auf die zu löthende Stelle wird das leichter fließende Metall, das sogenannte Loth, gelegt, worauf man mittels einer kleinen, am Ende rechtwinklig gebogenen Röhre von Messing durch die Flamme einer Kerze oder Lampe in der Weise bläst, daß die Spitze der Flamme umgebogen und auf das Loth geleitet wird. Die Temperatur der Flamme erhöht sich durch die eingeblasene Luft so beträchtlich, daß selbst sehr strengflüssige Metalle zum Schmelzen gebracht werden können.

Das Löthrohr ist zuerst und vorzüglich von schwedischen Mineralogen und Bergmännern zur Untersuchung der Minerale angewendet worden, und seine Anwendung

hat, nach der Ausbildung geschickter Handgriffe durch Gahn, ihre Vollendung durch die universelle Wissenschaftlichkeit von Berzelius erhalten. Zweck und Vortheil des Löthrohrs beruhen vornehmlich darin, daß es gestattet, selbst an sehr kleinen Proben eines Minerals, von welchem in der Regel Stückchen zu den Versuchen verwendet werden, nicht größer als ein Stecknadelkopf, sehr zuverlässige Versuche hinsichtlich ihrer Eigenschaften und Bestandtheile schnell und mit einfachen Hülfsmitteln zu machen, die ohne Unbequemlichkeit überall mit herumgeführt werden können. Ein Löthrohrbesteck enthält außer dem Löthrohr noch eine kleine Öllampe, einige Zängelchen, Platindrähte und Bleche, ein kleines Achatmörserchen und einige Schächtelchen, darin verschiedene Salze enthalten sind. Fügen wir noch ein paar Glasröhrchen und ein Stück Kohle hinzu, so ist das Wesentlichste genannt.

Die Methode der Löthrohruntersuchung ist gegründet vorerst auf die Veränderung, welche die Körper beim Erhitzen für sich erleiden, sodann auf den Einfluß des dabei hinzutretenden Sauerstoffs der Luft, der oxydirend einwirkt, ferner auf die Einwirkung von Kohle, mit welcher der erhitzte Körper umgeben wird und die eine Sauerstoff entziehende, desoxydirende ist, sowie endlich auf das Verhalten der Probe gegen gewisse Salze, von welchen Soda, Borax und Phosphorsalz die gebräuchlichsten sind.

Das Löthrohr ist ungefähr einen Fuß lang, hat am einen Ende ein silbernes oder elfenbeinernes Mundstück, und endigt in einem rechtwinklig abstehenden, etwa anderthalb Zoll langen Seitenfortsatz, dessen kegelförmig zulaufende Spitze eine Öffnung von der Stärke einer feinen Nadel besitzt. Beim Gebrauche wird das Löthrohr mit der rechten Hand gehalten und seine Spitze je nach Umständen entweder ganz nahe an die Flamme oder theilweise in dieselbe gebracht. Die Probe wird mit der linken Hand gehalten, entweder an einem Häkchen von Platindraht oder mittels einer Platinzange, oder auf ein Stückchen Kohle gelegt.

Bevor wir die am Löthrohr erhaltenen Resultate besprechen können, ist eine Erörterung der Löthrohrflamme nothwendig vorauszuschicken. Eine jede Lichtflamme läßt leicht erkennen, daß sie aus Theilen von ungleicher Beschaffenheit besteht. So findet man die stärkste Hitze an der Spitze, weil hier, wo sie mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung ist, die lebhafteste Verbrennung stattfindet. Es folgt zunächst eine Region, die das stärkste Licht verbreitet, herrührend von außerordentlich feinen, weißglühenden Kohlentheilchen, die in diesem Theile der Flamme enthalten sind, wovon man sich leicht überzeugen kann, indem man einen kalten Gegenstand, etwa eine Stricknadel, hineinhält, an welchen jene Kohlentheilchen in Gestalt von Ruß sich anlegen. Endlich haben wir noch den innern und untern Theil der Lichtflamme zu erwähnen, der weniger leuchtend ist und einen geringern Hitzgrad besitzt als der obere. Grund hierfür ist, daß zum innern Theil der Sauerstoff der Luft nur wenig Zutritt hat, daß folglich an dieser Stelle nur eine unvollständige Verbrennung stattfinden kann.

Von diesen verschiedenen Eigenschaften der Flamme wird nun bei Anwendung des Löthrohrs wesentlicher Vortheil gezogen. Will man eine starke Hitze hervorbringen, so wird die Spitze des Löthrohrs bis zu ein Drittel in die Flamme eingeführt und möglichst stark geblasen. Es gelangt hierdurch die Luft auch in die innern Theile der Flamme, und es findet so eine möglichst lebhafte Verbrennung mit entsprechender Wärmeentwickelung statt. Die Flamme ist alsdann spitz, wenig leuchtend und schmilzt die strengflüssigsten Stoffe. Zugleich bewirkt sie eine Oxydation der in sie gebrachten, zur Sauerstoffaufnahme befähigten Körper. Ein Stückchen Zinn, Blei oder andern Metalls wird darin rasch geschmolzen und in Oxyd verwandelt. Man nennt daher die also hervorgebrachte Flamme die Oxydationsflamme.

Wird dagegen die Spitze des Löthrohrs der Lichtflamme nur bis zum Saume genähert und minder stark Luft zugeblasen, so erhält man eine breitere, gelb leuchtende, viele feine vertheilte Kohle enthaltende Flamme, welche man die Reductionsflamme nennt, da ihre Wirkung gerade eine entgegengesetzte ist. Bringt man näm-

sich das unter dem Einfluß der vorigen Flamme mit Sauerstoff verbundene Zinn, das Zinnoxyd, in die Reductionsflamme, so verbindet sich ein Theil der darin enthaltenen Kohle mit dem Sauerstoff des Oxyds zu Kohlensäure, und das Zinn wird wieder in den metallischen Zustand zurückgeführt, d. i. reducirt.

Das gehörige Zustandebringen dieser beiden verschiedenen Flammen und ihre geschickte Leitung und Handhabung ist das erste Erforderniß für Denjenigen, der Resultate am Löthrohr erzielen will.

Was nun zuvörderst den Einfluß der Hitze auf die zu untersuchende Probe betrifft, so ist auf die hierbei sich offenbarende Schmelzbarkeit und Flüchtigkeit das Hauptaugenmerk gerichtet. Die Schmelzbarkeit der Minerale ist sehr ungleich. Manche derselben, wie z. B. die Salze, der Schwefel, schmelzen schon bei gelinder Wärme der Lichtflammen, andere sind nur in der stärksten Hitze, andere ganz unschmelzbar. Es beziehen sich hierauf die bei Beschreibung aller Minerale vorkommenden Bezeichnungen: sehr leicht, leicht, ziemlich schwer, schwer, sehr schwer schmelzbar und unschmelzbar.

Beim Schmelzen treten noch manche beachtenswerthe Erscheinungen ein, indem manche Metalle ruhig schmelzen, andere sich aufblasen, spritzen und kochen, daher eine ganze Classe von Mineralen den Namen der Kochsteine (Zeolithe) erhalten hat. Die geschmolzene Masse ist entweder zusammengesickert, glasig oder schlackig, porzellanartig, oder sie bildet eine Perle, ein Kügelchen oder Korn, welches letztere namentlich die Metalle thun.

Flüchtige Stoffe werden beim Erhitzen der Minerale sehr häufig ausgeschieden. Es geben dieselben fast immer Wasserdampf ab, und es ist zu achten, ob dieses Wasser blos hygroskopisch angezogenes oder chemisch gebundenes war, welch Letzteres bei den Kochsteinen der Fall. Manche Minerale entwickeln Gase, wie z. B. der Kalk Kohlensäure, der Braunstein Sauerstoff.

Ganz eigenthümlich ist der Umstand, wonach die Dämpfe vieler Stoffe, selbst in unglaublich geringer Menge, der Flamme des Löthrohrs eine so charakteristische Färbung ertheilen, daß diese Erscheinung mit zu den vortrefflichsten Erkennungsmitteln am Löthrohr gehört. So ertheilt ein Gehalt der Probe an Natron der Flamme eine helle gelbe Farbe, Kali eine violette; Lithion, Strontium und Kalk färben dieselbe hellroth bis purpurroth, Baryt, Kupfer, Bor grün, Arsen, Blei, Antimon blauweiß u. s. w.

In der Oxydationsflamme entstehen unter Einwirkung des Sauerstoffs beim Glühen der Probe manche Verbindungen, welche die Anwesenheit gewisser Bestandtheile verrathen. So verbreiten schwefelhaltige Minerale Dämpfe der erstickend riechenden schwefeligen Säure, die arsenhaltigen Dämpfe der nach Knoblauch riechenden arsenigen Säure; die Bleierze erhalten einen Überzug von gelbem Bleioxyd, die antimonhaltigen von weißem Antimonoxyd u. s. w.

Die Zuziehung der obenerwähnten Salze, nämlich der Soda, des Borax und des Phosphorsalzes zur Löthrohrprobe bezweckt die Herstellung schmelzbarer Verbindungen. In diesem Falle wird das Mineral im Achatmörser aufs feinste zerrieben, sodann an das Ohr des Platindraths eine Perle von Soda oder Borax angeschmolzen, und dieselbe noch weich in jenes Pulver getaucht und nachher in die Flamme gebracht.

Die Soda dient hauptsächlich zur Auflösung kieselreicher Verbindungen, während die im Borax enthaltene Borsäure mit den verschiedenen Metalloxyden glasartige Flüsse bildet, die sich durch eigenthümliche Färbung auszeichnen. Letztere ist überdies in der Regel eine verschiedene, je nachdem die Probe in der Oxydations- oder Reductionsflamme behandelt worden war, wie folgende Beispiele zeigen:

Oxyde.	Farbe der Boraxperle	
	in der Oxydationsflamme.	in der Reductionsflamme.
Chromoxyd.	Smaragdgrün.	Gelbbraun; erkaltet farblos.
Manganoxyd.	Violett.	Ungefärbt.
Antimonoxyd.	Hellgelblich.	Unklar und graulich.
Wismuthoxyd.	Farblos.	Grau und trübe.
Zinkoxyd	Farblos; bei viel Zink porzellanweiß.	Verflüchtigt sich.
Zinnoxyd.	Farblos.	Farblos.
Bleioxyd.	Gelb; erkaltet farblos.	Reducirt zu Metallkügelchen.
Eisenoxyd.	Dunkelroth; beim Erkalten heller, bis farblos.	Grün.
Kobaltoxyd.	Blau bis Schwarz.	Blau.
Nickeloxyd.	Röthlich, gelb, erkaltet heller.	Graulich.
Kupferoxyd.	Grün.	Farblos; erkaltet roth und undurchsichtig.
Silberoxyd.	Erkaltet milchweiß.	Graulich.

Diese Andeutungen mögen genügen, um erklärlich zu machen, wie es möglich wird, mit so einfachen Hülfsmitteln ein rasches und zuverlässiges Urtheil über die Bestandtheile irgend eines Minerals abzugeben. Ja es ist in neuerer Zeit von Einzelnen die Handhabung des Löthrohrs zu einer solchen Kunst ausgebildet worden, daß es für viele Stoffe selbst zu Bestimmungen ihrer Mengenverhältnisse mit Erfolg angewendet ward. Wenngleich keinem Chemiker die wichtigsten Löthrohrerscheinungen fremd sein dürfen, so wird es immerhin vorzugsweise das Instrument des Mineralogen und Bergmanns bleiben, für welche es ein ganzes chemisches Laboratorium in nuce abgibt. Der Chemiker ist mehr geneigt, flüssige Agentien einwirken zu lassen, da diese die Wege anzeigen, auf welchen genaue Mengenbestimmungen auszuführen und die nutzbaren Präparate aus dem Minerale zu gewinnen sind.

Wenn nun das seither Vorgetragene nicht verkennen läßt, wie innig Chemie und Mineralogie verwachsen sind, so könnte erstere hiernach gewissermaßen als die Dienerin des Mineralogen erscheinen, die benutzt wird, um die oryktognostische und geognostische Mineralsammlung zu bestimmen und zu ordnen. Allein wir erblicken die Chemie auch als Rathgeber bei den mehr in der Theorie sich bewegenden Fragen der Geologie, und ihre Stimme ist darin von solcher Bedeutung, daß dieser Hülfswissenschaft vom Mineralogen gern der Rang einer Freundin eingeräumt wird.

Erinnern wir uns der Vorstellung des großen Physikers Laplace, nach welcher das ganze System unserer Sonnen- und Planetenwelt aus dampfförmiger Materie erstarrte, eine Theorie, die jetzt wol von allen Geologen als Grundlage ihrer Wissenschaft angenommen ist, so haben wir ja gleich die erste Entstehungsgeschichte der Erde mit einem chemischen Monsterproceß beginnend, der in seinen Folgen noch hier und dort bis auf den heutigen Tag sich fortspinnend erscheint. Wie ist es da zu vermeiden, daß nicht die Chemie bald als Experte, Anwalt, Zeuge und Richter angerufen und bestellt werde?

Von den vielen sich hier aufdrängenden Fragen mögen nur einige als Beispiele dienen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Kalk, zum Glühen erhitzt, seine Kohlensäure verliert und zu ätzendem Kalk wird. Hiermit unvereinbar erscheint nun das Auftreten großer Kalkmassen unter Umständen, die auf einen ehemals glühend flüssigen Zustand derselben schließen lassen. Allein in mehrfacher Richtung angestellte Versuche haben gezeigt, daß gasförmige Körper aus chemischen Verbindungen schwierig oder gar nicht durch Hitze oder stärkere Verwandtschaften ausgeschieden werden, wenn den

Entweichen des Gases ein bedeutender Druck entgegenwirkt. Es übte aber zur Zeit jener Kalksteinbildungen die damalige Atmosphäre einen ungleich höhern Druck aus als die jetzige, indem erstere wegen der herrschenden höhern Temperatur eine Menge von Stoffen, namentlich fast alles Wasser in Dampfform enthielt, die später sich verdichteten. Es konnte daher leicht der Fall eintreten, daß in jener Periode chemische Verbindungen nicht zersetzt wurden, die gegenwärtig unter sonst gleichen Umständen eine Zersetzung erleiden, wie dies besonders der Fall ist, wenn kohlensaure Salze mit freier Kieselsäure in feurig flüssigem Zustande zusammentreffen. Hieraus ließe sich dann das häufige Vorkommen des Quarzes neben kohlensaurem Kalk in der Erdrinde erklären. Es ist ferner wahrscheinlich, daß das später entstandene Meer eine höhere Temperatur und größern Gehalt an Kohlensäure hatte als das jetzt vorhandene, daß seine Fluten daher eine große Menge von Stoffen aufgelöst enthalten konnten, die mit allmäliger Abnahme der Temperatur und entweichender Kohlensäure sich ausscheiden mußten, wie z. B. die Kalk- und Dolomitschichten.

Andererseits ist wieder für die Entstehung des Dolomits, eines dem Kalk äußerlich sehr ähnlichen, durch Magnesiagehalt jedoch verschiedenen und vielfach zwischen Kalk auftretenden Gesteins von geologischer Seite die Theorie aufgestellt worden, daß in den Kalk eingedrungene Magnesiadämpfe (und Kohlensäure) die Veränderung desselben in Dolomit bewirkt habe, eine Ansicht, die von chemischer Seite betrachtet wenig haltbar erscheint.

So wird an die Chemie appellirt bei der Frage, ob die das Grundgebirge bildenden, häufig in Glimmerschiefer und Gneiß übergehenden Thonschiefer auch aus geschmolzener Masse oder aus wässeriger Lösung entstanden seien. Ein lebhafter Streit wird seit mehren Jahren über die Natur des Granits geführt, den die ältern Plutonisten als feurig-flüssigen Strom aus dem Innern der Erde hervorbrechen lassen. Dagegen erklärt Bischoff den Granit als ein Umbildungsproduct vorhandener Gesteine auf nassem Wege, und Scheerer stellt die Ansicht auf, daß der Granit aus einem heißen, jedoch wasserdampfhaltigen Feldspathteig entstanden sei, indem zuerst die Glimmerblättchen erstarrten, dann die Feldspathkrystalle und zuletzt der ausgeschiedene Quarz, welcher als bindende Masse das Ganze verkittet. Auch die schönen Versuche Gmelin's über die Zusammensetzung des Basalts, der Nachweis der Identität des Bergflachses, Amianths und Asbests mit Augit und Hornblende, zwischen welchen ein ähnliches Verhältniß besteht, wie zwischen gesponnenem und in Masse erstarrtem Glas, die vielen Versuche und Beobachtungen, über künstlich durch Schmelzung dargestellte Minerale: dies Alles zeigt das nothwendige Ineinandergreifen von Chemie und Mineralogie im weitesten Sinne aufs entschiedenste.

Freilich ergeht es hierbei der Chemie mitunter wie bei den Fragen der Physiologie und Medicin. Ihre Bedeutung wird einerseits nicht erkannt, andererseits überschätzt oder misverstanden. Am weitesten gehen in beiden Richtungen gerade diejenigen Geologen, welche am wenigsten chemische Kenntnisse besitzen, denen folglich ein Urtheil über den Werth chemischer Versuche und darauf begründeter Theorien abgeht. Wie in der Physiologie sogleich Elektricität und Galvanismus citirt wurden, wo kein anderer Ausweg sich fand, so rufen manche Geologen alsbald chemische Actionen zu Hülfe, wenn gewisse Schwierigkeiten sich zeigen, lassen dieselben mit kühner Freiheit oder vielmehr mit ungerechtfertigter Willkür eingreifen, und erwidern auf gemachte Einwendungen etwa Folgendes, das wir wörtlich einem geologischen Werke entnehmen: „Nichts scheint absurder zu sein, als behaupten zu wollen, daß durch chemische Kunst nicht nachgewiesene und constatirte Phänomene durch eine, vielleicht gar nicht einmal im Bereiche der Möglichkeit derselben liegende Combination im Großen wirkender Naturkräfte nicht sich ereignen könnte."

Ohne Zweifel fanden in frühern Perioden mehrfache Combinationen von Naturkräften statt, die chemische Erscheinungen hervorrufen konnten, ganz abweichend von jetzt beobachteten. Allein in solchen Fällen ist es nicht der chemische Proceß, der zuerst

seine Erklärung verlangt, sondern wir verlangen, daß zunächst die Nothwendigkeit oder große Wahrscheinlichkeit jener Combinationen, sowie Das, woraus sie bestehen, nachgewiesen werde, um ein Urtheil für den bestimmten Fall bilden zu können. Wo man diese schuldig bleibt, sind solche „Combinationen im Großen wirkender Naturkräfte" nur eine willkürliche Ausflucht, ein augenblicklicher Nothbehelf.

Während also hier der chemischen Erklärung unter Mitwirkung geeigneter Combinationen ein großes Feld eingeräumt wird, fehlt es auch nicht an Beispielen, daß man sich ihres kritischen Urtheils, gleichsam der Controle der geologischen Theorie, zu entziehen sucht, und es klingt ganz wie eine höfliche Abweisung, wenn wir in einem neuern geologischen Werke lesen: „daß der stets im Fortschreiten begriffenen Chemie, weil sie zur Zeit irgend etwas nicht zu erklären vermag, nie ein entscheidendes Urtheil über die Möglichkeit einer solchen Hypothese eingeräumt werden darf. Ihre Erfahrungen selbst sind noch nicht abgeschlossen und können durch die Geologie noch bedeutend erweitert werden." Dieser Satz enthält unstreitig viel Wahres; nur müssen wir ihm die Bemerkung entgegensetzen, daß der Chemiker selten eine verlaßliche Antwort schuldig bleiben wird, wenn ihm die Bedingungen genau festgestellt werden, unter welchen der chemische Proceß verlaufen soll.

Verhältniß der Chemie zur Physik und den mathematischen Wissenschaften.

Nehmen wir mehre der größern Lehrbücher der Chemie aus neuester Zeit zur Hand, wie z. B. von Berzelius, Gmelin, oder das englische von Graham, so finden wir der Beschreibung chemischer Erscheinungen einen an Ausdehnung nicht unbedeutenden Abschnitt vorausgestellt, der über verschiedene Theile der Physik sich verbreitet, namentlich über Wärme, Elektricität, Magnetismus und die Lehre von den Gasen und Dämpfen. Wir erinnern uns, daß ein lernbegieriger junger Chemiker, der ein Collegium bei einem berühmten Professor der Chemie besuchte, welcher diese Wissenschaft in einem Zeitraum von zwei Jahren vorzutragen pflegte, sehr klagte, wie er nun bereits inmitten des zweiten Cursus kaum ein Wort von Chemie, vielmehr nur eine vollständige physikalische Vorlesung gehört habe.

Schlagen wir andererseits physikalische Hand- und Lehrbücher auf, namentlich die etwas ältern, so findet man in der Regel nach der Abhandlung der allgemeinen Eigenschaften der Materie einen Abschnitt, welcher den besondern Qualitäten derselben gewidmet ist, wo die Materie als Sauerstoff, Schwefel, Eisen u. s. w. auftritt, mit der Aufzählung der wichtigsten Eigenschaften und Verbindungen, sodaß das Ganze als ein mehr oder minder ausgeführter Abriß der Chemie, und zwar vorzugsweise der unorganischen, erscheint.

Hieraus geht denn schon die Nothwendigkeit gegenseitiger Beziehung hinreichend hervor. Eine physikalische Einleitung erweist sich aber für Anfänger des chemischen Studiums um so mehr geboten, als besonders in Deutschland vorzugsweise Pharmaceuten und Mediciner es sind, die der Chemie sich widmen und welche in der Regel mit den dürftigsten physikalischen Vorkenntnissen die chemischen Vorlesungen besuchten. Weniger scheint eine Rücksicht der Art in Frankreich erfoderlich zu sein, wo die ausgezeichneten Chemiker meist aus einer physikalisch-mathematischen Richtung hervorgegangen sind, was sich auch in dem Charakter ihrer Arbeiten mehrfach erkennen läßt.

Vergleichen wir mit oben Angeführtem andere chemische Werke, namentlich das von Mitscherlich, so sehen wir diesen sogleich mit einem Satze mitten ins Vollbad der chemischen Erscheinungen hineinspringen, ohne uns durch langes Herumführen in allerlei Vorhöfen erst abzukühlen. Auch Liebig erscheint schon nach den ersten Vorträgen inmitten der speciellen Chemie begriffen. Man würde jedoch sehr irren, wollte man hieraus auf eine Verkennung der Nothwendigkeit physikalischer Vorkenntnisse von Seiten dieser illustren Chemiker schließen. Dieselben setzen vielmehr voraus, daß jeder angehende Chemiker vorher die Hörsäle der Physik durchwandert hat, und verwenden die Zeit ihrer Vorlesungen ausschließlich auf die chemischen Erscheinungen, deren Um-

fang ohnehin eine vollständige Erschöpfung innerhalb der gesteckten Frist kaum gestattet. Aus demselben Grunde finden wir auch in den Lehrbüchern der Physik jetzt die chemischen Verhältnisse nur angedeutet und hinsichtlich ihrer weitern Entwickelung auf chemische Werke hingewiesen.

Alles dies zeigt keineswegs auf ein gegenseitiges Ignoriren von Chemie und Physik hin, sondern auf eine Theilung der Arbeit, auf das vollständigere Heraustreten der Chemie als selbständige Wissenschaft. Diese Trennung findet aber vielmehr in der Betrachtung als in den wissenschaftlichen Persönlichkeiten statt, von der Viele ebensowol von der einen als andern Richtung in Anspruch genommen werden, sodaß es schwer fällt zu sagen, ob z. B. Gay-Lussac, Dulong, Faraday, Regnault als Physiker oder Chemiker anzuführen wären. Als Beides ist die allein richtige Antwort.

Die Beziehungen zwischen Chemie und Physik lassen sich im Ganzen nach zweierlei Gesichtspunkten auffassen. Einestheils ist der Chemiker genöthigt, zur Feststellung des Charakters irgend eines Stoffes denselben zunächst äußerlich zu beschreiben. Hierbei muß derselbe sich solcher Merkmale bedienen, die im Allgemeinen Gegenstand der physikalischen Betrachtung sind, wie Grad des Zusammenhangs, Dichte, Verhalten zum Licht, Gestalt, Verhalten zu Wärme, Elektricität und Magnetismus. Es erscheint hiernach die Physik als eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Chemie.

Allein es gibt im Bereiche der Naturwissenschaft auch eine Reihe von Fragen, welche ihre Beantwortung nur durch ein Zusammenwirken von Physik und Chemie erhalten können. Wie wir bereits früher gesehen haben, daß die Räthsel der Lebenserscheinungen, die physiologischen Aufgaben, nicht ausschließlich auf anatomischem oder chemischem Wege zu lösen sind, ebenso liegen auch mehrfache allgemeine Probleme in Physik und Chemie vor, deren Erledigung allein aus dem vereinten Streben dieser Wissenschaften hervorzugehen vermag.

Hinsichtlich der erwähnten Feststellung der sogenannten physikalischen Eigenschaften der Körper ist zu bemerken, daß in manchen Fällen auch solche begriffen werden, die nicht leicht ins Auge fallen. Je weniger Merkmale wir anzuführen nöthig haben, um einen Stoff als besondern zu unterscheiden, desto leichter ist derselbe zu erkennen. Für die Charakteristik des Platins reicht es hin zu sagen, daß seine Dichte 22 mal größer ist als die des Wassers, um es von allen übrigen Körpern zu unterscheiden. Es gibt jedoch chemische Verbindungen, die unter Umständen eine solche Übereinstimmung in den gewöhnlich berücksichtigten physikalischen Eigenschaften haben, daß zu ihrer Unterscheidung feinere Beobachtungen angewendet worden sind. Es gehört hierher das Verhalten der durchsichtigen Stoffe gegen das polarisirte Licht, indem viele es unverändert hindurchlassen, während andere demselben eine Drehung nach rechts oder links ertheilen. Mit Hülfe eines Polarisationsapparats ist man z. B. in den Stand gesetzt, sehr schnell anzugeben, wie stark der Gehalt einer Zuckerlösung, ob und wie weit der Zucker durch Kochen in unkrystallisirbaren Syrupzucker übergegangen ist.

Die innigsten Berührungspunkte zwischen Chemie und Physik bieten sich bei experimentellen und speculativen Untersuchungen über die elementare Beschaffenheit der Materie, über die atomistische Constitution derselben, über das Volum der Atome, über den Zusammenhang zwischen den Atomgewichten und der specifischen Wärme der Körper, über den Einfluß der chemischen Zusammensetzung auf den Siedepunkt, endlich über die zahlreichen Erscheinungen, in welchen Elektricität und Chemie gleichzeitig auftreten und die deshalb als elektro-chemische bezeichnet werden.

Die Beziehungen zwischen Form und Stoff verbinden andererseits die Chemie mit der mehr in die mathematische Richtung führenden Krystallographie.

Wir können hier unmöglich eine vollständige Darstellung der genannten schwebenden Fragen geben, die theilweise zu den schwierigsten und dunkelsten Problemen gehören, doch läßt sich der thatsächliche Bestand, der in denselben beide Wissenschaften verknüpft, bei den meisten wenigstens andeuten.

Die „Elemente" sind uns bereits früher sowie auch im Vorliegenden mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen. Chemiker und Physiker sind darüber einig, daß für eine große Reihe von Betrachtungen nur eine identische Materie existirt, auf welche der Charakter der Raumerfüllung, der Undurchdringlichkeit, der Ausdehnsamkeit sich erstreckt, welche den Gesetzen der Gravitation, der Statik und Mechanik gleichmäßig unterworfen ist. Nur in diesem Sinne können Naturforscher mit Naturphilosophen einverstanden sein über die Einheit der Materie. Denn andererseits zeigt sich eine unendliche Mannichfaltigkeit in besondern Qualitäten der Materien; und wenn wir die Combinationen derselben, die chemischen Verbindungen und Gemenge analysiren, so bleiben uns immer noch etliche 60 specifisch verschiedene Arten der Materie als einfache Stoffe, Grundstoffe oder Elemente. Sowie wir den Begriffen „Pflanze und Thier" Tausende specifischer Formen unterordnen, die wir vergeblich in einer Grundform aufgehen zu lassen versuchen, von welchen wir niemals die ähnlichsten ineinander übergehen sehen, wie z. B. Wolf, Fuchs und Hund, oder Rothtanne, Weißtanne, Kiefer und Pinie, ebenso ist uns bis jetzt keine Aussicht eröffnet, einen Urstoff der Grundstoffe zu finden oder auch die ähnlichsten derselben, wie Chlor und Brom, Iridium und Platin, Schwefel und Selen, Nickel und Kobalt u. s. w. ineinander überzuführen. Wir nehmen überhaupt in der ganzen Natur nirgends einen Übergang aus der einen Erscheinung oder Form in die andere in der Art wahr, daß nicht die Grenze, welche beide trennt, deutlich erkennbar bliebe. Das Bild der Natur ist nicht in verwaschener Sepiamanier ausgeführt, sondern mit dem Grabstichel, in dessen zarte aber bestimmte Linien und Punkte sich die kaum hingehauchten Gestalten sowol, wie auch dunkelsten Partien bei schärferer Betrachtung auflösen lassen.

Der Physiker pflegt in der Verfolgung sehr vieler Erscheinungen die Materie, an der sie auftreten, in kleinere Theile zu zerlegen, wiewol nur in Gedanken. Nach dieser Anschauungsweise pflanzt sich die Wirkung eines Stoßes, den ein Körper erleidet, von den unmittelbar getroffenen Theilchen desselben auf die umliegenden fort, und es ist hierzu eine gewisse Zeit erfoderlich. Bei Erhöhung der Temperatur rücken die Theilchen eines Körpers weiter voneinander ab, derselbe dehnt sich aus; im umgekehrten Falle zieht er sich zusammen, indem seine Theilchen einander sich nähern u. s. w. Gegen eine solche atomistische Constitution ist namentlich von Seiten der Naturphilosophie Einwand erhoben worden, da diese die Materie als etwas gleichmäßig Zusammenhängendes, Continuirliches darstellen und von unsichtbaren, unnachweisbaren Atomen oder Moleculen nichts wissen wollen.

Wenn nun auch die oben angeführten Fälle nach beiden Ansichten vorgehend gedacht werden können, so stellten sich doch andere ein, in welchen der Physiker ohne die Annahme abgegrenzt nebeneinander liegender Atome keine Erklärung zu geben vermag. Als Beispiel wollen wir den Magnet mit seinen merkwürdigen Eigenschaften nehmen. Wird ein magnetisirter Stricdraht in zwei Hälften zerschnitten, so ist jede Hälfte wieder ein selbständiger Magnet mit zwei entgegengesetzten Polen an den Enden. Setzt man die Theilung des Drahts fort, so erhält man stets kleinere Stücke, die jedoch alle als vollständige Magnete mit zwei Polen sich erweisen. Ohne atomistische Auffassung ist eine Erklärung dieser Thatsache nicht ausführbar. Genügend ist hier nur die Ansicht, daß beim Magnetisiren des Stabs ein jedes kleinste Theilchen desselben ein selbständiger Magnet wird, daß die gleichnamigen Pole dieser atomistisch aneinander gereihten Magnetchen nach derselben Richtung gelagert sind und die Summe ihrer Wirkung an den Polen gesammelt erscheint.

Willkommen war es daher den Physikern, als aus dem Gebiete der Chemie Thatsachen sich erhoben, welche der bestrittenen atomistischen Theorie als mächtige Stützen sich erweisen konnten. Als solche sind insbesondere die bestimmten Gewichtsverhältnisse anzusehen, in welchen die Stoffe untereinander chemisch sich verbinden, wie früher gezeigt worden ist. Besonders aber spricht für die Annahme atomistischer

Conſtitution die Entdeckung der iſomeren und polymeren Körper, nämlich ſolcher, welche aus denſelben einfachen Stoffen in denſelben relativen Gewichtsverhältniſſen zuſammengeſetzt ſind, und dennoch die verſchiedenſten phyſikaliſchen und chemiſchen Eigenſchaften beſitzen, was nicht der Fall ſein könnte, wenn bei der chemiſchen Verbindung verſchiedene Materien ſich gegenſeitig durchdringen. Andererſeits laſſen ſich die chemiſchen Zerſetzungen durch Elektrolyſe, wo wir z. B. an den weit voneinander entfernten Polen die Beſtandtheile des Waſſers in gasförmigem Zuſtande ausſcheiden ſehen, auch nur durch eine atomiſtiſche Anſchauung verſinnlichen. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß einige chemiſch-phyſikaliſche Thatſachen der Atomtheorie Schwierigkeiten darbieten, wie namentlich die Verhältniſſe der gasförmigen Körper, welche geeignet ſein dürften, in der Folge die gänzliche Durchführung oder Verwerfung jener herbeizuführen.

Zur weitern Ausbildung der Atomtheorie gehört ferner Dasjenige, was auf Form, abſolute und relative Größe derſelben ſich bezieht. Hinſichtlich der Geſtalt der einzelnen Atome iſt die Hypotheſe herrſchend, nach welcher denſelben die ſphäriſche zukommt, da aus der Gruppirung außerordentlich kleiner Kugeln die ganze Mannichfaltigkeit der Kryſtallformen ſich bilden läßt. Ganz unbeſtimmt ſind dagegen die Vorſtellungen über die abſolute Größe der Atome. Hier dürfte Gay-Luſſac's Ausſpruch, wonach Atom für die Phyſik und Chemie Daſſelbe iſt, was das unendlich Kleine für die Mathematik, der entſprechendſte ſein. Die Unterſuchungen, welche ſich auf die relative Größe der Atome beziehen und die von der Annahme ausgehen, daß die Atome der einfachen Stoffe gleiche Dichte beſitzen, woraus eben folgt, daß ihre Volumen ungleich ſind: haben noch keine in wenig Worten klar darzulegende Reſultate ergeben. Es ſei hier nur bemerkt, daß unter Atomvolum die Zahl verſtanden wird, die man durch Diviſion des Atomgewichts eines Stoffes mit ſeinem ſpecifiſchen Gewicht erhält.

Von großem Intereſſe ſind die geſetzmäßigen Beziehungen der Wärme zu gewiſſen chemiſchen Verhältniſſen. Nach den Unterſuchungen der Phyſiker ſind ſehr ungleiche Wärmemengen erfoderlich, um die Temperatur gleicher Gewichte oder Maße verſchiedener Körper um gleich viel Grade zu erhöhen. Wenn z. B. gleiche Gewichte von Waſſer, Schwefel, Eiſen und Queckſilber von 0° auf 100° erhitzt werden ſollen, ſo verhalten ſich die hierzu erfoderlichen Wärmemengen wie die Zahlen 100 : 18 : 10 : 3. Nehme ich Flammen von gleicher Stärke, ſo muß ich folglich deren hundert unter das Waſſer ſtellen, um in gleicher Zeit dieſelbe Temperaturerhöhung hervorzubringen, die ich bei Schwefel mit 18, bei Eiſen mit 10 und bei Queckſilber mit nur 3 Flammen erreiche. Dieſe ungleiche Aufnahme von Wärme oder Wärmecapacität gleicher Gewichte wird als ſpecifiſche Wärme der Körper bezeichnet. Dulong und Petit fanden nun das merkwürdige Geſetz, daß die Zahlen, welche die ſpecifiſche Wärme der einfachen Stoffe ausdrücken, ſich umgekehrt verhalten wie diejenigen, welche ihre Atomgewichte darſtellen. Alſo je größer das Atomgewicht, deſto geringer die ſpecifiſche Wärme, wie z. B.:

	Atomgewicht.	Specifiſche Wärme.
des Waſſerſtoffs	= 1	3,2
des Schwefels	= 16	0,202
des Eiſens	= 27	0,113
des Queckſilbers	= 101	0,033

Es muß daher das Atomgewicht eines Körpers, multiplicirt mit ſeiner ſpecifiſchen Wärme, für alle Stoffe das gleiche Product geben, nämlich die Zahl 3,2. In der That iſt $1 \times 3{,}2 = 3{,}2$, ferner $16 \times 0{,}202 = 3{,}2$ und $27 \times 0{,}113 = 3{,}2$ u. ſ. w. Wäre daher das Atomgewicht eines Körpers, z. B. des Bleis, unbekannt, dagegen ausgemittelt worden, daß ſeine ſpecifiſche Wärme 0,031 iſt, ſo würde die obige Zahl 3,2, dividirt durch die ſpecifiſche Wärme, das Atomgewicht 1 des Bleis geben. Wirk-

lich ist auch $\frac{3,2}{0,031} = 103$ als berechnetes Atomgewicht des Bleis übereinstimmend mit dem auf analytischem Wege bestimmten Atomgewicht desselben.

Eine weitere merkwürdige Beziehung zeigt sich bei flüssigen chemischen Verbindungen zwischen dem Siedepunkte und der chemischen Zusammensetzung derselben. Wenn hier bis jetzt die Beobachtungen noch nicht umfassend genug sind, um eine volle Gesetzmäßigkeit durchzuführen, so reichen sie doch hin, um eine solche dereinst erwarten zu lassen. Als allgemeine Regel läßt sich indessen annehmen, daß der Siedepunkt chemischer Verbindungen um so höher liege, aus je mehr Atomen derselbe constituirt ist, daß der Wasserstoff die größte Affinität zur Wärme hat und seine Neigung, durch dieselbe in Gasform aufzutreten, auf die chemischen Verbindungen überträgt, darin er enthalten ist, daß er also die Flüchtigkeit derselben erhöht. Im Vergleich hiermit vermindert die Anwesenheit des Kohlenstoffs und Sauerstoffs in chemischen Verbindungen die Flüchtigkeit derselben, sodaß letztere von der Elementarzusammensetzung und der Anzahl der einfachen Atome bedingt wird. Sind die hier zu Grunde liegenden Gesetze einmal vollständig erkannt, so würde die Bestimmung des Siedepunkts einer organischen Verbindung hinreichen, um deren Atomverhältniß zu erschließen, sowie umgekehrt aus dem Bekanntsein des letztern die Höhe des Siedepunkts vorausgesetzt werden kann.

Daß endlich der innigste Zusammenhang zwischen chemischer Verwandtschaft und Elektricität stattfinde, geht daraus hervor, daß eine jede chemische Zersetzung von Entwickelung der Elektricität begleitet ist, und daß der elektrische Strom die Fähigkeit besitzt, die chemischen Verbindungen zu zersetzen. Nach dem von Faraday aufgefundenen Gesetze ist die Elektricitätsmenge, welche eine chemische Verbindung zu ihrer Zersetzung bedarf, ebenso groß als diejenige, welche eine gleiche Menge derselben Verbindung bei ihrer galvanisch-chemischen Zersetzung liefert. Die bei letzterer Zersetzung entwickelten Elektricitätsmengen sind proportional den Atomgewichten der zersetzten Verbindungen. Für je 32 Gewichtstheile Zink, die zur Erzeugung des elektrischen Stroms gelöst werden, zersetzt dieser neun Gewichtstheile Wasser, und diese Zahlen verhalten sich wie die Atomgewichte des Zinks und des Wassers. Es lag daher die Idee nicht fern, den ganzen chemischen Proceß als einen elektrischen zu betrachten, und Berzelius gründete hierauf seine elektro-chemische Theorie, deren gänzlicher Durchführung jedoch nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstehen.

Nur wenig Worte bleiben uns noch zu sagen über das Verhältniß der mathematischen Wissenschaften zur Chemie. Als Wissenschaft der Quantität ist die Mathematik die unentbehrliche Genossin aller Forschungen im Bereiche der Natur, bei welchen auf dieses Moment Rücksicht genommen wird; und da wir überall sehen, daß erst von dem Augenblicke an, wo dies der Fall, die eigentlich wissenschaftliche Gestaltung des vorhandenen Materials beginnt, so ist hierdurch ihre Bedeutung für die Chemie begründet. Die von Seiten der Chemie an die Mathematik bisjetzt gestellten Aufgaben reichen jedoch keineswegs über die Grenzen ihres Calculs, und haben nicht, wie dies bei vielen physikalisch-mathematischen Betrachtungen der Fall ist, neue mathematische Methoden und Functionen hervorgerufen.

Einer besondern Anlehnung an den geometrischen Theil der Mathematik bedarf noch die Ausbildung der chemischen Formlehre, die Krystallographie. Hier treten allerdings Reihen von regelmäßigen und unregelmäßigen Gestalten auf, die weit über die fünf regelmäßigen Körper hinausgehen, welche der gewöhnliche Gegenstand der Stereometrie sind. Von der vereinigten Thätigkeit des Mathematikers, Chemikers und Mineralogen sind auf diesem Gebiete noch die interessantesten Aufschlüsse zu erwarten über die leise und wunderbar gestaltende Kraft der Materie.

So haben wir denn in Vorstehendem versucht, das Bild der Chemie in der Gegenwart zu heben durch den Gegensatz ihrer Bedeutung in der Vergangenheit,

die Fäden zu verfolgen, an welchen die Entwickelung ihrer wissenschaftlichen Idee aus nebelhaften Gestalten zu festen Umrissen und bestimmten Gesetzen vorangeschritten ist, die Nothwendigkeit des Zusammenhangs darzustellen, der eine Wissenschaft mit allen Wissenschaften verbindet und so der Chemie eine wahre culturgeschichtliche Bedeutung verleiht; wir haben endlich bei allem Streben, Versuchen, Forschen und Ringen im Bereiche der Natur nachgewiesen: in der Vielheit der Wege — die Einheit des Ziels!

Das Osmanische Reich nach seinen statistischen Verhältnissen.*)

Einleitung.

Wenn dieses statistische Tableau des osmanischen Reichs weit entfernt ist von dem, was man unter solchem Namen erwartete, so liegt der Grund in den vielfachen Schwierigkeiten, auf welche man gerade bei dieser Arbeit stößt, und welche zum Theil so eigenthümlicher Art sind, daß sie bei andern Ländern gar nicht vorkommen. Eine Hauptschwierigkeit hierbei bildet der Umstand, daß der osmanische Staat erst im Entstehen begriffen. Zwar existirt ein osmanisches Reich schon seit mehr als fünf Jahrhunderten, und es fehlt nicht an Geschichten, Beschreibungen, Schilderungen aller Art desselben; aber einen osmanischen Staat hat es bis jetzt noch so wenig gegeben, daß bis zur Stunde kein amtlicher Ausdruck vorhanden, um den unter der Herrschaft der osmanischen Sultane stehenden Länder- oder Völkercomplex zu bezeichnen. In der That hat dieses Reich noch keine der Bedingungen erfüllt, welche die Menschen zur Vereinigung in einen Staat veranlassen. Erst jetzt, seit der Einführung des Tanzimat, hat man sich an die Arbeit gemacht, einen Staat zu schaffen, wovon bis dahin noch nirgends die Rede war. Die Regierung hat mit der Vergangenheit völlig gebrochen und befindet sich gegenwärtig in einer Übergangsperiode, deren Ende noch nicht sobald abzusehen. Die vergangenen fünf Jahrhunderte gaben mehr oder weniger ein Bild, das man hier (in Konstantinopel) sehr bezeichnend Nizam altynda haidad, d. h. ein organisirtes Raubwesen, nennt. Es galt zuerst diesen Bau einzureißen, was Sultan Selim III. noch vergebens versuchte, Sultan Mahmud II. aber mit Erfolg im Jahre 1826 begann und bis an seinen Tod fortsetzte. Sultan Abdul Medschid hat die Aufgabe, einen neuen Bau herzustellen. Aber noch steht mancher Rest, manche alte Mauer des alten Gebäudes und trotzt bis jetzt allen Versuchen, daran zu rütteln; früher oder später freilich müssen auch diese Reste fallen, um dem weitern Ausbau des Staats Raum zu machen. Wer vermag aber zu berechnen, wann dies mit Erfolg vorzunehmen ist! Ein auswärtiger Krieg, eine etwas bedeutende innere Empörung kann das Werk auf lange hinaus verzögern.

Allgemeine Übersicht.

Das osmanische Reich, dessen Besitzungen sich über Europa, Asien und Afrika vertheilen, enthält ungefähr 43500 deutsche Quadratmeilen. Im Allgemeinen nennt man die Besitzungen in Europa Rumili, die asiatischen Anadolu. Rumili im engern Sinne jedoch ist nur ein Eyalet in einem Theile von Albanien und Macedonien. Ebenso bedeutet Anadolu im engern Sinne nur denjenigen Theil der asiatischen Provinzen, wo türkisch die Volkssprache ist; wo das Arabische anfängt, also von Syrien an, beginnt Arabistan, welches also einen weitern Umfang hat als Arabien. Die

*) Diese statistische Übersicht, von sachkundiger Hand in der türkischen Hauptstadt selbst entworfen, reiht sich der geschichtlichen Darstellung an, welche wir unter dem Titel: „Das Osmanische Reich, seine äußere und innere Politik in den letzten zwölf Jahren", im siebenten Bande der „Gegenwart", S. 603—651, mitgetheilt haben. D. Red.

afrikanischen Besitzungen heißen Garb. Mit Einschluß der tributären Provinzen ist die Bevölkerung wie folgt:

		Einwohner.		
Europäische Türkei (Rumili).	Thrazien	1,800000	15,500000	Einwohner.
	Bulgarien	4,000000		
	Moldau	1,400000		
	Walachei	2,600000		
	Bosnien und Herzegowina	1,400000		
	Rumelien	2,600000		
	Serbien	1,000000		
	Inseln des Archipelagus	700000		
Asiatische Türkei (Anadolu).	Kleinasien	10,700000	16,050000	,,
	Syrien, Mesopotamien, Kurdistan	4,450000		
	Arabien (Mekka, Medina Habesch)	900000		
Afrikanische Türkei (Garb).	Ägypten	2,000000	3,800000	,,
	Tripolis, Fezzan, Tunis	1,800000		
		Total	35,350000	Einwohner.

Nach Volksstämmen vertheilt sich die Bevölkerung folgenderweise:

Stämme.	In Europa.	In Asien.	In Afrika.	Total.
Osmanen	1,100000	10,700000	—	11,800000
Slawen	7,200000	—	—	7,200000
Rumänen	4,000000	—	—	4,000000
Arnauten	1,500000	—	—	1,500000
Griechen	1,000000	1,000000	—	2,000000
Armenier	400000	2,000000	—	2,400000
Juden	70000	100000	—	170000
Tataren	230000	—	—	230000
Araber	—	900000	3,800000	4,700000
Syrer und Chaldäer	—	235000	—	235000
Druſen	—	25000	—	25000
Kurden	—	1,000000	—	1,000000
Türkmanen	—	90000	—	90000
Total	15,500000	16,050000	3,800000	35,350000

Nach den Religionen vertheilt sich die Bevölkerung:

Religionen.	In Europa.	In Asien.	In Afrika.	Total.
Mohammedaner	3,800000	12,950000	3,800000	20,550000
Griechen und Armenier	11,370000	2,360000	—	13,730000
Römische Katholiken	260000	640000	—	900000
Juden	70000	100000	—	170000
Total *)	15,500000	16,050000	3,800000	35,350000

*) Das halbamtliche „Journal de Constantinople" hat im Jahre 1852 verschiedene der vorstehenden Daten anders gegeben, dann in folgenden Blättern berichtigt und abermals be-

Seit mehren Jahren gibt es auch protestantische Unterthanen des Sultans. Ihre Zahl beträgt im Ganzen ungefähr 2000 Seelen in 10 Gemeinden: Konstantinopel mit den Vorstädten drei Gemeinden; ferner Brussa, Ismid, Adabazar, Merzisun, Trapezunt, Erzerum, Nintab. Einzelne Protestanten, die noch nicht zu Gemeinden organisirt sind, befinden sich in Kaißarie, Siwas u. s. w. Auch eine große Anzahl Zigeuner leben im Reiche, die sich aber bis jetzt allen statistischen Nachforschungen entzogen haben. Der Religion nach schließen sie sich allemal der Mehrzahl an, gehören aber im Grunde zu keiner einzigen. Ethnographisch sind sie Indier, politisch osmanische Unterthanen, geographisch Vagabunden und religiös aufs allerhöchste Heiden.

Diese Bevölkerung von 35 Millionen Seelen bildet bis jetzt ein sehr loses Conglomerat, so lose, daß es noch nicht einmal eine gemeinschaftliche Benennung dafür gibt; im Gegentheil werden die Theile noch immer nach den Religionsbekenntnissen sorgfältig auseinandergehalten, und je nach diesem sind sie mehr oder weniger begünstigt.

Der am 3. Nov. 1839 verkündigte Hattischerif von Gülhane enthält die Grundzüge, nach welchen seitdem der Aufbau des Staats begonnen ist. Der Complex der dadurch bedingten Administrativmaßregeln heißt Tanzimat-i-cheirie (nützliche Ordnung), oder kurzweg Tanzimat (Ordnung), und umfaßt alle Zweige der Staatsverwaltung, ist aber noch weit entfernt von einer vollständigen Ausbildung. Die Hauptgrundzüge desselben sind: 1) vollkommene Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Vermögens aller Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses; 2) regelmäßige Vertheilung und Erhebung der Abgaben; 3) regelmäßige Aushebung der Truppen. Das Tanzimat umfaßt folgende Theile: 1) die Regierung oder die verschiedenen Conseils; 2) die Verwaltung (Finanzen, Polizei u. s. w.); 3) die Justiz; 4) die Wehrkraft (Land- und Seemacht).

Regierung.

Das türkische Reich ist eine absolute Monarchie, deren Spitze der Monarch (Padischah) bildet. Derselbe steht aber nicht über dem Gesetze, sondern unter demselben, und hat es auszuführen oder theilweise (jedoch nicht total) zu modificiren. Als höchstes Staatsgrundgesetz gilt der Koran, dessen Bestimmungen unabänderlich sind. Ergänzt wird derselbe durch die Canones (Kanun), d. h. die von den verschiedenen Sultanen erlassenen Reglements, welche aber modificirt, verändert oder aufgehoben werden können. Wo auch diese nicht ausreichen, entscheiden Gebrauch und Herkommen (Adet, Imsal), bis ein Reglement dieselben zum Gesetz erhebt oder etwas Anderes verfügt. Die Thronfolge ist so regulirt, daß allemal das älteste männliche Mitglied der Dynastie Thronfolger; jedoch muß derselbe auf dem Thron geboren sein. Alle auf dem Thron geborenen Kinder beiderlei Geschlechts haben den Titel Sultan; außer diesen Niemand. In der europäischen Diplomatie hat der Sultan kaiserlichen Rang und das Prädicat Sa Hautesse, jedoch auch in neuerer Zeit Sa Majesté Impériale.

Der Sultan übt seine Macht durch den Großvezier (Sadr Azam) aus, welcher Letztere die höchste Civil- und Militärbehörde ist. Er hat das Prädicat Altesse. Neben ihm auf gleicher Linie steht der Scheich ül Islam (gewöhnlich, aber falsch, Mufti genannt), dessen eigentliches Attribut die Auslegung des Gesetzes ist. Er entspricht einigermaßen einem Minister der Justiz und des Cultus, hat denselben Gehalt wie der Großvezier, und führt das Prädicat Altesse.

Der Geheimrath (Medschlis-i-Machsus) besteht aus dem Großvezier, dem Scheich

---

richtigt und verbessert; die Aufzählung und Berechnung gibt aber ganz widersinnige Resultate. Im Grunde handelt es sich dabei um die Fragen, was ein Grieche, ein Slawe, ein Rumäne u. s. w. ist; welche Theile zu Bulgarien, zu Rumelien u. s. w. gehören: Fragen deren Erörterung nicht hierher gehört, weil sie einen großen Aufwand ethnographischer Forschungen erfodern würde.

ül Islam und den Staatsministern mit und ohne Portefeuille. Letztere sind: der Marineminister; der Kriegsminister; der Chef der Artillerie; der Präses des Staatsraths; der Minister des Auswärtigen; der Finanzminister; der Handelsminister; der Rath des Großvezier; der Director der kaiserlichen Privatschatulle; der Director der frommen Stiftungen; der Kiaja der Sultanin-Mutter und Postdirector.

Die übrigen Conseils sind: 1) Medschlis-i-Valai-Ahkiam-i-Adlié. Die Functionen dieses Conseil sind gemischter Art, und es entspricht daher theils dem Staatsrath anderer Länder, theils dem Oberappellationsgericht, in gewissen Fällen einem Cassationshof. Derselbe besteht aus einem Präsidenten (der als solcher Mitglied des Geheimraths ist) und einer unbestimmten Anzahl (jetzt 19) Mitgliedern, nebst drei Secretären. 2) Medschlis-i-Mearif-i-Umumié, d. h. Conseil des öffentlichen Unterrichts. Dasselbe steht unter Oberaufsicht des Präsidenten des Staatsraths und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und hat einen Präsidenten, 19 Mitglieder und einen Secretär. 3) Dar-i-Schurai Askeri, der Kriegsrath, wird zusammengesetzt aus einem Präsidenten, 16 Mitgliedern und einem Secretär. 4) Medschlis-i-Malié, das Finanzconseil, mit einem Präsidenten, 18 Mitgliedern, zwei Secretären. 5) Medschlis-i-Tophane-i-Amere, die Artillerieintendantur, mit einem Präsidenten, sechs Mitgliedern und einem Secretär. 6) Medschlis-i-Bahrié, das Marineconseil, mit einem Präsidenten, 10 Mitgliedern, zwei Secretären. 7) Medschlis-i-Nafié, das Conseil der öffentlichen Arbeiten, mit einem Präsidenten, 10 Mitgliedern, zwei Secretären. 8) Medschlis-i-Zabtié, das Polizeiconseil, mit einem Präsidenten, 31 Mitgliedern, einem Secretär. 9) Medschlis-i-Meaden, der Bergwerksrath, mit einem Präsidenten, vier Mitgliedern, einem Secretär. 10) Medschlis-i-Es'ar, das Conseil zur Feststellung der Preise der Lebensmittel, mit einem Präsidenten, fünf Mitgliedern. 11) Andschimen-i-Danisch, die Akademie der Wissenschaften, mit einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, 39 Mitgliedern. Die beiden letztern Conseils sind ganz neue Schöpfungen des Jahres 1851 und entschiedene Misgriffe. Erstere zeugt von gänzlichem Verkennen der Verkehrsverhältnisse in einer großen Stadt; letztere ist eine ungeschickte Nachahmung der französischen Akademie, mit gänzlicher Verkennung des eigentlichen Wesens und Zwecks einer Akademie. Außerhalb der Conseils steht die Staatskanzlei, Menassyb-i-Divanié, welche sämmtliche höhere und geringere Staatsbeamten umfaßt.

Administrative und finanzielle Eintheilung.

Das ganze osmanische Reich wird in Ejalet eingetheilt, an deren Spitze ein Vali (Vicekönig) oder Muteffarif (Generalgouverneur) steht. Jedes Ejalet wird wieder in Liva eingetheilt, an deren Spitze sich ein Kaimakam (Untergouverneur) oder Muhassil (Präfect) befindet. Die Liva werden eingetheilt in Kaza (Districte), und die Kaza in Nahié (Gemeinden oder Dorfschaften). Es ist noch zu bemerken, daß jedes Ejalet, neben den übrigen Liva, ein Liva gleiches Namens hat, welches als solches aber keinen besondern Untergouverneur besitzt, sondern unmittelbar unter dem Generalgouverneur steht.

Folgendes sind die Ejalet des türkischen Reichs nach der heutigen Abtheilung.

I. Europäische Türkei (Rumili).

Ejalet.	Rang des Statthalters.	Liva.	Rang des Befehlshabers.
1. Edirne (Adrianopel)	Vali	1. Edirne	
		2. Tekfur Dagi (Rodosto)	Muhassil
		3. Geliboli (Gallipoli)	Kaimakam
		4. Filibe (Philippopel)	Kaimakam
		5. Eski Zagra	Kaimakam

Eyalet.	Rang des Statthalters.	Liva.	Rang des Befehlshabers.
2. Silistre	Vali	6. Silistre	
		7. Varna	Muhafyz (Commandant)
		8. Tirnovi	Muhassil
		9. Tultscha	Kaimakam
		10. Schumna (Schumla)	Kaimakam
3. Bogdan (Moldau)	Voivode (Fürst)		
4. Eflak (Walachei)	Voivode		
5. Widdin	Vali	11. Widdin	
		12. Islimie	Kaimakam
		13. Lom	Kaimakam
		14. Sofia	Kaimakam
6. Nisch	Muteffarif	15. Nisch	
		16. Samakov	Kaimakam
		17. Küstendil	Kaimakam
7. Üsküp	Vali	18. Üsküp	
		19. Prischtine	Kaimakam
8. Belgrad	Vali		
9. Syrb (Serbien)	Voivode		
10. Bosna	Vali	20. Bosna	
		21. Herfek	Vali
		22. Tuzla	Muteffarif
		23. Panaluka	Kaimakam
		24. Bihke	Kaimakam
		25. Jeni Pazar	Kaimakam
		26. Travnik	Kaimakam
11. Rum Ili	Muteffarif	27. Monastir	
		28. Ischkodra (Scutari)	Muteffarif
		29. Ochri	Kaimakam
		30. Kesrié	Kaimakam
12. Janina	Vali	31. Janina	
		32. Narda	Kaimakam
		33. Berat	Kaimakam
		34. Tirhala (Trikkala)	Muteffarif
13. Selanik	Vali	35. Selanik (Salonichi)	
		36. Siroz (Seres)	Kaimakam
		37. Drama	Muhassil
14. Dschezair-i-Bahr-i-Sefid (Inseln d. Weißen Meeres)	Vali	38. Rodos	
		39. Bozdscha Ada (Tenedos)	Kaimakam
		40. Limni (Lemnos)	Kaimakam
		41. Midillü (Mitylene)	Kaimakam
		42. Istanköi (Kos)	Kaimakam
		43. Suffam (Samos)	Bej (Fürst)
15. Kybrys (Cypern)	Vali		
16. Girid (Kreta)	Vali	44. Hania (Canea)	
		45. Kandia	Kaimakam
		46. Rettimo	Kaimakam

II. Asiatische Türkei (Anadolu).

Ejalet.	Rang des Statthalters.	Liva.	Rang des Befehlshabers.
17. Kastamuni	Vali	47. Kastamuni	
		48. Izmid (Nikomedien)	Kaimakam
		49. Boli	Kaimakam
		50. Viranschehr	Kaimakam
		51. Sinop	Kaimakam
18. Chudavendgiar	Vali	52. Brussa	
		53. Kara Hissar Sahib	Muhassil
		54. Kiutahia	Kaimakam
		55. Biledschik	Müdir (Verwalter)
		56. Erdek	Kaimakam
		57. Biga	Muteffarif
		58. Karassi	Muteffarif
		59. Aivalik	Kaimakam
19. Aidin	Vali	60. Aidin	
		61. Saruchan	Kaimakam
		62. Sfigala (mit Smyrna)	Kaimakam
		63. Denizli	Kaimakam
		64. Mentescha	Kaimakam
20. Karaman	Vali	65. Karaman (Konia)	
		66. Hamid	Kaimakam
		67. Teke	Kaimakam
		68. Alaja	Kaimakam
		69. Burdur	Muhassil
21. Adana	Vali	70. Adana	
		71. Itschil	Kaimakam
		72. Tarsus	Kaimakam
		73. Bilan	Kaimakam
		74. Kara Isalü	Kaimakam
		75. Meraſch	Müdir
22. Bozuk	Vali	76. Bozuk	
		77. Angora	Kaimakam
		78. Kiangiri	Kaimakam
		79. Kaissarié	Kaimakam
		80. Stamm Dschihanbegli	Müdir
		81. Kozan Dag	Kaimakam
23. Siwas	Vali	82. Siwas	
		83. Amasia	Muteffarif
		84. Jeni Il	Kaimakam
		85. Divrigi	Kaimakam
		86. Tokat	Müdir
24. Tarabezun	Vali	87. Tarabezun (Trapezunt)	
		88. Laziſtan	Muteffarif
		89. Kara Hissar Scharki	Kaimakam
		90. Dschanik	Kaimakam
		91. Güm isch hane	Kaimakam
		92. Ordu	Kaimakam
25. Erzerum	Vali	93. Erzerum	
		94. Tschaldyr	Kaimakam
		95. Kars	Kaimakam

Eyalet.	Rang des Statthalters.	Liva.	Rang des Befehlshabers.
		96. Bajazid	Kaimakam
26. Kurdistan	Vali	97. Dersem	
		98. Diarbekir	Kaimakam
		99. Musch	Kaimakam
27. Hekkiari	Vali	100. Hekkiari	
		101. Van	Kaimakam
		102. Mardin	Kaimakam
		103. Dschezire	Kaimakam
28. Charbrut (Charput)	Vali	104. Charbrut	
		105. Behisne	Kaimakam
		106. Malatia	Kaimakam
		107. Meaden	Emin (Bevollmächtigter)
		108. Arebgir	Kaimakam
29. Haleb (Aleppo)	Vali	109. Haleb	
		110. Orfa	Kaimakam
		111. Rum Kalessi	Kaimakam
		112. Biredschik	Kaimakam
		113. Aintab	Kaimakam
		114. Killis	Kaimakam
30. Saida (Sidon)	Vali	115. Saida	
		116. Tarablüs-i-Scham (Tripolis)	Kaimakam
		117. Ladakia	Kaimakam
		118. Akka	Muhafyz
		119. Kuds-i-Scherif (Jerusalem)	Muteffarif
31. Scham (Damaskus)	Vali	120. Scham	
		121. Hama	Kaimakam
		122. Beka ül Aziz	Kaimakam
		123. Homs	Kaimakam
		124. Adschlun	Kaimakam
32. Mossul	Muteffarif	125. Mossul	
		126. Revanduz	Kaimakam
33. Bagdad	Vali	127. Bagdad	
		128. Süleimanie	Kaimakam
		129. Basra	Kaimakam
34. Schehrzor	Vali	130. Schehrzor	
		131. Divanie	Kaimakam
		132. Nedscheb	Kaimakam
35. Habesch und Dschidda	Vali		
36. Harem-i-Nebevi	Scheich ül Harem	133. Mekka	Müdir
		134. Medina	Müdir
37. Jemen	Vali	135. Mocha	Mir-i-Miran
		136. Jemen	Kaimakam

III. Afrikanische Türkei (Garb).

Ejalet.	Rang des Statthalters.	Liva.	Rang des Befehlshabers.
38. Myser (Ägypten)	Vali	137. Bahrie	
		138. Garbie	
		139. Scharkie	
		140. Menafie	
		141. Mansura	
		142. Fajum	
		143. Sojut	
		144. Kene	
39. Tarabolos-i-Garb (Tripolis)	Vali	145. Tarabolos	
		146. Bengazi	Kaimakam
		147. Chamis	Kaimakam
		148. Dschebel-i-Garbie	Kaimakam
		149. Fezzan	Kaimakam
40. Tunis	Vali		

Jeder Vali oder Muteſſarif iſt zugleich der Muhaſſil des Liva, in welchem er reſidirt; er iſt der Repräſentant der Executivgewalt und correſpondirt mit allen Miniſtern. In Konſtantinopel hat er ſeinen Kapu Kiajaſſi oder Repräſentanten. Der Kaimakam eines Liva ſteht unter dem Vali oder Muteſſarif; der Muhaſſil correſpondirt direct mit dem Miniſterium des Innern. In jedem Liva iſt eine Art Municipalität (Medſchlis), in welcher der Statthalter des Liva präſidirt. Die übrigen Mitglieder ſind der Mal Müdiri (Steuereinnehmer), der griechiſche oder armeniſche Patriarch oder Rabbiner, der Chodſcha Baſchi (der Delegirte der chriſtlichen Municipalität), und endlich die Büdſchuh (Primaten), welche von den Bewohnern gewählt werden. In den Kaza ſteht ein Müdir (Verwalter oder Amtmann) an der Spitze; in den Nahié ein Muchtar oder Chodſcha Baſchi; in den Dörfern ein Kiaja. Die Finanzverwaltung des Ejalet hat ein Defterdar (Generaleinnehmer), in den Liva der Mal Müdiri. Die Hauptſtadt Konſtantinopel gehört keinem der 40 Ejalet an, und ſteht unter einer eigenen Verwaltung.

Gerichtsverwaltung.

Die Juſtizverwaltung des türkiſchen Reichs umfaßt folgende Organismen:

1) Das höchſte Gericht (Arz Odaſſi), welches ſich in zwei Präſidentſchaften, die von Rumelien und die von Anatolien, theilt, und das in letzter Inſtanz urtheilt. An der Spitze der erſten Präſidentſchaft ſteht der Sadr-i-Rumili oder Rumili Kazi-Askeri (Heeresrichter von Rumelien). Er iſt die höchſte Magiſtratsperſon unmittelbar nach dem Scheich ül Islam, und hat neun Beiſitzer. An der Spitze der zweiten Präſidentſchaft ſteht der Sadr-i-Anadolu oder Anadolu Kazi-Askeri (Heeresrichter von Anatolien), welcher acht Beiſitzer hat. Die beiden Kaziasker ſind die Chefs der Magiſtratur, der eine in Europa, der andere in Aſien. Dieſelben fertigen die Ernennungen zu allen Vacanzen in ihren reſpectiven Gebieten aus.

2) Unter den Kaziasker ſtehen die Mevleviet oder Obergerichte, wovon jedes ein oder mehre Ejalet umfaßt, und an deren Spitze ſich ein Molla befindet. Dieſer Mevleviet gibt es im Reiche 25; jedoch ſind die Donaufürſtenthümer davon ausgenommen. Folgende Tabelle enthält ſämmtliche Obergerichte, nebſt der Anzahl der zu jedem derſelben gehörenden Untergerichte:

Mevleviet.	Zahl der Unter-gerichte.	Bemerkungen.
1. Konstantinopel.		
2. Galata	—	Machredsch, d. h., die Inhaber dieser Ämter haben Anspruch auf Beförderung.
3. Ejub	—	
4. Edirne (Adrianopel).	4	Bilad-i-Chamse Mollatari, d. h., Mollas der
5. Filibe (Philippopel).	5	fünf Städte.
6. Sofia	8	Machredsch.
7. Bosna	5	Devrié, d. h., abwechselnd, indem die Inhaber nach einer gewissen Anzahl Jahre versetzt werden.
8. Jenischehr Fanar . .	6	Machredsch.
9. Selanik	11	Machredsch.
10. Brussa	13	Bilad-i-Chamse.
11. Smyrna	8	Machredsch.
12. Merasch	11	Devrié.
13. Trapezunt	4	Machredsch.
14. Erzerum	3	Devrié.
15. Kurdistan	8	Machredsch.
16. Aintab	2	Devrié.
17. Beirut	2	Devrié.
18. Jerusalem	2	Machredsch.
19. Aleppo	1	Machredsch.
20. Damaskus	2	Bilad-i-Chamse.
21. Bagdad	—	Devrié.
22. Mekka.		
23. Medina.		
24. Kahira	—	Bilad-i-Chamse.
25. Tripolis	—	Devrié.

5) Zu den 95 Kaza oder Untergerichten, welche vorstehende Tabelle aufweist, kommen noch 25 Kaza, die in den Hauptorten der Mevleviet ihren Sitz haben, sodaß es zusammen 120 solcher Untergerichte gibt. Das Personal derselben bildet: 1) ein Molla oder Kadhi (Richter); 2) ein Mufti oder Generalanwalt; 3) ein Naib oder Substitut; 4) ein Ajak-Naib (Civillieutenant); 5) ein Schreiber (Basch-Kiatib).

4) Die Friedensgerichte in den Districten und Gemeinden, welche an ihrer Spitze einen Naib (Substituten) haben.

Die seit einigen Jahren in Konstantinopel und Alexandrien bestehenden Handelsgerichte gehören nicht in diese Kategorie. Sie sind ganz auf europäischen Fuß eingerichtete Institute, welche einzig zum Besten des Handels dienen.

Wehrkraft.

Die Landarmee besteht aus sechs Ordus oder Armeecorps. Von jedem Corps ist die Hälfte in activem Dienst (Nizamié); die andere Hälfte bildet die Reserve (Redif). Die erstere Hälfte wird wieder in zwei Corps getheilt, wovon jedes unter einem Generallieutenant (Ferik) steht. Die Reserve zerfällt gleichfalls in zwei Corps, jedes unter einem Brigadegeneral (Liva). Das ganze Armeecorps steht unter einem Feldmarschall (Muschir). In jedem Armeecorps sind 3 Regimenter Infanterie, 2 Regimenter Cavalerie und 1 Regiment Artillerie mit 32 Kanonen. Diese 12 Regimenter bestehen zusammen aus 30000 Mann, in Friedenszeiten jedoch nur aus 25000 Mann in drei von den sechs Armeecorps; in den andern drei nur aus je 15000 Mann, weil das Rekrutirungssystem noch nicht in allen Provinzen eingeführt ist. Die sechs Armeecorps sind folgende:

I. Chassa Orduſſi, oder Garde. Hauptquartiere Skutari und Smyrna.

Activer Dienſt.	Reſerve.	Rekrutirt in
1. Reg. Infanterie	Regim. von Ismid (Nikomedien)	Chodſcha Ili und Sultan Oni.
2. „ „	Regiment von Bruſſa	Chudavendgiar und Karaſſi.
3. „ „	„ „ Smyrna	Saruchan, Sigala und Aivali.
1. „ Dragoner	„ „ Iznik (Nicäa)	in allen dieſen Provinzen.
2. „ „	„ „ Tire	
Artilleriebrigade	Artillerieregiment	in allen Provinzen der Ordu.
4. Reg. Infanterie	Regiment von Aidin	Aidin und Menteſcha.
5. „ „	„ „ Kiutahia	Kiutahia und Karahiſſar.
6. „ „	„ „ Isbarta	Denizli, Hamid und Telſche.
3. „ Dragoner	„ „ Karahiſſar	in allen dieſen Provinzen.
4. „ „	„ „ Isbarta	

II. Der-i-Skadet Orduſſi (Armeecorps von Konſtantinopel). Hauptquartiere Konſtantinopel und Angora.

Activer Dienſt.	Reſerve.	Rekrutirt in
1. Reg. Infanterie	Regiment von Adrianopel	Adrianopel und Philippopel.
2. „ „	„ „ Schumla	Siliſtria und Varna.
3. „ „	„ „ Boli	Boli, Viranſchehr und Kaſtamuni.
1. „ Dragoner	„ „ Babadag	in allen dieſen Provinzen.
2. „ „	„ „ Jüzgat	
Artilleriebrigade	„ „ Tſchorum	in allen Provinzen der Ordu.
4. Reg. Infanterie	„ „ Angora	Angora, Kiangiri, Bozuk und Amaſia.
5. „ „	„ „ Konia	Itſchil, Tarſus, Adana und Meraſch.
6. „ „	„ „ Kaiſſarié	Kaiſſarié und Nigde.
3. „ Dragoner	„ „ Angora	in allen dieſen Provinzen.
4. „ „	„ „ Konia	

III. Rumili Orduſſi (Armeecorps von Rumelien). Hauptquartier Monaſtir.

Activer Dienſt.	Reſerve.	Rekrutirt in
1. Regiment Infanterie	Regiment von Monaſtir	Epirus.
2. „ „	„ „ Tirhala	Theſſalien.
3. „ „	„ „ Salonichi	im Eſalet Salonichi.
1. „ Dragoner	„ „ Janina	Janina.
2. „ „	„ „ Prezrin	Prezrin und Bosnien.
Artilleriebrigade	„ „ Monaſtir	Monaſtir.
4. Regiment Infanterie	„ „ Üsküb	im Eſalet Üsküb.
5. „ „	„ „ Sofia	in den Provinzen von Niſch.
6. „ „	„ „ Widdin	im Eſalet Widdin.
3. „ Dragoner	„ „ Sofia	in allen dieſen Provinzen.
4. noch nicht gebildet	noch nicht gebildet	

IV. Anadolu Ordussi (Armeecorps von Anatolien). Hauptquartier Charput.

Activer Dienst.	Reserve.	Rekrutirt in
1. Reg. Infanterie	Regiment von Siwas	Divrigi, Karahissar und Gümischhane.
2. „ „	„ „ Tokat	in den Provinzen von Siwas.
3. „ „	„ „ Charput	in den Provinzen von Charput.
1. „ Dragoner	„ „ Tokat	in den obigen Provinzen.
2. „ „	„ „ Van	
Artilleriebrigade	„ „ Charput	Charput.
4. Reg. Infanterie	„ „ Erzerum	in den Provinzen von Erzerum.
5. „ „	„ „ Kars	
6. „ „	„ „ Diarbekir	Kurdistan.
3. „ Dragoner	„ „ Mardin	Mardin.
4. noch nicht gebildet		

V. Arabistan Ordussi (Armeecorps von Arabistan). Hauptquartiere Damaskus und Aleppo.

(Die Reserve ist noch nicht gebildet.)

Activer Dienst.	Rekrutirt in
1. Regiment Infanterie	Damaskus.
2. „ „	Baalbek.
3. „ „	Akka.
1. „ Dragoner	Hauran.
2. „ „	Tripolis.
Artilleriebrigade	Latakia.
4. Regiment Infanterie	Saida.
5. „ „	Beirut.
6. „ „	Aleppo.
3. „ Dragoner	Deir ül Kamr.
4. „ „	Hama.

VI. Irak Ordussi (Armeecorps von Irak). Hauptquartiere Bagdad und Hedschaz.

(Die Reserve ist noch nicht gebildet.)

Activer Dienst.	Rekrutirt in
1. Regiment Infanterie	Bagdad.
2. „ „	Suleimanié.
3. „ „	Kerkiuk.
1. „ Dragoner	Bagdad und Basra.
2. „ „	Mossul.
Artilleriebrigade	in allen Provinzen der Ordu.
4. Regiment Infanterie	Mossul.
5. „ „	Dschidda und Mekka.
6. „ „	Mocha und Massua.
3. „ Dragoner	Deraïe und Nedschid.
4. „ „	Dschidda.

Außer diesen sechs Ordus oder 12 Corps gibt es noch einzelne abgesondert Corps, nämlich:

13. Corps von Kreta, auf der Insel selbst rekrutirt;
14. „ „ Tripolis (in Afrika), in demselben Ejalet rekrutirt;
15. „ Centralartillerie in den Küstenfestungen, in den benachbarten Provinze rekrutirt.

Die Gesammtzahl der regulären activen Armee stellt sich folgendermaßen heraus

	Regimenter:	Cadres:	Effectivbestand:
Infanterie	36	117360 Mann.	100800 Mann.
Cavalerie	24	22416 „	17280 „
Feldartillerie . . .	7	9100 „	9100 „
Festungsartillerie .	3	3900 „	3900 „
Genie	2	1600 „	1600 „
Detachirte Corps	2	6000 „	6000 „
Total	74	160376 Mann.	138680 Mann.

Außer der regulären activen Armee und der Reserve besitzt das Osmanische Reich an Streitkräften noch die irregulären Truppen; ferner die Contingente der tributären Provinzen und derjenigen Landestheile, wo die Rekrutirung noch nicht eingeführt ist.

Die irregulären Truppen sind folgende:

1) Muselmännische Freiwillige, deren Zahl man anschlagen kann auf 50000 Mann.
2) Die Kawassen (Polizeisoldaten der Hauptstädte), Seimen (Landgendarmerie) und Zabtié (Polizeisoldaten in den Provinzialstädten) 6000 „
3) Die Dobrodscha-Tataren an der Donaumündung und die Kosacken an den kleinasiatischen Seen . . . . . 5500 „

Total 61500 Mann.

Die Contingente der tributären Provinzen u. s. w. sind derjenige Theil der osmanischen Streitkräfte, auf welche die Regierung am wenigsten rechnen kann, da es zu sehr von politischen Verhältnissen abhängt, ob eine Provinz ihr Contingent ganz oder theilweise oder gar nicht stellt. Folgendes ist die muthmaßliche Höhe dieser Contingente:

	Gesetzliches Contingent:	Muthmaßliches Contingent:
Serbien	—	20000 Mann.
Bosnien und Herzegowina	80000 Mann.	30000 „
Oberalbanien	20000 „	10000 „
Ägypten	— „	40000 „
Tripolis und Tunis . . .	15000 „	10000 „
Total		110000 Mann.

Demnach ist die Gesammtstärke des osmanischen Landheeres:

Reguläre active Armee	138680 Mann.
„ Reserve . . .	138680 „
Irreguläre Truppen .	61500 „
Hülfscontingente . . .	110000 „
Total	448860 Mann.

Der Unterhalt der Truppen wird theils in Geld, theils in Natura verabfolgt. Die tägliche Ration (Taim) ist 300 Drem *) Brot, 80 Drem Fleisch, 13 Drem

*) 1 Drem ist der 400. Theil einer Okke; 78 Okken sind = 100 Kilogramm; 300 Drem sind also ziemlich genau 1 Kilogramm.

Butter, 25 Drem Reis, 6 Drem Salz, 9 Drem Gemüse, sowie Seife, Öl und Licht. Die Taim der Offiziere werden in Geld bezahlt, und zwar nach Maßgabe der Ortspreise, wo die Truppen cantonnirt sind; durchschnittlich 52 Para für den Taim. Die Besoldung der Truppen ist, wie folgt:

Grade.	Monatliche Gage. Türk. Piaster.	Taim auf den Tag.	Totalwerth des Soldes und der Taim a. d. Monat. Thaler.	Sgr.
Neser (Gemeiner)	20	1	3	19
On Baschi (Corporal)	30	1	4	7
Bölük Emini (Fourier)	35	1	4	16
Tschausch (Sergeant)	40	1	4	25
Basch Tschausch (Sergeantmajor)	50	1	5	14
Mülazim (Lieutenant)	180	1	13	13
Jüz Baschi (Hauptmann)	270	2	21	10
Kol Agassi (Adjutant)	600	4	47	27
Alai Emini (Major)	900	8	74	11
Bim Baschi (Bataillonschef)	1025	10	86	24
Kaimakam (Oberstlieutenant)	1350	12	111	16
Mir Alai (Oberst)	1800	16	148	21
Liva (Brigadegeneral)	7500	32	536	21
Ferik (Divisionsgeneral)	15000	64	1073	11
Muschir (Marschall)	70000	128	4600	22

Auf den ersten Blick fällt das außerordentliche Misverhältniß auf zwischen den Besoldungen der Subalternoffiziere und denen der höhern Grade, welches auf den Esprit de corps nur nachtheilig einwirken kann. Für die physische Verpflegung der Truppen ist durch warme Bekleidung, gute Nahrungsmittel, schöne Kasernen und reichlich ausgestattete Hospitäler sehr gut gesorgt, nach dem Ausspruch der Militärärzte sogar zu gut, weil die Soldaten förmlich verweichlicht werden.

Die Flotte besteht aus folgenden Schiffen:

	Zahl der Schiffe:	Kanonen:	Bemannung:	
Dreidecker	3	380	2700	Mann.
Zweidecker	13	1068	9500	"
Fregatten	14	788	5400	"
Corvetten	12	à 44 — 18	à 260 — 150	"
Briggs	4	à 18 — 12	à 150 — 100	"
Kutters, Goeletten u. s. w.	14			
Dampffregatten	6			
Corvetten und kleinere Fahrzeuge	8			
	Total 74	gegen 4000	gegen 25000	Mann.

Der Generalstab der Marine enthält: 1) 5 Admirale (Ferik-Bahrie); 2) 3 Viceadmirale (Bahrié Livassi); 3) 8 Contreadmirale. Die Admirale stehen in gleichem Range und Solde mit den Ferik (Divisionsgeneralen), die Viceadmirale mit den Liva (Brigadegeneralen), die Contreadmirale mit den Mir Alai (Obersten).

Der Stab eines Schiffs vom ersten Range enthält einen Commandanten, Süvari, mit dem Range eines Kaimakam (Oberstlieutenant), einen zweiten Commandanten, Ikindschi Süvari, mit dem Range eines Bim Baschi (Bataillonschef), einen Chodscha, der im Range und Dienste dem Alai Emini (Major) entspricht, 16 Offiziere mit Capitäns- und Lieutenantsrang, 1 Arzt, 2 Chirurgen und 1 Priester. Die Besatzung besteht aus 900—800 Seeleuten, welche theils zu den Schiffsmanövern, theils zur Bedienung der Geschütze verwendet werden. Sie sind in acht

Compagnien vertheilt, von denen jede ihren Capitän, ihren Lieutenant, ihre Sergeanten, Corporale und Gemeine, wie bei der Landarmee, hat. Der Sold und der Laim ist ebenso wie bei den Landtruppen.

Außerdem besteht ein eigenes Marine-Infanterieregiment von 4000 Mann, unter dem Oberbefehle eines Brigadegenerals (Bahrié Askerie Livassi). Konstantinopel ist der einzige Kriegshafen des türkischen Reichs, mit einem sehr weitläufigen Arsenal. Schiffswerfte sind außerdem in Sinope und Eregli am Schwarzen Meere, in Mitylene und auf der Insel Rhodos.

Cultus.

Der Islam ist die Staatsreligion, also die einzige, für welche der Staat etwas thut. Da der Koran zugleich religiöses und bürgerliches Gesetzbuch, so fällt in mohammedanischen Staaten Theologie und Jurisprudenz zusammen, und die Diener des Cultus und der Rechtspflege heißen gemeinschaftlich Ulema. Sie bilden indessen keine so fest gegliederte und organisirte Corporation, wie der römisch-katholische Klerus. Die beiden Hauptzweige der Ulema haben sich außerdem schon früh gesondert. Der Cultus wird aus den Besitzungen der Moscheen (Wakuf, Plur. Evkaf) unterhalten; erst in neuerer Zeit ist ein Zuschuß aus der Staatskasse erforderlich geworden. Die Gotteshäuser sind zweierlei Art: Dschami und Medschid. In den erstern wird das Freitagsgebet für den Monarchen verrichtet, in den andern nicht. Das vollständige Personal einer Dschami zerfällt in fünf Classen: 1) Scheich oder Vaiz, die gewöhnlichen Prediger; 2) Chatib, eigentlich Delegirte des Sultans, die in seinem Namen das Freitagsgebet verrichten; 3) Imam, welche den gewöhnlichen Moscheendienst verrichten, außerdem die Ehen einsegnen und bei Beerdigungen functioniren: sie entsprechen also den gewöhnlichen Pfarrern; 4) Muezzin, welche die fünf Gebetszeiten von den Minarets abrufen; 5) Kajim, welche den innern Dienst der Moscheen versehen, und also den Küstern oder Sacristanen entsprechen. Nur die beiden ersten Classen gelten als Ulema. Die kaiserlichen Moscheen, d. h. die von einem Sultan erbaut und dotirt sind, haben gewöhnlich einen Scheich, einen Chatib, zwei, drei oder vier Imam, 12 Muezzin und 20 Kajim. Auf den Dörfern ist gewöhnlich nur ein einziger Geistlicher, welcher zugleich Imam, Muezzin und Kajim ist.

Die nichtmohammedanischen Confessionen haben jede in Konstantinopel ihr geistliches Oberhaupt, das zugleich die Gesammtheit seiner Glaubensgenossen bei der Pforte in weltlichen Angelegenheiten vertritt, und auch in bestimmten Fällen Civil- und Criminaljurisdiction ausübt. Derselbe ertheilt z. B. Eheconsense, führt die Civilregister, entscheidet in Erbstreitigkeiten, scheidet Ehen u. s. w.

Auf die Verfassung der griechischen, armenischen und der andern Kirchen kann hier nicht eingegangen werden. Doch müssen wir einige statistische Notizen mittheilen.

Die griechische Kirche hat in Konstantinopel einen Patriarchen, mit dem Prädicat „Se. Heiligkeit" (Ἁγιοτάτης), welcher das geistliche Oberhaupt der griechischen Kirche im türkischen Reiche ist. Unter ihm stehen 86 Metropoliten. Außerdem gibt es noch drei Patriarchen: in Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, sowie vier Erzbischöfe: von Cypern, Litidscha, Skarpatho und Kasso, und Mazzovo, die unabhängig von dem Patriarchen in Konstantinopel sind.

Die armenische Kirche hat vier Patriarchen, nämlich in Konstantinopel, Sis, Achtamar und Jerusalem. Unter dem ersten stehen 50, unter dem von Sis 15, unter dem von Achtamar 7, und unter dem von Jerusalem 7 Bischöfe und Vartabieds.

Die katholischen Armenier haben einen Patriarchen in Konstantinopel, der zugleich die syrischen und nestorianischen Katholiken bei der Pforte vertritt, und dessen Autorität sich über 22 Sprengel erstreckt.

Die römisch-katholische Kirche hat gleichfalls nur einen Patriarchen, unter welchem drei Erzbischöfe (Aleppo, Tyrus, Bscharrai), drei Metropoliten (Beirut, Sidon, Akka), drei Oberpriester (Damaskus, Alexandrien und Damiette), vier Bischöfe

(Tripolis in Syrien, Zahle, Baalbek und Kahira) und 14 Pfarrer stehen. Der französische Erzbischof, Monseigneur Hillereau, Erzbischof von Petra in partibus, sowie die übrigen von Rom aus geschickten Kirchenhäupter sind von der Pforte nicht anerkannt, weil dieselbe ihnen, als fremden Unterthanen, keine weltliche Befugnisse und Functionen einräumen kann.

Die Latin Raja, d. h. alle fremden Katholiken (Griechen, Polen, Ungarn, Italiener, Deutsche u. s. w.), welche türkische Unterthanen geworden sind, haben zur Besorgung ihrer weltlichen Angelegenheiten einen eigenen Beamten. Ebenso haben die Protestanten seit ihrer Anerkennung (November 1850) einen eigenen Vertreter bei der Pforte. Zuerst bestand derselbe in der Person des Polizeiministers; seit der Aufhebung des Polizeiministeriums versieht das Geschäft ein besonderer Beamte.

Die Juden haben in Konstantinopel einen Chacham Baschi, unter welchem sieben Oberrabiner (in Sofia, Bosnien, Adrianopel, Salonichi, Bruffa, Smyrna und Jerusalem) und 10 Rabbiner (Gallipoli, Janina, Fanar, Dardanellen, Aleppo, Damaskus, Bagdad, Alexandrien, Kahira und Kandia) stehen.

Seit dem Jahre 1265 (1849) stehen die Patriarchen nicht mehr im osmanischen Staatskalender.

Öffentlicher Unterricht.

Der Verwaltungszweig, welcher den öffentlichen Unterricht umfaßt, ist ganz neu organisirt, jedoch datirt die neue Organisation erst vom Jahre 1846, und trat 1847 ins Leben. Das frühere System kennt nur zwei Arten von Unterrichtsanstalten: Elementarschulen (Mekteb) und Gymnasien (Medressé), letztere als Vorbereitungsschulen zu den höhern geistlichen und richterlichen Ämtern. Abgesehen davon, daß es bei diesem System an einem Übergange fehlte, gab es gar keine Schulen für den Nährstand, wie Handelsschulen, Bürgerschulen, Gewerbschulen. Nach der neuen Organisation steht an der Spitze des gesammten Unterrichtswesens das Conseil des öffentlichen Unterrichts. Der Unterricht zerfällt in drei Classen: 1) Elementarunterricht. Für denselben ist jedoch weiter nichts geschehen, als daß die bestehenden Schulen diese Art einer gleichförmigen Organisation unterworfen wurden. Die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht, sind geblieben; nur führte man bestimmte Lehrbücher ein. Der Schulzwang tritt mit dem sechsten Lebensjahre für beide Geschlechter ein. Der Unterricht ist unentgeltlich. Die Kosten werden aus den eigenen Mitteln der Schulen bestritten, soweit dieselben ausreichen; wo dies nicht der Fall ist, hilft die Staatskasse aus. 2) Mittelschulen (Mekteb i Rüschdié). Diese sind eine ganz neue Schöpfung. In Konstantinopel gibt es deren bis jetzt sechs mit 870 Schülern; ihre Zahl soll aber auf 14 gebracht werden. Unterrichtsgegenstände sind: Arabisch, Orthographie, Stilistik, Religionsgeschichte (des Islam), osmanische Geschichte, Weltgeschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie. Der Unterricht ist ebenfalls unentgeltlich, und die Schulen werden gänzlich aus Staatsmitteln erhalten. 3) Höherer Unterricht. Nach den verschiedenen Lebensbestimmungen gibt es verschiedene Specialschulen, deren Zahl jedoch ebenfalls noch nicht vollständig ist. Die jetzt bestehenden Lehranstalten dieser Art sind: a) die beiden Schulen an der Moschee von Sultan Achmed und der Moschee von Sultan Suleiman für junge Leute, welche zu Civilämtern bestimmt sind; b) das Collegium der Sultanin-Mutter, gegründet 1850, bestimmt, um der Staatsverwaltung Beamte zu liefern; c) die Normalschule, eine höhere Bürgerschule, nach deren Muster in den übrigen Provinzialstädten ähnliche Schulen angelegt werden sollen; d) die Medicinalschule von Galata Sarai, schon von Sultan Mahmud II. angelegt; e) die kaiserliche Militärschule; f) die kaiserliche Artillerieschule; g) die kaiserliche Marineschule; h) die landwirthschaftliche Schule; i) die Veterinärschule. Außerdem ist seit 1847 eine Universität in Bau begriffen.

Anderweitige Bildungsanstalten.

Öffentliche Bibliotheken gibt es in Konstantinopel ungefähr 40; ihre Benutzung ist dem Nichtmohammedaner sehr erschwert. Bei der Medicinalschule von Galata Sarai waren verschiedene Museen und Sammlungen, ein Naturaliencabinet, ein botanischer Garten, ein physikalisches Cabinet, eine Sammlung anatomischer Präparate u. s. w. Bei dem Brande dieser Anstalt im October 1848 wurde jedoch dies Alles vernichtet und kein einziges Stück gerettet. Seitdem fängt man wiederum an zu sammeln. Ein Museum für Alterthümer befindet sich in dem Alten Serai neben dem Zeughause auf dem Hofe der ehemaligen Irenenkirche. Ein Museum für altürkische Costüme ist seit Mai 1852 auf dem Atmeidan eröffnet.

Die Buchdruckereien vermehren sich alljährlich, ebenso Lithographien. Für orientalische Drucke gibt es in Konstantinopel drei Regierungsdruckereien: die Staatsdruckerei, die Druckerei der Staatszeitung, und die Druckerei der Medicinalschule. Außerdem wird mit Genehmigung der Regierung auf zwei europäischen Anstalten türkisch gedruckt oder lithographirt. In Ägypten ist eine orientalische Buchdruckerei in Bulak bei Kahira.

Die periodische Presse ist der Censur unterworfen, selbst die in europäischen Sprachen herausgegebenen Zeitungen. Es sind daher eigene Censoren in Konstantinopel, Smyrna, Kahira, Alexandrien u. s. w. angestellt, welche die Correcturbogen der Zeitungen durchsehen. Die periodische Presse im türkischen Reiche vertheilt sich wie folgt:

Erscheinend in	Türkisch.	Arabisch.	Griechisch.	Armenisch.	Französisch.	Italienisch.	Bulgarisch.	Serbisch.	Walachisch.	Hebräisch.	Deutsch.	Total.
Konstantinopel	3	—	1	1	5	2	1	—	—	—	—	13
Smyrna	—	—	2	1	1	1	—	—	—	1	—	6
Kahira	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Alexandria	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Serbien	—	—	—	—	2	—	1	4	—	—	1	8
Walachei und Moldau	—	—	—	—	1	—	—	—	2	—	1	4
Total	4	1	3	2	10	3	2	4	2	1	2	34

Von diesen Zeitschriften erscheinen:

in unbestimmten Zeiträumen	1
wöchentlich drei mal	3
„ zwei mal	4
„ ein mal	20
alle 5 Tage	1
alle 10 Tage	1
monatlich ein mal	4

Dem Inhalte nach sind 25 gemischten Inhalts (Politik, Handel, Literatur u. s. w.),

5 ausschließlich Handel und Schiffahrt betreffend,
2 juridischen Inhalts,
1 mediciniſchen Inhalts,
1 wissenschaftlichen Inhalts (Geschichte, Geographie, Alterthümer, Philologie u. s. w.).

In Konstantinopel erscheint jährlich ein Staatskalender in türkischer Sprache. Außerdem erscheinen in Konstantinopel, Smyrna, Ägypten, den Donaufürstenthümern u. s. w. Almanache, Schreibkalender, Tafelkalender u. s. w. in türkischer, arabischer, armenischer, griechischer, französischer, italienischer u. s. w. Sprache.

Auswärtige Angelegenheiten.

Die Pforte unterhält nur mit solchen Staaten diplomatischen Verkehr, mit welchen sie Friedens- und Freundschaftsverträge geschlossen hat. Gegenwärtig hat sie Botschafter in Wien und Teheran (Persien); außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister in Paris, Athen, London und Berlin; einen Geschäftsführer (Chargé des affaires, türkisch Sefaret Mémuri) in Brüssel; Generalconsuln (Basch Schahbender) in Triest, Antwerpen, Paris, Marseille, London, Korfu, Tebriz (Persien), Lissabon und Genua. In Konstantinopel sind vertreten: Großbritannien durch einen Botschafter; Östreich durch einen Internuntius; Spanien, Frankreich, Griechenland, Niederlande, Preußen (und in commerzieller Beziehung der Zollverein) und Rußland durch außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister; Dänemark, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Sardinien durch Ministerresidenten; Belgien, Neapel, Persien, Portugal, Schweden und Norwegen, Toscana und die Hansestädte durch Geschäftsträger. Toscana hat seine diplomatische Vertretung der östreichischen Internuntiatur übertragen. Alle übrigen Staaten gelten eigentlich als Dar ül Haab, d. h. im Kriegszustande mit der Pforte befindlich. Doch ist stillschweigend die Vertretung der Jonischen Inseln durch Großbritannien, Hannovers durch Östreich, des Kirchenstaats durch Frankreich, Mecklenburgs durch Preußen, Parmas durch Neapel, und Oldenburgs durch die Hansestädte anerkannt.

Außer diesen ständigen Gesandtschaften fanden noch außerordentliche Missionen in den letzten Jahren statt: von Seiten der Pforte nach Spanien, den Niederlanden, Dänemark, an den Papst, nach Rußland; sodann umgekehrt nach Konstantinopel von Seiten des Papstes und der mohammedanischen Monarchen von Bokhara, Khiwa, Khokand und Kandahar.

Endlich steht die Pforte noch in einem ganz eigenthümlichen Verkehr (officiell ist zu viel gesagt, officiös zu wenig) mit einem Agenten der polnischen Emigration. Bis zum Jahre 1850 stellte diesen Agenten vor ein gewisser Czaika, welcher damals zum Islam übertrat, um den Wirkungen der mit Rußland über die Flüchtlinge abgeschlossenen Convention zu entgehen; seitdem ist es ein gewisser Kosciełski. Ebenso empfing die Pforte im Jahre 1849 (officiell wäre wieder zu viel, officiös zu wenig) einen Baron Andrassy als ungarischen Gesandten.

Finanzen.

Die Staatsfinanzen sind seit vier Jahren in einer sehr bedrängten Lage, und zwar nicht in Folge einer augenblicklichen Verlegenheit oder außerordentlicher Ereignisse, sondern in Folge der übermäßigen Erschöpfung der Steuerkräfte des Landes unter dem frühern Verwaltungssystem. Über die Maßregeln zur Wiederherstellung des Gleichgewichts scheint man sich noch nicht geeinigt zu haben. Auf diesem Felde muß eine ganz neue Schöpfung beginnen, da das bisherige Finanzsystem durch und durch fehlerhaft ist. Wir geben hier zunächst das Budget der Einnahmen, und fügen zu den einzelnen Positionen einige Erläuterungen hinzu.

Einnahmebudget.

Zehnten	220,000000	Piaster.
Grundsteuer	200,000000	„
Kopfsteuer	40,000000	„
Zölle	86,000000	„
Indirecte Abgaben	150,000000	„
Tribut von Ägypten	30,000000	„
Tribut der Walachei	2,000000	„
Tribut der Moldau	1,000000	„
Tribut von Serbien	2,000000	„
Total	731,000000	Piaster,
oder gegen	44,848000	Thaler preuß. Cour.

Anderweitige Bildungsanstalten

Öffentliche Bibliotheken gibt es in Konstantinopel ... gefähr ... ist dem Nichtmohammedaner sehr erschwert. Bei der ... Sarai waren verschiedene Museen und Sammlungen, ... tanischer Garten, ein physikalisches Cabinet, eine Sa... rate u. s. w. Bei dem Brande dieser Anstalt im Oct... Alles vernichtet und kein einziges Stück gerettet. Sei... zu sammeln. Ein Museum für Alterthümer befinde... dem Zeughause auf dem Hofe der ehemaligen Ir... türkische Costüme ist seit Mai 1852 auf dem A...

Die Buchdruckereien vermehren sich all... orientalische Drucke gibt es in Konstantinopel ... druckerei, die Druckerei der Staatszeitung ... Außerdem wird mit Genehmigung der ... türkisch gedruckt oder lithographirt. In ... in Bulak bei Kahira.

Die periodische Presse ist der ... Sprachen herausgegebenen Zeitunge... tinopel, Smyrna, Kahira, Alexand... der Zeitungen durchsehen. Die ... wie folgt:

Erscheinend in	
Konstantinopel	
Smyrna	
Kahira	
Alexandria	
Serbien	
Walachei und Moldau	
Total	

Von diesen ...

Dem Inhalte ...

In Kon... Außerdem ers... mern u. s. w. ...ischer, armenis...

... 1847

...6 seit dieser Zeit jährlich 10 Millionen Piaster (etwa ...innahmebudget zur Verbesserung des Landes aus... ...enwärtig diese mäßige Summe in Wirklichkeit ...s 1847 wurden also sämmtliche Staatseinnahmen ...zum Besten des Landes geschah gar nichts. Seit... ...sgeworfen, wovon Wegebau, Chausseebau, Eisenbahn... ...lanlagen, Leuchtfeuer, Correctionen und Schiffbarma... ...n zur Hebung des Ackerbaus und der Industrie (Hypo... ...s. w.), Erhaltung der Forste und Waldungen, Wasser... ...von Sümpfen, Brückenbau, Anlage von Landungsplätzen, ...stritten werden sollen. Wie wenig davon auf die einzelnen ...an leicht berechnen. Manche Zweige werden äußerst nach... ...Leuchtthürme, Wasserleitungen, andere mit entschiedenem Wi... ...bau, Hafenanlagen. Der größte Theil jener Anstalten, welche ...der öffentlichen Arbeiten angehören, blieb indessen ganz unberück... ...bekannt, wie Chausseebau, Eisenbahnanlagen, Waldungen, Trocken... ...pfe, Telegraphen.

...men Stiftungen (Vakuf, Plur. Evkaf), deren Verwaltungskosten oben ..., bestehen theils in Ländereien, Grundstücken, Häusern und Capitalien ...alt der Moscheen, Schulen, Armenküchen, Hospitäler, öffentlichen Brun... ...in Ländereien, Grundstücken und Häusern, welche von ihren Eigenthü... ...solche Anstalten überschrieben sind, während sie für sich und ihre directen ...den Niesbrauch gegen eine fast nur nominelle Abgabe reserviren. Dieser ...auch war in frühern Zeiten, wo Sicherheit des Eigenthums gar nicht existirte, ...häufig, indem die Vakuf unantastbar sind und keinerlei Besteuerung unterliegen. ...dem vererben nach mohammedanischem Erbrecht Immobilien nur in directer ...männlicher Linie vom Vater auf den Sohn, und alle Seitenverwandten, Adoptiv... ...söhne, Töchter und Enkel bleiben ausgeschlossen *), sodaß die Fälle des Heimfalls außerordentlich häufig sind. Auf solche Weise ist es jetzt dahin gekommen, daß nach ungefährem Überschlage zwei Drittheile des gesammten unbeweglichen Eigenthums Vakuf sind. Nichtsdestoweniger war der Ertrag des Vakuf sehr gering, nämlich gegen 20 Millionen Piaster, weil neben den zum Theil sehr geringfügigen Abgaben noch eine Menge Unterschleife begangen wurden. Der Staatsschatz aber bezieht von allen diesen Besitzungen gar keine Einkünfte. Sultan Mahmud II. reformirte hier unmittelbar nach der Vertilgung der Janitscharen, indem er durch zwei Hattischerifs eine Oberverwaltung der Vakuf errichtete, und die bis dahin bestandene Strafe der Vermögensconfiscation abschaffte. Während er durch letztere Maßregel dem weitern Umsichgreifen der Vakufstiftungen vorbeugte, brachte er Ordnung in die schon bestehenden Vakuf, wobei es sich herausstellte, daß bei Verwaltung derselben ein Zuschuß der Staatskasse von 12 Millionen Piastern erfoderlich sei, sodaß also das Budget der geistlichen Angelegenheiten (wenn man den Ertrag des Vakuf von 20 Millionen hinzurechnet) auf 32 Millionen Piaster festzustellen ist.

Immobilien, welche nicht Eigenthum solcher Anstalten sind, wo also der Staat Eigenthümer und der Privatmann Besitzer ist, heißen Mülk (Plur. Emlak). Grundeigenthum (Ländereien, Häuser, Bergwerke) können in der Türkei nur Diejenigen besitzen, welche zugleich für ihre Personen türkische Unterthanen sind. Ein Vakuf kann in der Regel gar nicht verkauft werden, und nur ausnahmsweise und fast *abusive* ist es gestattet, dem verkauften Vakuf ein anderes ähnliches Immobiliar, *welches bisher* noch nicht Vakuf war, zu substituiren. Die Mülkimmobilien sind in

*) Der mohammedanische Jurist sagt: Der Enkel kann, wenn der Vater gestorben ist, nicht vom Großvater erben, weil er nur Das erben kann, was der Vater besessen hat. Dies ist aber ein Sophismus, denn der Vater hatte doch das Recht, die Ansprüche auf die Erbschaft des Großvaters, und der Enkel erbt doch offenbar diese Rechte und Ansprüche.

Die Abgabe des Zehnten wird in Natura von den Erzeugnissen der Landwirthschaft erhoben, und ist meist verpachtet. Die dem Zehnten unterworfenen Artikel sind: Obst, Getreide, Wollthiere, Schweine, Bienenstöcke. Ausgenommen davon sind Pferde und Rindvieh.

Die Grundsteuer, Virgu oder Saliane genannt, ist eine Art Einkommensteuer von 10—25 % nach Maßgabe der Localitäten, und wird über die einzelnen Provinzen, Ämter, Ortschaften und Individuen von den Municipalitäten repartirt. Das Fehlerhafte des Systems liegt hier darin, daß z. B. Getreide, Obst, Heerden einer doppelten Abgabe unterworfen sind (Zehnten und Virgu), ja selbst nach Umständen, wie z. B. bei der Ausfuhr von Anatolien nach Rumelien, oder umgekehrt, oder ins Ausland, noch einer dritten Besteuerung durch den Zoll unterliegen. Manche Producte, z. B. Seidenzeuge, Taback, unterliegen auch wol noch einer vierten und fünften Besteuerung durch Gewerbsteuer, Consumtionssteuer, Stempel u. s. w.

Die Kopfsteuer wird nur von den männlichen, erwachsenen Nichtmohammedanern (Rajá) als Ersatz für die Militärpflicht, welcher blos die Mohammedaner unterworfen sind, erhoben. Ausgenommen sind die Geistlichen und die Armen. Die Übrigen sind nach ihren Vermögensverhältnissen in drei Kategorien getheilt, und bezahlen respective 15, 30 und 60 Piaster jährlich, durchschnittlich 25 Piaster für den Kopf.

Die indirecten Abgaben sind: a) Patent- oder Gewerbesteuer für Läden, Magazine, Werkstätten, Kaffeehäuser, Schenkwirthschaften u. s. w. Dieselbe beträgt nach Maßgabe des Werths der zum Verkauf ausgebotenen Waaren 10—60 Piaster für den Monat. b) Stempel für alle Scripturen, welche öffentlichen Glauben beanspruchen (Contracte aller Art, Schuldocumente, Supplíken, Schlußnoten, Geburtsscheine u. s. w.). c) Verzehrungssteuer in den Städten für alle zum Thore hineingebrachten Lebensmittel. Diese Abgabe erhebt der Staat. d) Wegezoll an gewissen Brücken, Engpässen oder in den Stadtthoren nach Sonnenuntergang; ferner für die Durchfahrt der Schiffe durch den Bosporus und durch die Dardanellen; sodann Ankergeld, Quarantänegebühren, Leuchtegeld, Paßgebühren, u. s. w. e) Ertrag der Bergwerke. f) Ertrag der Posten (Briefporto, Postpferde für Reisende, Expressen u. s. w.). g) Gerichtsspesen (Ilamié). Bei allen Processen, wo es sich um Geld und Geldeswerth handelt, hat nämlich die siegende Partei an das Gericht für die Abfassung des Urtheils (Ilam) eine Abgabe zu erlegen, welche für türkische Unterthanen 3 %, für Franken 2 % von der streitigen Summe beträgt.

Ausgabebudget.

Civilliste des Sultans	75,000000	Piaster.
Civilliste der Sultanin-Mutter und der Prinzessinnen	8,400000	„
Armee	300,000000	„
Marine	37,500000	„
Kriegs-, Artillerie- und Festungsmaterial	50,000000	„
Gehalte der Beamten	195,000000	„
Auswärtige Angelegenheiten	10,000000	„
Kasse für öffentliche Arbeiten	10,000000	„
Verwaltung der frommen Stiftungen	12,500000	„
Zinsen des Papiergelds (6 %)	9,000000	„
Leibrenten (Sehim)	4,000000	„
Leibrenten der ehemaligen Besitzer von Lehnsgütern	40,000000	„
Total	731,400000	Piaster,
oder gegen	44,871000	Thaler preuß. Cour.

Der Passus „Kasse für öffentliche Arbeiten" enthält das schärfste Verdammungsurtheil des ganzen frühern, und zum Theil noch des neuen Systems, vorzüglich wenn man bedenkt, daß das Ministerium der öffentlichen Arbeiten erst 1847

gebildet wurde, daß daher erst seit dieser Zeit jährlich 10 Millionen Piaster (etwa 600000 Thlr.) von dem ganzen Einnahmebudget zur Verbesserung des Landes ausgeworfen sind, und daß noch gegenwärtig diese mäßige Summe in Wirklichkeit nicht aufgebracht werden kann. Bis 1847 wurden also sämmtliche Staatseinnahmen von den Beamten verschlungen; zum Besten des Landes geschah gar nichts. Seitdem ist eine kleine Summe ausgeworfen, wovon Wegebau, Chausseebau, Eisenbahnanlagen, Hafenbauten, Kanalanlagen, Leuchtfeuer, Correctionen und Schiffbarmachung der Flüsse, Anstalten zur Hebung des Ackerbaus und der Industrie (Hypothekenbanken, Prämien u. s. w.), Erhaltung der Forste und Waldungen, Wasserleitungen, Trockenlegung von Sümpfen, Brückenbau, Anlage von Landungsplätzen, Telegraphen u. s. w. bestritten werden sollen. Wie wenig davon auf die einzelnen Zweige kommt, kann man leicht berechnen. Manche Zweige werden äußerst nachlässig behandelt, wie Leuchtthürme, Wasserleitungen, andere mit entschiedenem Widerwillen, wie Wegebau, Hafenanlagen. Der größte Theil jener Anstalten, welche dem Departement der öffentlichen Arbeiten angehören, blieb indessen ganz unberücksichtigt, ja ganz unbekannt, wie Chausseebau, Eisenbahnanlagen, Waldungen, Trockenlegung der Sümpfe, Telegraphen.

Die frommen Stiftungen (Vakuf, Plur. Evkaf), deren Verwaltungskosten oben angeführt sind, bestehen theils in Ländereien, Grundstücken, Häusern und Capitalien zum Unterhalt der Moscheen, Schulen, Armenküchen, Hospitäler, öffentlichen Brunnen, theils in Ländereien, Grundstücken und Häusern, welche von ihren Eigenthümern an solche Anstalten überschrieben sind, während sie für sich und ihre directen Erben den Niesbrauch gegen eine fast nur nominelle Abgabe reserviren. Dieser Gebrauch war in frühern Zeiten, wo Sicherheit des Eigenthums gar nicht existirte, sehr häufig, indem die Vakuf unantastbar sind und keinerlei Besteuerung unterliegen. Zudem vererben nach mohammedanischem Erbrecht Immobilien nur in directer männlicher Linie vom Vater auf den Sohn, und alle Seitenverwandten, Adoptivsöhne, Töchter und Enkel bleiben ausgeschlossen *), sodaß die Fälle des Heimfalls außerordentlich häufig sind. Auf solche Weise ist es jetzt dahin gekommen, daß nach ungefährem Überschlage zwei Drittheile des gesammten unbeweglichen Eigenthums Vakuf sind. Nichtsdestoweniger war der Ertrag des Vakuf sehr gering, nämlich gegen 20 Millionen Piaster, weil neben den zum Theil sehr geringfügigen Abgaben noch eine Menge Unterschleife begangen wurden. Der Staatsschatz aber bezieht von allen diesen Besitzungen gar keine Einkünfte. Sultan Mahmud II. reformirte hier unmittelbar nach der Vertilgung der Janitscharen, indem er durch zwei Hattischerifs eine Oberverwaltung der Vakuf errichtete, und die bis dahin bestandene Strafe der Vermögensconfiscation abschaffte. Während er durch letztere Maßregel dem weitern Umsichgreifen der Vakuffstiftungen vorbeugte, brachte er Ordnung in die schon bestehenden Vakuf, wobei es sich herausstellte, daß bei Verwaltung derselben ein Zuschuß der Staatskasse von 12 Millionen Piastern erfoderlich sei, sodaß also das Budget der geistlichen Angelegenheiten (wenn man den Ertrag des Vakuf von 20 Millionen hinzurechnet) auf 32 Millionen Piaster festzustellen ist.

Immobilien, welche nicht Eigenthum solcher Anstalten sind, wo also der Staat Eigenthümer und der Privatmann Besitzer ist, heißen Mülk (Plur. Emlak). Grundeigenthum (Ländereien, Häuser, Bergwerke) können in der Türkei nur Diejenigen besitzen, welche zugleich für ihre Personen türkische Unterthanen sind. Ein Vakuf kann in der Regel gar nicht verkauft werden, und nur ausnahmsweise und fast abusive ist es gestattet, dem verkauften Vakuf ein anderes ähnliches Immobiliar, welches bisher noch nicht Vakuf war, zu substituiren. Die Mülkimmobilien sind in

*) Der mohammedanische Jurist sagt: Der Enkel kann, wenn der Vater gestorben ist, nicht vom Großvater erben, weil er nur Das erben kann, was der Vater besessen hat. Dies ist aber ein Sophismus, denn der Vater hatte doch das Recht, die Ansprüche auf die Erbschaft des Großvaters, und der Enkel erbt doch offenbar diese Rechte und Ansprüche.

Betreff des Wiederverkaufs ebenfalls meist sehr lächerlichen Beschränkungen unterworfen. So z. B. kann ein Türke sein Grundeigenthum nur an einen Türken verkaufen. Selbst das Eigenthum eines Raja ist sehr oft so verklausulirt, daß er es nur an einen Türken verkaufen kann. Da sich auf diese Weise die Zahl der Käufer sehr reducirt, und zwar in den meisten Fällen auf diejenige Classe, welche nicht die wohlhabendste ist, so muß hierdurch nothwendig der Werth des Grundeigenthums außerordentlich herabgedrückt bleiben, während an den wenigen Stellen, wo Franken (durch Überschreibung auf einen Scheinkäufer) ein Interesse finden Grundeigenthum zu erwerben, dasselbe zu einer fabelhaften Höhe hinaufgetrieben wird. Grundstücke in Pera und Galata z. B. sind theurer als in London.

Was die Verzinsung des Papiergeldes betrifft, so ist zu bemerken, daß in der Hauptstadt für 175 Millionen Papiergeld circuliren. Ein großer Theil davon wurde schon im Jahre 1850 in unverzinsliche Papiere verwandelt, und jetzt (1852) ist eine Extrasteuer (Imdadié) zum Belaufe von 175 Millionen über das ganze Reich ausgeschrieben, um das Papiergeld ganz zu amortisiren. Ein großer Theil der Steuer ist bereits eingegangen; auch ist schon ein geringer Theil des Papiergeldes (12 Millionen) verbrannt worden. Diese Zinsenposition wird also auf den künftigen Budgets nicht weiter figuriren.

Die Sehim waren eine Anleihe, wofür die Gläubiger Leibrenten erhalten. Sie werden ebenso behandelt wie die Vakuf, d. h. sie können nicht verkauft werden, und auch nur in directer Erbfolge vom Vater auf den Sohn vererben. Stirbt der Inhaber ohne directe männliche Erben, so fällt der Sehim an den Staat zurück, weshalb auch diese Position des Ausgabebudgets bald verschwinden wird.

Die Lehnsgüter, an deren ehemalige Besitzer der Staat Leibrenten zahlen muß, waren doppelter Art, theils militärische (Timar, Zaimé, Diz), theils Mukaha und Malikiané. Erstere waren Belohnungen für Auszeichnung im Kriege; der Inhaber hatte die Pflicht, von seinem Lehnsgute eine bestimmte Anzahl Truppen, völlig einexercirt und equipirt, in Kriegszeiten zu stellen. Letztere bestanden in dem Privilegium einzelner Familien, die Einkünfte gewisser Dorfschaften, Districte u. s. w. für sich zu erheben, und nur dem Staate einen gewissen Antheil abzugeben. Mit der Abschaffung dieses Lehnswesens trat der Staat wieder in den unmittelbaren Besitz, indem er die bisherigen Inhaber durch eine Leibrente entschädigte, welche der Hälfte der frühern Einkünfte gleichkommt. Es wird also auch diese Position allmälig verschwinden.

Aus diesen Erläuterungen ergibt sich, daß ein Normalbudget fürs erste noch nicht aufzustellen ist, indem theils noch viele Ausgaben vorkommen, welche später verschwinden werden, wogegen aber auch andere, die noch nicht bedacht sind, sich als nothwendig zeigen. Außerdem haben Cholera, Heuschrecken und andere Unglücksfälle manche Ausfälle in dem Einnahmebudget verursacht, während zugleich vorläufig, solange nichts zum Besten des Landes gethan wird, die Steuerkräfte in fortwährender Abnahme begriffen sind.

Nominell hat das Osmanische Reich keine Staatsschulden, factisch aber existiren sie, und zwar in der drückendsten und bedenklichsten Weise. Es sind nur innere Schulden, und dennoch sind die Umstände so seltsam verkettet, daß eben diese innern Schulden bedeutende Zahlungen nach dem Auslande erfodern. Die Staatsschulden sind:

	Piaster.
1) Papiergeld in zwei Kategorien:	
a. Sehim, eine Art schwindender Fonds, mit 12 % verzinslich	33,000000
b. Kaimé, verzinsliche (6 %) und unverzinsliche	175,000000
2) Schlechtes Metallgeld (Beschlik) mit 23½ % nominellem Werthe, zum Belauf von 900 Millionen Piaster, welche also eine Schuld repräsentiren von	688,000000
Total	896,500000 Piaster.

Die Schuld unter 1) a. wird allmälig verschwinden; die Schuld unter 1) b. wird in diesem Jahre (1852) getilgt werden. Zur Abtragung der Schuld unter 2) wurden seit 1844 Anstrengungen gemacht, welche aber fruchtlos blieben, weil das Finanzministerium unzweckmäßige Maßregeln ergriff. Da im Auslande weder türkisches Papiergeld noch Beschlik in Zahlung angenommen wird, so mußte der Handelsstand in der Türkei Wechsel auf London, Marseille, Wien und Triest zu sehr schwankenden Cursen kaufen. Das englische Pfund Sterling stieg fast auf 150 türkische Piaster. Im Jahre 1844 wurde deshalb die Münzreform beschlossen, welche folgende Punkte umfaßte: 1) Es soll von jetzt an nur Geld geprägt werden, wovon 110 Piaster in Wirklichkeit einem Pfund Sterling gleichkommen. 2) Nach Verhältniß wie das neue Geld ausgeprägt wird, soll das alte (Beschlik) eingezogen und demonetisirt werden. 3) Es wird eine Bank errichtet, welche dem Handelsstande Tratten auf London zu 110 Piastern für das Pfund Sterling liefert. So zweckmäßig diese Maßregeln sind, so erreichten sie dennoch ihren Zweck nicht, weil sie nicht vollständig waren, und weil selbst das Unvollständige unvollständig ausgeführt wurde. Denn da die Regierung es versäumte, zugleich als nothwendiges Complement der obigen Maßregeln anzuordnen, daß alle Steuern, solange zweierlei Münzen existiren, theils in altem Gelde (Beschlik), theils in neuem Gelde (Medschidié) zahlbar seien, verschwand die neue Münze ebenso rasch aus dem Verkehr, als sie aus dem Münzgebäude herauskam, während die geringfügigen Summen von Beschlik, die anfangs demonetisirt wurden, durch Falschmünzer sehr bald wieder ergänzt wurden. Außerdem verrichtet die Bank ihre Operationen in einer so vexatorischen Weise, daß ihr Credit mehrmals im Auslande bedeutende Stöße erlitt. Endlich flößt die türkische Finanzverwaltung, in Folge dieser halben Maßregeln und der völligen Erschöpfung der Steuerkräfte, so wenig Vertrauen ein, daß die Bank gezwungen ist, ihre Tratten sofort durch Contanten zu decken, sodaß mit jedem Dampfschiffe namhafte Summen in Gold- und Silberbarren, fremden Valuten und neuer türkischer Münze nach Marseille und London verschifft werden. Dies trägt nicht wenig zur Erschöpfung bei; und zudem hat die Demonetisation der Beschlik schon längst aufgehört.

Ackerbau.

Die Natur hat über das Osmanische Reich alle ihre Gaben verschwenderisch ausgestreut, und bei verständiger Benutzung dieser Naturgaben müßte die Türkei das reichste und einträglichste Land sein. Das Reich umfaßt beinahe die Klimate aller Zonen, von der Tropenhitze in Arabien und Nubien bis zu schneeigen Alpenregionen in Kleinasien. Der Boden wechselt auf die mannichfaltigste Weise zwischen Gebirge, Hochplateau und Ebenen ab, und eine Menge Seen, schiffbarer Flüsse, Meere und herrlicher Häfen bilden die Grundlagen für einen großartigen Handel. Das Land war von jeher dem Ackerbau zugewandt, und wird im Ganzen an Reichthum und Mannichfaltigkeit seiner Producte schwerlich von andern Ländern übertroffen. Wir zählen hier nur die vornehmsten für den Handel geeigneten Naturproducte auf: Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Hirse, Erbsen, Linsen, Bohnen, Reis, Leinsaat, Hanf, Flachs, Oliven, Öl, Rosinen, Korinthen, Wein, Südfrüchte (Orangen, Apfelsinen, Citronen, Feigen, Mandeln), Pistazien, Wallnüsse, Haselnüsse, Melonen, Gurken, Kürbisse, Äpfel, Birnen, Kirschen, Erdbeeren, Pfirsiche, Aprikosen, Kastanien, Datteln, Johannisbrot, Krapp, Gelbbeeren (Kreuzbeeren), Taback, Baumwolle, Opium, Mastix, Sennesblätter, Scammonien, Anis, Gummi Tragakanth, Kaffee, Rosen (zu Rosenöl und Rosenwasser), Bau-, Nutz- und Brennholz, Valonea (Knoppern), Seide, Wolle, Kameelhaar, Ziegenhaar, Häute, Schaf-, Ziegen- und Hasenfelle, Ochsen- und Büffelhörner.

Nichtsdestoweniger befindet sich der Landbau in dem kläglichsten Zustande und, weit entfernt, daß die Gesetzgebung des Tanzimat hier Besserung geschafft hätte, indem sie Sicherheit des Eigenthums herstellte, nimmt die Verödung des Landes im-

mer mehr zu. Die Aufzählung der Ursachen, welche noch jetzt die Landescultur herunterbringen, machen fast die einzigen statistischen Mittheilungen aus, welche wir in diesem Zweige liefern können. Diese Ursachen sind:

1) Die allgemeine Indolenz der Landleute, welche sich jeder Verbesserung hartnäckig widersetzt, weshalb die Culturmethoden und die Ackerwerkzeuge in der Türkei noch ganz in ihrem primitiven Zustande sind, wie sie es vor Jahrtausenden waren. Verbesserung des Bodens durch Mergeln, Düngung, Abwechselung der Culturpflanzen und zeitweiliges Ausruhen, Veredelung der Obstbäume und Gemüse, Wiesenbau, sorgfältige und regelrechte Cultur der Futterkräuter: das Alles sind Dinge, wovon man in der Türkei noch gar nichts weiß und bis jetzt auch noch gar nichts wissen will.

2) Der Mangel an Arbeitskräften, indem jährlich dem Lande eine bedeutende Anzahl durch die Armee entzogen werden. Die Conscription decimirt ausschließlich die mohammedanischen Landleute, ohne daß der jährliche Abgang an Rekruten durch eine entsprechende Anzahl Geburten ausgeglichen wird. Außerdem aber strömen alljährlich große Massen unverheiratheter Landleute nach den Städten, vorzüglich nach Konstantinopel, wo sie als Lastträger, Wasserträger, Bootführer, Bediente u. s. w. ein viel bequemeres Leben führen und ihrem Hange zur Trägheit besser fröhnen können.

3) Der Mangel an Capitalien. Die unter dem alten System bewirkte völlige Erschöpfung des Landes, verbunden mit jener Indolenz und dem Mangel an Arbeitskräften, hat zur Folge gehabt, daß der Landmann in der Regel ohne allen Baarvorrath von Geld bleibt. Zur Zeit der Aussaat und der Steuerzahlungen nimmt er daher Geld zu enormen Zinsen (18—30 % für das Jahr) von Wucherern auf, wofür er die künftige Ernte verpfändet. Die Ernte wird sodann wegen der hohen Zinsen zu dem halben Preise dem Wucherer überliefert. Hat ein Unglück, Heuschrecken, Hagel, Dürre, eine Misernte zur Folge, so wird schon weiter die Ernte des folgenden Jahres verpfändet. Inzwischen verkauft man auch das Vieh und was sonst an Betriebscapital noch vorhanden ist, um dem Staate gerecht zu werden und die laufenden Bedürfnisse zu befriedigen. Sind alle Mittel erschöpft, so veräußert der Landmann, was er irgend noch sein Eigenthum nennt, und wendet sich in die Stadt. Zu Anfang dieses Jahres (1852) erließ die Regierung eine Verordnung, wodurch der Zinsfuß für das Landgebiet auf 8 % heruntergesetzt wurde, sogar mit rückwirkender Kraft. Da nun aber die Regierung den Landleuten keinen Nachweis gab, wo sie zu diesem Zinsfuße Geld finden könnten, die einheimischen Wucherer sich von dem Geschäfte zurückzogen, und ausländische Capitalisten von jeder Concurrenz ausgeschlossen sind, weil sie keinen Grundbesitz in der Türkei haben dürfen, also die Hypotheken für sie werthlos bleiben: so mußten die Landleute vor der Hand auf Vorschüsse Verzicht leisten, wovon sich die Folgen sehr bald zeigen werden. Einstweilen hat die Regierung (Ende Mai 1852) diese Verordnung zurückgenommen.

4) Der Mangel an Communicationsmitteln. Die Türkei besitzt bis jetzt noch gar keine Wege, und die wenigen Straßen, welche vor der osmanischen Herrschaft im Lande angelegt wurden, sind längst verfallen und unbrauchbar geworden. Daher können nur die Landleute in der Nähe der Küsten ihre Producte verwerthen; im Innern sind sie auf den unbedeutenden Consum der Provinzialstädte angewiesen, welche jedoch ebenfalls größtentheils Landbau treiben. Um aus dem Innern nach den Küsten und umgekehrt Güter zu transportiren, gibt es nur ein Mittel, das Kameel oder das Maulthier, und dieses Transportmittel ist so theuer, daß nur die werthvollern Waaren eine solche Erhöhung des Preises aushalten können. Getreide aus dem Innern des Landes müßte, falls es noch auf den englischen und den übrigen europäischen Märkten Berücksichtigung finden sollte, unentgeltlich vom Landmanne weggegeben werden. So kommt es, daß der Landmann im Innern sich blos auf seinen eigenen Bedarf beschränkt, d. h. so viel erbaut, als er für seine persönliche Nahrung bedarf, nebst einem kleinen Überschuß, um Steuern, Zinsen und ne Bedürfnisse an Kleidung u. s. w. zu decken.

Industrie.

Die geringe Gewerb- und Fabrikthätigkeit des Landes schrumpft noch viel mehr als die Bodencultur zusammen, und wird binnen kurzem ganz verschwinden, wenn nicht energische Mittel ergriffen werden. Zu den vorhin angegebenen Ursachen, welche den Ackerbau herunterbringen, und die demnach auch nachtheilig auf die Industrie einwirken, kommen noch einige Verhältnisse, die auf die industrielle Thätigkeit speciell einen verderblichen Einfluß ausüben. Hierher gehört zuvörderst der Zolltarif, welcher die Ausfuhren mit 12 % und die Einfuhren mit 5 % belastet. Erwägt man, was oben von der Besteuerung der Seidenindustrie gesagt ist, und daß ausländische Seidenzeuge gegen Erlegung eines Einfuhrzolls von 3 % und einer Consumtionsabgabe von 2 % frei und unbelästigt im ganzen Reiche verkauft werden können, so begreift man nicht, daß überhaupt noch Seidenfabriken in der Türkei existiren können. Zweitens bewirkt die Höhe des Arbeitslohns in der Türkei, verbunden mit der Trägheit und Indolenz des Arbeiters, daß bei gleichen Fabrikaten die Türkei nie mit dem Auslande concurriren kann.

Unter diesen Umständen halten sich im gegenwärtigen Augenblicke nur noch sehr wenige Industriezweige auf solcher Höhe, daß sie dem Auslande Interesse gewähren. Die Seidenfabriken in Damaskus, Aleppo, Brussa und Diarbekir liefern Stoffe, deren Schönheit und Dauerhaftigkeit mit den besten Producten Lyons und Mailands in die Schranken treten können. Rosenöl ist ein Product, welches bis jetzt der Provinz Bulgarien eigenthümlich zu sein scheint, und es werden jährlich bedeutende Quantitäten dieses Artikels ins Ausland geführt. Damit ist aber auch so ziemlich Alles erschöpft. Die Waffenfabriken von Mostar und Travnik in Bosnien, die Teppichwebereien von Uschak in Kleinasien liefern ausgezeichnete Producte, was Schönheit und Solidität betrifft, aber zu so hohen Preisen, daß sie von Europäern nur als Raritäten gekauft werden, als Gegenstände eines regelmäßigen Handelsbetriebs nie in Betracht kommen können. Die Seife von Kreta ist von so geringer Qualität, daß sie nur im Inlande Absatz findet. Dagegen sind eine Menge Industriezweige, welche früher in der Türkei blühten und große Berühmtheit erlangt hatten, jetzt ganz und gar verschwunden. Dahin gehören nicht nur die Fabriken von Baumwollenzeugen, welche durch die englischen Producte ganz unterdrückt wurden, sondern auch andere ganz einträgliche Geschäfte, z. B. die Damascenerklingen-Fabriken von Damaskus, die Zuckerraffinerien von Cypern, die Porzellanfabriken von Nicäa, die Türkischroth-Garnfärbereien von Ambelakia in Thessalien. Von allen diesen Industrien ist selbst die letzte Spur vom türkischen Territorium verschwunden.

Es gibt noch einzelne kleine Geschäftsbetriebe, welche aber nur für das Inland Interesse haben, theils weil die Producte von zu geringer Qualität, theils weil sie gar nicht für den europäischen Consum geeignet sind. Dahin gehören die Töpfereien in den Dardanellen und in Kiutahia, die Badeschürzen von Tokal, die Kupfergeschirre von Tokal, die Kaffeemühlen von Balat (in Kleinasien), die Strümpfe und Pfeifenröhren von Sivas, die Pfeifenköpfe von Konstantinopel und Rusdschuk, die Seifenerde von Aleppo (zum Ausbeizen der Haare).

Die in der Nähe von Konstantinopel auf kaiserliche Kosten angelegten Fabriken sind nur Spielereien und ganz verfehlte Schöpfungen, bei denen sich blos die armenischen Directoren und die angestellten Werkführer und Arbeiter bereichern. Die Privatschatulle des Sultans büßt dabei jährlich einige Millionen ein, und von segensreichem Einflusse auf die Landesindustrie ist nichts wahrzunehmen.

Handel.

Über die Handelsbewegung des Reichs ist es außerordentlich schwer, nur einigermaßen der Wahrheit sich nähernde Angaben zu erhalten. Officielle Veröffentlichungen von Seiten der Pforte oder der Zollbehörde fehlen ganz, und würden auch bei dem außerordentlichen Umfange des Schleichhandels wenig zuverlässig sein. Der Handelsstand ist, eben wegen des schwunghaften Schmuggelhandels, gleichfalls in-

teressirt, daß so wenig als möglich über Ein- und Ausfuhren bekannt werde. Die wenigen Daten, welche die periodische Presse von Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und den Donaufürstenthümern liefert, erweisen sich ganz unbrauchbar, weil sie von unkundigen Leuten redigirt und überall lückenhaft sind, und eigentlich nur dienen, um das große Format der Blätter zu füllen.

Der Binnenhandel, der größtentheils von griechischen, armenischen, aleppinischen, jüdischen und türkischen Detaillisten betrieben wird, entzieht sich vollends jeder annähernden Berechnung. Der auswärtige Handel, wozu auch das Geschäft mit Ägypten und den Donaufürstenthümern gerechnet wird, erreichte im Jahre 1846 (die spätern Jahre als abnorme konnten hier nicht in Betracht gezogen werden) folgende Höhe:

Länder.	Werth der Einfuhren in die Türkei. Türkische Piaster.	Werth der Ausfuhren aus der Türkei. Türkische Piaster.	Werth der Ausfuhr und Einfuhr zusammen. Türkische Piaster.
Großbritannien, Malta und Jonische Inseln	252,300000	130,500000	382,800000
Transito nach Persien	217,500000	217,500000	435,000000
Frankreich	108,702150	229,971450	338,673600
Oestreich	113,765550	185,310000	299,075550
Rußland	97,266000	74,263200	171,529200
Niederlande	26,434950	9,017550	35,452500
Belgien	4,650150	2,079300	6,729450
Sardinien	3,658350	10,426950	14,085300
Griechenland	1,740000	18,705000	20,445000
Persien (directer Handel)	108,750000	6,525000	115,275000
Schweiz, Vereinigte Staaten u. s. w.	91,832850	59,651550	151,484400
	1026,600000	943,950000	1970,550000
Ägypten	91,350000	80,475000	171,825000
Walachei	37,845000	25,230000	63,075000
Moldau	18,922500	12,615000	31,537500
Serbien	7,612500	2,175000	9,787500
Total	1182,330000	1064,445000	2246,775000

Erwägt man, daß die Handelsbewegung der einzigen Stadt Hamburg eine viel größere Summe erreicht als der gesammte Import-, Export- und Transitohandel des türkischen Reichs, so sieht man, in welcher kläglichen Lage sich der Handel befindet, und welcher Ausdehnung er unter andern Verhältnissen fähig sein würde.

Der Handel der einzelnen Staaten mit der Türkei erfodert indessen noch einige Bemerkungen.

Großbritannien. Der Handel mit Großbritannien hat seine jetzige schwunghafte Höhe eigentlich erst in den letzten Jahren erreicht, und es sind gegenwärtig vier Dampfschiffahrtslinien zwischen beiden Ländern in regelmäßiger Thätigkeit. Die Einfuhren aus Großbritannien bestehen größtentheils in Baumwollenzeugen, Wollenzeugen, Quincaillerien, Uhren, Colonialwaaren (Zucker, Pfeffer, Piment, Indigo, Cochenille), Eisen, Steinkohlen, Steinzeug, Farbehölzern. Die Ausfuhren nach Großbritannien sind Getreide, Schafwolle, Rohseide, Leinsaat, Sesam, Opium, Angorahaare, Gelbbeeren, Buxbaumholz, Talg, Valonea, Galläpfel, Rosinen, Korinthen, Schwämme, Rosenöl.

Frankreich. Der Handel mit Frankreich, in frühern Zeiten fast Monopol, hat dagegen bedeutend abgenommen, wozu die französische Zollgesetzgebung nicht wenig beigetragen, indem gerade die türkischen Ausfuhrartikel in dem französischen Tarif sehr schwer belastet sind. Die Einfuhren aus Frankreich sind: Baumwollenzeuge, Kaffee, Wollenzeuge, Raffinaden, Seidenzeuge, gegerbte Häute, Papier, Steinzeug,

Glaswaaren, Cochenille, pariser Artikel, Mobilien. Die Ausfuhren sind Rohseide, Getreide, Leinsaat, Sesam, Wolle, Ziegenhaar, Öl, Schwämme, Taback, Rosenöl, Opium, Galläpfel.

Östreich. In dem Handel mit Östreich steckt ein großer Theil des Handels der übrigen deutschen Staaten, welcher über Triest oder die Donau abwärts betrieben wird. Die Einfuhren bestehen in Tuch, Glaswaaren, Bernstein, Leinen- und Baumwollenzeugen, Eisen- und Stahlwaaren, Droguen- und Farbestoffen. Die Ausfuhren bilden Südfrüchte, Getreide, Krapp, Rohseide, Galläpfel, Taback.

Rußland führt ein: Butter, Talg, Caviar, Theer, Leinen, Tauwerk, Ketten, Stangeneisen, Pelze und Getreide. Nach Rußland gehen: Öl, Seife, Baumwolle, Südfrüchte.

Niederlande und Belgien. Einfuhren: Raffinaden und Halbraffinaden, Kaffee, Wollenzeuge, Kupfer, Eisen, Nägel, Fensterglas, Leder, Indigo, Bleiweiß, Waffen. Die Ausfuhren dahin bestehen fast ausschließlich in Getreide und Leinsaat.

Sardinien vermittelt fast ganz allein den Handel Italiens mit der Türkei. Einfuhren bilden: Seidenstoffe, Taffet, Sammet, Leder, Colonialwaaren. Ausgeführt wird dahin Getreide.

Griechenland. Die Einfuhren aus Griechenland sind höchst unbedeutend, und beschränken sich auf etwas Wein, Öl und Feigen. Die Ausfuhren nach Griechenland sind: Seife, Schlachtvieh, Holz, gesalzene Fische, Seide, Getreide und Wachs.

Persien. Die Einfuhren, welche zum Theil transito nach Europa gehen, sind Rohseide, Shawls, Teppiche, gestickte Mousseline, Tumbeki (Taback aus Schiraz), Schreibrohre, Contanten, Perlen, Diamanten. Die Ausfuhren aus der Türkei nach Persien sind Manufacturwaaren.

Die Schweiz treibt ein bedeutendes Exportgeschäft nach der Türkei in Uhren, Baumwollenzeugen, Möbelcattun und Taffet. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bringen Rum, Kaffee, Farbehölzer und andere Colonialwaaren, und empfangen dafür Südfrüchte und Wolle. Brasilien schickt jährlich 12—15 Ladungen Kaffee.

Die übrigen Staaten, wie Toscana, Neapel, die Hansestädte, Schweden und Norwegen, treiben nur ganz unbedeutende Geschäfte mit der Türkei; jedoch empfängt Norddeutschland seit 10 Jahren direct bedeutende Quantitäten an Südfrüchten und Roggen, nebst etwas Buxbaumholz. Die directen Einfuhren aus den deutschen Nordseehäfen sind fast null, und beschränken sich auf etwas Raffinaden, Kaffee, Colonialwaaren (Cardamom, Cassia lignea, Nelken), Farbeholz, Blei, Seife, Wein, Kremserweiß, Bleiweiß.

Transportmittel.

Der Landtransport der Waaren kann bei dem absoluten Mangel an Wegen nur durch Karavanen vermittelt werden, zu denen man sich größtentheils der Kameele bedient, seltener der Maulesel und Pferde. Die großen Handelsstädte des Innern sind nicht nur unter sich, sondern auch mit den Seehäfen des Reichs und mit Persien, Indien, Georgien, Arabien, Nubien, Sennaar, Dafur u. s. w. durch solche Karavanenstraßen verbunden, und man rechnet ungefähr 100000 Kameele, welche in der Türkei zu diesem Dienste verwendet werden. Eine Karavane legt täglich 6—7 deutsche Meilen zurück. Die Kameelmiethe ist verschieden nach der Jahreszeit und nach dem Überfluß an Producten, und variirt von 90 Para bis 1 Piaster (4—7½ Silbergroschen) für den Tag und für den Batman (à 6 Okken).

Schiffahrt.

Die Küstenschiffahrt ist in der Türkei allen Flaggen freigegeben, und muß es sein, solange sich die einheimische Schiffahrt nicht ausreichend für das Bedürfniß erweist. Dies ist seit der Abtrennung Griechenlands noch viel mehr als früher der

Fall, weil ein großer Theil der seemännischen Bevölkerung des Landes damit un
hellenische Herrschaft kam. Die bei der Küstenfahrt am meisten betheiligten Flagg
sind die türkische, nebst der samiotischen, moldauischen, walachischen, serbischen u
jerusalemer Flagge. Letztere ist den levantinischen Katholiken eigen und genießt
Frankreich u. s. w. einige Vorrechte. Sodann die griechische, östreichische, ionis
und russische. Die Seefahrer unter türkischer, samiotischer, griechischer, ionisch
und russischer Flagge sind dem größten Theile nach Griechen. Die statistisch
Feststellungen über die Küstenfahrt sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft,
die Türkei eine Menge kleiner Häfen besitzt, wo man gar keine Register führt, wä
rend in den größern Häfen die Controle nur sehr ungenau geführt wird. Ei
annähernde Zusammenstellung der Ergebnisse aus den bedeutendsten Häfen gewäh
folgende Zahlen (Ankunft und Abfahrt zusammengerechnet) für das Jahr 1846:

Häfen:	Zahl der Fahrzeuge:	Tonnengehalt:
Konstantinopel . .	15770	2,638994
Smyrna	5916	281884
Beirut	1150	150219
Salonichi	840	74655
Trapezunt	266	71393
Varna	480	40175
Candia	598	33436
Alexandrette . . .	417	32515
Basra	186	17854
Total	25623	3,341125

Über die lange Fahrt hat man in Konstantinopel ziemlich zuverlässige Daten
(mit Ausnahme der griechischen und der einheimischen Flaggen). In dem Hafen
von Konstantinopel sind angekommen:

	Segelschiffe:	Dampfschiffe:	Zusammen.
im Jahre 1841 . . .	3318	274	3592
" " 1842 . . .	4502	314	4816
" " 1843 . . .	4925	394	5319
" " 1844 . . .	5305	380	5685
" " 1845 . . .	6445	369	6814
" " 1846 . . .	7783	414	8197
" " 1847 . . .	11021	462	11483
" " 1848 . . .	6628	442	7070
" " 1849 . . .	5809	485	6294
" " 1850 . . .	4997	488	5485
" " 1851 . . .	6231	470	6701

Über den Antheil der einzelnen Flaggen gibt folgende Übersicht für die letz
sechs Jahre Auskunft:

Flaggen.	1846.		1847.		1848.		1849.		1850.		1851.		Antheil der einzelnen Flaggen. Procent.
	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	Segelschiffe.	Dampfschiffe.	
Ägyptische	3	29	4	29	2	22	3	18	7	15	2	18	0,84
Amerikanische	9	1	4	—	5	—	—	—	1	1	1	1	0,05
Argentinische	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	2	—	0,01
Belgische	8	—	26	—	8	—	2	—	2	—	4	—	0,11
Bremer	55	—	106	—	31	—	4	—	4	—	29	—	0,81
Dänische	12	—	42	—	8	—	4	—	3	—	8	—	0,17
Englische	863	44	1992	54	1342	62	1006	68	739	74	1096	60	16,37
Französische	178	45	563	66	157	55	192	49	89	50	89	48	3,50
Griechische	3402	—	2854	—	2400	—	2311	—	1877	—	2505	1	33,99
Hamburger	2	—	8	—	—	—	1	—	2	—	3	—	0,04
Hannoversche	25	—	44	—	6	—	10	—	10	—	23	—	0,26
Jerusalemer	2	—	13	—	4	—	4	—	3	—	2	—	0,06
Jonische	246	—	231	—	237	—	220	—	203	—	303	—	3,18
Kniphäuser	—	—	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	0,01
Lübecker	4	—	4	—	—	—	2	—	—	—	2	—	0,03
Mecklenburger	32	—	26	—	15	—	48	—	34	—	55	—	0,46
Moldauische	16	—	7	—	1	—	—	—	—	—	1	—	0,06
Neapolitanische	96	—	465	—	40	—	39	—	39	—	66	—	1,65
Niederländische	26	—	49	—	17	—	7	—	21	—	15	—	0,30
Norwegische	26	—	145	—	21	—	15	—	14	—	39	—	0,37
Östreichische	711	170	1318	171	616	167	574	154	657	160	653	180	12,23
Oldenburger	—	—	6	—	1	—	—	—	—	—	19	—	0,06
Osmanische	52	86	63	109	54	98	56	156	55	154	54	125	2,25
Päpstliche	9	—	44	—	13	—	15	—	8	—	17	—	0,28
Portugiesische	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	0,00
Preußische	32	—	99	—	13	—	10	—	52	—	89	—	0,65
Russische	997	39	1123	33	848	37	699	39	554	34	480	37	10,89
Samiotische	8	—	8	—	1	—	2	—	—	—	—	—	0,04
Sardinische	887	—	1518	—	716	1	546	—	553	—	597	—	10,65
Schwedische	28	—	155	—	28	—	3	—	23	—	43	—	0,62
Serbische	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	0,01
Toscanische	36	—	77	—	40	—	30	—	39	—	25	—	0,54
Tunetanische	1	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	0,01
Walachische	18	—	25	—	2	—	1	—	4	—	8	—	0,13
	7783	414	11021	462	6628	442	5809	485	4997	488	6231	470	
Total	8197		11483		7070		6294		5485		6701		100

Nimmt man an, daß die Hälfte der dänischen Schiffe aus Holstein und Schleswig sind, und daß von 12,23 % der östreichischen Schiffe 10 % auf Triest entfallen, so ergeben sich im Großen folgende Gruppen:

Osmanische Flaggen	3,00 %
Griechische	46,99 „
Deutsche	12,12 „
Nordische (belgische, holländische, dänische, schwedische, russische)	2,68 „
Englische und amerikanische	16,42 „
Französische	3,50 „
Italienische	15,31 „

Über die Länder, von welchen diese Schiffe herkommen, hat man ebenfalls genaue Angaben. Schwerer ist es, die Bestimmung der von Konstantinopel abgehenden Schiffe zu ermitteln, da sehr oft die Capitäne selbst es nicht wissen, wohin ihre Bestimmung lautet, auch keine Behörde in Konstantinopel die Abfahrten con-

trollirt. Die allgemeinen Rubriken: nach dem Schwarzen Meere, nach Livorno oder Marseille, nach Falmouth, Queenstown, Plymouth u. s. w. für Ordre, sind gar zu unbestimmt. Folgende Tabelle ist nach ziemlich genauen Daten angefertigt:

Angekommen von	Angekommene Schiffe im Jahre 1850. Segelschiffe.	Dampfsch.	im Jahre 1851. Segelschiffe.	Dampfsch.	Bemerkungen.
Belgien	27	—	21	—	
Brasilien	12	—	10	—	sämmtlich mit Kaffee.
Bremen	—	—	14	—	größtentheils in Ballast.
Frankreich	134	49	138	46	
Algerien	13	—	15	—	sämmtlich in Ballast.
Griechenland	551	7	770	6	
Großbritannien	368	44	591	49	
Gibraltar	5	—	7	—	sämmtlich in Ballast.
Malta	118	1	175	2	meist in Ballast.
Ostindien	—	—	1	—	
Hamburg	1	—	—	—	in Ballast.
Den Jonischen Inseln	87	—	129	—	in Ballast.
Kirchenstaat	2	—	4	—	in Ballast.
Neapel und Sicilien	74	—	112	—	meist in Ballast.
Niederlande	17	—	15	—	
Östreich	195	52	183	49	
Oldenburg	—	—	4	—	in Ballast.
Portugal	—	—	2	—	in Ballast.
Madeira	1	—	4	—	in Ballast.
Rußland	1432	32	1424	33	meist mit Getreide.
Sardinien	242	—	248	—	meist in Ballast.
Spanien	51	—	106	—	sämmtlich in Ballast.
Toscana	140	—	88	—	meist in Ballast.
Türkischen Häfen	1526	303	2169	289	
Den Vereinigten Staaten	1	—	1	—	in Ballast.
	4997	488	6231	474	
Total	5485		6705		

Einige Gegenstände, die sich auf den Verkehr beziehen.

Noch bleibt uns übrig, einige statistische Mittheilungen über solche Gegenstände zu machen, welche mit Handel und Schiffahrt in naher Beziehung stehen.

Handelsverträge. Die Basis der Handelsverträge, welche die Türkei mit den meisten Staaten abgeschlossen hat, bildet der englische Vertrag vom 16. Aug. 1838. Folgende Staaten haben auf dieser Basis Verträge abgeschlossen: 1) Östreich; 2) Belgien; 3) Dänemark; 4) Spanien; 5) die Vereinigten Staaten von Nordamerika; 6) Frankreich; 7) die Niederlande; 8) Portugal; 9) Sardinien; 10) Schweden und Norwegen; 11) Toscana; 12) die Hansestädte; 13) der Deutsche Zollverein. Rußland hat am 18. (30.) April einen Vertrag auf neuer Basis abgeschlossen, worin zwar hinsichtlich der Ein- und Ausgangszölle Dasselbe wie mit Großbritannien und den übrigen Staaten verabredet ist, jedoch verschiedene Monopole, Handelsbeschränkungen u. s. w. zugelassen sind, sodaß die russischen Kaufleute und Unterthanen ungünstiger gestellt wurden als alle übrigen. Diesem Vertrage ist Neapel im Jahre 1851 beigetreten. Griechenland hat noch gar keinen Handelsvertrag mit der Pforte. Östreich hat für seine Landgrenze noch Specialverträge mit der Pforte. Die Staaten, welche mit der Pforte gar keinen Vertrag haben, müssen ihre Unterthanen, Schiffe und Waaren unter den Schutz einer andern Macht stellen.

Handelsgesetzgebung. Im Jahre 1850 ist ein Theil des französischen „Code de commerce" ins Türkische übersetzt und, nach den Localbedürfnissen modificirt,

s rechtsgültig eingeführt worden, um bei den Entscheidungen der Handelsgerichte s Grundlage zu dienen. Anderweitige Reglements werden hin und wieder erlas- n und den Gesandtschaften und Consulaten amtlich mitgetheilt. Von einem Sy- em, Freihandel, Schutzzollsystem oder Prohibitivsystem, ist keine Rede; es herrscht i der Türkei die wunderlichste Vereinigung aller drei Systeme. Bei der Zulassung emder Flaggen zur Küstenschiffahrt, bei der ganz unbedeutenden Belastung der chiffahrt mit Abgaben, sowie nach dem Wortlaute der Verträge herrscht die unbe- enzte Handelsfreiheit. Dessenungeachtet finden aber statt: Beschränkungen gewisser eschäftsbetriebe auf eine bestimmte Zahl oder Classe von Unterthanen; Handelsver- te für gewisse Artikel, welche von einzelnen Gesandtschaften anerkannt, von andern cht anerkannt werden; die störendste Einwirkung der Regierung in die Geldcircu- tion; ganz barocke Bestimmungen über den Betrieb einzelner Geschäftszweige, B. Grundeigenthum, Bücher, Wein u. s. w. nur an bestimmte Classen von Un- rthanen zu verkaufen, wobei die Religion der Classificationsgrund ist; Verbot emder Münzsorten, ohne für hinreichenden Vorrath von Landesmünze zu sorgen, ährend gleichzeitig der Befehl der Regierungsbank besteht, die gekauften Wechsel r Hälfte in den verbotenen fremden Münzsorten zu bezahlen; willkürliche Herab- ung des Zinsfußes mit rückwirkender Kraft; Feststellung der Preise der Lebens- ittel, und zwar so niedrig, daß Niemand dafür gute unverfälschte Waare liefern nn. Eine Folge davon ist, daß die Brotpreise in Konstantinopel so hoch stehen, ie sie in Deutschland nur im Hungerjahre 1847 standen, und die Holzpreise dop- lt so hoch sind wie in Paris. Alles dies bildet das seltsamste Gemisch, wobei atürlich an consequente Durchführung irgend eines Systems nicht gedacht werden nn. Auch die Schiffahrt wird zuweilen den seltsamsten Anordnungen unterworfen. So geschah es im Jahre 1847, daß die türkische Regierung sich veranlaßt sah, mit r griechischen Regierung einen Quarantänekrieg zu führen, wobei meist die Flag- n dritter unbetheiligter Staaten darunter litten.

Handelsgerichte. In Konstantinopel besteht schon längst ein Handelsgericht; Smyrna und Alexandrien sind sie in der Organisation begriffen. Für Processe it Europäern ist der Dienstag angesetzt, für Processe mit Rajas der Montag, für rocesse unter Türken der Donnerstag. Für die Processe mit Europäern besteht as Tribunal aus einem Präsidenten (dem Handelsminister) oder einem Vicepräsi- nten, nebst 10, 12 oder 14 Beisitzern, wovon die eine Hälfte europäische Kauf- ute und die andere Hälfte türkische Unterthanen sind. Das Handelsgericht ist noch hr fehlerhaft in seiner Einrichtung.

Zollgesetzgebung. Alle Waaren bezahlen bei ihrem Eingange oder Ausgange % Eingangs- oder Ausgangszoll. Außerdem ist durch die Verträge an die Stelle r frühern zahlreichen Binnenabgaben eine Consumtionsabgabe von 2 % beim Ein- ange, und eine Zuschlagsteuer von 9 % beim Ausgange stipulirt, nebst einem halben rocent Schreibgebühren. Von sieben zu sieben Jahren wird ein Tarif verabredet, welchem die Zollsätze nach den Durchschnittspreisen der verflossenen Jahre berech- t sind. Der Transitozoll beträgt 3 %.

Quarantäne. Durch die Einführung der Quarantäne und der General-Sani- ts-Intendantur seit 1838, mit Zweigintendanturen in den Häfen und wichtigsten renzplätzen, hat die Türkei einen großen Fortschritt gemacht, indem dadurch nicht ur den Verheerungen der Pest ein Ziel gesetzt, sondern auch der Handel und Ver- hr mit Europa nunmehr fast ganz frei wird. Für Schiffe, welche vom Auslande mmen, ist es erfoderlich, daß sie mit einem Gesundheitspatente versehen sind. Ha- n sie reines Patent, so erhalten sie ohne weiteres Pratica. Im entgegengesetzten alle, sei es, daß sie gar kein oder ein unreines Patent haben, werden sie den Um- änden nach als verdächtig oder als angesteckt behandelt.

Schiffahrtsabgaben. Die Schiffahrtsabgaben sind höchst unbedeutend. Eine eringe Quarantänegebühr von 5 — 20 Piastern für das Schiff (nach Verhältniß iner Größe) und ein Ankergeld von 6 Piastern für das Schiff, ohne Rücksicht

auf seine Größe oder auf die Dauer seines Aufenthalts im Hafen, ist Alles, was in den Häfen diesseits der Dardanellen vorkommt. Für Schiffe, welche die Dardanellen oder den Bosporus passiren, ist eine Abgabe von respective 59 oder 76½ Piastern (je nachdem sie in Ballast oder mit Ladung passiren) festgestellt, d. h. für Einfahrt und Ausfahrt durch jede einzelne Meerenge zusammen. Ein Schiff, welches also nicht weiter als nach Konstantinopel geht, bezahlt nur respective 59 oder 76¼ Piaster; ein Schiff, welches das Schwarze Meer besucht, bezahlt respective 118 und 153 Piaster. Für Schiffe, welche nach dem Schwarzen Meere fahren, ist ein Leuchtgeld von ¼ Piaster für die Tonne festgesetzt, welches aber nur bei der Ausfahrt bezahlt wird.

Posten. Für die innere Communication hat die türkische Regierung reitende Posten (Tataren), welche ihren Dienst sehr prompt und regelmäßig versehen. Außerdem unterhalten türkische Dampfschiffe mehr oder minder regelmäßige Communicationen zwischen Konstantinopel, Ineboli, Sinope, Samsun, Trapezunt, Varna, Brussa, Nikomedien, Gallipoli, Dardanellen, Salonichi, Smyrna, Kreta, Beirut und Alexandrien. Auf allen türkischen Posten ist Frankirungszwang. Da die Küstenschifffahrt auch fremden Flaggen gestattet ist, so wird ein Theil dieser Communication durch fremde Dampfschiffe besorgt.

Für die Communication mit dem Auslande bestehen folgende Posten: 1) Die wiener Landpost, welche die beiden Endpunkte Konstantinopel und Salonichi über Belgrad und Wien mit Deutschland, Dänemark, Belgien, den Niederlanden, Großbritannien u. s. w. verbindet, und wöchentlich läuft. 2) Die russische Landpost, die alle 14 Tage über die Moldau und Walachei nach Rußland geht, mit Francaturzwang. 3) Die Dampfschiffahrt des Östreichischen Lloyd, welche ihren Ausgangspunkt in Triest hat. Dieselbe berührt folgende Punkte der Türkei: Konstantinopel, Burgas, Varna, Galatz, Ibrail, Tultscha, Sinope, Samsun, Trapezunt, Batum, Gallipoli, Dardanellen, Salonichi, Tenedos, Cap Baba, Mitylene, Smyrna, Chios, Rhodos, Larnako, Beirut, Alexandrien. Für Briefe nach türkischen, griechischen und ionischen Häfen ist Francaturzwang. Für Briefe nach Triest und weiter nach Deutschland u. s. w. steht die Francatur in dem Belieben des Absenders. 4) Die Donau-Dampfschiffahrt, welche von Belgrad ab alle Donauhäfen bis Ibrail und Galatz berührt, und dieselben mit Deutschland, Ungarn u. s. w. in Verbindung setzt. 5) Die russischen Dampfschiffe, die Konstantinopel und Galatz mit Odessa und dem übrigen Rußland verbinden, und bei deren Beförderung Francaturzwang herrscht. 6) Die Dampfschiffe der französischen Messageries nationales. Sie berühren Konstantinopel, Gallipoli, Dardanellen, Salonichi, Mitylene, Smyrna und Alexandrien, und setzen dieselben mit Griechenland, Malta, Italien und Frankreich in Verbindung. Eine andere Linie besteht zwischen Tunis und den Häfen von Algerien. 7) Die englischen Dampfboote der Peninsular- and Oriental-Steamboat-Company. Dieselben fahren monatlich einmal zwischen Southampton, Alexandrien und Konstantinopel, mit Berührung von Smyrna, Malta, Gibraltar, Lissabon und Oporto. Auch fahren sie zwei mal monatlich nach Sinope, Samsun und Trapezunt. 8) In Sues legen zwei mal englische Dampfboote aus Bombay an, mit den Posten aus China, Singapur, Kalkutta, Madras, Ceylon, Batavia und Aden. Über die Weiterbeförderung des indischen Briefbeutels zwischen Sues und Alexandrien bestehen specielle Verträge mit dem Vicekönige von Ägypten. 9) Eine dritte Dampfschiffahrtslinie unter englischer Flagge verbindet Malta mit Tripolis in Afrika. 10) Die ägyptischen Dampfboote, welche sehr unregelmäßig zwischen Konstantinopel und Alexandrien mit Berührung von Rhodos fahren. Außerdem besteht in Konstantinopel ein griechisches Postbureau, welches die Correspondenz von und nach Griechenland befördert. Die Verbindung mit Persien ist jetzt noch nicht organisirt, und wird bis jetzt blos durch die englischen und türkischen Gesandtschaftskuriere besorgt.

Münzen, Gewichte und Maße. Die Münzeinheit ist der Piaster (türk. Gruschi), welcher in 40 Para eingetheilt ist. Nach der neuen Ausprägung betragen 110

türkische Piaster ein Pfund Sterling. Die neugeprägten Münzen (Medschidie) sind: Goldmünzen, 100- und 50Piasterstücke; Silbermünzen, Stücke von 20, 10, 5, 2, 1 und ½ Piaster; Kupfermünzen, Stücke von 5 und 1 Para. Die ältere Münze (Beschlik), welche als Wechselmünze im Handel gilt, cursirt in folgenden Werthen: Goldmünzen in 20, 10, 5, 4½, 3 Piasterstücken; Silbermünzen in 6, 5, 3, 2½, 2, 1½, 1, ½ und ¼ Piasterstücken und in einzelnen Para. Noch ältere Münzen sind verboten. Ein Beutel enthält 500 Piaster; ein Jük 100000 Piaster.

Die Gewichtseinheit ist die Okke, welche 400 Drem hält. 100 Kilogramm = 78 Okken; 100 wiener Pfund = 43 Okken. Ein Batman wiegt 6 Okken; ein Kantar wiegt 44 Okken. Rosenöl und Droguen werden nach Medical (türk. Miskal) verkauft; 2 Medical = 3 Drem. In Ägypten und Syrien ist die Gewichtseinheit der Rotl; 150 Rotl = 79 Okken. Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.

Das Hohlmaß ist der Kilo (türk. Kil); doch ist der Kilo fast in jeder türkischen Stadt verschieden. 100 konstantinopler Kilo = 43 triester Staja = 12¾ englischen Quarters. Von den wichtigsten Orten des türkischen Reichs ist das Getreidemaß wie folgt:

1 Kilo	von	Salonichi, Varna, Amasia, Angora und Samsun	= 4	konstant. Kilo.
1 „	„	Charput	= 3¾	„ „
1 „	„	Merzifun	= 6	„ „
1 „	„	Tschorum	= 7	„ „
1 „	„	Zile	= 8	„ „
1 „	„	Tokat	= 10⅝	„ „
1 „	„	Galatz	= 11¼	„ „
1 „	„	Ibrail	= 17¼	„ „
1 Mut	„	Bozuk und Kaissarié	= 14½	„ „
1 „	„	Siwas	= 13½	„ „
1 Ardeb	„	Alexandrien	= 7¾	„ „
1 „	„	Rosette	= 8	„ „

Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart.

Erster Abschnitt.*)

Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche.

Einleitung.

Alle Religion macht den Anspruch, unwandelbare Wahrheit, unantastbare Autorität zu sein; alle religiöse Gemeinschaft fodert Übereinstimmung des Glaubens und des Lebens unter ihren Angehörigen. Alle religiöse Bewegung hat daher ihren Ursprung in dem Widerstreben des unaufhaltsam fortschreitenden Menschengeistes gegen die Autorität der überkommenen Religionslehren, in dem Widerstreite individueller Entwickelung gegen die beanspruchte Uniformität der Kirche.

Im Judenthum kam der Gegensatz der fortschreitenden Geistesentwickelung gegen die Autorität der Überlieferung nicht zum Bewußtsein, so lange diese Überlieferung eine flüssige, von Geschlecht zu Geschlecht lebendig fortgepflanzte war. Die Umwandelung derselben in die todten und wechsellosen Formen der Schrift (Zusam-

*) Ein zweiter Abschnitt, welcher die Verhältnisse der katholischen Kirche behandelt, wird in kurzem nachfolgen. D. Red.

menstellung der Bibel durch Esra um 450 vor Christo) bildet den großen weltgeschichtlich wichtigen Wendepunkt aller religiösen Entwickelung. Die unwandelbare Autorität war gegeben, dem freien Fortschritte des Menschengeistes wie der freien Gestaltung des Lebens nach dem Bedürfnisse der Zeit eine unübersteigliche Schranke gesetzt. Das Pharisäerthum verstand es, diese Schranke unvermerkt zu durchbrechen, durch den Kunstbau einer spitzfindigen Auslegung und durch die Fiction einer besondern lebendigen Überlieferung; wogegen die Sadducäer die Unantastbarkeit des todten Buchstaben vertraten. Jene sind daher im Princip die Rationalisten, diese die Orthodoxen des Judenthums.

Das Christenthum übernahm vom Judenthum die Erbschaft des geschriebenen Worts, das nur durch neue Schriften erweitert wurde. Es erklärte sich zwar berufen, seine Bekenner von der Fessel des Gesetzes zu befreien; doch legte es ihnen sehr bald die noch schwerere des Glaubens auf. Es setzte unter seinen Angehörigen nicht nur die volle Übereinstimmung des Glaubens voraus, sondern foderte auch die Kundgebung derselben im Bekenntniß. Es schuf neben der Autorität der Überlieferung auch noch die Überlieferung der Kirche, und setzte damit nicht nur der fortschreitenden, sondern auch der individuellen Entwickelung eine unübersteigliche Schranke.

Das Judenthum kannte den Begriff der Kirche nicht, weil die religiöse Gemeinschaft seiner Angehörigen auf der natürlich gegebenen Einheit der Nation beruhte. Daher war sein Priesterthum nur ein dienendes, kein staatsgewaltiges. Das Christenthum, das die Schranke der Nationalität durchbrach, mußte für die neue Gemeinschaft neue Grundlagen gewinnen. Es mußte Unterscheidungslehren aufstellen und in bestimmte Formeln fassen, um in gleicher Weise seinen Gegensatz gegen das Heidenthum wie gegen das Judenthum zu documentiren. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums bilden daher die Zeit des strengsten Dogmatismus. Ihnen verdanken wir die drei Bekenntnisse, das apostolische, das athanasische und das nicäanische, von denen der Lehrinhalt, die Evangelien, in bindende Formeln gefesselt wurden.

Die katholische Kirche suchte dem in Lehrformeln erstarrenden Christenthume wieder Leben einzuhauchen, indem sie sich selbst als den lebendigen Leib Christi, als den Träger und Erben des Heiligen Geistes proclamirte. Vor dem lebendigen Strome der Tradition mußte allmälig die starre Autorität des todten Schriftwerks erblassen. Wir müssen es ausdrücklich hervorheben: das Lebensprincip der katholischen Kirche ist die Fortentwickelung nach dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit, und nur unter dem Schein des Festhaltens an der überkommenen Autorität. Aber sie hat dieses Recht des Menschengeistes und seines ewigen Fortschritts nicht als ein Gemeingut Aller anerkannt, sondern zu einem gottverliehenen Vorrecht Weniger gemacht. Sie hat den Gegensatz des Priesterthums gegen das Laienthum geschaffen, und jenes zum alleinigen Träger der Kirche erhoben, um dieses unter die unlösbare Fessel der Autorität desto unbeschränkter zu beugen. Sie hat ferner, dem Princip der Katholicität, d. h. der untheilbaren Einheit und Uniformität der Kirche zu Liebe, das gesammte Lebens- und Freiheitsprincip derselben immer mehr beschränkt und endlich in einen einzigen Mittelpunkt, in eine einzige Persönlichkeit zusammengedrängt, und somit die Unfehlbarkeit der Kirche zu einer Unfehlbarkeit des Papstthums gemacht, dem die gesammte Christenheit als unbedingtgläubige und gehorchende Masse gegenübergestellt wurde.

Was mußte die Reformation dem so gestalteten Christenthume gegenüber wollen? Der Gesammtheit die Freiheit wiedergeben, die von Wenigen, und endlich von Einem für sich allein in Anspruch genommen worden war. Was aber that die Reformation in Wahrheit? Das ist es, was wir hier sorgfältig zu prüfen haben, wenn wir das Verständniß der gegenwärtigen religiösen Bewegung gewinnen wollen.

Die Reformation.

Die Reformation war zunächst nicht gegen das Princip der katholischen Kirche, sondern nur gegen einzelne grelle Mißbräuche gerichtet, zu denen dieselbe in der

Verfolgung ihres Wegs gelangt war. Um aber diese bekämpfen zu können, mußte zugleich auch die Autorität angegriffen werden, auf die sich dieselben stützten. Der Kampf gegen die Unfehlbarkeit des Papstthums war nur die nothwendige Consequenz des Kampfes gegen die Unfehlbarkeit seiner einzelnen Anordnungen. Damit aber hatte das gesammte Gebäude der Hierarchie und der katholischen Kirche mit seinen Institutionen und Traditionen seinen Halt verloren. Man schien sich auf dem Boden der absoluten Negation zu befinden, wenn man nicht eine andere ausreichende Autorität für den Wiederaufbau der Kirche zu gewinnen vermochte.

Die treibende Kraft der Reformation ist also der Protest gegen eine Autorität, die der Freiheit des menschlichen Denkens und Wollens unbefugten und zur Zeit unerträglich gewordenen Zwang auferlegte. Sie trat mit diesem Protest, vielleicht unbewußt, für das absolute und unveräußerliche Recht der Vernunft und des Fortschritts in die Schranken. Denn der Angriff gegen irgendwelche, durch Überlieferung einmal anerkannte Autorität ist zugleich der Angriff auf die unbedingte Geltung aller Autorität und aller Tradition überhaupt. Aber die Reformation ist vor der Consequenz des ersten Schritts, den sie gethan, zurückgeschreckt, und dadurch in einen innern Widerspruch mit sich selbst gerathen, von dem sie sich bisher vergebens zu befreien suchte. Sie stand vor der Autorität des Bibelworts und der apostolischen Bekenntnisse still, nachdem sie die des Papstthums verleugnet hatte. Woher schöpfte sie das Recht, die eine, seit undenklichen Zeiten als göttlich anerkannte Autorität zu verwerfen, wenn sie zu gleicher Zeit für eine andere, ebenfalls nur auf traditioneller Anerkennung ruhende Autorität die Unterwerfung der menschlichen Vernunft forderte?

Der Protest, den die Reformation im Namen der menschlichen Vernunft gegen die ausschließliche und göttliche Berechtigung des Papstthums und der Hierarchie schleuderte, war ohne Zweifel ein berechtigter; aber nur von dem Moment ab, in welchem er ausgesprochen wurde. Denn eine jede Autorität ist so lange eine berechtigte, als sie freiwillige und allgemeine Anerkennung findet. Das Papstthum verlor das Recht, die christliche Kirche als solche zu vertreten erst in dem Moment, wo im Geiste ihrer Angehörigen das Bewußtsein des Rechts und der Pflicht erwachte, an dem Fortbau und der Entwickelung der Kirche selbstthätig mitzuwirken. Die Aufgabe der Reformation war es und ist es noch heute, nicht die thatsächliche Entwickelung einer geschichtlichen Vergangenheit durch einfache Rückkehr zu dem ersten Ausgangspunkte derselben zu verleugnen und abzubrechen, sondern sie im Geiste der Gegenwart und der Zukunft auf eine neue Bahn zu führen.

Die Errichtung der evangelischen Kirche auf Grund des unantastbaren Bibelworts und der ältesten Bekenntnisse ist aber nicht nur das Aufgeben des geschichtlich gewordenen Christenthums, sondern auch das völlige Abbrechen und Verschließen des Wegs, auf welchem die bisherige Entwickelung vor sich gegangen war, ohne daß zugleich ein neuer Weg für eine solche eröffnet worden wäre. Die Befreiung des menschlichen Geistes von den Fesseln der Autorität mußte daher eine fruchtlose sein; denn es wurde an die Stelle derselben eine andere, nicht eben mehr berechtigte, wol aber weniger bewegliche aufgestellt. Die Reformation hat sich die Lebensader einer freien und natürlichen Entwickelung selbst durchschnitten, da sie ihre Berechtigung anderswo suchte als in sich selbst; d. h. in dem Bedürfnisse und dem Bewußtsein der Zeit, wie es einmal aus der geschichtlichen Vergangenheit des Christenthums hervorgegangen war, weil sie zur Grundlage für ihren Bau eben die Vergangenheit und nicht die Zukunft des Christenthums machte.

Die Reformation ist auf diesen Weg der Entwickelung gedrängt worden durch äußere Ursachen, denen sie zu widerstehen nicht stark genug war. Wäre der Kampf, den sie zu bestehen hatte, nur gegen die geistige Macht der katholischen Lehre und nicht auch zugleich gegen die geistliche Macht des Papstthums und der Hierarchie gerichtet gewesen, ihr Sieg würde nicht nur ein sicherer und entschiedener gewesen sein, sondern sie hätte mit demselben ohne Zweifel auch den höchsten Preis dieses

Kampfes, die Herstellung einer vollen Denk- und Gewissensfreiheit, die Geltung der menschlichen Vernunft und der geschichtlichen Entwickelung auf dem Gebiete der Religion errungen. Aber ihr gefährlichster Gegner war die weltliche, die materielle Macht des römischen Kaisers, und die Mittel, die wir sie zu ergreifen genöthigt sehen, zuerst um sich vor dieser Macht zu rechtfertigen, und dann um sich gegen ihre offenen Angriffe zu schützen, haben sie dahin geführt, den ursprünglich betretenen Weg zu verlassen und denjenigen einzuschlagen, der die große Errungenschaft derselben für Jahrhunderte wieder in Frage stellte. Wir wollen nicht behaupten, daß Luther in dem geschichtlichen Fortgange seines reformatorischen Wirkens jederzeit von den hier angedeuteten Motiven geleitet wurde; aber wir glauben mit Recht behaupten zu dürfen, daß der Gang der Reformation von diesen geschichtlichen Bedingungen gelenkt wurde, und eine sorgfältige Prüfung der Luther'schen Schriften aus den verschiedenen Lebensepochen desselben dürfte auch wol den wachsenden Einfluß dieser äußern Verhältnisse auf seine Anschauungen und Bestrebungen hinreichend an den Tag legen.

Als es galt das Papstthum trotz der Allmacht seines tausendjährigen Ansehens anzugreifen, rief man die Göttlichkeit des Bibelworts zum Bundesgenossen auf. Als das begonnene Werk der weltlichen Macht des Kaisers zu erliegen in Gefahr war, übergab man es dem Schutze der weltlichen Fürsten, die ihre Macht für dasselbe einsetzten, aber zum Preis dafür sich zu Gebietern über die neuerstandene Kirche erklärten und ihre freie naturgemäße Entwickelung im Keime niederhielten. Dem doppelten Schutze des Bibelworts und der Fürstenmacht fiel die ursprüngliche Idee der Reformation zum Opfer, aus dem fortgeschrittenen Geiste der Nation die christliche Kirche in neuer Gestalt aufzurichten, oder doch wenigstens neben dem Bau der allgemeinen römischen Hierarchie eine selbständige und freie deutsche Kirche zu begründen.

Der Gegensatz zwischen Luther und Zwingli, den Principien und dem Entwickelungsgange ihrer Reformation ist kein zufälliger oder bedeutungsloser. Er bezeichnet vielmehr sehr bestimmt die Ausgangspunkte, mit welchen die Abweichung der geschichtlichen Reformation von ihrer eigenen Aufgabe beginnt. Beide waren durch den Kampf gegen die Autorität des Papstthums genöthigt, die Autorität der Bibel gegen dieselbe zu Hülfe zu rufen. Zwingli will den Lehrinhalt und die Institutionen der katholischen Kirche nur insoweit erhalten wissen, als ihre Berechtigung aus der Bibel erweislich ist. Luther will dieselben nur insoweit bekämpfen, als sie mit dem Bibelwort unverträglich sind. Zwingli will die Bibel als Autorität gegen das Papstthum zur Geltung bringen; aber nicht in gleicher Weise gegen die menschliche Vernunft. Er hält eine freie Auslegung des Schriftworts für zulässig. Luther erklärt die Autorität der Bibel für eine absolute, und gestattet der widerstrebenden Vernunft keine Auslegung als die von dem Wort und Buchstaben vorgeschriebene. Zwingli versucht den Aufbau der neuen Kirche nach der Grundlage einer freien Gemeindeverfassung, d. h. der freien im Boden des Volks wurzelnden Überzeugung; Luther legt das Kirchenregiment ausschließlich in die Hand des Staatsoberhaupts, strebt vor allem nach Feststellung der Lehre und des Bekenntnisses, um die vollste Conformität zu erzielen, und weist jede Vermischung der religiösen Bewegung mit der nationalen und politischen zurück.

Die deutsch-lutherische Reformation, die in Folge der politischen Ereignisse in den Vordergrund der Bewegung trat, und deren Exclusivität sich durch den Eiferer Calvin sehr bald auch auf die reformirte Kirche übertrug, wurde auf diese Weise in eine Bahn gedrängt, auf der sie von ihren eigenen Principien sich mehr und mehr entfernte. Das Streben nach unmittelbarer und freier Betheiligung des Volks, d. h. hier der Kirche, von welchem der Bauernkrieg und die Unruhen der Wiedertäufer nur revolutionäre Ausbrüche waren, wurde gewaltsam zurückgedrängt und die Reformation gewissermaßen zum Privilegium der gelehrten Theologen einerseits und der Fürsten und Reichsstände andererseits gemacht. Jene glaubten sich stark genug, mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern die tiefwurzelnde Autorität des Papstthums zu untergraben, diese rüsteten sich, um mit der Gewalt

des Schwerts ihr Recht gegen Kaiser und Reich zu vertheidigen. So lange die lutherischen Stände, in deren Hand nun bereits das Schicksal der Reformation lag, auf ein allgemeines deutsches Kirchenconcil, und durch dasselbe auf eine Ausgleichung der kirchlichen Differenzen ohne offene Kirchenspaltung hofften, bemühten sie sich, in Gemeinschaft mit Luther und dem friedliebenden Melanchthon, die Differenzen gegen die bisherigen Satzungen der Kirche als so gering wie möglich darzustellen. Selbst nachdem sie sich zu dem Protest gegen die Reichstagsbeschlüsse von Worms und Speier genöthigt sahen, gaben sie die Hoffnung nicht auf, die Anerkennung ihrer Neuerungen innerhalb der allgemeinen Kirche zu erzielen. Die berühmte Augsburger Confession vom 25. Juni 1530, die noch heute als die Grundlage der lutherischen Kirche gilt, ist offenbar unter diesem Gesichtspunkte abgefaßt. Sie trägt mehr den Charakter der Rechtfertigung als des Bekenntnisses an sich; in dem Tenor der 21 Artikel ist der Hauptnachdruck überall auf die Verwerfung der sonst als ketzerisch bezeichneten Lehren gelegt, unter denen auch die der Wiedertäufer und der Reformirten ausdrücklich hervorgehoben werden, und am Schlusse heißt es ausdrücklich:

„Da nun dieselbige (die Lehre) in der Heiligen Schrift klar begründet und überdies der allgemein christlichen Kirche, ja sogar der römischen, so viel aus der Kirchenväter Schriften zu vermerken, nicht zuwider ist, so halten wir auch dafür, unsere Widersacher können in obigen Artikeln nicht uneinig mit uns sein. Wenn denn nun in den Hauptartikeln sich kein Ungrund oder Mangel findet, und dieses unser Bekenntniß göttlich und christlich ist, so sollten sich billig die Bischöfe gelinder zeigen, wenn auch bei uns in Betreff der Überlieferungen ein Mangel wäre, wiewol wir hoffen, mit statthaften Grund und Ursachen darzuthun, warum bei uns etliche Überlieferungen und Misbräuche geändert worden sind" u. s. w.

Die Augsburger Confession ward seit 1530 als das Resultat, als das Endziel der deutschen Reformation, als die Grundlage der lutherischen Kirche angesehen. Mit dieser Thatsache ist nicht nur die Bibel als unveränderliche Grundlage der christlichen Kirche festgehalten, sondern auch das apostolische Symbolum (Art. 3), das nicäanische und athanasische Bekenntniß (Art. 1) als endgültige Auslegung derselben anerkannt, und endlich in den 21 Artikeln der Confession eine neue unwandelbare Form des Bekenntnisses als bindend aufgestellt. Ein nicht minder bedeutsames Resultat dieser Confession ist aber die stillschweigend in demselben von den Fürsten und Ständen geübte Berechtigung, für ihre Landesangehörigen ein bindendes Glaubensbekenntniß aufzustellen. Die Augsburger Confession ward zwar bekanntlich von Luther unter Mitwirkung Melanchthon's verfaßt; aber nur von den sieben lutherischen Fürsten und den beiden Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet, ohne daß dieselben zur Übung dieses außerordentlichen Rechts eine andere Vollmacht hätten aufweisen können als ihr fürstliches und reichsständisches Hoheitsrecht. Daß dieses Aufgehen der allgemeinen Gewissensfreiheit, die doch offenbar die Aufgabe der Reformation sein mußte, in der Gewissensfreiheit der Fürsten, wie sie sich in der Unterzeichnung der Augsburger Confession ergibt, nicht etwa eine scheinbare war, ergibt sich aus den Bestimmungen des Passauer Vertrags und des Augsburger Religionsfriedens (1555), der bekanntlich als die Grundlage der Gleichberechtigung beider Confessionen in Deutschland angesehen wird. Nach diesen ward nämlich das Recht der Reformation und des freien Bekenntnisses den Reichsständen, und nur den Reichsständen gewährt. Den Unterthanen aber sollte wegen Religionsbedrückung überall nur das Recht der Auswanderung zustehen.

Auf diesem Wege der Abirrung von ihren ursprünglichen Principien wurde die Reformation immer weiter gedrängt durch den unseligen Principienstreit zwischen Lutheranern und Reformirten. Wir haben angedeutet, daß jene fast mehr bemüht waren, ihren Gegensatz gegen diese nachzuweisen und festzuhalten, als gegen die Römischkatholischen; daß die Zerklüftung im Herzen der Reformation nicht nur die Kraft derselben gegen ihre gemeinsamen Gegner schwächte, sondern, was das Traurigste war, zum zweiten male die ganze geistige Kraft der Bewegung auf die Aus-

bildung, Begründung und Erhärtung der Unterscheidungslehren richtete, die wieder vom Lutherthume in gleicher Weise gegen die katholische wie gegen die reformirte Kirche gerechtfertigt werden mußten. Auch die reformirte Kirche, in diesen unseligen Kampf hineingezogen, blieb auf den ersten Stadien der freiern Entwickelung stehen, die sie ursprünglich einschlagen zu wollen schien, und zeigte in späterer Zeit eine fast noch größere Intoleranz als die lutherische.

Die Entwickelung der lutherischen und zum Theil auch der reformirten Kirche (wir sagen nicht mehr der Reformation) gibt uns bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das trostlose Bild des unerquicklichsten und hohlsten Dogmenstreits, der, ohne lebendige Theilnahme der Gemeinden, von gelehrten Theologen geführt wurde, und des zunehmenden Geistes- und Gewissenszwanges, der selbst gegen Geistliche durch Vereidigung auf die sächsische Lehre und durch erzwungene Unterzeichnung der Concordienformel, sowie durch ununterbrochen fortgesetzte Kirchenvisitationen geübt wurde. Das Kirchenregiment war ein unbeschränktes und unbestrittenes Hoheitsrecht der Landesfürsten, und statt einer einheitlichen deutschen Kirche entstanden natürlich eine Anzahl unzusammenhängender Landeskirchen, die jedoch ihren eigenen Entwickelungsgang nahmen. Die Reformation hatte sich in eine absolute Stagnation des im Gesammtgeiste der Kirche wurzelnden Lebens umgewandelt. Der Protestantismus duldete keinen Protest gegen das religiöse Machtgebot seiner weltlichen Gebieter. Die freie Kirche wollte keine Freiheit des Bekenntnisses, der Lehre und der Forschung in ihrer Mitte mehr anerkennen. Der Geist erstarrte im todten Formelwesen, das von Lehrstühlen und Kanzeln ertönte.

Die Reaction gegen den formalen Dogmatismus.

Das erste Zeichen eines wiedererwachenden Lebens in der evangelischen Kirche ist das Hervortreten des sogenannten Pietismus, wie er von dem gemüthvollen Ph. J. Spener und seinen Anhängern, A. H. Francke, Lavater, Jung-Stilling und Andern repräsentirt wird. Der sichtbare Verfall alles fruchtbaren Lebens innerhalb der christlichen Kirche, der Mangel an aller lebendigen Religiosität im Volke, das aus den Dogmenstreitigkeiten seiner gelehrten und eifervollen Theologen keine Erbauung und Erhebung schöpfen konnte, foderte Spener auf, diesem unerquicklichen Treiben entgegenzutreten und das Christenthum zunächst wieder zum Boden eines sittlichen Lebens im Volke zu machen. Sein „Lehrbuch der christlichen Wahrheiten", das in faßlich populärer Weise dem Volke den Lehr- und Lebensquell der Religion zuführte, und noch mehr seine „collegia pietatis", durch welche in engern Privatkreisen auf Belebung christlichen Sinnes und auf Übung christlicher Liebe hingewirkt werden sollte, waren auf dieses Ziel gerichtet. Schlichter, frommer Sinn, der jeden hochmüthigen Rechthaberei Feind war, echte Humanität, welche die wahre Religiosität in Thaten der Liebe bewährt wissen wollte, belebte seine Bestrebungen und verschaffte ihnen einen bedeutenden Erfolg. Andererseits war er den heftigsten Anfeindungen der Geistlichkeit ausgesetzt, die sich für die privilegirten Träger der Kirche hielten, und in der Aufstellung gelehrter dogmatischer Distinctionen Religion und Christenthum erschöpft zu haben glaubten. So weit dieser Pietismus von den Bestrebungen unterschieden ist, die in neuerer Zeit unter diesem Namen auftraten, so konnte derselbe doch schon damals die Abirrungen nicht ganz vermeiden, die ihn gegenwärtig so ganz von seinem ursprünglichen Wege abgelenkt haben. Eine gewisse ostensible Frömmigkeit, die man in den neugebildeten Vereinen, besonders durch Enthaltsamkeit von allen weltlichen Vergnügungen, durch Absonderung von andern Kreisen und endlich selbst durch besondere Kleidung und Körperhaltung an den Tag legte, müssen wir als Abirrungen bezeichnen, während wir in den ursprünglichen Bestrebungen Spener's selbst den bedeutsamen Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung in der starr gewordenen evangelischen Kirche erkennen.

Während diese Bewegung nur gegen die Einseitigkeit der Kirche gewendet war, die von den Führern der evangelischen Kirche eingeschlagen worden, und, ohne

den Lehrinhalt der Kirche anzugreifen, nur das Recht der sittlich religiösen That neben dem Werthe des positiv orthodoxen Glaubens zur Geltung bringen wollte, begann mit dem 18. Jahrhundert ein viel ernsteter und bedenklicherer Kampf, der von allen Seiten her für das Recht der selbstdenkenden Vernunft gegen die zwingende Autorität des Dogma sich richtete. Der ungeheure und unverlierbare Fortschritt, den das 18. Jahrhundert auf allen Gebieten menschlichen Denkens, Forschens und Schaffens vollbrachte, ist überall auf die Befreiung von den Fesseln hergebrachter Autoritäten gerichtet, deren Berechtigung mit den unerbittlich scharfen Waffen der Kritik geprüft wurde, auf die Erhebung des Individuums zum selbstbewußten und freien Träger und Bildner seiner Welt, des Denkens und des Handelns. Auf allen Gebieten geistiger und sittlicher Entwickelung, in der Philosophie und in der Politik, in der Ethik und in der Pädagogik, in der Dichtkunst, in der Ästhetik, in der Wissenschaft und im Leben ist es diese Richtung, die mit Consequenz und Energie verfolgt wird. Nur die Kirche, die protestantische wie die katholische, wollte oder konnte dieser freien Bewegung des Geistes nicht folgen, vor der ihre Autorität keine Geltung mehr zu finden vermochte. Kein Versuch einer neuen kirchlichen Reformation, einer dem fortschreitenden Zeitgeiste entsprechenden kirchlichen Entwickelung, fand während des 18. Jahrhunderts statt. Vielmehr schien der Zusammenhang und die Übereinstimmung des Zeitbewußtseins mit der geschichtlich überlieferten Kirche, mit ihren Dogmen und Institutionen allmälig ganz verloren zu gehen. Freigeisterei, Frivolität und Indifferentismus traten an die Stelle des Dogmatismus, der bisher Kanzel und Lehrstuhl beherrscht hatte, ohne dem Geiste und Leben des Volks Nahrung zu bieten. Der Absolutismus des selbstgenügsamen Verstandes und die Verdrängung aller idealen Bestrebungen durch den engherzigen Materialismus, wie er von den Encyklopädisten repräsentirt wurde, und endlich die factische Beseitigung aller Religion und die Erhebung der menschlichen Vernunft auf den leergewordenen Thron Gottes, wie sie durch die Französische Revolution vollzogen ward, bilden die äußersten Spitzen dieser Bewegung.

Die Reaction gegen diesen Indifferentismus erscheint uns als das charakteristischste Merkmal der gegenwärtigen religiösen Entwickelung. Denn als solche werden wir nicht etwa nur die rückwärts drängenden Bestrebungen der Orthodoxie und des starren Kirchenthums, sondern auch alle diejenigen Richtungen der gegenwärtigen Bewegung erkennen, welche eine religiöse Entwickelung und Neugestaltung im Geiste der Zeit anstreben. Unsere Zeit will die Religion nicht aufgeben. Der Kampf, der auf diesem Gebiete geführt wird, soll nur die Frage entscheiden, ob sie durch unwandelbares Festhalten an den Überlieferungen der Vergangenheit, oder durch Neugestaltung nach dem Bewußtsein und dem Bedürfniß der Gegenwart erhalten werden kann und soll.

Kirchliche Reaction.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen, derselbe Fürst, der die Sittenlosigkeit des französischen Hofs an den seinigen verpflanzte, sollte der erste Vorkämpfer der religiösen Restauration werden, die man, dem religiösen Indifferentismus und Nihilismus gegenüber, versuchen zu müssen glaubte. Es erschien das berüchtigte Wöllner'sche Religionsedict vom 9. Juli 1789, das, vom Censuredict desselben Jahres unterstützt, plötzlich wieder die Autorität der Symbolischen Bücher zur erzwungenen Anerkennung bringen, und jede freie Forschung auf dem religiösen Gebiete abschneiden wollte. Bei der gänzlich von der Regierung abhängigen, von keiner sittlichen Kraft getragenen Geistlichkeit kam das Edict fast ohne Widerspruch zur Ausführung. Aber das, dünkt uns, war eben das unverkennbarste Zeichen einer tiefwurzelnden religiösen Frivolität, daß man sich ohne Widerstreben jede Religion octroyiren ließ, weil man schon gewohnt, sie nur als äußeres Thun zu betrachten, dem keine innere Überzeugung zu entsprechen brauchte. Auf das Volk konnte das Edict daher keine, oder vielmehr nur die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Man wandte sich mit noch

sichtbarerm Indifferentismus von aller Religion ab. Denn sie erschien jetzt mehr denn je als eine Last, welche die Willkür des Absolutismus dem Volke auflegen wollte, während er selbst nicht eben geneigt schien, sich den Foderungen derselben zu unterwerfen. Die tiefste Misachtung der Kirche und ihrer Organe war die Folge der Wöllner'schen Zwangsmaßregeln. Die Geistlichen heuchelten Unterwerfung, um ihre Pfründen nicht zu verlieren. Die Gemeinden mieden die Kirchen, in denen sie den kalten Vortrag decretirter Religionswahrheiten, oder heuchlerische Lügen von Männern hören sollten, die sich Diener Gottes nannten.

Unendlich tiefergreifend und mächtiger war die Reaction gegen die negative Richtung des 18. Jahrhunderts unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. *) Seine ersten Regierungsmaßregeln auf dem religiösen Gebiete athmeten den Geist der Toleranz und der Liberalität, aber auch den Geist der Religiosität und der Frömmigkeit. Wir wollen es uns nicht versagen einige Worte aus seiner Cabinetsordre an Wöllner vom 12. Jan. 1798 hierher zu setzen:

„...Zu jener Zeit war kein Religionsedict, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichsten Gefährten sein, dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, es den Nachkommen vorzuschreiben, was sie zu jeder Zeit denken sollen."

„Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach echten lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geiste und den Lehren des Stifters unserer Religion angemessen sind; wenn Ihr dafür sorgt, daß Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Stabilität zu kehren, so werdet Ihr es bald einsehen können, daß weder Zwangsgesetze noch Erinnerungen nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksclassen zu verbreiten."

Im vollkommenen Einklange mit dieser merkwürdigen Cabinetsordre, mit welcher die spätere Wirksamkeit dieses Königs nur scheinbar in Widerspruch steht, ist die religiöse Bewegung, die etwa um dieselbe Zeit unter dem Namen des Rationalismus die herrschende wird. Der Rationalismus ist nicht so sehr ein neuer Fortschritt auf dem Gebiete der religiösen Entwickelung, als eine neue Form der Reaction gegen den herrschenden Indifferentismus. Dieser war das letzte und äußerste Resultat des siegreichen Kampfes gewesen, mit welchem die menschliche Vernunft überhaupt gegen jede absolute Autorität, der fortschreitende Menschengeist gegen die Starrheit der Überlieferung ihr Recht geltend gemacht hatten. Die Misachtung aller Autorität, die Verwerfung aller Tradition war von den kaum Befreiten als die glänzende Errungenschaft, als der kostbare Preis dieses Sieges angesehen worden. Das Christenthum, die Religion überhaupt scheinen, als überwundene Gegner der Vernunft, der Freiheit und des Fortschritts, aus der Reihe der sittlichen und geschichtlichen Mächte für einen Augenblick ganz verdrängt zu sein. Der Wöllner'sche

*) Bei der Darstellung der kirchlichen Entwickelung werden wir von jetzt ab unsere Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Wirksamkeit des Kirchenregiments in Preußen zu richten haben, dessen Tendenzen in der Regel auch den Regierungen der übrigen deutschen Staaten zur Richtschnur dienten.

Versuch, ihre Macht durch äußern Zwang wiederherzustellen, war an der Kraft des einmal wachgewordenen Selbstbewußtseins vollkommen gescheitert. Aber selbst dieser verfehlte Versuch war das Zeugniß eines vorhandenen Bedürfnisses, das durch die entstandene Lücke in der Reihe der großen sittlichen Gewalten fühlbar geworden war. Man bedurfte der Religion und wird ihrer, unter wie wechselnden Formen sie auch erscheinen möge, immer bedürfen. Alle Erscheinungen der neuern Zeit auf diesem Gebiete, wie schnurstracks auch die Richtung ihres Wegs sich widersprechen mag, sind Versuche, die Religion wieder in ihr Recht einzusetzen, sie mit der Vernunft wieder zu versöhnen oder ihr dieselbe aufs neue zu unterwerfen.

Der Rationalismus ist der erste dieser Versuche auf dem einen dieser beiden Wege. Sein Ausgangspunkt ist die bereits anerkannte Berechtigung der Vernunft. Seine Aufgabe ist eine vermittelnde. Er versucht es den verlorenen Frieden wiederherzustellen, die Übereinstimmung der religiösen Lehren und Vorschriften mit den Foderungen der Vernunft und Freiheit nachzuweisen, indem er die Bibel und das Dogma nach den Grundsätzen der Vernunft auslegt.

Die Bedeutung, wir möchten sagen, die sittlichen Motive des Rationalismus glauben wir am klarsten in einer der ersten Schriften seines bedeutendsten Vertreters, in Schleiermacher's „Über die Religion — Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799) ausgedrückt zu finden. Schon der Titel bekundet die Tendenz dieser Bestrebungen: die Versöhnung mit der verachteten Religion. Sie will das erstorbene religiöse Bedürfniß wieder zur Geltung bringen. Es wird der Hochmuth des selbstgenügsamen individuellen Verstandes bekämpft, und das Streben nach einem Unerreichbaren, das Suchen nach dem Unbegreiflichen, das Aufgehen in das Unendliche als ein ebenso berechtigtes Postulat des menschlichen Wesens nachgewiesen wie das Streben nach voller Erkenntniß, und somit die Religion überhaupt wieder zu einer berechtigten Macht erhoben. Es ist hier noch kaum vom Christenthum, von seinen Dogmen und seinen Überlieferungen, oder gar von den Lehren einer bestimmten christlichen Confession die Rede, sondern eben nur von Religion und religiösem Bedürfniß überhaupt, deren thatsächliche Bedeutung und sittliche Berechtigung trotz der Anerkennung der menschlichen Vernunft nicht hinweggeleugnet werden könne. Von diesem neugewonnenen Stützpunkte des unabweisbaren religiösen Bedürfnisses aus begann der Rationalismus seine Bestrebungen, ein gleiches Recht nicht nur für Religion und Religiosität im Allgemeinen, sondern auch für das Christenthum insbesondere in Anspruch zu nehmen, und allmälig das gesammte Gebäude des Christenthums, seine Dogmatik, sein Sittengesetz und seine Wundergeschichte mit den Postulaten der Vernunft und der Freiheit in Einklang zu setzen. Wenn zunächst freilich die biblische Geschichte und die Dogmenlehre sich einer häufig sehr künstlichen Deutung und Erläuterung unterwerfen mußten, um den Frieden mit den Gesetzen der Logik und mit den Erfahrungen der Wissenschaft herzustellen, so konnte es im Verfolg des einmal eingeschlagenen Wegs auch nicht fehlen, daß man auch die Vernunft in Denkformen und Anschauungsweisen zu zwängen versuchte, die sie zur Aufnahme und Anerkennung des christlichen Dogmatismus geeignet machen sollten. Die Bemühungen eine Conformität zwischen den beiden widerstrebenden Elementen des Glaubens und der Überzeugung, der Autorität und der Freiheit, der Wissenschaft und der Überlieferung zu erzielen, mußten zu einer Verrenkung beider aus ihrer natürlichen Gestalt, zu einer Versetzung beider aus dem Boden ihrer freien Entfaltung, zu dem Kunstproducte eines philosophischen Christenthums und einer christlichen Philosophie führen, in welchem weder Christenthum noch Philosophie zu ihrem vollen Rechte gelangen konnten.

Daß der Rationalismus ein Element der Reaction, wenn auch nur gegen den Indifferentismus, daß die Bahn desselben eine rückwärts schreitende war, vermögen wir wiederum aus der Vergleichung der Schriften Schleiermacher's in seinen verschiedenen Lebensaltern zu erkennen, aus einer Vergleichung seiner „Briefe über die Religion" mit seiner „Dogmatik", in welcher die positiven Lehren des Christenthums

nach allen Richtungen hin bereits zur vollen Geltung gebracht werden sollen, und die Vernunft, wenn auch nicht in gezwungener, so doch in scheinbar freiwilliger Unterwerfung unter den Lehren der Kirche steht.

Der Rationalismus beherrschte die ersten Jahrzehnde dieses Jahrhunderts von den Kanzeln und besonders von den theologischen Lehrstühlen aus. Wir dürfen neben Schleiermacher nur Namen wie Paulus, Wegscheider, Bretschneider, Ammon, D. Schutz, Röhr, Gesenius, de Wette, Winter und Andere nennen, um an die zahlreichen Träger dieser Richtung zu erinnern. Der sogenannte Supranaturalismus, der, als Gegensatz zu demselben, in jener Zeit nach Geltung strebte, war seinem Gegner nicht gewachsen; und in der That war es auch nur ein halber und unklarer Gegensatz, in dem er zu demselben stand. Denn da er die Möglichkeit der Wunder, Lehren und Erzählungen beweisen, d. h. vor der Vernunft rechtfertigen wollte, ließ er sich auf den Boden der Gegner ziehen, die er zu bekämpfen vermeinte. Er erkannte mit denselben das Recht der Vernunft an, während er nur von dem Standpunkte ihrer unbedingten Unterwerfung unter die Lehren und Überlieferungen der Religion den Angriffen von der andern Seite hätte Widerstand leisten können.

Den Schlußstein und zugleich den Wendepunkt des christlichen Rationalismus bildet die Hegel'sche Philosophie. Sie macht den Versuch, auf der einen Seite die Vernunft in ihrer dialektischen Selbstentfaltung nicht nur zur obersten gesetzgebenden Macht auf dem Gebiete des menschlichen Denkens und Schauens, sondern sogar zur schöpferischen Kraft zu erheben, die der alleinige Quell alles Daseienden sein soll. Auf der andern Seite will dieselbe Philosophie beweisen, daß dieser abstracte Idealismus mit den positiv dogmatischen Lehren des Christenthums nicht nur verträglich, sondern identisch sei. Wir sind weit entfernt, hier auf eine Kritik der Hegel'schen Philosophie, oder auch nur ihres religionsphilosophischen Theils einzugehen, sondern wollen ihr nur die bedeutungsvolle Stelle einräumen, die sie in der Geschichte der religiösen Entwickelung einnimmt, indem sie die Vernunft als die alleinige und beste aller Autoritäten hinstellt und das Christenthum in seiner geschichtlichen Gestaltung retten zu können vermeint, wenn sie dessen Übereinstimmung mit den absoluten Foderungen derselben nachzuweisen sucht. Der Umschlag in den absoluten Abfall vom Christenthum mußte, wie wir sehen werden, die nothwendige Folge davon sein, wenn man auf die eine der beiden Voraussetzungen weiter baute und die Unhaltbarkeit der zweiten zu erweisen vermochte.

Ein außerordentliches Maß geistiger Kräfte ist im Dienste des Rationalismus verwendet worden; eine große Zahl ausgezeichneter Denker und Gelehrter hat für den Sieg desselben gewirkt; aber das Volk hat an dem Kampfe keinen Theil genommen, aus seinem momentanen Siege keine Frucht gewonnen. Der Rationalismus vermochte nicht zu einer lebendig befruchtenden Kraft für die freie Fortentwickelung des Christenthums, oder auch nur des Protestantismus zu werden. Die kunstreiche Versöhnung von Vernunft und Glaube blieb dem einfachen und gesunden Sinne des gläubigen wie des denkenden Christen gleich unverständlich und unzugänglich. Der thatsächliche Widerspruch zwischen Beiden blieb im Bewußtsein des Volks aufrecht stehen, trotz der Versicherungen und Deductionen seiner Professoren und Prediger. Das religiöse Bedürfniß fand durch den Rationalismus ebenso wenig seine Befriedigung, wie der religiöse Indifferentismus durch ihn vernichtet worden ist.

Der moderne Pietismus.

Aus dem Mangel an religiöser Befriedigung, welche der Rationalismus dem einfachen und religionsbedürftigen Sinne des Volks fühlbar machte, ist der Pietismus hervorgegangen und hat derselbe die ungemeine Kraft geschöpft, mit welcher er eine Zeit lang alle religiöse Entwickelung zu beherrschen und zu erdrücken schien. Der Pietismus hat in Folge der ungeheuerlichen und ekelhaften Auswüchse, von denen er sehr bald entstellt wurde, eine falsche und ohne Zweifel auch eine ungerechte Beurtheilung erfahren. Man hat es nicht der Mühe werth gehalten, nach

der Bedeutung zu fragen, die er in der nothwendigen und natürlichen Folge der Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Entwickelung haben mag. Man hat nicht bedacht, daß jede Erscheinung, die in irgend einer Zeit mit einer gewissen Macht auftritt, wenigstens für diese Zeit ihre geschichtliche Berechtigung hat, und daß man daher auch den Pietismus nicht ohne Weiteres als eine epidemische Verirrung des Menschengeistes verwerfen und unbeachtet lassen durfte.

Der Pietismus ist gerade in seiner Verirrung und in seiner Überschwänglichkeit ein ausschließliches und eigenthümliches Erzeugniß der evangelischen Kirche und unserer Zeit. Er ist der Ausdruck und der gewaltsame Ausbruch eines lange angesammelten Verlangens nach persönlicher religiöser Befriedigung, die weder der gelehrte Dogmatismus, noch der hohle Indifferentismus, noch der kunstreiche Rationalismus den dürstenden Gemüthern zu bieten vermochte. Er ist der leidenschaftliche und gewaltsame Versuch des Individuums, sich mit eigener Kraft aus dem Banne zu befreien, mit dem es nicht minder von einer unverständlichen Philosophie wie von einer unfaßbaren Dogmatik sich umschlossen fühlte; der Sprung ins Unendliche, mit dem das Gemüth den unfruchtbaren und harten Boden des Denkens verläßt, um sich ins bodenlose Meer des Empfindens zu stürzen, die dunkeln und engen Schranken des Glaubens durchbricht, um sich zu den unmeßbaren Lichtsphären des Schauens aufzuschwingen. Der Pietismus ist eine krankhafte Erscheinung, aber auch das Symptom einer organischen Entwickelung, Zeugniß und Product eines überwuchernden Lebens, das nach neuen Formen für seine Gestaltung sucht.

Der Pietismus hat nichts gemein mit dem Dogmatismus und mit der Orthodoxie, mit der man ihn sehr unkritisch zusammengewürfelt und verwechselt hat, weil gewisse Leute, die in Wahrheit weder Pietisten noch Orthodoxe waren, sich um äußern Vortheils willen bemühten Beides zugleich zu scheinen. Pietismus und Orthodoxie müssen einander verurtheilen und bekämpfen, wie es in der That zur Zeit Spener's zwischen ehrlichen Pietisten und ehrlichen Orthodoxen der Fall war. Es gibt kaum schroffere Gegensätze. Denn jener entspringt aus den Tiefen des persönlichen individuellen Bedürfnisses, diese unterwirft alle Individualität der unwandelbaren Norm des Dogma. Der Pietismus erregt das Gemüth, um es über die gewöhnliche Sphäre des Empfindens und Anschauens zu erheben; die Orthodoxie drückt den Geist nieder, daß er die überkommene Bahn der Überlieferung nicht verlasse. Jener hat Glauben und will sich zum Schauen und Wissen erheben; diese fodert Glauben und verwirft das Schauen und Wissen als Wahn und Hochmuth. Der Pietismus verlangt mit krankhafter Sehnsucht nach einem Unbekannten und Unerreichbaren; die Orthodoxie hält mit Genügen an dem abgeschlossenen Inhalte des Dogma fest. Der Pietismus ist empfindungsreich und glüht in Lebensfülle, die Orthodoxie ist gefühlsarm und starrt in Todeskälte.

Der moderne deutsche Pietismus, denn er ist ein Erzeugniß deutscher Individualität, gelangte zur Erscheinung und zur Geltung unter dem Einflusse desselben Feindes, dem die deutsche Nation unter dem Drucke der Napoleonischen Fremdherrschaft preisgegeben war. Die tiefe Bekümmerniß der Gemüther über den Verlust der theuersten sittlichen Güter, über die Verkümmerung der heiligsten Interessen; die schwere Demüthigung, mit der man von der Höhe einer stolzen Selbstgenügsamkeit sich plötzlich herabgestürzt sah; das brennend schmerzliche Gefühl der Ohnmacht, der allgemeinen Auflösung Halt zu gebieten, aus dem Labyrinth der allgemeinen Verwirrung einen Ausweg zu finden — alles Das drängte die erregten Gemüther, ihren Halt und ihre Hoffnung nicht bei den irdischen sichtbaren Mächten zu suchen, auf die man bisher vergebens vertraut hatte, sondern sich dem göttlichen Beistande in die Arme zu werfen, sein Schicksal, seine Zukunft, sein Dasein ganz und ungetheilt jener unbegreiflichen und unfaßbaren Macht anheimzugeben, von der das Schicksal der Welt und jedes Einzelnen nach unerforschlichen Rathschlägen gestaltet wird.

Mit krankhafter Leidenschaft griff man zum Anker der Religion, nachdem der Sturm der allgemeinen Bewegung jeden andern aus dem Boden der Hoffnung herausgerissen hatte. Selbstdemüthigung hieß der allgemeine Ruf der Zeit, nachdem die Säulen des Selbstvertrauens haltlos zusammengestürzt waren, reumüthige Zerknirschung trat an die Stelle hochmüthiger Selbstüberschätzung, ein fieberhaftes Verlangen nach einer Rückkehr zur Gottheit an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der man sich von allem Göttlichen abgewendet hatte. Hatte diese Bewegung einmal Macht gewonnen, hatte einmal das Gemüth sich von der nüchternen Führung des Dogmatismus und des Rationalismus losgerissen, um die vermißte Befriedigung aus den Lebensquellen der Religion unmittelbar selbst zu schöpfen; war einmal das niederbeugende Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, der Unzulänglichkeit alles Irdischen und mit demselben das Verlangen nach einem überirdischen, übermenschlichen und doch faßbaren Halt mächtig geworden; war einmal an die Stelle des naiven Glaubens an ein überliefertes Dogma die Sehnsucht nach dem unmittelbaren Schauen und Ergreifen des Göttlichen getreten: wie nahe mußten da die Ab- und Irrwege liegen, auf welche die überreizten Gemüther in der That nur zu bald getrieben wurden.

Wunderbare Gegensätze gehen im Pietismus nebeneinander: Selbstdemüthigung und Selbstzerknirschung, die bis zur Selbstvernichtung ausartet und die Kraft wie den Willen zu jeder selbsteigenen freien That ertödtet, und neben dieser nicht nur der versteckte Hochmuth gegen Andersfühlende und Andersglaubende, sondern auch eine ununterbrochene Selbstvergöttlichung des Individuums, das sich durch die Kraft seiner Religiosität in die Sphäre des Unendlichen erheben zu können glaubt, mit der Gottheit und mit göttlichen Wesen verkehrt wie mit seines Gleichen. Da wurde nicht nur der einzelne Mensch vermöge seiner besondern Sündhaftigkeit, sondern die menschliche Natur überhaupt als eine verderbte, durch den Sündenfall *mit unentfliehbarer* Schuld uud Verderbtheit belastete, und daher all sein Thun, *sein Ringen* und Streben als ein verwerfliches und vergebliches bezeichnet. Ja die ganze Natur, die Erde und alles Irdische wird mit dieser Sündhaftigkeit und Nichtigkeit belastet, und somit dem menschlichen Streben jede Anregung, jedes Ziel innerhalb der Wirklichkeit entzogen. Während aber das Individuum seine Persönlichkeit, seine Welt des Schaffens und Wirkens als eine werthlose von sich warf, klammerte es sich an das Dogma der unverdienten, nur durch den Glauben an Christus zu gewinnenden Gnade an, aus dem sich vor seiner Phantasie eine selbstgeschaffene außerirdische Welt als der Quell aller Glückseligkeit erhob. Das fieberhafte Verlangen nach dieser Alles umfassenden Gnade versetzte die getäuschten Gemüther gar bald in den Wahn, derselben in ganz besonderm Maße theilhaftig zu sein, und sich somit über die Sphäre des Menschlichen erhoben zu haben in eine Welt der Wunder und des Schauens, in der sie mit der Gottheit verkehrten, ihren Willen erkannten, sich von ihrer Kraft erfüllt, von ihrer Gnade beseligt fühlten.

Wir vermögen es nicht, die wunderbare, für den nüchternen Beobachter erschreckende Bahn dieses Irrwegs zu verfolgen, auf der der Pietismus einerseits zum religiösen Wahnsinn und andererseits zur ekelhaftesten Sinnlichkeit führte. Wir sprechen hier auch nicht von den widerwärtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Pietismus, die nicht der Ausdruck des Wahns und der Verirrung, sondern der bewußten Heuchelei, des absichtlichen Betrugs und des gemeinen Eigennutzes waren. Wir sprechen nur von dem Pietismus, der als eine wirkliche und allgemein verbreitete Krankheit der Zeit zugleich das Symptom einer beginnenden neuen Entwicklung und Gestaltung innerhalb derselben war. Es ist dies die Entwickelung, in welcher einerseits das Gemüth nach der Befriedigung des religiösen Bedürfnisses strebt, die ihm der Dogmatismus, der Indifferentismus und der Rationalismus nicht gewähren konnte, und andererseits das Individuum das Recht geltend macht, sich außerhalb der Sphäre des Gegebenen die Welt selbst zu schaffen, in der es dem unauslöschlichen Verlangen nach dem Unendlichen zu entsprechen vermag. In der Idee

des Pietismus glauben wir bereits die ersten Keime der humanistischen Religionstheorie zu entdecken, die in neuester Zeit so bedeutsam hervorgetreten ist. Als eine krankhafte Erscheinung der Zeit konnte der Pietismus natürlich nur von kurzer Dauer sein. Er gelangte in seinen äußersten Auswüchsen von Muckerthum und von Messiasthum zu einer tödtlichen Krisis; und wir werden sehen, daß zwei einander schroff entgegenstehende Richtungen sich in die Erbschaft desselben theilten.

Die Union.

Während Rationalismus und Pietismus noch nebeneinander als die bewegenden Kräfte auf dem Gebiete der religiösen Entwickelung wirkten; während der Indifferentismus noch einen Theil des einst beherrschten Bodens behauptete, und die starre Orthodoxie bereits mit dem Versuche hervorzutreten begann, sich der verlorenen Herrschaft wieder zu bemächtigen, tritt auf dem Gebiete der rein kirchlichen Entwickelung eine Institution ins Leben, die einen bedeutsamen Einfluß auf die allgemein religiöse Entwickelung ausübte. Am 27. Sept. 1817 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Cabinetsordre, nach welcher in der preußischen Landeskirche die bisher bestandene Trennung der lutherischen und reformirten Confession aufgehoben und eine Union derselben zu einer unirten evangelischen Kirche herbeigeführt werden sollte.

Der König erklärt in dieser Cabinetsordre, daß er durch die Union, als einer Fortsetzung des unsterblichen Werks der Reformation, im Geiste des heiligen Stifters der christlichen Kirche eine neubelebte evangelische Kirche herzustellen wünsche. Er hoffe dadurch ein gottgefälliges Werk zu Stande gebracht zu sehen, welches in dem frühern unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden. Es möge dasselbe unter dem Einflusse eines bessern Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitige und die Hauptsache des Christenthums, worin beide Confessionen Eins seien, festhalte, zur Ehre Gottes und zum Heil der christlichen Kirche in seinen Staaten zu Stande gebracht werden. Es folgten dieser Cabinetsordre entsprechende Anordnungen der geistlichen Landesbehörden, um eine Conformität beider Confessionen, deren Bestehen man nicht geradezu aufheben wollte, in dem öffentlichen Cultus, und besonders bei der Abendmahlsfeier, als dem Hauptdifferenzpunkte beider Confessionen, herbeizuführen, und 1821 wurde eine übereinstimmende Agende für die gesammte evangelische Kirche angeordnet, welche, von den confessionellen Unterschieden absehend, lediglich das gemeinsame und biblische Element beider Confessionen festzuhalten und darzustellen beabsichtigt.

Der Versuch des frommen Königs, auf diesem Wege eine Erkräftigung der protestantischen Kirche gegenüber der einheitlichen und wohlorganisirten katholischen, eine Neubelebung derselben sowol dem hohlen Indifferentismus wie dem unfruchtbaren Dogmatismus gegenüber herbeizuführen, ist offenbar ein wohlgemeinter und verdienstlicher. Aber er konnte den gehofften Erfolg nicht haben, weil er nicht aus der lebendigen und freien Selbstentwickelung der Kirche, sondern aus der Machtvollkommenheit eines weltlichen Kirchenregiments hervorging. Auf der einen Seite rief daher die königliche Anordnung eine sehr kräftige und hartnäckige Opposition des bis dahin fast schlummernden Elements der streng lutherischen Orthodoxie ins Leben. Diese wies die Anfoderung einer Unirung mit den bisher von dieser Seite so hart verketzerten Reformirten aufs entschiedenste zurück, und wollte sich um keinen Preis zur Annahme einer Agende und eines Ritus im Gottesdienst verstehen, durch welche die Unterscheidungslehren von dem Irrglauben der Reformirten verwischt und beseitigt werden sollten. Das Widerstreben ging bekanntlich soweit, daß sich Geistliche und Laien lieber den härtesten Maßregelungen unterwarfen, als daß sie den Anordnungen der Regierung nachkamen, und endlich ganze Gemeinden nach Amerika und Australien auswanderten, um dem Gewissenszwange zu entgehen, dem sie sich von der weltlichen Behörde ausgesetzt sahen. Eine andere Opposition, die von der frei-

sinnigen Fraction mit Schleiermacher an der Spitze ausging, war nicht gegen das Wesen, sondern gegen die Form der Maßregel gerichtet. Sie widersetzte sich der Annahme einer Agende, die ohne Mitwirkung der Gemeinden und ihrer geistlichen Führer denselben ohne Weiteres durch die Regierungsgewalt aufgenöthigt werden sollte. Man glaubte diesem Principe des Eingreifens in die Rechte der Kirche und ihrer Angehörigen mit aller Kraft entgegentreten zu müssen, um nicht ein für allemal das Schicksal der Kirche und ihrer Entwickelung in die Hand der weltlichen Obrigkeit zu liefern.

Während an der Opposition gegen die octroyirte Kirchenunion die starre Orthodoxie zu neuer Thatkraft erstarkte und die Kirche zum Bewußtsein eines selbständigen Rechts geweckt wurde, diente die Annahme und Durchführung der Union ebenfalls zur Anbahnung einer freiern und lebendigern Entwickelung innerhalb der evangelischen Kirche. Wir sehen von der sittlich-humanen Wirkung ab, welche die praktische Verwirklichung derselben innerhalb der einzelnen Gemeinden durch Beseitigung der Scheidewand ausüben mußte, die endlich zwischen so nahen Glaubensverwandten gefallen war; von der Hebung des Gemeingeistes und Gemeingefühls auf dem Gebiete gleichartiger Bestrebungen; von der Förderung der Toleranz, gegenüber dem Geiste der Ausschließung und der Ausschließlichkeit, von dem die beiden protestantischen Confessionen so lange gegeneinander beherrscht waren. Von größerer und folgenreicherer Bedeutung für die religiöse Entwickelung überhaupt war es, daß mit der Union das Princip einer Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem auf dem Gebiete des religiösen Glaubens zur factischen Geltung gekommen war, und somit das Recht der Individualität, der Differenz innerhalb einer und derselben kirchlichen Gemeinschaft anerkannt und praktisch berechtigt wurde.

Diejenige Kirche wird ohne Zweifel auf dem Boden der freiesten Entwickelung und der absolutesten Gewissensfreiheit stehen, welche die für die Gemeinschaft des kirchlichen Lebens erfoderliche Übereinstimmung des religiösen Glaubens *überhaupt* nur voraussetzt und nicht ihre Kundgebung in bestimmt präcisirten Bekenntnissen fodert. Wo eine solche Foderung einmal gemacht wird, wird die Freiheit um so größer sein, je allgemeiner und unbestimmter der Inhalt dieses Bekenntnisses ist. Wo aber der ganze Lehrinhalt des Glaubens in das allgemein geforderte Bekenntniß hineingezwängt ist, wird von Freiheit der Entwickelung und des Gewissens eben gar nicht die Rede sein können. Dies aber war bis dahin der Zustand der beiden protestantischen Kirchen, die eben darin ihre vorzüglichste Kraft gesucht hatten, die Unterscheidungslehren aufs äußerste und minutiöseste auszubilden, und in der strengen Aufrechthaltung dieser minutiösen Lehren eine Lebensbedingung ihrer Existenz zu erkennen. Diesen Bann, an den sich der Protestantismus auf solche Weise allmälig selbst gefesselt hatte, durchbrach die Union durch Aufstellung und sofortige Verwirklichung des Grundsatzes von dem Wesentlichen und Unwesentlichen. Die Union hob das Bestehen der beiden Sekten und das Festhalten der Einzelnen an den Unterscheidungslehren nicht auf: sie constituirte aber dessenungeachtet eine kirchliche Gemeinschaft zwischen den Andersglaubenden, und wollte vor allem innerhalb dieser Gemeinschaft die Differenzen nicht zur Geltung gebracht sehen. Sie mußte daher vor allem den Geistlichen und Lehrern der Gemeinde die volle Freiheit gewähren, über die Differenzpunkte nach eigener Überzeugung zu lehren, und konnte unmöglich diese Freiheit streng auf die Punkte beschränken, die eben die Differenz ausmachten. Daher wurde bei der Ordination nicht nur die Verpflichtung derselben auf die Sonderbekenntnisse aufgehoben, sondern die Verpflichtung überhaupt allmälig so verallgemeinert und gemildert, daß sie sich nur auf den Geist der Bekenntnisse und auf Das, was Hauptsache im Christenthum ist, bezog.

Diese stillschweigend zur Geltung gekommene Laxität der öffentlichen Kirchengewalt in der Foderung eines streng übereinstimmenden Glaubensinhalts von den verschiedenen Gliedern der Kirche und besonders von den geistlichen Führern der Gemeinden mußte auf die Entfaltung eines freiern und individuellern Gemeinde-

lebens einen sehr bedeutsamen Einfluß ausüben, und trotz der Conformität des Ritus eine große Mannichfaltigkeit in der Auffassung und Auslegung christlicher Lehren ins Leben rufen. Fast unbemerkt begannen einzelne Gemeinden in voller Übereinstimmung mit ihren Predigern sich sehr ernstlich von den Glaubensnormen zu entfernen, wie dieselben im Augsburgischen Bekenntniß und in den Symbolischen Büchern der protestantischen Kirchr aufgestellt waren.

Dieser immer sichtbarer hervortretenden Thatsache gegenüber wurde die Opposition der Strenggläubigen, und unter diesen besonders der Lutheraner, als der orthodoxesten unter beiden Sekten, gegen die ihnen aufgedrängte Union immer heftiger. Der König, in seinen spätern Jahren entschiedener zur Frommgläubigkeit neigend, mochte selbst vor den Consequenzen seiner Schöpfung erschrecken, und gab in der bekannten Cabinetsordre vom 28. Febr. 1834 das strenge Festhalten an derselben insofern auf, als der Beitritt zur Union dem vollkommen freien Ermessen, sowol der Gemeinden als der Einzelnen anheimgestellt wurde, wogegen die Cabinetsordre an der allgemeinen Agende mit Entschiedenheit festhält, weil ihre Einführung ein unbestreitbares Rechts des Kirchenregiments sei, und offenbar auch weil dieselbe die Gemeinden und Prediger nöthigte, eine ausdrückliche Anerkennung des in den gemeinsamen Symbolischen Büchern niedergelegten Dogma in ihren Gottesdiensten auszusprechen.

So hatte das Unionswerk am wenigsten die Aufgabe gelöst, die bisher getrennten Confessionen zu einer einheitlichen Kirche mit einem selbständigen und individuellen Lehr- und Lebensinhalt zu verschmelzen. Sie hatte vielmehr in der Lehre den Gegensatz überall aufrecht erhalten, und in der Kirche ihn nur unter der Hülle einer äußern Gemeinschaft dem Auge entzogen. Dagegen hatte sie, unter der Form einer scheinbaren Indifferenz gegen Unwesentliches, der freien Entwickelung eine Bahn eröffnet, deren Ziel sie selbst nicht geahnt, und durch die begründete Opposition gegen eine erzwungene Toleranz und Indifferenz der Intoleranz und der Orthodoxie wieder eine Lebenskraft verliehen, wie sie dieselbe seit einem Jahrhundert nicht entwickelt hatte.

Wir treten somit in die entscheidende Periode der gegenwärtigen religiösen Bewegung, nämlich in denjenigen Zeitpunkt, mit welchem die beiden äußersten Gegensätze der religiösen Entwickelung, und somit die allein vollberechtigten Mächte auf diesem Gebiete, einander zum entscheidenden Kampfe gegenübertreten: auf der einen Seite die menschliche Vernunft, die aller religiösen Autorität und Tradition gegenüber ihr volles Recht wieder in Anspruch nimmt, auf der andern die starrste Orthodoxie, welche die absolute und unbedingte Unterwerfung der Vernunft unter den Buchstaben des Dogma und des Glaubens fodert.

Die Orthodoxie.

Im Hinblick auf die immer sichtbarer hervortretenden Schwankungen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche richtete sich endlich dasjenige Element derselben zu neuer Kraft auf, das allein im Stande ist der Bewegung Halt zu gebieten und den Gefahren derselben entgegenzutreten. Der Rationalismus, der Pietismus, die Union hatten für die einmal vorhandene und den Bestand der Kirche in ihrer bisherigen Gestalt bedrohende Bewegung nur andere Bahnen zu eröffnen gesucht: es war ihnen nicht gelungen, wie es schien, der Kirche dadurch die verlorene Festigkeit wiederzugeben. Die Orthodoxie stellte sich daher die Aufgabe, jeder Bewegung den unversöhnlichsten Krieg zu erklären und ihre Waffen nicht eher niederzulegen, als bis sie den absoluten Stillstand wieder an dessen Stelle gesetzt haben würde.

Auf dem Gebiete der Kirche gibt es nur eine vollberechtigte und mit sich selbst einige Macht: die starre Orthodoxie. Sie ist in ihrer Position, wenn sie selbst nicht aus derselben herausgeht, unangreifbar. Wer die absolute Unterwerfung der Vernunft unter eine einmal gegebene und unwandelbare Autorität zu seinem obersten Dogma macht, der kann eben durch keine Waffe der Vernunft eines Andern belehrt

werden. Wer aber von diesem Dogma nur um eines Haares Breite abweicht, der mag sich selbst wol irgend eine beliebige Grenze setzen, innerhalb deren er der menschlichen Vernunft eine Berechtigung zuerkennt. Aber er wird es vergeblich versuchen einem Andern siegreich gegenüberzutreten, der diese Berechtigung in weitern und immer weitern Grenzen und endlich in unbegrenzter Weise in Anspruch nimmt. Die Vernunft ist entweder oberster und alleiniger Richter über Alles, was für Wahrheit gelten will, oder sie ist zu keinem Urtheile über die Wahrheiten berechtigt, die als geoffenbarte und religiöse uns überkommen sind. Die Orthodoxie der evangelischen Kirche behauptete das Letztere. Sie schreckte vor keiner Consequenz dieser Behauptung, ja vor keiner Inconsequenz gegen ihre eigene Vergangenheit, gegen ihren eigenen Ursprung zurück. Sie versuchte keine Rechtfertigung für den Protestantismus als solchen, mit dem die überlieferte Autorität der katholischen Kirche durchbrochen wurde, keine Rechtfertigung des Christenthums überhaupt, von welchem das unwandelbare Gesetz des Alten Testaments umgestoßen wurde. Sie nahm die Thatsache der evangelischen Kirche, innerhalb deren sie sich vorfand, und wie sie dieselbe eben vorfand, ohne Weiteres an; und an dieser bestimmten Kirche mit ihrem gesammten Glaubens- und Dogmeninhalte und in ihrer bestimmten Gestaltung wollte sie von jetzt ab unverrückbar festgehalten wissen. Die Bibel Alten und Neuen Testaments, die Ökumenischen Bekenntnisse, die Augsburgische Confession, die beiden Katechismen Luther's, der Pfälzische sammt dem Heidelberger Katechismus, die Apologie der Augsburgischen Confession, die Schmalkaldischen Artikel, das Leipziger Gespräch und die Thorner Declaration, und was sonst noch als Symbolische Bücher in einzelnen Provinzen Geltung hatte, sollte mit unveränderlichem Wortlaut zum Glaubensinhalt der Kirche erhoben und unweigerlich anerkannt, trotz alledem doch zugleich die Union, als ein ebenfalls factisch Bestehendes, aufrecht erhalten werden. Ob und inwieweit das Eine oder das Andere im Widerspruch mit der Vernunft, mit dem fortgeschrittenen Bewußtsein der Zeit und vor allem im gegenseitigen Widerspruch gegeneinander stehe, kam nicht in Betracht, da man ja eben der Vernunft und ihrem Urtheile ein für allemal keine Berechtigung einräumen wollte.

Diese in der That unangreifbare Orthodoxie fand in Hengstenberg einen Vertreter, und in der seit 1827 von demselben herausgegebenen „Evangelischen Kirchenzeitung" ein Organ, wie eben diese Richtung dasselbe bedurfte. Diese Orthodoxie in unserer Zeit zu vertreten, bedurfte es eines Mannes, der, wie Hengstenberg, nicht in naivem Glauben aufgewachsen und zum Manne gereift war, und nun dieselbe Naivetät des Glaubens, der freiwilligen Unterwerfung unter die Lehren der Religion, auch bei Andern voraussetzte und foderte, sondern der durch die Phase des Zweifels und des entschiedenen Widerspruchs hindurchgegangen, und durch einen energischen und unwiderruflichen Entschluß sich selbst zu diesem Glauben, oder doch zur Proclamirung desselben, genöthigt hatte. Die Orthodoxie, die nicht mehr auf dem unerschütterten Ansehen einer überkommenen Autorität beruhte, sondern es unternahm, die bereits ihrer Freiheit und ihres Rechts bewußt gewordene Vernunft wieder unter die Fessel des Glaubens zu zwingen: sie bedurfte eines Führers, der selbst nicht nur glaubte, sondern glauben wollte, der nicht im Glauben befangen war, sondern durch freiwillige Entschließung, sei ihr Motiv welches es wolle, sich dem Glauben gefangen gab.

Mit dieser unnachsichtlichen Foderung eines unbedingten Glaubens trat nun auch die „Evangelische Kirchenzeitung", nicht etwa im Namen einer siegreichen Überzeugung, sondern im Namen einer bedrohten Kirche hervor, die ihn zum Zweck ihrer Selbsterhaltung als ein unveräußerliches Recht von allen ihren Angehörigen fodern müsse. Ihr Zelotismus war nicht der eines fanatischen Eiferers für seinen Glauben, dem jede abweichende Meinung als Wahn und Abfall erscheint, sondern der eines unbeugsamen Tyrannen, der jeden Widerspruch gegen seinen absoluten Willen als frechen Ungehorsam straft, jeden Versuch, sich von demselben loszumachen, als Empörung verurtheilt. Die Kirche war dieser absolute Machthaber, die

von ihrem Herrscherrecht auch nicht ein Titelchen preisgeben durfte, wenn nicht die Grundsäulen ihrer Herrschaft unwiderruflich zusammenstürzen sollten. Die „Evangelische Kirchenzeitung" und die Partei, die sich um dieselbe scharte, mußte wol darauf verzichten, sich auf dem Boden der religiösen Entwickelung eine Stellung zu erringen; dagegen strebte sie um so beharrlicher danach, auf dem Gebiete der kirchlichen Gestaltungen Einfluß zu gewinnen. Ihr lauter und wiederholter Aufruf an die Staatsgewalt, in deren Hand sich das Kirchenregiment befand, konnte daher nicht ohne nachhaltige und tiefgreifende Wirkung bleiben.

Während der Regierung Friedrich Wilhelm's III., der trotz seiner zunehmenden Frommgläubigkeit doch den bei seinem Regierungsantritte ausgesprochenen Grundsätzen niemals ganz untreu wurde, namentlich unter dem hegelisch-rationalistischen Ministerium Altenstein, konnte dieser Einfluß, der später ein so mächtiger wurde, nur in einzelnen Erscheinungen sich geltend machen. Dagegen brachte das kühne Auftreten, die sichere und consequente Haltung der „Evangelischen Kirchenzeitung" auf dem Gebiete der theologischen Welt sehr bald eine lebhafte Bewegung hervor. Man fühlte, daß man einem nicht gering zu schätzenden Feinde gegenüberstand, und der stumpfgewordene Rationalismus mußte seine Waffen wol prüfen, ehe er den dargebotenen Kampf mit dem neuen Feinde aufnehmen durfte, wogegen der nach der Überreizung erschlaffende Pietismus die neue Erscheinung freudig begrüßte, um seine auseinander strebenden Glieder unter der Fahne dieses neuen Führers wieder sammeln zu können.

Die freie Kritik und die freie Philosophie.

Dagegen entwickelte sich gleichzeitig, im natürlichen und nothwendigen Gegensatze gegen das Wiederaufleben des starren Orthodoxismus und des unduldsamen Kirchenzwanges, die andere äußerste Seite der religiösen Bewegung, die in ihrer Weise eine ebenso unangreifbare Stellung einnimmt wie die Orthodoxie. Es begann die kritisch-philosophische Bewegung auf dem Gebiete der Religion, und die freigemeindliche auf dem Gebiete der Kirche, von denen die absolute Herrschaft der Vernunft gegen jede traditionell religiöse Wahrheit, die Freiheit der Lehre und der Überzeugung innerhalb der gegebenen Religionsgemeinschaft gegen den äußern Zwang des Kirchenregiments zur Geltung gebracht werden sollte.

Schon bei Lebzeiten Hegel's hatten sich die Schüler und Anhänger desselben, besonders nach Maßgabe ihrer religiösen Überzeugung, in eine rechte und linke Seite gespalten, von denen die erstere die Übereinstimmung der absoluten Philosophie mit den Dogmen des Christenthums fort und fort behauptete, die andere die Entwickelung des philosophischen Gedankens, unbekümmert um die Lehren des Christenthums und in zunehmendem Widerspruch gegen dieselben, anstrebte. Nach dem Tode des Meisters wurde dieses Auseinandergehen seiner Jünger noch viel sichtbarer. Während Göschel in seinen „Beweisen über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele", „Glaubensbekenntniß der speculativen Philosophie", „Die siebenfaltige Osterfrage" u. s. w. sich auf die äußerste Rechte stellt und die Philosophie bereits wieder der Religionslehre unterzuordnen strebt, hält Marheineke den Hegel'schen Standpunkt mit Strenge fest, der eine paritätische Berechtigung Beider voraussetzt, und in dem Nachweis ihrer vollen Übereinstimmung seine Aufgabe erkennt. Auf gleichem Standpunkte halten sich als treue Schüler Hegel's Gabler und Henning, von denen Letzterer sich später zum Neu-Schellingianismus bekennt, um noch später wieder von demselben abzufallen. Etwa auf derselben Stufe, wie Marheineke, sucht sich der geistreiche Rosenkranz zu halten. Sein oberster religionsphilosophischer Lehrsatz lautet, daß das wahre Christenthum vernünftig, die Vernunft christlich sei. In Christus erkennt er diejenige Persönlichkeit, die allein und außer ihm kein anderer Mensch, dem Begriff angemessen die Realität der Idee als individuelle Erscheinung vollbracht hat. Dagegen glaubt er die Widersprüche der Heiligen Schrift in der äußern Geschichte

Christi zugeben zu müssen, wenn man nicht einen Selbstmord an der Intelligenz begehen wolle.

Aus diesem schwankenden und unsichern Standpunkte trat die Philosophie endlich entschieden heraus mit D. F. Strauß (im Jahre 1814 zu Ludwigsburg geboren), der mit seinem „Leben Jesu" (2 Bde., Tüb. 1835—36) einen neuen Abschnitt der religiösen Entwickelung zunächst auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung eröffnet, die jedoch auch bald im Leben der Gemeinden ihren Ausdruck finden mußte. Er sagt sich zuvörderst ohne Rückhalt von der Voraussetzung los, in der Bibel das Wort einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung zu erkennen, sondern unterwirft sie, als ein Menschenwerk, dem Messer einer ebenso gelehrten als scharfsinnigen und tiefgreifenden Kritik. Das Resultat dieser unwiderleglichen Kritik ist zunächst die Bestätigung ihrer Voraussetzung, d. h. der Behauptung, daß die heiligen Bücher weder unmittelbar göttlichen noch überhaupt einheitlichen Ursprungs sein können, weil ihre einzelnen Theile im unleugbarsten Widerspruch untereinander stehen, daß die in denselben berichteten Erzählungen keine geschichtlichen Thatsachen seien, weil sie ebenso sehr sich selbst wie der menschlichen Vernunft widersprechen. Aber diesem negativen Resultat ward sogleich ein positives zur Seite gestellt, das die auflösende Kraft des erstern mildert. Die Kritik der heiligen Bücher läßt ihm nämlich ihren Inhalt dennoch nicht als ein einfach schriftstellerisches Werk einzelner getäuschter oder gar täuschender Autoren erscheinen, sondern als den wahrhaften und absichtslosen Ausdruck eines allgemeinen Volksbewußtseins der Zeit, in der sie entstanden. Die Erzählungen der Evangelisten sind daher zwar nicht Geschichte, aber auch nicht freie Dichtung, sondern Mythus, christliche Volkssage, und als solche das Erzeugniß der christlichen Gemeinde, als Gesammtheit. Hiermit hat er nun zugleich die Brücke gewonnen, um das Christenthum und seinen dogmatischen Inhalt vor der Vernunft zu retten, oder vielmehr dasselbe in neuer Gestalt wieder aufleben zu lassen. Die Person Christi, als eines Individuums, ist durch die Herabsetzung seiner Geschichte zum Mythus gewissermaßen vernichtet worden. Aber die Idee, die diesem Mythus zu Grunde liegt, und aus der er im Geiste des Christenthums geschaffen worden ist, wird wieder zur vollen Wahrheit, wenn man an die Stelle der Person Christi die ganze Menschheit setzt, die er in der mythischen Dichtung repräsentirt. Die Idee des Christenthums ist also in Wahrheit die Idee der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die Apotheose der Menschheit, die sich in den biblischen Schriften als eine Apotheose des Gottmenschen darstellt.

Der Weg zu einer neuen Phase der religiösen Entwickelung war hiermit eröffnet. Die Wissenschaft hatte ihre volle Emancipation von der fesselnden Autorität der Schrift und der Überlieferung proclamirt; aber nicht, um im Geiste des Indifferentismus die Bande gleichgültig zu lösen, mit welchen die Gegenwart an ihrer eigenen religiösen Vergangenheit hängt, sondern um durch ein neues und tieferes Verständniß dieser Vergangenheit und ihrer Schöpfungen, eine desto sicherere Grundlage für die religiöse Entwickelung der Zukunft zu gewinnen.

Das Aufsehen und die Bewegung, welche diese Schrift nicht nur in der theologischen, sondern in der gesammten gebildeten Welt hervorrief, entsprach durchaus der Bedeutung des Ereignisses. Freund und Feind scharten sich in Reih und Glied gegeneinander. Der Rationalismus fühlte sich überflügelt. Die Muthigen und Bescheidenen schlossen sich freudig dem neuen Führer an; die Furchtsamen und Selbstgenügsamen zogen sich vor den enthüllten Consequenzen ihres eigenen Princips scheu zurück. Die Orthodoxie fühlte, daß ihr ein ebenbürtiger Gegner gegenüberstehe, aber auch einer, der ihrem Angriff Stand halten mußte. Sie sammelte ihre Kraft und schärfte ihre Waffen zu dem entscheidenden Kampfe. Der erste öffentliche Lohn des Autors war der Verlust der Repetentenstelle, die er am evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen bekleidet hatte, der zweite eine Unzahl von Angriffen, die in Zeitschriften und Broschüren gegen ihn geschleudert wurden. Die drei Hefte Streitschriften, in denen er diesen Angriffen zu begegnen suchte, gehören in Form und

Inhalt zu den ausgezeichnetsten Leistungen der neuern deutschen Literatur, und geben zugleich eine treffliche culturgeschichtliche Kritik der verschiedenen theologischen Standpunkte, von denen aus seine zahlreichen Gegner ihn angreifen. Unter den kleinern Aufsätzen, die in den nächsten Jahren von ihm erschienen, nimmt seine Abhandlung „Über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" (Altona 1839) wol den ersten Platz ein. Der Charakter dieser Schrift ist ein entschieden versöhnlicher, indem er auch für die veränderte Denk- und Anschauungsweise der Gegenwart den Namen einer christlichen in Anspruch nimmt, und zu diesem Zwecke die Übereinstimmung derselben mit den Grundanschauungen des Christenthums (Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein in Christus) nachzuweisen sucht.

Da wir es nicht mit der Person, sondern nur mit der theologisch-religiösen Wirksamkeit von Strauß zu thun haben, so übergehen wir die Geschichte seiner Berufung nach Zürich und seiner Pensionirung, bevor er noch sein Amt angetreten, und erwähnen nur noch seines letzten theologischen Werks „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (2 Bde., Tüb. 1840—41). Hier gibt er den Nachweis von der unvermerkten, aber ununterbrochenen innern Umgestaltung, mit welcher die christliche Dogmatik den fortschreitenden Menschengeist begleitet, und läßt sie auf diese Weise selbst den Beweis gegen die absolute und unwandelbare Gültigkeit ihrer Wahrheiten führen.

Aber wie entschieden Strauß jede Autorität verwirft, die das Recht der Vernunft und der fortschreitenden Wissenschaft beschränkt; wie offen er die geschichtliche Wahrheit der Thatsachen leugnet, die in den Evangelien von dem Stifter und der Stiftung des Christenthums erzählt werden; wie rücksichtslos er sich gegen die Dogmen erklärt, die den Glaubensinhalt aller christlichen Bekenntnisse bilden: so will er doch durchaus nicht mit dem Christenthum gebrochen haben, sondern erkennt auch in der gegenwärtigen Entwickelungsstufe des Menschengeistes den nothwendigen und ununterbrochenen Zusammenhang sowol mit der mythenbildenden Zeit der ältesten christlichen Gemeinden, wie mit der dogmenbildenden Periode seiner spätern Entwickelung, und mit der kritischen Auflösung derselben seit der Reformation. Er hält eine Entwickelung des Christenthums im Geiste der Gegenwart eben darum für eine berechtigte und nothwendige, weil er die innere Berechtigung jedes frühern Standpunktes für seine Zeit nachweist. Er glaubt die Vergangenheit des Christenthums und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart nur retten zu können, wenn er sie zugleich als den Weg erkennt, der in die Zukunft desselben führt.

Dieser zarte feingewebte Faden des Zusammenhangs, in dem Strauß sich selbst und die Wissenschaft der Gegenwart mit den Traditionen des Christenthums zu erhalten wußte, wird von B. Bauer mit schonungsloser und fast roher Hand zerrissen. In seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (2 Bde., Leipz. 1841) verwirft Bauer die Idee von einer mythischen Bedeutung der Evangelien, nach welcher ihre Darstellungen der Ausdruck eines Gesammtbewußtseins seien und als solcher eine bleibende Berechtigung haben sollen. Ihm sind die Verfasser einzelne für ihre Productionen persönlich verantwortliche Schriftsteller, an deren Werke er schonungslos das Messer der Kritik anlegt, um auf diese Weise nicht nur die Unwahrheit, sondern auch die Absichtlichkeit ihrer Erzählungen nachzuweisen. Vor seiner gelehrten und geistreichen, aber herz- und erbarmungslosen Kritik schwindet jeder Nimbus, mit dem auch der Ungläubigste die altehrwürdigen Quellen des Christenthums zu umgeben liebte. Die Kritik ist mit B. Bauer auf dem theologischen Gebiete bis zur absoluten Negation aller Autorität gelangt, die aus der Vergangenheit des Christenthums stammt. Die Geschichte des Christenthums ist ihm vielmehr die Geschichte der Selbstentfremdung des Menschen. Seine gegenwärtige Aufgabe ist die volle Rückkehr zu sich selbst, zu der verlorenen und freiwillig aufgegebenen Freiheit, die er bisher als eine fremde Macht anbetete. Die Lösung dieser Aufgabe ist es, die sich zunächst eine neue positive Philosophie zu stellen hätte.

Den ersten Versuch zu einer solchen positiven Schöpfung auf dem Gebiete der Religionsphilosophie ging von L. Feuerbach aus. Er ist der Sohn des berühmten Juristen A. von Feuerbach, und hatte seit 1822 in Heidelberg Theologie und Philosophie studirt. Außer einer kleinen Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", die er als Privatdocent in Erlangen 1830 anonym erscheinen ließ, hatte er einige Werke über die Geschichte der neuern Philosophie geschrieben, als er (Leipz. 1841) mit seinem epochemachenden Werke „Das Wesen des Christenthums" hervortrat, dem später als Ergänzung mehre andere Schriften folgten. Feuerbach tritt hier nicht blos dem Christenthum, sondern aller positiven Religion, ja aller Religion mit der Formel gegenüber: „Alle Theologie ist nur Anthropologie", Religion ist nur das Selbstbewußtsein des Menschen, das Bewußtsein von seiner Unendlichkeit. Das göttliche Wesen ist das Wesen des Menschen, das er, von den Schranken der Individualität befreit, außer sich setzt und anschaut; die Eigenschaften Gottes sind die göttlichen (idealen) Eigenschaften der Menschen; die Gottheit nur die Summe dieser Eigenschaften. Der Mensch kann nicht über sich selbst hinaus; Religion ist seine Selbstvergötterung oder Selbstvergöttlichung, soweit er zum Bewußtsein seiner Unendlichkeit gelangt ist. Darum erscheinen jeder Religion alle frühern Stufen als Götzendienst. Theologie ist Anthropologie; Religionsphilosophie Psychologie. In dieser Weise weist Feuerbach an allen dogmatischen Lehren des Christenthums nur den Ausdruck des menschlichen Bedürfnisses nach, sich selbst, sein eigenes Ideal, als ein außer ihm seiendes Wesen anzuschauen. Der Glaube ist daher nur die Selbstgewißheit des Menschen von seiner Unendlichkeit.

Mit dieser entschiedenen Verwerfung des Glaubens an das Dasein einer persönlichen, außerweltlichen, ja auch einer innerweltlichen, von der Wesenheit der wirklichen Welt irgendwie unterscheidbaren Gottheit; mit der offenen Erklärung, daß seine Philosophie ebenso sehr den Pantheismus wie den Theismus verwerfe, und sich zum reinen Atheismus bekenne; mit dieser entschiedenen Kriegserklärung gegen Alles, was bisher den Inhalt der positiven Religion wie der religiös-philosophischen Speculation ausmachte: glaubt Feuerbach dennoch nicht mit der Religion als solcher gebrochen zu haben. Er will sie zwar von der Sphäre des Glaubens vollständig verdrängt wissen, aber nur um sie auf der Sphäre des Thuns zu ihrem vollen Rechte zu erheben. Das wahre Wesen der Religion muß nach ihm allein in dem unumstößlichen und absoluten Gesetze der Ethik gefunden werden.

Die Religion hat ihren Ursprung, ihre Berechtigung, ihre Wahrheit in dem unabweislichen Bedürfniß der Menschen, sich zum wahren Wesen seiner selbst in Verhältniß zu setzen; der religiöse Irrthum beruht auf dem Streben, dieses Wesen außer sich, außer der Menschheit, außer der Natur, als ein Anderes zu setzen. Durch diesen Wahn hat die Religion und insbesondere das Christenthum jene Entfremdung des Menschen gegen sich selbst, gegen die Menschheit, gegen die wirkliche Welt überhaupt herbeigeführt, die seine Bekenner alles Große, alles Erhabene, alles Erstrebenswerthe nur in einer unwirklichen jenseitigen Welt suchen läßt. Mit dem Fallen dieses Irrthums wird der Mensch in der Gattung, in der Menschheit das wahre Wesen seiner selbst erkennen, lieben und verehren lernen, das er bisher mit Geringschätzung der Welt um ihn her in einem außerweltlichen Gott suchte. Dieses vollkommene Aufgehen des Menschen mit seinem Gemüth und mit seinem Willen in die Menschheit und in die wirkliche Welt ist das oberste Sittengesetz und die alleinige Wahrheit der Religion, die Feuerbach aus dem Umsturz alles Dessen, was bisher als Religion galt, retten oder vielmehr neu erstehen lassen will.

Mit Feuerbach, dessen Schriften kaum eine minder große Bewegung hervorriefen als die Strauß'schen, und um den sich alsbald eine sehr ansehnliche Zahl zum Theil sehr tüchtiger Schüler und Jünger scharte, schien der Gegensatz der fortschreitenden Wissenschaft gegen die bestehende Religion zu ihren äußersten Grenzen gelangt, und der offene Bruch mit derselben auch in weitern Kreisen unvermeidlich. Es kam hinzu, daß die mächtig gewordenen Ideen der Zeit aus der abstracten Hülle

hilosophischer und theologischer Systeme sehr bald in das Gewand allgemein verständlicher publicistischer und selbst belletristischer Schriften sich kleideten. Sie fanen dadurch in Geist und Gemüth der Massen immer leichtern Zugang, wobei sie ber freilich zum Theil auch ebenso viel an Tiefe und innerer Wahrheit verloren, ls sie an Breite und Verständlichkeit gewonnen hatten. Wir erwähnen aus den ahlreichen derartigen Erscheinungen jener Art nur die „Hallischen (später Deutschen) ahrbücher" von Ruge und Echtermeyer, die mit unglaublicher Rührigkeit und Gewandtheit die umgestaltenden Ideen der Zeit in allen Gebieten des Wissens und Wirkens zur Geltung zu bringen suchten, sowie die Schriften des Jungen Deutschland, die in verschiedenen schriftstellerischen Formen die Übertragung der neuen Lehren auf die thatsächliche Gestaltung der sittlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse versuchten.

Die kirchliche Orthodoxie des weltlichen Kirchenregiments.

Diesen Thatsachen, diesen unverkennbaren Gefahren gegenüber raffte die Kirche hre letzten und schwersten Waffen zusammen, um dem drohenden Vernichtungsampfe zu begegnen. Sie konnte und durfte zu diesem Kampfe, wenn er von Erolg sein sollte, sich keiner andern Waffen bedienen als derjenigen, die ihr die starre Orthodoxie lieferte. Der empfindungsreiche Pietismus war demselben ebenso wenig ewachsen, wie der unsicher schwankende Rationalismus. Die beiden Gegensätze ußten in ihrer ganzen Schroffheit einander gegenübertreten, um endlich den unlösaren Widerspruch zwischen Autorität und Selbstbestimmung, zwischen freier Überzugung und unterwürfigem Glauben, zwischen unwandelbarem Dogma der Kirche nd ununterbrochenem Fortschritt des Menschengeistes zum vollen Bewußtsein der Gegenwart zu bringen. Die „Evangelische Kirchenzeitung" übernahm die Führung es Kampfes, in welchem das Gebot des absoluten Stillstandes der Bewegung des bsoluten Fortschritts ein Halt zu gebieten hoffte.

Wie Berlin und Preußen offenbar den Centralpunkt dieses unerhörten Kampfes uf dem Gebiete protestantischer Entwickelung bildete, so war der fast gleichzeitige od Friedrich Wilhelm's III. und des Cultusministers Altenstein für denselben von oher Bedeutung. Die Staatsregierung hatte als oberste Kirchengewalt den Verletzerungen, den Denunciationen und dem lauten Hülferufe der Orthodoxie bisher nur nwillig hier und da Gehör geschenkt und Folge geleistet. Seit dem Regierungsntritte Friedrich Wilhelm's IV. und des Cultusministers Eichhorn machte sie die endenzen und Bestrebungen jener Partei zu den ihrigen. Sie entfaltete offen die ahne der Orthodoxie, um die Integrität der Kirche gegen die auflösende Macht der ritik und der freien Philosophie zu schützen.

Schon vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III. hatte der allgemeine Angriff egen die Hegel'sche Schule begonnen, die sich unter Altenstein einer gewissen Alinherrschaft erfreute. Jetzt klagte man sie offen an, den Abfall von den Dogen der Religion verschuldet und verbreitet zu haben, da sie, unter dem trügeschen Schein der Übereinstimmung mit denselben, die Allgewalt der Vernunft (der dee) proclamirt und den Glauben unter die Gesetze derselben gebeugt habe. Zu engstenberg gesellte sich zunächst Professor Leo in Halle als eifriger Bundesgenosse, er in der anonymen Broschüre „Die Hegelingen" (Halle 1838) einen denuncirenen Angriff gegen seinen frühern Meister und dessen Jünger schleuderte. Das neue irchenregiment schloß sich mit Entschiedenheit dieser antihegelischen Bewegung an. s nahm darauf Bedacht, die zahlreichen Anhänger dieses Systems des Einflusses berauben, den ihnen das vorige Ministerium eingeräumt hatte, und ihnen kräge Gegengewichte besonders auf den öffentlichen Lehrstühlen gegenüberzustellen, die bisher fast ausschließlich in Besitz gehabt hatten. Während zu den höchsten taatsämtern Männer wie Thile, Stolberg, Göschel, Götze und Andere berufen urden, die einer pietistisch-orthodoxen Kirchlichkeit huldigten; während Cornelius auf em Gebiete der Kunst die religiöse (wenn auch katholische) Richtung wieder zur

Herrschaft bringen sollte: versetzte man den greisen Schelling auf den Lehrstuhl Hegel's, um in ihm eine Stütze für die schwankend gewordenen Säulen der Kirche zu finden. Der von seinem Pantheismus bekehrte Philosoph sollte ein Licht des Glaubens anzünden, vor dem die blendende Sonne der selbstgenügsamen Vernunft in Nacht versinken müsse. Eine gleichgroße Wirkung hoffte man von der Besetzung des durch den Tod von Gans erledigten Lehrstuhls der Rechtsphilosophie durch Stahl, der es unternommen hatte, das Gebäude der Rechtswissenschaft auf der Grundlage der christlichen Offenbarung und Dogmatik aufzurichten, und den Absolutismus der Autorität an die Stelle der Selbstbestimmung der Vernunft zu setzen. Es konnten natürlich diese Versuche nicht von Erfolg sein, dem unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft, auf ihrem eigenen Boden, also unter der stillschweigenden Voraussetzung ihrer Berechtigung, Einhalt zu thun. Die Stimme Schelling's verschallte wirkungslos, als er es unternahm, die großen geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts, ja seines eigenen Genius, zu verleugnen, und den Geist, der einmal gelernt hatte von dem Rechte der freien Selbstbestimmung Gebrauch zu machen, wieder an den Formalismus der scholastischen Philosophie zu bannen. Ebenso wenig vermochte Stahl Triumphe auf dem Boden der Wissenschaft zu erringen, deren Waffen er benutzte, um ihre Berechtigung zu verleugnen. Man bewunderte in seinen Vorträgen die talmudisch-geistreiche Dialektik seiner polemischen Kritik, mit der er den Mangel an logischer Klarheit und Consequenz seines eigenen Systems zu verdecken verstand. Aber er hat es nicht einmal vermocht, auf dem Gebiete seiner speciellen Wissenschaft ein Gebäude aufzurichten, das mehr als eine äußere formale Übereinstimmung mit dem Schematismus der christlichen Dogmatik zeigte. Noch viel weniger aber konnte es ihm gelingen, die Autorität dieses Dogma auf ihrem eigenen Gebiete wiederherzustellen, auf dem sie so mächtig erschüttert worden war.

Das Kirchenregiment mochte sich bald von der Unzulänglichkeit der Mittel überzeugt haben, die es zur Wiederherstellung dieser erschütterten Autorität ergriffen hatte. Es erfaßte daher seine Aufgabe, die bestehende Kirche in ihrer überkommenen Gestalt zu schützen, von der Seite, die ihm allein die Handhabe einer erfolgreichen Wirksamkeit und auch den Boden einer thatsächlichen Berechtigung zu bieten schien. Es zog sich aus der Sphäre einer wissenschaftlichen Rechtfertigung auf das Gebiet des geschichtlichen Besitzes zurück, und suchte dasselbe mit den Mitteln der Macht zu behaupten, die ihm eben die Geschichte an die Hand gegeben hatte. Es setzte sich in vollen Einklang mit den Principien der starren Orthodoxie, die nicht discutirt und nicht deducirt, nicht überzeugen und nicht beweisen will, weil das Alles schon Zeugnisse eines sündhaften Zweifels sind, sondern nur einzig Unterwerfung der Vernunft unter die Autorität der Überlieferung fodert. Daher verzichtete auch das Kirchenregiment darauf, den Streit der Meinungen innerhalb seines Gebiets zum Austrag zu bringen, und entschloß sich vielmehr, in seinem Bereich ferner keine Abweichung von derjenigen Lehre zu dulden, die einmal als die Norm der Glaubensgemeinschaft für die evangelische Kirche festgestellt worden war.

Das Kirchenregiment gab es somit auf, den sittlich-religiösen Standpunkt durch Aufrechthaltung der vollen Gewissensfreiheit, oder auch nur den wissenschaftlich-theologischen durch Freigebung der Forschung und der Lehre zu wahren, und stellte sich vielmehr festen Fußes auf den juristisch-politischen Standpunkt, um von demselben aus den factischen Besitzstand der geschichtlich und rechtlich gewordenen Kirche gegen die freie Bewegung der Geister innerhalb derselben zu schützen. Der Standpunkt ist ein ebenso unangreifbarer wie der der Orthodoxie, und entspricht ganz dem bureaukratischen Geist, mit welchem man in unserer Zeit aller geistigen Mächte Herr werden zu können glaubt.

Die evangelische Kirche (denn nur um diese, nicht um Religion und Christenthum als solche, kann es sich von diesem Standpunkte aus handeln) ist dem Kirchenregiment ein, auf gewisse diplomatische Grundverträge nach außen und auf bindende Vereinbarungen nach innen begründetes Institut. Der Passauer Vertrag,

der Augsburger Religionsfriede und der Westfälische Friede bestimmen die Bedingungen, unter denen der Bestand einer evangelischen (lutherischen und reformirten) Kirche gegen Kaiser und Reich gesichert wird. Das Augsburgische Bekenntniß und die sonst recipirten Symbolischen Bücher stellen die Bedingungen fest, unter denen der Eintritt in die so constituirte Kirche zulässig ist. Die verschiedenen Reichstagsabschiede und die einzelnen Landesgesetze bilden die Grundlage der Machtvollkommenheit, mit welcher der Landesfürst für die innere und äußere Gestaltung der Kirche bekleidet worden ist. Demnach ist die Kirche ein in seiner äußern Berechtigung wie in seiner innern Begründung und Gestaltung nach geschichtlich und rechtlich gegebenen Gesetzen und Formen constituirtes und regiertes Institut. Wer in Meinung, in Lehre und Übung von diesen einmal normirten Bestimmungen abweicht, mag wol für sich selbst ein Recht dazu haben, aber er kann ein solches nicht auch als Glied der Kirche geltend machen, die einmal factisch auf andern Grundsätzen constituirt ist.

Die Kirche gab es somit auf, der lebendige Ausdruck der religiösen Überzeugung, das lebendige und adäquate Organ für die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, der lebendige Vermittler der religiösen Entwickelung für die Gesammtheit ihrer Angehörigen, oder vielmehr für den Gesammtgeist zu sein, der in ihr waltete, sondern sie erklärte sich für ein auf gegebenen Grundlagen ein für allemal abgeschlossenes Institut, von dem alle Elemente ausgeschlossen bleiben müßten, die den gegebenen Bedingungen nicht vollkommen entsprächen.

Dieser extremste und darum gefährlichste Standpunkt ist es, auf dem sich, mit mehr oder minderm Bewußtsein, mit mehr oder minderer Consequenz das evangelische Kirchenregiment in fast allen deutschen Ländern und insbesondere in Preußen seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV. und dem Ministerium Eichhorn befindet. Die ausschließliche Geltung der Orthodoxie wurde befohlen. Man begann damit, den abweichenden Lehrern die Freiheit der wissenschaftlichen Erörterung auf den Universitäten zu entziehen. Die Suspension von Strauß, die Amtsentsetzung B. Bauer's, trotz des widerstrebenden Votums von Marheineke, die Suspension von Nauwerck, Schwarz und Hinrichs, das Verfahren gegen die Universität Königsberg geben davon Zeugniß. Nächst den Universitätslehrern waren es die Geistlichen, denen man eine Abweichung von den dogmatischen Lehrsätzen oder von den kirchlichen Einrichtungen ferner nicht gestattete; auch wenn dieselben in voller Übereinstimmung mit ihren Gemeinden standen. Die Verpflichtung auf die Symbolischen Bücher wurde bei der Ordination und Vocation wieder aufs strengste vorgeschrieben, nachdem mehre Jahrzehnde eine freie Praxis obgewaltet, wie sie durch die Union bedingt war. Jede Abweichung von der Agende ward als Grund zur Suspension, und bei beharrlicher Weigerung, zur Amtsentsetzung betrachtet; das Festhalten der vorgeschriebenen Formulare bei allen kirchlichen Acten aufs bestimmteste gefodert. Auf die Geistlichen folgten die Jugendlehrer, von denen man nun ebenfalls entschiedenes Festhalten an den orthodoxen Lehren der Kirche verlangte, und sie unter die scharfe Controle strenggläubiger Geistlichen stellte, um ihre Wirksamkeit in diesem Sinne zu überwachen. Somit glaubte man alle Quellen verstopft zu haben, aus welchen die abweichenden Lehren bisher geflossen waren und ihren Weg in die Massen gefunden hatten. Man gab sich dem Irrthume hin, daß diese ebenso leicht durch gläubige oder doch gehorsame Priester znm Glauben zurückgeführt werden könnten, wie sie durch ungläubige von demselben abgelenkt worden seien. Man glaubte der Gemeinden noch gewiß zu sein, wenn man sich ihrer geistlichen Führer versichert hätte, und setzte alle Kräfte daran, die Zweifelhaften von ihrer Wirksamkeit zu entfernen oder doch zum Schweigen zu bringen und ihre Stellen mit Männern zu besetzen, die sich zu Organen der Kirchengewalt und ihrer Zwecke machten.

Wir können auf die zahlreichen einzelnen Maßregeln nicht eingehen, die in diesem Sinne ins Werk gesetzt wurden. Wir übergehen die Verordnungen über eine strengere Sontagsfeier, den Entwurf zu einem katholisirenden Ehegesetze, die kirchliche

Disciplinirung und Controlirung der Beamten, die Stiftung und Begünstigung frommer Vereine und Orden u. s. w., und versuchen nur die unmittelbaren Folgen darzustellen, die das in seinen Hauptzügen und Grundsätzen dargestellte Verfahren des Kirchenregiments auf den allgemeinen Gang der religiösen Bewegung ausüben mußte.

Religiöse Associationen.

Wie die Kirchengewalt die Lösung der großen Frage von dem Boden der wissenschaftlich freien Entwickelung auf den des kirchlich-politischen Rechts geschoben hatte, so mußte auch die Bewegung nothwendig von dem Katheder und der Kanzel auf die Gemeinden übergehen, wenn diese nicht die Rechte aufgeben wollten, die sie auf dem Gebiete des religiösen Lebens zu besitzen glaubten. Es beginnt derjenige Abschnitt der religiösen Bewegung, in welchem nicht mehr Einzelne, sondern Gesammtheiten dieselbe fortführen, nicht mehr die Wissenschaft, sondern das Leben in seinen religiösen Interessen sich bedroht fühlt, nicht mehr religiöse Meinungen, sondern religiöse Parteien einander gegenübertreten. Das Bedürfniß nach Wahrung der bereits gewonnenen Errungenschaften und nach Durchführung der begonnenen Entwickelung führt zur engern Vereinigung der gleichartigen Elemente. Diese gestalten sich zunächst zu freien Vereinen, mit dem wachsenden Widerstande zu selbständigen Gemeinden und endlich zu Religionsgesellschaften, die den bestehenden Kirchen gegenüber sich die Aufgabe stellen, die Kirche der Zukunft ins Leben zu rufen.

Als erstes Product dieser vereinbildenden Bewegung, die als Zeugniß einer beginnenden Neugestaltung der evangelischen Kirche erscheint, müssen wir den „Evangelischen Verein der Gustav-Adolfstiftung" bezeichnen, der am 6. Nov. 1832 zur Säcularfeier der Schlacht bei Lützen begründet wurde. Zwar scheint die Aufgabe, die sich dieser Verein stellte, mit dem bisher dargestellten Gange der religiösen Entwickelung durchaus nicht in Zusammenhang zu stehen, da er nur durch *materielle* Hülfe für die unter einer überwiegend nichtprotestantischen Bevölkerung vereinzelt lebenden Glaubensbrüder zu wirken und ihnen die Mittel des kirchlichen Lebens zu bieten beabsichtigte. Dessenungeachtet erkennen wir in dieser Vereinigung die erste Regung eines unmittelbar aus der Gesammtheit der evangelischen Kirche und ihrer Angehörigen hervorgehenden Lebens. Es ist dieses Wirken zwar zunächst auf Schutz und Sicherung der evangelischen Kirche und ihrer vereinzelten Vorposten gegen die immer weiter vorrückende Propaganda der katholischen Kirche gerichtet. Aber seine Hauptbedeutung liegt in dem Zusammentreten aller bisher so sehr zerrissenen Elemente des Protestantismus zu einem gemeinsamen Wirken. Der Gustav-Adolfverein organisirte sich im Jahre 1842 in Folge eines Aufrufs des darmstädtischen Hofpredigers Dr. Zimmermann in Leipzig zu einer über ganz Deutschland verbreiteten Vereinigung, der alle verschiedenen Confessionen der evangelischen Kirche angehören und die ihr Wirken ebenso auf alle Länder und auf alle Confessionen der Kirche erstrecken sollte. Der König von Preußen übernahm die Protection des Vereins und bewilligte ihm mancherlei Privilegien. Hiermit proclamirte der Gustav-Adolfverein eine Einheit und Gemeinsamkeit der Evangelischen in Übung der Bruderliebe, wie sie bisher auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens nicht zu erzielen war. Es fiel vor dieser Vereinigung die Sonderung in Landeskirchen und Confessionen, und wurde mit desto größerer Energie der Allen gemeinsame Gegensatz gegen den Katholicismus zum Bewußtsein gebracht.

Vom Jahre 1842—46 wirkte der Verein mit sichtbarem Erfolge und mit erfreulicher Einmüthigkeit, trotz der großen religiösen Meinungsverschiedenheit seiner Angehörigen. Auf der Hauptversammlung zu Berlin am 7., 8. und 9. Sept. 1846 kam es zu einem ernsten Conflict über die Frage, ob der inzwischen aus der Landeskirche ausgeschiedene Prediger Rupp als Vertreter des königsberger Vereins angenommen werden sollte oder nicht. Die Frage wurde hier verneint, und der innere Bruch war nicht wieder zu heilen, obwol die Hauptversammlung des nächsten

Jahres zu Darmstadt eine scheinbare Ausgleichung herbeiführte. Der Verein konnte in den folgenden Jahren nicht wieder zu einer lebenskräftigen Wirksamkeit gelangen; erst in neuester Zeit, in Folge der ernsten Gefahren, die abermals von der katholischen Propaganda drohen, scheint sich die Theilnahme für denselben zu beleben.

Viel unmittelbarer in die religiöse Bewegung der Gegenwart eingreifend ist der „Verein der Protestantischen Freunde", in welchem das Widerstreben gegen die Maßnahmen der Regierung zum gemeinsamen Bewußtsein gebracht, der Wunsch, denselben entgegenzuwirken, zur gemeinsamen Entschließung erhoben, das Bedürfniß nach einer Neugestaltung des religiösen Lebens in gemeinsamen Überzeugungen kundgegeben, und endlich in der Bildung freier Gemeinden zur gemeinsamen That geschritten wurde. Ohne Geräusch, ja ohne eine bestimmte ausgesprochene Absicht, und nur von dem Gefühl getrieben, daß etwas Gemeinsames gegen das unaufhaltsame Rückwärtsdrängen der Orthodoxie und des Kirchenregiments geschehen müsse, hatten sich am 29. Juni 1841 eine Anzahl Geistlicher zu Gnadau in der Provinz Sachsen zusammengefunden, und sich ohne Statut, ohne Unterschrift zu einer Vereinigung zusammengethan, deren Mitglieder sich im Allgemeinen über das Wesen des Christenthums verständigten und einander gelobten, im Leben und Wirken treu an ihrer Überzeugung festzuhalten, und sich gegenseitig zu treuem Ausharren im Kampfe ermuthigten. Am 28. Sept. fanden sich in Halle zu demselben Zweck schon 56 Gleichgesinnte zusammen. Hier wurde die Grundlage des gemeinsamen Werks in neun Sätze zusammengefaßt, deren wichtigste etwa folgende sind: 1) „Wir wollen uns in unserm Glauben durch Gemeinschaft stärken und weiter bilden... 2) Unser Glaube ist das einfache evangelische Christenthum... 3) Wir erkennen es für unser Recht und unsere Pflicht, Alles, was sich uns als Religion darbietet, mit unserer Vernunft zu prüfen, aufzunehmen und zu verarbeiten. 5) Daß das Christenthum bestehe und seinen Segen bringe, dazu erachten wir für völlig ausreichend dreierlei: seine Göttlichkeit, des menschlichen Gemüths ewige Bedürfnisse, und geistige Freiheit. Sonstige Stützen braucht das Christenthum nicht und will es nicht. Einen Leib (eine Kirche) wird es sich schon bilden nach dem jedesmaligen Bedürfnisse. 6) Als unsere erste und wichtigste Aufgabe erkennen wir an, uns im Amt und Leben rein und treu zu beweisen. Das versprechen wir einander, wie wir es ja längst Gott versprechen haben müssen. Wer nicht Wort hält, gehört uns nicht mehr an. 9) Wir freuen uns in dem Bewußtsein, daß wir mit unserm Glauben und Streben stehen auf dem Grunde der protestantischen Kirche, welcher Grund ist nach innen Christus. Wir nennen uns darum Protestantische Freunde."

Im November 1841 und zu Ostern 1842 wurden besondere Kreisversammlungen zu Magdeburg gehalten, an deren letzten bereits 200 Personen Theil nahmen. Am Schlusse eines Vortrags über Werth und Berechtigung der Bibel erklärte hier der Redner (Uhlich): „Was haben wir also an der Bibel? Die wichtigste Urkunde aus alter Zeit, aus welcher Gottes Geist uns anweht. So ehren und lieben wir die Bibel als Gottes Wort, mit reiner Liebe, ohne in ihr das Befremdende mit zu ehren. Etwas Schwankendes ist auf diesem Standpunkte; aber so ist es; wer kann es ändern? So hat es Gott gewollt. So stehen wir auf dem Standpunkte der protestantischen Kirche; auf der Schrift; nur daß wir fallen lassen, was zu stehen nicht die Kraft hat." Wir sehen, daß es noch ein Ringen nach einem festen Boden ist, in dem die neue Vereinigung sich befindet, ein Kampf zwischen dem unwiderstehlichen Drange nach Wahrheit und der Scheu vor dem entschiedenen Aufgeben einer ehrwürdigen Autorität.

Die Herbstversammlung des Jahres 1842 zu Leipzig zählte ebenfalls 200 Theilnehmer, von denen schon etwa ein Viertel Nichtgeistliche waren. Man verständigte sich hier bereits über folgende Grundgedanken des gemeinsamen Wirkens und Glaubens: „Hauptaufgabe der Theologie des 19. Jahrhunderts ist: Ausbau des Reichs Jesu nach Anleitung des einfachen Evangeliums im Geiste unserer protestantischen Kirche, im Lichte unserer Zeit mit allen Mitteln des 19. Jahrhunderts. Im

Christenthum erblicken wir die segenvollste, lauterste, beste unter allen Veranstaltungen Gottes, um die Menschen zum Heil zu führen. Aber nicht als Lehrgebäude ist das Christenthum in die Welt getreten, sondern als etwas Lebendiges und Geistiges, das frei entwickelt und verbreitet sein will. Wenn ein Zeitalter seine Verarbeitung des Christenthums als vollendet und für die folgenden Zeiten bindend ansehen will, so protestiren wir. Diejenigen Sätze sind die wichtigsten, über welche die verschiedenen Parteien des Christenthums einig sind. Bei der Entwickelung der christlichen Lehre ist Wahrhaftigkeit unverbrüchliche Bedingung. Alles, was die Wissenschaft unserer Zeit darreicht, werde in den Dienst des Reichs Jesu gezogen. All unser Streben soll vom Leben ausgehen, und das Leben als nächstes Ziel im Auge haben. Wir wollen das Alte treulich benutzen, damit das Neue desto vollkommener werde."

Es tritt uns aus diesen Erklärungen ein klares, durchsichtiges Bewußtsein der Aufgabe entgegen, um deren Lösung es sich handelt, ein lauter sittlicher Wille, derselben im Leben und Wirken zu entsprechen. Aber wir können auch nicht verkennen, daß es noch an der Sicherheit und Energie des Entschlusses fehlt, dieser Aufgabe sich rückhaltlos hinzugeben, wenn es dadurch zum entschiedenen Bruche mit der Vergangenheit des Christenthums, mit der bestehenden Ordnung der Kirche kommen sollte. Davon gibt uns folgende Erklärung Zeugniß, die in derselben Versammlung von Uhlich abgegeben wurde.

In demselben Satze, in welchem Wahrhaftigkeit zur unverbrüchlichen Bedingung bei der Entwickelung christlicher Lehre gemacht ist, heißt es: „Sind von früher her einige Ausdrücke und Formeln vorhanden, welche Diejenigen unter uns, die Diener der Kirche sind, von Amts wegen aussprechen müssen, ohne daß sie von der Wahrheit derselben überzeugt sein können, so wird der Wunsch in ihnen sein, daß sie dieser Obliegenheit überhoben sein möchten, und das Streben, darauf hinzuwirken. Indessen der Vorgang Jesu lehrt uns, in der Hoffnung uns zu fügen, die fortschreitende Entwickelung des Christenthums werde solche Einzelheiten beseitigen."

Die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses wurde abgelehnt. Man wollte in der neuen Vereinigung einer Mannichfaltigkeit der Auffassungen christlicher Lehren freien Raum lassen, wie man sich nur in den allgemeinsten Grundgedanken des Glaubens, und vor allem in dem Ziele des sittlichen Strebens Eins fühlte. Es mochte zu dieser Entschließung wol auch ebenso sehr die Überzeugung mitwirken, daß die vollendete Freiheit der Kirche mit der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses überhaupt nicht verträglich ist, wie die Besorgniß, daß bei einem solchen Versuche eine Einigung weder unter den Betheiligten erzielt, noch mit der bestehenden Kirche erhalten werden könne.

In diesem Zustande der Unentschiedenheit neben dem immer mächtiger wachsenden Drange nach Entscheidung bewegte sich die Vereinigung der Protestantischen Freunde noch bis zum Jahre 1844. Die Zahl der Theilnehmer zu den Versammlungen in Köthen wie zu den Kreisversammlungen in Magdeburg war schon bis auf nahe an Tausend gewachsen, unter denen bereits die Laien die Mehrzahl bildeten. Die von dem Verein herausgegebenen „Blätter für christliche Erbauung" verbreiteten in mehr als 4000 Exemplaren die Ideen der Protestantischen Freunde über weitere Kreise, und gaben öffentliches Zeugniß von dem Geiste der Frömmigkeit, der Milde und der wahren Christlichkeit, der unter denselben, neben dem Geiste der Freiheit und der Wahrhaftigkeit waltete. Es war dies vornehmlich der Geist des Pastor Uhlich aus Pömmelte, dieser Seele der Versammlung, der Geist eines jungfräulich keuschen Gemüths, an dessen Streben kein Flecken haftete; eines scheuen und friedlichen Kämpfers, der nur dem unwiderstehlichen Drange nach Wahrheit und Recht folgte, wenn er ihren Gegnern Widerstand leistete, aber ängstlich vor sich selbst erschreckte, wenn er einen Andersdenkenden zu verletzen fürchtete. Eine entscheidende Wendung in der Entwickelung und dem Schicksale des Vereins trat mit der Herbstversammlung des Jahres 1844 ein. Hier handelte es sich noch einmal

um die Bedeutung der Bibel und um die Berechtigung des Apostolischen Bekenntnisses, nachdem man sich schon in einer frühern Versammlung offen von der Versöhnungs- und Gnadenlehre losgesagt hatte, wie sie im Augsburgischen und dem Apostolischen Bekenntniß ausgesprochen ist. Die eine Frage behandelte der geistesstarke Pastor Wislicenus aus Halle, die andere der gemüthvolle Uhlich. Jener erklärte in seinem so berühmt gewordenen Vortrage „Ob Schrift ob Geist", mit rückhaltloser Entschiedenheit, daß nicht das Wort der Schrift, sondern der Geist des Menschen die letzte und einzige Autorität für Erkenntniß der Wahrheit sei, daß man nicht ferner von dem Buchstaben der Schrift im Gegensatz zu ihrem Geist sprechen dürfe, wenn man nicht der Lüge oder der Selbstäuschung huldigen wollte, sondern von der Schrift und dem Geist, der in ihr walte, im Gegensatz zu dem Geist, von dem unsere Zeit getragen wird; denn jener vermeintliche Geist, den man sich immer noch bemühe in die Bibel hineinzulegen, sei nicht der Geist, der aus ihr zu uns rede, sondern den wir in sie hineinreden wollen. Mit nicht minderer Entschiedenheit erklärte sich Uhlich gegen den Inhalt des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Er wollte von Christus nichts weiter bekannt wissen, als „Ich glaube an Jesum, meinen Heiland". Aber als er sich am Schlusse des Vortrags wieder die Frage vorlegte, was zu thun, ob der Geistliche das Apostolische Bekenntniß nun ohne Weiteres zu beseitigen habe, verneinte er diese Frage für seine Person, und glaubte eher, sich die Sätze, die ihm widerstreben, stillschweigend vernünftig auslegen, als seine schöne Wirksamkeit am Reiche Jesu aufs Spiel setzen zu dürfen um einer Formel willen.

Da war denn der Bruch offen gelegt, der Bruch mit der bestehenden Kirche, deren Grundlagen nicht mehr anerkannt werden konnten; der Bruch in der Versammlung selbst, in der sich die Männer der rückhaltlosen That zu scheiden begannen von den Männern, denen es für das rückhaltlose Wort an der entsprechenden That fehlte, und endlich der Bruch zwischen Geist und Gemüth der Einzelnen, die sich bald losgerissen, bald festgehalten, ebenso mächtig angezogen wie abgestoßen fühlten von den Überlieferungen der Vergangenheit und von der großen religiösen Gemeinschaft, die sich auf die unwandelbare Geltung derselben gründete.

Der Wislicenus'sche Vortrag gab in Folge der gehässigsten Denunciationen zunächst der Regierung Veranlassung, sowol gegen diesen wie gegen die Protestantischen Freunde überhaupt einzuschreiten. Man zeigte sich entschlossen, derartigen Bestrebungen den Vernichtungskrieg zu erklären. Wislicenus wurde nach einer Untersuchung, aus deren Acten wir uns nur ungern näherer Mittheilungen enthalten, seines Amts entsetzt und die fernern Versammlungen der Protestantischen Freunde aufs strengste untersagt. Wir sind der Meinung, daß es für die fernere Wirksamkeit der Protestantischen Freunde ein glückliches Ereigniß war, ihrem öffentlichen und gemeinsamen Wirken auf diese Weise ein gewaltsames Ziel gesetzt zu sehen. Denn vielleicht würde bei einem fortdauernden Frieden von außen der innere Friede sich nicht mehr haben erhalten können. *) Was die Protestantischen Freunde auf diesem Wege vorzubereiten hatten, war vollbracht. Ihr Wirken mußte sich nun zur lebendigen That gestalten in der Bildung der freien Gemeinden.

Während das Kirchenregiment sich der Meinung hingab, durch diese gewaltsame Unterdrückung einer offenen und entschiedenen Opposition auf ihrem Gebiete, derselben ein Ziel gesetzt oder sie doch unschädlich gemacht zu haben, zeigte es sich bald, daß dieselbe bereits viel tiefer Wurzel gefaßt hatte. In Kreisen, die man bisher mit Recht als sichere Träger der Kirche anzusehen gewohnt war, fühlte man sich nicht nur zur Kundgebung des Widerspruchs gegen das Verfahren des Kirchen-

*) Wir erwähnen zur Bestätigung dessen nur die Aufsehen erregende Rede des Herrn von Florencourt in einer der letzten Versammlungen der Protestantischen Freunde zu Naumburg am 8. Juli 1845. Sie war ein Funke der Zwietracht, der, mit oder ohne Absicht, unter die brüderlich Vereinten geschleudert wurde. Herr von Florencourt steht gegenwärtig in den vordersten Reihen der katholischen Propaganda.

regiments gedrängt, das sich zum Organ der starr orthodoxen Partei gemacht hatte, sondern man fühlte endlich auch hier das Bedürfniß des gemeinsamen Wirkens, um mit dem Gewicht einer berechtigten öffentlichen Meinung der Macht und der Willkür der öffentlichen Kirchengewalt entgegenzutreten.

Am 15. Aug. veröffentlichten die berliner politischen Zeitungen einen Protest, der zunächst gegen die Verketzerungen der Partei gerichtet war, „welche starr an der Fassung des Christenthums festhält, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt hat". Diese Partei und ihrem Streben nach Alleinherrschaft wird die Schuld beigemessen, daß auch von der andern Seite die extreme Partei sich zusammenthat und fremdartigsten Elementen Raum zur Einmischung gibt. Solcher Gefahr der Zerklüftung gegenüber halten die Unterzeichneten es für Pflicht, sich auszusprechen. Ihre Überzeugung ist, „daß Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit der alleinige Grund unserer Seligkeit ist, die Lehrformel aber der freien Entwickelung von Christus aus zu Christus hin angehört". Die Lösung des Kampfes sei nur möglich, wenn keinerlei willkürliche Ausschließungen stattfänden, allen Theilen das Recht freier Entwickelung ungekränkt erhalten und eine geeignete Kirchenverfassung unter lebendiger Theilnahme der Gemeinden ins Leben gerufen werde.

Der Inhalt des Protestes bezeichnet, wie wir sehen, keine neue Seite der Entwickelung. Er ist die Kundgebung einer sogenannten Mittelpartei, die eben keinen festen Standpunkt hat als den der Vermittelung zwischen den Extremen. Die Bedeutung des Schritts lag in den Namen, die unter diesem Protest zu lesen waren. Die angesehensten Geistlichen von Berlin und Potsdam, die Directoren und Professoren der Gymnasien und andere hohe Beamte hatten sich demselben angeschlossen, und vor allem erregten die Namen der Bischöfe Eylert und Dräseke die öffentliche Aufmerksamkeit, als man ihnen unter der Liste der Protestirenden begegnete. Ja, man konnte es sich nicht verhehlen, daß der Protest als solcher vor allem, ja ausschließlich, gegen die Orthodoxie und, was man ungesagt verstehen konnte, gegen das Kirchenregiment gerichtet war, während man die Gemeinschaft mit den Protestantischen Freunden nur beiläufig und in sehr milder Form ablehnte, und doch auch für diese die Freiheit der Entwickelung in Anspruch nahm. Es konnte sich dieser Thatsache gegenüber auch das blödeste Auge der Überzeugung nicht verschließen, daß die vom Kirchenregiment eingeschlagene Richtung in schneidendem Gegensatz zu dem Bewußtsein und Bedürfnisse stand, das innerhalb der Kirche mächtig und lebendig war. Man durfte selbst in den Kreisen der starrsten Orthodoxie nicht wagen, die Männer der Unchristlichkeit zu beschuldigen, die hier als Vertreter einer Freiheit sich bekannten, welche von der Regierung entschieden verweigert wurde. Es liegt eine kleine Bibliothek von Streitschriften vor uns, welche dieser Protest damals hervorrief. Die Protestirenden suchten in einer von ihnen herausgegebenen „Monatsschrift für die unirte evangelische Kirche" ihre Grundsätze zu vertreten und zu verbreiten. Sie haben bis heute ihre oppositionelle Stellung gegen das bestehende Kirchenregiment festgehalten, sich aber dessenungeachtet nicht zu Schritten bewegen lassen, die ihre Stellung innerhalb der Landeskirche hätten gefährden können. Diese Männer der Vermittelung können natürlich nicht die Richtung der Zeit bestimmen; aber sie bilden ein treibendes Gewicht in der Bewegung derselben; und welches die Richtung ist, für die sie wirken, kann nicht zweifelhaft sein.

Ein fast noch sichtbareres Zeichen von der Tiefe und Ausbreitung, welche die religiöse Bewegung gegen das Verfahren der Regierung bereits gewonnen hatte, bildeten die Proteste, die fast gleichzeitig mit dem oben erwähnten von den Magistraten der bedeutendsten Städte des Landes unmittelbar an den König gelangten. Breslau, Danzig, Königsberg und selbst die loyale Residenz Berlin traten mit ihrem entschiedenen Protest gegen die Unterdrückung der freien Entwickelung auf dem Gebiete der evangelischen Kirche hervor, gegen die Partei, die im Interesse eines unhaltbar gewordenen Dogmatismus diese Unterdrückung wolle und in ihren Bestre-

bungen von dem Kirchenregiment unterstützt würde. Sie foderten gegen das Verfahren des Kirchenregiments, durch welches die heiligsten Rechte und Interessen der Gemeinde, ja der Kirche selbst gefährdet seien, ausreichendern Schutz durch Begründung einer neuen Kirchenverfassung, die unter Mitwirkung der Kirche und ihrer Angehörigen geschaffen werden sollte. Großes Aufsehen erregte damals die Antwort, welche der König in einer besondern Audienz dem berliner Magistrat ertheilte, indem er mit Entschiedenheit die Kirchengewalt, als ein dem Landesherrn von der Reformation übertragenes Recht, für die Krone in Anspruch nahm, und es nur als eine freiwillige Concession bezeichnete, die Kirche durch sich selbst (d. h. durch Synoden) sich gestalten zu lassen. Dagegen wies er die Anklagen, nicht nur gegen das Kirchenregiment, sondern auch gegen Hengstenberg aufs entschiedenste zurück, da man diesen „nur des zu großen Eifers in der Erfüllung beschworener Pflichten und ihrer zu engen Auffassung bezichtigen könne", wogegen die Kirche von Denen betrübt und geschändet würde, die freiwillig dieselben Eide auf das Bekenntniß geleistet, und die, mit diesem Eide im Gewissen, umhergehen und den Abfall predigen.

Das Kirchenregiment.

Die zahlreichen öffentlichen Kundgebungen gegen den unveränderten Bestand der evangelischen Kirche in Form und Inhalt konnten jedoch auch von der Regierung nicht unberücksichtigt bleiben. Sie war entschlossen, denselben nicht nachzugeben; aber sie mußte nach einem Gegengewicht suchen, um dieser gemeinsamen und übereinstimmenden Bewegung entgegenzuwirken, die endlich auch in den Provinziallandtagen ihren vernehmlichen Ausdruck fand. Das Kirchenregiment mußte daher darauf bedacht sein, seine Stütze eben da zu finden, von wo ihm der Widerstand entgegentrat, in der Kirche und ihren lebendigen Organen. Es mußte die Kräfte ebenfalls zu einer Gesammtkraft zu vereinigen suchen, deren es sich zu diesem Widerstand bedienen zu können glaubte. Eine solche Stütze hoffte man in den Synoden zu finden, die, aus den Kreis- und Provinzialsynoden zu Generalsynoden aufsteigend, dem religiösen Bewußtsein und Streben der Kirche den entsprechenden Ausdruck verleihen sollten. Auf die Erreichung des erwünschten Resultats glaubte das Kirchenregiment mit Sicherheit rechnen zu können, weil ja die Zusammensetzung und besondets die Leitung dieser Organe fast ausschließlich in seinen Händen lag. Schon 1843 waren die Kreissynoden zusammenberufen worden, die ausschließlich aus den Geistlichen der einzelnen Diöcesen zusammengesetzt waren und unter dem Vorsitz der von der Regierung eingesetzten Superintendenten verhandelten. Das Laienthum blieb von der Mitwirkung bei dem so begonnenen „Aufbau der Kirche aus ihrem eigenen innern Leben und Antrieb" vollkommen ausgeschlossen. Gegen Ende des Jahres 1844 traten unter dem Vorsitz der Generalsuperintendenten die Provinzialsynoden zusammen, an denen sämmtliche Superintendenten der Provinz und außerdem ein aus jeder Diöcese von den Geistlichen gewählter Geistlicher und endlich ein Deputirter der theologischen Facultät Theil nahmen.

Trotz der Zusammensetzung dieser Synoden aus Beamten und Geistlichen, die in unmittelbarer Abhängigkeit vom Kirchenregiment standen, waren doch in denselben Ansichten zur Geltung gekommen und Anträge angenommen worden, die mit den Absichten und Anschauungen des Kirchenregiments keineswegs in Einklang standen. Man zögerte daher mit der Berufung der Generalsynode, gegen deren Beschlüsse kein Correctiv mehr vorhanden war; und als man sich dennoch endlich durch das Drängen der öffentlichen Meinung zu ihrer Berufung genöthigt sah, suchte man in ihrer Zusammensetzung die Bürgschaft für ihre Willfährigkeit gegen die Regierung zu gewinnen. Die Synode bestand aus den 8 Consistorial- oder Oberpräsidenten der Provinzen und den 8 Generalsuperintendenten, aus je 8 Assessoren und Protokollführern der Provinzialsynoden, je 6 Vertretern der theologischen und der juristischen Facultäten, aus den 4 Hof- und Domprediger nebst dem Feldpropst und dem Bi-

schof Eylert, sowie endlich aus 24 Laien, die nach einer von den Oberpräsidenten und Consistorialpräsidenten entworfenen Liste von je 18 „gottesfürchtigen und christlichgesinnten" Männern für jede Provinz durch die Provinzialsynode gewählt wurden. Die Leitung und Anordnung sämmtlicher Verhandlungen war dem Cultusminister Eichhorn übertragen. Wenn in einer so zusammengesetzten Versammlung das Verfahren des Kirchenregiments nicht volle Zustimmung fand, so durfte die Regierung wahrlich nicht zweifeln, daß sie mit dem lebendigen Bewußtsein und Bedürfniß der Kirche im schärfsten Widerspruch stand.

Kurz vor dem Zusammentritt der Generalsynode hatte in Berlin eine Conferenz von Vertretern des evangelischen Kirchenregiments aus allen betheiligten Staaten Deutschlands stattgefunden, um, wie es hieß, die Grundzüge zu einer übereinstimmenden und womöglich einheitlichen Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland zu berathen. Vielleicht glaubte man auf diesem Wege der Generalsynode gänzlich entbehren, oder ihr doch mit Vorlagen entgegentreten zu können, die bereits die Zustimmung der betheiligten Kirchengewalten gewonnen hatten. Doch ist über das Resultat dieser Conferenzen niemals Etwas bekannt geworden. Um endlich jedes Übergreifen der Versammlung oder doch jede Hoffnung auf einen entscheidenden Einfluß derselben ein für allemal niederzuhalten, erklärte der König auf eine ihm überreichte Adresse, nachdem er der Versammlung die vollste Freiheit der Berathung zugesichert: „Aber auch ich werde in voller Freiheit der Überzeugung, die auf unwandelbaren Grundsätzen beruht, das Ergebniß Ihres Wirkens prüfen, mich demselben anschließen, oder mich ihm gegenüberstellen." Der Träger des weltlichen Regiments hatte sich mit diesen Worten, im Grunde genommen, zum alleinigen Vertreter der Kirche und seine unwandelbaren Grundsätze als die allein gültigen für die Gestaltung derselben proclamirt. Die Neugestaltung der Kirche durch sich selbst konnte demnach nichts Anderes sein als ihre Gestaltung nach den Überzeugungen des Staatsoberhaupts.

Dessenungeachtet nahmen die Verhandlungen und selbst die Beschlüsse der Generalsynode eine Richtung, die, weit entfernt mit den Tendenzen des Kirchenregiments, oder gar der Orthodoxie, in Einklang zu stehen, auf eine freiere Entwickelung der Kirche nach Form und Inhalt abzielten, und somit, wenn auch in beschränkter Weise, dem Fortschritte und den bewegenden Ideen der Zeit ihre Anerkennung und Geltung nicht versagen konnten.

Die Verhandlungen der Generalsynode, die vom 21. Juni bis zum 28. Aug. 1846 währten, verdienten in der That eine ernstere und allgemeinere Aufmerksamkeit, als sie in Folge der bald darauf in den Vordergrund tretenden politischen Bewegung gefunden haben. Wir bedauern, daß wir hier nicht näher auf dieselben eingehen können, da sie einen tiefen Einblick in den unlösbaren Widerspruch gewähren, in welchem die gegenwärtigen Bestrebungen des Kirchenregiments mit demjenigen Geiste stehen, der sich selbst in den conservativsten, kirchlichsten und christlichsten Vertretern der Kirche unverhohlen ausspricht. Doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens die wichtigsten Beschlüsse der Versammlung hier wiederzugeben, die ein hinreichendes Licht auf den Geist derselben werfen. Die Hauptgegenstände der Berathung betrafen die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften, die Angelegenheit der Union und die Fortbildung der Kirchenverfassung.

In Bezug auf erstere Angelegenheit wurde beschlossen, daß die Staatsregierung bei der Ordination sich der Verpflichtung auf bestimmte Symbolische Bücher zu enthalten habe, und nur den Gemeinden auf deren ausdrückliches ordnungsmäßiges Verlangen bei der Vocation eine solche zu gestatten sei. Bei der Ordination sei es vielmehr angemessen, es, nächst der Verpflichtung, das Wort Gottes zum Richtmaß zu nehmen, bei einer allgemeinen Hinweisung auf die in den Bekenntnissen der allgemeinen Christenheit und den Lehrzeugnissen der Reformation vorgelegten [illegible]ung bewenden zu lassen, demnächst aber zur Vorhaltung eines bestimmten Bekenntnisses überzugehen, für welches von der Commission folgende Fas-

sung vorgeschlagen wurde: „Wer zum Lehramt der evangelischen Kirche berufen ist, hat sich zu bekennen zum Glauben an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, und als Prophet von Gott, mächtig von Wort und That, der um unserer Sünden willen dahin gegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen erwecket, sich gesetzet zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrschet als Haupt der Gemeinde ewiglich; und an den Heiligen Geist, durch welchen wir Jesum einen Herrn heißen und erkennen, was uns in ihm geschenkt ist, der den Gläubigen bezeugt, daß sie Gottes Kinder sind, und ihnen das Pfand unvergänglichen Erbes wird, das behalten wird im Himmel. Insbesondere bezeuge das evangelische Lehramt, daß wir nicht durch des Gesetzes Werke, sondern aus Gnaden selig werden, durch den Glauben, der das Herz erneut, und in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt."

Wer dieses Bekenntniß mit den drei symbolischen Bekenntnißschriften oder mit den 21 Artikeln der Augsburgischen Confession vergleicht, wird sich überzeugen, wie unwiderstehlich selbst die Männer dieser Versammlung sich von der Nothwendigkeit durchdrungen fühlten, dem fortschreitenden Bewußtsein der Zeit ein Recht einzuräumen gegen die Autorität eines erstarrten Dogmatismus. Wer ihre Beschlüsse in Bezug auf die Ordination mit dem derzeitigen Verfahren des Kirchenregiments vergleicht, wird erkennen, welche Kluft zwischen der starren Orthodoxie und selbst der zurückhaltendsten Form der Anerkennung liegt, die man dem Bedürfniß der Zeit nicht vorenthalten konnte.

In ähnlichem Geiste wurden Beschlüsse in Betreff der Union gefaßt, und mit besonderer Entschiedenheit als ihre Bedeutung hervorgehoben, daß die Landeskirche nicht etwa drei selbständige Religionsparteien nur unter einem Kirchenregiment vereinige, sondern daß diese selbst als eine unirte anzusehen sei, in welcher jedoch die ehemals verschiedenen Confessionen die Freiheit hätten, ihrem dogmatischen und liturgischen Inhalt geltend zu machen. Es wird demgemäß ein besonderer Nachdruck auf die Unterscheidung der Glaubenslehren gelegt, die das unmittelbare Fundament des Christenthums bilden, und solchen, die der wandelbaren Auffassung der Zeiten unterworfen sind. Man vergleiche diesen Grundsatz mit dem in jüngster Zeit von der höchsten Kirchenbehörde in Preußen auf diesem Gebiete geltend gemachten, um den Gegensatz der beiden Standpunkte zu beurtheilen. Für die nach der Erklärung des Kirchenregiments von diesem selbst angestrebte Neugestaltung der Kirche aus sich selbst schlug die Synode eine Vereinigung der Consistorial- und Presbyterialverfassung, d. h. ein Zusammenwirken der Regierung mit den lebendigen Elementen der Kirche vor. Nach den Beschlüssen der Synode sollte jede Gemeinde ein aus der Wahl sämmtlicher Familienväter hervorgehendes Presbyterium mit umfassender Machtvollkommenheit zur freien Leitung ihrer Angelegenheiten in Gemeinschaft mit dem Geistlichen der Gemeinde einsetzen. Demnach sollten Kreissynoden, unter Zuziehung von nichtgeistlichen Mitgliedern der Gemeinden, gebildet werden, aus diesen aber wieder in ähnlicher Weise die Provinzialsynoden hervorgehen. Endlich sollte in der Landessynode eine einheitliche Vertretung der Kirche stattfinden, welcher eine umfangreiche controlirende und disciplinarische Befugniß und die kirchliche Gesetzgebung unter Vorbehalt der königlichen Bestätigung zugetheilt wurde. Als Organ des Kirchenregiments sollten, wie bisher, die Superintendenten, Generalsuperintendenten und Consistorien in steter Verbindung mit den Synoden wirken, und außerdem ein Oberconsistorium als höchstes kirchliches Collegium für die Aufrechthaltung der Disciplin und für die Berathung des Landesherrn errichtet werden. Daß auch diese Vorschläge auf eine freiere und unabhängigere Entwickelung der Kirche aus sich selbst hinzielten, als sie das Kirchenregiment zu bewilligen geneigt war, wird aus diesem allgemeinen Umriß zu erkennen sein.

Wie wenig der von dieser Versammlung kundgegebene Geist den Wünschen und Erwartungen der Regierung entsprach, konnte schon aus einer Cabinetsordre ersehen

werden, die im Verlaufe der Verhandlungen an die Magistrate und Corporationen erlassen wurde, welche sich mit Adressen an die Generalsynode gewendet hatten. Denn in dieser Ordre erklärte der König es als „sein alleiniges Recht, die von ihm berufene Versammlung auch in der Bahn und in den Schranken ihres Auftrags zu erhalten, wenn sie es wagen möchte dieselben zu übertreten". *)

Die Ansichten, die in der von dem Kirchenregiment selbst zusammengesetzten Vertretung der Kirche zur entschiedensten Geltung gelangt waren, fanden daher bei demselben keinerlei Berücksichtigung. Die Vereidigung der Geistlichen auf die Symbolischen Bücher bei der Ordination wurde strenger als je aufrecht erhalten, für die Kräftigung und innere Entwickelung der Union geschah nichts, während den von derselben getrennten Altlutheranern eine vollständige Anerkennung durch Generalconcession zu Theil wurde. Von der vorgeschlagenen Kirchenverfassung kam Nichts zur Ausführung als die Einrichtung eines Oberconsistoriums am 28. Jan. 1848, durch welches die Kirchengewalt in der Hand der weltlichen Regierung mehr als je concentrirt wurde. Dagegen fand keiner der Anträge Beachtung, wonach den Gemeinden eine freiere Selbstentwickelung und umfangreichere Selbstregierung gewährt werden sollte. Das Oberconsistorium trat zwar in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 nicht in Wirksamkeit; aber es ward in neuester Zeit unter dem Namen des Oberkirchenraths eine ähnliche Institution geschaffen, die dem beabsichtigten Zwecke noch mehr entsprechen dürfte.

Die wichtigste Maßregel jedoch, mit welcher die Regierung die einmal betretene Bahn verfolgte, war der Erlaß des Toleranzedicts vom 30. März 1847, das, wie wir glauben, diesen Namen nicht mit Recht führt. Es wird durch diesen Erlaß Denjenigen, „welche in ihrem Gewissen mit dem Glauben und Bekenntniß ihrer Kirche nicht in Übereinstimmung zu bleiben vermögen", die volle Freiheit des Austritts wie der Vereinigung zu einem gemeinsamen Bekenntnisse und Gottesdienste gestattet, und denselben auch, insofern ihre Vereinigung vom Staate genehmigt ist, der fernere Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren unter gewissen Voraussetzungen gesichert. Dagegen werden die von den so genehmigten Religionsgesellschaften zur Feier ihrer Religionshandlungen bestellten Personen von der Befugniß ausgeschlossen, auf bürgerliche Rechtsverhältnisse sich beziehende Amtshandlungen mit civilrechtlicher Wirkung vorzunehmen; vielmehr wird für die Beglaubigung von Geburten, Heirathen und Sterbefällen dieser „Dissidenten" der gerichtliche Civilact eingeführt.

Wir wollen hier davon absehen, daß die durch das Patent gewährte volle Freiheit des Austritts aus den anerkannten Landeskirchen und der Bildung neuer Religionsgesellschaften an eine nicht näher bestimmte Genehmigung von Seiten der Staatsregierung gebunden ist, welche factisch bis jetzt nur einer einzigen Gemeinde ertheilt wurde; daß der ferner zugesicherte Genuß der bürgerlichen Rechte keineswegs auch den der politischen in sich schließt, und man die aus den Landeskirchen Ausgetretenen, z. B. zur Übernahme und Fortführung eines öffentlichen (oder auch privaten) Schullehreramts, sowie zur Theilnahme an dem Vereinigten Landtage für unfähig erklärte (Verfügungen vom 8. Mai und 4. Sept. 1847). Wir haben vielmehr nur die Thatsache aufzufassen, daß diese Freiheit des Austritts aus der evangelischen Landeskirche nur gewährt wurde, um innerhalb derselben jeder Abweichung von den gegebenen dogmatischen Grundlagen, und somit jeder freiern Selbstentwickelung desto entschiedener und unnachsichtlicher ein Ziel zu setzen. Man war mit diesem Toleranzedict zur äußersten Consequenz des einmal adoptirten Princips eines orthodoxen und stabilen Staatskirchenthums gelangt. Die Strenge, mit welcher man von jetzt ab die Beobachtung der vorgeschriebenen Formen und Formeln

*) Wir nennen hier die einflußreichsten Redner aus der Versammlung. Auf Seiten einer freisinnigen Entwickelung standen: Auerswald, Ehrenberg, Ritzsch, Klee, Wegnern, Sydow, [illegible]ck, Schwerin. Vertreter der Orthodoxie und der Alleinherrschaft des Kirchenregiments waren besonders: Stahl, Strauß und Twesten.

von den Geistlichen der Landeskirche foderte, und Allen, deren freiere Gesinnung bekannt war, die Bestätigung ihrer Vocationen verweigerte, ließen keinen Zweifel über die Tendenz aufkommen, die man bei dem Erlaß und der Ausführung dieses Edicts verfolgte.

Eintritt der Gemeinden in die Bewegung.

Der Kampf zwischen der factisch bestehenden Kirche und dem Reformationsbedürfniß innerhalb derselben war endlich zu demjenigen Stadium gelangt, in welchem eine friedliche Verständigung unmöglich geworden schien, weil bereits das gegenseitige Verständniß, die gegenseitige Anerkennung verloren gegangen. Der Angriff des fortschreitenden Menschengeistes gegen die Autorität der Überlieferung hatte an dem Bau der Kirche auch nicht einen Punkt unversehrt gelassen; die Kirche wollte ihm daher auch nicht ein Haarbreit des Gebiets überlassen, auf dem sie die factische Herrschaft übte. Mit den geistigen Errungenschaften der Zeit schien der Fortbestand der Kirche nicht mehr verträglich; innerhalb der geschichtlich bestehenden Kirche eine Geltung des geistigen Fortschritts nicht mehr zulässig. Es gab keinen gemeinsamen Boden mehr für beide Mächte, die um die Herrschaft der Zeit rangen. Sie mußten in ihrer Einseitigkeit auseinander treten, um eine jede für sich nach einer abgesonderten Existenz zu streben. Die protestantische Kirche sollte ihre Kräfte prüfen, ob sie auch in der Entäußerung von dem Fortschrittsprincip stark genug sei, ihre weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen; und der fortgeschrittene Menschengeist sollte sich genöthigt sehen, seine Kraft an dem Aufbau einer neuen religiösen Gemeinschaft zu bewähren, nachdem er die Mauern des alten Baus gesprengt zu haben glaubte.

Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche ward zum Stillstand gezwungen, die bewegten und bewegenden Elemente traten aus derselben hinaus, um eine neue Kirche, die Kirche eines absoluten Fortschritts, aufzurichten.

Es wird Niemand unsere Berechtigung bestreiten, wenn wir hier, neben der Bildung der sogenannten freien Gemeinden, auch die Gründung der deutschkatholischen Kirche als ein Moment der religiösen Bewegung im Gebiete des Protestantismus bezeichnen und darstellen. Denn wenn der Katholicismus auch der Boden ist, aus dem die deutschkatholische Bewegung hervorging, so ist doch der Lebensgeist, von dem sie getragen wurde, kein anderer als der Geist des Protestantismus, das Ziel, dem sie entgegenstrebte, dasselbe, das die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche verfolgte. Die deutschkatholische Bewegung ist keine katholische, weil der Katholicismus da aufhört, wo eine nicht von oben ausgehende Bewegung anfängt; sie ist eine protestantische, weil das Wesen des Protestantismus in dem Protest gegen eine bisher als absolut anerkannte Autorität besteht; und sie ist mit der gegenwärtigen protestantischen Bewegung identisch, weil sie gleich dieser danach strebt, die Errungenschaften der Zeit zur vollen Geltung und zur selbständigen Existenz auch auf dem religiösen Gebiete zu bringen.

Wir werden in unserer spätern Darstellung Gelegenheit finden, den Gang der Ereignisse darzustellen, welche der deutschkatholischen Bewegung zur äußern Veranlassung dienten. Hier möge nur erwähnt werden, daß innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands, und zwar insbesondere innerhalb des Klerus, schon seit Menschenaltern das Verlangen nach einer größern Unabhängigkeit derselben von Rom sich kundgegeben hatte. So hatte schon der Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim, im Jahre 1763—64 eine Schrift „Über die gesetzliche Gewalt des Papstes" in diesem Sinne verfaßt; und am 25. Aug. 1786 hatten sich die vier deutschen Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten an der Emser Punctation über eine Verfassung der katholischen Kirche von Deutschland vereinigt, welche deren Selbständigkeit in ähnlicher Weise sicherte wie die bekannten Artikel Ludwig's XIV. die der gallikanischen Kirche. Die Bestätigung dieser Verfassung wurde vom Kaiser Joseph II. nur deshalb verweigert, weil die Bischöfe derselben ihre Zustimmung versagten. In ähnlicher Weise hatten einzelne Angriffe und Reformversuche gegen die Misbräuche der katholischen

werden, die im Verlaufe der Verhandlungen an die Magist[illegible]ffenberg, er-
erlassen wurde, welche sich mit Adressen an die Generalsyno[illegible]olischen Gottes-
in dieser Ordre erklärte der König es als „sein alleini[illegible]e in zwei Schrif-
fene Versammlung auch in der Bahn und in den [illegible]rhaupt, und insbe-
halten, wenn sie es wagen möchte dieselben zu üb[illegible]der Professor Hermes
[illegible]e katholischen Glaubens-

Die Ansichten, die in der von dem Kir[illegible]
Vertretung der Kirche zur entschiedensten Ge[illegible]enden Versuche alle an der
demselben keinerlei Berücksichtigung. Die [illegible].e scheiterten, so sind sie doch
bolischen Bücher bei der Ordination wu[illegible].gung gegen den allgewaltigen
Kräftigung und innere Entwickelung[illegible].g; und es kann nicht verkannt
derselben getrennten Altlutheranern[illegible].eit einen nicht geringen Einfluß
cession zu Theil warde. Von d[illegible].atholische Bewegung genommen
Ausführung als die Einrichtur[illegible].er Bewegung ist jedoch in dem Antheil
welches die Kirchengewalt [illegible]Bevölkerung Deutschlands an der allgemeinen
centrirt wurde. Dageger[illegible].tischen) Entwickelung nahm, wie wir sie auf dem
den eine freiere Selbst[illegible]verfolgt haben. Die römische Kirche schien bisher von
den sollte. Das Ob[illegible]berührt zu sein; ja, sie hatte, nachdem sie aus den Gefoh-
nicht in Wirksam[illegible]Revolutionszeit sich wieder mächtig erhoben, und aus dem
Kirchenraths ei[illegible]protestantische Regierung Preußens siegreich hervorgegangen war,
mehr entspre[illegible]Machtstellung gewonnen, wie sie solche seit langer Zeit nicht be-

Die [illegible]
Bahn v[illegible]gerade als sie durch die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier
wir [illegible]1844) und durch die unglaubliche Theilnahme, welche diese Schaustellung
Den[illegible]unwiderlegliche Probe ihres ungeschwächten Einflusses gegeben zu haben
Kir[illegible]kam es an den Tag, daß der Boden, auf dessen Oberfläche sie so glänzende
tr[illegible]ierte, von dem gewaltigen Strome der Zeit mächtig unterwühlt war;
[illegible]Masse ihrer Angehörigen die Entwickelung bereits tiefe Wurzel geschla-
[illegible]im Gebiet der kirchlichen Hierarchie bisher so glücklich den Zugang ver-

Fast in derselben Zeit, in welcher zu Trier zahllose Scharen Gläubiger sich zur Anbetung des heiligen Rocks drängten, hatte sich im Osten Preußens, in dem kleinen Städtchen Schneidemühl in der Provinz Posen, eine ganze katholische Gemeinde mit ihrem Geistlichen J. Czerski von der römischen Suprematie losgesagt, und sich, unter Ablegung eines von dem römischen wesentlich abweichenden Glaubensbekenntnisses, als „christlich-apostolisch-katholische Gemeinde" constituirt. Die Erscheinung erregte die lebhafte Aufmerksamkeit der Weitersehenden. Sie blieb aber in diesem fernen Winkel des Vaterlands ohne Nachahmung und, wie es schien, ohne Folgen, da der Gemeinde wie ihrem Führer, dem furchtlosen, aber in gewissen Grenzen gläubig frommen Czerski, die treibende Kraft der durchgreifenden Idee fehlte, um für dieselbe weitere Propaganda zu machen. Der zündende Funke, der in die harrenden, zur That reifen Gemüther fiel, kam ebenfalls aus einem entlegenen Winkel Preußens, aus Laurahütte in Schlesien, von einem ebenfalls unbekannten Manne, von dem abgesetzten katholischen Kaplan J. Ronge.

Es war ein Wort, zur rechten Zeit und in rechter Weise in die Öffentlichkeit geworfen, ein Wort der edeln Entrüstung und der glühenden Scham über die tiefe Schmach, die man dem Geiste des Jahrhunderts durch das Schauspiel zu Trier anzuthun wagte; ein Wort, das an Alle in gleicher Weise gerichtet war, und daher Alle, die sich davon getroffen fühlten, zu freudiger Zustimmung und zur entschiedenen That anregte, mit der man allein jene Schmach zurückzuweisen und von sich abzuwenden vermochte. Wir berichten nicht von dem unglaublichen Aufsehen, das durch Ronge's Sendschreiben an den Bischof Arnoldi in Trier (zuerst anonym in Nr. 164 der „Sächsischen Vaterlandsblätter" vom 15. Oct. abgedruckt) in ganz Deutschland hervorgerufen wurde; nicht von dem erbitterten publicistischen Kampfe, der sofort über den Inhalt dieses Sendschreibens entbrannte; auch nicht von den Lebensschicksalen

von seiner Degradation und Excommunication, von den verketzernden Pre-
katholischen Geistlichkeit und den Anerkennungsadressen freisinniger Schrift-
berichten nur die folgenreichen Thatsachen, zu denen jenes Sendschreiben
affer wenigstens den äußern Anlaß gaben. Bemerkenswerth erscheint
publicistischen Kampf, daß unter den ersten Gegnern des Sendschrei-
engstenberg mit seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" befand, und
, deren sich die katholische Hierarchie gegen Ronge bediente, auch
Regierungen gegen den Misbrauch der Presse und gegen den
er gesellschaftlichen Ordnung benutzt wurde.

wie bei der ersten Reformation, ein einzelner Misbrauch die
riff gegeben; aber der Strom der öffentlichen Meinung
n weit über das ursprüngliche Ziel hinaus, Ronge ist
nicht der Träger der deutschkatholischen Bewegung. Er
Anstoß zu derselben gegeben. Er wurde von derselben für
hoch emporgehoben; aber auch von dem stärkern Strom nach dem
gen, das sich die Zeit einmal gesetzt hatte. Schon im Jahre 1844 er-
Ronge seine entschiedene Lossagung von der römisch-katholischen Kirche, und
wendete sich an die niedere katholische Geistlichkeit und an die Angehörigen der
katholischen Kirche überhaupt mit der Auffoderung, sich zur Bildung einer unabhängi-
gen deutschen Nationalkirche mit ihm zu vereinigen.

Die erste That im Sinne der begonnenen Bewegung ging von Breslau aus. Der Fabrikant Milde, der Professor des Kirchenrechts Regenbrecht, der Dr. Behnsch und der Maler Professor Höcker thaten die ersten Schritte. Am 22. Jan. 1845 trat man zur Gründung einer deutschkatholischen Gemeinde zusammen, und am 29. Jan. war die Bildung derselben sowie die Feststellung der Glaubenslehre und der Verfassung vollendet, auf die sie begründet werden sollte. Die hier angenommenen Grund- und Glaubenssätze bezeugen den Standpunkt, den die neue Bewegung sofort einnahm, und mit dem sie nicht nur den Boden des Katholicismus (der katholischen Kirche) vollständig aufgab, sondern sich auch weit über den Standpunkt der orthodoxen evangelischen Kirche erhob, und sich vielmehr zum Ausdruck des lebendigen und freien Bewußtseins der Zeit zu machen suchte, wie es durch die fortschreitende Reformation sich bis dahin entwickelt hatte.

Die Hauptgrundsätze, die von dieser neuen Gemeinde angenommen wurden, bestanden in: Lossagung vom Papstthum; Behauptung der vollen Gewissensfreiheit; Anerkennung der Heiligen Schrift, als einzige Grundlage des Glaubens, ohne das Recht der freien Forschung und Auslegung durch irgend eine äußere Autorität zu beschränken. Als wesentlicher Inhalt der Glaubenslehre wurden folgende Artikel aufgestellt: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt erschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat. Ich glaube an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden. Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben."

Als Sacramente wurden nur Taufe und Abendmahl, letzteres unter beiderlei Gestalt, anerkannt. Die kirchliche Einsegnung der Ehe ward als Sitte beibehalten, dagegen die Anrufung der Heiligen, Verehrung der Reliquien, Ablasse, Wallfahrten, Fastengebote, das Cölibat und dgl. verworfen. Als die erste Pflicht der Christen wurde die Bethätigung des Glaubens durch Werke christlicher Liebe bezeichnet, ein einfacher Gottesdienst in der Sprache des Landes angeordnet, und für die Kirchenverfassung die Selbstregierung der Gemeinde (Presbyterien) zur Grundlage erklärt. 800 Mitglieder schlossen sich an demselben Tage der Gemeinde an. Hiermit war die Begründung der deutschkatholischen Kirche begonnen, und wir können hinzufügen, in ihren Grundlagen vollendet. Der Charakter und das Ziel der Bewegung stellt

Kirche stattgefunden. Der Generalvicar des Bisthums Konstanz, Wessenberg, erklärte sich 1818 für Einführung der deutschen Sprache beim katholischen Gottesdienste, und der gelehrte Professor A. Theiner zu Breslau enthüllte in zwei Schriften 1826 und 1828 die Gebrechen der katholischen Kirche überhaupt, und insbesondere die entsittlichenden Wirkungen des Cölibats, während der Professor Hermes zu Bonn es versuchte den Rationalismus auf das Gebiet der katholischen Glaubens- und Kirchenlehre zu übertragen.

Obwol diese vereinzelten, vom Klerus selbst ausgehenden Versuche alle an der wohlgeordneten Disciplinargewalt der römischen Hierarchie scheiterten, so sind sie doch als Zeugnisse einer auch im Volke sich regenden Abneigung gegen den allgewaltigen Einfluß Roms auf die deutsche Kirche von Bedeutung; und es kann nicht verkannt werden, daß die Idee der nationalen Unabhängigkeit einen nicht geringen Einfluß auf den raschen Aufschwung ausübte, den die deutschkatholische Bewegung genommen hat. Ein tieferer und reicherer Quell dieser Bewegung ist jedoch in dem Antheil zu suchen, welchen auch die katholische Bevölkerung Deutschlands an der allgemeinen geistigen (wissenschaftlichen und kritischen) Entwickelung nahm, wie wir sie auf dem Gebiete des Protestantismus verfolgt haben. Die römische Kirche schien bisher von dieser Entwickelung nicht berührt zu sein; ja, sie hatte, nachdem sie aus den Gefohren der französischen Revolutionszeit sich wieder mächtig erhoben, und aus dem Kampfe gegen die protestantische Regierung Preußens siegreich hervorgegangen war, scheinbar eine Machtstellung gewonnen, wie sie solche seit langer Zeit nicht besessen. Aber gerade als sie durch die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier (18. Aug. 1844) und durch die unglaubliche Theilnahme, welche diese Schaustellung fand, eine unwiderlegliche Probe ihres ungeschwächten Einflusses gegeben zu haben glaubte, kam es an den Tag, daß der Boden, auf dessen Oberfläche sie so *glänzende* Triumphe feierte, von dem gewaltigen Strome der Zeit mächtig unterwühlt war; daß in der Masse ihrer Angehörigen die Entwickelung bereits tiefe Wurzel geschlagen, der sie im Gebiet der kirchlichen Hierarchie bisher so glücklich den Zugang versperrt hatte.

Fast in derselben Zeit, in welcher zu Trier zahllose Scharen Gläubiger sich zur Anbetung des heiligen Rocks drängten, hatte sich im Osten Preußens, in dem kleinen Städtchen Schneidemühl in der Provinz Posen, eine ganze katholische Gemeinde mit ihrem Geistlichen J. Czerski von der römischen Suprematie losgesagt, und sich, unter Ablegung eines von dem römischen wesentlich abweichenden Glaubensbekenntnisses, als „christlich-apostolisch-katholische Gemeinde" constituirt. Die Erscheinung erregte die lebhafte Aufmerksamkeit der Weitersehenden. Sie blieb aber in diesem fernen Winkel des Vaterlands ohne Nachahmung und, wie es schien, ohne Folgen, da der Gemeinde wie ihrem Führer, dem furchtlosen, aber in gewissen Grenzen gläubig frommen Czerski, die treibende Kraft der durchgreifenden Idee fehlte, um für dieselbe weitere Propaganda zu machen. Der zündende Funke, der in die harrenden, zur That reifen Gemüther fiel, kam ebenfalls aus einem entlegenen Winkel Preußens, aus Laurahütte in Schlesien, von einem ebenfalls unbekannten Manne, von dem abgesetzten katholischen Kaplan J. Ronge.

Es war ein Wort, zur rechten Zeit und in rechter Weise in die Öffentlichkeit geworfen, ein Wort der edeln Entrüstung und der glühenden Scham über die tiefe Schmach, die man dem Geiste des Jahrhunderts durch das Schauspiel zu Trier anzuthun wagte; ein Wort, das an Alle in gleicher Weise gerichtet war, und daher Alle, die sich davon getroffen fühlten, zu freudiger Zustimmung und zur entschiedenen That anregte, mit der man allein jene Schmach zurückzuweisen und von sich abzuwenden vermochte. Wir berichten nicht von dem unglaublichen Aufsehen, das durch Ronge's Sendschreiben an den Bischof Arnoldi in Trier (zuerst anonym in Nr. 164 der „Sächsischen Vaterlandsblätter" vom 15. Oct. abgedruckt) in ganz Deutschland hervorgerufen wurde; nicht von dem erbitterten publicistischen Kampfe, der sofort über Inhalt dieses Sendschreibens entbrannte; auch nicht von den Lebensschicksalen

Ronge's, von seiner Degradation und Excommunication, von den verketzernden Predigten der katholischen Geistlichkeit und den Anerkennungsadressen freisinniger Schriftsteller. Wir berichten nur die folgenreichen Thatsachen, zu denen jenes Sendschreiben und sein Verfasser wenigstens den äußern Anlaß gaben. Bemerkenswerth erscheint nur für diesen publicistischen Kampf, daß unter den ersten Gegnern des Sendschreibens sich auch Hengstenberg mit seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" befand, und daß zu den Waffen, deren sich die katholische Hierarchie gegen Ronge bediente, auch der Hülferuf an die Regierungen gegen den Misbrauch der Presse und gegen den drohenden Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung benutzt wurde.

Auch hier hatte, wie bei der ersten Reformation, ein einzelner Misbrauch die Veranlassung zum Angriff gegeben; aber der Strom der öffentlichen Meinung und die Ereignisse drängten weit über das ursprüngliche Ziel hinaus, Ronge ist nicht der Schöpfer, auch nicht der Träger der deutschkatholischen Bewegung. Er hatte nur den äußern Anstoß zu derselben gegeben. Er wurde von derselben für einen Augenblick hoch emporgehoben; aber auch von dem stärkern Strom nach dem Ziele getragen, das sich die Zeit einmal gesetzt hatte. Schon im Jahre 1844 erklärte Ronge seine entschiedene Lossagung von der römisch-katholischen Kirche, und wendete sich an die niedere katholische Geistlichkeit und an die Angehörigen der katholischen Kirche überhaupt mit der Auffoderung, sich zur Bildung einer unabhängigen deutschen Nationalkirche mit ihm zu vereinigen.

Die erste That im Sinne der begonnenen Bewegung ging von Breslau aus. Der Fabrikant Milde, der Professor des Kirchenrechts Regenbrecht, der Dr. Behnsch und der Maler Professor Höcker thaten die ersten Schritte. Am 22. Jan. 1845 trat man zur Gründung einer deutschkatholischen Gemeinde zusammen, und am 29. Jan. war die Bildung derselben sowie die Feststellung der Glaubenslehre und der Verfassung vollendet, auf die sie begründet werden sollte. Die hier angenommenen Grund- und Glaubenssätze bezeugen den Standpunkt, den die neue Bewegung sofort einnahm, und mit dem sie nicht nur den Boden des Katholicismus (der katholischen Kirche) vollständig aufgab, sondern sich auch weit über den Standpunkt der orthodoxen evangelischen Kirche erhob, und sich vielmehr zum Ausdruck des lebendigen und freien Bewußtseins der Zeit zu machen suchte, wie es durch die fortschreitende Reformation sich bis dahin entwickelt hatte.

Die Hauptgrundsätze, die von dieser neuen Gemeinde angenommen wurden, bestanden in: Lossagung vom Papstthum; Behauptung der vollen Gewissensfreiheit; Anerkennung der Heiligen Schrift, als einzige Grundlage des Glaubens, ohne das Recht der freien Forschung und Auslegung durch irgend eine äußere Autorität zu beschränken. Als wesentlicher Inhalt der Glaubenslehre wurden folgende Artikel aufgestellt: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt erschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat. Ich glaube an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden. Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben."

Als Sacramente wurden nur Taufe und Abendmahl, letzteres unter beiderlei Gestalt, anerkannt. Die kirchliche Einsegnung der Ehe ward als Sitte beibehalten, dagegen die Anrufung der Heiligen, Verehrung der Reliquien, Ablasse, Wallfahrten, Fastengebote, das Cölibat und dgl. verworfen. Als die erste Pflicht der Christen wurde die Bethätigung des Glaubens durch Werke christlicher Liebe bezeichnet, ein einfacher Gottesdienst in der Sprache des Landes angeordnet, und für die Kirchenverfassung die Selbstregierung der Gemeinde (Presbyterien) zur Grundlage erklärt. 300 Mitglieder schlossen sich an demselben Tage der Gemeinde an. Hiermit war die Begründung der deutschkatholischen Kirche begonnen, und wir können hinzufügen, in ihren Grundlagen vollendet. Der Charakter und das Ziel der Bewegung stellt

sich an den eben angeführten Sätzen bereits aufs bestimmteste dar. Wir verfolgen noch einen Augenblick ihre factische Entwickelung, um uns demnächst ihre Bedeutung vollkommen zu vergegenwärtigen.

Kaum glaublich ist die Schnelligkeit, mit welcher sich die Bildung ähnlicher Gemeinden über ganz Deutschland verbreitete. Noch im Januar 1845 wurden die Gemeinden in Chodziesen und Berlin begründet und in den ersten Tagen des Februar die wichtigen Gemeinden zu Dresden und Leipzig, an deren Spitze als Führer Professor Wigard und R. Blum standen. Es folgten in kürzester Frist Annaberg, Chemnitz, Braunschweig, Dahlen, Oschatz, Elberfeld, Glogau, Hildesheim, Liegnitz, Magdeburg, Offenbach, und bereits am 23. März 1845 konnte in Leipzig ein Concil zur Constituirung der deutschkatholischen Kirche zusammentreten, in welchem alle diese Gemeinden vertreten waren.

Die Grundsätze der breslauer Gemeinde wurden, wie überall, so auch hier fast vollständig angenommen. Doch vereinigte man sich hier bereits über eine Vereinfachung des eigentlichen Bekenntnisses, indem nur der erste Satz von Gott dem Vater unverändert blieb, die folgenden drei aber nun also lauteten: „Ich glaube an Jesum Christum unsern Heiland. Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben.“

Es wird schon in diesen ersten Schritten die Richtung nicht zu verkennen sein, welche die Bewegung überhaupt verfolgte. Mit der Losreißung von der überkommenen Autorität, mit der entschiedenen Anerkennung der Vernunft, als obersten Richters, und mit der Verwerfung aller Überlieferungen, die dem Urtheil dieses Richters widersprechen, verbindet sich sichtbar das Streben, die hergebrachten Formen des Bekenntnisses und des Cultus, soweit sie sich nicht offenbar überlebt haben, zu wahren, um somit den Zusammenhang mit der Vergangenheit des Christenthums und der Kirche zu erhalten. Es ist nicht zu verkennen, daß die Träger der Bewegung um dieses Zwecks willen mit dem unverhüllten Ausdruck ihrer Überzeugung zurückhalten, und sogar den Schein der Inconsequenz nicht scheuen, wenn sie zu gleicher Zeit die Heilige Schrift als die einzige Quelle und die Vernunft als den einzigen Richter des Glaubens bezeichnen; wenn sie in dem breslauer Bekenntniß sich so geflissentlich an die hergebrachte Form zu halten suchen, daß es mindestens zweifelhaft erscheint, ob sie die Gottheit als eine einzige oder als eine dreigetheilte Persönlichkeit verehren. Ronge äußerte noch 1847 gegen einen Gesinnungsgenossen, daß das Auftreten des Deutschkatholicismus ein vorsichtiges gewesen sei, um sowol die Duldung der weltlichen Macht für denselben zu gewinnen, als auch die Schwachen allmälig zur vollen Geistesfreiheit zu erziehen. Die Vereinfachung der breslauer Glaubenssätze durch das leipziger Concil ist dagegen das Zeugniß, daß die Bewegung sich das Vorschreiten zur Geltung der geistigen Freiheit zur Aufgabe gestellt hatte, und je mehr sich derselbe erstarken fühlte, desto entschiedener mit dieser Tendenz hervortrat.

Die wichtigsten Beschlüsse des leipziger Concils betrafen noch die Verfassung der neuen Kirche, die eben schon das Bewußtsein, eine solche zu bilden, in sich trug. Die Gemeindeverfassung ist im Allgemeinen die presbyteriale und will überall das Recht der freien Selbstbestimmung, sowol für die Wahl des Vorstandes und der Geistlichen, wie auch für die Ordnung des Cultus zur Geltung gebracht wissen. Aus später gefaßten Beschlüssen dürfen wir schon hier der weitern Organisation der gesammten Kirche erwähnen, nach welcher die Gemeinden zunächst zu Kreisvereinen und diese wieder zu Synodalbezirken oder Provinzen zusammentreten, die ihre gemeinsamen Angelegenheiten durch Kreis- und Provinzialsynoden regeln, während für die Gesammtheit aller Gemeinden die Berufung eines allgemeinen Concils alle fünf Jahre beschlossen wurde. Die Bildung aller dieser Vertretungen sollte aus der freien Wahl der Betheiligten hervorgehen, den Laien aber jederzeit ein Übergewicht der Stimmenzahl gesichert bleiben. Jedoch wurde ausdrücklich festgestellt, daß durch diese Organisation die Gewissensfreiheit der Einzelnen und insbesondere die Selbstbestimmung der Gemeinden nicht beschränkt werden dürfte; und sollten daher die

Beschlüsse der Synoden und des allgemeinen Concils, besonders in Glaubensfragen, überall nur als Vorschläge angesehen werden, die ihre Geltung in den einzelnen Gemeinden nur durch ausdrückliche Annahme derselben gewinnen könnten. Endlich wurde das Recht einer ununterbrochenen Fortentwickelung nach allen Richtungen durch die Schlußbestimmung gewahrt, in welcher es heißt, daß alle diese Bestimmungen nicht für alle Zeiten festgesetzt seien, sondern nach dem jedesmaligen Zeitbewußtsein von der Kirchengemeinde abgeändert werden können und müssen. Dasselbe Recht wird in einem andern Paragraphen auch jeder einzelnen Gemeinde gesichert.

Die Theilnahme und die Betheiligung an der deutschkatholischen Bewegung blieb in der nächsten Zeit in rascher Zunahme. Im Südwesten Deutschlands entstanden in schneller Reihenfolge zahlreiche und bedeutende Gemeinden, um deren Bildung und Organisation sich besonders der unermüdliche Prediger Kerbler auf seinen Rundreisen ein bedeutendes Verdienst erwarb. Wir nennen die Gemeinden zu Kreuznach, Bingen, Saarbrücken, Krefeld, Duisburg, Mülheim, Unna, Dortmund, Iserlohn und Hamm, zu Wiesbaden, Biberich, Mosbach, Caub, Worms, Alzei, Wörrstadt, Darmstadt, Freiburg, Ulm und Stuttgart, zu Frankfurt a. M., Nürnberg und Schweinfurt, die alle um jene Zeit entstanden. In gleicher Weise bildeten sich die Gemeinden zu Halberstadt, Halle, Erfurt und Mühlhausen; in Weimar, Arnstadt, Frankfurt a. O. und Brandenburg; in Landshut, Freistadt, Görlitz, Reichenbach, Hirschberg und Kosel; in Bromberg, Posen, Marienburg, Danzig und Königsberg. Unter den Männern, die sich der Bewegung und der neuen Kirche angeschlossen hatten, nennen wir noch Professor Körner und den greisen Pastor Licht aus Elberfeld, Theiner in Breslau, Professor Schreiber in Freiburg, Dowiat in Danzig, Brauner in Berlin.

In dem Concil, das 1847 zu Berlin abgehalten und in dem die obenerwähnte Organisation beschlossen wurde, waren bereits fünf Kirchenprovinzen: Preußen, Schlesien, Sachsen-Pommern-Brandenburg, Königreich Sachsen und Süddeutschland mit mehr als 200 Gemeinden vertreten, und die Zahl der Mitglieder wurde bereits nach Hunderttausenden bestimmt.

Fragen wir nun im Hinblick auf diese Thatsachen nach der Bedeutung der deutschkatholischen Bewegung, so erkennen wir dieselbe offenbar vornehmlich in der unmittelbaren und selbstthätigen Betheiligung des Volks, das hier fast zum ersten male in der Geschichte der christlichen Kirche das Recht der vollen Gewissensfreiheit und Selbstbestimmung unmittelbar für sich zur Geltung bringt, und sein religiöses Bewußtsein wie sein religiöses Bedürfniß zur freien Grundlage der Kirche macht, die es aus eigener Kraft aufzurichten sich entschlossen zeigt. Die deutschkatholische Bewegung ist nicht das Werk Einzelner; sie entbehrt der hervorragenden und leitenden Führer; ja sie muß dieselben von sich weisen, denn ihr Lebensprincip ist die Befreiung von den Fesseln einer äußern Autorität, welcher Art sie auch sein möge. Die Übel, die dieser Mangel an bedeutenden und sichern Führern herbeiführen mußte, schienen reichlich aufgewogen zu werden durch die Wahrung der lebendigen und ungeschwächten Kraft, die sie nur aus dem Bewußtsein und dem Willen der Gesammtheit schöpfen konnte. Ein ungünstiger Umstand war es, daß die große Zahl der Gebildeten, der Höhergestellten und Einflußreichen im Volke, deren Sympathien unzweifelhaft der Bewegung angehörten, aus Privatrücksichten, aus Mangel an kirchlichem Gemeinsinn und an Religiosität überhaupt sich nicht auch durch Wort und That der neuen Kirche anschlossen. Der Anschluß solcher Elemente würde die neue Kirche vor manchen bedauernswerthen Misgriffen gewahrt und ohne Zweifel die öffentliche Meinung und selbst die Regierungen in noch höherm Maße für dieselbe gewonnen haben. Die Bewegung, welchen Misgriffen und Unfällen sie auch unterlag, bleibt dennoch der Ausdruck und das Product des religiösen Bewußtseins und des kirchlichen Bedürfnisses, das in dem gegenwärtigen Geschlechte lebendig ist. Sie ist nicht nur gegen den Geistes- und Gewissenszwang einer bindenden Autorität, sondern ebenso sehr auch gegen den Indifferentismus gerichtet,

der sich einer solchen äußerlich unterwirft, ohne sie innerlich anzuerkennen. Ihre Quelle ist nicht nur das Verlangen nach einem religiösen Glauben, der dem längst gewonnenen Fortschritt des Wissens entspricht, sondern auch nach einem Cultus, der die lang entbehrte Befriedigung des religiösen Bedürfnisses wiederbringt. Das Zeugniß ihrer innern und äußern Berechtigung ist die gemeinde- und kirchenbildende Kraft, die sie in so ungewöhnlicher Weise bewährte; das Zeugniß ihrer religiösen Tendenz ist die Bereitwilligkeit, mit der sie auf die sofortige und vollständige Durchführung ihres Princips verzichtete, um nicht den Zusammenhang mit der eigenen Vergangenheit und dadurch die Kraft zur Verwirklichung ihres Werks zu verlieren. Die deutschkatholische Kirche hat sich von den innern Widersprüchen nicht befreien können, die wir bereits oben als die Quelle aller religiösen Bewegung bezeichneten. Sie hat trotz der Proclamirung einer vollen Gewissensfreiheit, trotz der unbedingten Anerkennung des Rechts der Vernunft, trotz der Gewährleistung eines ungehemmten Fortschritts die Autorität der Heiligen Schrift nicht verleugnet, die Formulirung eines Bekenntnisses nicht aufgegeben, die Trinität nicht fallen gelassen. Aber sie hat sich dadurch zu einem wirklichen Moment in der Reihe der Entwickelungen gemacht, welche die Religion und das Christenthum zu durchlaufen haben. Sie hat sich auch ohne Zweifel eine Zukunft gesichert, weil sie die Vergangenheit nicht aufgegeben hat. Die nationale Aufgabe, die sie ursprünglich neben der religiösen verfolgen zu wollen schien, die Aufgabe, die katholische Kirche Deutschlands von der römischen Suprematie freizumachen, vermochte sie natürlich im Großen nicht zu lösen, da sie in so entschiedener Minderheit blieb.

Die freudigste und einmüthigste Zustimmung fand die deutschkatholische Bewegung unter der freisinnigen protestantischen Bevölkerung Deutschlands, und nur wenige Protestanten stellten sich mit Hengstenberg sofort auf Seiten ihrer Gegner. Unter den Katholiken strömten Hunderttausende der neuen Kirche zu, und Millionen gehörten ihr bereits im Herzen an. Aber unsere Zeit ist nicht eine Zeit des entschlossenen Handelns, sondern des vorsichtigen Abwartens. Dem glühenden Donnerwort des katholischen Klerus gelang es, gar Viele von dem entscheidenden Schritt zurückzuhalten, den sie bereits zu thun im Begriff waren. Die katholischen Regierungen unterstützten diese Bemühungen des Klerus mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. In Östreich wurde der Übertritt zur deutschkatholischen Kirche geradezu als Verbrechen bestraft; in Baiern den propagandistischen Predigern derselben der Eintritt versagt und den sich dennoch daselbst bildenden Gemeinden die widerwärtigsten Hemmnisse in den Weg gelegt. Viele protestantische Regierungen hatten den Beginn der Bewegung nicht ohne die freudige Hoffnung begrüßt, durch eine so gewaltige Erschütterung der katholischen Kirche einen gleichen Machtzuwachs für die protestantische zu gewinnen. Aber die Entschiedenheit der Richtung, die alsbald von der Bewegung eingeschlagen wurde, verwandelte diese Hoffnung in die Besorgniß, daß die orthodoxe protestantische Kirche dem Stoß nicht minder preisgegeben sein dürfte als die katholische. Man nahm eine zuwartende, neutrale Stellung gegen die Bewegung ein. Man ließ sie gewähren, ohne sie noch weiter zu fördern. Man setzte der Bildung der Gemeinden kein offenes Hinderniß in den Weg, mochte jedoch die neue Kirche nicht anerkennen. Je weiter aber die Bewegung vorschritt, um so unliebsamer wurde sie den Regierungen, um so unfreundlicher wurden die Maßregeln derselben; doch war die Bewegung bereits stark genug, um auch unter dem Drucke dieser Maßregeln weiter fortzuschreiten. Die größte Gefahr, die dem Deutschkatholicismus und der religiösen Bewegung überhaupt drohte, lag aber in der Entwickelung der Ereignisse seit dem Jahre 1848, die wir noch näher überschauen müssen.

Die Freien Gemeinden.

Ähnlich in der Erscheinung, aber wesentlich verschieden im Princip und in der Entwickelung war die freigemeindliche Bewegung auf dem Boden der protestantischen

Kirche. Sie ist die consequente, die rückhalt- und rücksichtslose Geltendmachung eines theoretischen Princips; aber sie entbehrt darum auch mehr oder weniger der lebendig schaffenden Kraft, die nur aus dem geschichtlichen Boden der gegebenen Verhältnisse fließt.

Nachdem die Maßregeln gegen die Protestantischen Freunde, das Verfahren gegen Wislicenus und Andere über die Ansichten der Regierungen keinen Zweifel mehr übrig ließen, nachdem auch inmitten der Protestantischen Freunde das Bedürfniß nach einer entscheidenden That immer fühlbarer geworden: bedurfte es nur noch einer äußern Veranlassung, um den offenen Bruch zwischen den Männern des entschiedenen Fortschritts und der bestehenden Kirche herbeizuführen. Die deutschkatholische Bewegung und ihre Erfolge zeitigten ohne Zweifel den Entschluß, der in manchen Gemüthern schon lange gekeimt haben mochte. Es war endlich der Divisionsprediger Rupp in Königsberg, der durch öffentliche Erklärung von der Kanzel sich von dem Athanasischen Bekenntniß lossagte, und in Folge dessen mit einem Theil seiner Gemeinde aus der Landeskirche heraus und zur ersten Freien Gemeinde zusammentrat.

Wenn Rupp unter allen Männern des freien Fortschritts der Erste war, der durch eine unwiderrufliche That sich von dem bisherigen Kirchenverbande lossagte, so ist er darum doch nicht Derjenige, von dem das Wesen dieser Bewegung vornehmlich repräsentirt und verwirklicht werden konnte. Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, entschlossene Hinnahme der persönlichen Gefahren, die ihm aus den Consequenzen seines Schritts erwachsen mußten, und ungetrübte Lauterkeit der Motive, die ihn zu seiner Handlungsweise bestimmten, wird ihm Jeder, der ihn kennt, ohne Bedenken zugestehen; aber nicht in gleicher Weise die klar bewußte und rücksichtslose Consequenz des Gedankens, von der diese Bewegung getragen sein mußte, wenn sie in der That eine eigenthümliche Bedeutung und Berechtigung neben der deutschkatholischen gewinnen sollte.

Rupp und die 109 Mitglieder der evangelisch-deutsch-reformirten Kirche zu Königsberg, die den Protest an das Consistorium der Provinz unterzeichneten, sagten sich von den Symbolen, als bloßem Menschenwerk, los, erkannten aber die Bibel als positiven Glaubenskanon an, und gaben die Angehörigkeit an die Consistorialkirche auf, ohne sich darum von der evangelischen Landeskirche trennen zu wollen. Sie bewahrten in ihrem Cultus vollständig die hergebrachten Formen und Formeln, und versuchten von der Innigkeit der neuen Gemeinschaft durch allgemeine Einführung des bürgerlichen Du und ähnliche Formalitäten Zeugniß zu geben.

Rupp und Königsberg vollzogen auf diesem Gebiete die erste That. Die entschiedene und consequente Durchführung unternahm aber ohne Zweifel der Prediger G. A. Wislicenus zu Halle. Mit seinem Vortrage „Ob Schrift ob Geist" hatte er den offenen und unzweideutigen Bruch mit aller und jeder Autorität, mit der Bibel nicht minder wie mit den Symbolischen Büchern, proclamirt, und jede Schranke niedergeworfen, die durch Überlieferung der freien Vernunft gesetzt worden war. Der publicistische Kampf, den diese Schrift hervorrief, die Disciplinaruntersuchung, die in Folge derselben gegen ihn verhängt ward, drängte den Mann von unbefleckter Ehre, von lauterer Wahrheit und von unerschütterlicher Treue gegen sich selbst zur freien und unverhüllten Anerkennung der letzten Consequenzen dieses Grundsatzes nicht nur vor der Welt, sondern, was mehr ist, auch vor sich selbst. *) Seine Amtsentsetzung gab ihm endlich auch die volle Freiheit des Handelns; und so entstand die Freie Gemeinde zu Halle, deren Grundsätze und Zwecke in der That der widerspruchlose Ausdruck des Gedankens sind, von dem die religiöse Bewegung unserer Zeit getrieben wird. Aber eben darum, glauben wir, kann dieselbe auch nicht mehr ein lebendigs Element dieser Bewegung selbst sein, weil sie bereits das letzte Ziel zu ergreifen versucht, in welchem die Bewegung ihr Ende findet.

*) Das ehrenvollste Zeugniß für Wislicenus ist in den Motiven niedergelegt, mit welchen die Regierung seine Amtsentsetzung rechtfertigt, „weil in ihm der Rationalismus über seine Consequenzen zum Bewußtsein gekommen ist, und er die Ehrlichkeit gehabt hat, sie auszusprechen".

Die Hauptgrundsätze, auf welche die Gemeinde zu Halle begründet wurde, lauten: „Wir glauben nicht an eine abgeschlossene und fertige, sondern an eine fortlaufende, immer vollkommenere Offenbarung der Wahrheit. Deshalb ist uns die Bibel ... kein Gesetz des Glaubens. Der Geist der Wahrheit, der sich in ihr ausgesprochen ... redet noch immerfort in mancherlei Weise. Darum können wir auch diesem Geiste keine Schranken setzen durch Bekenntnißformeln und Lehrsatzungen, und ebenso wenig durch Gebräuche, denen Alle unterworfen wären. Wir wollen keine abgeschlossene kirchliche Confession, sondern eine freie menschliche Gesellschaft" ... Also keine Autorität, keine Überlieferung, kein Bekenntniß, kein Sacrament, kein Cultus, keine Kirche, sondern absolute Freiheit des Denkens und des Lebens! Da müssen freilich alle die innern Widersprüche fallen, mit denen jede positive Religion belastet und von denen sie zu ununterbrochenem Fortschritt getrieben wird; damit ist ihr aber auch jede einigende Kraft geraubt, die eben ein Aufgeben der freien Individualität, ein Opfern der unbeschränkten Freiheit um der Gemeinschaft willen fodert. Die Freie Gemeinde zu Halle verzichtete mit Recht auf den Namen einer evangelischen, einer christlichen. Sie mußte auch auf den Namen einer religiösen, und endlich auch einer Gemeinde verzichten, wenn sie consequent sein wollte; denn die absolute Freiheit ist nur für das Individuum als solches, und für keine Gemeinschaft möglich, unter welcher Form sie auch bestehen möge. Wislicenus ist der Mann, vor den Consequenzen des Gedankens, den er einmal erfaßt hat, nicht zurückzuschrecken. Die Gemeinde hatte den Muth, sich von jedem Zusammenhange mit der großen christlichen Religionsgemeinschaft, mit ihrer eigenen religiösen Vergangenheit abzulösen, um der Freiheit des Geistes ihr volles Recht werden zu lassen. Aber sie muß auch darauf gefaßt sein, die Auflösung ihrer eigenen Gemeinschaft herbeigeführt zu sehen, sobald innerhalb derselben das Individuum seine volle Freiheit fodert.

Auf einem ganz andern Standpunkte als Wislicenus steht der dritte Führer der freigemeindlichen Bewegung, der Prediger Uhlich in Magdeburg. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, ihn als den Gründer des Vereins Protestantischer Freunde und als die Seele von dessen Wirken kennen zu lernen. So sehr wir bemüht sind, die religiöse Bewegung unserer Zeit in ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung als eine nothwendige, in dem gesammten Entwickelungsgange der Zeit bedingte, zu erkennen und darzustellen, so können wir die einzelnen Erscheinungen doch nicht von den Persönlichkeiten trennen, die als handelnde in den Vordergrund treten. Wir achten, wir bewundern einen Mann wie Wislicenus, der mit unbeugsamer Energie des Gedankens und des Willens seinen Weg verfolgt, und im Dienste der Wahrheit vor keiner Consequenz des Worts und der That zurückschreckt, die der Ausdruck und das Product seiner freien Überzeugung ist. Aber, wir gestehen es, daß Uhlich im Allgemeinen eine lebendigere Sympathie erwecken muß, weil er von der tiefen Religiosität Zeugniß gibt, von welcher die gegenwärtige Bewegung getragen wird. Uhlich ist ein durch und durch religiöses Gemüth, sein Leben und sein Wirken, seine Reformen und seine Kämpfe haben ihre Quelle und ihr Ziel auf dem Boden der Religion. Er kämpft nicht für den Sieg der Vernunft über Autorität und Tradition, sondern nur für die Freiheit des Glaubens gegen Gewissenszwang. Er erhebt sich nicht mit der selbstgewissen Zuversicht des Reformators zum Umsturz des Bestehenden, sondern unterzieht sich mit inniger Hingebung seiner priesterlichen Aufgabe, wie sie sich durch seinen Beruf vor seiner Überzeugung und vor seinem Gemüth gestaltet. Er dient nicht einer Idee, die er um jeden Preis verwirklichen will, sondern einer Gemeinde, für deren religiöses Bedürfniß er zu sorgen bemüht ist. Er fühlt sich nicht berufen, seiner Überzeugung die Herrschaft im Christenthum, in der evangelischen Kirche zu erringen; aber er will es um keinen Preis aufgeben, mit derselben im Christenthum und als Diener der evangelischen Kirche zu wirken. Er wurzelt mit seinem Denken und Empfinden, mit seinem Leben und Wirken tief in dem Boden, auf den ihn sein Beruf gestellt hat. Er kann und mag sich weder von der Vergangenheit des Christenthums, noch von der Gemeinschaft der Kirche losreißen, in der er sich befin-

det und mit der er sich eins fühlt, wenn er auch die Lehrsätze dieser Vergangenheit nicht mehr bekennen, die Anordnungen dieser Kirche nicht mehr streng beobachten kann. Ja er trägt ohne Murren und ohne Widerspruch den Vorwurf der Schwäche und der Inconsequenz, wenn er seiner eigenen Überzeugung die schwersten Opfer auferlegt, um nur diese Gemeinschaft nicht aufgeben zu dürfen. Denn seine Mission ist eine Botschaft des Friedens.

Kurz nachdem die Versammlungen der Protestantischen Freunde durch die Regierungen untersagt worden waren, im Sommer 1845, war Uhlich zum Pfarrer der Katharinengemeinde in Magdeburg gewählt worden, nachdem er seit 1827 als Pastor zu Pömmelte in der Provinz Sachsen fungirt hatte. Neben seiner amtlichen Wirksamkeit hielt er allwöchentliche Abendvorträge religiöser Natur. Sie wurden polizeilich verboten und vom Consistorium zum Gegenstande einer strengen Untersuchung gemacht. Zugleich wurde sein liturgisches Verfahren beim Gottesdienst, bei der Taufe, der Confirmation und dem Begräbniß als ungesetzlich bezeichnet, und die Erklärung von ihm gefodert, ob er zur kirchlichen Ordnung gemäß dem Erlaß vom 19. April 1829 zurückkehren wolle. Uhlich versuchte nicht nur seine Rechtfertigung vor dem Consistorium, sondern wandte sich auch sofort an den König. Wir suchen in diesen beiden Briefen vergebens nach dem Ausdruck des stolzen Selbstbewußtseins, das seines Rechts und seines endlichen Siegs gewiß ist. Aber wir dürfen ihn um die Demuth beneiden, mit der er es über sich gewinnt, nur um Schonung und Geduld zu bitten, wo es ihm wol anstände, sich auf sein gutes Recht zu berufen; mit der er nur bittet, der Überzeugung treu bleiben zu dürfen, wie er sie einmal aus den heiligen Schriften des Christenthums gewonnen, und seiner geistlichen Wirksamkeit, wie sie so sichtbar dem religiösen Bedürfniß seiner Gemeinde entspricht. Die Antwort des Königs vom 30. April 1847 erklärte, daß es Uhlich freistehe, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, wenn er sich mit den Lehren der evangelischen Kirche nicht zu vertragen vermöge; daß er aber nicht Lehrer dieser Kirche selbst bleiben könne, welche ein anderes Bekenntniß als das seinige habe, das sie nicht aufzugeben gedenke und bei dem sie zu schützen des Königs Pflicht sei. Es sei ihm überlassen, sich entweder, „wie die Menge der rationalistischen Geistlichen", den Ordnungen der Kirche zu fügen, oder, nach Maßgabe des Patents vom 30. März, aus derselben zu scheiden. Ähnlich lauteten die Antworten des Ministers Eichhorn und des Consistoriums. Vergebens war eine abermalige Denkschrift Uhlich's, eine eindringliche Erklärung seines Kirchencollegiums, eine Petition des Magistrats von Magdeburg als Kirchenpatrons, ein energischer Protest von 800 angesehenen Mitgliedern der Gemeinde. Am 20. Sept. 1847 wurde die Suspension Uhlich's durch das Consistorium der Provinz Sachsen verfügt. Am 29. Nov. erfolgte daher die Austrittserklärung des größten Theils der Katharinengemeinde aus der Landeskirche und der Zusammentritt derselben zu einer Freien evangelischen Gemeinde. Die Hauptgrundsätze für die Bildung derselben sind folgende: „Wir können uns mit den Maßnahmen des gegenwärtigen Kirchenregiments nicht mehr einverstanden erklären und scheiden darum aus der Staatskirche unsers Landes aus. Wir bleiben, was wir sind und waren: evangelische Christen. Wir sondern uns von keiner christlichen Gemeinschaft ab; wir wahren nur, wie es unsere Pflicht ist, unsere evangelische Freiheit. Wir erkennen, wie bisher, die Bibel für die Urkunde des Christenthums. Redliche Forschung findet und versteht den Geist des Evangeliums. Unser Bekenntniß lautet: Ich glaube an Gott und sein ewiges Reich, wie es Jesus Christus in die Welt geführt hat. Unsere Gottesverehrung bleibt bei Freiheit und Mannichfaltigkeit der Form die bisherige. Unsere Verfassung ruht auf den Grundsätzen der Freiheit und der Liebe. Alle Gewalt in Angelegenheiten der Gemeinde ruht in der gesammten Gemeinde. Die Gemeinde nennt sich «christliche Gemeinde»."

Unterm 5. Jan. erfolgte die Genehmigung dieser Gemeinde als „geduldete Religionsgesellschaft" auf Grund des Patents vom 30. März 1847 mit dem Rechte zur freien Ausübung ihres Privatgottesdienstes. Sie ist bis auf den heutigen Tag

die einzige, die sich dieser Genehmigung erfreut und als Religionsgesellschaft in ungestörter Wirksamkeit geblieben ist. Es bedarf keiner weitern Bemerkungen, um die Differenz dieser Freien Gemeinde von der in Halle begründeten zu documentiren.

Außer den drei genannten Hauptgemeinden hatten sich bis zu dieser Zeit noch folgende Freie Gemeinden gebildet: eine zweite in Königsberg unter dem suspendirten Prediger der französisch-reformirten Gemeinde Detroit; am 5. Jan. 1847 zu Nordhausen unter Leitung des von seinem Amte entsetzten Predigers Baltzer; am 7. Febr. eine Gemeinde zu Marburg unter Leitung Professor Bayrhoffer's; am 9. Juli zu Halberstadt mit einem Bruder von Wislicenus an ihrer Spitze; und Ende Juli wurde eine solche durch Dr. Kleinpaul zu Hamburg und Altona gestiftet.

Vom 6. — 8. Sept. 1847, also noch vor der Begründung der Gemeinde in Magdeburg, fand eine Vereinigung Freier Gemeinden zu Nordhausen statt, an welcher, außer den genannten, noch Abgeordnete der Gemeinden zu Neumarkt in Schlesien und zu Wismar sich betheiligten, und bei welcher auch Uhlich gegenwärtig war. Es mußte sich hier natürlich die wesentliche Differenz der Grundsätze documentiren, auf welchen die verschiedenen Gemeinden beruhten, indem einige, wie die zu Marburg und Hamburg, sich gleich der hallischen gänzlich vom Christenthum losgesagt hatten und sich zum absolut freien Menschenthum bekannten, während andere noch mehr oder weniger ihre Angehörigkeit an das Christenthum gewahrt wissen wollten und auch die Formen des Cultus aufrecht erhielten. Demgemäß blieben auch die Ansichten über das Verhalten zum Patent vom 30. März und über den Austritt aus der Kirche getheilt, und man einigte sich nur über den Grundsatz, „daß man die Freiheit des Menschengeistes, aller angeblich übermenschlichen Offenbarung gegenüber, zu wahren habe"; sowie über die Absicht, durch Wiederholung ähnlicher Besprechungen ein Band der Gemeinschaft unter den Freien Gemeinden zu erhalten. Von einer Gemeinsamkeit des Glaubens oder gar des Bekenntnisses konnte natürlich nicht die Rede sein, und auch für eine Gemeinsamkeit des Wirkens konnte eine positive Aufgabe nicht gefunden werden. Auch die zuerst von Dr. Behnsch in Breslau angeregte Vereinigung mit den Deutschkatholiken, sowie mit der in Berlin gestifteten jüdischen Reformgenossenschaft wurde abgelehnt, weil dieselben zwar den Keim der neuen Freiheit in sich trügen, aber zum Theil noch in der Hülle der alten Unfreiheit, welche absterbend dem jungen Leben allmälig Raum geben müsse.

Das Jahr 1848.

Der gewaltsam vor- und rückwärts strömende Drang der politischen Ereignisse seit 1848 hat die religiöse Bewegung unverkennbar aus ihrer natürlichen Bahn herausgedrängt. Ebenso wenig in den scheinbar rapiden und glänzenden Fortschritten, welche die reformatorische Bewegung von 1848 gemacht, wie in der Umfänglichkeit des Rückschritts, den die Orthodoxie unter dem Schutze des Kirchenregiments gegenwärtig zu machen sucht, ist das Mitwirken politischer Momente wegzuleugnen, durch welche der natürliche Entwickelungsgang der religiösen Bewegung wesentlich gestört und getrübt wird. Beide Theile haben somit die Berechtigung mehr oder weniger verloren, welche ihnen auf ihrem Gebiete und auf ihrem Standpunkte ohne Zweifel zusteht.

Die unbeschränkte und ungebundene politische Freiheit, die das Jahr 1848 plötzlich nach allen Richtungen geschaffen hatte, nahm nicht nur das öffentliche Interesse in dem Maße in Anspruch, daß die religiöse Bewegung in den Hintergrund gedrängt ward und, wo sie sich noch geltend machte, von politischer Parteifärbung afficirt wurde, sondern es begannen in der That Elemente sich in dieselbe zu mischen und ihr anzuschließen, deren Motive mehr politischer als religiöser Natur waren. Solange der Eintritt in die neu sich bildenden Religionsgesellschaften noch mit sichtbaren Kämpfen und Opfern verbunden war, konnte von ihren Angehörigen nicht bezweifelt werden, daß sie von wahrhaft religiösen Bedürfnissen und Überzeugungen getrieben wurden. Als diese Schranken gefallen waren und die allgemeine Strö-

mung der öffentlichen Meinung nach allen Richtungen auf die Bahnen der vollsten Freiheit drängte, mochten Viele, dieser Bewegung folgend, auch in die Freien Gemeinden eintreten, ohne ihren Schritt auf unerschütterliche Überzeugungen und wohlerwogene Entschließungen zu stützen. Selbst unter den Männern, die sich bereits als Führer der freien religiösen Bewegung geltend gemacht, waren nicht Wenige, die mit dem Fallen der äußern Schranke ihres Wirkens auch aufhörten, sich selbst die Schränke zu setzen, deren sie doch zu einer glücklichen Lösung der allgemeinen Aufgabe bedurften. Für die deutschkatholische Kirche, die es bisher so wohl verstanden hatte, mit der geistigen Freiheit zugleich den Sinn für kirchlich-religiöse Gemeinschaft zu documentiren und zu pflegen, war es eine schwere Prüfung, als ein Mann wie Dowiat geradezu seine Vergangenheit verleugnete und sein ganzes religiöses Wirken für versteckte politische Agitation erklärte; als selbst Ronge die religiöse Bewegung in die politische aufgehen zu lassen schien. Nicht minder gefährlich war es für sie, als andere ihrer hervorragenden Führer, wie Hofferichter, Kampe u. s. w., auf dem religiösen Gebiete nun plötzlich die Schranken durchbrachen, die sich ihre Kirche freiwillig und wohlbedacht gesetzt hatte, und sich auf den außerkirchlichen Standpunkt von Wislicenus und seiner Gemeinde stellten. Parteispaltungen in eine mehr conservative und radicale Fraction, und selbst persönliche Anfeindungen konnten nicht ausbleiben; und nur der an sich gesunden Lebenskraft der deutschkatholischen Bewegung war es zu verdanken, wenn diese Erregungen ohne einen völligen Bruch in der kaum aufgerichteten Kirche bisher vorübergingen. Als ein kräftiges Hinderungs- und Heilmittel gegen die innere Zersetzung müssen die Beschränkungen und Belästigungen gelten, denen auch die deutschkatholischen Gemeinden wieder von Seiten der Regierungsgewalten unterworfen worden sind. Diese Ungunst der Staatsregierungen, die Unterordnung der Gemeinden unter die Vereinsgesetze, das Untersagen ihrer Synoden und Concile (zu Leipzig den 23. Mai 1850 und zu Dresden den 22. April 1851) und selbst gewaltsame Auflösungen müssen überhaupt den Bestand dieser neuen Kirche vielmehr sichern und consolidiren als gründlich gefährden.

Die Freien Gemeinden nahmen seit 1848 an Zahl und Umfang in rascher Progression zu; sie schlossen sich mehr als bisher der äußersten Richtung an, wie sie von Wislicenus der hallischen Gemeinde gegeben war. Aber ein fruchtbares einigendes und gestaltendes Leben vermochte sich innerhalb derselben nicht zu entwickeln. Am 9. Oct. 1848 tagte eine Conferenz der Freien Gemeinden zu Halberstadt, in welcher 14 Gemeinden vertreten waren. Die Beschlüsse der Versammlung bezeichnen keinen erkennbaren Fortschritt gegen die von 1847. Eine Vereinigung mit den Deutschkatholiken wurde auch hier abgelehnt, weil man den Namen einer christlichen Gemeinschaft nicht annehmen wollte. Die Freie Gemeinde sei „weder eine katholische, noch protestantische, noch jüdische, sondern eine Vereinigung von Menschen, wie ihr Einigungsprincip die unbedingte, durch die sittliche That sich offenbarende Freiheit des menschlichen Geistes" sei. Die Tagsatzung zu Leipzig im Mai 1850 zählte bereits die Vertreter von 37 Gemeinden, und im September desselben Jahres betrug die Gesammtzahl der Freien Gemeinden 70. Mit den gleichzeitig daselbst tagenden Vertretern der deutschkatholischen Gemeinden fand jetzt, wahrscheinlich nur in Folge der drohenden Ausweisung, die Vereinbarung einer Unionsacte statt, vermöge deren beide Theile, ohne ihre Besonderheit aufzugeben, sich zu einer „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" zu verbinden beschlossen, deren Aufgabe eben nur die gegenseitige Förderung ihres religiösen Strebens sein sollte. Die Freien Gemeinden haben sämmtlich dieser Union ihre Zustimmung ertheilt; von Seiten der deutschkatholischen Gemeinden erfolgte dieselbe jedoch größtentheils nicht, und von praktischen Folgen dieser Union ist überhaupt nichts bekannt geworden. Das Organ der freigemeindlichen Bewegung ist seit 1846 die von Wislicenus in Halle redigirte „Reform", die seit 1850 den Namen der „Neuen Reform" angenommen hat. Unter den Mitarbeitern derselben nennen wir: Baltzer, Kleinpaul, A. L. Wislicenus, Fr. Schünemann, Pott

die einzige, die sich dieser Genehmigung erfreut und als Religionsgesellschaft in ungestörter Wirksamkeit geblieben ist. Es bedarf keiner weitern Bemerkungen, um die Differenz dieser Freien Gemeinde von der in Halle begründeten zu documentiren.

Außer den drei genannten Hauptgemeinden hatten sich bis zu dieser Zeit noch folgende Freie Gemeinden gebildet: eine zweite in Königsberg unter dem suspendirten Prediger der französisch-reformirten Gemeinde Detroit; am 5. Jan. 1847 zu Nordhausen unter Leitung des von seinem Amte entsetzten Predigers Baltzer; am 7. Febr. eine Gemeinde zu Marburg unter Leitung Professor Bayrhoffer's; am 9. Juli zu Halberstadt mit einem Bruder von Wislicenus an ihrer Spitze; und Ende Juli wurde eine solche durch Dr. Kleinpaul zu Hamburg und Altona gestiftet.

Vom 6. — 8. Sept. 1847, also noch vor der Begründung der Gemeinde in Magdeburg, fand eine Vereinigung Freier Gemeinden zu Nordhausen statt, an welcher, außer den genannten, noch Abgeordnete der Gemeinden zu Neumarkt in Schlesien und zu Wismar sich betheiligten, und bei welcher auch Uhlich gegenwärtig war. Es mußte sich hier natürlich die wesentliche Differenz der Grundsätze documentiren, auf welchen die verschiedenen Gemeinden beruhten, indem einige, wie die zu Marburg und Hamburg, sich gleich der hallischen gänzlich vom Christenthum losgesagt hatten und sich zum absolut freien Menschenthum bekannten, während andere noch mehr oder weniger ihre Angehörigkeit an das Christenthum gewahrt wissen wollten und auch die Formen des Cultus aufrecht erhielten. Demgemäß blieben auch die Ansichten über das Verhalten zum Patent vom 30. März und über den Austritt aus der Kirche getheilt, und man einigte sich nur über den Grundsatz, „daß man die Freiheit des Menschengeistes, aller angeblich übermenschlichen Offenbarung gegenüber, zu wahren habe"; sowie über die Absicht, durch Wiederholung ähnlicher Besprechungen ein Band der Gemeinschaft unter den Freien Gemeinden zu erhalten. Von einer Gemeinsamkeit des Glaubens oder gar des Bekenntnisses konnte natürlich nicht die Rede sein, und auch für eine Gemeinsamkeit des Wirkens konnte eine positive Aufgabe nicht gefunden werden. Auch die zuerst von Dr. Behnsch in Breslau angeregte Vereinigung mit den Deutschkatholiken, sowie mit der in Berlin gestifteten jüdischen Reformgenossenschaft wurde abgelehnt, weil dieselben zwar den Keim der neuen Freiheit in sich trügen, aber zum Theil noch in der Hülle der alten Unfreiheit, welche absterbend dem jungen Leben allmälig Raum geben müsse.

Das Jahr 1848.

Der gewaltsam vor- und rückwärts strömende Drang der politischen Ereignisse seit 1848 hat die religiöse Bewegung unverkennbar aus ihrer natürlichen Bahn herausgedrängt. Ebenso wenig in den scheinbar rapiden und glänzenden Fortschritten, welche die reformatorische Bewegung von 1848 gemacht, wie in der Umfänglichkeit des Rückschritts, den die Orthodoxie unter dem Schutze des Kirchenregiments gegenwärtig zu machen sucht, ist das Mitwirken politischer Momente wegzuleugnen, durch welche der natürliche Entwickelungsgang der religiösen Bewegung wesentlich gestört und getrübt wird. Beide Theile haben somit die Berechtigung mehr oder weniger verloren, welche ihnen auf ihrem Gebiete und auf ihrem Standpunkte ohne Zweifel zusteht.

Die unbeschränkte und ungebundene politische Freiheit, die das Jahr 1848 plötzlich nach allen Richtungen geschaffen hatte, nahm nicht nur das öffentliche Interesse in dem Maße in Anspruch, daß die religiöse Bewegung in den Hintergrund gedrängt ward und, wo sie sich noch geltend machte, von politischer Parteifärbung afficirt wurde, sondern es begannen in der That Elemente sich in dieselbe zu mischen und ihr anzuschließen, deren Motive mehr politischer als religiöser Natur waren. Solange der Eintritt in die neu sich bildenden Religionsgesellschaften noch mit sichtbaren Kämpfen und Opfern verbunden war, konnte von ihren Angehörigen nicht bezweifelt werden, daß sie von wahrhaft religiösen Bedürfnissen und Überzeugungen getrieben wurden. Als diese Schranken gefallen waren und die allgemeine Strö-

mung der öffentlichen Meinung nach allen Richtungen auf die Bahnen der vollsten Freiheit drängte, mochten Viele, dieser Bewegung folgend, auch in die Freien Gemeinden eintreten, ohne ihren Schritt auf unerschütterliche Überzeugungen und wohlerwogene Entschließungen zu stützen. Selbst unter den Männern, die sich bereits als Führer der freien religiösen Bewegung geltend gemacht, waren nicht Wenige, die mit dem Fallen der äußern Schranke ihres Wirkens auch aufhörten, sich selbst die Schranke zu setzen, deren sie doch zu einer glücklichen Lösung der allgemeinen Aufgabe bedurften. Für die deutschkatholische Kirche, die es bisher so wohl verstanden hatte, mit der geistigen Freiheit zugleich den Sinn für kirchlich-religiöse Gemeinschaft zu documentiren und zu pflegen, war es eine schwere Prüfung, als ein Mann wie Dowiat geradezu seine Vergangenheit verleugnete und sein ganzes religiöses Wirken für versteckte politische Agitation erklärte; als selbst Ronge die religiöse Bewegung in die politische aufgehen zu lassen schien. Nicht minder gefährlich war es für sie, als andere ihrer hervorragenden Führer, wie Hofferichter, Kampe u. s. w., auf dem religiösen Gebiete nun plötzlich die Schranken durchbrachen, die sich ihre Kirche freiwillig und wohlbedacht gesetzt hatte, und sich auf den außerkirchlichen Standpunkt von Wislicenus und seiner Gemeinde stellten. Parteispaltungen in eine mehr conservative und radicale Fraction, und selbst persönliche Anfeindungen konnten nicht ausbleiben; und nur der an sich gesunden Lebenskraft der deutschkatholischen Bewegung war es zu verdanken, wenn diese Erregungen ohne einen völligen Bruch in der kaum aufgerichteten Kirche bisher vorübergingen. Als ein kräftiges Hinderungs- und Heilmittel gegen die innere Zersetzung müssen die Beschränkungen und Belästigungen gelten, denen auch die deutschkatholischen Gemeinden wieder von Seiten der Regierungsgewalten unterworfen worden sind. Diese Ungunst der Staatsregierungen, die Unterordnung der Gemeinden unter die Vereinsgesetze, das Untersagen ihrer Synoden und Concile (zu Leipzig den 23. Mai 1850 und zu Dresden den 22. April 1851) und selbst gewaltsame Auflösungen müssen überhaupt den Bestand dieser neuen Kirche vielmehr sichern und consolidiren als gründlich gefährden.

Die Freien Gemeinden nahmen seit 1848 an Zahl und Umfang in rascher Progression zu; sie schlossen sich mehr als bisher der äußersten Richtung an, wie sie von Wislicenus der hallischen Gemeinde gegeben war. Aber ein fruchtbares einigendes und gestaltendes Leben vermochte sich innerhalb derselben nicht zu entwickeln. Am 9. Oct. 1848 tagte eine Conferenz der Freien Gemeinden zu Halberstadt, in welcher 14 Gemeinden vertreten waren. Die Beschlüsse der Versammlung bezeichnen keinen erkennbaren Fortschritt gegen die von 1847. Eine Vereinigung mit den Deutschkatholiken wurde auch hier abgelehnt, weil man den Namen einer christlichen Gemeinschaft nicht annehmen wollte. Die Freie Gemeinde sei „weder eine katholische, noch protestantische, noch jüdische, sondern eine Vereinigung von Menschen, wie ihr Einigungsprincip die unbedingte, durch die sittliche That sich offenbarende Freiheit des menschlichen Geistes" sei. Die Tagsatzung zu Leipzig im Mai 1850 zählte bereits die Vertreter von 37 Gemeinden, und im September desselben Jahres betrug die Gesammtzahl der Freien Gemeinden 70. Mit den gleichzeitig daselbst tagenden Vertretern der deutschkatholischen Gemeinden fand jetzt, wahrscheinlich nur in Folge der drohenden Ausweisung, die Vereinbarung einer Unionsacte statt, vermöge deren beide Theile, ohne ihre Besonderheit aufzugeben, sich zu einer „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" zu verbinden beschlossen, deren Aufgabe eben nur die gegenseitige Förderung ihres religiösen Strebens sein sollte. Die Freien Gemeinden haben sämmtlich dieser Union ihre Zustimmung ertheilt; von Seiten der deutschkatholischen Gemeinden erfolgte dieselbe jedoch größtentheils nicht, und von praktischen Folgen dieser Union ist überhaupt nichts bekannt geworden. Das Organ der freigemeindlichen Bewegung ist seit 1846 die von Wislicenus in Halle redigirte „Reform", die seit 1850 den Namen der „Neuen Reform" angenommen hat. Unter den Mitarbeitern derselben nennen wir: Baltzer, Kleinpaul, A. T. Wislicenus, Fr. Schünemann, Pott

in Halberstadt, den deutschkatholischen Prediger Dr. Kampe in Altona, einen entschiedenen Anhänger von Feuerbach, einige Pseudonymen, unter denen besonders Chronik, und endlich auch Uhlich.

Letzterer hat mit seiner Gemeinde auch in den politischen Stürmen des Jahres 1848 wie in dem Reactionsdrange der Gegenwart seinen Standpunkt zu wahren, und dadurch ein reges und fruchtbares religiöses Leben in seiner Gemeinde zu erhalten gewußt, zumal diese auch durch ihre günstige Stellung den directen Angriffen der Reaction weniger ausgesetzt war als die übrigen. Seine Differenz mit den übrigen Führern der freigemeindlichen Bewegung hat sich in dem Aufsatze „Ob christlich oder nicht?" („Neue Reform", 18. April 1850) aufs neue kundgethan, und die lebhafte Polemik, die gegen denselben eröffnet wurde, bezeugt, daß Uhlich mehr auf dem Standpunkte der deutschkatholischen Kirche als auf dem der Freien Gemeinden steht, deren Princip, wie bereits mehrfach bemerkt, in G. A. Wislicenus seinen schärfsten Vertreter findet.

Wenn wir in der religiösen Fortschrittsbewegung seit dem Jahre 1848 Elemente erkennen, von denen der natürliche Gang der Entwickelung und daher auch die innere Berechtigung derselben getrübt und geschwächt wird, so müssen wir dies in gleich entschiedenerer Weise von der religiösen Reaction behaupten, die sich seit 1849 eine so mächtige Geltung verschafft hat. Wir haben die unbeugsame und starre Orthodoxie als eine auf ihrem Gebiet unangreifbare Position bezeichnet. Wir haben auch die juridische Berechtigung des Kirchenregiments nicht bestreiten können, von dieser Position aus die einmal bestehende Kirche innerhalb ihrer Grenzen gegen jede Reform abzuschließen. Diese Position aber hat das Kirchenregiment nicht festgehalten, indem es sich auf das Gebiet außerhalb der Kirche begeben und gegen die religiöse Bewegung einen Angriffsplan unternommen hat, der mit den unkirchlichen Waffen der weltlichen Gewalt geführt worden ist.

Das preußische Patent vom 30. März 1847 war die äußerste Grenze der Exclusivität, zu der die Kirche zur Wahrung ihres einmal gegebenen Bestandes vorschreiten durfte. Das Kirchenregiment mochte sich vor dem Richterstuhl der Geschichte, die freilich nach höhern Principien urtheilt, mit seiner Verpflichtung rechtfertigen, vor allem die Kirche zu erhalten. Aber die Bewegung, die einmal aus dem Boden der Kirche hinausgedrängt war, durfte nicht auch noch auf dem Boden der freien Weltgeschichte mit den Waffen einer Macht verfolgt werden, die das Kirchenregiment nur aus seiner politischen Stellung zu schöpfen vermochte.

Die Unterordnung aller nicht auf dem eng begrenzten Boden der Landeskirche stehenden Religionsgesellschaften unter ein politisches Vereinsgesetz, und dadurch unter eine in der That unbegrenzte Polizei- und Regierungsgewalt, ist ein offenbarer Übergriff der siegreichen politischen Reaction in das religiöse Gebiet, und muß der Kirche, in deren Namen er geschieht, mindestens ebenso verderblich werden wie der reformatorischen Bewegung, gegen die er gerichtet ist. Wir können hier nicht die Art und Weise ins Einzelne verfolgen, wie diese Bestimmungen von einzelnen Beamten, von niedern und hohen Behörden ausgeführt, wie sie selbst von Richtercollegien gedeutet und angewendet worden sind. Die Thatsachen wie die Actenstücke liegen offen vor aller Welt. Der Versuch, durch die materielle Macht der Staatsgewalt eine religiöse Bewegung zu unterdrücken, die im Volke bereits tiefe Wurzel geschlagen hatte, kann nicht geleugnet werden. Wenn aber die Bewegung und die aus derselben hervorgegangenen Religionsgesellschaften in sich selbst hinreichende Lebenskraft tragen, so wird, wie schon berührt worden, dieses Märtyrthum, das sie zu dulden haben, nicht wenig dazu beitragen, diese ihre Lebenskraft zu documentiren und zu befestigen.

Neben diesen Übergriffen über ihr eigenes Gebiet hinaus hat die Orthodoxie unter dem Schutze des Kirchenregiments innerhalb der protestantischen Kirche überall eine unbeschränkte Herrschaft gewonnen und ihre Macht in äußerster Weise zur Geltung gebracht. Eine fast überall von der politischen Reaction nicht angetastete Errungenschaft des Jahres 1848 ist die Trennung von Kirche und Staat. In al-

len deutschen Verfassungen findet sich trotz ihrer mehrfachen Revision die Bestimmung: „Jede Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Warum die katholische Partei diese Bestimmung aufrecht zu halten bemüht war, bedarf keines Nachweises. Die protestantische Reaction aber hat dieselbe benutzt, um auf dem Gebiete der Kirche die unbeschränkte Macht herzustellen, während man auf dem Gebiete des Staats noch die Formen des Constitutionalismus aufrecht erhalten hat. Die protestantische Kirche, heißt es, hat keine andere geschichtlich berechtigte Repräsentation als im Landesherrn. Also ist bis zu einer anderweitig (es fragt sich auf welchem Wege) erfolgenden Organisation der Kirche der Landesherr als solcher allein befugt, die Angelegenheiten derselben zu ordnen und zu verwalten. Auf diesem Gebiete fällt aber die Mitwirkung aller übrigen Staatsgewalten fort, die an der Leitung der politischen Angelegenheiten Theil haben. Alle Behörden und Diener der Kirche sind lediglich von der Person des Landesfürsten abhängig und demselben verantwortlich.

In diesem Sinne ist in Preußen durch Erlaß vom 29. Juni 1850 ohne Mitwirkung der Kammern der „Evangelische Oberkirchenrath" als oberste Behörde der Landeskirche an die Stelle des früher angeordneten evangelischen Oberconsistoriums eingesetzt worden, der weder den Kammern verantwortlich, noch den verantwortlichen Ministern untergeordnet, und dem lediglich nach den Bestimmungen des Königs die Oberleitung der gesammten evangelischen Kirche mit der umfassendsten Machtvollkommenheit übertragen ist. Unter demselben Datum sind sämmtlichen Landesgemeinden „Grundzüge einer evangelischen Gemeindeordnung" zur Annahme vorgelegt worden, welche die Grundlage einer neuen Organisation der Kirche aus sich selbst bilden sollen, wie sie der Oberkirchenrath anzubahnen für seinen vornehmsten Beruf erklärt. Im §. 1 dieser Grundzüge bekennt sich die Gemeinde „zu der Lehre, die in Gottes lauterm und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments begründet, und in den drei Hauptsymbolen und den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist, und unterwirft sich den allgemeinen kirchlichen Gesetzen und Ordnungen". In diesen Bestimmungen ist der Geist und das Regierungsprincip des gegenwärtigen Kirchenregiments unzweideutig kundgegeben. Aber sowol von den entschiedenen Lutheranern, die von den Besonderheiten ihres Bekenntnisses und ihrer Verfassung nicht ein Jota nachzugeben geneigt sind, wie von den freisinnigen Unionisten, die eine neue Beschränkung der Gewissensfreiheit in diesen Bestimmungen erkannten, ist die neue Gemeindeverfassung aufs lebhafteste bekämpft worden. Zu den folgenschwersten Mitteln, welche das Kirchenregiment zur Erreichung seines Ziels anwendet, muß man ferner die vollständige Unterordnung der Schule in ihren verschiedenen Regionen unter die Zwecke der kirchlichen Orthodoxie und unter die Organe der Kirche rechnen. Die Volks- und Bürgerschule, die Realschule und das Gymnasium, ja die Universitäten und Akademien sollen nicht nur religiös, nicht nur christlich, sondern auch durchaus confessionell und kirchlich werden. Welchen Einfluß diese Tendenzen und der überwiegende Einfluß einer orthodoxen Geistlichkeit auf Erziehung, Unterricht und Geistesbildung ausüben, darüber haben sich Pädagogen wie Diesterweg und Andere hinreichend ausgesprochen.

Vielleicht die am meisten charakteristische Erscheinung, die aus dem bisherigen Wirken dieses Kirchenregiments hervorgegangen, ist in Preußen die thatsächlich, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten, erfolgte Auflösung der Union. Es liegt in der Consequenz des Systems, vor allem die Sonderbündnisse in ihrer Bestimmtheit aufrecht zu halten, und nicht zu gestatten, daß noch länger irgendwie von wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren die Rede sei. Man hat in dieser Beziehung insbesondere den Foderungen der strenggläubigen Lutheraner nachgeben zu müssen geglaubt, und die volle Selbständigkeit der einzelnen Confessionen wiederhergestellt, deren Union in der Landeskirche in der That nur noch eine äußere Form ist. In dem Oberkirchenrath der unirten evangelischen Landeskirche Preußens besteht die lutherische

Abtheilung aus sieben, die reformirte aus drei, und die unionistische aus einem Mitgliede. Es kann nicht fehlen, daß unter diesen Auspicien das exclusive Lutherthum immer höher sein Haupt erhebt. Die sogenannten Altlutheraner, die einst so schwer verfolgten, nehmen jetzt einen gar bedeutsamen Platz ein. Neben ihnen sind die Irvingianer die einzige außerhalb der Landeskirche stehende Sekte, die sich eines besondern Schutzes zu erfreuen scheint.

Daß in Zeiten wie die gegenwärtige, zumal bei der allgemeinen reactionären Strömung ein so entschieden und rückhaltlos vorgehendes Kirchenregiment überall zahlreiche Anhänger und Genossen seines Wirkens findet, ist nicht schwer zu begreifen. Wie viel hier erheuchelte mit ehrlicher Frömmigkeit Hand in Hand geht, wird die Zukunft lehren; nicht minder wird diese es kundgeben, inwieweit die freiwillige Unterwerfung der Massen unter diese Anordnungen das Product einer übereinstimmenden Gesinnung oder gleichgültiger Indifferenz ist, inwieweit nur letztere gefördert wurde, wo man streng christliche Frömmigkeit zu schaffen glaubte. Unter den zahlreichen Erscheinungen und Bestrebungen, die durch fremdartige Mittel gläubige Religiosität und fromme Christlichkeit in den Massen zu pflegen bestimmt sind, müssen wir besonders des „Verein für innere Mission" gedenken, der im November 1848 von Wichern in Hamburg begründet wurde. Die humane und christliche Wirksamkeit dieses Vereins ist nicht zu verkennen, mag aber freilich oft dem Misbrauch für religiöse Parteizwecke unterliegen. In neuester Zeit hat man auch wieder eine Art von Einheit und Gemeinsamkeit unter den Angehörigen der verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands anzubahnen versucht. Kirchenconferenzen, zu denen sich die Vertretet der Regierungen vereinigen, Kirchentage aus Abgeordneten der verschiedenen kirchlichen Vereine gebildet, Pastoralconferenzen und ähnliche Versammlungen scheinen diesem Zwecke dienen zu sollen. Doch konnten wir weder die Kundgebung eines nationalen noch eines einheitlichen Geistes in denselben erkennen, während nur zu übereinstimmend in denselben derjenige Geist hervortritt, von dem gegenwärtig die Kirche in ihren herrschenden Elementen erfüllt und geleitet wird.

Die eindringlichste Auffoderung an die protestantische Kirche, sich aus der Erstarrung, in die sie versunken, oder vielmehr versenkt erscheint, emporzurichten, und sich mit dem Geist, der ihr allein Kraft verleiht, zu einem ernsten Kampf zu rüsten, ist ihr von der katholischen Propaganda geworden, die mit scharfem Blick für einen Angriff auf den Bestand der protestantischen Kirche den Moment gewählt hat, da ihre vornehmsten Führer sich ihres einstigen Abfalls von der Autorität der Mutterkirche zu schämen scheinen. In der Rüstkammer der Orthodoxie, der Autoritätslehre und der Intoleranz wird die bedrängte Kirche schwerlich die Waffen finden, sich gegen diesen Angriff zu vertheidigen. Wir wagen es nicht, über den Ausgang der Krisis eine Vermuthung auszusprechen, die der protestantischen Kirche oder dem kirchlichen Protestantismus jetzt von allen Seiten droht. Nur das Eine wagen wir zu behaupten: dem ewigen und ununterbrochenen Fortschritt des Geistes wird keine Macht der Erde Schranken zu setzen vermögen; am wenigsten die Macht einer protestantischen Kirche, die in dem unnatürlichen Kampfe gegen diesen Fortschritt ihre eigene Lebenskraft verleugnet und von sich wirft.*)

*) Wie schon bemerkt, mußten wir bei unserer Darstellung fast ausschließlich die Verhältnisse in Preußen ins Auge fassen, weil dieser große protestantische Staat einestheils die kirchliche Bewegung vollständig und in prägnanten Umrissen aufzeigt, anderntheils der protestantische Hauptkörper auf die kleinern Landeskirchen nothwendig mehr oder weniger bestimmend einwirkt. Von den protestantischen Kirchen außerhalb Deutschland würde nur eine Erörterung der kirchlichen Verhältnisse im britischen Inselreiche von allgemeinem Interesse sein. Dieser Gegenstand liegt aber dem Charakter unserer Darstellung so fern, daß wir hier gänzlich davon absehen mußten.

Das Königreich Dänemark,

seine socialen und politischen Zustände. *)

Geographisch-statistischer Überblick.

Der Staatencomplex, welcher unter der Herrschaft des dänischen Könighauses vereinigt ist, umfaßt 1030 geographische Quadratmeilen, von denen 691¾ das Königreich Dänemark ausmachen. Die Form dieser Lande ist durch viele Meerbusen, welche zum Theil vortreffliche Häfen bilden, so unregelmäßig gestaltet, daß der Küstenumfang 750 Meilen beträgt, während er bei einer quadratischen Form desselben Areals nur 128 Meilen ausmachen würde. Der ganze Staatencomplex bildet den nördlichsten Theil der großen nordeuropäischen Ebene, die in der schmalen Landspitze Skagen endet. Der Abstand des letztern Punktes von dem südlichsten, der Stadt Lauenburg, beträgt 65¾ geographische Meilen. Die zahlreichen Inseln, zusammen 235 Quadratmeilen, deuten durch ihre Lage, Form und Beschaffenheit an, daß sie früher ein sowol mit der jütischen als mit der skandinavischen Halbinsel zusammenhängendes Ganzes gewesen sind. Die Hauptgrundlage des Bodens ist allenthalben Kalk, welcher aber, bis auf einzelne Stellen, von jüngern Erdschichten bedeckt worden ist. Diese sind durchgängig fruchtbar und bei sorgfältiger Cultur sehr ergiebig; namentlich sind es die Inseln Falster, Laaland, Fünen und Langeland, der mittlere Theil von Seeland, die Ostküste von Jütland und die östlichen Hälften von Schleswig und Holstein, welche an Fruchtbarkeit ihres Gleichen suchen. Selbst die Haidegegenden in Jütland und in den Herzogthümern, besonders aber in der erstern Provinz, dürften, wenn kräftige Hand ans Werk gelegt würde, eine ziemlich einträgliche Production liefern. Das Gesammtareal der Haiden beträgt 162 Quadratmeilen, davon 119 in Jütland. Gebirgszüge ohne Vegetation gibt es hier natürlich nicht; der höchste Punkt, der Himmelberg in Jütland, steigt nur 550 Fuß über die Meeresfläche empor. Gerade diejenigen Gegenden, wo das Terrain am wellenförmigsten sich gestaltet, sind die fruchtbarsten. Hier wechseln die reichsten Kornfelder mit den üppigsten Waldungen, die namentlich an den Ufern des Meeres einen reizenden Anblick gewähren. Ebenso wenig gibt es große Seen; das

*) Die Hauptangelegenheit Dänemarks, sein staatsrechtliches Verhältniß zu den Herzogthümern Schleswig-Holstein, sein Verfahren gegen dieselben, sowie die kriegerischen und diplomatischen Ereignisse, welche aus dem Streite hervorgingen: alles Dies ist bereits in der „Gegenwart" in einer Reihe von Artikeln (im zweiten, dritten, fünften und sechsten Bande) gründlich erörtert worden. Die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung kann deshalb nur darin bestehen, daß sie uns einen Blick in die innern socialen und politischen Zustände des Königreichs Dänemark selbst eröffnet. Es war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, einen den rein dänischen Verhältnissen nahestehenden Autor zu ermitteln, der Resignation genug besaß, sich unserer Aufgabe in ihrer Beschränkung zu widmen, und nicht zugleich auch vom dänischen Standpunkte aus die schleswig-holsteinische Sache hereinzuziehen. Der Verfasser, der hier die Verhältnisse Dänemarks schildert, gehört nun nicht zur sogenannten nationalen Partei, zur Partei der „Eiderdänen", sondern er ist ein politisch liberaler und constitutionell gesinnter Mann, der aber freilich zum dänischen „Gesammtstaat" hinneigt, weil er wol begreift, daß die Existenz des Königreichs an die engste Verbindung mit den Herzogthümern geknüpft ist. Dies tritt überall hervor, wo der Verfasser des Zusammenhangs halber auf die letzte Geschichte Schleswig-Holsteins Bezug nehmen muß. Zugleich sieht er von dem nationalen wie von dem staatsrechtlichen Kerne der schleswig-holsteinischen Frage gänzlich ab; vielmehr erscheint ihm die Erhebung und der Kampf der Herzogthümer als ein unglückliches, durch politische Leidenschaften herbeigeführtes Ereigniß, in dem sich nur beide Theile die tiefsten Wunden geschlagen. Wir haben es unterlassen, unsere Bemerkungen zu dieser Auffassung der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit zu machen, verweisen aber auf unsere erwähnten Mittheilungen über Schleswig-Holstein, die nicht nur im deutschen Vaterlande Anklang fanden, sondern auch von unbefangenen Ausländern mit Nutzen für die Aufklärung der Sache gelesen worden sind. D. Red.

Abtheilung aus sieben, die reformirte aus drei, und die unionistische aus einem Mitgliede. Es kann nicht fehlen, daß unter diesen Auspicien das exclusive Lutherthum immer höher sein Haupt erhebt. Die sogenannten Altlutheraner, die einst so schwer verfolgten, nehmen jetzt einen gar bedeutsamen Platz ein. Neben ihnen sind die Irvingianer die einzige außerhalb der Landeskirche stehende Sekte, die sich eines besondern Schutzes zu erfreuen scheint.

Daß in Zeiten wie die gegenwärtige, zumal bei der allgemeinen reactionären Strömung ein so entschieden und rückhaltlos vorgehendes Kirchenregiment überall zahlreiche Anhänger und Genossen seines Wirkens findet, ist nicht schwer zu begreifen. Wie viel hier erheuchelte mit ehrlicher Frömmigkeit Hand in Hand geht, wird die Zukunft lehren; nicht minder wird diese es kundgeben, inwieweit die freiwillige Unterwerfung der Massen unter diese Anordnungen das Product einer übereinstimmenden Gesinnung oder gleichgültiger Indifferenz ist, inwieweit nur letztere gefördert wurde, wo man streng christliche Frömmigkeit zu schaffen glaubte. Unter den zahlreichen Erscheinungen und Bestrebungen, die durch fremdartige Mittel gläubige Religiosität und fromme Christlichkeit in den Massen zu pflegen bestimmt sind, müssen wir besonders des „Verein für innere Mission" gedenken, der im November 1848 von Wichern in Hamburg begründet wurde. Die humane und christliche Wirksamkeit dieses Vereins ist nicht zu verkennen, mag aber freilich oft dem Misbrauch für religiöse Parteizwecke unterliegen. In neuester Zeit hat man auch wieder eine Art von Einheit und Gemeinsamkeit unter den Angehörigen der verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands anzubahnen versucht. Kirchenconferenzen, zu denen sich die Vertretet der Regierungen vereinigen, Kirchentage aus Abgeordneten der verschiedenen kirchlichen Vereine gebildet, Pastoralconferenzen und ähnliche Versammlungen scheinen diesem Zwecke dienen zu sollen. Doch konnten wir weder die Kundgebung eines nationalen noch eines einheitlichen Geistes in denselben erkennen, während nur zu übereinstimmend in denselben derjenige Geist hervortritt, von dem gegenwärtig die Kirche in ihren herrschenden Elementen erfüllt und geleitet wird.

Die eindringlichste Auffoderung an die protestantische Kirche, sich aus der Erstarrung, in die sie versunken, oder vielmehr versenkt erscheint, emporzurichten, und sich mit dem Geist, der ihr allein Kraft verleiht, zu einem ernsten Kampf zu rüsten, ist ihr von der katholischen Propaganda geworden, die mit scharfem Blick für einen Angriff auf den Bestand der protestantischen Kirche den Moment gewählt hat, da ihre vornehmsten Führer sich ihres einstigen Abfalls von der Autorität der Mutterkirche zu schämen scheinen. In der Rüstkammer der Orthodoxie, der Autoritätslehre und der Intoleranz wird die bedrängte Kirche schwerlich die Waffen finden, sich gegen diesen Angriff zu vertheidigen. Wir wagen es nicht, über den Ausgang der Krisis eine Vermuthung auszusprechen, die der protestantischen Kirche oder dem kirchlichen Protestantismus jetzt von allen Seiten droht. Nur das Eine wagen wir zu behaupten: dem ewigen und ununterbrochenen Fortschritt des Geistes wird keine Macht der Erde Schranken zu setzen vermögen; am wenigsten die Macht einer protestantischen Kirche, die in dem unnatürlichen Kampfe gegen diesen Fortschritt ihre eigene Lebenskraft verleugnet und von sich wirft.*)

*) Wie schon bemerkt, mußten wir bei unserer Darstellung fast ausschließlich die Verhältnisse in Preußen ins Auge fassen, weil dieser große protestantische Staat einestheils die kirchliche Bewegung vollständig und in prägnanten Umrissen aufzeigt, anderntheils der protestantische Hauptkörper auf die kleinern Landeskirchen nothwendig mehr oder weniger bestimmend einwirkt. Von den protestantischen Kirchen außerhalb Deutschland würde nur eine Erörterung der kirchlichen Verhältnisse im britischen Inselreiche von allgemeinem Interesse sein. Dieser Gegenstand liegt aber dem Charakter unserer Darstellung so fern, daß wir hier gänzlich davon absehen mußten.

Das Königreich Dänemark,

seine socialen und politischen Zustände. *)

Geographisch-statistischer Überblick.

Der Staatencomplex, welcher unter der Herrschaft des dänischen Könighauses vereinigt ist, umfaßt 1030 geographische Quadratmeilen, von denen 691¾ das Königreich Dänemark ausmachen. Die Form dieser Lande ist durch viele Meerbusen, welche zum Theil vortreffliche Häfen bilden, so unregelmäßig gestaltet, daß der Küstenumfang 750 Meilen beträgt, während er bei einer quadratischen Form desselben Areals nur 128 Meilen ausmachen würde. Der ganze Staatencomplex bildet den nördlichsten Theil der großen nordeuropäischen Ebene, die in der schmalen Landspitze Skagen endet. Der Abstand des letztern Punktes von dem südlichsten, der Stadt Lauenburg, beträgt 65¾ geographische Meilen. Die zahlreichen Inseln, zusammen 235 Quadratmeilen, deuten durch ihre Lage, Form und Beschaffenheit an, daß sie früher ein sowol mit der jütischen als mit der skandinavischen Halbinsel zusammenhängendes Ganzes gewesen sind. Die Hauptgrundlage des Bodens ist allenthalben Kalk, welcher aber, bis auf einzelne Stellen, von jüngern Erdschichten bedeckt worden ist. Diese sind durchgängig fruchtbar und bei sorgfältiger Cultur sehr ergiebig; namentlich sind es die Inseln Falster, Laaland, Fünen und Langeland, der mittlere Theil von Seeland, die Ostküste von Jütland und die östlichen Hälften von Schleswig und Holstein, welche an Fruchtbarkeit ihres Gleichen suchen. Selbst die Haidegegenden in Jütland und in den Herzogthümern, besonders aber in der erstern Provinz, dürften, wenn kräftige Hand ans Werk gelegt würde, eine ziemlich einträgliche Production liefern. Das Gesammtareal der Haiden beträgt 162 Quadratmeilen, davon 119 in Jütland. Gebirgszüge ohne Vegetation gibt es hier natürlich nicht; der höchste Punkt, der Himmelberg in Jütland, steigt nur 550 Fuß über die Meeresfläche empor. Gerade diejenigen Gegenden, wo das Terrain am wellenförmigsten sich gestaltet, sind die fruchtbarsten. Hier wechseln die reichsten Kornfelder mit den üppigsten Waldungen, die namentlich an den Ufern des Meeres einen reizenden Anblick gewähren. Ebenso wenig gibt es große Seen; das

*) Die Hauptangelegenheit Dänemarks, sein staatsrechtliches Verhältniß zu den Herzogthümern Schleswig-Holstein, sein Verfahren gegen dieselben, sowie die kriegerischen und diplomatischen Ereignisse, welche aus dem Streite hervorgingen: alles Dies ist bereits in der „Gegenwart" in einer Reihe von Artikeln (im zweiten, dritten, fünften und sechsten Bande) gründlich erörtert worden. Die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung kann deshalb nur darin bestehen, daß sie uns einen Blick in die innern socialen und politischen Zustände des Königreichs Dänemark selbst eröffnet. Es war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, einen den rein dänischen Verhältnissen nahestehenden Autor zu ermitteln, der Resignation genug besaß, sich unserer Aufgabe in ihrer Beschränkung zu widmen, und nicht zugleich auch vom dänischen Standpunkte aus die schleswig-holsteinische Sache hereinzuziehen. Der Verfasser, der hier die Verhältnisse Dänemarks schildert, gehört nun nicht zur sogenannten nationalen Partei, zur Partei der „Eiderdänen", sondern er ist ein politisch liberaler und constitutionell gesinnter Mann, der aber freilich zum dänischen „Gesammtstaat" hinneigt, weil er wol begreift, daß die Existenz des Königreichs an die engste Verbindung mit den Herzogthümern geknüpft ist. Dies tritt überall hervor, wo der Verfasser des Zusammenhangs halber auf die letzte Geschichte Schleswig-Holsteins Bezug nehmen muß. Zugleich sieht er von dem nationalen wie von dem staatsrechtlichen Kerne der schleswig-holsteinischen Frage gänzlich ab; vielmehr erscheint ihm die Erhebung und der Kampf der Herzogthümer als ein unglückliches, durch politische Leidenschaften herbeigeführtes Ereigniß, in dem sich nur beide Theile die tiefsten Wunden geschlagen. Wir haben es unterlassen, unsere Bemerkungen zu dieser Auffassung der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit zu machen, verweisen aber auf unsere erwähnten Mittheilungen über Schleswig-Holstein, die nicht nur im deutschen Vaterlande Anklang fanden, sondern auch von unbefangenen Ausländern mit Nutzen für die Aufklärung der Sache gelesen worden sind. D. Red.

Gesammtareal derselben beträgt nur 15 Quadratmeilen, von denen 8 auf das Königreich kommen. Zahlreiche, wenn auch kleine Gewässer durchschneiden das Land und vermitteln in vielen Gegenden den Verkehr.

Bodenbeschaffenheit und Lage dieser Länder bedingen, daß Ackerbau, Schiffahrt und Rhederei die natürlichen Grundlagen der Existenz der Bevölkerungen bilden. Die Industrie, obschon sie höher stehen könnte und müßte, als sie gegenwärtig steht, wird hier wol stets die Nebensache bleiben. Der Boden wird in Dänemark selbst nach Tonnen ausgemessen; eine solche Tonne Landes enthält 56000 Quadratfuß. Das Königreich enthält nahe an sieben Millionen Tonnen Land. Die Qualität des Bodens wird durch die sogenannte Matrikel erkannt, wonach jedes Grundstück ein gewisses Hartkorn (hartes Korn) erhält. Zur Erläuterung dieser Einrichtung sei Folgendes bemerkt. Ehe dem Könige in Dänemark die Alleinherrschaft zufiel, konnte der Adel sowol die Steuern verweigern, als diejenigen, welche er bewilligte, auf die Bauern repartiren, wobei eigentlich nur das Gutdünken des Gutsherrn die Norm abgab. Das Buch, worin der Belauf der Abgaben des Bauern eingetragen wurde, nannte man seine Matrikel (Jordebog). Durch die Revolution von 1660 verlor aber der Adel diese Steuerfreiheit, und die Steuervertheilung wurde fortan Sache der Regierung, welche, um überhaupt einen Leitfaden zu haben, die von den Gutsbesitzern eingesandten Matrikeln als Grundlage der neuen Steuergesetzgebung benutzte. Schon in dieser war das Hartkorn als Maßstab angelegt, und man verstand darunter das Quantum Roggen oder Gerste, dem das betreffende Stück Land an Werth gleich gehalten wurde. Diese älteste Matrikel war höchst unvollkommen, so auch die zweite, im Jahre 1688 eingeführte, die bis 1844 in Kraft blieb. Im Anfange dieses Jahrhunderts schon wurde indessen die Ausarbeitung einer neuen, jetzt geltenden Matrikel begonnen. Specialkarten wurden über jedes einzelne Grundstück entworfen und der Boden nach seiner Beschaffenheit taxirt, wobei der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes, mit der Zahl 24 bezeichnet ward. Durch sorgfältige Berechnungen gelangte man zu der Bestimmung, daß 288000 Quadratfuß (= 5⅐ Tonne Land) zur Taxe 24 eine Tonne neues Hartkorn ausmachen sollten. War also ein Stück Boden von derselben Größe z. B. zur Taxe 8 angesetzt, dann erhielt es nur ⅓ Tonne Hartkorn u. s. w. Nach diesen Erläuterungen geben wir folgende Tabelle als Übersicht über die Vertheilung des Hartkorns und die durchschnittliche Bonität des Bodens im Königreiche:

	Größe in Quadratmeilen.	Größe in Tonnen Land.	Hartkorn, sowol Acker und Wiese als Wald.	Tonnen Land a. die Tonne Hartkorn.	Mittelstaxe des Bodens.
Seeland	122,56	1,259900	113349,625	11,1	11,18
Möen	5	51425	4136	12,4	10
Falster	8,5	87430	9587,875	9,118	13,6
Laaland	21,5	221040	21492,25	10,28	12,12
Langeland	5,6	56570	4542,875	12,7	9,8
Fünen	55	565500	53228	10,56	11,78
Jütland					
a) Urbares Land	286	2,970000		19	6,5
b) Moor	37	372400	159911,875	—	—
c) Haide	119	1,200000		—	—

Die zwei letzten Rubriken dieser Zahlenreihen sind, wie sich von selbst versteht, für Specialberechnungen unbrauchbar, theils weil die Taxen sogar in ein und demselben Kirchspiele so verschieden sind, daß sie von 4—5 bis 19—20 variiren, theils weil sich der Boden durch sorgfältige Cultur außerordentlich bessert. Die Insel Lange-

land hat z. B. nur die Mittelbonität 9,8, während Seeland 11,18 aufweist; aber dennoch steht der verhältnißmäßige Ertrag des Bodens auf Langeland durch den Fleiß der Bewohner durchschnittlich 20 % höher als in Seeland.

Die Haide wird in sechs Classen eingetheilt, von denen die erste 100, die sechste 3000 Tonnen Land für die Tonne Hartkorn erfodert. Die Haiden bilden Ebenen, wo häufig, soweit das Auge reicht, sich kein einziger hervorragender Gegenstand zeigt. Der Wanderer sieht nur den Himmel und unübersehbare, mit Haidekraut (Calluna vulgaris) bedeckte Flächen. Todesstille herrscht hier; Stunden, ja Tage lang kann man wandern, ohne irgend ein menschliches Wesen oder eine Spur von menschlicher Cultur zu finden. Das Sausen des Windes durch das Haidekraut, oder die langgedehnten, klagenden Töne eines einsamen Wettervogels sind die einzigen Stimmen der Natur. Das Ganze macht einen unheimlichen und doch erhebenden Eindruck, nicht selten mit Furcht vermischt; denn der Wanderer steht oft in Gefahr sich zu verirren, besonders bei starkem Nebel oder Dunste, oder wenn ein Schneesturm über die Landschaft hinfährt. Hier und dort wird die Gegend höher, und man trifft auf die eigenthümlichen, nicht selten eine bis zwei Meilen langen Haidethäler, die, nur wenige Hundert Fuß breit, von einem Bache durchfurcht und von beiden Seiten zwischen beinahe senkrechten, oft über 100 Fuß hohen Wänden eingeschlossen sind. Merkwürdig sind in den Haiden vor allem die eigenthümlichen Lufterscheinungen, deren sich dreierlei zeigen. Die erste Art dieser Phänomene ist der sogenannte, fast täglich wahrzunehmende Mirage des desserts. Eine große, zitternde, tuchirte Landschaft faltet sich über den Horizont aus; entfernte Gegenstände werden näher gebracht, Schattenpartien entstehen, und ein weites Meer mit darin zerstreuten Inseln zeigt sich im sonderbarsten Wellenschlag. Alles ist aber unbestimmt, wechselnd und Traumbildern ähnlich. Die zweite Art von solchen Lufterscheinungen entsteht dadurch, daß sich Gegenstände, welche weit entfernt und tiefer als die Haiden liegen und von diesen aus nicht gesehen werden können, hoch über den Horizont und ganz in der Nähe zeigen. Solches geschieht häufig vor einem Sturme. Endlich bemerkt man hier auch, wenngleich seltener, die sogenannten Fata morgana, die hier nicht mehr als tuchirte, durch die Strahlenbrechung hervorgebrachte Landschaft erscheinen, sondern wirkliche Gegenden mit allen möglichen Farben in phantastischer Mischung abspiegeln. Mitunter spiegelt sich dieses Bild auch noch in einer über demselben schwebenden Dunstmasse, dann aber umgekehrt. Diese herrliche Erscheinung zeigt sich besonders beim Aufgange der Sonne, und kann sich eine bis zwei Stunden in ihrer ganzen Pracht halten.

Die Haiden sind sehr spärlich bewohnt. Die Bevölkerung besteht aus Colonisten deutscher Herkunft, sowie aus Zigeunern, deren Zahl sich auf 4—500 veranschlagen läßt. Diese zerfallen eigentlich in zwei Stämme: in die wirklichen Zigeuner, welche eingewandert sind, und in die Kjeltringer, wahrscheinlich Nachkömmlinge inländischer Vagabonden, die sich in frühern Zeiten bandenweise vereinigt hatten. Von diesen halten sich die eigentlichen Zigeuner fern. Letztere betrachten sich nämlich als besser, was sie im Grunde auch sind, indem sie bei ihrem Herumtreiben weniger Verbrechen begehen, während die Kjeltringer meist im Zuchthause enden. Vor 60—70 Jahren lebten diese Nomaden ziemlich verbreitet über die Haiden und ihre romantisch-abenteuerliche Lebensart konnte von jedem Reisenden wahrgenommen werden. Seitdem sie aber von den Polizeibehörden streng überwacht oder gar verfolgt werden, sieht man sie selten, und in wenigen Jahren werden sie wahrscheinlich verschwunden sein, d. h. man wird sie genöthigt haben, feste Wohnungen zu nehmen, wie es schon in einzelnen Gegenden geschehen ist. Die Sprache der Zigeuner, von ihnen selbst Romnimanusch genannt, ist ein Gemisch von ungarisch, lateinisch und deutsch und nicht ohne Wohlklang. Die Kjeltringsprache, die sogenannte rothwälsche, ist dagegen halb dänisch, zum Theil deutsch und zum Theil unbekannten Ursprungs. Sie war bis vor wenigen Jahren ein Geheimniß, und derjenige Kjeltring, der sie während seiner Haft im Zuchthause verrieth, wurde nachher von seinen Verwandten

ermordet. Die Colonisten der dänischen Haiden, die aus Hessen und der Pfalz stammten, kamen im Jahre 1760 in 300 Familien nach Jütland, wobei die dänische Regierung die Reisekosten trug. Ihre Unbekanntschaft mit dem Boden und der Witterung verhinderte aber den Erfolg des Unternehmens, sodaß schon sechs Jahre später nur noch 60 Familien übrig waren: 150 Familien waren nach Deutschland zurückgekehrt, 90 auf Einladung der russischen Regierung nach Astrachan gegangen. Die Haiden sind in der neuesten Zeit Gegenstand sorgfältiger Forschung geworden, und für den Anbau derselben läßt sich von der Zukunft Vieles erwarten. Ein sachkundiger dänischer Landwirth hält sich gegenwärtig in Belgien auf, um die Verbesserungsmittel der dortigen Haiden, die mit den jütischen große Ähnlichkeit haben sollen, kennen zu lernen.

Der Ackerbau; die frühere Lage der ländlichen Bevölkerung; die Reformen und die gegenwärtigen Verhältnisse der Bauern.

Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in Dänemark auf einer sehr niedrigen Stufe, woran besonders die „Gemeinschaft des Bodens" die Schuld trug. Zu jedem Dorfe gehörte ein großes Feld, von dem jeder Bauer mehre zerstreute Stücke, von jedem Grad der Bonität eines, besaß. Die Cultur des Feldes ward aber gemeinschaftlich, und eben deshalb schlecht betrieben, indem sich der Einzelne gebunden und von der Majorität abhängig sah. Durch die „Zertheilung" des Grundbesitzes wurde dieses Übel gehoben und zugleich das Quantum Boden nach der Matrikel bestimmt. Sehr bald entwickelte sich dann die Bodencultur, wozu besonders die anderweitig günstiger gewordene persönliche Stellung des Bauern, die durch das verbesserte Schulwesen überhand nehmende größere Aufklärung, sowie die Bestrebungen der königlichen landwirthschaftlichen Gesellschaft, endlich die Wirksamkeit einzelner tüchtiger Männer beitrugen. Nicht ohne großen Einfluß blieb auch die Ansiedelung von vielen deutschen Landwirthen, welche bessere Methoden mitbrachten und gelehrige Schüler fanden. Zu den wesentlichsten Fortschritten in der Landwirthschaft gehören in den letzten Jahrzehnden die Verbreitung der Wässerungsmethoden und des Wechselbaus, anstatt des frühern, aus Holstein stammenden Koppelbaus. Im Ganzen darf man wol sagen, daß der Ackerbau im Königreiche gegenwärtig mit den am besten angebauten Theilen des Auslandes — einzelne Gegenden Englands, Belgiens und Hollands ausgenommen — wetteifern kann. Nur die Behandlung des Korns, nachdem es geerntet, ist nicht ganz befriedigend. Dagegen ist die Viehzucht noch sehr zurück, und das Königreich hält in diesem Punkte durchaus keinen Vergleich mit den Herzogthümern aus. Die Hauptproducte des Bodens sind: Roggen, Gerste, Hafer und Weizen. Raps wird weniger gebaut; in den letzten Jahren ist dagegen die Runkelrübe in hohem Grade verbreitet worden und bietet ein vortreffliches Mittel zur Stallfütterung und Viehmästung dar. Den Ertrag der Ernte schlägt man durchschnittlich, von allen Saatarten und Bonitäten des Bodens, auf das Neunfache der Aussaat an, ein Resultat, das allerdings sehr günstig wäre. Auf den kleinen Inseln und in gewissen Gegenden von Fünen erntet man übrigens durchschnittlich das Zwölf- bis Vierzehnfache der Aussaat. Die königliche landwirthschaftliche Gesellschaft ist es besonders, die sich fortgesetzt große Verdienste um den Ackerbau erwirbt. Die Pferdezucht erfreut sich in Dänemark namentlich einer sorgfältigen Pflege, und besonders ist es die königliche Stuterei zu Frederiksborg, welche zur Veredlung der Racen beiträgt. Aus Jütland gehen jährlich viele Tausende junge Pferde ins Ausland, namentlich für französische und belgische Rechnung. Auch Rindvieh wird exportirt, früher meist nach den Herzogthümern, um daselbst gemästet zu werden, jetzt hauptsächlich über Hjerting (Amt Ripen) nach England.

Die Bevölkerung des Königreichs zählt an 1,400000 Individuen, von denen etwa 800000 vom Ackerbau leben. Von 1000 Individuen (Frauen und Kinder inbegriffen) waren am 1. Febr. 1850: $465{,}_{12}$ Ackerbauer und $132{,}_{64}$ Tagelöhner,

die größtentheils bei den Bauern in Beschäftigung standen. Von dem Gesammthartkorn des Königreichs sind etwa 326000 Tonnen im Besitz der Bauern; 6000 Tonnen gehören zu den Städten und etwa 3500 Tonnen kommen auf die Meiergüter. In Bezug auf die Vertheilung dieses Hartkorns stellt sich das Resultat für die allgemeine Wohlfahrt als sehr günstig heraus. Das Bauernhartkorn der Inselstifte, etwa 172000 Tonnen, war 1843 auf 88773 Parcellen vertheilt, also durchschnittlich zwei Tonnen für die Parcelle, nach der Mitteltaxe gleich 22 Tonnen Land — eine sehr hohe Durchschnittszahl. In demselben Jahre (1843) gab es in diesen Stiften 16622 Stätten mit 4—8 Tonnen Hartkorn. Das Verhältniß rücksichtlich der Vertheilung ist in Jütland kaum so günstig: das Bauernhartkorn macht daselbst 148000 Tonnen aus, vertheilt auf 104282 Parcellen, oder an 1½ Tonne Hartkorn für die Parcelle. Jedoch sind unter 36000 Parcellen mehr als 120000 Tonnen Hartkorn vertheilt; und die ganze Anzahl derjenigen Männer, mit oder ohne Familie, die auf dem Lande von Arbeit leben, ohne für eigene Rechnung Ländereien zu bauen, war dort im Jahre 1849 nur 44896. Es läßt sich hieraus entnehmen, wie wenig von einem eigentlichen Proletariat, wie man es in England, Frankreich oder in einzelnen Theilen Deutschlands hat, die Rede sein kann. Ebenso wenig gibt es freilich große Capitalisten. Während Hunderte von Bauern einige Tausend Thaler Vermögen besitzen, reducirt sich die Anzahl der Millionäre auf zwei oder drei.

Diese glückliche Lage der Ackerbauer ist das Werk der letzten 60—70 Jahre. Ein Blick auf die Vorzeit zeigt uns den dänischen Bauernstand im tiefsten Elend, körperlich und geistig verkümmert. Man kann den Regierungen der letzten vier Könige nie zu viel Lob wegen ihrer Bestrebungen zu Gunsten der Ackerbauer zollen. Gerade durch diese Bestrebungen ist nicht allein dem einzelnen Stande, sondern dem ganzen Lande, dessen Hauptsegen der Ackerbau, eine unermeßliche Wohlthat erwiesen worden.

Durch die Katastrophe von 1660 hatte allerdings der Adel seine Regierungsgewalt verloren; aber derselbe blieb immer noch der unumschränkte Herrscher über seine Untergebenen, die entweder gar nicht oder durch höchst mangelhafte und in ihrer Natur zweideutige Gesetze geschützt wurden. Selbst auf die kleinen Grundeigenthümer hatten Adel und Geistlichkeit, indem sie käuflich oder sonstwie die Rechte der Krone erwarben, ihre Gewalt auszudehnen gewußt. Noch fühlbarer wurde aber diese Unterdrückung, als die deutschen Fürsten, welche nach dem Tode der Königin Margarethe den Thron besaßen, Scharen von deutschen Edelleuten und Rittern ins Land brachten. Die Edelhöfe erhielten das jus patrimonii, Freiheit von Zehnten und viele andere Erleichterungen, während die Bauern Leibeigene blieben, mit harten Frohndiensten überladen und der Willkür ihrer tyrannischen Gutsherren anheimgegeben. Kaum jemals gab es eine Gesellschaftsclasse, die in jeder Beziehung so vernachlässigt dastand, wie fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts der dänische Bauernstand. „Von seiner Kindheit an", sagt Wegener in seiner „Chronik Friedrich's VI." treffend, „mußte der Bauer auf dem Frohnfelde, unter der Peitsche des Reitvoigts und des Hausvoigts Sklavendienste thun. Als Erwachsener wurde er nach dem Exercirplatze geschickt, wo ihn deutsche Unteroffiziere in gebrochener dänischer Sprache schimpften und ihre Tapferkeit auf dem Wehrlosen ausübten. Später wurde er vom Gutsherrn in einen baufälligen Hof hineinbefohlen. Konnte er dann nicht Alles auftreiben, was man von ihm verlangte, so erwarteten ihn «Holzpferde, Hundeloch und Spanischer Mantel». Selbst wenn er es beschaffte, plagte und peinigte man ihn auf hundert andere Arten, bis er, gleich einem erschöpften Thiere, ins Grab sank, so arm und nackt als er geboren worden." Hierzu kam ein jämmerliches Schulwesen, meist von ausgedienten Unteroffizieren oder andern untauglichen Subjecten gegen geringe Besoldung versehen. Das persönliche Wohlwollen der meisten Könige vermochte an diesem Zustande wenig oder nichts zu ändern; denn die Fürsten sahen sich noch in mancher Weise durch die Grundherren beschränkt, z. B.

durch die aus dem Mittelalter hergebrachte Einrichtung, daß diese großen Grundbesitzer die Armee recrutirten. Friedrich IV., unter dem die ersten Verbesserungen des Schulwesens geschahen, versuchte vergebens durch mehre Verordnungen die Lage der Ackerbauer wesentlich zu bessern. Die Abhülfe der gröbsten Misbräuche konnte nur vorerst geschehen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden jene durchgreifenden socialen Reformen möglich und mit beispielloser Energie ins Werk gesetzt. König Friedrich VI., damals Kronprinz, hat sich hierdurch in den Herzen seines Volks ein Monument gesetzt, wie es selten ein Fürst gethan. Der 16jährige Jüngling, dem vielleicht auch das Andenken an die in seiner frühesten Kindheit von dem unglücklichen Struensee angefangenen, unter Guldberg wieder vernichteten, Reformen vor dem Auge schwebten, hob, sobald er Sitz und Stimme im Staatsrathe erhalten hatte, auf den Krongütern im nördlichen Seeland alle diejenigen Grundverhältnisse auf, wodurch der Ackerbauer beeinträchtigt wurde. Durch eine Commission ließ er die Gemeinschaft des Bodens abschaffen, die Bauernhöfe auf die dazu gehörenden Grundstücken verlegen, die Frohndienste und die Zehnten in natura gegen billigen Ersatz an Geld ablösen, Häuser (Kathen) einrichten, Schulen bauen. Dieser erste Schritt hatte herrlichen Erfolg. Mit reißender Schnelle entwickelten sich Wohlstand und Aufklärung auf jenen Gütern, und der edle Kronprinz vervollständigte sein Werk, indem er den tüchtigsten Bauern ihre Höfe zum freien Eigenthum schenkte. Diesem Anfange folgte in wenigen Jahren eine Reihe von ähnlichen Veranstaltungen, die das ganze Land betrafen. Was seine Vorgänger seit 100 Jahren für unausführbar gehalten, woran so viele Versuche gescheitert, und womit unleugbar die größten Schwierigkeiten verknüpft waren, wurde von dem Prinzen in 10 Jahren durchgeführt. Eine am 25. Aug. 1786 ernannte Commission von 16 Mitgliedern reichte schon Anfangs Mai 1787 ihren ersten Vorschlag ein, wodurch der Willkür der Gutsbesitzer ein Damm gesetzt ward, indem die alten, unbestraft übertretenen, ja im Grunde längst vergessenen Agriculturgesetze neu eingeschärft und verbessert wurden. Dieselben betrafen insbesondere das Verhältniß zwischen den Besitzern und ihren Pächtern. Am 20. Juni 1788 erschien ferner die unvergeßliche Verordnung, welche die Leibeigenschaft für ewige Zeiten aufhob und endlich den Bauer zum freien Mann machte. Ein Gesetz über das Heerwesen verfügte zu gleicher Zeit die Eintheilung des Landes in Lagen, machte die Rekrutirung zur Sache der Regierung und damit unabhängiger von den Gutsbesitzern. Die nächste Maßregel war die Freigebung des Handels mit Getreide und Vieh. Die Einfuhr von fremdem Korn in Dänemark und in das südliche Norwegen war bisher verboten gewesen, und die Gutsbesitzer hatten das Alleinrecht zum Viehhandel gehabt.

Alle diese Fortschritte veranlaßten freilich unter Denen, welche Opfer bringen mußten, Gährungen. Vielleicht hätten die Gutsbesitzer noch härtern Widerstand geleistet, wären sie nicht durch die erste Französische Revolution zum Nachdenken gebracht worden. Nach einem großartigen, skandalösen Proceß vor dem Höchsten Gerichte, durch dessen Ausgang die Widersacher der Regierung eine entschiedene Niederlage erlitten, war man berechtigt, das erste Stadium für überschritten anzusehen. Der Sieg des Fortschritts ward gewiß, und der Grund blieb gelegt zu dem freien und wohlhabenden Bauernstande, der jetzt Dänemark bewohnt. Die wichtigsten Maßregeln, welche folgten, galten den Frohndiensten und den Zehnten, deren definitive Regelung jedoch einer spätern Periode vorbehalten blieb. Das Verfahren der Regierung in diesen Sachen war höchst geschickt. Dieselbe sprach den Wunsch freiwilliger Übereinkunft zwischen den Gutsbesitzern und den Pächtern aus, und erst nach vielen solchen Auffoderungen und Verlängerungen der festgesetzten Termine schritt sie selbst activ ein, sodaß im Jahre 1799 das allgemeine Frohngesetz für Dänemark erscheinen konnte, in welchem die freiwillig abgeschlossenen Verträge autorisirt und als für die Zukunft bindend bezeichnet wurden. Die Frohndienste waren dadurch bedeutend vermindert, an einzelnen Stellen sogar gegen ein Äquivalent an Geld aufgehoben, und die Zehnten wurden nicht länger in natura vom

Felde genommen, sondern nach einer nach den Durchschnittspreisen der vier letzten Monate im Jahre festgestellten Taxe (die Capitaltaxe) mit Geld bezahlt. Noch schwieriger als in Dänemark war es in den Herzogthümern, den Bauern Freiheit und Menschenrechte zu verschaffen. Mehr als 20000 leibeigene Familien seufzten unter dem Joche der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, und diese zeigte sich den Planen des Kronprinzen so abgeneigt, daß er sich genöthigt sah, durch seinen vertrauten Rathgeber Bernstorff die Erklärung abzugeben, wie er sich am Ende werde gezwungen sehen, ihre Bauern selbst freizugeben. Nach langem, aber vergeblichem Sträuben mußte sich die Ritterschaft fügen, und im Jahre 1805 gab es in den Herzogthümern keine Leibeigene mehr. Die weitere Entwickelung dieser großen Reformen zu Gunsten der Ackerbauer gehört nicht weiter zu unserer Aufgabe. Nur sei hier noch der Vorsorge von Seiten der Regierung für die Käthner (1810), des radical verbesserten Schulwesens (1789—1814), des neuen Armengesetzes (1802), der Finanzkrisis (1813—18), der Verbesserung der ganzen Agriculturgesetzgebung (1827—33) und der Verhandlungen der Provinzialstände erwähnt.

In den Berathungen der Stände nahmen ebenfalls die Interessen der Landbevölkerung die meiste Zeit in Anspruch. Bedeutendes ward indessen vor der Hand nicht ausgerichtet. Erst als das Institut der ständischen Vertretung ein regeres politisches Leben hervorrief und der Opposition einen bestimmtern Charakter und festern Fuß gab, gelangten auch durch sie die Reformbestrebungen im Interesse der Landbevölkerung zur größern Klarheit. Die letzten Jahre Friedrich's VI. verflossen jedoch ohne erhebliche Aufregung auf dem socialen Gebiete. Im ersten Jahre der Regierung Christian's VIII. unternahm man dagegen, im Vertrauen auf die muthmaßliche liberale Gesinnung dieses Fürsten, einen ernsten Schritt, indem man die Übertragung des Steuerverweigerungsrechts auf die Stände von diesem verlangte. Der König wies dies in sehr scharfen Ausdrücken zurück, und während von diesem Augenblick an seine große Popularität unwiderruflich dahin war, trat andererseits die Opposition compacter und entschiedener auf als früher. Von höchster Wichtigkeit für die socialen Verhältnisse bewies sich um diese Zeit die Bildung der Gesellschaft der „Bauernfreunde". Der erste Impuls zu diesem Vereine dürfte von dem Schullehrer Rasmus Sörensen ausgegangen sein, welcher, gänzlich aus Liebe zum Volke und aus Verlangen für dessen Wohl zu wirken, trotz seiner zahlreichen Familie, sein öffentliches Amt niederlegte, um auf die uneigennützigste und erfolgreichste Weise für sociale Reformen zu agitiren. Seine Hauptzwecke waren die vollständige Aufhebung der Frohndienste und der Zehnten, die Egalisirung des Hartkorns*) und der Übergang des Pachtwesens zum Selbsteigenthum. Der einzige einzuschlagende Weg war derjenige der Petitionen, und um diese in Masse hervorzurufen, durchwanderte Sörensen zu Fuß und ohne irgend eine Vergütung das ganze Land, klärte durch populäre Reden, begeistert ohne Überschwänglichkeit, den gemeinen Mann über den Stand der Dinge auf, und ließ sich dabei von keinem Hohn oder Achselzucken irre machen. Die allgemeine Theilnahme, das regste Interesse für seine Bemühungen war die Frucht dieser aufopfernden Thätigkeit. Mit ihm vereinigten sich mehre Männer, die längst als tüchtige und thätige Freunde des Bauernstandes bekannt waren, z. B. der Kammerrath Drewsen, der Obergerichtsadvocat Balthasar Christensen, der Capitän Tscherning und

*) Das Hartkorn war privilegirt (12 % vom Gesammtbetrage) und unprivilegirt. Unter privilegirtem Hartkorn verstand man solches, dem ein für alle mal eine Erleichterung in Steuern und Communalabgaben zu Theil geworden. Es war aber eben im Besitz der Gutsherren (75 %), des Beamtenstandes (15 %) und der Städter (10 %), und die Erleichterung betrug fast 50 %. Die Bauern sahen hierin eine Verletzung des Princips, nach welchem die Lasten gleichmäßig auf alle Staatsbürger vertheilt werden sollen. Die Inhaber des privilegirten Hartkorns aber, die beim Ankaufe dasselbe theuer bezahlt hatten, wollten dieser Auffassung nicht recht beistimmen, und selbst als sie sich, freilich gegen Ersatz, in das Unvermeidliche fügen mußten, hielten sie den Standpunkt fest, als opferten sie ein unbestrittenes Recht auf, um dem Staate eine Mehreinnahme zu verschaffen.

der Rechtscandidat Orla Lehmann, welche nun die Gesellschaft der „Bauernfreunde" ins Leben riefen. Ein von Sörensen gegründetes Blättchen, „Almuevennen" (der Freund des gemeinen Mannes) wurde officiös und später, nachdem sich Sörensen mit der Gesellschaft entzweit *), officiell das Organ der Gesellschaft, redigirt von einem frühern Handwerker, jetzt Mitglied des Volksthing, J. A. Hansen. Das Pachtwesen war es hauptsächlich, worauf die Gesellschaft ihr Auge gerichtet hatte, und in ihrer Zeitschrift kämpfte sie mit aller Kraft für die Vernichtung desselben. Das Schicksal des Pächters, suchte man darzuthun, sei der Willkür des Gutsherrn allein anheimgestellt. Der Herr schraube die baar zu bezahlende Summe beim Abschluß des Pachtcontracts auf eine nur mögliche Höhe hinauf, und wenn der Bauer einst seinen Mühen unterliege, so habe er sein ganzes Leben nur für den Gutsherrn gearbeitet und dessen Eigenthum in Blüte gebracht. Seine eigene Familie könne möglicherweise jetzt betteln gehen. Wenn auch in den meisten Fällen die Kinder, oder eines derselben, die Stelle gegen eine neue baare Remuneration übernehmen dürfe, so geschehe dies nur durch die Gnade des Gutsherrn, für deren Dauer es keine Garantien gebe. In diesem Tone sprachen die Bauernfreunde, und geschickt angebrachte Beispiele von Übergriffen der Gutsherren oder ihrer oft freilich harten Beamten mußten die Behauptungen unterstützen. So gelang es ihnen auch, den Bauernstand, namentlich den seeländischen, für ihr Verlangen, die Lehen aufzuheben, zu gewinnen, und die Gutsbesitzer zum Verkauf der Pachtstellen zu zwingen. Die entgegengesetzte Partei versäumte natürlich nicht, eine sehr scharfe Polemik gegen dieses Verfahren zu führen, und wenn sie auch nicht immer die angemessensten Worte gebrauchte, sondern im Verein mit Kleinstädtern und kurzsichtigen Beamten mit „unwissenden Massen" und „Gefahr für das Eigenthumsrecht" herumwarf, so hatte sie doch im Thatbestande Vieles für sich. Denn ein einziger Blick auf die Zustände der Landbewohner zeigte den allgemeinsten Wohlstand, und der im Bauernstande überhand nehmende Luxus, der mit dem städtischen wetteifert e, bewies am wenigsten, daß Bedrückung, Armuth und Noth vorhanden. Außerdem würden viele jener wirklichen Übergriffe kaum bemerkt worden sein, wären sie nicht in einem Lande geschehen, wo selbst unter dem Absolutismus der Einzelne das Recht und die Mittel besaß, eine humane persönliche Behandlung zu beanspruchen. Minder treffend war die principielle Vertheidigung der Pachtverhältnisse. Abgesehen davon, daß eine gesunde Nationalökonomie den freien Besitz dem Pachtwesen aus den triftigsten Gründen vorzieht, machten die Gegner des Bauernstandes etwa nur geltend, wie der nachlässige Bauer als Eigenthümer arm werden würde, während er immerhin als Pächter unter Aufsicht und Umsicht des Gutsherrn fortkommen könnte. Schon in diesem Punkte zeigte sich die Vernunft der Bauernfreunde, indem sie auf eine fleißige und kräftige Bevölkerung rechneten, während ihre Gegner sich auf die Schwächen des Volks beriefen. Es ist dies die alte Politik, welche die in Elend versunkene Menschheit durch harte Behandlung erlösen will, anstatt ihr Mittel in die Hände zu geben, dem Abgrunde zu entgehen. Werfen wir indessen zum bessern Verständnisse einen Blick auf die dänischen Pachtverhältnisse.

Der Bauer ist entweder wirklicher Besitzer, Erbpächter oder Pächter auf Lebenszeit für sich und seine Frau. Die Pachtcontracte auf kürzere Zeit, wie sie überall vor-

*) Sörensen theilt das Schicksal vieler verdienstvoller Männer, indem er um die Ernte seiner Aussaat gebracht wurde. Eigennützige Freunde verdächtigten ihn und seine Motive, während sie die Sache selbst unterstützten. Manchen Fortschrittsmännern, zu denen z. B. Lehmann gehört, ging Sörensen zu weit, indem er sich, wir glauben fast unbewußt, dem Socialismus näherte. So sein Plan zur Ausstückelung größerer Güter, wodurch eine Menge kleinerer Grundstücke entstehen würden, die, verkauft für die Rechnung einer Actiengesellschaft, dem jungen, unbemittelten Bauer leicht zugänglich wären. Der Hintergedanke vom Socialismus schreckte Viele von diesem Plane ab, und nachdem Sörensen mit unsaglicher Mühe die Actienzeichnung realisirt hatte, vereitelte größtentheils Lehmann das Unternehmen, indem er sich, trotz eines frühern Versprechens, weigerte, in die Verwaltungscommission einzutreten. Sörensen ist jetzt Mitglied des Volksthings, hält sich aber sehr im Hintergrunde.

kommen, müssen wir hier unbeachtet lassen. Vor 70—80 Jahren war die erste Kategorie so gut wie unbekannt in Dänemark; aber schon im Jahre 1835 waren 40 % des Gesammthartkorns im eigenen Besitz der Bauern, während sich nur 39 % in Pacht auf Lebenszeit, 10 % in erblicher Pacht des Bauernstandes befanden. Der Pächter trägt vier Hauptlasten: die Steuern an das Öffentliche, die Zehnten, die jährlichen Abgaben an den Gutsherrn (Landgilde) und die Frohndienste. Außerdem bezahlt er beim Antritt der Pacht eine baare Summe, die in den spätern Jahren durchgängig sehr hoch gestellt worden, und namentlich um so höher ist, je geringer die jährlichen Abgaben und die Frohndienste sind. Es ist dies allerdings eine Gelegenheit für die Gutsherren, den Bauernstand zu drücken, indem der Betrag jener Summe ganz von ihrem Gutdünken abhängt. In der Regel zieht es aber doch der angehende Pächter vor, ein für allemal eine hohe Antrittssumme zu zahlen, wenn seine jährlichen Lasten dadurch um so niedriger gestellt werden. Die Frohndienste können zu einem Werthe von fünf bis sechs Reichsbankthalern für die Tonne Hartkorn veranschlagt werden, denn eine solche Summe, oder ein entsprechender Betrag an Getreide, ist so ziemlich der Ersatz, gegen welchen diese Naturalprästation dort aufgelöst ward, wo man sie in neuerer Zeit abgeschafft hat. Indessen herrscht doch in dieser Hinsicht großer Unterschied auf den verschiedenen Stellen, indem die Frohndienste auf dem einen Gute doppelt so bedeutend sind als auf dem andern, oft nur benachbarten. Von einem Bauerhofe von sechs Tonnen Hartkorn betragen die Frohndienste gewöhnlich 8 Pflugtage, 50 Gespanntage und 150 Gangtage, und reducirt auf Geldwerth machen diese zusammen die Summe von wenigstens 50 Reichsbankthalern aus. Nach dem Gesetze vom 4. Juli 1850, welches hauptsächlich den Bestrebungen der „Bauernfreunde" zuzuschreiben ist, müssen aber jetzt sämmtliche wirkliche Frohndienste aufgehoben werden; wo sich Gutsbesitzer und Bauern über die jährliche Ablösungssumme nicht einigen können, entscheidet eine Regierungscommission. Diese Maßregel, wie man sieht, geht ganz analog mit derjenigen, welche Friedrich VI. ergriff, um die willkürlichen Frohndienste auf ein Gewisses zu reduciren. Schon vor dem Erscheinen dieses dem Bauernstande so höchst wichtigen Gesetzes waren die Frohndienste jedoch größtentheils abgelöst, wozu sich in den letzten Jahren viele Gutsbesitzer bereit gefunden hatten, einige, indem sie den gegenseitigen wahren Nutzen davon einsahen, andere, weil sie die Ohnmacht eines längern Widerstandes erkennen mußten. Der Betrag der sonstigen jährlichen Abgaben an den Gutsherrn läßt sich gar nicht genau angeben; auch hier herrscht auf den verschiedenen Gütern der größte Unterschied. Durchschnittlich werden sie an acht Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn betragen. Die Zehnten, welche auch zum Theil den Gutsbesitzern zufließen, sind auf Etwas über acht Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu veranschlagen. Diese Zehnten waren als ein großes Übel zu betrachten, solange sie in natura vom Felde genommen wurden. Allein auch hier hat die Partei der Reform einen Sieg gewonnen, indem nach mehrfachen, die socialen Zustände Dänemarks sehr aufklärenden Verhandlungen auf dem Reichstage durch ein Gesetz vom 14. Mai 1852 angeordnet wurde, daß sämmtliche Zehnten von dem 1. Jan. 1856 an gegen Gelderſatz abgelöst und behufs der unparteiischen Durchführung dieser Maßregel sogenannte Zehntencommissionen ernannt werden sollten.

Nach den oben erwähnten Berechnungen hat also der Pächter außer den Steuern und Communalabgaben, welche zusammen 13 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn ausmachen mögen, noch gegen 22 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu entrichten. Hierzu kommen endlich die Zinsen von seiner Antrittssumme, die selbstverständlich mit in Anschlag genommen werden muß. Wir haben schon bemerkt, daß man den Belauf dieser Summe nicht veranschlagen kann; es gibt Beispiele, wo sie 200, und derer, wo sie 600 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn, also 1—3000 Reichsbankthaler im Ganzen (die meisten Bauerhöfe haben ungefähr fünf bis sechs Tonnen Hartkorn) betragen hat. Ein von Sachkundigen gemachter Überschlag über die Einnahmen und Ausgaben eines solchen Pächters,

ergibt, daß die erstern an 870 Reichsbankthaler (652½ Thaler preußisch Courant), die letztern an 570 Reichsbankthaler (427½ Thaler preußisch Courant) betragen, wonach also ein Überschuß von etwa 300 Reichsbankthalern (225 Thalern preußisch Courant) zur Kleidung, zu Vergnügungen u. s. w. bleibt. Wenn dies nun auch eines der günstigern Beispiele ist, so ersieht man dennoch aus Allem, daß die Lage der Pächter keineswegs eine schlechte ist. Der Hauptvorwurf gegen das Pachtwesen in Dänemark bleibt der schon erwähnte, daß nach dem Tode des Pächters und seiner Frau die Kinder Haus und Hof ohne irgend eine Vergütung verlassen müssen. Freilich ist es überall Gebrauch, man möchte sagen, ein durch Gebrauch und Billigkeit geheiligtes Gesetz, daß der Gutsherr die Stelle einem Kinde oder Verwandten des Verstorbenen in Pacht gibt, und man muß vielen Gutsbesitzern das Lob lassen, daß sie in solchen Fällen höchst uneigennützig gehandelt haben; einerseits ist dies aber keine Sache der Verpflichtung, sondern der Gnade, andererseits erscheint es ungerecht, daß eine neue Antrittssumme bezahlt werden muß, wodurch im Laufe von einem Jahrhundert eine Familie, vorausgesetzt daß der Hof in ihrem Besitz bleibt, den Werth des ihr überlassenen Bodens zwei oder drei mal baar bezahlt hat, ohne der jährlichen Abgaben zu gedenken. Es darf demnach nicht Wunder nehmen, wenn man nach der vollständigen Aufhebung des Pachtwesens hinstrebt. Die dabei entstandenen ernsten Reibungen auf dem Gebiete der Discussion und der Agitation haben nur ihren Grund in der Kurzsichtigkeit einiger Gutsbesitzer, die um jeden Preis die Lehen und Fideicommisse aufrecht erhalten wollen, und einer gewissen Reaction, der die wachsende Selbständigkeit der niedern Stände ein Dorn im Auge ist. Dann und wann mag die Erbitterung freilich auch durch schroffes Auftreten einiger Führer der Bauernpartei herbeigeführt werden, welche nicht undeutlich die Ansicht aussprachen: die Gutsherren hätten im Grunde gar kein Recht auf Ersatz, sondern müßten das Bauergut ohne solchen aushändigen. Der Verkauf *eines Bauer*guts war den Lehnsbesitzern bisher gar nicht erlaubt; das Gesetz aber vom 12. April 1851 gab ihnen dieses Recht, welches schon von mehren bedeutenden Grundbesitzern mit Erfolg benutzt worden ist. In der That steht sich der Gutsherr besser bei dem Verkauf seiner Bauergüter zu einigermaßen guten Preisen als bei dem fortdauernden Besitz; denn die Zinsen der Verkaufssumme werden in der Regel höher sein als seine jährlichen Einkünfte von einem Hofe, und das Risico hört auf, das er bisher gehabt hat, z. B. Verantwortlichkeit für die Steuern, Bankzinsen, Brandgelder u. s. w. Die ersten Schritte zur principmäßigen Aufhebung des Pachtwesens hat der Staat selbst durch das Gesetz vom 8. April 1851, betreffend den Übergang der Pacht zum eigenen Besitz auf den Staatsgütern, gethan. Da dieses Gesetz wahrscheinlich in der Folge wesentlich als Norm beim Verkaufe von Privatgütern dienen wird, und es ohnehin einen interessanten Blick in die Zustände gewährt, so führen wir hier einige der hauptsächlichsten Bestimmungen desselben an: Der 25fache Betrag der jährlichen matriculirten (Jordebogs) Abgaben und das 1½fache der gezahlten Antrittssumme machen die Kaufsumme aus, welche, ohne bei Lebzeiten des gegenwärtigen Pächters und seiner Frau vom Staate gekündigt werden zu können, als erste Priorität am Hofe haften darf. Machen die Zinsen dieser Summe einen höhern Betrag aus als derjenige, welchen der Pächter bisher an jährlichen Abgaben dem Gutsherrn zu zahlen hatte, dann bleibt für die Dauer des Lebens des Pächters und seiner Frau ein dieser Differenz entsprechender Theil der Kaufsumme zinsfrei stehen. Wird derselbe beim Abschluß des Handels baar gezahlt, so wird er nach Billigkeit modificirt. Dem Pächter steht das Recht zu, in beliebigen Terminen Abschlagszahlungen zu leisten, jedoch keine unter 25 Reichsbankthalern (18¾ Thaler preußisch Courant). Geht der gegenwärtige Pächter auf diese Bedingungen nicht ein, dann wird der Hof, sobald er pachtfrei wird, in öffentlicher Auction verkauft, wobei jedoch den Erben des verstorbenen Pächters der Ankauf vorzugsweise erleichtert werden soll. Schon ein Jahr früher (27. Juni 1850) war durch ein Gesetz das privilegirte Hartkorn mit dem unprivilegirten auf gleichen Fuß gestellt worden, sowol hinsichtlich

der Steuern als der Communalabgaben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staate entschädigt, und zwar durch Obligationen, die auf den 15fachen (für Diejenigen, die unter 200 Tonnen Hartkorn besaßen, den 20fachen) Betrag der Abgabenerhöhung lauteten.

Der erbliche Pacht ist, wie man allgemein annimmt, ein übles Auskunftsmittel zwischen Pacht und freiem Besitz. Offenbar war diese Pachtweise zuerst darauf berechnet, einen plötzlichen Übergang zum freien Besitz zu verhindern. Jetzt aber ist das Verlangen nach demselben so allgemein und eindringlich, daß auf dem Reichstage von 1852 ein von dem ganzen Bauernstande unterstützter Vorschlag zu einem Zwangsgesetze eingegeben ward, wonach die Gutsbesitzer verpflichtet sein sollen, das Bauergut zu verkaufen.

Faßt man alle diese Verhältnisse zusammen ins Auge, so wird man nicht leugnen mögen, daß die Lage des dänischen Bauernstandes gegenwärtig keine ungünstige, vielmehr eine glückliche sei. Im Bewußtsein, daß der Ackerbau die Hauptstärke Dänemarks, hat die Regierung ihr Mögliches gethan, um den vorher Bedrückten ihre Rechte als Menschen und freie Bürger zu sichern. Sie ist dabei mit Mäßigung und doch mit Energie zu Werke gegangen, und die Gutsbesitzer, bis auf einzelne Ausnahmen, haben die Zeit begriffen und sich den Anforderungen derselben willig gefügt. Die Bauern und ihre Führer kämpfen mit Muth und Ausdauer, um Dasjenige zu erreichen, was noch zu thun übrig ist. Es sind besonders die Verhältnisse der Käthner, welche fortan die besondere Aufmerksamkeit der socialen Reformatoren in Anspruch nehmen werden; denn für diese zahlreiche Classe von Staatsbürgern ward bisher viel weniger gethan als für die Hufner. Die Anzahl sämmtlicher Kathen des Königreichs im Jahre 1835 war: 90038, von denen 26557 ohne dazu gehörende Ländereien bestanden, während die übrigen 63481 an Gesammthartkorn 21297 Tonnen besaßen. Eine Anzahl von 45873 Kathen (davon 31922 mit 12817 Tonnen Hartkorn) war im eigenen Besitz der Bewohner, 44165 (davon 31559 mit 8480 Tonnen Hartkorn) waren in Pacht oder in Miethe. Die Lage der Käthner ist bei weitem nicht so günstig als die der Hufner. Selbst Diejenigen, welche Landwirthschaft haben, müssen in hohem Grade fleißig und sparsam sein, um die Bedürfnisse ihres Lebens zu befriedigen; den Übrigen würde dies unmöglich bleiben, wenn es nicht überall hinreichend Gelegenheit zu Lohnarbeit gäbe. Für Alte, Krüppel, Waisen und Andere, die sich durchaus nicht selbst unterhalten können, sorgt im ganzen Lande ein wohlorganisirtes Armenwesen; jedoch fallen kaum 3 % der Gesammtbevölkerung des Königreichs demselben ganz oder theilweise zur Last. Der Reichstag hat im Jahre 1849 die Lage der Käthner bedeutend durch ein Gesetz gebessert, welches die sehr drückende und unbestimmte sogenannte Pflichtarbeit aufhob. Noch müssen aber viele Reformen diesem Anfange folgen, bevor die Käthner den Hufnern verhältnißmäßig gleich stehen werden. Hauptsächlich gehen die Bestrebungen der Reformfreunde darauf hin, daß alle Käthner eigene Landwirthschaft haben sollen, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo dieses Ziel erreicht sein wird.

Die Städte; Handel und Industrie.

Was für das Land der Ackerbau, sind Handel und Gewerbfleiß für die Städte. Die Verhältnisse der Hauptstadt des Landes beweisen sich indessen hierin ganz verschieden von denen der Provinzialstädte. In den Provinzialstädten blüht der Handel, während die Erzeugnisse der Handwerker unbefriedigend sind; in Kopenhagen stehen die Productionen des Handwerks denen des Auslandes durchaus nicht nach, während der Handel wenig prosperirt. Dabei geben sich die kopenhagener Handwerker alle Mühe, nächst der möglichst großen Vollkommenheit in ihrem Fache auch eine achtungswerthe Stufe der socialen und politischen Bildung zu erreichen; in den Provinzialstädten aber steht es durchgängig mit dieser Bildung ziemlich übel, und hiervon kann man selbst den dortigen Handelsstand im Allgemeinen nicht aus-

nehmen. Die Städte sind bisher im Ganzen mit weniger Fürsorge behandelt worden als das Land. Sie tragen verhältnißmäßig höhere Steuern als jenes, und haben in der jüngsten Zeit nur eine einzige wesentliche Erleichterung, die Aufhebung der Accise, erlangt. Es liegt jedoch am Tage, daß eine wohlhabende Landbevölkerung in Dänemark eine unerlaßliche Bedingung des Wohlstandes der Städte ist, wogegen es wenig helfen würde, die Städte durch allerlei Maßregeln emporheben zu *wollen*, wenn die Landbevölkerung noch weit zurück stände. Diese Wahrheit wird eigentlich nur von Kopenhagen, der am schwersten belasteten Stadt Dänemarks, begriffen; die Provinzialstädte, die weit weniger als die Hauptstadt Grund zu Klagen haben, toben in blinder Eifersucht gegen die Landbevölkerung und scheinen geradezu die Furcht zu hegen, nächstens von derselben vertilgt zu werden. Vor allen Dingen sind die eventuelle Aufhebung des Zunftwesens und die Gewerbefreiheit die Gespenster, welche die Kleinstädter erschrecken, obgleich noch gar kein Grund dazu vorhanden ist. Hierzu kommt, daß die principielle Reaction jene Eifersucht fortwährend nährt. Man kann darum mit Recht behaupten, daß die Kleinstädter zum großen Theile (namentlich gilt dies von den Inselstädten, viel weniger von Jütland, dessen Bewohner überhaupt immer freiere Gesinnungen und einen mehr unbefangenen Charakter als die der Inselstifte an den Tag gelegt haben) abgesagte Feinde der neuerrungenen freiheitlichen Institutionen sind und eine Contrerevolution mit Beifall begrüßen würden. Zum Glück ist ihr Einfluß kaum groß genug, um gefährlich zu sein. Außerdem darf man hoffen, daß sie mit der Zeit einsehen werden, wie Stadt und Land nur Hand in Hand, aber niemals durch Zwietracht das Ziel der Wohlfahrt erreichen können. Übrigens würde man irren, wollte man aus diesen Zuständen den Schluß ziehen, daß in den Städten materielle Noth herrsche. Wer arbeiten will, findet auch hier sein Auskommen, und unter allen Hauptstädten Europas dürfte Kopenhagen diejenige sein, wo die Armuth im Verhältnisse *am wenigsten* zu Hause ist.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte Kopenhagen fast ausschließlich den dänischen Handel, und der Zwischenhandel dieser Hauptstadt nach China und Ostindien war sehr bedeutend, was allerdings seinen Grund in den damaligen politischen Conjuncturen hatte. Dänemark bewahrte nämlich während des amerikanischen Freiheitskriegs und später, während der ersten französischen Revolutionskriege, eine glückliche Neutralität, in Folge deren die dänische Flagge sehr gesucht und dem tüchtigen Kaufmann ein weites Feld zur erfolgreichen Concurrenz mit größern Nationen eröffnet war. Es gab im Jahre 1798 Häuser in Kopenhagen, welche 5, 6, 10, 13 Ostindienfahrer besaßen. Die Provinzialstädte waren damals vollkommen unselbständig; ihr Umsatz beschränkte sich fast ausschließlich auf den Verkehr mit Kopenhagen. Die Kriegsjahre und die bodenlosen finanziellen Wirren während derselben vernichteten die Übermacht Kopenhagens. Der chinesisch-ostindische Handel hörte fast ganz auf, weil nach dem allgemeinen Frieden die unnatürlichen Bedingungen seiner Existenz oder doch wenigstens seines außerordentlichen Umfangs nicht mehr vorhanden waren. Die Provinzialstädte dagegen wurden allmälig selbständiger und unternehmender, und exportirten selbst die Producte ihrer Umgegenden *direct ins* Ausland, wenn auch zum Theil für kopenhagener Rechnung. Der Handel Kopenhagens gerieth unter solchen Verhältnissen bis gegen 1830 in Abnahme, ist aber seitdem wieder in steter Zunahme begriffen. Namentlich war es der Krieg mit den Herzogthümern (1848 und 1849), durch den die Hauptstadt bedeutend emporkam, sowie derselbe auch zeitweilig dem Handel der Provinzen einen Umschwung gab. Vor dem Kriege nämlich bezogen die meisten Detaillisten Kopenhagens und fast alle aus den Provinzen ihre Waaren aus Hamburg, wo ihnen bereitwillig ausgedehnter Credit gewährt wurde. Wollte sich ein junger Mann etabliren, so reiste er nach Hamburg. Mochte er Geld haben oder nicht: auf die einfachste Empfehlung, manchmal auf sein ehrliches Gesicht hin, fand er immer die Lager zu seiner Disposition. Er [illegible] in der Regel große Nachsicht hinsichtlich der Zahlungstermine erwarten, wozu

noch kam, daß er in Hamburg selbst nach dem kleinsten Maßstabe seine Einkäufe machen konnte. Durch diese Sachlage war es so weit gekommen, daß der Blancocredit in Hamburg die wahre Lebensbedingung des dänischen Detailhandels war, besonders nachdem die Hamburger, seit etwa 25 Jahren, Dänemark mit Probenreisenden förmlich überschwemmten. Beim Ausbruche des Kriegs hatten die Hamburger ziemlich bedeutende Summen in Dänemark zu fodern. Als aber der Verkehr, in Folge der eingetretenen Kriegsverhältnisse, stockte, wurde von der einen Seite die Zahlung, von der andern der Credit verweigert. Mit welchem Recht oder Unrecht dies geschah, ist hier nicht zu erörtern; aber nie zeigte sich deutlicher als damals die Unselbständigkeit des dänischen Handelsstandes. Dieser Augenblick wäre der geeignetste für Kopenhagen gewesen, sich zum Stapelplatz für den Handel des Königreichs zu machen, denn in den meisten Kreisen war man einig geworden, fortan keine Waaren mehr aus Hamburg zu beziehen. Der kopenhagener Handelsstand besaß aber keinen Unternehmungsgeist mehr, und stieß in vielen Fällen durch Mangel an Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit die Kaufleute aus den Provinzen wieder ab. Nach dem Kriege kam darum die alte Verbindung mit Hamburg um so rascher wieder zu Stande, und es ist zu bezweifeln, ob die dänische Kaufmannschaft jemals Hamburg wird entbehren können. Welchen Einfluß in dieser Hinsicht die neuen Communicationsunternehmungen von Engländern haben werden, muß die Zeit lehren. *) Im Jahre 1848 tauchte ein älteres und zu verschiedenen Zeiten viel besprochenes handelspolitisches Project auf, nämlich, Kopenhagen zu einem Freihafen zu machen. Man wollte wissen, daß sich Christian VIII. für diesen Plan interessirt, ja selbst als anonymer Schriftsteller dafür aufgetreten sei. Dennoch geschah unter seiner Regierung nichts in dieser Richtung, und ebenso wenig ist seitdem etwas darauf Bezügliches zu Stande gekommen. Dürfte übrigens eine einzelne nordische Handelsstadt als Freihafen eine hohe commerzielle Bedeutung gewinnen, dann erscheint wol Gothenburg mehr dazu geeignet als Kopenhagen, dessen Lage, Betriebsamkeit u. s. w. der nördlichern Rivalin in jeglicher Beziehung nachstehen. Freilich kann man wol auch annehmen, daß der Unternehmungsgeist der kopenhagener Kaufleute mehrfach durch die Handelsgesetzgebung gehemmt worden ist oder noch wird. So ist, um nur ein Beispiel zu geben, der Handel auf Grönland, Island und die Faröer monopolisirt und liegt so gut wie still, wogegen die transatlantische Fahrt durch den Erlaß von 25 % des Einfuhrzolls nicht unbedeutend zugenommen hat. Über den viel besprochenen Freihafen sind in der Kaufmannschaft der Hauptstadt selbst die Meinungen getheilt, und es fehlt nicht an Gegnern desselben. Daß die Blockade der deutschen Häfen und die großen Lieferungen während des Kriegs Kopenhagen außerordentliche Vortheile brachten, braucht wol kaum erst gesagt zu werden. Mit welcher Schnelligkeit Handel und Schiffahrt in den dänischen Provinzialstädten emporblühten, geht aus der Thatsache hervor, daß sich seit 20 Jahren die Tragkraft ihrer Schiffe verdoppelt hat. In den Herzogthümern dagegen war der Zuwachs in demselben Zeitraume nicht so günstig und betrug nur 25 %.

*) Dieses auf den Verkehr voraussichtlich sehr einflußreiche Unternehmen ist gegenwärtig (Januar 1853) vollkommen vorbereitet, und soll binnen Jahresfrist ausgeführt sein. Eine privilegirte englische Compagnie wird von Lowestoft (auf der Küste von Suffolk, etwa fünf deutsche Meilen von Yarmouth) aus eine Dampfbootlinie nach der schleswig-holsteinischen Küste führen, von da aus die Herzogthümer und Jütland mit Eisenbahnlinien durchziehen, und auch Jütland mit Seeland, also mit Kopenhagen in schnelle Verbindung setzen. Von Kopenhagen wird man sonach in 40 Stunden nach Lowestoft gelangen; von letzterm Orte aber führt eine Eisenbahn in vier Stunden nach London. Vor der Hand ist diese Communication hauptsächlich auf den Schlachtviehtransport aus den Herzogthümern und Jütland nach London berechnet, der bisher über Dover gegangen ist und an Zeit und Geld um die Hälfte mehr gekostet hat, als er auf dem neuen Wege kosten wird. Sicherlich wird hierdurch aber auch England seinen Waaren einen bequemen und billigen Eingang nach Dänemark u. s. w. eröffnen. D. Red.

Der Bestand der Handelsflotte war im Jahre 1849 im Königreich Dänemark:
2011 Schiffe von 43824 Commerzlast*) (davon 15 Dampfschiffe von 750 Pferdekraft),

in Schleswig:

1161 Schiffe von 21350 Commerzlast (davon 3 Dampfschiffe von 172 Pferdekraft),

in Holstein:

1523 Schiffe von 20164 Commerzlast (davon 6 Dampfschiffe von 612 Pferdekraft).

Über die Fahrt von einem Platze zum andern in jedem einzelnen Lande des gesammten Staatencomplexes geben folgende Zahlen eine Übersicht:

Im Königreiche Dänemark 1849:

	a) in der Fahrt auf Kopenhagen,	b) in der Fahrt auf die Provinzen
gelöscht	23045 Commerzlast	53125 Commerzlast
geladen	29386 „	45863 „
zusammen	52631 Commerzlast	98988 Commerzlast,

also zusammen 150619 Commerzlast.

	In Schleswig 1847:	In Holstein 1847:
gelöscht	14999 Commerzlast	17015 Commerzlast,
geladen	13902 „	17526 „
zusammen	28901 Commerzlast	34541 Commerzlast,

also zusammen für die Herzogthümer 63442 Commerzlast.

In der Fahrt zwischen Dänemark und den Herzogthümern wurden im Jahre 1847

	vom Königreiche auf Schleswig:	vom Königreiche auf Holstein:
gelöscht	22552 Commerzlast	6279 Commerzlast
geladen	8542 „	11936 „
zusammen	31094 Commerzlast	18215 Commerzlast,

also zusammen auf die Herzogthümer: 49309 Commerzlast. **)

Aus diesen Zahlen ersieht man, daß in der inländischen Fahrt Dänemark den Herzogthümern bei weitem vorausgeht. Auffallend ist das Verhältniß der Ein- und Ausfuhr zwischen Dänemark und den Herzogthümern. Von der Gesammtausfuhr der Herzogthümer nach Dänemark waren 70 % aus Schleswig, während von dem Gesammtexport des Königreichs nach den Herzogthümern 62 % nach Holstein gingen. Dies ist natürlich darin begründet, daß Schleswig zum großen Theile die Vorrathskammer Dänemarks war, während Holstein die Lieferungen nach Hamburg hatte; daß die Industrie in Holstein weit mehr als in Schleswig entwickelt und in Folge dessen die Einfuhr von Industrieproducten aus Holstein und die Ausfuhr dorthin von unverarbeiteten Materialien größer als aus oder nach Dänemark war; endlich, daß ein wesentlicher Theil derjenigen Producte, die aus Dänemark nach Holstein gingen, weiter nach Altona und dem Auslande befördert wurde. Dänemark exportirt nach den Herzogthümern einige Getreidesorten, Flachssamen, Erbsen, Wolle, Häute und Vieh, erhält dagegen von dort aus Fettwaaren und einige Manufactur- und andere Industrieerzeugnisse, wie z. B. Öl, Glas, Seife, Cichorie und dgl. Der Transithandel über Kiel betrug im Jahre 1847 an Werth 3,117000 Thaler preußisch Courant. Dieser Zwischenhandel wurde bereits durch den Krieg wesentlich geändert.

In der ausländischen Fahrt sind im Jahre 1847 im Ganzen berechnet worden 374000 Commerzlast;

*) Eine dänische Commerzlast beträgt 2,82 englische Tons. Sie wird von Waaren gemischten Inhalts auf 5200 dänische (5558,621 preußische) Pfund veranschlagt.

**) In der Fahrt von Schleswig auf Holstein wurden im Jahre 1847 21470 Commerzlast berechnet.

davon nach und von:	gelöscht:		geladen:	
Dänemark	134738	Commerzlast	89366	Commerzlast
Schleswig	35609	„	16714	„
Holstein .	59007	„	38458	„
Zusammen	229354	Commerzlast	144538	Commerzlast.

Der Hauptgegenstand der Ausfuhr ist selbstverständlich Getreide. Im Jahre 1846 exportirten an Tonnen:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Erbsen	Buchweizen	Zusammen
Dänemark . . .	191306	293042	1,192343	282696	170095	13763	2,143245
die Herzogthümer	188169	93221	110225	163803	19214	67529	642161

In dem folgenden Jahre, 1847, wo die Ernte sehr günstig ausfiel und die Preise wegen Misswachses im Auslande plötzlich um 2—300 % stiegen, war die Ausfuhr noch bedeutender. Im Jahre 1849 exportirte Dänemark allein 3,232022 Tonnen. Zwei Drittheile der Getreideausfuhr gehen nach England und Norwegen. Außer Getreide exportiren Dänemark und die Herzogthümer besonders Vieh, Pferde, Fleisch, Butter, Ölkuchen und Käse. Der Viehexport hat sich durch die von Tönningen nach London und Hull etablirte Dampfschiffahrt beträchtlich gehoben; gleichfalls scheint die Dampfschiffslinie zwischen dem Löschplatze Hjerting in Jütland und Lowestoft ein vortheilhaftes Unternehmen zu sein. Die Gesammteinfuhr des Königreichs Dänemark beträgt an Werth 24 Millionen Reichsbankthaler, die der Herzogthümer 16 Millionen Reichsbankthaler jährlich.

Weniger befriedigend als die landwirthschaftliche Cultur und auch als der Handel zeigt sich der Zustand des dänischen Fabrikwesens; ja dieses ist sogar von höchst geringer Bedeutung. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden alle Gegenstände der Industrie, selbst die einfachsten und gröbsten, vom Auslande eingeführt. Die Regierung schlug zur Abhülfe einen wenig glücklichen Weg ein, indem sie mit bedeutenden Geldopfern große Fabriken von Luxusgegenständen ins Leben zu rufen versuchte, die nach kurzem kränkelnden Dasein wieder zu Grunde gingen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts entwickelten sich aber der häusliche Fleiß und einige Zweige der Industrie. *) Dänemark exportirt indessen nur ein einziges Erzeugniß der Industrie, nämlich gestrickte wollene Waaren. Alle Luxusgegenstände werden dagegen (sowol nach Dänemark als in die Herzogthümer) eingeführt. Wenn man nun aber auch nicht leugnen kann, daß das Fabrikwesen in Dänemark unentwickelt und vernachlässigt ist, so wird es doch hier (und ebenso in den Herzogthümern) niemals eine höchste Blüte erreichen, weil die Rohstoffe, welche verarbeitet werden müßten, größtentheils dem Lande von der Natur versagt sind, und es nach den Grundsätzen einer vernünftigen Nationalwirthschaft mehr Nutzen schafft, die natürlichen Hülfsquellen eines Landes mit Fleiß und Aufmerksamkeit zu entwickeln, als nach fernliegenden und künstlich herbeigezogenen Industriezweigen zu greifen. Diese natürliche Hülfsquelle ist und bleibt aber für Dänemark die Landwirthschaft.

Indessen muß doch bemerkt werden, daß der dänische Staatencomplex nicht so arm an mineralischen Rohstoffen ist, als man gewöhnlich glaubt. Wir erwähnen zunächst der Insel Bornholm, die einen großen Kohlenreichthum besitzt; aber auch hier fehlt es an Unternehmungsgeist. Während man mit einem Capital von nur 20000 Reichsbankthalern die Gruben eines Kohlenwerks mit der nöthigen Kraft bearbeiten könnte, sind es nur unvermögende Leute ohne Sachkenntniß, die gegenwärtig den Reichthum der Insel auf die kläglichste Art ausbeuten. Viele Gegenden

*) Dies gilt auch von dem Herzogthum Holstein, dessen Fabriken in Altona (Taback, Leder, Öl, Cichorie) und Neumünster (hauptsächlich Tuchwaaren) allein ebenso viele Arbeiter beschäftigen, als Schleswig und Dänemark zusammen.

von Jütland enthalten in ungeheurer Menge das sogenannte Mooreisen, welches aus einer, dicht unter der Oberfläche befindlichen Erdschichte, Ahl genannt, ausgeschmolzen wird. Man hat auf einem Areal von 400 Quadratfuß 48000 Pfund erhalten, und diese gaben durchschnittlich 30 % Eisen, welches nach den damit in der Karlshütte bei Rendsburg angestellten Versuchen zum Gusse sehr geeignet war. Dennoch liegt dieser Schatz unbenutzt, wahrscheinlich jedoch, weil das englische Gußeisen zu so unglaublich niedrigen Preisen geliefert wird, daß der Vortheil der eigenen Production zweifelhaft erscheint. Die nördlichsten Theile von Island, das überhaupt reich an Mineralien, sollen nach der Behauptung sachkundiger Männer im Stande sein, eine beispiellose Menge von Schwefel zu liefern. Es dürfte aber lange dauern, bevor ein darauf bezügliches Unternehmen ins Leben gerufen wird, besonders weil die damit verknüpften Schwierigkeiten, die Beschaffung großer Capitalien, die große Entfernung, das rauhe Klima Islands u. s. w., nicht verkannt werden können. Die Kalkgruben Dänemarks sind ebenfalls sehr ergiebig, und die Ziegeleien in den Herzogthümern zahlreich und sehr productiv.

Vor dem Kriege mit den Herzogthümern bildete die Königsau die dänische Zollgrenze gegen Süden; die Herzogthümer hatten ihren eigenen Zolltarif, von dem nur wegen der Nähe Hamburgs die Stadt Altona und der Flecken Wandsbeck ausgenommen waren. Dieser Tarif der Herzogthümer stand im Ganzen niedriger als der Dänemarks, wo namentlich baumwollene und wollene Waaren, Seide, Leinen, Branntwein, Wein, Holz und Kaffee bedeutend höher als dort tarifirt waren. Nach der Unterwerfung Schleswigs wurde die Zolllinie an die Eider verlegt, und also der dänische Zolltarif auf Schleswig ausgedehnt. Im Allgemeinen läßt sich noch nicht darthun, inwieweit diese Maßregel Einfluß auf den Nationalwohlstand des Herzogthums gehabt. Nur die damit in Verbindung stehende Einführung der Branntweinsteuer hat bereits für Schleswig einen fühlbaren Nachtheil gebracht. Die Spiritusfabrikation ist einer der einträglichsten Zweige der landwirthschaftlichen Production und ein wichtiges Beförderungsmittel für die Fortschritte in der Bodencultur, indem die Rückstände (Schlämpe) ein treffliches Mittel zur Viehmästung gewähren, und diese wiederum den reichlichsten Dünger schafft. Außerdem öffnet die Brennerei den einzigen Weg, schlechtes Getreide oder misrathene Kartoffeln mit einigem Erfolg zu verwerthen. Durch die Branntweinsteuer sehen sich besonders die kleinen Brennereien des Herzogthums genöthigt, ihre Production einzustellen. Es darf kaum bezweifelt werden, daß nächstens auch das Herzogthum Holstein eine Veränderung seines Zollsystems zu erwarten hat. Denn da man in Dänemark so viel als möglich die Gesammtstaatsidee zu realisiren sucht, so wird man nicht anstehen, die dänische Zolllinie an die Elbe zu verlegen, sodaß auch Holstein den höhern Tarif nebst der Branntweinsteuer erhält. Die Folge davon muß für Holstein noch nachtheiliger sein, als sie sich für Schleswig bisher geäußert. Nur einzelne Fabrikanten dürften aus dem Nutzen, den dadurch ihre Fabrikate erlangen, Vortheile ziehen. Schwerlich gibt es aber, nach Dem, was wir bereits erörtert, in Europa ein Land, auf welches sich die schutzzöllnerischen Theorien überhaupt weniger anwenden ließen als auf Dänemark und die Herzogthümer, und es ist dringend zu wünschen, daß bei der bevorstehenden Veränderung der dänischen Zollverhältnisse der Tarif im Ganzen so viel als möglich herabgesetzt werde. Die wichtigsten dänischen Zollgesetze sind die Verordnung vom 1. Mai 1838, die dem ganzen Zollwesen eine Umgestaltung gab, und der Tarif vom 13. März 1844. Der durchschnittliche Betrag des Einfuhrzolls ist nach jener Verordnung 10 % des Werths der Waaren auf dem europäischen Markte oder auf der Stelle der Erzeugung; der Ausfuhrzoll, mit dem nur wenige Artikel belastet sind, ist dagegen so unbedeutend, daß er kaum 50000 Reichsbankthaler jährlich einbringt. Zollfrei sind: alle Gegenstände zur Förderung der Wissenschaften und der Künste; solche Rohstoffe, die zur Veredelung inländischer Producte nothwendig sind; ungemahlenes Korn, und noch einzelne andere Artikel. Verbote gegen Ein- und Ausfuhr existiren durchaus nicht.

Das Steuer- und Finanzwesen.

Die moderne Staatsökonomie fodert als unerlaßliche Eigenschaften eines guten Besteuerungssystems Leichtigkeit hinsichtlich der Berechnung, Gleichmäßigkeit hinsichtlich der Vertheilung, und das Vermögen der Besteuerten, die ihnen aufgelegten Lasten tragen zu können. Eine ausführlichere Untersuchung des dänischen Besteuerungssystems würde zum Resultat ergeben, daß dasselbe diese Eigenschaften so weit besitzt, wie es wol überhaupt möglich ist. Bereits oben haben wir von der Steuernorm gesprochen. Das System selbst ist in diesem Jahrhunderte im höchsten Grade vereinfacht worden, zuletzt namentlich durch das Gesetz vom 20. Juni 1850, welches zehn verschiedene kleine Steuern aufhob und eine einzige, die Vertheilungssteuer, an ihre Stelle setzte. Die directen Abgaben des Königreichs sind außer dieser: die alte Steuer (dänisch „Gammelskat"), die Landsteuer, die Bausteuer (in den Städten), die Wegesteuer (zur Erhaltung der Landstraßen) und die Rangsteuer, welche letztere nur ungefähr 34000 Reichsbankthaler jährlich einbringt. Die alte Steuer ist ein Theil der frühern Landsteuer, welche 6 Reichsbankthaler für die Tonne privilegirtes, 8⅓ Reichsbankthaler für die Tonne unprivilegirtes Hartkorn betrug. Die Verordnung vom 24. Juni 1840 reducirte diese Landsteuer auf respective 1 und 1½ Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn; die Differenz (respective 5 und 6⅔ Reichsbankthaler) ging in eine auf den Grundstücken haftende, unabänderliche Abgabe über, und wurde „alte Steuer" genannt. Dieselbe ist deshalb, ihrer Natur nach, als der Zins einer der Staatskasse gehörenden Priorität in den Grundstücken anzusehen. Nach dem schon erwähnten Gesetz, wodurch das Hartkorn egalisirt wurde, beträgt die alte Steuer immer 6⅔, die Landsteuer 1½ Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn. Die Vertheilungssteuer beträgt für das Land 1¼ Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn, für Kopenhagen 53000, für die übrigen Städte 62000 Reichsbankthaler, welche „nach Vermögen und Gelegenheit" repartirt werden. Die Bausteuer, nach dem Areal der Außenwände der Gebäude berechnet, beträgt in Kopenhagen 1½, in den Provinzialstädten 1 Reichsbankthaler für den Kopf. Zu den Communalabgaben gehören hauptsächlich die Zehnten der Geistlichkeit, das Armengeld, das Schulgeld und die Abgabe zum Amtsrepartitionsfonds, aus welchem solche Sachen bezahlt werden, die das Amt in toto angehen. Was die sogenannte Bankhaft betrifft, so entstand dieselbe zwangsweise nach dem Staatsbankrott, bei der Verwandelung der Reichsbank in eine Nationalbank: sie bestand früher in einer Abgabe von 6 % des Werths der Grundstücke. Als im Jahre 1838 die Finanzen ihr Verhältniß zu der Nationalbank regulirten, wurden drei Sechstel der Bankhaft annullirt; die übrigen drei Sechstel dagegen werden mit 6½ % verzinst. Jedoch werden dem Hartkorn zwei Sechstel wieder vom Staate vergütet, sodaß die reelle Abgabe nur das eine Sechstel ausmacht, das auch baar eingelöst werden kann, während die zwei Sechstel eine bleibende Haft sind. In den Städten, wo die ganze Bankhaft eingelöst werden kann, wurde auch der ganze Betrag derselben verzinst, welches in vielen Jahren sich als bedeutende Last für die Städte erwies. Als aber die Bankactien im Jahre 1841 über pari kamen (beim Ausbruche des Kriegs standen sie 176 %), wurde es sogar einträglich, eine große Bankhaft zu haben. Gegenwärtig variirt der Curs der Actien zwischen 140 und 150 %. *)

Das Budget des Königreichs Dänemark für das Finanzjahr vom 1. April 1851 bis zum 31. März 1852 zeigt eine Einnahme von 14,475449 Reichsbankthalern 89 Schillingen, dagegen Ausgaben zum Betrage von 15,092362 Reichsbankthalern 12 Schillingen. Die Hauptpunkte dieses Finanzgesetzes sind:

*) Die hier besprochenen Verhältnisse sind in den Herzogthümern, namentlich in Holstein, nach dem Kriege so verschieden von den frühern und so weit entfernt von definitiver Regelung, daß wir sie hier außer Acht lassen müssen. Aus denselben Gründen können wir auch nur das Finanzwesen des Königreichs Dänemark betrachten.

Einnahmen:

Von den Domänen	517971	Reichsbankthaler	82 Schilling
Directe Steuern	3,766434	„	— „
Indirecte Steuern	4,895240	„	12 „
Lottointraden	115000	„	— „
Das Postwesen	49270	„	87 „
Der Sundzoll	2,055400	„	— „
Die Colonien	557934	„	— „
Island	28249	„	4 „
Staatsactiva	1,184050	„	— „
Diverse Einnahmen	203900	„	— „
Kriegssteuer	1,102000	„	— „

Ausgaben:

Die Civilliste	600000	Reichsbankthaler	— Schilling
Apanagen des königlichen Hauses	278391	„	48 „
Der Staatsrath	45200	„	— „
Der Reichstag	60000	„	— „
Ministerium des Äußern	239800	„	— „
Ministerium des Innern	933115	„	72 „
Justizministerium	509613	„	6 „
Cultusministerium	264725	„	— „
Kriegsministerium	2,868465	„	81 „
Marineministerium	1,323819	„	50 „
Finanzministerium	940451	„	35 „
Der Pensionsfonds	1,301600	„	— „
Staatsschulden (Zinsen u. Abträge)	5,352800	„	— „
Außerordentliche Ausgaben	373780	„	— „

Der Entwurf zum Finanzgesetze für das Jahr 1852—53 zeigt eine veranschlagte Einnahme von 13,302332 Reichsbankthalern 2 Schillingen, eine Ausgabe von 18,641759 Reichsbankthalern 8 Schillingen. Dieses Resultat ist scheinbar ungünstiger, aber thatsächlich günstiger als im vorigen Jahre, indem unter Anderm nunmehr keine Kriegssteuer gezahlt wird, wogegen drei Millionen mehr zur Abtragung der Staatsschulden verwandt werden. Diese letztern betrugen im Jahre 1847 106,314520 Reichsbankthaler, sind aber durch den Krieg auf 130 Millionen, denselben Status, den sie im Jahre 1839, nach 25 Friedensjahren, hatten, hinaufgebracht worden. Von dieser Summe werden ungefähr 10 % mit 5 %, 50 % mit 4 % und 40 % mit 3 % jährlich verzinst. Die inländische Staatsschuld belief sich im Jahre 1847 auf 63 Millionen, zu denen während des Kriegs noch 8 Millionen an Creditscheinen kamen; diese sind aber zum Theil schon wieder annullirt. Man darf übrigens nicht vergessen, daß die Staatsschuld realiter weit kleiner ist als oben angeführt; denn der Staat besitzt Domänen zu einem Werthe (beim Verkauf) von über 40 Millionen, und Activa, die nach der jährlichen Einnahme von denselben auf einen Werth von wenigstens 15 Millionen veranschlagt werden können. Vorläufig werden noch die beim Verkaufe einiger Domänen eingehenden Summen zur Ausgleichung des im Budget stattfindenden Deficits dienen müssen. Man ersieht aus dem Allen, wie die finanzielle Lage Dänemarks nicht gerade ungünstig genannt werden kann. Ein detaillirtes und ganz zuverlässiges Urtheil darüber ist aber vor der definitiven Regelung der politischen Zustände des ganzen Staatencomplexes nicht leicht abzugeben.

Werfen wir nun einen Blick auf die moralischen, die intellectuellen und die ästhetischen Zustände in Dänemark. Während die Criminalverbrechen in Dänemark, [illegible]el was ihre Anzahl als ihre Natur angeht, in einem ziemlich günstigen Ver-

hältnisse zum Auslande stehen, und die Anzahl der Individuen, die wegen Schulden mit Haft belegt werden, besondets sehr gering ist (in den 62 Jahren von 1784—1846 sind in Kopenhagen auf solche Art nur 344 Personen ihrer Freiheit länger als zwei Monate beraubt gewesen), kommen Selbstödtungen und uneheliche Geburten in einem beunruhigenden Grade vor. Die erstern betragen ungefähr 2 % der Sterbefälle über 14 Jahre, und sind am häufigsten in Kopenhagen, am seltensten auf dem Lande. Über die Gründe dieser Selbstmorde läßt sich im Allgemeinen durchaus nichts Bestimmtes sagen: so viel ist jedoch ausgemacht, daß sie ganz anderer Art als z. B. in Frankreich sind. In Dänemark sind es vorzugsweise weder arme, noch sonst scheinbar unglückliche Leute, die sich entleiben; die einzig hervorragende Kategorie ist die der Säufer. In den allermeisten Fällen aber ist man auf Muthmaßungen beschränkt und findet dann in der Regel nur solche Gründe, die den psychologischen Zustand des Selbstmörders noch räthselhafter erscheinen lassen. Die unehelichen Geburten, hinsichtlich deren auch in Kopenhagen das Verhältniß am übelsten ist, haben zwar in den letzten Jahrzehnden etwas abgenommen, verhalten sich doch aber noch zu den ehelichen in Kopenhagen wie 1 : 2,8, in den übrigen Städten wie 1 : 6,7, auf dem Lande wie 1 : 9,3. An diesem Übelstande ist die Gesetzgebung nicht ohne Schuld. Zwar hat sie die Ehe dermaßen erleichtert, daß die größte Schwierigkeit bei derselben im Grunde der Gang zur Kirche ausmacht, sowie auch die Civilehe in Dänemark besteht; ganz im Widerspruch hierzu gewährt man aber den Paternitätsklagen besondern Schutz. Die Sittlichkeitszustände einer Nation lassen sich allerdings nach den unehelichen Geburten nicht vollständig beurtheilen; jedoch darf es gewiß kein günstiges Verhältniß genannt werden, daß die Anzahl dieser Geburten nur in einzelnen Staaten, z. B. in Östreich und in Baiern, verhältnißmäßig größer ist als in Dänemark. In den Herzogthümern waren vor dem Kriege uneheliche Geburten ziemlich selten (5,7%); jetzt, nach dem Kriege, muß man das Entgegengesetzte einräumen. Auffallend ist es aber, daß zu jener Zeit, bei gleicher Anzahl von Geburten, sieben mal so viele Kindermorde in dem benachbarten Hamburg als in Holstein begangen wurden.

Unterricht und Wissenschaft, Kunst und schöne Literatur.

In den intellectuellen Zuständen eines Staats muß die allgemeine Volksbildung als das erste und wichtigste Moment gelten. Man kann in Dänemark dasselbe mit großer Befriedigung ins Auge fassen; es ist ein Gebiet, auf dem sich die dänischen Regierungen dieses Jahrhunderts außerordentliche Verdienste erworben haben. Wir haben schon des frühern elenden Schulwesens Erwähnung gethan: erst Friedrich VI. widmete dieser seiner Lieblingssache eine seltene Sorgfalt. Nach weitläufigen Vorarbeiten und einer siebenjährigen Prüfung provisorischer Institutionen erschienen 1814 die noch geltenden Gesetze das Volksschulwesen betreffend. Die Ältern wurden bei Strafe verpflichtet, ihre Kinder vom 7. bis zum 14. Jahre die Schule besuchen zu lassen, eine Maßregel, welche, ungeachtet aller Einwendungen gegen das Princip des Schulzwangs, unvermeidlich nothwendig war, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Gegenwärtig wird der Schulzwang keineswegs streng aufrecht gehalten, und doch sind die Schulen von etwa 4000 Kindern mehr besucht, als die schulpflichtige Anzahl beträgt. Selbstverständlich steht den Ältern das Recht zu, Privatlehrer zu halten, anstatt die Volksschule für ihre Kinder zu benutzen. Mit dem vollendeten 14. Jahre kann das Kind confirmirt werden, jedoch nur wenn es in der öffentlichen halbjährlichen Prüfung bestanden hat. Die Fächer sind hier: Lesen, Schreiben und Rechnen, die Religion, die vaterländische Geschichte und die Erdkunde. Es ist deshalb kaum denkbar, daß Jemand aus der gesammten jüngern Bevölkerung von diesen Kenntnissen gänzlich entblößt wäre, ein Resultat, um welches die meisten europäischen Staaten Dänemark beneiden müssen. Und dennoch stehen dem dänischen Volksschulwesen bedeutende Reformen vor. Die Anzahl der schulpflichtigen Kinder im Königreiche ist 200000 (von denen 160000 auf dem Lande), die Anzahl der

Volksschulen 2500. Auf jede Schule kommen also 50 — 100 Kinder (nur ausnahmsweise weniger oder mehr), in zwei Classen getheilt, wovon jede Classe die Schule drei Tage wöchentlich besucht. Diese Anzahl ist aber zu groß; die Arbeit des Lehrers ist zu ermüdend und steht zu seinem kleinen Gehalte in keinem gerechten Verhältnisse. Die Schullehrer stehen, ihrer Bildung und Function nach, über den Bauern; ihre Bedürfnisse sind deshalb größer, und doch sind, trotz ihrer ungeheuren Arbeit, ihre Einnahmen selten so groß wie die eines einigermaßen gutgestellten Bauern. Die Prediger dagegen sind bei viel weniger Arbeit durchgängig sehr gut, häufig übermäßig hoch besoldet. Mehre Vorschläge wurden zur Reform des Schulwesens gemacht. Die vernünftigsten derselben, denen auch wahrscheinlich Folge gegeben wird, verlangen eine höhere Besoldung der Lehrer und eine Vermehrung ihrer Anzahl. Vielleicht wäre Vieles schon erlangt worden, wenn der Lehrerstand früher mehr Einigkeit und Festigkeit gezeigt hätte; allein erst in den letzten Jahren, wo er angefangen hat, vereinsweise für Reformen zu wirken, werden diese Eigenschaften in ihm wach. Nächst der Verbesserung seiner materiellen Lage scheint die Emancipation der Schule von der Kirche das Hauptziel seiner Bestrebungen zu sein, und in der That ist diese Frage von der größten Wichtigkeit für die Volksbildung. Wie in Deutschland, so ist auch in Dänemark diese Angelegenheit öffentlich mehrfach discutirt worden; namentlich war es eine dänische Übersetzung von Pölitz' „Staatswissenschaftlichen Vorlesungen", welche vor einigen Jahren gründliche Erörterungen derselben veranlaßte. Jener Verfasser schrieb für constitutionelle Staaten, und der Augenblick ist jetzt gekommen, wo seine einsichtvollen Betrachtungen auf Dänemark anwendbar sind.

Während aber das Volksschulwesen und der Lehrerstand im raschen Aufschwunge begriffen waren, herrschte Stillstand und Indifferentismus in den kirchlichen Zuständen. Warum! — diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Es herrscht die Ansicht bei vielen tiefer sehenden Männern, daß das alte protestantische Kirchenthum der Masse kein lebendiges religiöses Interesse einzuflößen im Stande sei. *) Bis auf eine hier und dort zeitweilig auftauchende pietistische Emotion und einige ziemlich erfolglose Baptistenmissionen haben sich in Dänemark seit vielen Jahren Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens nicht bemerkbar gemacht. Nur im Jahre 1852 erhob sich eine lebhafte Opposition gegen die mormonischen Proselytenmacher, weil ihre Lehre von der Vielweiberei die ehrbaren und vernünftigen Leute in Harnisch brachte. Das einzige auffallende und wichtige Moment in den kirchlichen Zuständen Dänemarks wäre etwa das sinkende Ansehen der Geistlichkeit, und zwar theils weil es die Richtung der jüngsten Zeit charakterisirt, theils weil dies leicht dahin führen kann, daß gerade hieraus später eine durchgreifende kirchliche Reform und vielleicht ein erhöhtes kirchliches Leben im Volke entspringen dürfte.

Das höhere Unterrichtswesen in Dänemark zeigt sich mit einer nicht leicht zu charakterisirenden Einseitigkeit behaftet. Die Universität zu Kopenhagen ist die einzige des Königreichs; schon hieraus läßt sich zum Theil jenes Übel erklären. Denn wenn es der Universität auch nicht an ausgezeichneten Gelehrten fehlt, die mit den berühmtesten des Auslandes wetteifern — wir nennen z. B. den Philologen Madvig, die Theologen Martensen und Clausen, den Mineralogen Forchhammer, und die gesammte medicinische Facultät, die wol nicht leicht von einer andern in Europa übertroffen wird — so erscheinen doch die philosophischen Wissenschaften als sehr schwach repräsentirt, und die in denselben einmal prädominirende Richtung schließt jede andere so gut wie aus. Dennoch dürfte der Hauptgrund jener Einseitigkeit ebenso sehr in der Nation und ihren Zuständen selbst liegen. Das freie Studium ist gänzlich ungekannt in Dänemark. Alles hascht nach einem Amte, und die große Majorität der Studirenden läßt sich weniger an einer selbständigen innern Entwickelung als an der Erlangung eines wohlbestandenen Examen gelegen sein. Man erfaßt dem-

*) Die ganze Anzahl der Nichtlutheraner beläuft sich in Dänemark auf etwa 6000, davon sind 3900 Juden.

nach den Buchstaben, und zwar nach einer gewissen, dem betreffenden Examinator gefälligen Norm; um den Geist der Wissenschaft handelt es sich weniger. Ernste Vorwürfe in dieser Beziehung muß aber auch zugleich das Unterrichtswesen in den meisten (vorbereitenden und grundlegenden) gelehrten Schulen treffen. Das Auswendiglernen spielt daselbst noch eine große Rolle, und die pedantische Schuldisciplin gibt oft schon hier dem Geiste des jungen Mannes jene einseitige und zugleich pedantische Richtung. Rühmenswerthe Ausnahmen unter den Schulen gehören noch zu den Seltenheiten. Die freie und ungebundene Entwickelung wird allerdings auch dadurch gehemmt, daß die materiellen Aussichten für Denjenigen nur höchst gering sind, der eben nicht mit Succeß ein amtliches Examen besteht. Hierzu kommt noch der Umstand, daß es fünf Grade des Zeugnisses gibt, und daß diese einen ungebührlichen Einfluß auf die spätere Berücksichtigung des Candidaten ausüben, während es doch durchaus unmöglich bleibt, nach dem Ausfall eines Examen die wirkliche Befähigung eines Menschen zu beurtheilen. Viel zweckmäßiger ist die Einrichtung der militärischen Bildungsanstalten, wo kein Grad des Zeugnisses, sondern nur „bestanden" oder „nicht bestanden" besteht. Die dänische Universität hat 5 Professoren der theologischen, 8 der rechts- und staatswissenschaftlichen, 10 der medicinischen und 24 der philosophischen Facultät. Die Anzahl der Studirenden, welche durchschnittlich auf 1100 veranschlagt werden kann, erscheint für Dänemark sehr hoch, sodaß die Candidaten nur in einem vorgerückten Alter Aussichten auf amtliche Stellungen haben können. Besonders gilt dies von den Theologen, und in der That gibt es gegen 700 unbeförderte Candidaten der Gottesgelahrtheit, während alljährlich kaum 50 geistliche Vacanzen vorkommen. Der Krieg mit Deutschland ist in dieser Hinsicht nicht ohne Folgen geblieben, denn einerseits eröffnete er vielen Candidaten Aussichten, im Schleswigschen Anstellung zu erhalten, andererseits traten viele Studirende als Freiwillige bei den verschiedenen Truppentheilen ein, wurden zum größten Theile Offiziere, und gelangten also in eine neue Laufbahn. Vor einigen Jahren war es in Dänemark zur Sucht geworden, die Söhne studiren zu lassen; der akademisch gebildete Beamte „mußte es ja doch thun" und der schlichte Bürger wollte nicht nachstehen. Die großen Reichthümer der gelehrten Schulen, und namentlich der Universität, welche in dieser Beziehung einzig in ihrer Art dasteht, erleichterte den Ältern die Durchführung ihres Lieblingszweckes. Hatte sich nun erst ein junger Mann eine recht gute vorbereitende Bildung erworben, hatte erst sein Fuß die Schwelle der Universität berührt, so konnte er nicht mehr umkehren, ohne als schlechtes Subject bezeichnet zu werden. Die Bahn zur Industrie, zum Handel, ja zur Kunst blieben ihm verschlossen. Um seine Reputation zu bewahren, mußte er den geraden Weg gehen, der ihn in die Classe der unversorgten Kastenbrüder hineinführte. So ist das Verhältniß zum Theil noch gegenwärtig, wenn auch die letzte Zeit und ihre großartigen Erschütterungen den Leuten einigermaßen die Augen geöffnet haben. Über die verdienten Vorwürfe darf man aber die guten Seiten der dänischen Universität nicht vergessen. Hierher gehört z. B. der Charakter des kopenhagener Studentenlebens, welches viel weniger roh und burschikos ist als an manchen Hochschulen Deutschlands. Phantastische Vereine, organisirte Saufgelage, Duelle und alle dergleichen Thorheiten sind ungekannt. In Verbindung mit der Universität besteht eine polytechnische Lehranstalt, die sich verdientermaßen eines bedeutenden Rufs erfreut. Mehr noch gilt dies von der Militärhochschule, deren Zöglinge zu sehr kenntnißreichen und befähigten Offizieren ausgebildet werden.

Ein Blick auf die wissenschaftliche Literatur Dänemarks zeigt eine auffallende Armuth, wenngleich sie reicher ist als die schwedische und norwegische. Wir müssen hier wiederum bemerken, daß es nicht an Gelehrten fehlt, und diejenigen Werke, die wirklich erscheinen, zeichnen sich rühmlich aus. Die Grenzen der dänischen Sprache sind aber so eingeschränkt und der Sinn für großen Bücherkauf hat zugleich so abgenommen, daß es kein Wunder, wenn die dänischen Gelehrten wenig veröffentlichen und die meisten von ihnen ohne Mühe ihre opera omnia mit sich in der Tasche

tragen können. Eine solche Sachlage erschwert freilich doppelt die Bestrebungen der Neuzeit, auch die Wissenschaften von einem außerdänischen Einfluß zu emancipiren.

Wenden wir uns nun zu den ästhetischen Zuständen des dänischen Volks. Zwar war der große Bildhauer Thorwaldsen ein Däne, zwar streben jüngere Kräfte würdig dem gewaltigen Meister nach, und auch die übrigen Künste weisen talentvolle Männer in Dänemark auf: von einer Concurrenz im Allgemeinen mit dem südlichen Auslande kann aber doch nicht die Rede sein. Nur in der Dichtkunst muß man der dänischen Nation einen merkwürdig hohen und originellen Rang einräumen. Wir brauchen nicht blos auf Öhlenschläger, Andersen oder Ingemann hinzuweisen: die Dänen besitzen eine ziemlich bedeutende schöne Literatur aus den letzten 20—30 Jahren, die jedem Volke zur Ehre gereichen würde. Die erste dänische Bühne wurde am 23. Sept. 1723 in Kopenhagen eröffnet und von dem unsterblichen Holberg mit nationalen Arbeiten versehen. Sie ist seit 1772 eine Staatsanstalt, deren Zweck, als Nationalbildungsmittel zu wirken, ihr andere Rücksichten zu nehmen erlaubt als gerade die, möglichst großen Geldgewinn zu erzielen. Dieses Nationaltheater erhält vom Staate einen jährlichen Zuschuß von 75000 Reichsbankthalern, und steht unter einem Director, zur Zeit unter dem Ästhetiker und berühmten Dichter Etatsrath J. L. Heiberg, welcher sich früher die größten Verdienste um die dänische Bühne, sowie um die jüngere dänische Literatur überhaupt erwarb. Sowie Baggesen gegen Öhlenschläger eine nicht immer ungerechte als vielmehr scharfe Polemik führte und auf die dem reinen Geschmacke drohenden Gefahren aufmerksam machte, griff auch in derselben Periode der junge Heiberg die Ingemann'sche Sentimentalität an, und drang auf die Berechtigung des Geschmacks und der Ästhetik gegenüber einer Poesie, die in Verschrobenheit auszuarten begann, zumal da die dramatischen Zustände, welche in Deutschland auf die classische Periode folgten, auch die dänische Bühne mit ihrem Einfluß bedrohten. Mit seinen nationalen Vaudevilles, die durch ihren originalen Witz, ihre treffenden Charakterzeichnungen, ihre interessanten Verwickelungen und ihre leichte elegante Sprache gleich ausgezeichnet sind, machte Heiberg Epoche in der dramatischen Litteratur seines Landes, sowie er es auch war, welcher zuerst dem feinern französischen Lustspiel Eingang auf der dänischen Bühne verschaffte. Sich eng an ihn anschließend, treten mehre jüngere Dichter auf, unter diesen der geniale Henrik Hertz, der bedeutendste Dichter der Dänen seit Öhlenschläger. Die Gattin Heiberg's muß außerdem als die ausgezeichnetste Schauspielerin im Norden gelten; ja sie wird im Lustspiele kaum von irgend einer andern Actrice der europäischen Bühnen übertroffen. Auch Künstler wie Phister, Nielsen und dessen Frau, Rosenkilde u. s. w. würden jedem Lande Ehre machen. Vor allem steht auf der dänischen Nationalbühne das Lustspiel hoch; das Drama nimmt den zweiten Rang ein; die Tragödie stand früher höher als jetzt. Merkwürdig ist es, daß von einer Oper kaum die Rede sein kann: das Publicum scheint sich für dieselbe wenig zu interessiren. Dagegen übertrifft das Ballet, unter dem genialen Bournonville, gewiß die meisten Leistungen dieser Art auf den ausländischen Bühnen. Wir halten die Bemerkung nicht für unwichtig, daß am Nationaltheater zu Kopenhagen die Mitglieder lebenslänglich engagirt sind, wodurch ein jeden Fremden überraschendes, unvergleichliches Zusammenspiel entsteht, welches einer dramatischen Arbeit *erst* ihre rechte Deutung gibt und die unerläßlichste Bedingung wahrhaft künstlerischer Gesammtleistung ist. Die Dänen zeigen sich kaum weniger als die Franzosen für die dramatische Kunst begeistert. Es ist dies eine Nationalleidenschaft, die in der Regel weit mehr als die Politik die Hauptstadt beschäftigt, und die selbst in den Provinzialstädten ein respectables Schauspiel geschaffen hat. Es bliebe uns hier noch übrig, der dänischen Journalistik zu erwähnen; wir behalten uns aber vor, derselben weiter unten einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Die öffentlichen Zustände unter Friedrich VI. und Christian VIII.

Der Wiener Congreß, welcher Europa überhaupt eine neue Gestalt gab, bestimmte das Schicksal des dänischen Staats, dessen Politik, seit der ersten französischen Revolution zwischen Thür und Angel gestemmt, der siegreichen europäischen Allianz feindselig gewesen war. Der Congreß verfügte die Trennung Norwegens von Dänemark, die zwar in beiden, seit Jahrhunderten vereinigten, Staaten den tiefsten Schmerz hervorrief, dennoch aber für Norwegen selbst segenbringend ward. Eine andere staatsrechtliche Bestimmung, die für die Zukunft Dänemarks eigentlich von noch größerer Bedeutung, war der Eintritt Holsteins in den Deutschen Bund, nachdem dieses Herzogthum seit dem Jahre 1806 als ein Theil des dänischen Gesammtstaats gegolten hatte. Die innern Verhältnisse des Königreichs Dänemark entsprachen seinem Unglücke nach außen. Die Finanzen waren in der größten Unordnung. Die große Masse des Papiergelds, im Jahre 1813: 140 Millionen Courantthaler, stand in so schlechtem Curs, daß manchmal kaum ein Hundertstel des Nennwerths dafür bezahlt wurde. Der Staatsbankrott (1813), durch den so viele reiche oder bemittelte Familien ruinirt, Handel und Credit für den Augenblick gänzlich gestört wurden, reducirte die Staatsschulden auf ein Drittheil, auf etwa 142 Millionen Reichsbankthaler. Am Ausgange des Jahres 1816 belief sich die Schuldenmasse noch auf 116,500000 Reichsbankthaler. Neue, hauptsächlich durch die für die Landbevölkerung unglücklichen Conjuncturen der Jahre 1816—28 veranlaßten Anleihen unter äußerst drückenden Bedingungen, sowie die an sich schlechte Finanzverwaltung, welche man der Öffentlichkeit gänzlich entzog, vermehrten die Staatsschulden abermals, sodaß sich dieselben im Anfange der dreißiger Jahre auf etwa 130 Millionen Reichsbankthaler beliefen. Davon mußten 50 Millionen (die 1825 in London negocirte Wilson'sche Anleihe) zu 3 % verzinsbar werden. So wenig erfreulich dies Alles war, flößte doch damals der gute Wille und die persönliche, trotz aller Misgriffe ungeschwächte Beliebtheit des Königs der öffentlichen Stimmung so viel Rücksicht ein, daß ernste Klagen nur selten gehört wurden. Ohnehin schien die Presse, die eine nicht immer gar zu gelinde Censur erfuhr, keine Lust zu haben, gegen die oberste Verwaltung ernstlich in die Schranken zu treten. Die Ereignisse des Jahres 1830 riefen sodann einerseits die Bestrebungen der Herzogthümer Schleswig-Holstein wach, andererseits gaben sie den Impuls zu der Institution der rathgebenden Provinzialstände (Verordnungen vom 23. März 1832 und 15. Mai 1834). Die ersten Ständeversammlungen (1835) beschäftigten sich sogleich mit der finanziellen Lage des Staats, und brachten in dieselbe einigermaßen Ordnung hinein. So gering auch eigentlich die Wirksamkeit dieser Institution sein konnte, bemerkte man doch seitdem ein regeres öffentliches Interesse im dänischen Volke, und eine erhöhte Thätigkeit der Presse, deren wichtigste oppositionelle Organe schon damals „Kjöbenhavnsposten" und „Fädrelandet" waren. Auch bildete sich damals die „Gesellschaft zum rechten Gebrauch der Preßfreiheit". Mit Männern wie Schouw, Clausen und Oersted an der Spitze, zählte die Gesellschaft schon anfangs 200 Mitglieder. Ihr Hauptzweck war, die Preßfreiheit gegen das willkürliche Verfahren der Polizei zu schützen, indem man derselben die moralische Autorität eines von solchen Männern gebildeten Vereins entgegenstellte. Zugleich beförderte die Gesellschaft populäre Schriften jeder Art zum Druck, und gründete endlich ein eigenes Organ, „Das Volksblatt".

Am 3. Dec. 1839 starb endlich der greise König Friedrich VI. Dankbare Bauern trugen unter ungeheuchelten Thränen seine Überreste nach der Familiengruft im Dome zu Roeskilde, und die allgemeine Stimmung des Landes war getheilt zwischen einer aufrichtigen Trauer und den Hoffnungen, die man auf den Thronfolger, den Prinzen Christian, setzte, in dessen früherer Wirksamkeit man Beweise für constitutionelle, vielleicht gar ultraliberale Gesinnungen sehen wollte. Die Abweisung der Petitionen von Seiten des neuen Königs, welche die Verleihung des Steuerverweigerungsrechts an die Stände bezweckten, brachte indessen Viele gar bald auf

tragen können. Eine solche Sachlage ... vielmehr nur „ein Werk ... gewesen sei. Man Neuzeit, auch die Wissenschaft ... Jahre waren vernichtet. In einem Wenden wir uns ... man nur einen schlechten Ersatz war der große ... gen Actenstücke, die nach dem Tode dig dem gewal... um auf die geheime Geschichte Däne- Männer in D... indessen, daß der König immer und mit Auslande ka... Ideen dachte, wodurch nach seiner Ansicht der dänische ... begründet werden sollten, die aber eine Wir brauc... gerade weil Christian der Entwickelung die Däner ... Schwierigkeiten in den Weg legte. Der König Jahren, ... ein feiner Beobachter, rechtschaffen und großmüthig. wurde ... und schwankend, unfähig zum energischen Auftre- berg w... unüberlegt, wenn er mit der größten Vorsicht zu Zweck ... Staatstheorien seiner bewegten Zeit und laubt ... und scharfsinnigsten Kritik geprüft; aber es ist nicht anzu- nehmen, daß er irgend eine dieser Theorien zu der seinigen gemacht hat. Er be- trachtete sich als Politiker auf einem negativen Standpunkte: und doch foderte seine Zeit ... ihm. Seine Regierung kann in jeder Beziehung als eine Pe- riode der Opposition und der Gährung bezeichnet werden. Während derselben bil- deten sich die zwei großen Parteien, die später auf dem politischen wie auf dem so- cialen Gebiete so große Rollen in Dänemark spielten: die Eiderdänen und die Bauernfreunde. Sie waren anfangs vereinigt unter denselben Führern, und man konnte damals nur von der Opposition als von einer einzigen weit verzweigten Par- tei mit demokratischen und stark nationalen Tendenzen reden. Das demokratische Element gab sich bei jeder Gelegenheit kund, in der Presse, in öffentlichen Reden und in den Kreisen des Privatlebens. Die „Constitution" war das Stichwort, und das norwegische Grundgesetz das erwünschte Ziel. Der König bewies sich hierbei sehr gemäßigt. Die häufigen Beschlagnahmen der Journale endigten gewöhnlich mit einer Freisprechung. Orla Lehmann ward zum Advocaten beim Höchsten Gericht er- nannt, kaum anderthalb Jahre nachdem ihn dieselbe Instanz, wegen majestätsbelei- digender Rede, zur Gefängnißstrafe verurtheilt hatte. Man darf aber freilich nicht vergessen, daß die politische Seite der Opposition ihrem Wesen nach eigentlich als wenig gefährlich erschien. Hätte man der Presse vollkommen freien Lauf gelassen, so würde sie wahrscheinlich bald von selbst geschwiegen haben; denn das Land fühlte thatsächlich den Druck des absoluten Regiments nicht, und dieser hatte zudem auf dem Gebiete der socialen Entwickelung bereits so Vielfaches und Bedeutendes gelei- stet, daß man die guten Absichten der Regierung um so weniger in Zweifel setzte.

Die nationaldänische Partei und der Skandinavismus.

Von unendlich größerer Bedeutung waren die nationalen Bewegungen, die zu den interessantesten Momenten der nordischen Geschichte gehören. Sie hatten zwei Haupt- zwecke: die Arrondirung des dänischen Elements oder vielmehr des dänischen *Staats* gegen Süden, und die Durchführung der skandinavischen Idee. Diese letztere Ten- denz war schon alt. Schon in den Jahren 1808—10 traten die ersten Bestre- bungen hervor, die Kalmarische Union wieder ins Leben zu rufen. Bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden Stimmen laut gegen die Unnatürlichkeit der fortwährenden Kriege zwischen zwei Reichen, Dänemark und Norwegen einerseits, und Schweden andererseits, welche, durch Sprache und Sitten verwandt, unter einem Scepter vereinigt, vermittelst ihrer geographischen Lage im Stande sein würden, einen Rang unter den mächtigsten Staaten in Europa einzunehmen und den Vermittler zwischen dem Osten und dem Westen dieses Welttheils zu bilden. Ein solcher Staat würde dem russischen Koloß kräftigen Widerstand leisten, den Sund verschließen, und Skandinavien zum Herrscher der Ostsee machen können. Schweden trauerte und

trauert noch heutzutage um den Verlust von Ingermannland, wo jetzt der Zar residirt, um Finnland, das reiche Land mit der urkräftigen Bevölkerung, um Karelen und mehre andere Landestheile, die Rußland an sich gerissen hat. Es war darum natürlich, daß sich Viele einer Idee hingaben, welche den europäischen Norden stark und unüberwindlich machen sollte. Dänemark dachte an die Zeiten der Waldemar und der Königin Margarethe, und Norwegen, das stolze aber getreue Land, bot gern die Hand zum Bunde. So sprachen in Wort und Schrift angesehene, ja selbst hochgestellte Männer des Nordens, und Friedrich VI. ergriff den Gedanken, dessen Verwirklichung nach der Entfernung Gustav's IV. von Schweden (1809) nicht unerreichbar schien, indem Karl XIII. kinderlos war und deshalb die Wahl eines Thronerben bevorstand. Der Wiener Congreß, wo auch die Sache zur Sprache kam, wollte kein Skandinavien; im Gegentheil anerkannte er die Begründung einer neuen schwedischen Dynastie, durch welche eine skandinavische Union vor der Hand ganz unmöglich wurde. Dennoch tauchte ein Vierteljahrhundert später, als sich der Augenblick nahte, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hauptlinie des Oldenburgischen Hauses aussterben würde, jene Idee wieder im Norden auf, und zwar mit einer bisher ungekannten Kraft und Energie, die sogar im Jahre 1837 das schwedische Cabinet zu der Erklärung veranlaßte, daß der König von Schweden und Norwegen jeglicher Bestrebung zur Reunion der drei nordischen Staaten durchaus abhold sei und energische Maßregeln entgegenstellen werde. Dieser ernste Ton galt jedoch nur einer eventuellen Bewegung; gegen den geistigen Bund der drei Völker konnte man nichts unternehmen, denn dieser hat eine tief innerliche Berechtigung. Das Gemeinsame des europäischen Nordens geht schon aus seiner gemeinsamen Weltanschauung hervor, wie sich dieselbe im nordischen Mythus und der altnordischen Literatur darlegt. Der Schauplatz dieses Mythus ist Dänemark, Schweden und Norwegen. Die gemeinschaftliche Herkunft der Völkerschaften dieser drei Länder läßt sich nachweisen, und ihre Sprachen sind wenig verschiedene Entwickelungen desselben Sprachidioms. Die Geschichte des einen Landes ist mit der der andern so verknüpft, daß sich eine Trennung derselben in keiner Periode denken läßt. Diese Länder hatten sich in der neuern Geschichte oft feindselig gegenübergestanden, während ihr Wesen, ihre Lage und Geschichte sie aufeinander anwies. Männer wie Öhlenschläger und Grundtvig traten jetzt als Vermittler der geistigen Beziehungen des Nordens auf, und ihr Einfluß wurde ein sehr bedeutender. Sie agitirten nicht für politische Theorien; aber die Töne, welche sie in den Schöpfungen der Literatur anschlugen, fanden ihr Echo in den drei nordischen, zu verschiedenen Staaten gruppirten Ländern. Die drei Völker erkannten, daß nicht blos politische Sympathien nach außen, sondern die engste innere Verwandtschaft sie aneinander knüpfe. Diese und ähnliche Betrachtungen wurden immer lauter im Norden, und die erste bemerkenswerthe Folge davon war der Besuch der schwedischen Studenten in Kopenhagen im Frühjahre 1842, bei dem jedoch die politischen Elemente in den Hintergrund traten. Erst als der Skandinavismus in dem im Süden wirkenden Germanismus einen Gegensatz erblickte, wurde „der geistige Bund" eine Nebensache, und statt seiner machten sich politische Zwecke geltend, die jedoch ebenso unklar wie unpraktisch waren. Seit dem Jahre 1836 entwickelte sich der schleswigsche Sprachstreit, und damit verlor der Skandinavismus seine rein ideale Wirksamkeit und wandte sich zum praktischen Bewahren und Erwerben. Es erhoben sich in Dänemark die Stimmen gebildeter und patriotischer Männer gegen jene Agitation der kopenhagener Radicalen, nicht, weil sie ihre Sprache weniger liebten, sondern weil sie einen Enthusiasmus nicht billigen konnten, „dessen Folgen für Staat und Wissenschaft, bei den thatsächlich bestehenden Zuständen, unübersehbar waren". In der That gab der Sprachkampf nur das Vorspiel zu dem Kampfe um die politische Lage und Existenz Schleswigs. Während die Herzogthümer Schleswig-Holstein den entzündeten Streit zu einer Ehrensache für Deutschland machten, appellirten ihre Gegner an Skandinavien. Letzteres mußte aber erst da sein, und für ein solches Foderniß war die Bil-

dung einer „Skandinavischen Gesellschaft" (1843) nicht hinlänglich. Schwerlich wußte damals ein Einziger der Skandinavier, wie die Sache anzufangen sei; ja so groß war die Unklarheit, daß „der geistige Bund" noch immer als der „Hauptzweck" herhalten mußte. Endlich trat ein Ereigniß ein, welches ihrer Tendenz eine vorläufige, wenn auch nur negativ-politische Richtung gab: es war die Vermählung des präsumtiven dänischen Thronerben, des Prinzen Friedrich von Hessen, mit der russischen Großfürstin Alexandra. Jetzt konnten die Skandinavier von „Gefahr aus dem Osten her" sprechen, und diese Gefahren im Osten schärften zugleich den Gegensatz im Westen und machten das Verhältniß zum Germanismus der Herzogthümer um so herber und schroffer.

Die erste große Demonstration des Skandinavismus geschah 1843, als die akademischen Bürger von Kopenhagen und Christiania Stockholm und Upsala besuchten. Zwei Jahre später erschienen die Schweden und Norweger in Kopenhagen, und erfuhren hier einen so glänzenden Empfang, wie er noch keinem Fürsten zu Theil geworden war. Die Bewohner der Hauptstadt wollten sich an Zuvorkommenheit überbieten. Man schlug sich fast um die Ehre, einen Skandinavier zu beherbergen; ja ein reicher Kaufmann miethete ein ganzes Hotel, um darin möglichst viele unterzubringen. Die eine Festlichkeit folgte der andern. Eine Fahrt in den schönen Thiergarten wurde unternommen, zu der die Bauern der Umgegend freiwillig mehre Hundert Wagen geliefert hatten. Der Tumult culminirte in einem Gelage im königlichen Reithause. Hier wurde mit der größten Tapferkeit poculirt und discutirt, begeisterte Reden folgten begeisterten Liedern, und Tags darauf reisten die begeisterten Söhne Minerva's unter den Thränen der kopenhagener Damen nach Hause. Es war eine schöne Zeit, in der man aber wenig an die Thaten der Zukunft dachte. Die Regierung hatte sich übrigens während des Besuchs zuvorkommend und liberal gezeigt. Christian VIII. war klug, und sah wol ein, daß die Sache nicht gefährlich sei. Seine Artigkeit ging so weit, daß er zur Beförderung der Gäste Regierungsdampfer hergab, und einige Processe, die in Folge von extravaganten Reden eingeleitet wurden, endigten mit der Freisprechung der Angeklagten, unter denen auch Orla Lehmann. Dieser Besuch war indessen der Glanzpunkt und — der Schwanengesang Skandinaviens. Nachdem der erste Rausch vorüber, fing man in Schweden und Norwegen an, die Sache ernstlicher zu überlegen und kam, bis auf einzelne Exaltirte, nach und nach zur Einsicht über das Wahre und Falsche jener jugendlichen Aufwallung. In Norwegen gelangte man zuerst zu dem Gleichgewicht zwischen Vernunft und Sympathien. Auch faßte man dort später die deutschdänische Angelegenheit am wenigsten einseitig auf, ja eiferte sogar gegen die Beharrlichkeit, womit die „Eiderdänen" ihre Absichten geltend zu machen suchten. Und diese Eiderdänen waren gerade die Ultraskandinavier! Der „Offene Brief" und die nortorfer Versammlung machten inzwischen jede Aussöhnung zwischen den nationalen Gegensätzen, welche sich an das Geschick Dänemarks knüpften, unmöglich, und das sogenannte „Junge Dänemark", fest entschlossen, den Kampf mit dem Germanismus auch ohne ein skandinavisches Bündniß aufzunehmen, raffte jetzt seine ganze Kraft zusammen, um durch die Theorie der Eidergrenze sowol die schleswig-holsteinischen als die gesammtstaatlichen Bestrebungen zu vernichten.

Die Bauernfreunde.

Die eigentliche Wirksamkeit der Bauernfreunde ist bereits oben näher entwickelt worden. Der rein politische Einfluß dieser Partei konnte unter den gegebenen Verhältnissen nicht bedeutend sein, indem sie das materielle Wohl des einzelnen Staatsbürgers zum Princip hatte, vor dem die nationale oder staatsrechtliche Seite des öffentlichen Lebens in den Hintergrund trat. Die Bauernfreunde wünschten und wünschen vor allem den Frieden, mag sich derselbe nun in einem Gesammtstaate oder einem Eiderstaate erfüllen. Sie bilden sonach einen starken Gegensatz zu den Eiderdänen, welche mit Recht als die Kriegspartei bezeichnet wurde, während man

unter der Friedenspartei die Bauernfreunde in Verbindung mit der jüngern Arbeiterdemokratie Kopenhagens verstand. Indessen trat dieser Gegensatz öffentlich nicht scharf hervor. Die Demokratie nämlich besaß keine so bestimmte Theorie wie die Eiderdänen, und machte sich auch einen sehr vagen Begriff von derjenigen Ordnung der Verhältnisse, welche sie selbst anstrebte.

Friedrich VII und dessen erste Schritte nach dem Regierungsantritt.

Am 20. Jan. 1848 starb Christian VIII. nach kurzer Krankheit, und sein Sohn Friedrich VII. (geboren 1808) bestieg den Thron. Selten mag wol ein Fürst vor seinem Regierungsantritte der Gegenstand so vieler harter Urtheile gewesen sein wie Friedrich VII. Von früher Kindheit an gewissermaßen vernachlässigt, sei es in Folge der großen Ereignisse, welche die ganze Aufmerksamkeit seines Vaters in Anspruch nahmen, sei es durch die unglücklichen häuslichen Verhältnisse seiner Ältern, besaß der junge Prinz nicht den Ernst und die Gesetztheit, welche eine sorgfältige Erziehung verleiht, nicht die Feinheit, die man in der Schule des Hoflebens lernt, aber auch keine hocharistokratischen Neigungen. Er war schlichten Sinnes, hatte ein feuriges Temperament, und zeigte sich nicht selten aufgelegt zu lustigen jugendlichen Streichen, sodaß man ihm von einer Seite Roheit und Mangel an Anstand und Würde vorwarf. Wie einseitig und ungerecht dieses Urtheil war, beweist schon der Umstand, daß, nachdem der Prinz zu Genf ein Jahr studirt hatte, ihm diese in ihren Sitten strenge Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh. Das äußerst schlichte und bürgerliche Wesen, welches ein Grundzug Friedrich's VII. ist, mag auch wesentlich dazu beigetragen haben, daß in seinen beiden ebenbürtigen Ehen die Übereinstimmung fehlte, sodaß die Trennung der ersten wie der zweiten erfolgte. Bei den niedern Ständen, im Volke, war dagegen der Prinz stets sehr geschätzt, und namentlich rühmte man seine politisch-liberale und volksthümliche Gesinnung, sowie seinen Eifer für das Seewesen. Die Besorgniß, womit man dennoch im Allgemeinen seine Thronbesteigung betrachtete, hatte ihren Grund in der unverkennbar schwierigen Lage Dänemarks, keineswegs aber in dem Mangel an Vertrauen auf den guten Willen des Prinzen.

Bereits am ersten Tage seines Regierungsantritts erließ Friedrich VII. einen „Offenen Brief", in welchem es hieß: „Es soll unser erstes und wichtigstes Ziel sein, dem erhabenen Beispiele unsers Vaters zu folgen, wie er die Milde mit der Gerechtigkeit in unserer Regierung zu vereinigen, die Bewohner sämmtlicher Landestheile mit gleicher landesväterlicher Liebe zu umfassen, und nicht blos die von ihm angefangenen Verbesserungen in der Verwaltung fortzusetzen, sondern auch die von ihm beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziele zu bringen, deren Durchführung allein durch die Krankheit und den Tod unsers Vaters verschoben worden ist, und welche die gegenseitigen Rechte der Bürger sicherzustellen, die Eintracht in unserm geliebten Vaterlande zu fördern und dadurch die Stärke und den Ruhm der Gesellschaft zu befestigen bezweckt." Dieser Kundmachung folgte am 28. Jan. ein Rescript, betreffend die Einführung einer Verfassung, aus dem wir Folgendes hervorheben: „Um die von unserm Vater bezweckte, von uns schon früher angerathene und durch unsern Offenen Brief vom 20. dieses Monats verheißene Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Vaterlandes auf eine Weise zu Stande zu bringen, welche der Aufrechthaltung der Selbständigkeit der verschiedenen Landestheile, sowie ihrer Verbindung zu einem wohlgeordneten Ganzen entspricht, haben wir beschlossen, die Einführung einer derartigen Verfassung in Erwägung zu nehmen, daß dieselbe gleichzeitig die unantastbaren Rechte unserer Krone schützt und die Rechte im Allgemeinen sämmtlicher unserer Unterthanen, sowie die besondern Rechte und Interessen der Einwohner der verschiedenen Landestheile sichert. Zu diesem Zwecke beabsichtigen wir gemeinschaftliche Stände für unser Königreich Dänemark und unsere Herzogthümer Schleswig und Holstein einzuführen, welche sich zu gewissen Zeiten, mit bestimmten Zwischenräumen, in gleicher Anzahl von un-

serm Königreiche und von unsern Herzogthümern, abwechselnd in unserm Königreiche und in unsern Herzogthümern, an denjenigen Stellen, welche näher dazu bestimmt werden, versammeln sollen. Die Rechte, welche wir, vorbehaltlich der nähern, im Verfassungsgesetze festzustellenden Bestimmungen, diesen Ständen beilegen wollen, sollen in einer beschließenden Mitwirkung auf Steuerveränderungen, in der Finanzverwaltung und in den Erlassen von Gesetzen bestehen, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Königreichs und der Herzogthümer angehen. Dabei wollen wir den gedachten Ständen gestatten, Anträge über solche Gegenstände ihrer Thätigkeit an uns einzureichen, welche die gemeinschaftlichen Interessen des Königreichs und der Herzogthümer unmittelbar berühren." Sodann hieß es in diesem Actenstücke: „Endlich soll das Verfassungsgesetz passende Bestimmungen zum Schutze sowol der dänischen als der deutschen Sprache in den betreffenden Districten des Herzogthums Schleswig enthalten"... Ferner: „Bevor wir denjenigen Bestimmungen, welche in das Verfassungsgesetz aufzunehmen sein werden, gesetzliche Kraft verleihen, werden dieselben einsichtvollen und erfahrenen Männern, welche die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen, zur gemeinschaftlichen sorgfältigen Erwägung vorgelegt werden." Außerdem enthielt das Rescript die nähern Vorschriften im Betreff der Wahl jener erfahrenen Männer, wobei der bei den frühern Provinzialständen stattgefundene, keineswegs niedrige Census beibehalten wurde. Die Anzahl der Deputirten sollte 52 sein, 26 für das Königreich, 26 für die Herzogthümer. An demselben Tage wurde eine Commission beordert, um auf dieser Basis einen Gesetzentwurf herzustellen. Diese Commission bestand aus dem Geheimrathe Oersted, dem Etatsrathe Bang und dem unterm 21. Jan. zum Minister ernannten Grafen C. Moltke (Rütschau), bisherigen Präsidenten der Schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Kanzlei.

Jenes Actenstück, welches sich selbst als ein Werk der Regierung Christian's VIII. bezeichnet, war das erste, in dem sich die Gesammtstaatspolitik dieses Fürsten deutlicher ausprägte. Es schien offenbar mehr auf die Regelung der internationalen Angelegenheiten als auf die Begründung einer neuen Ära der Volksfreiheit gerichtet zu sein, legte aber auch zugleich die Halbheit, sowie den gänzlichen Mangel an Entschlossenheit von Seiten Christian's an den Tag. Die Einen meinten, die beabsichtigte Verfassung müsse den Einfluß des deutschen Elements, ja des Deutschen Bundes auf die Angelegenheiten des Königreichs Dänemark herbeiführen. Andere waren unzufrieden, daß sich das Rescript nur vage und undeutlich über die constitutionellen Freiheiten aussprach: wie das Steuerverweigerungsrecht der Stände, die Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, erweitertes Wahlrecht. Die Aufnahme des Rescripts war somit keine günstige. Bewilligungen, die einige Jahre früher dem Volke im Königreiche Dänemark vollkommen genügt hätten, wurden jetzt mit Mistrauen und düstern Ahnungen entgegengenommen, um so mehr, als man sich auf einen gleich ungünstigen Eindruck in den Herzogthümern vorbereiten mußte. Dazu kam, daß die herrschende Stimmung überhaupt mehr erwartete, ja foderte, als der König durch das Rescript versprach. An dieser Stimmung hatte eine unmittelbar nach dem Tode Christian's VIII. erschienene Broschüre: „Beim Thronwechsel", von den Professoren Clausen und Schouw, großen Theil. Dieselbe war innerhalb 48 Stunden nach dem Ableben des Königs der Öffentlichkeit übergeben worden und erregte ungemeines Aufsehen. Sie griff in scharfer Kritik die Politik der Regierung an, und nahm die große politische und nationale Frage mit einer bisher ungekannten Bestimmtheit und Energie auf. Ihr Charakter läßt sich aus der Antwort entnehmen, welche Clausen einer zur Huldigung der beiden Verfasser abgesandten Deputation von Studenten gab, und die zugleich als sein Programm dienen kann. Mit Rücksicht auf seinen großen Einfluß und seine spätere Stellung als Minister möge hier diese Antwort folgen: „Unser allergnädigster König hat seinen Bürgern zugesagt, die von dem verewigten Könige bezweckte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziele bringen zu wollen. Dies sind keine bestimmten Worte.

wenn auch in denselben Dasjenige liegen kann, was wir Alle wünschen. Aber zur Ordnung der Verhältnisse in Dänemark gehört zuvörderst, daß diejenige Unordnung beseitigt werde, welche in Dänemark alt geworden, und wodurch die Grenze zwischen Deutsch und Dänisch, zwischen Dänemark und den deutschen Bundesstaaten verschoben oder ausgewischt ist. Das erste Grundgesetz der versprochenen Ordnung, welche wir erwarten, ist darum dasjenige, daß Das, was dänisch ist, in allen Stücken als dänisch, was deutsch in jeder Beziehung als deutsch anerkannt und behandelt werde. Wir wissen es Alle, daß unser König eine dänische Gesinnung, ein dänisches Herz geerbt hat. Wir erwarten von ihm und von seinem Rathe die Art und Weise der verheißenen Ordnung der Verhältnisse. Es gibt aber ein zweifaches Erwarten. Wenn es sich um gleichgültige Dinge handelt oder um Sachen, in denen man keine Stimme haben kann oder darf, dann kann eine Regierung über die Erwartungen, über die Stimmung des Volks im Unklaren sein, und vielleicht eben dann am tiefsten verwunden, indem sie am volksthümlichsten handeln will. Es gibt aber auch ein Erwarten, wo das Volk frei, ohne Vorbehalt seine Stimmung, seine Wünsche zu erkennen gibt, und dadurch auf die Regierung aufklärend, zumuthend, stärkend einwirkt. Es ist auf diese Weise, daß es uns zu erwarten geziemt. Unser dänischgesinnter König und sein Rath müssen es wissen, daß, wenn das Volk Dänemarks eine freie Verfassung wünscht und begehrt, es dann diese wünscht und begehrt als ein dänisches Volk; sie müssen es wissen, daß wir kein Recht erwerben wollen, welches Schleswig mit Holstein identificirt und der dänischen Nationalität jenseit der Königsau ein Grab bereitet." Jene Broschüre wurde in allen Vereinen laut vorgelesen, und ihre Tendenzen beherrschten die öffentliche Meinung, wenigstens die kundbar wurde; denn die Gegner derselben ließen sich kaum vernehmen.

Am 24. Jan. waren durch ein Rescript sämmtliche zur Zeit schwebende politische und Preß-Processe niedergeschlagen, alles der Censur Unterworfene derselben überhoben, alle in diesen Sachen gefällten, noch nicht erfüllten Strafurtheile außer Kraft gesetzt worden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bekannten Processe gegen Beseler, Dr. Lorenzen, Olshausen, Tiedemann, Wiggers und Rohwer jun., betreffend die im Jahre 1846 zu Neumünster abgehaltene Volksversammlung, aufgehoben. Man schrieb in Dänemark diese Liberalität dem neuen Könige, Alles, was misliebig war, aber seinen alten Rathgebern zu, gegen welche sich fortan eine Opposition, kräftiger als je, bildete. Die Animosität gegen die sogenannte separatistische Partei in den Herzogthümern wuchs mit dieser Opposition, besonders nachdem der Entschluß der einflußreichsten schleswigschen und holsteinischen Ständedeputirten, auf einer Versammlung in Kiel, keine Adresse an den König einzureichen, bekannt geworden war. Um so zahlreicher aber war die Zuströmung von Adressen aus allen Theilen Dänemarks, und der Ton in denselben lautete manchmal eben nicht gar zu gemäßigt. Bemerkenswerth blieb, daß während in den Adressen der intelligentern Stände und der meisten Städte die Nationalitätsfrage den ersten Platz einnahm, diese in den Adressen des Bauernstandes nur oberflächlich berührt wurde; hier waren es die socialen Interessen, auf welche man die Aufmerksamkeit des Königs hinzuleiten suchte.

Die Märzbewegung.

So verging ein Monat unter mannichfaltigen Hoffnungen und Erwartungen. Man lebte in großer Spannung, und es schien, als hätte man eine Ahnung von kommenden Ereignissen. Endlich verbreitete sich in den letzten Februartagen die Nachricht von der Revolution in Frankreich, die in Kopenhagen mit lautem Jubel aufgenommen wurde und die Erwartung zur Aufregung steigerte. Die Franzosen, die „alten Freunde und Alliirten Dänemarks", hatten eine demoralisirte Regierung vernichtet und deren Haupt vertrieben. In Dänemark war die bisherige Richtung der Politik ebenfalls unpopulär, ja, von dem ultranationalen Gesichtspunkte aus, demoralisirend gewesen. Sie befand sich aber jetzt in einer Krisis, auf deren Ausgang

zur größern Freiheit jene welterschütternde Begebenheit nur einen fördernden Einfluß haben konnte. Diese und ähnliche Gedanken lagen so nahe, und an Gerüchten, die sich damit verwandt zeigten, fehlte es nicht. Man erzählte sich z. B., der Minister Karl Moltke sei bei einem Verrathe ertappt und unter Bewachung gestellt worden, der Staatsrath sei in Auflösung begriffen, u. s. w. Das Ganze reducirte sich auf die am 2. März erfolgte Entlassung des bisherigen Premierministers Stemann, der als Präsident der Kanzlei und Justizminister durch den persönlichen Freund des Königs, den Stiftamtmann von Fünen, Herrn von Bardenfleth, ersetzt wurde. War Stemann auch jahrelang der Leiter der Regierungsideen Friedrich's VI. gewesen, so hatte er doch schon unter Christian VIII. keine sehr große Bedeutung mehr. Seine Dispensation, unter Vorbehalt seines Sitzes im Staatsrathe, hatte ihren Grund in seinem hohen Alter, und bezeichnete keinen Wechsel des Systems, besonders da es zweifelhaft, ob überhaupt die Regierung damals einen solchen beabsichtigte.

Man wollte übrigens wissen, daß die dänischen Diplomaten und Staatsmänner nicht so wie das dänische Volk über die Revolution in Frankreich dachten. „Die französische Republik", sagte einer derselben, „hält sich keine drei Monate." Man glaubte durchaus nicht, daß eine Welterschütterung begonnen habe, und erwartete durchaus keine ernsten Folgen für das eigene Land. Und doch hatte man allen Grund zu solchen Erwartungen. Nicht blos, daß die schleswig-holsteinischen Deputirten am 27. Febr. in Kiel eine Erklärung abgaben, welche ausdrücklich gegen das Princip des Verfassungsrescripts gerichtet war und eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte der Herzogthümer enthielt, sondern auch eine Anzahl der Deputirten der Inselstifte erklärte am 24. Febr. in Kopenhagen: „sie schritten nur in der Voraussetzung zur Wahl von erfahrenen Männern, daß die in das angekündigte Verfassungsgesetz aufzunehmenden Bestimmungen erst dann gesetzliche Kraft erhalten würden, nachdem sie von einer Volksrepräsentation geprüft und angenommen worden wären, welche nach einem von den Provinzialständen berathenen Wahlmodus gewählt sein müßten." Eine solche Selbständigkeit gegen die Regierung hatte man noch nie gezeigt; das Stadium der Petitionen war vorüber: man sprach von einem Wollen. Eine Angelegenheit von der größten staatsrechtlichen Wichtigkeit, seit Jahrhunderten Gegenstand des Streits und im höchsten Grade verwickelt, sollte definitiv geregelt werden. Man fühlte den Augenblick gekommen, und seine Bedeutung wurde von beiden Seiten begriffen. Am 7. März enthielt „Fädrelandet" eine von Hvidt unterzeichnete, auf die schleswigsche Frage besonders gerichtete Einladung zu einer Versammlung auf den 11. März im Casino. An 3000 Menschen waren bei dieser Versammlung gegenwärtig. Beim Eintritt ins Casino wurde der Aufruf eines Comité (Etatsrath Hvidt, die Professoren Clausen, Flor, Krieger und Pedersen, Advocat Lehmann, Grossier Meinert, Candidat Ploug und Capitän Tscherning) vertheilt, worin die Männer dieses Comité ihre Mitbürger aufforderten, durch Geldbeiträge das Comité zu unterstützen, und durch alle gesetzliche und geziemende Mittel, vor allem durch das mündliche und schriftliche Wort, auf eine constitutionelle Verfassung Dänemarks und Schleswigs hinzuwirken. Hvidt präsidirte der Versammlung, und eröffnete sie mit einigen einleitenden Worten, worauf der Professor Clausen in einem längern Vortrage den Zweck entwickelte. Er hob hervor, wie glücklich sich Dänemark schätzen könne, einen volksthümlich und wirklich dänischgesinnten König zu haben, um den man sich sammeln müsse. Diesen Worten folgte ein wahrer Sturm des Beifalls. In demselben Geiste und unter gleichem Beifall sprachen Lehmann und Tscherning. Der Letztere erklärte in sehr bestimmten Ausdrücken das Herzogthum Schleswig für eine dänische Provinz, deren Wille nicht in Betracht kommen dürfe, und foderte Diejenigen auf, die entgegengesetzter Meinung sein möchten, dieselbe zu begründen. Nur Zwei fanden sich, und diese wurden auf eine der Würde einer solchen Versammlung nur schlecht entsprechende Weise empfangen. Der Eine, der Schullehrer Rasmus Sörensen, entwickelte, wie man sich unnützerweise

dem Nationalitätsschwindel in die Arme werfe, ohne die Stimme der Menschenrechte zu beachten. Der Redner wurde für „verrückt" erklärt, und dem diesem folgenden, dem Journalisten Goldschmidt, ging es nicht viel besser. Am folgenden Tage fand eine fast ebenso zahlreiche Versammlung im Hippodrom statt, die einen weniger nationalen als demokratischen Charakter verrieth, und wo hauptsächlich über eine Petition, betreffend die Erweiterung des Wahlrechts, debattirt werden sollte. Dirigent war ein junger begabter Handwerker, der Fournierschneider Frederiksen. Die Bildung eines permanenten Comité für die Wahlreform wurde hier beschlossen. Nach Erledigung dieser Angelegenheit nahm der Polytechniker Magister A. Steen das Wort, und führte die Discussion auf das Gebiet der Tagesfrage hinaus. Er wies auf die Nothwendigkeit einer vollkommenen Eintracht in dem gegenwärtigen Augenblicke hin, und verglich zwei Parteien im Lande miteinander, von denen er die eine die nationale nannte, während er der andern doch nicht das Prädicat „antinational" beilegen mochte. „Diese Parteien", bemerkte er noch mit vollem Recht, „sind im Wesentlichen so wenig uneinig, daß sie durch einen ehrlichen und offenen Austausch ihrer Ansichten zur Einigkeit gelangen müssen." Die Journalisten Goldschmidt und Grüne warfen der nationalen Partei vor, diese hätte aus Eifer für ihre Lieblingsideen die Freiheit und die Gleichheit vernachlässigt, eine Beschuldigung, gegen welche Lehmann mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit auftrat. Erst um Mitternacht ging die Versammlung auseinander. Der erste Act des kopenhagener Märzdrama war beendigt. Die Revolution war von diesem Augenblicke an vorbereitet, aber in und von dem Volke, und nicht, wie man von anderer Seite her behauptet, von oben. Dort herrschte im Gegentheil Rathlosigkeit, vielleicht sogar, bis zum letzten Moment, Sorglosigkeit. Wie in Kopenhagen, geschahen inzwischen auch Demonstrationen in den Herzogthümern. In einer Versammlung zu Rendsburg am 18. März wurde beschlossen, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, deren Foderungen ebenso kategorisch waren wie die der Dänen. Der unbefangene Beobachter mußte in diesen Bewegungen zwei Nationalitäten als feindliche Parteien finden, die sich von ihren besondern Gesichtspunkten aus zum Kampfe rüsteten. Das hatte aber die dänische Partei voraus, daß sie einiger und energischer war, und daß ihre Mehrheit keinen Augenblick die innere freiheitliche Entwickelung des Landes vergaß, selbst dann nicht, als sie um die Gunst der absolutesten aller Dynastien buhlen mußte.

Die Nachricht von der Versammlung in Rendsburg traf am 20. März Morgens mit dem Dampfschiff in Kopenhagen ein. Das zu Rendsburg Geschehene ward natürlich mit grellen Farben geschildert und stark übertrieben. Die Herzogthümer sind im Aufruhr; eine Deputation wird dem Könige den Gehorsam kündigen; Freischaren werden gebildet! Diese und ähnliche Gerüchte verbreiteten sich wie ein Lauffeuer durch die Hauptstadt. Um 11 Uhr Vormittags erschien ein Parolebefehl, daß eine Defensionscommission zusammentreten und für vorläufige Rüstungen sorgen solle. Man meinte sonach, der Krieg sei schon ausgebrochen, und diese Voraussetzung war von großer Bedeutung in einem Augenblicke, wo die Volksstimmung fesselos sich zeigte und die Schritte der Regierung bestimmte. Gegen Mittag veröffentlichte das Casinocomité eine Auffoderung zu einer Versammlung auf den Abend.

Die Bürgerrepräsentation hielt indessen vorher eine Sitzung, in welcher die folgende Adresse an den König entworfen und angenommen wurde: „Die Rathgeber, welche Ew. Majestät von Ihren Vorgängern geerbt haben, sind nicht im Besitz des Vertrauens des Volks, ebenso wenig in dem eigentlichen Dänemark als in Schleswig und Holstein; die mit jedem Tage mehr hervortretenden traurigen Früchte ihres Regierungssystems haben jeden Glauben untergraben müssen, daß sie jetzt die Einsicht und die Kraft zur Errettung des Landes besäßen. Die Stunde der Entscheidung naht mit Riesenschritten. Der Staat wird aufgelöst werden, wenn Ew. Majestät nicht ungesäumt Ihren Thron mit Männern umgeben, welche der Größe

tragen können. Eine solche Sachlage erschwert freilich doppelt die Bestrebungen der Neuzeit, auch die Wissenschaften von einem außerdänischen Einfluß zu emancipiren.

Wenden wir uns nun zu den ästhetischen Zuständen des dänischen Volks. Zwar war der große Bildhauer Thorwaldsen ein Däne, zwar streben jüngere Kräfte würdig dem gewaltigen Meister nach, und auch die übrigen Künste weisen talentvolle Männer in Dänemark auf: von einer Concurrenz im Allgemeinen mit dem südlichern Auslande kann aber doch nicht die Rede sein. Nur in der Dichtkunst muß man der dänischen Nation einen merkwürdig hohen und originellen Rang einräumen. Wir brauchen nicht blos auf Öhlenschläger, Andersen oder Ingemann hinzuweisen: die Dänen besitzen eine ziemlich bedeutende schöne Literatur aus den letzten 20—30 Jahren, die jedem Volke zur Ehre gereichen würde. Die erste dänische Bühne wurde am 23. Sept. 1723 in Kopenhagen eröffnet und von dem unsterblichen Holberg mit nationalen Arbeiten versehen. Sie ist seit 1772 eine Staatsanstalt, deren Zweck, als Nationalbildungsmittel zu wirken, ihr andere Rücksichten zu nehmen erlaubt als gerade die, möglichst großen Geldgewinn zu erzielen. Dieses Nationaltheater erhält vom Staate einen jährlichen Zuschuß von 75000 Reichsbankthalern, und steht unter einem Director, zur Zeit unter dem Ästhetiker und berühmten Dichter Etatsrath J. L. Heiberg, welcher sich früher die größten Verdienste um die dänische Bühne, sowie um die jüngere dänische Literatur überhaupt erwarb. Sowie Baggesen gegen Öhlenschläger eine nicht immer ungerechte als vielmehr scharfe Polemik führte und auf die dem reinen Geschmacke drohenden Gefahren aufmerksam machte, griff auch in derselben Periode der junge Heiberg die Ingemann'sche Sentimentalität an, und drang auf die Berechtigung des Geschmacks und der Ästhetik gegenüber einer Poesie, die in Verschrobenheit auszuarten begann, zumal da die dramatischen Zustände, welche in Deutschland auf die classische Periode folgten, auch die dänische Bühne mit ihrem Einfluß bedrohten. Mit seinen nationalen Vaudevilles, die durch ihren originalen Witz, ihre treffenden Charakterzeichnungen, ihre interessanten Verwickelungen und ihre leichte elegante Sprache gleich ausgezeichnet sind, machte Heiberg Epoche in der dramatischen Literatur seines Landes, sowie er es auch war, welcher zuerst dem feinern französischen Lustspiel Eingang auf der dänischen Bühne verschaffte. Sich eng an ihn anschließend, treten mehre jüngere Dichter auf, unter diesen der geniale Henrik Hertz, der bedeutendste Dichter der Dänen seit Öhlenschläger. Die Gattin Heiberg's muß außerdem als die ausgezeichnetste Schauspielerin im Norden gelten; ja sie wird im Lustspiele kaum von irgend einer andern Actrice der europäischen Bühnen übertroffen. Auch Künstler wie Phister, Nielsen und dessen Frau, Rosenkilde u. s. w. würden jedem Lande Ehre machen. Vor allem steht auf der dänischen Nationalbühne das Lustspiel hoch; das Drama nimmt den zweiten Rang ein; die Tragödie stand früher höher als jetzt. Merkwürdig ist es, daß von einer Oper kaum die Rede sein kann: das Publicum scheint sich für dieselbe wenig zu interessiren. Dagegen übertrifft das Ballet, unter dem genialen Bournonville, gewiß die meisten Leistungen dieser Art auf den ausländischen Bühnen. Wir halten die Bemerkung nicht für unwichtig, daß am Nationaltheater zu Kopenhagen die Mitglieder lebenslänglich engagirt sind, wodurch ein jeden Fremden überraschendes, unvergleichliches Zusammenspiel entsteht, welches einer dramatischen Arbeit erst ihre rechte Deutung gibt und die unerlaßlichste Bedingung wahrhaft künstlerischer Gesammtleistung ist. Die Dänen zeigen sich kaum weniger als die Franzosen für die dramatische Kunst begeistert. Es ist dies eine Nationalleidenschaft, die in der Regel weit mehr als die Politik die Hauptstadt beschäftigt, und die selbst in den Provinzialstädten ein respectables Schauspiel geschaffen hat. Es bliebe uns hier noch übrig, der dänischen Journalistik zu erwähnen; wir behalten uns aber vor, derselben weiter unten einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Die öffentlichen Zustände unter Friedrich VI. und Christian VIII.

Der Wiener Congreß, welcher Europa überhaupt eine neue Gestalt gab, bestimmte das Schicksal des dänischen Staats, dessen Politik, seit der ersten französischen Revolution zwischen Thür und Angel gestemmt, der siegreichen europäischen Allianz feindselig gewesen war. Der Congreß verfügte die Trennung Norwegens von Dänemark, die zwar in beiden, seit Jahrhunderten vereinigten, Staaten den tiefsten Schmerz hervorrief, dennoch aber für Norwegen selbst segenbringend ward. Eine andere staatsrechtliche Bestimmung, die für die Zukunft Dänemarks eigentlich von noch größerer Bedeutung, war der Eintritt Holsteins in den Deutschen Bund, nachdem dieses Herzogthum seit dem Jahre 1806 als ein Theil des dänischen Gesammtstaats gegolten hatte. Die innern Verhältnisse des Königreichs Dänemark entsprachen seinem Unglücke nach außen. Die Finanzen waren in der größten Unordnung. Die große Masse des Papiergelds, im Jahre 1813: 140 Millionen Courantthaler, stand in so schlechtem Curs, daß manchmal kaum ein Hundertstel des Nennwerths dafür bezahlt wurde. Der Staatsbankrott (1813), durch den so viele reiche oder bemittelte Familien ruinirt, Handel und Credit für den Augenblick gänzlich gestört wurden, reducirte die Staatsschulden auf ein Drittheil, auf etwa 142 Millionen Reichsbankthaler. Am Ausgange des Jahres 1816 belief sich die Schuldenmasse noch auf 116,500000 Reichsbankthaler. Neue, hauptsächlich durch die für die Landbevölkerung unglücklichen Conjuncturen der Jahre 1816—28 veranlaßten Anleihen unter äußerst drückenden Bedingungen, sowie die an sich schlechte Finanzverwaltung, welche man der Öffentlichkeit gänzlich entzog, vermehrten die Staatsschulden abermals, sodaß sich dieselben im Anfange der dreißiger Jahre auf etwa 130 Millionen Reichsbankthaler beliefen. Davon mußten 50 Millionen (die 1825 in London negociirte Wilson'sche Anleihe) zu 3 % verzinsbar werden. So wenig erfreulich dies Alles war, flößte doch damals der gute Wille und die persönliche, trotz aller Misgriffe ungeschwächte Beliebtheit des Königs der öffentlichen Stimmung so viel Rücksicht ein, daß ernste Klagen nur selten gehört wurden. Ohnehin schien die Presse, die eine nicht immer gar zu gelinde Censur erfuhr, keine Lust zu haben, gegen die oberste Verwaltung ernstlich in die Schranken zu treten. Die Ereignisse des Jahres 1830 riefen sodann einerseits die Bestrebungen der Herzogthümer Schleswig-Holstein wach, andererseits gaben sie den Impuls zu der Institution der rathgebenden Provinzialstände (Verordnungen vom 23. März 1832 und 15. Mai 1834). Die ersten Ständeversammlungen (1835) beschäftigten sich sogleich mit der finanziellen Lage des Staats, und brachten in dieselbe einigermaßen Ordnung hinein. So gering auch eigentlich die Wirksamkeit dieser Institution sein konnte, bemerkte man doch seitdem ein regeres öffentliches Interesse im dänischen Volke, und eine erhöhte Thätigkeit der Presse, deren wichtigste oppositionelle Organe schon damals „Kjöbenhavnsposten" und „Fädrelandet" waren. Auch bildete sich damals die „Gesellschaft zum rechten Gebrauch der Preßfreiheit". Mit Männern wie Schouw, Clausen und Oersted an der Spitze, zählte die Gesellschaft schon anfangs 200 Mitglieder. Ihr Hauptzweck war, die Preßfreiheit gegen das willkürliche Verfahren der Polizei zu schützen, indem man derselben die moralische Autorität eines von solchen Männern gebildeten Vereins entgegenstellte. Zugleich beförderte die Gesellschaft populäre Schriften jeder Art zum Druck, und gründete endlich ein eigenes Organ, „Das Volksblatt".

Am 3. Dec. 1839 starb endlich der greise König Friedrich VI. Dankbare Bauern trugen unter ungeheuchelten Thränen seine Überreste nach der Familiengruft im Dome zu Roeskilde, und die allgemeine Stimmung des Landes war getheilt zwischen einer aufrichtigen Trauer und den Hoffnungen, die man auf den Thronfolger, den Prinzen Christian, setzte, in dessen früherer Wirksamkeit man Beweise für constitutionelle, vielleicht gar ultraliberale Gesinnungen sehen wollte. Die Abweisung der Petitionen von Seiten des neuen Königs, welche die Verleihung des Steuerverweigerungsrechts an die Stände bezweckten, brachte indessen Viele gar bald auf

den Gedanken, daß das freisinnige norwegische Grundgesetz vielmehr nur „ein Werk der Umstände" als eine liberale That des damaligen Kronprinzen gewesen sei. Man war plötzlich enttäuscht; die Hoffnungen langer Jahre waren vernichtet. In einem halbliberalen Communalgesetz für Kopenhagen fand man nur einen schlechten Ersatz für die gehegten Erwartungen. Die merkwürdigen Actenstücke, die nach dem Tode Christian's VIII. zur Öffentlichkeit gelangten, um auf die geheime Geschichte Dänemarks einen Lichtstrahl zu werfen, beweisen indessen, daß der König immer und mit Ernst an die Durchführung derjenigen Ideen dachte, wodurch nach seiner Ansicht der politische Fortschritt und das Volksglück begründet werden sollten, die aber eine mächtige Opposition gegen sich hatten, gerade weil Christian der Entwickelung der Parteiansichten niemals ernste Schwierigkeiten in den Weg legte. Der König war kenntnißreich, ja gelehrt, ein feiner Beobachter, rechtschaffen und großmüthig. Er war aber andererseits schwach und schwankend, unfähig zum energischen Auftreten, reizbar und gerade dann unüberlegt, wenn er mit der größten Voraussicht zu handeln glaubte. Er kannte auch alle Staatstheorien seiner bewegten Zeit und hatte sie mit der feinsten und scharfsinnigsten Kritik geprüft; aber es ist nicht anzunehmen, daß er irgend eine dieser Theorien zu der seinigen gemacht hat. Er befand sich als Politiker auf einem negativen Standpunkte: und doch foderte seine Zeit so viel Positives von ihm. Seine Regierung kann in jeder Beziehung als eine Periode der Opposition und der Gährung bezeichnet werden. Während derselben bildeten sich die zwei großen Parteien, die später auf dem politischen wie auf dem socialen Gebiete so große Rollen in Dänemark spielten: die Eiderdänen und die Bauernfreunde. Sie waren anfangs vereinigt unter denselben Führern, und man konnte damals nur von der Opposition als von einer einzigen weit verzweigten Partei mit demokratischen und stark nationalen Tendenzen reden. Das demokratische Element gab sich bei jeder Gelegenheit kund, in der Presse, in öffentlichen Reden und in den Kreisen des Privatlebens. Die „Constitution" war das Stichwort, und das norwegische Grundgesetz das erwünschte Ziel. Der König bewies sich hierbei sehr gemäßigt. Die häufigen Beschlagnahmen der Journale endigten gewöhnlich mit einer Freisprechung. Orla Lehmann ward zum Advocaten beim Höchsten Gericht ernannt, kaum anderthalb Jahre nachdem ihn dieselbe Instanz, wegen majestätsbeleidigender Rede, zur Gefängnißstrafe verurtheilt hatte. Man darf aber freilich nicht vergessen, daß die politische Seite der Opposition ihrem Wesen nach eigentlich als wenig gefährlich erschien. Hätte man der Presse vollkommen freien Lauf gelassen, so würde sie wahrscheinlich bald von selbst geschwiegen haben; denn das Land fühlte thatsächlich den Druck des absoluten Regiments nicht, und dieser hatte zudem auf dem Gebiete der socialen Entwickelung bereits so Vielfaches und Bedeutendes geleistet, daß man die guten Absichten der Regierung um so weniger in Zweifel setzte.

Die nationaldänische Partei und der Skandinavismus.

Von unendlich größerer Bedeutung waren die nationalen Bewegungen, die zu den interessantesten Momenten der nordischen Geschichte gehören. Sie hatten zwei Hauptzwecke: die Arrondirung des dänischen Elements oder vielmehr des dänischen *Staats* gegen Süden, und die Durchführung der skandinavischen Idee. Diese letztere Tendenz war schon alt. Schon in den Jahren 1808—10 traten die ersten Bestrebungen hervor, die Kalmarische Union wieder ins Leben zu rufen. Bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden Stimmen laut gegen die Unnatürlichkeit der fortwährenden Kriege zwischen zwei Reichen, Dänemark und Norwegen einerseits, und Schweden andererseits, welche, durch Sprache und Sitten verwandt, unter einem Scepter vereinigt, vermittelst ihrer geographischen Lage im Stande sein würden, einen Rang unter den mächtigsten Staaten in Europa einzunehmen und den Vermittler zwischen dem Osten und dem Westen dieses Welttheils zu bilden. Ein solcher Staat würde dem russischen Koloß kräftigen Widerstand leisten, den Sund verschließen, und Skandinavien zum Herrscher der Ostsee machen können. Schweden trauerte und

trauert noch heutzutage um den Verlust von Ingermannland, wo jetzt der Zar residirt, um Finnland, das reiche Land mit der urkräftigen Bevölkerung, um Karelen und mehre andere Landestheile, die Rußland an sich gerissen hat. Es war darum natürlich, daß sich Viele einer Idee hingaben, welche den europäischen Norden stark und unüberwindlich machen sollte. Dänemark dachte an die Zeiten der Waldemar und der Königin Margarethe, und Norwegen, das stolze aber getreue Land, bot gern die Hand zum Bunde. So sprachen in Wort und Schrift angesehene, ja selbst hochgestellte Männer des Nordens, und Friedrich VI. ergriff den Gedanken, dessen Verwirklichung nach der Entfernung Gustav's IV. von Schweden (1809) nicht unerreichbar schien, indem Karl XIII. kinderlos war und deshalb die Wahl eines Thronerben bevorstand. Der Wiener Congreß, wo auch die Sache zur Sprache kam, wollte kein Skandinavien; im Gegentheil anerkannte er die Begründung einer neuen schwedischen Dynastie, durch welche eine skandinavische Union vor der Hand ganz unmöglich wurde. Dennoch tauchte ein Vierteljahrhundert später, als sich der Augenblick nahte, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hauptlinie des Oldenburgischen Hauses aussterben würde, jene Idee wieder im Norden auf, und zwar mit einer bisher ungekannten Kraft und Energie, die sogar im Jahre 1837 das schwedische Cabinet zu der Erklärung veranlaßte, daß der König von Schweden und Norwegen jeglicher Bestrebung zur Reunion der drei nordischen Staaten durchaus abhold sei und energische Maßregeln entgegenstellen werde. Dieser ernste Ton galt jedoch nur einer eventuellen Bewegung; gegen den geistigen Bund der drei Völker konnte man nichts unternehmen, denn dieser hat eine tief innerliche Berechtigung. Das Gemeinsame des europäischen Nordens geht schon aus seiner gemeinsamen Weltanschauung hervor, wie sich dieselbe im nordischen Mythus und der altnordischen Literatur darlegt. Der Schauplatz dieses Mythus ist Dänemark, Schweden und Norwegen. Die gemeinschaftliche Herkunft der Völkerschaften dieser drei Länder läßt sich nachweisen, und ihre Sprachen sind wenig verschiedene Entwickelungen desselben Sprachidioms. Die Geschichte des einen Landes ist mit der der andern so verknüpft, daß sich eine Trennung derselben in keiner Periode denken läßt. Diese Länder hatten sich in der neuern Geschichte oft feindselig gegenübergestanden, während ihr Wesen, ihre Lage und Geschichte sie aufeinander anwies. Männer wie Öhlenschläger und Grundtvig traten jetzt als Vermittler der geistigen Beziehungen des Nordens auf, und ihr Einfluß wurde ein sehr bedeutender. Sie agitirten nicht für politische Theorien; aber die Töne, welche sie in den Schöpfungen der Literatur anschlugen, fanden ihr Echo in den drei nordischen, zu verschiedenen Staaten gruppirten Ländern. Die drei Völker erkannten, daß nicht blos politische Sympathien nach außen, sondern die engste innere Verwandtschaft sie aneinander knüpfe. Diese und ähnliche Betrachtungen wurden immer lauter im Norden, und die erste bemerkenswerthe Folge davon war der Besuch der schwedischen Studenten in Kopenhagen im Frühjahre 1842, bei dem jedoch die politischen Elemente in den Hintergrund traten. Erst als der Skandinavismus in dem im Süden wirkenden Germanismus einen Gegensatz erblickte, wurde „der geistige Bund" eine Nebensache, und statt seiner machten sich politische Zwecke geltend, die jedoch ebenso unklar wie unpraktisch waren. Seit dem Jahre 1836 entwickelte sich der schleswigsche Sprachstreit, und damit verlor der Skandinavismus seine rein ideale Wirksamkeit und wandte sich zum praktischen Bewahren und Erwerben. Es erhoben sich in Dänemark die Stimmen gebildeter und patriotischer Männer gegen jene Agitation der kopenhagener Radicalen, nicht, weil sie ihre Sprache weniger liebten, sondern weil sie einen Enthusiasmus nicht billigen konnten, „dessen Folgen für Staat und Wissenschaft, bei den thatsächlich bestehenden Zuständen, unübersehbar waren". In der That gab der Sprachkampf nur das Vorspiel zu dem Kampfe um die politische Lage und Existenz Schleswigs. Während die Herzogthümer Schleswig-Holstein den entzündeten Streit zu einer Ehrensache für Deutschland machten, appellirten ihre Gegner an Skandinavien. Letzteres mußte aber erst da sein, und für ein solches Fodernis war die Bi

dung einer „Skandinavischen Gesellschaft" (1843) nicht hinlänglich. Schwerlich wußte damals ein Einziger der Skandinavier, wie die Sache anzufangen sei; ja so groß war die Unklarheit, daß „der geistige Bund" noch immer als der „Hauptzweck" herhalten mußte. Endlich trat ein Ereigniß ein, welches ihrer Tendenz eine vorläufige, wenn auch nur negativ-politische Richtung gab: es war die Vermählung des präsumtiven dänischen Thronerben, des Prinzen Friedrich von Hessen, mit der russischen Großfürstin Alexandra. Jetzt konnten die Skandinavier von „Gefahr aus dem Osten her" sprechen, und diese Gefahren im Osten schärften zugleich den Gegensatz im Westen und machten das Verhältniß zum Germanismus der Herzogthümer um so herber und schroffer.

Die erste große Demonstration des Skandinavismus geschah 1843, als die akademischen Bürger von Kopenhagen und Christiania Stockholm und Upsala besuchten. Zwei Jahre später erschienen die Schweden und Norweger in Kopenhagen, und erfuhren hier einen so glänzenden Empfang, wie er noch keinem Fürsten zu Theil geworden war. Die Bewohner der Hauptstadt wollten sich an Zuvorkommenheit überbieten. Man schlug sich fast um die Ehre, einen Skandinavier zu beherbergen; ja ein reicher Kaufmann miethete ein ganzes Hotel, um darin möglichst viele unterzubringen. Die eine Festlichkeit folgte der andern. Eine Fahrt in den schönen Thiergarten wurde unternommen, zu der die Bauern der Umgegend freiwillig mehre Hundert Wagen geliefert hatten. Der Tumult culminirte in einem Gelage im königlichen Reithause. Hier wurde mit der größten Tapferkeit poculirt und discutirt, begeisterte Reden folgten begeisterten Liedern, und Tags darauf reisten die begeisterten Söhne Minerva's unter den Thränen der kopenhagener Damen nach Hause. Es war eine schöne Zeit, in der man aber wenig an die Thaten der Zukunft dachte. Die Regierung hatte sich übrigens während des Besuchs zuvorkommend und liberal gezeigt. Christian VIII. war klug, und sah wol ein, daß die Sache nicht gefährlich sei. Seine Artigkeit ging so weit, daß er zur Beförderung der Gäste Regierungsdampfer hergab, und einige Processe, die in Folge von extravaganten Reden eingeleitet wurden, endigten mit der Freisprechung der Angeklagten, unter denen auch Orla Lehmann. Dieser Besuch war indessen der Glanzpunkt und — der Schwanengesang Skandinaviens. Nachdem der erste Rausch vorüber, fing man in Schweden und Norwegen an, die Sache ernstlicher zu überlegen und kam, bis auf einzelne Exaltirte, nach und nach zur Einsicht über das Wahre und Falsche jener jugendlichen Aufwallung. In Norwegen gelangte man zuerst zu dem Gleichgewicht zwischen Vernunft und Sympathien. Auch faßte man dort später die deutsch-dänische Angelegenheit am wenigsten einseitig auf, ja eiferte sogar gegen die Beharrlichkeit, womit die „Eiderdänen" ihre Absichten geltend zu machen suchten. Und diese Eiderdänen waren gerade die Ultraskandinavier! Der „Offene Brief" und die nortorfer Versammlung machten inzwischen jede Aussöhnung zwischen den nationalen Gegensätzen, welche sich an das Geschick Dänemarks knüpften, unmöglich, und das sogenannte „Junge Dänemark", fest entschlossen, den Kampf mit dem Germanismus auch ohne ein skandinavisches Bündniß aufzunehmen, raffte jetzt seine ganze Kraft zusammen, um durch die Theorie der Eidergrenze sowol die schleswig-holsteinischen als die gesammtstaatlichen Bestrebungen zu vernichten.

Die Bauernfreunde.

Die eigentliche Wirksamkeit der Bauernfreunde ist bereits oben näher entwickelt worden. Der rein politische Einfluß dieser Partei konnte unter den gegebenen Verhältnissen nicht bedeutend sein, indem sie das materielle Wohl des einzelnen Staatsbürgers zum Princip hatte, vor dem die nationale oder staatsrechtliche Seite des öffentlichen Lebens in den Hintergrund trat. Die Bauernfreunde wünschten und wünschen vor allem den Frieden, mag sich derselbe nun in einem Gesammtstaate oder einem Eiderstaate erfüllen. Sie bilden sonach einen starken Gegensatz zu den Eiderdänen, welche mit Recht als die Kriegspartei bezeichnet wurde, während man

unter der Friedenspartei die Bauernfreunde in Verbindung mit der jüngern Arbeiterdemokratie Kopenhagens verstand. Indessen trat dieser Gegensatz öffentlich nicht scharf hervor. Die Demokratie nämlich besaß keine so bestimmte Theorie wie die Eiderdänen, und machte sich auch einen sehr vagen Begriff von derjenigen Ordnung der Verhältnisse, welche sie selbst anstrebte.

Friedrich VII und dessen erste Schritte nach dem Regierungsantritt.

Am 20. Jan. 1848 starb Christian VIII. nach kurzer Krankheit, und sein Sohn Friedrich VII. (geboren 1808) bestieg den Thron. Selten mag wol ein Fürst vor seinem Regierungsantritte der Gegenstand so vieler harter Urtheile gewesen sein wie Friedrich VII. Von früher Kindheit an gewissermaßen vernachlässigt, sei es in Folge der großen Ereignisse, welche die ganze Aufmerksamkeit seines Vaters in Anspruch nahmen, sei es durch die unglücklichen häuslichen Verhältnisse seiner Ältern, besaß der junge Prinz nicht den Ernst und die Gesetztheit, welche eine sorgfältige Erziehung verleiht, nicht die Feinheit, die man in der Schule des Hoflebens lernt, aber auch keine hocharistokratischen Neigungen. Er war schlichten Sinnes, hatte ein feuriges Temperament, und zeigte sich nicht selten aufgelegt zu lustigen jugendlichen Streichen, sodaß man ihm von einer Seite Roheit und Mangel an Anstand und Würde vorwarf. Wie einseitig und ungerecht dieses Urtheil war, beweist schon der Umstand, daß, nachdem der Prinz zu Genf ein Jahr studirt hatte, ihm diese in ihren Sitten strenge Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh. Das äußerst schlichte und bürgerliche Wesen, welches ein Grundzug Friedrich's VII. ist, mag auch wesentlich dazu beigetragen haben, daß in seinen beiden ebenbürtigen Ehen die Übereinstimmung fehlte, sodaß die Trennung der ersten wie der zweiten erfolgte. Bei den niedern Ständen, im Volke, war dagegen der Prinz stets sehr geschätzt, und namentlich rühmte man seine politisch-liberale und volksthümliche Gesinnung, sowie seinen Eifer für das Seewesen. Die Besorgniß, womit man dennoch im Allgemeinen seine Thronbesteigung betrachtete, hatte ihren Grund in der unverkennbar schwierigen Lage Dänemarks, keineswegs aber in dem Mangel an Vertrauen auf den guten Willen des Prinzen.

Bereits am ersten Tage seines Regierungsantritts erließ Friedrich VII. einen „Offenen Brief", in welchem es hieß: „Es soll unser erstes und wichtigstes Ziel sein, dem erhabenen Beispiele unsers Vaters zu folgen, wie er die Milde mit der Gerechtigkeit in unserer Regierung zu vereinigen, die Bewohner sämmtlicher Landestheile mit gleicher landesväterlicher Liebe zu umfassen, und nicht blos die von ihm angefangenen Verbesserungen in der Verwaltung fortzusetzen, sondern auch die von ihm beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziele zu bringen, deren Durchführung allein durch die Krankheit und den Tod unsers Vaters verschoben worden ist, und welche die gegenseitigen Rechte der Bürger sicherzustellen, die Eintracht in unserm geliebten Vaterlande zu fördern und dadurch die Stärke und den Ruhm der Gesellschaft zu befestigen bezweckt." Dieser Kundmachung folgte am 28. Jan. ein Rescript, betreffend die Einführung einer Verfassung, aus dem wir Folgendes hervorheben: „Um die von unserm Vater bezweckte, von uns schon früher angerathene und durch unsern Offenen Brief vom 20. dieses Monats verheißene Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Vaterlandes auf eine Weise zu Stande zu bringen, welche der Aufrechthaltung der Selbständigkeit der verschiedenen Landestheile, sowie ihrer Verbindung zu einem wohlgeordneten Ganzen entspricht, haben wir beschlossen, die Einführung einer derartigen Verfassung in Erwägung zu nehmen, daß dieselbe gleichzeitig die unantastbaren Rechte unserer Krone schützt und die Rechte im Allgemeinen sämmtlicher unserer Unterthanen, sowie die besondern Rechte und Interessen der Einwohner der verschiedenen Landestheile sichert. Zu diesem Zwecke beabsichtigen wir gemeinschaftliche Stände für unser Königreich Dänemark und unsere Herzogthümer Schleswig und Holstein einzuführen, welche sich zu gewissen Zeiten, mit bestimmten Zwischenräumen, in gleicher Anzahl von un-

serm Königreiche und von unsern Herzogthümern, abwechselnd in unserm Königreiche und in unsern Herzogthümern, an denjenigen Stellen, welche näher dazu bestimmt werden, versammeln sollen. Die Rechte, welche wir, vorbehaltlich der nähern, im Verfassungsgesetze festzustellenden Bestimmungen, diesen Ständen beilegen wollen, sollen in einer beschließenden Mitwirkung auf Steuerveränderungen, in der Finanzverwaltung und in den Erlassen von Gesetzen bestehen, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Königreichs und der Herzogthümer angehen. Dabei wollen wir den gedachten Ständen gestatten, Anträge über solche Gegenstände ihrer Thätigkeit an uns einzureichen, welche die gemeinschaftlichen Interessen des Königreichs und der Herzogthümer unmittelbar berühren." Sodann hieß es in diesem Actenstücke: „Endlich soll das Verfassungsgesetz passende Bestimmungen zum Schutze sowol der dänischen als der deutschen Sprache in den betreffenden Districten des Herzogthums Schleswig enthalten"... Ferner: „Bevor wir denjenigen Bestimmungen, welche in das Verfassungsgesetz aufzunehmen sein werden, gesetzliche Kraft verleihen, werden dieselben einsichtvollen und erfahrenen Männern, welche die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen, zur gemeinschaftlichen sorgfältigen Erwägung vorgelegt werden." Außerdem enthielt das Rescript die nähern Vorschriften im Betreff der Wahl jener erfahrenen Männer, wobei der bei den frühern Provinzialständen stattgefundene, keineswegs niedrige Census beibehalten wurde. Die Anzahl der Deputirten sollte 52 sein, 26 für das Königreich, 26 für die Herzogthümer. An demselben Tage wurde eine Commission beordert, um auf dieser Basis einen Gesetzentwurf herzustellen. Diese Commission bestand aus dem Geheimrathe Oersted, dem Etatsrathe Bang und dem unterm 21. Jan. zum Minister ernannten Grafen C. Moltke (Rütschau), bisherigen Präsidenten der Schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Kanzlei.

Jenes Actenstück, welches sich selbst als ein Werk der Regierung Christian's VIII. bezeichnet, war das erste, in dem sich die Gesammtstaatspolitik dieses Fürsten deutlicher ausprägte. Es schien offenbar mehr auf die Regelung der internationalen Angelegenheiten als auf die Begründung einer neuen Ära der Volksfreiheit gerichtet zu sein, legte aber auch zugleich die Halbheit, sowie den gänzlichen Mangel an Entschlossenheit von Seiten Christian's an den Tag. Die Einen meinten, die beabsichtigte Verfassung müsse den Einfluß des deutschen Elements, ja des Deutschen Bundes auf die Angelegenheiten des Königreichs Dänemark herbeiführen. Andere waren unzufrieden, daß sich das Rescript nur vage und undeutlich über die constitutionellen Freiheiten aussprach: wie das Steuerverweigerungsrecht der Stände, die Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, erweitertes Wahlrecht. Die Aufnahme des Rescripts war somit keine günstige. Bewilligungen, die einige Jahre früher dem Volke im Königreiche Dänemark vollkommen genügt hätten, wurden jetzt mit Mistrauen und düstern Ahnungen entgegengenommen, um so mehr, als man sich auf einen gleich ungünstigen Eindruck in den Herzogthümern vorbereiten mußte. Dazu kam, daß die herrschende Stimmung überhaupt mehr erwartete, ja foderte, als der König durch das Rescript versprach. An dieser Stimmung hatte eine unmittelbar nach dem Tode Christian's VIII. erschienene Broschüre: „Beim Thronwechsel", von den Professoren Clausen und Schouw, großen Theil. Dieselbe war innerhalb 48 Stunden nach dem Ableben des Königs der Öffentlichkeit übergeben worden und erregte ungemeines Aufsehen. Sie griff in scharfer Kritik die Politik der Regierung an, und nahm die große politische und nationale Frage mit einer bisher ungekannten Bestimmtheit und Energie auf. Ihr Charakter läßt sich aus der Antwort entnehmen, welche Clausen einer zur Huldigung der beiden Verfasser abgesandten Deputation von Studenten gab, und die zugleich als sein Programm dienen kann. Mit Rücksicht auf seinen großen Einfluß und seine spätere Stellung als Minister möge hier diese Antwort folgen: „Unser allergnädigster König hat seinen Bürgern zugesagt, die von dem verewigten Könige bezweckte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziele bringen zu wollen. Dies sind keine bestimmten Worte.

wenn auch in denselben Dasjenige liegen kann, was wir Alle wünschen. Aber zur Ordnung der Verhältnisse in Dänemark gehört zuvörderst, daß diejenige Unordnung beseitigt werde, welche in Dänemark alt geworden, und wodurch die Grenze zwischen Deutsch und Dänisch, zwischen Dänemark und den deutschen Bundesstaaten verschoben oder ausgewischt ist. Das erste Grundgesetz der versprochenen Ordnung, welche wir erwarten, ist darum dasjenige, daß Das, was dänisch ist, in allen Stücken als dänisch, was deutsch in jeder Beziehung als deutsch anerkannt und behandelt werde. Wir wissen es Alle, daß unser König eine dänische Gesinnung, ein dänisches Herz geerbt hat. Wir erwarten von ihm und von seinem Rathe die Art und Weise der verheißenen Ordnung der Verhältnisse. Es gibt aber ein zweifaches Erwarten. Wenn es sich um gleichgültige Dinge handelt oder um Sachen, in denen man keine Stimme haben kann oder darf, dann kann eine Regierung über die Erwartungen, über die Stimmung des Volks im Unklaren sein, und vielleicht eben dann am tiefsten verwunden, indem sie am volksthümlichsten handeln will. Es gibt aber auch ein Erwarten, wo das Volk frei, ohne Vorbehalt seine Stimmung, seine Wünsche zu erkennen gibt, und dadurch auf die Regierung aufklärend, zumuthend, stärkend einwirkt. Es ist auf diese Weise, daß es uns zu erwarten geziemt. Unser dänischgesinnter König und sein Rath müssen es wissen, daß, wenn das Volk Dänemarks eine freie Verfassung wünscht und begehrt, es dann diese wünscht und begehrt als ein dänisches Volk; sie müssen es wissen, daß wir kein Recht erwerben wollen, welches Schleswig mit Holstein identificirt und der dänischen Nationalität jenseit der Königsau ein Grab bereitet." Jene Broschüre wurde in allen Vereinen laut vorgelesen, und ihre Tendenzen beherrschten die öffentliche Meinung, wenigstens die kundbar wurde; denn die Gegner derselben ließen sich kaum vernehmen.

Am 24. Jan. waren durch ein Rescript sämmtliche zur Zeit schwebende politische und Preß-Processe niedergeschlagen, alles der Censur Unterworfene derselben überhoben, alle in diesen Sachen gefällten, noch nicht erfüllten Strafurtheile außer Kraft gesetzt worden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bekannten Processe gegen Beseler, Dr. Lorenzen, Olshausen, Tiedemann, Wiggers und Rohwer jun., betreffend die im Jahre 1846 zu Neumünster abgehaltene Volksversammlung, aufgehoben. Man schrieb in Dänemark diese Liberalität dem neuen Könige, Alles, was misliebig war, aber seinen alten Rathgebern zu, gegen welche sich fortan eine Opposition, kräftiger als je, bildete. Die Animosität gegen die sogenannte separatistische Partei in den Herzogthümern wuchs mit dieser Opposition, besonders nachdem der Entschluß der einflußreichsten schleswigschen und holsteinischen Ständedeputirten, auf einer Versammlung in Kiel, keine Adresse an den König einzureichen, bekannt geworden war. Um so zahlreicher aber war die Zuströmung von Adressen aus allen Theilen Dänemarks, und der Ton in denselben lautete manchmal eben nicht gar zu gemäßigt. Bemerkenswerth blieb, daß während in den Adressen der intelligentern Stände und der meisten Städte die Nationalitätsfrage den ersten Platz einnahm, diese in den Adressen des Bauernstandes nur oberflächlich berührt wurde; hier waren es die socialen Interessen, auf welche man die Aufmerksamkeit des Königs hinzuleiten suchte.

Die Märzbewegung.

So verging ein Monat unter mannichfaltigen Hoffnungen und Erwartungen. Man lebte in großer Spannung, und es schien, als hätte man eine Ahnung von kommenden Ereignissen. Endlich verbreitete sich in den letzten Februartagen die Nachricht von der Revolution in Frankreich, die in Kopenhagen mit lautem Jubel aufgenommen wurde und die Erwartung zur Aufregung steigerte. Die Franzosen, die „alten Freunde und Alliirten Dänemarks", hatten eine demoralisirte Regierung vernichtet und deren Haupt vertrieben. In Dänemark war die bisherige Richtung der Politik ebenfalls unpopulär, ja, von dem ultranationalen Gesichtspunkte aus, demoralisirend gewesen. Sie befand sich aber jetzt in einer Krisis, auf deren Ausgang

zur größern Freiheit jene welterschütternde Begebenheit nur einen fördernden Einfluß haben konnte. Diese und ähnliche Gedanken lagen so nahe, und an Gerüchten, die sich damit verwandt zeigten, fehlte es nicht. Man erzählte sich z. B., der Minister Karl Moltke sei bei einem Verrathe ertappt und unter Bewachung gestellt worden, der Staatsrath sei in Auflösung begriffen, u. s. w. Das Ganze reducirte sich auf die am 2. März erfolgte Entlassung des bisherigen Premierministers Stemann, der als Präsident der Kanzlei und Justizminister durch den persönlichen Freund des Königs, den Stiftamtmann von Fünen, Herrn von Bardenfleth, ersetzt wurde. War Stemann auch jahrelang der Leiter der Regierungsideen Friedrich's VI. gewesen, so hatte er doch schon unter Christian VIII. keine sehr große Bedeutung mehr. Seine Dispensation, unter Vorbehalt seines Sitzes im Staatsrathe, hatte ihren Grund in seinem hohen Alter, und bezeichnete keinen Wechsel des Systems, besonders da es zweifelhaft, ob überhaupt die Regierung damals einen solchen beabsichtigte.

Man wollte übrigens wissen, daß die dänischen Diplomaten und Staatsmänner nicht so wie das dänische Volk über die Revolution in Frankreich dachten. „Die französische Republik", sagte einer derselben, „hält sich keine drei Monate." Man glaubte durchaus nicht, daß eine Welterschütterung begonnen habe, und erwartete durchaus keine ernsten Folgen für das eigene Land. Und doch hatte man allen Grund zu solchen Erwartungen. Nicht blos, daß die schleswig-holsteinischen Deputirten am 27. Febr. in Kiel eine Erklärung abgaben, welche ausdrücklich gegen das Princip des Verfassungsrescripts gerichtet war und eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte der Herzogthümer enthielt, sondern auch eine Anzahl der Deputirten der Inselstifte erklärte am 24. Febr. in Kopenhagen: „sie schritten nur in der Voraussetzung zur Wahl von erfahrenen Männern, daß die in das angekündigte Verfassungsgesetz aufzunehmenden Bestimmungen erst dann gesetzliche Kraft erhalten würden, nachdem sie von einer Volksrepräsentation geprüft und angenommen worden wären, welche nach einem von den Provinzialständen berathenen Wahlmodus gewählt sein müßten." Eine solche Selbständigkeit gegen die Regierung hatte man noch nie gezeigt; das Stadium der Petitionen war vorüber: man sprach von einem Wollen. Eine Angelegenheit von der größten staatsrechtlichen Wichtigkeit, seit Jahrhunderten Gegenstand des Streits und im höchsten Grade verwickelt, sollte definitiv geregelt werden. Man fühlte den Augenblick gekommen, und seine Bedeutung wurde von beiden Seiten begriffen. Am 7. März enthielt „Fädrelandet" eine von Hvidt unterzeichnete, auf die schleswigsche Frage besonders gerichtete Einladung zu einer Versammlung auf den 11. März im Casino. An 3000 Menschen waren bei dieser Versammlung gegenwärtig. Beim Eintritt ins Casino wurde der Aufruf eines Comité (Etatsrath Hvidt, die Professoren Clausen, Flor, Krieger und Pedersen, Advocat Lehmann, Grossier Meinert, Candidat Ploug und Capitän Tscherning) vertheilt, worin die Männer dieses Comité ihre Mitbürger aufforderten, durch Geldbeiträge das Comité zu unterstützen, und durch alle gesetzliche und geziemende Mittel, vor allem durch das mündliche und schriftliche Wort, auf eine constitutionelle Verfassung Dänemarks und Schleswigs hinzuwirken. Hvidt präsidirte der Versammlung, und eröffnete sie mit einigen einleitenden Worten, worauf der Professor Clausen in einem längern Vortrage den Zweck entwickelte. Er hob hervor, wie glücklich sich Dänemark schätzen könne, einen volksthümlich und wirklich dänischgesinnten König zu haben, um den man sich sammeln müsse. Diesen Worten folgte ein wahrer Sturm des Beifalls. In demselben Geiste und unter gleichem Beifall sprachen Lehmann und Tscherning. Der Letztere erklärte in sehr bestimmten Ausdrücken das Herzogthum Schleswig für eine dänische Provinz, deren Wille nicht in Betracht kommen dürfe, und foderte Diejenigen auf, die entgegengesetzter Meinung sein möchten, dieselbe zu begründen. Nur Zwei fanden sich, und diese wurden auf eine der Würde einer solchen Versammlung nur schlecht entsprechende Weise empfangen. Der Eine, der Schullehrer Rasmus Sörensen, entwickelte, wie man sich unnützerweise

dem Nationalitätsschwindel in die Arme werfe, ohne die Stimme der Menschenrechte zu beachten. Der Redner wurde für „verrückt" erklärt, und dem diesem folgenden, dem Journalisten Goldschmidt, ging es nicht viel besser. Am folgenden Tage fand eine fast ebenso zahlreiche Versammlung im Hippodrom statt, die einen weniger nationalen als demokratischen Charakter verrieth, und wo hauptsächlich über eine Petition, betreffend die Erweiterung des Wahlrechts, debattirt werden sollte. Dirigent war ein junger begabter Handwerker, der Fournierschneider Frederiksen. Die Bildung eines permanenten Comité für die Wahlreform wurde hier beschlossen. Nach Erledigung dieser Angelegenheit nahm der Polytechniker Magister A. Steen das Wort, und führte die Discussion auf das Gebiet der Tagesfrage hinaus. Er wies auf die Nothwendigkeit einer vollkommenen Eintracht in dem gegenwärtigen Augenblicke hin, und verglich zwei Parteien im Lande miteinander, von denen er die eine die nationale nannte, während er der andern doch nicht das Prädicat „antinational" beilegen mochte. „Diese Parteien", bemerkte er noch mit vollem Recht, „sind im Wesentlichen so wenig uneinig, daß sie durch einen ehrlichen und offenen Austausch ihrer Ansichten zur Einigkeit gelangen müssen." Die Journalisten Goldschmidt und Grüne warfen der nationalen Partei vor, diese hätte aus Eifer für ihre Lieblingsideen die Freiheit und die Gleichheit vernachlässigt, eine Beschuldigung, gegen welche Lehmann mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit auftrat. Erst um Mitternacht ging die Versammlung auseinander. Der erste Act des kopenhagener Märzdrama war beendigt. Die Revolution war von diesem Augenblicke an vorbereitet, aber in und von dem Volke, und nicht, wie man von anderer Seite her behauptet, von oben. Dort herrschte im Gegentheil Rathlosigkeit, vielleicht sogar, bis zum letzten Moment, Sorglosigkeit. Wie in Kopenhagen, geschahen inzwischen auch Demonstrationen in den Herzogthümern. In einer Versammlung zu Rendsburg am 18. März wurde beschlossen, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, deren Foderungen ebenso kategorisch waren wie die der Dänen. Der unbefangene Beobachter mußte in diesen Bewegungen zwei Nationalitäten als feindliche Parteien finden, die sich von ihren besondern Gesichtspunkten aus zum Kampfe rüsteten. Das hatte aber die dänische Partei voraus, daß sie einiger und energischer war, und daß ihre Mehrheit keinen Augenblick die innere freiheitliche Entwickelung des Landes vergaß, selbst dann nicht, als sie um die Gunst der absolutesten aller Dynastien buhlen mußte.

Die Nachricht von der Versammlung in Rendsburg traf am 20. März Morgens mit dem Dampfschiff in Kopenhagen ein. Das zu Rendsburg Geschehene ward natürlich mit grellen Farben geschildert und stark übertrieben. Die Herzogthümer sind im Aufruhr; eine Deputation wird dem Könige den Gehorsam kündigen; Freischaren werden gebildet! Diese und ähnliche Gerüchte verbreiteten sich wie ein Lauffeuer durch die Hauptstadt. Um 11 Uhr Vormittags erschien ein Parolebefehl, daß eine Defensionscommission zusammentreten und für vorläufige Rüstungen sorgen solle. Man meinte sonach, der Krieg sei schon ausgebrochen, und diese Voraussetzung war von großer Bedeutung in einem Augenblicke, wo die Volksstimmung fesselos sich zeigte und die Schritte der Regierung bestimmte. Gegen Mittag veröffentlichte das Casinocomité eine Auffoderung zu einer Versammlung auf den Abend.

Die Bürgerrepräsentation hielt indessen vorher eine Sitzung, in welcher die folgende Adresse an den König entworfen und angenommen wurde: „Die Rathgeber, welche Ew. Majestät von Ihren Vorgängern geerbt haben, sind nicht im Besitz des Vertrauens des Volks, ebenso wenig in dem eigentlichen Dänemark als in Schleswig und Holstein; die mit jedem Tage mehr hervortretenden traurigen Früchte ihres Regierungssystems haben jeden Glauben untergraben müssen, daß sie jetzt die Einsicht und die Kraft zur Errettung des Landes besäßen. Die Stunde der Entscheidung naht mit Riesenschritten. Der Staat wird aufgelöst werden, wenn Ew. Majestät nicht ungesäumt Ihren Thron mit Männern umgeben, welche der Größe

der Aufgabe gewachsen sind, und der Regierung einen energischen Willen und den Beistand der Nation verleihen können — Männer, welche die Ehre Dänemarks erretten und die Freiheit des Landes begründen können. Wir rufen Ew. Majestät an, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu bringen." Diese Adresse wurde von dem Vorsitzenden der Bürgerrepräsentation und des Casinocomité in die Casinoversammlung mitgebracht und daselbst vorgelesen. Die Zuhörer, die sich noch zahlreicher als das vorige mal eingefunden hatten, nahmen sie mit Begeisterung auf, und Orla Lehmann bestieg darauf die Tribüne. Seine mit seltener Beredtsamkeit gehaltene Rede war weniger gehaltreich als geschmackvoll, weniger überzeugend als überwältigend. Er entwickelte die Principien seiner Partei, und hob mit Geschicktheit die umlaufenden Gerüchte hervor, indem er sie zu übergehen schien. Der Kern seines Vortrags war aber die Behauptung, das Vaterland sei in Gefahr. Sein Triumph war glänzend. Nach ihm ergriff der Etatsrath Francke das Wort, um gegen jene Gerüchte zu protestiren. Durch Briefe aus Kiel könne er die Unwahrheit derselben beweisen. Seine Meinung sei deshalb, daß man nichts unternehmen dürfe, bevor die schleswig-holsteinische Deputation eingetroffen. Sein Vorschlag wurde ziemlich ruhig aufgenommen. Jedoch die Stimmung war aufgeregt, die deutsche Gesinnung Francke's bekannt, und seine Antworten auf die an ihn gerichteten Interpellationen wurden in einem Tone gegeben, der einen ungünstigen Eindruck machte. Monrad fragte ihn, ob er die Natur des Zwiespalts in der rendsburger Versammlung und den Inhalt der von der Deputation zu überbringenden Anträge kenne. Francke antwortete, die Majorität habe die Verbindung mit Dänemark aufrechthalten wollen, während die Minorität einen Anschluß an den Deutschen Bund verlange. Über den Inhalt der Anträge sei ihm nichts bekannt geworden. Tscherning wünschte zu erfahren, ob es wahr sei, daß ein Bataillonschef mit seinem Bataillon die Anträge unterschrieben habe, und fand sich nur wenig befriedigt durch die Erklärung, man hätte nicht als eine Militärcorporation, sondern man hätte als Privatmänner unterschrieben. Lehmann trat darauf wieder hervor und hielt eine Rede, die an Kühnheit unerhört war. Nachdem er die Meinung ausgesprochen, der Etatsrath Francke habe mit seinem Proteste nichts bewiesen, ging er zur Kritik der Regierung und selbst des Königs über, geißelte mit Gehässigkeit, wenn auch mit einem gewissen Recht, das Ministerium, und erklärte den Sturz desselben für eine Nothwendigkeit. Während dessen nahm die Versammlung den Anschein eines gesetzgebenden Convents an. Der Redner proclamirte als das Programm des neuen Ministeriums: „1) Eine schleswig-holsteinische Verfassung ist eine Aufgebung des Rechts der dänischen Krone auf Schleswig. Dazu ist der König unberechtigt, und das dänische Volk kann dies nie dulden. 2) Das dänische Volk sagt dem Könige seinen unbegrenzten Beistand zu, um die heiligste seiner Regentenpflichten zu erfüllen, die ungekränkte Aufrechthaltung des souveränen dänisch-schleswigschen Reichs zu bewahren. 3) Die gegenwärtige Verbindung Dänemarks mit Schleswig kann nur durch eine für beide gemeinschaftliche Reichsverfassung, auf ein wahrhaft volksthümliches Wahlgesetz basirt, gesichert werden. 4) Die gegenwärtige provinzielle Selbständigkeit Schleswigs und die Rechtsgleichheit der darin befindlichen Nationalitäten sollen durch einen eigenen Provinziallandtag und durch entsprechende provinzielle Einrichtungen in der Verwaltung und in der Rechtspflege geschützt werden. 5) Die Wohlfahrt Dänemarks fodert, daß der König ungesäumt den Thron mit Männern umgibt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung die nöthige Kraft und das Vertrauen der Nation verleihen können." Nach jedem Passus brach die Versammlung, über ihre Meinung befragt, in lauten Beifall aus; blos der vierte Punkt erhielt nur eine schwache Acclamation. Gegen den fünften erhob sich eine unbedeutende Opposition, die Tscherning aber widerlegte. Die folgende Discussion war ohne große Bedeutung; erst zum Schluß wurde sie wieder interessant und charakteristisch. Die Bürgerrepräsentation hatte beschlossen, die Adresse am folgenden Tage dem Könige zu übergeben. Der Journalist Ploug schlug nunmehr der Ver-

sammlung vor, jene Herren zu begleiten. Plötzlich erhoben sich Stimmen, welche foderten, man solle sich auf der Stelle zum Könige begeben. Tscherning verhinderte indessen diese Demonstration durch die Phrase: „der Weg des Dunkels gezieme sich nicht (es war gegen Mitternacht); man solle das Licht wählen." Eine Versammlung auf dem Alten Markt, am nächsten Vormittage, 11 Uhr, wurde darauf beschlossen. Bevor man auseinanderging, wurden dem Vaterlande, dem Könige und dem neuen Ministerium enthusiastische Hochs gebracht. Es war also nicht eine berathende, sondern gerade eine gesetzgebende Versammlung, und weil sie eine Autorität, die nach der bestehenden Verfassung dem Staatsoberhaupte, dem Könige, allein zustand, usurpirt hatte, war sie revolutionär. Daß die Versammlung mit den persönlichen Sympathien des Monarchen harmonirte, änderte die Sache nicht.

Während dieser Ereignisse im Casino waren die meisten Studirenden, die Künstler und die Polytechniker im Solennitätssaale der Universität, im Hippodrom aber eine große Menge Arbeiter versammelt gewesen. An beiden Stellen hatte man von Stunde zu Stunde Referate über jene Verhandlungen erhalten. Auch hatten die beiden letztern Versammlungen einen Anschluß zum folgenden Tage an die Bürgerrepräsentation beschlossen. Die Polizeibehörde mischte sich in diese Demonstrationen durchaus nicht ein. Zwar hatte sie früher, sogar vor den pariser Ereignissen, ein waches Auge auf die Vereine, namentlich auf diejenigen der Studenten und der Handwerker gehabt; direct war sie aber nie eingeschritten, und in den Märztagen merkte man überhaupt nichts von ihrer Existenz. Es war, als ob selbst die Behörden die moralische Nothwendigkeit Desjenigen, was geschah, einsähen, und als ob sie zu viel Achtung für den energischen Volkswillen der Hauptstadt hegten, um gegen die ernstvollen Äußerungen desselben hemmend einzuschreiten.

Der für Dänemark so denkwürdige 20. März brach mit trübem Himmel hervor. Es hatte die Nacht durch geregnet; aber trotz der Unsauberkeit der Straßen waren diese doch vom frühen Morgen an voll von Menschen. Überall sah man theils Spaziergänger, theils Gruppen, Einige mit ernsten Mienen und unheimlichen Ahnungen, Andere heiter und voll Hoffnung auf einen guten Ausgang. Ein vereinzeltes Gerücht von einer Truppenconsignation zur Abwehr der beabsichtigten Demonstration wurde mit Unwillen aufgenommen und abgewiesen. Das Volk vertraute fest auf den König. Gegen 11 Uhr waren der Alte Markt und die angrenzenden Straßen gedrängt voll von Bürgern, Studenten und Arbeitern. In dem Rathhause, das auf jenem Platze liegt, befanden sich die Bürgerrepräsentanten mit Hvidt an der Spitze. Bald setzte sich der Zug in Bewegung, die Deputation entblößten Haupts, hinter ihr die Corporationen, zuletzt in geordneten Reihen die übrige Menge. Aus allen Fenstern wehten Tücher und wurden Blumen geworfen und Beifall dem Zuge zugerufen. Auf den Schloßplatz angelangt, betrug die Menschenmasse an 15000 Köpfe. Man wartete hier in der größten Stille, bis der Etatsrath Hvidt vor den übrigen Mitgliedern der Deputation wieder zum Schlosse herauskam. Er begrüßte die Versammlung mit dem Zuruf: „Das Ministerium ist aufgelöst! Es lebe der König!" Ein donnerndes Hoch antwortete. Die Deputation und die Versammlung begaben sich darauf wieder nach dem Alten Markt hin, und hier, von der Treppe des Rathhauses aus, verkündigte Hvidt der Hauptstadt eine Nachricht, die man seit 1660 die erste dieser Art in Dänemark nennen konnte. Die Delegirten der Studenten verbreiteten die Resultate der Deputation auf der Universität. Auch wurde hier beschlossen, daß die aus Kiel erwartete Deputation unter dem Schutze der dänischen Nationalehre, und speciell der Studenten, stehen sollte.

Der König mit Bardenfleth zur Seite hatte die Adresse aus der Hand Hvidt's entgegengenommen, und sogleich nach der Durchsicht derselben der Deputation geantwortet: „Es freut mich Ihnen sagen zu können, daß ich schon im voraus Dasjenige erfüllt habe, was Sie von mir erbitten. Das alte Ministerium ist aufgelöst. Es hat mir heute seine Vollmachten zurückgeliefert. Wenn Sie, meine Herren, dasselbe Vertrauen auf Ihren König haben wollen, welches ich auf mein Volk habe,

dann werde ich Ihnen ein getreuer Führer zur Ehre und Freiheit sein." Das alte Ministerium war in der That wenige Augenblicke vorher aufgelöst worden. Über die Vorfälle im Innern des Schlosses gab es selbstverständlich keine officiellen Berichte. Es war antidänischen Schriftstellern, den Professoren Droysen und Samwer vorbehalten, dieselben in ihrer Vollständigkeit zuerst an die Öffentlichkeit zu bringen. Es ist kein Grund vorhanden, die Wahrheit ihrer Angaben über jene Ereignisse zu bezweifeln, um so mehr, als sie aus Quellen geschöpft haben, die in diesem Punkte vollkommen zuverlässig sein können. Nach der Darstellung jener Männer befand sich am Montag Abend Herr von Bardenfleth beim Könige, als daselbst die Nachricht von den Scenen im Casino eintraf. Es ward in Folge dessen eine Staatsrathssitzung auf den folgenden Morgen um 9 Uhr angesetzt. Hier erklärte der König, ein Wechsel des Systems sei nothwendig geworden; Herr von Bardenfleth werde das Weitere mittheilen, und er (der König) hoffe, daß sämmtliche Minister bleiben würden. Man konnte sich aber nicht einigen, und das Ministerium verlangte in pleno seine Entlassung, die denn auch angenommen wurde. Die eindringliche Bitte des Königs an den Finanzminister, Grafen W. Moltke-Bregentved, er möge bleiben, war vergeblich. „Das Ministerium und die Verfassung vom 28. Jan. war über Bord geworfen. Graf K. Moltke eilte wüthend zum Schlosse hinaus. Graf Criminil, der schon lange ein Unglück witterte, folgte ihm, tief erschüttert von der formlosen Vermessenheit, durch einen einzigen Hieb das alte Gebäude umzuwerfen. Die Andern schlichen sich unwillig nach Hause — Oersted, der noch nicht zur Erkenntniß gekommen war, daß auch die Dänen ihn längst der Vergessenheit übergeben hatten, nicht wenig erbittert über seine schroff hingeworfene Entbehrlichkeit."

Die Begebenheiten in Kopenhagen riefen zunächst die Erhebung der Herzogthümer hervor, die wir jedoch hier nicht zu schildern haben. Nur wollen wir einen Blick auf das Verhältniß des Königs zu der Revolution werfen. Man hat gesagt, der König sei unfrei gewesen, und die Herzogthümer sind officiell von diesem Standpunkte ausgegangen. Der König war unfrei: so dachte auch die Aristokratie und die alte Bureaukratie, wenn sie es auch nicht sagte. Ob nun aber frei oder unfrei — die Revolution siegte; und jene Frage hatte factisch nur für die Zukunft Bedeutung. Diese Zukunft ist jedoch bereits zur sichern Gegenwart geworden, indem das dänische Grundgesetz mit seinen Bestimmungen zur Regelung der gesammtstaatlichen Verhältnisse in aller Form besteht, und der König sich bei keiner Gelegenheit, auch nicht im mindesten, als Gegner desselben gezeigt hat. Vielmehr aber dürfte sich, wie die Sachen jetzt stehen, der König als die kräftigste Stütze des Grundgesetzes erweisen. Die Verfassung vom 28. Jan. 1848, die er von seinem Vater überkam, besaß seinen Beifall keineswegs; sie mußte ihm vielmehr als Erbschaft aufgedrungen erscheinen. Dabei ist Friedrich VII. von jeher Nationaldäne und also ein Gegner des principiellen Schleswig-Holsteinismus gewesen, weshalb er auch nie auf freundschaftlichem Fuße mit seinen Onkeln, dem Herzoge und dem Prinzen von Augustenburg, lebte. Man kann demnach sagen, daß die Ereignisse vom 20. März 1848, welche Dänemark und dem dänischen Elemente eine freiere Entwickelung verliehen, den eigenen Ansichten und Wünschen des Königs nicht entgegen waren. Unfrei mochte er aber hierbei insofern sein, als ihm in dem kritischen Augenblicke die Kraft und die helle Einsicht abgingen, selbst die nächsten Begebenheiten nach seiner Überzeugung oder seinen wohlwollenden Gefühlen zu lenken. Was man von Gefangennahme, Drohungen und dgl. erzählt hat, ist Alles unwahr gewesen.

Das Märzministerium.

Mit der Entlassung der alten Minister war die Krisis noch nicht vorüber; vielmehr trat sie blos in ein neues, noch schwierigeres Stadium. Man kann ohne Minister nicht regieren, und diese sind oft nicht leicht zu finden. Dem Könige war nur ein einziger Rathgeber, Herr von Bardenfleth, geblieben. Dieser sollte das neue

Cabinet bilden; aber aus welchen Elementen! Die Casinopartei hatte vollständig gesiegt; ihre Politik mußte die officielle werden, und ein Staatsrath ohne Repräsentanten dieser Politik war eine Unmöglichkeit. Es bewies aber keinen außerordentlichen Scharfsinn des Herrn von Bardenfleth, daß er dies nicht sogleich einsah; oder er wollte es vielleicht nicht einsehen. Er gehörte jener Partei nicht an, und war möglicherweise, trotz seines einfachen, bürgerlichen Wesens, kein Freund von gar zu bürgerlichen Collegen. Selbst der bescheidenste Geheimrath mochte am Ende eine zu große Kluft zwischen sich und einem Journalisten oder einem abgedankten Capitän finden. Indessen, gänzlich übergehen konnte er die Partei nicht, und die Zeit war kostbar. Clausen und Schouw hatten gleich anfangs definitiv abgelehnt, und man schickte deshalb nach dem Magister Monrad. Man schlug diesem vor, in ein neues Cabinet einzutreten, welches man im Übrigen aus der jüngern und kräftigern Bureaukratie bilden wollte. Monrad weigerte sich aber, „allein" einzutreten. Ebenso wenig führte eine Conferenz mit Francke und dem Grafen Sponneck zu einem Resultate. Eine zweite Conferenz am Abende mit diesen Beiden war nicht ergiebiger: sie wurde von Monrad unterbrochen, der mit großer Bestimmtheit die Festhaltung an jenem Casinoprogramm foderte. Herr von Bardenfleth schwankte; er soll einen Augenblick entschlossen gewesen sein, das Casino gänzlich zu ignoriren. Wie war dies auch einem Manne anders möglich, der selbst kein Programm hatte? Es war gegen 10 Uhr Abends, als sich im Vorzimmer des Königs Francke, Sponneck, Hvidt und Monrad befanden, die dorthin berufen waren. Bei ihnen verweilte auch der Cabinetssecretär von Tillisch, während Bardenfleth selbst mit dem Könige verhandelte. Im Laufe der nächsten Stunden wurden noch die Etatsräthe Bang und Rathgen und der Baron K. Plessen gerufen. Die Verhandlungen dieser Nacht sollen äußerst merkwürdig gewesen sein. Herr von Bardenfleth konnte noch keine Festigkeit und Bestimmtheit gewinnen; die gemäßigten Dänen, Bang und Sponneck, suchten vergebens zu vermitteln; die Schleswig-Holsteiner hielten ihr Princip consequent fest; die Casinomänner nahmen im Bewußtsein ihres baldigen Siegs wenig Theil an der Discussion. Monrad soll geradezu mit der Republik gedroht haben. Gegen Morgen ging die Versammlung auseinander. Das ganze Resultat war, daß Plessen, Bang und Bardenfleth die Deputation der Herzogthümer zu empfangen beauftragt wurden. Über die derselben zu ertheilende Antwort war noch kein Entschluß gefaßt. Aber auch dieses Arrangement wurde wieder zerstört, als wenige Stunden darauf, am 22. März Morgens, mit dem Dampfboote, auf welchem die Deputation anlangte, neue beunruhigende Nachrichten eintrafen. Der Bogen war aufs höchste gespannt: eine Entscheidung mußte herbeigeführt werden. Die Mitglieder des alten Cabinets und die Herren Hvidt, Monrad, Tscherning, Lehmann, Bang, Plessen, Präsident Bluhme und Clausen wurden zum Könige berufen. Das Endresultat, welches nur mit der äußersten persönlichen Anstrengung von Seiten des Königs erreicht worden sein soll, war nun die unter dem Namen des Märzministerium bekannte Combination: Moltke-Bregentved (Finanzen und interimistisch Marine), Bardenfleth (Justiz), Graf Knuth (Auswärtiges), Tscherning (Krieg), Monrad (Cultus), Bluhme (Handel), Hvidt und Lehmann (ohne Portefeuilles), Plessen (interimistisch für die Herzogthümer). Später wurde das Marineministerium dem Commandeur Zahrtmann übertragen.

Inzwischen machte sich mit Verbreitung der üblen Nachrichten der Groll gegen die Herzogthümer Luft, und die angekommenen Deputirten schwebten sogar in persönlicher Gefahr. Vor ihrer Wohnung im Hotel d'Angleterre hatte sich eine ungeheure Menschenmasse versammelt. Delegirte dieser Masse foderten Garantien, daß die Deputation die Stadt nicht heimlich verlasse. Es wäre vielleicht zu den traurigsten Auftritten gekommen, hätte nicht der Consul Hage, der Onkel Lehmann's, den Deputirten ein Obdach in seinem Hause angeboten und die verlangte Garantie übernommen. In der folgenden Nacht diente eine freiwillige Sicherheitswache der Studenten den schleswig-holsteinischen Abgesandten zum Schutze. Die Namen der

neuen Minister waren vom Volke mit großem Jubel empfangen worden; gegen Abend brachten 20000 Menschen dem Könige ihre Hochs auf dem Schloßplatze. Als man einige der Minister das Schloß zu Fuß verlassen sah, begleitete man sie nach ihren Wohnungen und brachte ihnen daselbst Huldigungen. Unordnungen fielen sonst durchaus nicht vor.. Merkwürdig war es, daß eine beabsichtigte Illumination ausblieb. Nur wenige Fenster waren erleuchtet, unter diesen die des russischen Generalconsuls und das Redactionsbureau der „Berling'schen Zeitung", des halbministeriellen Organs der frühern Regierung. Am 23. März verhielt sich die Hauptstadt nach solcher Anspannung ruhig. Man hatte ja jetzt das vorläufige Ziel erreicht. Die Nachrichten von den ersten Maßregeln der neuen Regierung, von der Zurückhaltung des Postdampfschiffs und der Förderung des Defensionswesens wurden mit Befriedigung aufgenommen. Die Audienz der Deputation blieb nun noch übrig. Diese fand am 24. März statt, und unmittelbar darauf führte der Kriegsdampfer Hekla die fünf Herren nach Kiel. Bei ihrer Abreise hatte sich eine unübersehbare Menschenmasse auf der „Langelinie" versammelt. Der Chor der fortwährend ertönenden nationalen Lieder verkündigte den Abziehenden den vollständigen Sieg und den energischen Willen der ultranationalen Partei.

Eine Proclamation, die am 24. Mittags erschien, enthielt das neue Programm „Dänemark an die Eider" und lautete also: „Der Gruß des Königs an die Einwohner Kopenhagens. Vor zwei Tagen danktet ihr uns jubelnd, weil wir euren Wünschen zuvorgekommen waren. Jetzt danken wir euch für die Ordnung und die Ruhe, die ihr in diesen Tagen bewahrt habt. Den schleswig-holsteinischen Abgesandten haben wir geantwortet, daß wir weder die Gewalt noch den Willen haben, Schleswig in den Deutschen Bund einzuverleiben oder es von unserm geliebten Vaterlande getrennt werden zu lassen, daß aber Dänemark und Schleswig vereinigt werden sollen unter einer freien Verfassung mit der möglichst großen provinziellen Selbständigkeit für Schleswig, und daß dagegen Holstein, als deutscher Bundesstaat, seine eigene freie Verfassung haben soll. Wir haben also diejenigen Zugeständnisse gemacht, zu denen wir befugt sind. Wird unser Anerbieten nicht angenommen, dann werden wir mit unserm ganzen dänischen Volke die Würde Dänemarks aufrechthalten. Die Sicherheit der schleswig-holsteinischen Abgesandten vertrauen wir der Ehre unsers dänischen Volks an. Friedrich R. A. W. Moltke."

In den ersten Tagen nach diesen Begebenheiten erfolgte die officielle Ernennung der neuen Minister. Auf der Liste fehlte Plessen, weil durch die kieler und rendsburger Auftritte am 24. März ein Ministerium für Holstein ohne Thätigkeit gewesen sein würde. Das Märzministerium trat unter äußerst mislichen Verhältnissen ans Staatsruder. Eine Politik sollte befolgt werden, die fast in der Hälfte der Länder, welche der König-Herzog beherrscht, verhaßt war und aller Wahrscheinlichkeit nach ein mächtiges Ausland gegen sich waffnen würde. Schon damals sahen Männer von tieferer Einsicht den Krieg mit dem Deutschen Bunde voraus. Die Aussichten auf fremden activen Beistand für Dänemark waren unter damaligen Zeitverhältnissen sehr schwach, und das eigene Defensionswesen befand sich überdies in einem höchst vernachlässigten Zustande. Die innere Freiheit sollte organisirt, oder richtiger, mit Beseitigung althergebrachter Vorrechte und des eventuellen Widerstandes der privilegirten Stände, neu geschaffen werden. Zog man dies Alles in Betracht, so mußte man unwillkürlich über die Zuversicht staunen, mit welcher die neuen Staatsmänner ihr Werk begannen. Und außerdem ging den Meisten von ihnen gänzlich die Praxis in der Staatskunst ab. Moltke, ein altersschwacher Mann, der höchstens durch seinen Namen dem Cabinete einiges Ansehen nach außen verleihen konnte; Bardenfleth, zwar ein rechtschaffener Mann, aber thatsächlich kein Politiker; Graf Knuth, bisher Amtmann in Soröe und, bis auf seine biedere, liberale Gesinnung, eine ganz unbekannte Größe; Bluhme, ein ausgezeichneter Beamter, von dessen politischen Capacitäten aber damals durchaus keine Beweise vorlagen. Hvidt, der populärste von Allen, fast so alt wie Moltke, mit Verdiensten auf dem Gebiete

der communalen Entwickelung, aber kein Staatsmann. Endlich Lehmann, Monrad und Tscherning. Der Erstere, höchst begabt, vielleicht weniger kenntnißreich, begeistert, geschmeidig und willensfest, von einem interessanten Aeußern, gewaltiger noch als Redner denn als Schriftsteller, bewies später nur zu sehr, daß er kein feiner Diplomat. Der Theologe Monrad mußte, neben Tscherning, als die eigentliche Seele des Cabinets gelten. Mit großer Gelehrsamkeit verband er ein eminentes Talent; seine Besonnenheit war mit feiner Schlauheit gepaart, und die Schnelligkeit seines Auffassungsvermögens war ebenso außerordentlich wie die Leichtigkeit, womit er arbeitete. Er und Lehmann gehörten zu den Koryphäen der skandinavischen Eiderdänen. Anders Tscherning, welcher deshalb auch unabhängiger dastand als Jene. Er ist ein Mann von den umfangreichsten Kenntnissen, von einem großen organisatorischen Talente und von einem eisernen Fleiße. Der Kammerherr Zahrtmann, welcher im Märzministerium von 1848 das Portefeuille der Marine übernahm, war ein kenntnißreicher Offizier und der Diplomatie nicht fremd. Über seine Amtsführung vermögen wir kein positives Urtheil zu fällen. Eine sehr scharfe Kritik derselben durch den Commandeur, später östreichischen Viceadmiral Dahlerup, liegt vor; ob dieselbe aber durchaus begründet, oder ob die Thätigkeit der dänischen Marine nicht durch höhere Rücksichten beschränkt gewesen ist — dies muß dahingestellt bleiben.

Heer und Flotte.

Ein solcher höchst tüchtiger Mann wie Tscherning war auf dem wichtigen und schwierigen Posten eines Kriegsministers nothwendig. Das Heerwesen befand sich in einem sehr desolaten Zustande. Die Truppen mußten erst einberufen werden, und der größte Theil der Kriegsgeräthschaften existirte nur auf dem Papiere. Während des langen Friedens hatte man an die Möglichkeit eines Kriegs zu glauben verlernt. Friedrich VI., dessen größte Lust das „Soldatenwesen" war, ließ zwar genug exerciren und paradiren und verwendete viel zu große Summen auf den Militäretat; der Zustand der Armee blieb aber dennoch höchst jämmerlich. Christian VIII. ernannte deshalb eine große Militärcommission, die in Odense zusammentrat und im Jahre 1842 ihre Arbeiten beendigte. Eine Anzahl meist älterer Offiziere wurde verabschiedet. Einzelne dieser Verabschiedeten haben indessen, z. B. der Oberst Helgesen, seitdem die größte Bravour und Thätigkeit bewiesen, wie überhaupt bei jener Reduction das System der Gerechtigkeit nicht immer befolgt wurde. Das Heer wurde in Folge der Arbeiten jener Commission nach preußischem Schnitte neu organisirt. Nach einigen Jahren stellte sich aber wieder eine gewisse Nachlässigkeit in der Militärverwaltung ein; auch geschahen große Misgriffe. Der größte derselben war von dänischem Gesichtspunkte aus, daß man, wie es hieß, „um sich gegen die separatistische Partei in den Herzogthümern vollkommen sicher zu stellen", eine große Menge Kriegsmaterial nach Rendsburg brachte — eine Maßregel, wodurch man sich selbst entblößte. Die Folgen davon zeigten sich denn auch in der Krisis von 1848, wo Sachkundige es als ein großes Kunststück von Tscherning betrachteten, daß er in drei Tagen ein Cavalerieregiment und zwei Bataillone mobil machte. Seinem unermüdlichen Fleiße und den äußersten Anstrengungen nur gelang es, in einem Monate etwa 10000 Mann ins Feld zu senden. Dies war die Stärke der dänischen Armee in der Schlacht bei Schleswig. Zwei Cavalerieregimenter (1. und 2.), zwei Jägercorps (4. und 5.) und vier Bataillone Infanterie (14., 15., 16. und 17.) hatten sich nach der Affaire in Rendsburg von Dänemark getrennt, und bildeten den Stamm der spätern schleswig-holsteinischen Armee. Tscherning und sein Nachfolger Hansen arbeiteten indessen rastlos vorwärts, und schon nach der Beendigung des zweiten Feldzugs bestand die dänische Armee aus folgenden Truppentheilen: Die beiden Garden zu Pferde, 4 Cavalerieregimenter (zu 600 Mann), die Garde zu Fuß, 13 Linieninfanterie-Bataillone (zu 800 Mann), 3 Jägercorps (zu 800 Mann), 6 Reservebataillone, 2 Reservejägercorps, 5 Verstärkungsbataillone, 2 Verstärkungsjägercorps, endlich die Artilleriebrigade (10 Batterien) und das In-

genieurcorps, zusammen 30000 Mann mit 1000 Offizieren (von denen 400 während des Kriegs ernannt worden waren). Im dritten Feldzuge wurde die Armee auf etwa 38000 Mann mit gegen 1100 Offizieren gebracht. Im September 1848 verfügte eine provisorische Verordnung die Aushebung zum Kriegsdienste eines Theils der bisher wehrfreien jungen Männer; am 24. Febr. 1849 wurde jedoch die allgemeine Wehrpflicht gesetzmäßig eingeführt. Nach dem vollendeten zweiundzwanzigsten Jahre war fortan Jeder zum Kriegsdienste verpflichtet. Die Dienstzeit soll im Kriege 16 Jahre betragen, von denen 8 in der Linie, 8 in der Verstärkung geleistet werden. Mit dem achtunddreißigsten Lebensjahre hört die Wehrpflicht vollständig auf. Im Frieden beträgt die active Dienstzeit indessen nur 16 Monate. Auch während des Kriegs war die gesammte wehrpflichtige Mannschaft niemals einberufen. Weiteres über das dänische Heerwesen zu sagen, ist ohne Interesse, da dasselbe in nächster Zeit einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden soll. Die dänische Marine besteht, trotz der Verluste, die sie während des Kriegs bei Eckernförde erlitten, gegenwärtig aus: 5 Linienschiffen mit 398 Kanonen, 9 Fregatten mit 416 Kanonen, 4 Corvetten mit 88, und 10 kleinern Schiffen mit ebenfalls 88 Kanonen. Außerdem sind vorhanden 80 Kanonenschaluppen und 7 Dampfschiffe mit 1120 Pferdekraft. Die Zahl der Marineoffiziere ist 151. Die Zahl der disponiblen Marinemannschaften beläuft sich auf 11000 Individuen.

Rührigkeit des neuen Ministeriums; Patriotismus des Volks; Verhalten Schwedens.

Den Gang des ersten Feldzugs müssen wir hier als bekannt voraussetzen. Wäre mit dem Gefechte bei Bau die Angelegenheit in das Gleis ruhiger Verhandlung gekommen, so wären Dänemark wie den Herzogthümern ungeheure Opfer erspart worden. Allein die Einmischung Deutschlands mit den Waffen sowie die Lage der europäischen Cabinete verhinderte dies. Dänemark indessen that sein Möglichstes, um sich selbst den Erfolg zu sichern. Wie seine ungeübten Soldaten auf dem Kampfplatze beispiellosen Muth und Eifer zeigten, so entfalteten auch die neuen ungeübten Staatsmänner eine Thätigkeit, die man von ihnen kaum erwarten konnte. Auch auf dem Felde der Diplomatie wurde nichts versäumt, um die Großmächte zu gewinnen. Man suchte alte Garantien in der Erinnerung aufzufrischen, um sich ihrer Theilnahme und ihrer Hülfe zu versichern. Aber auch bei den freundlich gesinnten Mächten konnte dies seine Schwierigkeiten haben. Zum bessern Verständniß verweisen wir auf eine Äußerung der „Kjöbenhavnsposten" aus jener Zeit. „Dänemark", bemerkt dieses Organ, „ist im Auslande von 24 Diplomaten repräsentirt; 9 derselben sind Grafen, 7 Barone u. s. w. Wollte Gott, daß der Kern ebenso gesund wäre, wie die Schale schön ist." Es blieb nämlich die Frage, ob nach den Vorgängen in Kopenhagen die meisten dieser Vertreter, von denen Manche mit der schleswig-holsteinischen Ritterschaft eng verwandt waren oder gar derselben angehörten, für den Erfolg der neuen dänischen Politik sich lebhaft interessiren und wirken würden. Der Zweifel hierüber zeigte sich sehr bald begründet. Solchem Übelstande gründlich abzuhelfen, war mancherlei Verhältnisse wegen nicht möglich. Man suchte dem Übelstande dadurch zu begegnen, daß ein Mitglied des Cabinets, Lehmann, eine Rundreise bei mehren Höfen machte, um die dort accreditirten Gesandten mit genauen Instructionen zu versehen und die Nachrichtung derselben zu controliren. Lehmann ging Ende März nach Berlin, in der Hoffnung die Intervention Preußens zu verhindern, und von dort aus nach London, wo er den spätern Schatzkanzler D'Israeli für die dänische Politik gewann und die „Times" bewog, ihm ihre Spalten zu öffnen. Die bekannten, mit einem Omega unterzeichneten Artikel jenes Blattes über die dänisch-deutsche Angelegenheit haben Lehmann zum Verfasser. Schon am 16. April bot Großbritannien dem dänischen Cabinet seine bona officia an, die zwei Tage später angenommen wurden, wobei man zugleich an die Garantie von 1720 erinnerte. Aus den vorhandenen diplomatischen Actenstücken ersieht man, daß sich England lebhaft für Dänemark verwandte; jedoch war Lord Palmerston

nicht zu bewegen, sich über den Fall der Nichtannahme seiner Vermittelung zu erklären, und somit blieb diese fruchtlos. Auch Rußland hielt sich noch zurück. Das petersburger Cabinet, die deutschen Zustände würdigend, machte dem dänischen Gesandten die confidentielle Mittheilung, daß „russische Hülfe die Lage Dänemarks nur verschlimmern würde". Nachdem so alle Aussichten zur Hemmung des Kriegs fehlgeschlagen, wurde am 29. April 1849 von der dänischen Regierung die Blockade der deutschen Häfen declarirt; fast gleichzeitig begannen aber die Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Die darauf bezüglichen Actenstücke sind sämmtlich der Öffentlichkeit übergeben worden. Neben den diplomatischen Bestrebungen suchte das dänische Cabinet auch unausgesetzt die französische und englische Presse zu gewinnen; die darauf zielenden Schritte gelangen vollständig. Nach Paris wurde der Professor Borring gesandt, und seiner Ausdauer hatte Dänemark es zu verdanken, daß fast alle bedeutenden Journale, von den „Débats" bis zu der radicalen „Démocratie pacifique" herab für die dänische Sache in die Schranken traten. In England wirkte der Professor Krieger in ähnlicher Mission, und zwar mit großem Erfolg. Die „Times" und das „Morning chronicle" brachten fortwährend lange Leitartikel zu Gunsten Dänemarks. Wer die Macht jener Presse, selbst über ihr Vaterland hinaus, kennt, wird die Bedeutung ihres Beistandes zu würdigen wissen.

Auch das dänische Volk im Allgemeinen gab während des Kriegs die größten Beweise von Patriotismus und Opferwilligkeit. Dänemark bis an die Eider! war jetzt der allgemeine Ruf in allen Classen der Gesellschaft. Selbst die ursprünglich Gleichgültigen oder Disharmonirenden ließen sich vom Strome fortreißen. Kein Preis war zu hoch, um das Ziel zu erreichen; kein Opfer wurde gescheut. Man gab sein Gut und seine Kinder mit Bereitwilligkeit hin. Wer kein Geld hatte, lieferte Kleidungsstücke und Lebensmittel; ja so tief war der Enthusiasmus in das Volk hineingedrungen, daß selbst die Züchtlinge der Strafanstalten ihre Ersparnisse dem Kriegsminister zur Verfügung stellten.

Die merkwürdigste Episode bildete in dieser Zeit das Auftreten Schwedens, dessen Regierung, weniger durch die öffentliche Meinung im Lande und durch die Zumuthungen Dänemarks, als vielmehr durch die geheimen Inspirationen Rußlands bewogen, eine drohende Stellung gegen Deutschland annahm. Als der Krieg wieder zum Ausbruch gekommen, traten die „loyalen skandinavischen Revolutionsmänner" sehr ungestüm auf, indem sie, wie gewöhnlich, den geistigen Bund mit dem politischen Skandinavismus verwechselten. Das stockholmer Blatt, „Dagligt Allahanda", erhob in seiner Nummer vom 27. April 1849 ein begeistertes „skandinavisches Kampfgeschrei", das aus einer Menge zusammengehäufter Phrasen und Interjectionen bestand, und das Volk auffoderte, in Masse die Waffen für Dänemark zu ergreifen, skandinavische Gefühle durch skandinavische Thaten zu zeigen. Am Ende desselben hieß es: „Regierung Schwedens! Schon sehen wir, wie das Volk herbeieilt von den äußersten Riffen unserer Ufer, von den höchsten Gipfeln unserer Berge, um dem wehenden Danebrog zu folgen! Zwei Worte: wir flehen euch darum an euretwegen, unserer Ehre wegen; zwei Worte, nur zwei Worte: Zu den Waffen, zu den Waffen!" Ein solcher Ton war doch in der That wenig geeignet, das Interesse der Regierung zu gewinnen, zumal da es ihr einleuchten mußte, daß der Nachtheil, welchen Schweden und Norwegen von dem deutsch-dänischen Kriege haben könnten, im Grunde nur in den Declamationen einer Partei oder höchstens in den zeitweiligen Folgen der Blockade existirte. Abgesehen von allen persönlichen Sympathien, hatte Schweden von jenem Kriege nichts zu fürchten, und die Abneigung des Königs Oskar gegen eine active Intervention war darum leicht erklärlich. Es darf mit Gewißheit angenommen werden, daß der schwedische König nur durch russischen Einfluß bewogen wurde, seine Truppen nach Dänemark zu schicken, und daß er durchaus nicht so weit ging, wie es das petersburger Cabinet wünschte. Die Volksstimmung in Schweden, namentlich in dem südlichen Theile, dessen Typus mehr dänisch als schwedisch ist, war, wie auch zum Theil in

Norwegen, für die Fortschritte der dänischen Waffen begeistert, und nicht unerhebliche Beiträge an Geld und Sachen wurden nach Kopenhagen gesandt. Anfangs Mai 1849 war der General Oxholm in außerordentlicher Mission nach Stockholm gereist, und am 11. desselben Monats wurde ein Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen sich ein schwedisch-norwegisches Armeecorps nach Dänemark begeben sollte. Der schwedische Reichstag bewilligte zur Ausführung dieser Maßregel zwei Millionen Thaler Banco (eine Million Thaler preußisch Courant); das norwegische Storthing bestimmte 200000 Speciesthaler dazu. Zu gleicher Zeit, am 9. Mai, überreichte der schwedische Gesandte in Berlin, Baron d'Ohsson, dem preußischen Cabinet eine Note seiner Regierung, die in sehr unbestimmten Ausdrücken abgefaßt war und nur die Möglichkeit einer Intervention aussprach. „Die Umstände", hieß es darin, „werden die Befehle bestimmen, welche der Escadre und den Truppen zukommen werden, und ob sich dieselben nach den Staaten Sr. dänischen Majestät begeben sollen." In Dänemark erwartete man nunmehr mit Bestimmtheit den kräftigen, activen Beistand Schwedens; doch König Oskar konnte sich nicht dazu entschließen. Das schwedische Hauptcorps blieb in Schonen stehen, und nur etwa 600 Mann, unter dem General Löwenhjelm, wurden als ein Observationscorps nach Fünen hinübergebracht. Der Waffenstillstand zu Malmöe kam indessen zu Stande, und jene Truppen gingen wieder nach Hause, ohne das Schwert aus der Scheide gezogen zu haben. Die Skandinavier waren außer sich; sie nahmen Rache durch ein Schmähgedicht auf König Oskar.

Eröffnung des Reichstags.

Während man aber von Seiten Dänemarks den Krieg aufnahm, ward zugleich auch an die innere Verfassungsangelegenheit mit Eifer gedacht. Eine Kundmachung vom 4. April 1848 hob das Rescript vom 28. Jan. auf, und berief die Provinzialstände der Inselstifte auf den 26. April nach Roeskilde, um über die Bildung einer „Reichsversammlung" und Herstellung eines Wahlgesetzes zu berathen. Später wurden auch die jütischen Stände einberufen. Diese Versammlungen entsprachen der Hoffnung der Regierung auf Beschleunigung ihrer Verhandlungen, und schon Anfang Juli erschien das Wahlgesetz, dessen allgemeine Bestimmungen, auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts, wesentlich dieselben waren, die später in das Grundgesetz aufgenommen wurden. Die Reichsversammlung sollte aus 193 Mitgliedern bestehen, von denen 145 vom Volke (114 aus dem Königreiche, 31 aus Schleswig), 48 vom Könige gewählt werden sollten. Gegen diese letzte Bestimmung erhob sich in der Folge eine sehr heftige Opposition, namentlich von Seiten der Bauernfreunde, indem man fürchtete, durch die Königswahlen ein starkes retrogrades Element in der Versammlung Wurzel erhalten zu sehen. Die Opposition faßte sogar den Entschluß, in Zukunft die vom Könige zu der ersten Versammlung Gewählten systematisch von der Volksrepräsentation auszuschließen. Während dieser Schritt einen engern Anschluß der Anti-Bauernfreunde untereinander veranlaßte, brachte er dagegen in der Opposition Zwiespalt zu Wege. Ein Hauptführer der Opposition, der alte Drewsen, trat öffentlich gegen jenen „Übermuth" auf, „als wenn jeder Mann, der sich liberal nennt, fähig wäre, eine Regierungsform zu discutiren, oder als ob das Land einen solchen Vorrath von tüchtigen Männern hätte, daß man ohne Nachtheil viele der Tüchtigsten ausschließen könnte". In der Folge wurden die Königswahlen beseitigt; jene Discussion hatte aber bedeutenden Einfluß auf die parlamentarische Zukunft des Landes, indem sie von vornherein die Parteien befestigte und auf die Wahlen einwirkte.

Aus den Bestimmungen des Wahlgesetzes ersah man die Hoffnung der Regierung auf die Möglichkeit eines so günstigen Friedens, daß auch das Herzogthum Schleswig an der dänischen Volksrepräsentation würde Theil nehmen können. Als aber nur ein Waffenstillstand (der Malmöer) zu Stande kam, wurde der Reichstag für das Königreich allein, und zwar auf den 23. Oct. 1848 einberufen. Mit Aus-

nahme der Opposition gegen die Königswahlen war keine lebhafte Parteiagitation bei den diesmaligen Wahlacten vorausgegangen, sodaß man diese erste Reichsversammlung als Ausdruck der ruhigen Volksstimmung betrachten konnte. Wollte man auf die Reichsversammlung den Begriff der drei Hauptfractionen eines jeden Parlaments anwenden, so kamen auf die Linke etwa 40 Mitglieder, größtentheils Bauernfreunde, geführt von B. Christensen, dem genialen Redner, Schullehrer Gleens und dem Obersten Tscherning. Das Centrum zählte an 80 Repräsentanten, von denen die große Majorität sich der Linken annäherte. Diese Fraction, als deren Führer Hvidt, Ploug und der Advocat Dahl angesehen werden konnten, hätte in allen Fällen den Ausschlag geben müssen. Aber auch hier „stritten sich die Gelehrten", und diese abgerechnet, war das Centrum zu schwach, um ein entschiedenes Übergewicht geltend zu machen. Die eigentliche Rechte zählte nur wenige Mitglieder, unter diesen die meisten Majoratsherren. Ihre Führer waren die Kammerherren Scavanius und Neergaard, und der Apostat Etatsrath David. Auf dieser Seite stand auch der alte Oersted, der unermüdlichste Redner der Versammlung. Er war unstreitig die interessanteste Persönlichkeit der Versammlung. Früher königlicher Commissar bei den Provinzialständen, schien er auch als solcher auf dem gesetzgebenden Reichstage aufzutreten. Er war das lebendige Princip des Conservatismus; über sein graues Haupt ging die europäische Revolution hinweg, ohne es zu erschüttern, ja ohne es nur zu berühren. Die Liste der vom Könige gewählten Mitglieder enthielt Männer aus allen Ständen und von den verschiedensten Ansichten. Ihre Anzahl, welche durch die Nichtrepräsentation Schleswigs um 10 verkleinert worden, belief sich auf 38 Mitglieder, von denen 5 für Island und 1 für die Färöer ernannt waren. Von den übrigen 32 waren 6 Militärbeamte, 6 Gutsbesitzer, 2 Geistliche, 2 Bauern, 3 Gelehrte, 1 Literat, 2 höhere Civilbeamte, 10 Kaufleute und Fabrikanten.

Am 23. Oct. 1848 eröffnete der König die grundgesetzgebende Versammlung mit einer kurzen Thronrede, nach welcher der Ministerpräsident, Graf Moltke, in einem weitläufigen Vortrag „eine Übersicht über die Lage des Reichs" gab. Er wies auf die Unsicherheit des Friedens und die Nothwendigkeit fortgesetzter Rüstungen hin, sprach den entschiedenen und aufrichtigen Willen des Königs und seiner Regierung aus, die wahre Volksfreiheit zu schaffen, und fügte im Betreff Schleswigs hinzu: „Es ist eine Selbstfolge, daß alle diejenigen besondern Bestimmungen, welche der Selbständigkeit Schleswigs eine grundgesetzliche Heiligkeit verleihen sollen, erst nach dem Frieden und im Verein mit den Schleswigern festgestellt werden können." Zum Präsidenten der Versammlung wurde Schouw, zum Vicepräsidenten Clausen gewählt. Die Verhandlungen selbst zeigten bald, daß man in Dänemark des parlamentarischen Lebens noch sehr unkundig war. In allen gesetzgebenden Versammlungen besteigen gewöhnlich die angesehensten und ausgezeichnetsten Vertreter der Parteien die Rednerbühne, und die übrigen Mitglieder unterstützen ihre Führer bei der Abstimmung. In der kopenhagener Versammlung machte sich dagegen eine außerordentliche Lust zum Sprechen geltend. Sehr lange aber nichtssagende Reden wurden über Alles gehalten. Jeder wollte sich hören lassen, und die öffentliche Meinung der untern und mittlern Classen maß auch häufig die Tüchtigkeit eines Abgeordneten nach dessen Wortfülle. Außerhalb der Versammlung war man indssen keineswegs sehr thätig. Nur zwei Clubs bildeten sich, einer der Bauernfreunde, und einer der doctrinären Partei, dessen Wirksamkeit obendrein sehr eingeschränkt blieb. Merkwürdigerweise zeigte das Publicum dem Reichstage keine große Aufmerksamkeit. Die engen Zuhörerräume waren höchst selten stark angefüllt, zumal als die Sache nicht mehr neu erschien. Freilich boten auch die Verhandlungen nur selten dramatisch Interessantes dar. Stürmische Debatten und heftige Interpellationen kamen fast niemals vor, und die Versammlung vollendete, trotz aller Meinungsverschiedenheit, ihr Werk auf eine eigenthümlich ruhige und besonnene Weise. In der Hauptsache war man ja einig; denn die wenigen entschiedenen Wi-

derfacher des freien Verfassungsentwurfs mußten sich doch gewissermaßen der Majorität anschließen, um überhaupt irgend einen Einfluß auf das Resultat zu erlangen. Jener Entwurf, der von Monrad verfaßt worden sein soll, war — merkwürdig genug — noch freisinniger als die daraus hervorgehende Verfassung selbst.

Die neue Verfassung.

Die wesentlichen Bestimmungen der Verfassung, wie sie am 5. Juni 1849 vom Könige sanctionirt ward, sind folgende: Die Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch. Das Königthum ist erblich. Die ausübende Gewalt besitzt der König, die richterliche Gewalt steht den Gerichtshöfen zu. Die evangelisch-lutherische Kirche ist die dänische Volkskirche, genießt als solche Unterstützung vom Staate, und der König muß ihr angehören. Die durch das Königsgesetz festgestellte Erbfolge ist auch fernerhin geltend. Sie kann nur nach einem Vorschlage des Königs und mit der Einwilligung des vereinigten Reichstags abgeändert werden, wozu drei Viertel der abgegebenen Stimmen erfoderlich sind. Der König kann nicht ohne Einwilligung des Reichstags Regent in andern Ländern sein, als in denen, die zu der dänischen Monarchie gehören. Die Civilliste des Königs wird für seine Regierungszeit durch ein Gesetz bestimmt; dieselbe darf nicht mit Schulden behaftet werden. Für Mitglieder des königlichen Hauses können Appanagen durch ein Gesetz bestimmt werden. Der König ist unverantwortlich. Seine Person ist heilig und unantastbar. Die Minister sind verantwortlich für die Führung der Regierung. Der König ernennt und verabschiedet seine Minister. Des Königs Unterschrift unter die die Gesetzgebung und Regierung betreffenden Beschlüsse gibt denselben Gültigkeit, wenn sie von der Unterschrift eines Ministers begleitet ist. Der Minister, der unterschrieben hat, ist für den Beschluß verantwortlich. Die Minister können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Das Volksthing klagt an, das Reichsgericht fällt das Urtheil. Die Minister bilden vereint den Staatsrath. Der Vorsitz wird von Dem geführt, der vom Könige zum Premierminister ernannt worden ist. Alle Gesetzvorschläge und wichtigen Veranstaltungen der Regierung werden dem Staatsrathe vorgelegt. Die Ordnung desselben, sowie die Verantwortlichkeit der Minister wird durch ein Gesetz geregelt. Der König besetzt alle Ämter in demselben Umfange wie bisher; Veränderungen hierin können durch ein Gesetz geschehen. Keiner kann zum Beamten bestellt werden, der nicht das Indigenat besitzt. Der König kann die von ihm angestellten Beamten verabschieden. Ihre Pension wird in Übereinstimmung mit dem Pensionsgesetz bestimmt werden. Der König kann Beamte ohne ihre Einwilligung versetzen, doch so, daß sie dadurch nicht in ihrem Einkommen geschmälert werden, und daß ihnen die Wahl gelassen wird zwischen einer solchen Versetzung oder Abschied mit Pension nach den allgemeinen Regeln. Der König besitzt die höchste Gewalt über die Land- und Seemacht. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, schließt Bündnisse und Handelstractate ab und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichstags irgend einen Theil des Landes entäußern, über irgend eine Staatseinnahme verfügen oder dem Lande irgend eine lastende Verpflichtung aufbürden.

Der König beruft einen ordentlichen Reichstag jedes Jahr. Ohne Einwilligung des Königs kann derselbe nicht länger als zwei Monate beisammen bleiben. Veränderungen in diesen Bestimmungen können durch das Gesetz geschehen. Der König kann den Reichstag zu außerordentlichen Zusammenkünften berufen, deren Dauer von seiner Bestimmung abhängt. Stirbt der König, so tritt der zuletztgewählte Reichstag ohne Zusammenberufung 14 Tage nach dem Todesfalle zusammen. Der König kann die Sitzungen des ordentlichen Reichstags auf bestimmte Zeit vertagen; doch ohne die Einwilligung des Reichstags auf nicht länger als zwei Monate und nicht öfter wie einmal im Jahre (bis zur nächsten ordentlichen Zusammenkunft). Der König kann entweder den ganzen Reichstag oder eine seiner Abtheilungen auf[illegible]. Wird nur eines der Things aufgelöst, dann sollen die Sitzungen des andern

Things vertagt werden, bis der ganze Reichstag wieder versammelt werden kann. Dies soll innerhalb zweier Monate nach der Auflösung geschehen. Der König ist berechtigt, dem Reichstage Gesetzvorschläge und andere Beschlüsse vorzulegen. Die Zustimmung des Königs ist erfoderlich, um einem Reichstagsbeschlusse Gesetzeskraft zu verleihen. Der König befiehlt die Bekanntmachung des Gesetzes und trägt Sorge für dessen Ausführung. In besonders dringlichen Fällen kann der König, wenn der Reichstag nicht versammelt ist, provisorische Gesetze erlassen, die jedoch nicht gegen das Grundgesetz streiten dürfen und stets dem folgenden Reichstage vorgelegt werden müssen. Der König kann begnadigen und Amnestie ertheilen; die Minister kann er aber hinsichtlich der ihnen vom Reichsgerichte zuerkannten Strafen, nur mit Einwilligung des Volksthing begnadigen. Der König ertheilt, theils unmittelbar, theils durch die betreffenden Regierungsbehörden, solche Bewilligungen und Ausnahmen von den jetzt geltenden Gesetzen, die nach den bisher geltenden Regeln üblich gewesen sind. Der König hat das Münzrecht, jedoch nach den Bestimmungen des Gesetzes.

Der Reichstag besteht aus dem Volksthing und dem Landesthing. Das Wahlrecht zum Volksthing besitzt jeder unbescholtene Mann, der das Indigenat besitzt und das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hat. Ausgenommen hiervon ist: Der, welcher keinen eigenen Hausstand hat oder in einem privaten Dienstverhältniß steht, welcher Unterstützung vom Armenwesen genießt oder genossen hat u. s. w., welcher nicht dispositionsfähig über sein Vermögen ist, welcher nicht wenigstens ein Jahr lang festen Wohnsitz in dem Wahlkreise oder der Stadt gehabt, wo er während der Zeit der Wahl sich aufhält. Wählbar zum Volksthing ist, mit den eben benannten Ausnahmen, jeder unbescholtene Mann, der das Indigenat besitzt und sein dreißigstes Jahr erreicht hat. Die Anzahl der Mitglieder des Volksthing soll ungefähr in dem Verhältniß von 1 auf 14000 Einwohner stehen. Die Wahlen finden in Wahlkreisen statt, deren Umfang durch das Wahlgesetz bestimmt wird. Jeder Wahlkreis wählt Einen unter Denen, die sich zur Wahl gestellt haben. Die Mitglieder des Volksthing werden auf drei Jahre gewählt. Sie erhalten Diäten. Wahlrecht zum Landesthing hat Jeder, welcher die Bedingungen des Wahlrechts zum Volksthing besitzt. Die Wahlberechtigten wählen aus ihrer Mitte Männer nach den Bestimmungen des Wahlgesetzes. Wählbar zum Landesthing ist jeder unbescholtene, wenigstens 40 Jahr alte Mann, welcher das Indigenat besitzt, über dessen Vermögen nicht Schuldklage entstanden oder ein Concurs verhängt ist, und der in dem letzten Jahre entweder dem Staate oder der Commune directe Abgaben von 200 Reichsbankthalern entrichtet hat oder beweist, daß er eine jährliche reine Einnahme von 1200 Reichsbankthalern genießt. In den Wahlkreisen, wo die Zahl der Wählbaren nach dieser Regel nicht das Verhältniß zu der Bevölkerung erreicht, welches das Wahlgesetz bestimmt, wird die Zahl der Wählbaren durch die am höchsten Besteuerten des Wahlkreises vermehrt, bis das Verhältniß erreicht ist. Die Wahlen zu dem Landesthing werden in größern Wahlkreisen vorgenommen, welche durch das Wahlgesetz bestimmt werden. Die Wahlmänner eines solchen größern Kreises treten zusammen und stimmen für so Viele, als in dem Wahlkreise gewählt werden sollen. Zur Gültigkeit der Wahl ist mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen nothwendig. Die Zahl der Mitglieder des Landesthing muß stets ungefähr die Hälfte der Zahl der Mitglieder des Volksthing betragen. Die Mitglieder des Landesthing werden auf acht Jahre gewählt. Die Hälfte scheidet im vierten Jahre aus. Die Mitglieder des Landesthing erhalten dieselben Diäten wie die Mitglieder des Volksthing. Wenn ein neues Communalgesetz erlassen sein wird, können die Wahlen für das Landesthing durch Gesetz auf die größern communalen (Amts- oder Provinzial-)Räthe übergehen.

Der jährliche Reichstag tritt ordnungsmäßig am ersten Montage des Octobers zusammen, wenn der König ihn nicht eher zusammenruft. Der Regierungssitz ist auch der Versammlungsort des Reichstags. In außergewöhnlichen Fällen kann

der König ihn auch nach einem andern Orte des Reichs zusammenrufen. Der Reichstag ist unverletzbar. Wer die Sicherheit und Freiheit desselben antastet, wer einen dahin zielenden Befehl ausstellt oder diesem gehorcht, macht sich des Hochverraths schuldig. Jedes der Things ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Theil anzunehmen. Jedes der Things kann Adressen an den König einreichen. Jedes der Things kann zur Untersuchung allgemein wichtiger Gegenstände Commissionen aus seinen Mitgliedern niedersetzen. Diese sind berechtigt, sowol von öffentlichen Behörden wie von privaten Bürgern die Mittheilung mündlicher oder schriftlicher Aufklärungen zu verlangen. Keine Steuer kann anders auferlegt, verändert oder aufgehoben, auch keine Mannschaft ausgeschrieben, keine Staatsanleihe gemacht und keine dem Staat gehörende Domäne veräußert werden, als durch ein vorhergehendes Gesetz. Auf jedem ordentlichen Reichstage, gleich nachdem er zusammengetreten, werden Vorlagen zu einem Finanzgesetz für das folgende Finanzjahr vorgelegt, welche eine Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats enthalten. Die Finanzvorlage wird erst im Volksthing verhandelt. Keine Steuer darf erhoben werden, bevor das Finanzgesetz bewilligt ist. Keine Ausgabe darf gemacht werden, die nicht in demselben ihre Rechtfertigung hat. Jedes Thing erwählt zwei besoldete Revisoren. Diese gehen die jährlichen Staatsrechnungen durch, und geben darauf Acht, daß sämmtliche Einnahmen des Staats darin aufgeführt worden sind, und daß keine Ausgaben außerhalb des Finanzgesetzes stattgefunden haben. Sie können verlangen, daß alle nothwendigen Aufklärungen und Actenstücke ihnen mitgetheilt werden. Der jährliche Staatsrechenschaftsbericht sammt den Bemerkungen der Revisoren wird dann dem Reichstage mitgetheilt, der mit Bezug darauf seinen Beschluß faßt. Kein Ausländer kann in der Folge das Indigenat erhalten, außer durch ein Gesetz. Kein Gesetzentwurf erlangt verbindliche Kraft, bevor er nicht drei mal von dem Thing verhandelt worden ist. Wird ein Gesetzentwurf von einem der Things verworfen, so kann er von demselben Thing auf derselben Versammlung nicht mehr vorgenommen werden. Wird ein Gesetzentwurf von dem einen Thing angenommen, so wird er in der Form, wie er angenommen worden, dem andern Thing vorgelegt; wird er hier verändert, so geht er an das erste Thing zurück; werden hier wieder Änderungen vorgenommen, so geht der Vorschlag aufs neue an das andere Thing. Wird auch dann keine Zustimmung erlangt, so soll, wenn einer der Things es verlangt, jedes Thing für sich eine gleiche Anzahl von Mitgliedern wählen, um als Ausschuß zusammenzutreten, welcher dann sein Gutachten über die nicht vereinbarten Punkte abgibt. Mit Berücksichtigung des Gutachtens des Ausschusses findet dann die endliche Erledigung der Sache auf jedem Thing für sich statt.

Jedes der Things entscheidet selbst über die Gültigkeit der Wahl seiner Mitglieder. Die Reichstagsabgeordneten sind nur durch ihre Überzeugung und nicht durch Vorschrift ihrer Wähler gebunden. Beamte, welche als Reichstagsabgeordnete gewählt sind, bedürfen der Zustimmung der Regierung nicht, um die Wahl annehmen zu können. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen, noch zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, mit Ausnahme der Ergreifung auf frischer That. Für seine Äußerungen auf dem Reichstage kann keines der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden. Durch Gesetz ist noch näher zu bestimmen, in welchen Fällen ein Abgeordneter, welcher zu einem mit Gehalt verbundenen Staatsamte befördert wird, einer Neuwahl sich zu unterwerfen hat. Die Minister haben in Folge ihres Amtes Zutritt zum Reichstage, und sind berechtigt, während der Verhandlungen das Wort zu verlangen, so oft sie wollen, doch unter Befolgung der Geschäftsordnung. Ein Stimmrecht üben sie nur aus, wenn sie zugleich Reichstagsabgeordnete sind. Jedes Thing wählt selbst seine Vorsitzenden. Keines der Things kann einen Beschluß fassen, wenn nicht wenigstens die Hälfte seiner Mitglieder zur Stelle sind und an der Abstimmung Theil nehmen.

Jeder Reichstagsabgeordnete kann in dem Thing, zu dem er gehört, mit dessen Einwilligung eine jede öffentliche Angelegenheit zur Verhandlung bringen und darüber die Erklärung der Minister verlangen. Kein Antrag darf einem der Things auf anderm Wege zugestellt werden als durch eines seiner Mitglieder. Findet das Thing keine Veranlassung, über einen Antrag einen Beschluß zu fassen, so kann es denselben an die Minister verweisen. Die Versammlungen der Things sind öffentlich; doch können der Vorsitzende oder die in der Geschäftsordnung festgesetzte Zahl der Reichstagsmitglieder verlangen, daß alle Nichtmitglieder sich entfernen, worauf das Thing darüber entscheidet, ob die Sache in öffentlicher oder geheimer Sitzung verhandelt werden soll. Jedes der Things trifft die nähern Bestimmungen über den Geschäftsgang und die Aufrechthaltung der Ordnung. Der vereinigte Reichstag wird durch das Zusammentreten des Volksthings und des Landesthings gebildet.

Das Reichsgericht besteht aus 16 Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt werden; zur Hälfte von dem Landesthing, zur Hälfte von dem obersten Gerichtshofe des Landes, und zwar unter dessen Mitgliedern selbst. Dasselbe wählt seinen Vorsitzenden aus seiner Mitte. Ein Gesetz ordnet das Weitere des Verfahrens. Das Reichsgericht entscheidet in den vom Volksthing gegen die Minister eingeleiteten Processen. Vor das Reichsgericht kann der König auch Andere wegen Verbrechen stellen lassen, von denen er findet, daß sie besonders gefährlich für den Staat sind, sobald das Volksthing dazu seine Einwilligung gibt. Die Ausübung der richterlichen Gewalt kann nur durch das Gesetz geordnet werden. Die mit einem gewissen Grundbesitz verbundene richterliche Gewalt soll durch ein Gesetz aufgehoben werden. Die Rechtspflege ist nach Regeln, welche das Gesetz bestimmt, von der Verwaltung zu trennen. Die Gerichtshöfe sind berechtigt, über eine jede Frage hinsichtlich der Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt zu entscheiden. Jedoch kann Der, der eine solche Einsprache gegen die Obrigkeit erhebt, nicht dadurch, daß er seine Sache vor den Richterstuhl bringt, sich der vorläufigen Nachachtung des obrigkeitlichen Befehls entziehen. Richter haben in ihrem Berufe sich nur nach dem Gesetze zu richten. Sie können nicht ohne Urtelsspruch abgesetzt, ebenso auch nicht wider ihren Willen versetzt werden, ausgenommen in den Fällen, wo eine Umgestaltung der Gerichtshöfe stattfindet. Doch kann der Richter, der sein 65. Jahr erreicht hat, verabschiedet werden, aber ohne in seinem Einkommen geschmälert zu werden. Öffentlichkeit und Mündlichkeit sollen sobald und so weit möglich für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden. In Criminalsachen, und in Sachen, welche aus politischen Gesetzübertretungen entstehen, sollen Geschworene eingeführt werden. Die Verfassung der Volkskirche wird durch ein Gesetz geordnet. Die Staatsbürger haben das Recht, sich in Gemeinden zu vereinigen, um Gott zu verehren auf die Weise, die mit ihrer Überzeugung stimmt; doch darf dabei Nichts gelehrt oder vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet. Niemand ist verpflichtet, einen persönlichen Beitrag für irgend einen Gottesdienst beizusteuern, der nicht sein eigenes Bekenntniß betrifft. Doch soll Jeder, der nicht darthut, daß er Mitglied einer im Lande anerkannten kirchlichen Gemeinde ist, die für die Volkskirche anbefohlenen persönlichen Abgaben an das Schulwesen bezahlen. Die Verhältnisse der von der Volkskirche abweichenden kirchlichen Gemeinden sollen näher durch ein Gesetz geordnet werden. Auf Grund seines Glaubensbekenntnisses kann Niemandem der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden; auch kann Niemand aus diesem Grunde die Ausübung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht verweigern.

Jeder, der verhaftet wird, soll binnen 24 Stunden vor den Richter gestellt werden. Wenn der Verhaftete nicht gleich auf freien Fuß gesetzt werden kann, soll der Richter durch ein mit Gründen begleitetes Erkenntniß, welches möglichst bald und spätestens binnen drei Tagen abgegeben werden muß, aussprechen, daß er gefangen gehalten werde, und, wenn er gegen Caution losgelassen werden kann, die Art und Größe derselben bestimmen. Gegen das Erkenntniß, welches der Richter ausspricht,

kann von dem Betreffenden sogleich bei einem höhern Richterstuhl appellirt werden. Niemand kann einer Präventivhaft für ein Vergehen unterworfen werden, welches blos Geldstrafe oder einfaches Gefängniß nach sich zieht. Die Wohnung ist unverletzlich; Hausuntersuchung, Beschlagnahme und Untersuchung von Briefen und andern Papieren kann, wo kein Gesetz eine Ausnahme rechtfertigt, nur nach Ausspruch der Gerichte stattfinden. Das Eigenthum ist unantastbar; Niemand kann genöthigt werden, sich seines Eigenthums zu entäußern, als im Falle, wo das Gemeinwohl es verlangt. Dies kann aber nur in Folge eines Gesetzes und gegen vollständige Entschädigung geschehen. Alle Beschränkungen in der freien und gleichen Berechtigung zum Erwerbe, die nicht in dem allgemeinen Wohle begründet sind, sollen durch Gesetze aufgehoben werden. Wer sich selbst und die Seinigen nicht ernähren kann, während diese Versorgung auch keinem Zweiten obliegt, ist berechtigt, von seiner Gemeinde Unterstützung zu erhalten; doch muß er sich den Verpflichtungen unterwerfen, welche die Gesetze in dieser Beziehung auferlegen. Die Kinder, deren Altern nicht im Stande sind, für ihre Erziehung zu sorgen, erhalten freien Unterricht in den Volksschulen. Jeder ist berechtigt, durch die Presse seine Gedanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten; Censur oder andere Präventivmaßregeln können nie wieder eingeführt werden. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubniß zu jedem gesetzlich erlaubten Zwecke Vereine zu schließen. Kein Verein kann durch Veranstaltung der Regierung aufgehoben werden. Es können jedoch Vereine vorläufig verboten werden; aber dann soll sofort Anklage gegen den Verein zur Aufhebung desselben eingereicht werden. Die Staatsbürger haben das Recht, sich unbewaffnet zu versammeln. Die Polizei hat das Recht, öffentlichen Versammlungen beizuwohnen. Versammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Bei Aufläufen darf die bewaffnete Macht, wenn sie nicht angegriffen wird, nur dann einschreiten, nachdem die Menge drei mal im Namen des Königs und des Gesetzes vergebens aufgefodert worden ist, sich zu zerstreuen. Ein jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen nach den nähern Bestimmungen, welche das Gesetz vorschreibt. Das Recht der Communen, unter Aufsicht des Staats selbständig ihre Angelegenheiten zu verwalten, wird durch ein Gesetz geordnet werden. Ein jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft. Kein Lehen, Stammhaus oder Fideicommiß kann für die Folge errichtet werden. Es soll durch Gesetz festgesetzt werden, wie die jetzt bestehenden in freies Eigenthum übergehen können. Vorschläge zu Veränderungen in, oder Zusätze zu diesem Grundgesetze können nur auf einem ordentlichen Reichstage vorgebracht werden. Wird der desfallsige Beschluß in unveränderter Gestalt vom nächsten ordentlichen Reichstage angenommen und vom Könige bestätigt, dann werden beide Things aufgelöst und allgemeine Wahlen sowol zum Volksthing als zum Landesthing vorgenommen. Wird der Beschluß zum dritten male von dem neuen Reichstage in einer ordentlichen oder außerordentlichen Zusammenkunft angenommen und vom Könige bestätigt, dann ist er Grundgesetz.

Das Ministerium vom November 1848; Wendung zur Gesammtstaatspolitik; der Friede mit Preußen und Deutschland; die Besitznahme von Schleswig.

Das so lange ersehnte Ziel, Dänemark in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten zu sehen, war somit erreicht. Seine neue Verfassung war zugleich weit freisinniger als wenige Jahre vorher selbst die kühnsten Wünsche gegangen waren. Die norwegische Constitution gab das Vorbild ab, nachdem man das dänische Grundgesetz entworfen hatte. Dieses Abbild geht aber, wenn man von dem absoluten Veto absieht, an dessen Stelle Norwegen das suspensive hat, in Bezug auf Volksfreiheit noch weiter als das Vorbild. In Norwegen ist das Wahlrecht durch einen Census beschränkt, indem es nur von den grundbesitzenden Staatsbürgern aus-

geübt wird, und zwar durch indirecte Wahlen, bei denen die Städte nicht wenig vor dem Lande voraus begünstigt sind. Auch dürfen in Norwegen Beamte in gewissen Stellen nicht gewählt werden, sowie überhaupt jeder Beamte der Erlaubniß der Regierung bedarf, um die Wahl annehmen zu können, während das dänische Grundgesetz die entgegengesetzte Bestimmung enthält. Das dänische Wahlgesetz erschien am 16. Juni 1849; darin wird die Anzahl der Mitglieder des Volksthing zu 100, die des Landesthing zu etwa 50 bestimmt. Es ward bereits erwähnt, daß der Regierungsentwurf zum Grundgesetze von der Reichsversammlung mehrfach modificirt wurde. Dies hatte zwar theils seinen Grund in den Zeitverhältnissen, die sich im Frühjahre 1849 schon ganz anders gestalteten als im Sommer 1848, hauptsächlich aber in dem inzwischen stattgefundenen Ministerwechsel. Anfangs November 1848 erfuhr man ganz unerwartet, daß das Ministerium seine Dimission eingereicht habe, welches Ereigniß um so mehr überraschte und Besorgniß erregte, je weniger man im Stande war, auf den Grund desselben zu kommen. Man sprach von einer Camarilla und von russischem Einfluß, und schien vor allen Dingen eine diplomatische Niederlage zu befürchten, die zum Aufgeben der bisherigen Politik führen könnte. Doch bald sollte sich diese Ungewißheit heben. Das Ministerium hatte nämlich als subsidiäre Friedensbasis die Theilung Schleswigs vorgeschlagen und demgemäß eine Instruction an den königlichen Gesandten in London ausgefertigt; der König verweigerte aber entschieden die Unterschrift. Das Ministerium hatte also sein Programm fallen lassen. „Dänemark bis an die Eider" war aufgegeben und die sprachliche Nationalität an die Stelle der politischen getreten. Es ist gewiß in der Politik ein seltener Fall, daß ein Cabinet sein freiwilliges Programm verläßt, während der König dasselbe energisch festhält; und hier mußte dies um so mehr befremden, als die Casinominister ursprünglich mit so großer Selbstsicherheit auftraten. Wahrscheinlich hatten sie ihre Überzeugung auch nicht aufgegeben, wol aber jedenfalls eingesehen, daß der Widerstand von außen ihre Kräfte überstieg. Zur Bildung eines Gesammtstaats oder auch nur zur Annäherung an denselben wollten sie jedoch die Hand nicht bieten. Verzagten aber die Führer, so blieb ihre Partei doch beharrlich bei ihrer Ansicht. Man reichte eine mit über 20000 Unterschriften versehene Adresse an den König ein, in welcher die strengste Aufrechthaltung des Eiderprogramms verlangt wurde. Die Bildung eines neuen Cabinets war inzwischen dem Professor Clausen übertragen worden, und die Zusammensetzung desselben zeigte deutlich, daß der Wind von einer andern Seite her als im März wehte. Bardenfleth und Zahrtmann blieben auf ihren Posten; Moltke übernahm das Portefeuille des Auswärtigen. Neu traten ein: der Etatsrath Bang (Inneres), der Professor Madvig (Cultus), der Graf Sponneck (Finanzen), der General Hansen (Krieg) und Clausen (ohne Portefeuille). Bang gehörte der vormärzlichen gemäßigten Opposition an und war „Freund der Bauernfreunde" und Gesammtstaatsmann. Madvig, einer der genialsten Philologen der Neuzeit, war seines Scharfsinns und seiner Rechtschaffenheit wegen bekannt, gehörte im Reichstage zu dem eigentlichen Centrum, und war zwar entschiedener, aber besonnener Eiderdäne. Der Graf Sponneck genoß als ein junger ausgezeichneter Beamter und tüchtiger Finanzmann hohe Achtung; als Politiker bildete er das vermittelnde Element. Der neue Kriegsminister, General Hansen, war ein alter Soldat aus den Paradezeiten Friedrich's VI., wo die unbedingteste und allerunterthänigste Verehrung des Absolutismus als erste Cardinaltugend galt. Schon im März hatte ihn Bardenfleth zum Kriegsminister designirt, und sein Betragen während des ersten Feldzugs, wo er das Commando auf Alsen führte, gab wol jetzt den Ausschlag. Ein Feind der neuen constitutionellen Formen und allen parlamentarischen Taktes fremd, erlitt er auf dem Reichstage fortwährende Niederlagen; in der Armee war er zu jeder Zeit unpopulär. Clausen, der als gelehrter Theolog großen Ruf besitzt, ist auf dem Gebiete seiner Wissenschaft gemäßigter Rationalist, und sonach als Politiker insofern Demokrat, als sich dies

mit dem Aristokratismus der Intelligenz und mit exclusiv nationalen Sympathien vereinigen läßt. Die Combination bezeichnete die neue Verwaltung offenbar als ein Übergangsministerium, auf dessen Programm: Aufrechthaltung der äußern Politik des vorigen Cabinets und vollständige Durchführung des Verfassungsentwurfs, man nicht gar zu viel bauen konnte. Den letztern Punkt gab das Ministerium in der That alsbald offen auf, indem es sich am 12. Febr. 1849 in der Reichsversammlung gegen den Entwurf aussprach, und am 30. April die Annahme eines Vorschlags zur Cabinetsfrage machte, in Folge dessen, im Widerspruch zu dem Entwurfe, das System der indirecten Wahlen zum Landesthing adoptirt und die Wählbarkeit zu demselben Thinge durch einen Census beschränkt wurde.

Auch das politische System hatte sich thatsächlich schon geändert. Preußen zog sich nicht zurück, und Rußland wagte nicht einzuschreiten, leitete aber die dänische Diplomatie. In Bezug auf den Malmöer Waffenstillstand und die darauf folgenden Begebenheiten in den Herzogthümern beschuldigten sich beide contrahirenden Theile der Übertretung der Verträge. Schleswig befand sich in einer Art Auflösung. Die Friedensunterhandlungen, die in London geführt wurden, ergaben kein Resultat: das russische System, die Sache in die Länge zu ziehen, vereitelte im Geheimen jede Basis der Verhandlungen. Im Februar wurde der Waffenstillstand dänischerseits gekündigt: das petersburger Cabinet hatte hierbei jedes Bedenken Dänemarks beseitigt. Die mysteriöse Schlacht vor Fridericia beendigte den zweiten Feldzug. Am 10. Juli wurde der Waffenstillstand zu Berlin unterzeichnet, und in Gemäßheit dieser Convention besetzten 6000 Mann Preußen den südlichen und 4000 Mann Schweden und Norweger den nördlichen Theil des Herzogthums Schleswig, welches zugleich eine von Dänemark (Tillisch) und Preußen (Eulenburg) ernannte Civilverwaltung von zwei Mitgliedern erhielt, denen England einen Schiedsmann (Hodges) beigab. Schwerlich gab es je undankbarere Posten, als die Tillisch's und des Grafen Eulenburg waren. Zuvörderst mußte ihnen ganz natürlich die noch bestehende Statthalterschaft der Herzogthümer ihre Aufgabe im Süden des Herzogthums erschweren, wo die preußischen Truppen, den Verhältnissen gemäß, gern ein Auge zudrückten. Die Antidänen im mittlern und nördlichern Theile des Landes agitirten gegen die Verwaltungscommission, und warfen dem Grafen Eulenburg Parteilichkeit vor, während die Dänischgesinnten keine Maßregel „dänisch" genug fanden. Mit Ausnahme der Letztern galt in den Herzogthümern die Ansicht, daß die Statthalterschaft die rechtmäßige, die Commission dagegen die usurpirte Behörde des Herzogthums sei. Dieses unglückliche Provisorium dauerte ein ganzes Jahr; denn Preußen konnte sich immer noch nicht entschließen, die Sache der Herzogthümer fallen zu lassen, sodaß sich die Verhandlungen in die Länge zogen. Der Sommer 1850 war schon gekommen, und noch war keine Aussicht auf ein Resultat vorhanden. Dann endlich, nachdem die Angelegenheiten in Deutschland bis auf einen gewissen Punkt gediehen, trat Rußland unumwunden auf. Baron Meyendorff überreichte in den letzten Tagen des Monats Juni dem preußischen Cabinet eine Note seiner Regierung. Unmittelbar darauf wurden die dänischen Unterhändler, von Pechlin, von Reedtz und der Generalauditeur Scheel, zu einer Conferenz mit dem preußischen Bevollmächtigten, Herrn von Usedom, eingeladen. Schon am 2. Juli war der Friede abgeschlossen. Diese genannten Diplomaten nebst Lord Westmoreland unterzeichneten den Vertrag. Der Inhalt desselben, den wir hier als bekannt voraussetzen müssen, vernichtete die Politik der Eiderdänen und sprach deutlich das Princip des dänischen Gesammtstaats aus. Dasselbe wurde denn auch in dem Londoner Protokoll festgehalten. Um diesem Principe einen entschiedenen Vertreter im dänischen Cabinet zu geben, wurde dem Herrn von Reedtz das Portefeuille des Auswärtigen anvertraut, während Graf Moltke seine Function als Präsident des Staatsraths behielt.

Nach dem Abschluß des Friedens erfolgte die Abberufung der Commissare Eulenburg und Hodges aus Schleswig; Tillisch blieb aber daselbst, indem ihm der Kö-

nig von Dänemark die ganze Civilverwaltung des Herzogthums als außerordentlichem Regierungscommissar mit fast dictatorischen Vollmachten übertrug. Hatte Tillisch bisher fast nur eine Scheinautorität gehabt, so erhielt er jetzt eine wirkliche Gewalt und die Mittel zu ihrer Durchführung. Die deutschen Berichte haben seine Verwaltung eine Schreckensregierung genannt; dänische und dänischgesinnte Organe haben sie mit Lobhudeleien überhäuft: Beides war zu viel gethan. Von seinem Standpunkte aus, als dänischer Commissar, konnte von Tillisch die schleswig-holsteinischen Agitationen nicht dulden, und weil dieselben unleugbar häufig vom Beamtenstande ausgingen, mußte er zahlreiche Personalveränderungen vornehmen. Daß Mißgriffe geschahen, schwächte nicht die Nothwendigkeit seines Systems vom dänischen Standpunkte aus. Mit Recht aber konnte man dem Regierungscommissar vorwerfen, daß die Wahl der neuen Beamten oft sehr unglücklich ausfiel, indem Subjecte Anstellungen fanden, die theils unfähig, theils wenig achtungswerth dastanden. Ebenso traf ihn der Vorwurf der Unselbständigkeit. Denn er unternahm nichts ohne vorhergehende Berathung oder Instruction von dem kopenhagener Ministerium, obgleich er von demselben ganz unabhängig hätte sein müssen und scheinen wollte. Es lag nicht in seiner Natur parteiisch, und noch weniger ungerecht zu sein. Tillisch wurde aber Beides durch das Vertrauen, welches er in gewisse Beamten setzte, die sich eifrigst bemühten, die Deutschgesinnten unter einem unerträglichen moralischen Druck zu halten, theils in der Hoffnung, sich dadurch beliebt zu machen, theils von einer gewissen Clique in Flensburg gezwungen, die, trotz ihrer obscuren Elemente, das große Wort führte und unter der Maske der Pflicht und der Treue gegen König und Vaterland ein raffinirtes System von gehässigen Intriguen, Denunciationen und brutalem Schimpfen entfaltete. An diese Zustände und Veränderungen in Schleswig schlossen sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze im Sommer 1850. Die Holsteiner gingen auf das Manifest des Königs vom 14. Juni 1850 nicht ein, sondern beschlossen mit ihren eigenen Mitteln und Waffen ihre Sache gegen Dänemark zu führen. Die Schlacht von Idstedt, die Affaire von Friedrichsstadt und schließlich die Intervention Östreichs und Preußens waren die Ereignisse, mit denen diese letzte Anstrengung Schleswig-Holsteins endete.

Der Reichstag von 1850; die Finanzen; das Preßgesetz.

Der erste ordentliche Reichstag trat am 28. Jan. 1850 in Kopenhagen zusammen. Das Landesthing bestand meist aus conservativen Elementen; im Volksthing dagegen war das demokratische Element überwiegend repräsentirt. Das wichtigste der auf diesem Reichstage beschlossenen Gesetze war das schon erwähnte über die Egalisirung des Hartkorns. Die organische Gesetzgebung des Staats nahm die Kräfte der Volksrepräsentation so sehr in Anspruch, daß der Reichstag erst am 27. Juni verabschiedet werden konnte, um am 5. Oct. wieder zusammenzutreten. Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie wurden in den gesetzgebenden Versammlungen wenig besprochen, schon darum, weil man fühlte, daß die darauf bezüglichen Discussionen ohne Folgen bleiben würden. Die Regelung der Angelegenheiten mit den Herzogthümern mußte den Großmächten und der Conduite der dänischen Diplomatie überlassen bleiben. Dagegen verschafften die Verhandlungen des Reichstags Einsicht in die dänische Finanzverwaltung während des Kriegs. Zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben benutzte man, abgesehen von den freiwilligen Gaben, drei Hauptquellen: den Verkauf von Staatsactien, die Kriegssteuer und auswärtige Anleihen. Die Bedingungen, unter denen die letztern (1849 und 1850) contrahirt wurden, waren nicht unvortheilhaft. Jede dieser Anleihen betrug 800000 Pfund Sterling zu 89 %, mit 5 % verzinsbar. Die Finanzverwaltung behielt sich den Verkauf eines Theils der Papiere vor, und veräußerte diese im Inlande zu einem Curs von 94—95 % oder noch höher. Die Kriegssteuer betrug in jedem der zwei ersten Jahre vier Millionen Reichsbankthaler, welche zum größten Theil von den

Grundbesitzern entrichtet wurden. Um aber sogleich ein Zahlungsmittel zur Hand zu haben, wurden sogenannte Creditscheine zu einem ähnlichen Belaufe ausgestellt und die Kriegssteuer als Garantie derselben verpfändet. Diese Creditscheine wurden zu dem vom Staate verzinst, und zwar mit 1 Schilling für 100 Thaler. Nach Verlauf von einem halben Jahre amortisirte man sie wieder in drei halbjährlichen Serien. Einen großen Theil derselben vertauschte man jedoch, auf die Aufforderung des Finanzministers, mit 5procentigen Staatsobligationen. Unter den übrigen auf dem zweiten Reichstage beschlossenen Gesetzen sind das Pensionsgesetz und das Preßgesetz hervorzuheben. Der Entwurf zu letzterm, von Herrn von Svorn 7. Jan. 1851) concipirt, wurde vom Reichstage nicht unbedeutend zu Gunsten der Barbenfleth mobificirt. Einige der wesentlichsten Bestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: Der Verfasser ist allein verantwortlich. Ist die Schrift anonym erschienen, so haftet für den Inhalt der Herausgeber oder, in Mangel eines solchen, der Verleger, zuletzt der Buchdrucker. Aufhetzung durch die Presse zum Aufruhr gegen den König, den Reichstag oder das Grundgesetz wird mit Landesgefängniß oder Staatsgefängnißstrafe von wenigstens fünf Jahren bestraft. Beleidigungen der Majestät ziehen Gefängnißstrafe von drei Monaten bis zwei Jahren nach sich. Beleidigungen gegen eine anerkannte Glaubensgenossenschaft werden mit Gefängnißstrafe von einem bis sechs Monaten oder mit einer Geldbuße von 100—500 Reichsbankthalern gerügt. Auf Beleidigungen gegen auswärtige befreundete Potentaten steht Gefängnißstrafe von drei Monaten bis ein Jahr, oder Geldbuße von 50—500 Reichsbankthalern. Beschlagnahme oder Confiscation einer Schrift können nur nach gerichtlichem Urtheilsspruch geschehen. Dasselbe gilt von Schriften des Auslandes.

Die Intervention in Holstein; das Project des dänischen Staatsraths zur Regelung der Gesammtverhältnisse; die Notablenversammlung.

Am 2. Febr. 1851 übernahmen die deutschen Bundescommissarien, der Graf Mensdorff und der General von Thümen, nebst dem dänischen Bevollmächtigten, dem Grafen Reventlow-Criminil, die Regierung des Herzogthums Holstein, und installirten die sogenannte oberste Civilbehörde (Baron Adolf Blome zu Heiligenstädten, Baron Heintze, Regierungsrath Heinzelmann, Syndicus Prehn und Oberappellationsrath Malmros). Wenige Tage darauf rückten die östreichischen und preußischen Pacificationstruppen in Rendsburg ein. Die Auflösung der schleswig-holsteinischen und die Reduction der dänischen Armee hatten schon ihren Anfang genommen; fortan war die Entscheidung der großen deutsch-dänischen Angelegenheit nicht länger den Waffen, sondern lediglich den diplomatischen Verhandlungen anheimgestellt. Für Dänemark standen indessen die Sachen noch immer sehr bedenklich. Der Kampf war für ein „Dänemark bis an die Eider" geführt worden, und man mußte sich doch gestehen, daß man jetzt, nach drei Kriegsjahren, gerade auf demselben Punkte wie vorher stand. Der einzige, sehr theuer erkaufte Gewinn lag nur darin, daß eine Krisis herbeigeführt worden, und diese Überzeugung beherrschte auch den Staatsrath. Als man nun die Gewißheit der Bundesintervention erlangt hatte, kam es daher zu ernsten Verhandlungen über die definitive Richtung der zukünftigen Politik. Die vollkommene Trennung Holsteins von Schleswig und eine gewisse provinzielle Selbständigkeit des letztern Herzogthums, mit andern Worten eine modificirte Eiderstaatstheorie, in einem gesammtstaatlichen Nimbus eingehüllt, war der Plan, welcher die Majorität erhielt. Um diesem Plane das Wort zu reden und dabei die Ansichten Östreichs zu erforschen, wurde Graf Sponneck gegen Mitte Januar 1851 in außerordentlicher Mission nach Wien gesandt. Er ward allerdings mit Auszeichnung von der östreichischen Diplomatie wie von den Gesandten Rußlands und Frankreichs behandelt, konnte jedoch nicht zum erwünschten Ziele gelangen. Das vorläufige Resultat war das Notablenproject. Eine Anzahl angesehener Männer aus den drei Hauptbestandtheilen des dänischen Staatencomplexes sollte von der Regierung zusammenberufen werden, um dieser Versammlung Vorschläge zur Ordnung der dä

nischen Monarchie zu machen. Für Dänemark wurden sechs, für Holstein gleichfalls sechs, für Schleswig neun Mitglieder ernannt; die Letztern gehörten jedoch Alle, bis auf den Etatsrath Prehn, zu den entschieden Dänischgesinnten. Am 14. Mai ward die Versammlung unter dem Vorsitze des königlichen Gesandten in Wien, des Grafen Bille-Brahe, in Flensburg eröffnet. Über die Verhandlungen deckte man den Schleier der Nichtöffentlichkeit: eine Vorsicht, die man sich hätte ersparen können, indem das Ende schon am Anfange vorausgesehen werden konnte. Der Regierungscommissar legte einen Plan zur Ordnung des Staats auf der obenerwähnten Basis vor. Die holsteinischen Notablen protestirten aber gegen jedes Arrangement, bei dem die Trennung der Herzogthümer zu Grunde gelegt würde, und bestanden auf eine gleichzeitige Regelung der Erbfolgeangelegenheit, weil sonst jeder Entwurf werthlos sein mußte. Diesen Standpunkt hielten sie consequent fest, und nach zweimonatlichen Berathungen — die Versammlung ward am 16. Juli aufgelöst — war man nicht weiter gekommen, als man am ersten Tage gewesen.

Rücktritt des Novemberministeriums; die Combination vom 12. Juli 1851; Veränderung der Erbfolge zu Gunsten des Prinzen von Glücksburg.

Während dieser Verhandlungen hatte sich Wichtiges in dem diplomatischen Kreise ereignet. Das Novemberministerium konnte sich nicht vollständig von dem Eiderstaate lossagen, und doch mußte dies geschehen, weil es ein für alle mal der Wille der deutschen Großmächte und Rußlands zu sein schien. Die selbstzufriedenen Mienen, welche die dänischen Diplomaten nach der Rückkehr des Grafen Sponneck gezeigt hatten, verschwanden allmälig, und ernste Noten aus Wien und Petersburg brachten dem Ministerium die Gewißheit bei, daß seine Beharrlichkeit gemisbilligt werde. In den letzten Tagen des Mai 1851 ward deshalb eine neue Mission ausgerüstet; diesmal war es Herr von Reedtz selbst, der sich nach Warschau begab, um mit dem Kaiser von Rußland zu unterhandeln. Über Wien und Berlin kehrte er nach vierwöchentlicher Abwesenheit nach Kopenhagen zurück. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurden Staatsrathssitzungen gehalten, und gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht von einer Ministerkrisis. Die Aufregung, welche diese Wendung der Dinge hervorrief, war außerordentlich: dieselbe zeigte, wie unklar und unreif das Volk die Verhältnisse auffaßte. Das Märzministerium, welches jedenfalls entschieden auftrat, war dem Volke „nicht dänisch genug" gewesen. Nachdem man die Besorgnisse des Augenblicks überstanden, hatte man das Märzministerium verhöhnt, seine Nachfolger aber mit Jubel begrüßt. Das zweite Ministerium hatte 32 Monate eine Politik befolgt, die gar keinen Charakter besaß: es hatte gleichzeitig mit dem Eiderstaate und Gesammtstaate kokettirt. Und doch beweinte man jetzt den Fall dieses „energischen und nationalen" Cabinets, und beschuldigte Herrn von Reedtz, daß er in Warschau das Vaterland verrathen habe. Die Krisis dauerte mehre Tage. Erst am 12. Juli 1851 gelang die folgende Combination: A. W. Moltke, Reedtz, Sponneck, Madvig, welche in ihren Functionen blieben; Dr. Scheel (Justiz), Oberst Fibiger (Krieg), Capitän van Dockum (Marine), Tillisch (Inneres), K. Moltke-Nütschau (ohne Portefeuille) und Bardenfleth (Minister für Schleswig mit Sitz und Stimme im Staatsrathe). Clausen, Hansen und Rosenörn (welcher seit längerer Zeit Minister des Innern anstatt Bang gewesen war) schieden aus; Graf H. Reventlow-Criminil blieb auf seinem Posten als landesherrlicher Commissar in Holstein.

War man denn jetzt aber zu einem bestimmten und befriedigenden Ziele gekommen? Dänische wie deutsche Zeitungen schrien über Verrath. „Die Selbständigkeit des alten Dänemarks ist vernichtet" sagten die erstern; „Schleswig ist incorporirt" meinten die letztern. In seiner Abschiedsrede in Flensburg erklärte Tillisch taktlos genug: er verlasse seinen bisherigen Wirkungskreis nicht aus eigenem Antriebe, und ebenso wenig würde der König ihn von demselben abberufen haben, wenn nicht höhere und unabweisbare Staatsrücksichten diese Veränderung nothwendig gemacht hätten. Das erreichte Ziel war ein neues Übergangsministerium!

Grundbesitzern entrichtet wurden. Um aber sogleich ein Zahlungsmittel zur Hand zu haben, wurden sogenannte Creditscheine zu einem ähnlichen Belaufe ausgestellt und die Kriegssteuer als Garantie derselben verpfändet. Diese Creditscheine wurden zudem vom Staate verzinst, und zwar mit 1 Schilling für 100 Thaler. Nach Verlauf von einem halben Jahre amortisirte man sie wieder in drei halbjährlichen Serien. Einen großen Theil derselben vertauschte man jedoch, auf die Aufforderung des Finanzministers, mit 5procentigen Staatsobligationen. Unter den übrigen auf dem zweiten Reichstage beschlossenen Gesetzen sind das Pensionsgesetz und das Preßgesetz (vom 3. Jan. 1851) hervorzuheben. Der Entwurf zu letzterm, von Herrn von Bardenfleth concipirt, wurde vom Reichstage nicht unbedeutend zu Gunsten der Preßfreiheit modificirt. Einige der wesentlichsten Bestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: Der Verfasser ist allein verantwortlich. Ist die Schrift anonym erschienen, so haftet für den Inhalt der Herausgeber oder, in Mangel eines solchen, der Verleger, zuletzt der Buchdrucker. Aufhetzung durch die Presse zum Aufruhr gegen den König, den Reichstag oder das Grundgesetz wird mit Landesgefängniß oder Staatsgefängnißstrafe von wenigstens fünf Jahren bestraft. Beleidigungen der Majestät ziehen Gefängnißstrafe von drei Monaten bis zwei Jahren nach sich. Beleidigungen gegen eine anerkannte Glaubensgenossenschaft werden mit Gefängnißstrafe von einem bis sechs Monaten oder mit einer Geldbuße von 100—500 Reichsbankthalern gerügt. Auf Beleidigungen gegen auswärtige befreundete Potentaten steht Gefängnißstrafe von drei Monaten bis ein Jahr, oder Geldbuße von 50 — 500 Reichsbankthalern. Beschlagnahme oder Confiscation einer Schrift können nur nach gerichtlichem Urtheilsspruch geschehen. Dasselbe gilt von Schriften des Auslandes.

Die Intervention in Holstein; das Project des dänischen Staatsraths zur Regelung der Gesammtverhältnisse; die Notablenversammlung.

Am 2. Febr. 1851 übernahmen die deutschen Bundescommissarien, der Graf Mensdorff und der General von Thümen, nebst dem dänischen Bevollmächtigten, dem Grafen Reventlow-Criminil, die Regierung des Herzogthums Holstein, und installirten die sogenannte oberste Civilbehörde (Baron Adolf Blome zu Heiligenstädten, Baron Heintze, Regierungsrath Heinzelmann, Syndicus Prehn und Oberappellationsrath Malmros). Wenige Tage darauf rückten die östreichischen und preußischen Pacificationstruppen in Rendsburg ein. Die Auflösung der schleswig-holsteinischen und die Reduction der dänischen Armee hatten schon ihren Anfang genommen; fortan war die Entscheidung der großen deutsch-dänischen Angelegenheit nicht länger den Waffen, sondern lediglich den diplomatischen Verhandlungen anheimgestellt. Für Dänemark standen indessen die Sachen noch immer sehr bedenklich. Der Kampf war für ein „Dänemark bis an die Eider" geführt worden, und man mußte sich doch gestehen, daß man jetzt, nach drei Kriegsjahren, gerade auf demselben Punkte wie vorher stand. Der einzige, sehr theuer erkaufte Gewinn lag nur darin, daß eine Krisis herbeigeführt worden, und diese Überzeugung beherrschte auch den Staatsrath. Als man nun die Gewißheit der Bundesintervention erlangt hatte, kam es daher zu ernsten Verhandlungen über die definitive Richtung der zukünftigen Politik. Die vollkommene Trennung Holsteins von Schleswig und eine gewisse provinzielle Selbständigkeit des letztern Herzogthums, mit andern Worten eine modificirte Eiderstaatstheorie, in einem gesammtstaatlichen Nimbus eingehüllt, war der Plan, welcher die Majorität erhielt. Um diesem Plane das Wort zu reden und dabei die Ansichten Östreichs zu erforschen, wurde Graf Sponneck gegen Mitte Januar 1851 in außerordentlicher Mission nach Wien gesandt. Er ward allerdings mit Auszeichnung von der östreichischen Diplomatie wie von den Gesandten Rußlands und Frankreichs behandelt, konnte jedoch nicht zum erwünschten Ziele gelangen. Das vorläufige Resultat war das Notablenproject. Eine Anzahl angesehener Männer aus den drei Hauptbestandtheilen des dänischen Staatencomplexes sollte von der Regierung zusammenberufen werden, um dieser Versammlung Vorschläge zur Ordnung der dä-

nischen Monarchie zu machen. Für Dänemark wurden sechs, für Holstein gleichfalls sechs, für Schleswig neun Mitglieder ernannt; die Letztern gehörten jedoch Alle, bis auf den Etatsrath Prehn, zu den entschieden Dänischgesinnten. Am 14. Mai ward die Versammlung unter dem Vorsitze des königlichen Gesandten in Wien, des Grafen Bille-Brahe, in Flensburg eröffnet. Über die Verhandlungen deckte man den Schleier der Nichtöffentlichkeit: eine Vorsicht, die man sich hätte ersparen können, indem das Ende schon am Anfange vorausgesehen werden konnte. Der Regierungscommissar legte einen Plan zur Ordnung des Staats auf der obenerwähnten Basis vor. Die holsteinischen Notablen protestirten aber gegen jedes Arrangement, bei dem die Trennung der Herzogthümer zu Grunde gelegt würde, und bestanden auf eine gleichzeitige Regelung der Erbfolgeangelegenheit, weil sonst jeder Entwurf werthlos sein mußte. Diesen Standpunkt hielten sie consequent fest, und nach zweimonatlichen Berathungen — die Versammlung ward am 16. Juli aufgelöst — war man nicht weiter gekommen, als man am ersten Tage gewesen.

Rücktritt des Novemberministeriums; die Combination vom 12. Juli 1851; Veränderung der Erbfolge zu Gunsten des Prinzen von Glücksburg.

Während dieser Verhandlungen hatte sich Wichtiges in dem diplomatischen Kreise ereignet. Das Novemberministerium konnte sich nicht vollständig von dem Eiderstaate lossagen, und doch mußte dies geschehen, weil es ein für alle mal der Wille der deutschen Großmächte und Rußlands zu sein schien. Die selbstzufriedenen Mienen, welche die dänischen Diplomaten nach der Rückkehr des Grafen Sponneck gezeigt hatten, verschwanden allmälig, und ernste Noten aus Wien und Petersburg brachten dem Ministerium die Gewißheit bei, daß seine Beharrlichkeit gemisbilligt werde. In den letzten Tagen des Mai 1851 ward deshalb eine neue Mission ausgerüstet; diesmal war es Herr von Reedtz selbst, der sich nach Warschau begab, um mit dem Kaiser von Rußland zu unterhandeln. Über Wien und Berlin kehrte er nach vierwöchentlicher Abwesenheit nach Kopenhagen zurück. Unmittelbar nach seiner Ankunft wurden Staatsrathssitzungen gehalten, und gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht von einer Ministerkrisis. Die Aufregung, welche diese Wendung der Dinge hervorrief, war außerordentlich: dieselbe zeigte, wie unklar und unreif das Volk die Verhältnisse auffaßte. Das Märzministerium, welches jedenfalls entschieden auftrat, war dem Volke „nicht dänisch genug" gewesen. Nachdem man die Besorgnisse des Augenblicks überstanden, hatte man das Märzministerium verhöhnt, seine Nachfolger aber mit Jubel begrüßt. Das zweite Ministerium hatte 32 Monate eine Politik befolgt, die gar keinen Charakter besaß: es hatte gleichzeitig mit dem Eiderstaate und Gesammtstaate kokettirt. Und doch beweinte man jetzt den Fall dieses „energischen und nationalen" Cabinets, und beschuldigte Herrn von Reedtz, daß er in Warschau das Vaterland verrathen habe. Die Krisis dauerte mehre Tage. Erst am 12. Juli 1851 gelang die folgende Combination: A. W. Moltke, Reedtz, Sponneck, Madvig, welche in ihren Functionen blieben; Dr. Scheel (Justiz), Oberst Fibiger (Krieg), Capitän van Dockum (Marine), Tillisch (Inneres), K. Moltke-Nütschau (ohne Portefeuille) und Bardenfleth (Minister für Schleswig mit Sitz und Stimme im Staatsrathe). Clausen, Hansen und Rosenörn (welcher seit längerer Zeit Minister des Innern anstatt Bang gewesen war) schieden aus; Graf H. Reventlow-Criminil blieb auf seinem Posten als landesherrlicher Commissar in Holstein.

War man denn jetzt aber zu einem bestimmten und befriedigenden Ziele gekommen? Dänische wie deutsche Zeitungen schrien über Verrath. „Die Selbständigkeit des alten Dänemarks ist vernichtet" sagten die erstern; „Schleswig ist incorporirt" meinten die letztern. In seiner Abschiedsrede in Flensburg erklärte Tillisch taktlos genug: er verlasse seinen bisherigen Wirkungskreis nicht aus eigenem Antriebe, und ebenso wenig würde der König ihn von demselben abberufen haben, wenn nicht höhere und unabweisbare Staatsrücksichten diese Veränderung nothwendig gemacht hätten. Das erreichte Ziel war ein neues Übergangsministerium!

Wir haben schon des Londoner Protokolls erwähnt. Dasselbe wurde am 2. Aug. 1850 von Lord Palmerston und den Gesandten Frankreichs, Rußlands, Östreichs, Schwedens und Dänemarks unterzeichnet, und sprach die Integrität der dänischen Monarchie und den Wunsch aus, in Übereinstimmung mit derselben die Erbfolgeangelegenheit geregelt zu sehen. Mit Bezug hierauf hatte sich Dänemark bestrebt, die Erbfolge auf die jüngere Linie des königlichen Hauses, die Glücksburgische, zu übertragen, und im Sommer 1851 gelang es dem Gesandten in Petersburg, Baron Pechlin, den Zar für dieses Arrangement zu gewinnen. Herr von Reedtz brachte aus Warschau die definitive Einwilligung des Zars zurück, und widerlegte dadurch die circulirenden Gerüchte, welche bald den Prinzen Peter von Oldenburg, bald den Herzog von Leuchtenberg als Thronerben bezeichneten. Am 17. Juli wurde in Kopenhagen ein Familienact unterzeichnet, durch welchen der Prinz Friedrich von Hessen, als präsumtiver Thronfolger, und die übrigen in der Hauptstadt anwesenden Mitglieder des königlichen Hauses ihre Rechte auf den dänischen Thron zu Gunsten des Prinzen Christian von Glücksburg und seiner erbberechtigten Descendenten cedirten. Preußen trat später ebenfalls dem Londoner Protokoll bei, und am 8. Mai 1852 wurde in London ein Tractat unterzeichnet, wodurch die Großmächte das ebengedachte Arrangement der Erbfolge anerkannten. Die Ratificationen dieses Tractats wurden sodann im September 1852 ausgewechselt. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß der Text dieses Documents keine dauerhafte und unbedingte Garantie der bestehenden territorialen Verhältnisse des dänischen Staats enthält.

Wendepunkt der dänischen Politik im October 1851 durch die Foderungen der Mächte auf Herstellung des Gesammtstaats; die daraus folgende Modification des Cabinets; die Staatsordnung vom 28. Jan. 1852 und das neue Ministerium; die Thronfolgeangelegenheit und das Zollgesetz vor dem Reichstage.

Nach der Bildung des Ministeriums vom 12. Juli schien in der öffentlichen Meinung ein Stillstand eingetreten zu sein. Das neue Cabinet war entschieden unpopulär; man hielt aber die Äußerungen der Misbilligung einigermaßen zurück, erwartete dagegen mit Gespanntheit das Zusammentreten des Reichstags, von dem man eine energische Haltung hoffte. Einzelne Wahlen zum Volksthing an der Stelle ausgetretener Mitglieder deuteten auf einen heranziehenden Sturm. Die Minister suchten ebenfalls um jeden Preis gewählt zu werden, und man hatte den eigenthümlichen, fast skandalösen Anblick, in Aalburg den Geheimrath Tillisch als Nebenbuhler Bang's, und in Veile den Kriegsminister als Gegencandidat Lehmann's zu sehen. *) Endlich begann mit dem Monat October ein abermaliger Wendepunkt in den politischen Verhältnissen des Landes. Die Krisis wurde durch eine östreichische, eine russische und eine preußische Note, welche gleichzeitig eintrafen, herbeigeführt. Die östlichen Großmächte foderten nicht nur den Gesammtstaat, sondern auch „die Gesammtheit der zur Einheit der Monarchie gehörigen Staatseinrichtungen", und machten beifällige Andeutungen auf eine „beabsichtigte Einberufung der holsteinischen Provinzialstände" als Grundlage der Gesammtstaatsverfassung. Eine solche Einberufung war aber gar nicht beabsichtigt; es war vielmehr eine Insinuation, die einen indirecten Angriff auf das dänische Grundgesetz zu enthalten schien. Diese Noten verursachten zuvörderst einen entschiedenen Zwiespalt im Staatsrathe, wo speciell K. Moltke und Reedtz das System nach den Wünschen der Großmächte modificirt wissen wollten, während die Majorität einig war, eine derartige Einmischung des Auslandes in die innersten Angelegenheiten des Staats nicht dulden zu können. Nach heftigen Debatten reichten K. Moltke und Reedtz ihre Entlassung ein; sie wurden durch den Geheimrath Bluhme (Minister des Auswärtigen) und den General Flensborg (Kriegsminister) ersetzt. Es war dies das dritte Übergangsmi-

*) Gewählt wurden Tillisch und Lehmann.

nisterium. Der Reichstag empfing dasselbe mit Mistrauen und sehr eindringlichen Interpellationen über die Lage des Staats und die zu befolgende Politik. Das Ministerium vermied aber jede directe Antwort, und zwar aus dem Grunde, weil es selbst zu keiner Einigkeit gelangte. Madvig sprach sich später im Volksthing darüber aus und erklärte, daß man längst zu der Einsicht gekommen, wie eine „dänisch-schleswigsche" Politik unmöglich sei, während man sich auf eine Unionspolitik, wie sie eigentlich im Reskripte vom 28. Jan. 1848 ausgesprochen, natürlich nicht habe einlassen wollen. Die Frage sei deshalb gewesen, wie viel von der dänisch-schleswigschen Politik man aufgeben solle und müsse, und hierüber sei man erst im November zu einem Resultat gekommen. Mit diesem Resultate war aber gerade Madvig unzufrieden, sodaß er jetzt aus dem Ministerium trat. Seine Stelle nahm Bang wieder ein, und nun arbeitete man, wenn auch nicht in vollkommener Übereinstimmung, die Kundmachung vom 28. Jan. 1852 aus, welche eine Art von Gesammtstaatsordnung enthielt. Nach derselben besteht der dänische Staat aus drei Haupttheilen: dem Königreiche, dem Herzogthum Schleswig und den Herzogthümern Holstein und Lauenburg. Dieselben haben gemeinschaftlich die Ministerien des Auswärtigen, der Marine, des Kriegs und der Finanzen. Für sich allein hat Dänemark das Justizministerium, das Cultusministerium und das Ministerium des Innern. Die früher der schleswig-holsteinischen Kanzlei zuvertheilten Angelegenheiten und diejenigen aus den Herzogthümern eingehenden Sachen, welche sonst der Rentenkammer und der Generalzollkammer zugehörten, sind im Betreff Schleswigs von einem „Ministerium für Schleswig" und im Betreff Holstein-Lauenburgs von einem Ministerium für diese beiden Herzogthümer übernommen worden. Die sämmtlichen Minister bilden den geheimen Staatsrath. Die Minister für Schleswig und Holstein sind dem Könige allein; die übrigen aber dem dänischen Reichstage (jedoch nur mit Bezug auf denjenigen Theil ihrer amtlichen Thätigkeit, welcher das Königreich betrifft) verantwortlich. Das Verhältniß des Königs als deutscher Bundesfürst für Holstein und Lauenburg ist unverändert geblieben. Einen Tag früher, als diese Grundzüge der dänischen Staatsordnung erschienen, gaben A. W. Moltke, Tillisch, Bardenfleth, Flensborg und van Dockum ihre Portefeuilles ab. Das neue Ministerium, das siebente, welches nun seit dem Tode Christian's VIII. eingesetzt ward, bildeten: Bluhme (Premier und Auswärtiges), Sponneck (Finanzen), Hansen (Krieg), Commandeur Steen-Bille (Marine), Bang (Inneres und Cultus, mit Madvig als Unterrichtsdirector), Scheel (Justiz), K. Moltke (für Schleswig) und Reventlow-Criminil (für Holstein-Lauenburg).

Diese Lösung der Frage wurde vom Reichstage mit der tiefsten Ruhe und dem feierlichsten Ernst aufgenommen. Der langjährige Streit, der vierjährige Kampf war also entschieden. Friede, Wohlstand und Glück sollten wieder zurückkehren, zahlreiche, noch blutende Wunden heilen, Versöhnung und Freundschaft an die Stelle des Hasses und der Parteileidenschaften treten. War dieses große Ziel erreicht? Stand man am wirklichen Ende oder nur am Ende des Anfangs? War man zu einem sichern Standpunkt fortgeschritten, oder hatte man einen Kreislauf gemacht? Die Beantwortung dieser Fragen, die Eindrücke der augenblicklichen Betrachtungen waren wol geeignet, dem tiefsten Ernste Raum zu geben. Es war aber nur ein Moment der Betroffenheit, der eintrat; bald kehrten das Nachdenken, die Parteiansichten und die Kritik zurück. Die Eiderdänen brachen das Eis, und griffen in den schärfsten Ausdrücken das Ministerium an. Eine Interpellation folgte der andern, und die Verfassungsangelegenheit tauchte wieder auf. Die Kundmachung sprach in unklaren Worten von einer Gesammtstaatsverfassung; sollte denn das Grundgesetz beseitigt werden? Die Provinzialstände sollten in Schleswig und Holstein fortbestehen; man hatte also eigentlich keinen Gesammtstaat, sondern im Grunde einen „Staatsverband". Auch die getroffenen Bestimmungen über die Thronfolgeordnung und die Abänderung der Lex regia wurden dem Reichstage bereits im Jahre 1852 zur Begutachtung vorgelegt. Das Gutachten, welches die zu dem Zwecke niederge-

setzte Commission des Reichstags Anfangs Januar 1853 abgab, sprach sich genehmigend über die Veränderung der Thronfolge zu Gunsten des Prinzen von Glücksburg aus, obschon die verschiedenen Fractionen ihr Votum verschieden motivirt hatten. Ebenso war schon 1852 dem Reichstage ein Gesetz über die Verlegung der dänischen Zollgrenze von der Eider nach der Elbe vorgelegt worden. Das Volksthing verwarf durch die Anstrengungen der Eiderpartei am 12. Jan. 1853 dieses Gesetz auch bei der dritten Lesung (mit 40 gegen 45 Stimmen), sodaß sich das Ministerium zur Appellation ans Land entschloß und das Volksthing am 15. Jan. auflöste. So wäre denn dem Jahre 1853 die endliche Entscheidung über die beiden wichtigen Fragen, und zwar zu Gunsten der Gesammtstaatsidee vorbehalten. Freilich kann man hierbei die Frage um das dänische Grundgesetz und seine Freiheiten nicht ganz abweisen; allein es läßt sich wol mit Grund die Überzeugung aussprechen, daß das Grundgesetz an dem Könige selbst seine festeste Stütze habe.

Der Hof und das Privatleben Friedrich's VII.; die Tagespresse.

Die vielen und großen Ereignisse hatten natürlich das Interesse und die Aufmerksamkeit geschwächt, womit sonst der Hof und dessen Leben in Dänemark betrachtet wurden. Ohnehin war auch hier Alles anders geworden als früher. Christian VIII. hatte einen glänzenden Hofstaat geführt. Derselbe versammelte um sich die Blüte der Kunst und Wissenschaft; sein ausgezeichneter Geschmack war nicht weniger bekannt als seine feine Tournüre, und sein Privatsalon war das Muster gesellschaftlicher Eleganz nud geistiger Fülle. Nach seinem Tode hörte dies auf; der beginnende Kampf nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Anstatt der Dichter und Künstler füllten Kuriere und Ordonnanzen die königlichen Gemächer. Die verwittwete geist- und gefühlvolle Königin, durch die Begebenheiten einen Augenblick in eine schiefe Stellung zu der öffentlichen Meinung gebracht, zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück. Der König war unverheirathet und an ein sehr genügsames Leben gewöhnt; der äußere Glanz und die damit verbundene Etikette waren niemals seine Sache gewesen. Jetzt, nach seiner Thronbesteigung, verleugnete er diese Genügsamkeit nicht. Sein wenig zahlreicher Hofstaat bestand aus denjenigen Männern, mit welchen er sich schon als Kronprinz umgeben hatte. Auch behielt er seine bisherige, nichts weniger als großartige oder luxuriöse Wohnung auf dem Schloß Christiansborg, ließ dagegen, zum Sommergebrauch, jedoch mit großer Ökonomie, einen Theil des in einer reizenden Gegend, fünf Meilen von der Hauptstadt gelegenen Schlosses Frederiksborg einrichten. Als ein Beispiel des gegenseitigen Verhältnisses zwischen dem Könige und dem Volke mag nicht unerwähnt bleiben, daß Friedrich VII. bei seinem stürmischen Regierungsantritte ohne alle militärische Bedeckung, blos unter der Obhut weniger Wachen der Bürgergarde inmitten der Nation lebte. Die Thüren der Königsburg standen Jedem offen, und der Bürger, der sich an den König wandte, fand in ihm mehr seines Gleichen als seinen Monarchen. Der König lernte die Last der Krone sogleich in vollem Maße kennen, und wenn er von den Geschäften Erholung suchte, war Frederiksborg der Ort, wohin er sich zurückzog. Hier lebte er dann in aller Stille, seit 1850 in morganatischer Ehe mit der Gräfin Danner. Diese, eine Dame von bürgerlicher Herkunft, hatte der König schon als Kronprinz kennen gelernt und ihr seine vollste Neigung geschenkt. Seine Vermählung mit ihr rief im Lande, oder richtiger in der Hauptstadt, eine starke Bewegung hervor, weil die Persönlichkeit und die Antecedentien der Gräfin die öffentliche Meinung sehr gegen sich hatten. Da sich aber die Gräfin Danner von jeder Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten fern hielt und in der Zurückgezogenheit blos für ihren Gemahl lebte, so legte sich der Sturm vorläufig, bis er im Sommer 1852 abermals, und zwar mit vermehrter Heftigkeit ausbrach. Der König unternahm nämlich eine Reise nach Jütland und ließ daselbst seine Gemahlin an den officiellen Ehrenbezeugungen Theil nehmen. Die Jüten fanden hierin nichts Anstößiges, sondern huldigten der Dame, von welcher der König sagte: „Keiner weiß besser als ich,

was mir in den trüben Tagen der Prüfung mein Weib gewesen ist." Die Kopenhagener dagegen faßten die Sache anders auf, und demonstrirten auf eine nichts weniger als glimpfliche Weise gegen die Gräfin Danner und jene ihr gewordenen Huldigungen. Eine ganze Literatur von Libellen erschien in dieser Angelegenheit, die dem Könige manchen Ärger verursachte.

Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf die periodische Presse in Dänemark zu werfen. Eine wissenschaftliche oder belletristische periodische Literatur existirt in Dänemark so gut wie gar nicht; dagegen wol eine politische. Der Veteran dieser Tagespresse ist die „Berling'sche Zeitung", welche zuerst im Jahre 1749, und zwar in deutscher Sprache erschien. Sie war von jeher, mit Ausnahme des Jahres 1848—49, ein halb ministerielles Organ, und hatte erst vor etwa 20 Jahren, als „Kjöbenhavnsposten" und „Fädrelandet" entstanden, eine journalistische Opposition zu bekämpfen, was von ihrer Seite immer mit lobenswerther Mäßigung geschah. Sie zeichnet sich übrigens nicht durch ihre geistreiche Redaction aus; sie ist aber zuverlässig, und ihre statistischen Data sind sehr exact. Seit 1848 ist sie besonders vorsichtig gewesen, und sucht zwischen dem Neuen und dem Alten so zu balanciren, daß sie auf alle Eventualitäten vorbereitet ist. „Fädrelandet" war ursprünglich ein ästhetisches Journal, warf sich aber bald auf die Politik, und wurde, nachdem es eine Zeit lang der Führer der Opposition im Allgemeinen gewesen, speciell das Organ des Jungen Dänemark und des Skandinavismus. Monrad und Lehmann sind beide Redacteure des Blattes gewesen. Aus ihrer Feder sind zahlreiche scharfe und geistvolle Artikel geflossen, und unter ihrer Fahne versammelten sich die talentvollsten jüngern Kräfte der Hauptstadt als Mitarbeiter. Populär ist aber „Fädrelandet" nie gewesen. Seine Schreibart war nicht Jedem verständlich. Außerdem leuchtete durch seine scheinbar volksthümlichen Bestrebungen der Aristokratismus, oder richtiger die Eitelkeit exclusiver Intelligenz hervor; man konnte immer deutlich wahrnehmen, wie sich das Blatt als eine Art von Areopagus betrachtete. Das Jahr 1848 war die Glanzperiode von „Fädrelandet". Die frühern Mitarbeiter hielten in ihrer Hand das Ruder des Staats, und das Redactionsbureau wurde der Schauplatz ministerieller Conferenzen. Nach dem November jenes Jahres verschwand freilich diese Herrlichkeit und zugleich der Nimbus des Blattes, das sich durch eine vornehme Erhabenheit über die erlittene Niederlage zu trösten suchte. Als aber später die Gesammtstaatspolitik officiell wurde, trat „Fädrelandet" schonungs- und rücksichtlos, ja grob auf. Namentlich wurden die Minister für Schleswig und Holstein Gegenstand seiner fortwährenden Angriffe, wodurch diesen ihre ohnedies schwere Stellung noch mehr erschwert werden mußte. Das Talent, welches die Redaction des Blattes stets entwickelt hat, läßt sich indessen nicht verkennen. In sprachlicher Beziehung verdient „Fädrelandet" als classisches Muster bezeichnet zu werden. Die „Kjöbenhavnspost" ist das älteste der jetzt noch erscheinenden vormärzlichen Oppositionsblätter; es hatte in den dreißiger Jahren eine sehr große Verbreitung. Die Zahl der Leser nahm aber allmälig ab und ging zum Theil auf „Fädrelandet" über, sodaß die Auflage der „Kjöbenhavnspost" seit mehren Jahren kaum 500 Exemplare beträgt. Dennoch ist das Blatt ein Organ von Bedeutung geblieben. Energischer Gegner der ultranationalen Ausschweifungen, bekämpfte es gleich anfänglich vom Standpunkte der Demokratie aus die Eiderdänen, und sprach dem Gesammtstaate das Wort. Die „Flyvepost", das am weitesten verbreitete Journal der Hauptstadt, muß als ein merkwürdiges Beispiel des Erfolgs gelten, den eine unermüdliche Ausdauer und ein eiserner Fleiß selbst ohne Talent, ohne Consequenz, ja sogar ohne Principien zu erringen vermag. Ebenso legt dieses Blatt ein schlagendes Zeugniß ab von der politischen und literarischen Urtheilsunfähigkeit der Massen, auf welche das Unternehmen berechnet ist. Das Journal wurde vor kaum 10 Jahren von einem armen Handwerker ohne Bildung, und zwar als ein kleines Unterhaltungsblatt, begründet. Allerlei Stadtgeschichten wurden zum Besten gegeben, jede Nummer enthielt Berichte von so und so vielen Unglücksfällen, begangenen Verbre-

chen oder Liebesabenteuern, und diese Lectüre gewann eine solche Verbreitung, besonders nachdem die Redaction anfing, französische Romane in Übersetzung als Feuilleton zu liefern, daß sich die Beliebtheit und der Einfluß des Blattes in den untern Classen nicht verkennen ließ. Publicisten von wirklicher Bedeutung wurden dies bald gewahr, und entschlossen sich für die „Flyveposť" zu schreiben, um dadurch ihren Ansichten eine möglich große Verbreitung zu verschaffen. Die verschiedensten Tendenzen waren von jetzt an im Blatte repräsentirt; jedoch nahm die Redaction immer auf die herrschende Stimmung Rücksicht. Auf diese Weise nahm die „Flyveposť" einen solchen Aufschwung, daß sich jener erste Begründer im Sommer 1852 mit einem ziemlichen Vermögen und einer Verkaufssumme von 100000 Reichsbankthalern aus der Entreprise herausziehen konnte. In den Provinzen hat fast jedes Städtchen seine Zeitung. Diese Blätter sind aber, bis auf einzelne achtungswerthe Ausnahmen, durchaus unselbständig, und bringen oft nur sehr gedankenlose Auszüge aus den kopenhagener Zeitungen.

Das Königreich Sardinien

seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit. *)

Die sardinischen Verhältnisse im Beginn der italienischen Bewegung.

Schon waren die freudigen und friedlichen Tage der italienischen *Reformbewegung* seit dem Regierungsantritt Pius IX. fast vorüber, schon war diese anfangs ungetrübte und nur von begeisterter Hoffnung auf die politische und nationale Wiedergeburt des gemeinsamen italienischen Vaterlandes getragene Bewegung auf der Insel Sicilien, in Neapel und selbst in dem an Klima und Volkssitten milden Toscana in mehr oder weniger lebhaften Revolutionsdrang übergegangen, als die Bewohner und die Regierung Sardiniens, obwol durch die Ereignisse mächtig angeregt und bewegt, immer noch unschlüssig und ungewiß an dem Scheidewege des Hergebrachten und der entschiedenen Reform standen, und, wenigstens äußerlich, wenig mehr als ängstlich gespannte Zuschauer des italienischen Dramas abgaben. Nicht *als ob* die freiheitlichen und constitutionellen Errungenschaften Roms und der andern italienischen Staaten nicht auch in der Bevölkerung Sardiniens den unverhohlenen und lebhaften Wunsch nach gleichen Gütern wachgerufen hätte; nicht als ob in Sardinien das absolute Regierungssystem mit allem Druck seiner natürlichen Gebrechen nicht verhaßt gewesen wäre; nicht als ob endlich die Regierung mit blinder und engherziger Eifersucht an ihrer unbeschränkten Gewalt gehalten und die Nothwendigkeit billiger Concessionen verkannt hätte. Der Grund dieser Unschlüssigkeit, die zuletzt Regierung und Volk voneinander zu entfremden drohte, und dieses langen und bangen Zauderns lag in besondern, theils nationalen und politischen Verhältnissen Sardiniens, theils in dem Charakter seines Königs Karl Albert.

Wenn schon der Widerspruch zwischen dem innern Volksdrange, zwischen den öffentlichen Wünschen und Begehren — die freilich in der gebildeten Mittel- und selbst in einem bedeutenden Theile der Adelsclasse entschiedener laut wurden als in der großen Volksmasse — und der ruhigen, wiewol von mismuthiger Stimmung begleiteten Haltung des Landes der äußern Beobachtung auffallen mußte: so mochte

*) Der Verfasser dieses Artikels ist Dr. phil. Friedrich Crüger zu Turin, ein Deutscher, der seit mehren Jahren in den sardinischen Staaten lebt. D. Red.

der entgegengesetzte Charakter der nord- und der süditalienischen Bewegung noch viel räthselhafter erscheinen bei der Erinnerung an die revolutionären Verfassungskämpfe Sardiniens von 1821, an die Conspirationen von 1833, und an die zahlreichen Manifestationen des glühendsten öffentlichen Hasses gegen den politisch-mächtigen Jesuitenorden, der in Sardinien tiefere Wurzel geschlagen hatte als im ganzen übrigen Italien und wie ein Fluch auf den Geschicken des Landes lastete. Dennoch zuckte in Sardinien, zumal in Piemont und Ligurien, jeder Pulsschlag der italienischen National- und Reformbewegung nach; ja diese politische Bewegung selbst hatte ihren ersten Impuls schon vor dem Regierungsantritt Pius IX. von der literarischen und intellectuellen Bewegung Piemonts, durch die Schriften eines Balbo, Gioberti, Massimo d'Azeglio und anderer berühmten Piemontesen erhalten. In Piemont, dem eigentlichen Stamme des sardinischen Staatencomplexes, wurde der Druck des ausländischen Einflusses und der fremden Herrschaft in Italien wie nur irgend anderswo auf der Halbinsel gefühlt. Hier erkannte die aufgeklärte Meinung tief die unheilvollen Gebrechen und Schäden, die ganze Trostlosigkeit der social und politisch verkommenen Verhältnisse Italiens; hier schmachtete man tief nach einem würdigen und freien Nationalleben. Mehr noch: hier war es klare und wohlbegründete öffentliche Überzeugung, daß jede nationale und politische Reformbestrebung des übrigen Italiens ohne den entschiedenen Beitritt Sardiniens, als desjenigen Staats, der am meisten moralische und geordnete materielle Kraft in sich vereinigte, fruchtlos auslaufen müsse für das Heil des gemeinsamen Vaterlandes und die lange geträumte Unabhängigkeit desselben. Balbo und Gioberti *), zwei hochgefeierte Namen, hatten schon vor Pius' IX. Zeit den innersten Gedanken aus der Tiefe des neuen italienischen Geistes hervorgehoben, indem sie Sardinien die Mission beimaßen, als Vorkämpfer der nationalen Wiedererhebung, als Leiter der künftigen Geschicke Italiens aufzutreten. Und früher wol schon als die genannten Männer hatte König Karl Albert selbst — was damals freilich Geheimniß blieb — die hohe Mission Sardiniens im Sinne gehabt, wenn er 1839 in einem vertraulichen Memorandum niederschrieb **), daß seine Staaten durch weise Einrichtungen, geordnetes Finanzwesen und ein tüchtiges Heer vorbereitet sein müßten, „große Dinge zu unternehmen", wenn er später (1845 und 1846) in vertraulichen Briefen ***) bekannte: daß er, nächst dem Wunsche, seinem Vaterlande alles mögliche Heil zu verschaffen, keinen wärmer hege, als den Geist der nationalen Würde und Unabhängigkeit sich darin entwickeln zu sehen. Dieser Geist werde auch seinen Staaten eine unermeßliche Kraft verleihen, im Falle sie je zu dem Glück berufen würden, für die Vertheidigung ihrer Nationalität einzutreten.

Je erschütternder und tiefgreifender die revolutionäre Bewegung des mittlern und südlichen Italien gegen das Ende des Jahres 1847 hervortrat, desto ängstlicher und erwartungsvoller richteten alle gemäßigten Patrioten der Halbinsel ihre Blicke auf Sardinien, wie nach einem festen Pfeiler in der brausenden Strömung suchend. Ungeduldig wünschten sie eine rasche und entscheidende Wendung in der Politik Piemonts, wünschten sie dessen Anschluß an die Bewegung herbei — einmal, weil sie hiervon die Bewahrung vor dem wilden Überfluten der Revolution, dann, weil sie so erst den dauernden Sieg der bewegenden freiheitlichen und nationalen Ideen hofften. Wenn Karl Albert und seine Staaten bei dem absoluten Regierungssystem ver-

*) Balbo in seinem berühmten Buch: „Le speranze d'Italia" (1843) und Gioberti in den „Prolegomeni" (1845) und im „Gesuita moderno" (8 Bde., 1847). Über König Karl Albert sagte Gioberti im letztgenannten Werke (III, 572): „Um lange Jahre ist er (der König) den neuern Schriftstellern in der italienischen Idee vorausgeeilt." Diese Schriftsteller waren es also, welche die Handlungen Karl Albert's in Worte setzten, nicht aber war es Karl Albert, der die Worte der Schriftsteller in Thaten verwandelte.

**) Das Memorandum wurde 1848 veröffentlicht von dem bekannten piemontesischen Historiker Cibrario, dem intimsten Vertrauten und Freunde Karl Albert's.

***) Man vgl. die für die Geschichtschreibung unschätzbaren vertraulichen Briefe Karl Albert's in der Documentensammlung Gualterio's, „Gli ultimi rivolgimenti italiani" (Flor. 1850 fg.), I, 463 fg.

Red.

chen oder Liebesabenteuern, und diese Lectüre gewann eine solche Verbreitung, besonders nachdem die Redaction anfing, französische Romane in Übersetzung als Feuilleton zu liefern, daß sich die Beliebtheit und der Einfluß des Blattes in den untern Classen nicht verkennen ließ. Publicisten von wirklicher Bedeutung wurden dies bald gewahr, und entschlossen sich für die „Flyvepost" zu schreiben, um dadurch ihren Ansichten eine möglich große Verbreitung zu verschaffen. Die verschiedensten Tendenzen waren von jetzt an im Blatte repräsentirt; jedoch nahm die Redaction immer auf die herrschende Stimmung Rücksicht. Auf diese Weise nahm die „Flyvepost" einen solchen Aufschwung, daß sich jener erste Begründer im Sommer 1852 mit einem ziemlichen Vermögen und einer Verkaufssumme von 100000 Reichsbankthalern aus der Entreprise herausziehen konnte. In den Provinzen hat fast jedes Städtchen seine Zeitung. Diese Blätter sind aber, bis auf einzelne achtungswerthe Ausnahmen, durchaus unselbständig, und bringen oft nur sehr gedankenlose Auszüge aus den kopenhagener Zeitungen.

Das Königreich Sardinien

seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit. *)

Die sardinischen Verhältnisse im Beginn der italienischen Bewegung.

Schon waren die freudigen und friedlichen Tage der italienischen *Reformbewegung* seit dem Regierungsantritt Pius IX. fast vorüber, schon war diese anfangs ungetrübte und nur von begeisterter Hoffnung auf die politische und nationale Wiedergeburt des gemeinsamen italienischen Vaterlandes getragene Bewegung auf der Insel Sicilien, in Neapel und selbst in dem an Klima und Volkssitten milden Toscana in mehr oder weniger lebhaften Revolutionsdrang übergegangen, als die Bewohner und die Regierung Sardiniens, obwol durch die Ereignisse mächtig angeregt und bewegt, immer noch unschlüssig und ungewiß an dem Scheidewege des Hergebrachten und der entschiedenen Reform standen, und, wenigstens äußerlich, wenig mehr als ängstlich gespannte Zuschauer des italienischen Dramas abgaben. Nicht *als ob* die freiheitlichen und constitutionellen Errungenschaften Roms und der andern italienischen Staaten nicht auch in der Bevölkerung Sardiniens den unverhohlenen und lebhaften Wunsch nach gleichen Gütern wachgerufen hätte; nicht als ob in Sardinien das absolute Regierungssystem mit allem Druck seiner natürlichen Gebrechen nicht verhaßt gewesen wäre; nicht als ob endlich die Regierung mit blinder und engherziger Eifersucht an ihrer unbeschränkten Gewalt gehalten und die Nothwendigkeit billiger Concessionen verkannt hätte. Der Grund dieser Unschlüssigkeit, die zuletzt Regierung und Volk voneinander zu entfremden drohte, und dieses langen und bangen Zauderns lag in besondern, theils nationalen und politischen Verhältnissen Sardiniens, theils in dem Charakter seines Königs Karl Albert.

Wenn schon der Widerspruch zwischen dem innern Volksdrange, zwischen den öffentlichen Wünschen und Begehren — die freilich in der gebildeten Mittel- und selbst in einem bedeutenden Theile der Adelsclasse entschiedener laut wurden als in der großen Volksmasse — und der ruhigen, wiewol von mißmuthiger Stimmung begleiteten Haltung des Landes der äußern Beobachtung auffallen mußte: so mochte

*) Der Verfasser dieses Artikels ist Dr. phil. Friedrich Crüger zu Aurin, ein Deutscher, der seit mehren Jahren in den sardinischen Staaten lebt. D. Red.

der entgegengesetzte Charakter der nord- und der süditalienischen Bewegung noch viel räthselhafter erscheinen bei der Erinnerung an die revolutionären Verfassungskämpfe Sardiniens von 1821, an die Conspirationen von 1833, und an die zahlreichen Manifestationen des glühendsten öffentlichen Hasses gegen den politisch-mächtigen Jesuitenorden, der in Sardinien tiefere Wurzel geschlagen hatte als im ganzen übrigen Italien und wie ein Fluch auf den Geschicken des Landes lastete. Dennoch zuckte in Sardinien, zumal in Piemont und Ligurien, jeder Pulsschlag der italienischen National- und Reformbewegung nach; ja diese politische Bewegung selbst hatte ihren ersten Impuls schon vor dem Regierungsantritt Pius IX. von der literarischen und intellectuellen Bewegung Piemonts, durch die Schriften eines Balbo, Gioberti, Massimo d'Azeglio und anderer berühmten Piemontesen erhalten. In Piemont, dem eigentlichen Stamme des sardinischen Staatencomplexes, wurde der Druck des ausländischen Einflusses und der fremden Herrschaft in Italien wie nur irgend anderswo auf der Halbinsel gefühlt. Hier erkannte die aufgeklärte Meinung tief die unheilvollen Gebrechen und Schäden, die ganze Trostlosigkeit der social und politisch verkommenen Verhältnisse Italiens; hier schmachtete man tief nach einem würdigen und freien Nationalleben. Mehr noch: hier war es klare und wohlbegründete öffentliche Überzeugung, daß jede nationale und politische Reformbestrebung des übrigen Italiens ohne den entschiedenen Beitritt Sardiniens, als desjenigen Staats, der am meisten moralische und geordnete materielle Kraft in sich vereinigte, fruchtlos auslaufen müsse für das Heil des gemeinsamen Vaterlandes und die lange geträumte Unabhängigkeit desselben. Balbo und Gioberti *), zwei hochgefeierte Namen, hatten schon vor Pius' IX. Zeit den innersten Gedanken aus der Tiefe des neuen italienischen Geistes hervorgehoben, indem sie Sardinien die Mission beimaßen, als Vorkämpfer der nationalen Wiedererhebung, als Leiter der künftigen Geschicke Italiens aufzutreten. Und früher wol schon als die genannten Männer hatte König Karl Albert selbst — was damals freilich Geheimniß blieb — die hohe Mission Sardiniens im Sinne gehabt, wenn er 1839 in einem vertraulichen Memorandum niederschrieb **), daß seine Staaten durch weise Einrichtungen, geordnetes Finanzwesen und ein tüchtiges Heer vorbereitet sein müßten, „große Dinge zu unternehmen", wenn er später (1845 und 1846) in vertraulichen Briefen ***) bekannte: daß er, nächst dem Wunsche, seinem Vaterlande alles mögliche Heil zu verschaffen, keinen wärmer hege, als den Geist der nationalen Würde und Unabhängigkeit sich darin entwickeln zu sehen. Dieser Geist werde auch seinen Staaten eine unermeßliche Kraft verleihen, im Falle sie je zu dem Glück berufen würden, für die Vertheidigung ihrer Nationalität einzutreten.

Je erschütternder und tiefgreifender die revolutionäre Bewegung des mittlern und südlichen Italien gegen das Ende des Jahres 1847 hervortrat, desto ängstlicher und erwartungsvoller richteten alle gemäßigten Patrioten der Halbinsel ihre Blicke auf Sardinien, wie nach einem festen Pfeiler in der brausenden Strömung suchend. Ungeduldig wünschten sie eine rasche und entscheidende Wendung in der Politik Piemonts, wünschten sie dessen Anschluß an die Bewegung herbei — einmal, weil sie hiervon die Bewahrung vor dem wilden Überfluten der Revolution, dann, weil sie so erst den dauernden Sieg der bewegenden freiheitlichen und nationalen Ideen hofften. Wenn Karl Albert und seine Staaten bei dem absoluten Regierungssystem ver-

*) Balbo in seinem berühmten Buch: „Le speranze d'Italia" (1843) und Gioberti in den „Prolegomeni" (1845) und im „Gesuita moderno" (8 Bde., 1847). Über König Karl Albert sagte Gioberti im letztgenannten Werke (III, 572): „Um lange Jahre ist er (der König) den neuern Schriftstellern in der italienischen Idee vorausgeeilt." Diese Schriftsteller waren es also, welche die Handlungen Karl Albert's in Worte setzten, nicht aber war es Karl Albert, der die Worte der Schriftsteller in Thaten verwandelte.

**) Das Memorandum wurde 1848 veröffentlicht von dem bekannten piemontesischen Historiker Cibrario, dem intimsten Vertrauten und Freunde Karl Albert's.

***) Man vgl. die für die Geschichtschreibung unschätzbaren vertraulichen Briefe Karl Albert's in der Documentensammlung Gualterio's, „Gli ultimi rivolgimenti italiani" (Flor. 1850 fg.), I, 463 fg.

harrten, so mußte nicht nur jeder Gedanke an die Erwerbung der Unabhängigkeit Italiens aufgegeben werden, sondern mußten selbst die erlangten Verfassungsfreiheiten in näherer oder fernerer Zukunft mit Vernichtung bedroht erscheinen. Nur der große revolutionäre Haufe mochte sich über die Bedeutung Sardiniens täuschen, weil es sich den Vorrang im Reform- und Verfassungskampfe hatte ablaufen lassen. Alle besonnenern Männer urtheilten anders! Diese wußten, daß dieser Staat vermöge seiner vorgeschrittenen Volksbildung, seines starken und unabhängigen Mittelstandes und seines geordneten Verwaltungswesens mehr als das übrige Italien zu einem freien Verfassungsleben vorbereitet, und, einmal im Besitz freier Institutionen, vermöge der Energie und des ernsten Sinnes seiner Bevölkerung fähiger war, diese Institutionen zu behaupten. Die folgenden Jahre haben diese Ansicht auch vollkommen bestätigt.

Länger als ein Jahr schon befanden sich die verschiedenen Staaten Italiens in der politischen Bewegung, und noch nicht hatte diese, obwol immer gewaltiger wogend, die Grenzen Sardiniens überschritten, das doch in allen seinen Strebungen und Ideen mit dieser Bewegung übereinstimmte. Woher nun diese Erscheinung! Bestimmt und kurz läßt sich darauf antworten, daß der Grund davon zunächst in der festen und treuen Anhänglichkeit des Landes an die Dynastie, in dem Vertrauen der liberalen Partei zu dem nationalen und dem Fortschritt zugeneigten Sinne Karl Albert's, und in der größern Erkenntniß der schwierigen Landesverhältnisse lag. Die große Mehrheit der Bevölkerung mochte über der Erwartung politischer Freiheiten nicht die zahlreichen Wohlthaten vergessen, die das Land von Karl Albert während seiner 16jährigen Regierung empfangen hatte. Durch weise Gesetze und Einrichtungen hatte er Handel, Industrie, Gewerbe und Ackerbau aus den hergebrachten Fesseln befreit, erweitert und gehoben, den Verkehr durch Straßen- und Brückenbauten erleichtert, die Feudaleinrichtungen der Insel Sardinien abgeschafft, viele höhere und niedere Schulen, viele Wohlthätigkeitsanstalten und ein völlig neues, mehr auf moralische Wirkung und Erziehung als auf bloße Züchtigung berechnetes Gefängnißwesen ins Leben gerufen. Er hatte die Justiz reformirt, in vielen Provinzen die Steuerlast erleichtert, die heilsamen Agrarcongresse angeregt, mit wärmerm Eifer, als nur irgend einer der zeitgenössischen Fürsten Italiens, Künste und Wissenschaften beschützt und ermuthigt, und nie aufgehört, Beweise seiner angelegentlichsten Sorgfalt um das Aufblühen seiner Staaten zu geben. Diese und zahllose andere Wohlthaten wurden um so dankbarer anerkannt, als man wußte, mit wie großen Schwierigkeiten Karl Albert bei Vollbringung derselben zu kämpfen gehabt hatte; wie er oft bei der unscheinbarsten Verbesserung und Reform Schritt vor Schritt dem Jesuitismus das Terrain abgewinnen, und nicht selten sogar mit der argwöhnischen Diplomatie Roms, Östreichs und Frankreichs, die von früher her gewohnt, sich in die innern Angelegenheiten Sardiniens einzumischen, mehr oder weniger ernste Kämpfe bestehen mußte.

Eine radicale und republikanische Partei im eigentlichen Sinne existirte zur Zeit der italienischen Reformbewegung in Sardinien nicht, wenn es auch deshalb nicht an vereinzelten Radicalen und Republikanern fehlte. Doch konnten diese bei dem gemäßigten und verständigen Sinne des Landes und der großen Popularität des Königs gerade in den Classen, die am leichtesten der politischen Verführung zugänglich, weder Halt noch Einfluß gewinnen. Seit der so unglücklich verlaufenen Conspiration der ersten dreißiger Jahre und der republikanischen Invasion in Savoyen hatte die radicale Emigration Sardiniens im Auslande fast alle ihre Anhänger auf dem heimischen Boden verloren. Dagegen hatte sich eine zahlreiche liberale Partei herangebildet, die, ohne die Grenzen des Gesetzes zu überschreiten, besonnen aber nachdrücklich auf den Volksgeist einzuwirken suchte, und schon seit Ende der dreißiger Jahre das mühsame Werk der Volksbildung durch Schulen und Schriften unternahm. Diese Partei begann allmälig der klerikal-absolutistischen Richtung mächtig zu imponiren, und rang ihr mehr als einmal moralische Siege ab, obwol es für einen eigentlichen, geregelten und offenen Parteikampf an der Arena fehlte, die erst mit dem Dasein der Verfassung geöffnet werden sollte.

Die Liberalen verloren selbst in den Momenten größter Ungewißheit nie ganz ihr Vertrauen in die guten Absichten des Königs. Seit seiner würdigen und festen Haltung in verschiedenen Differenzen mit Östreich nannten sie ihn das „Schwert Italiens", damit die Hoffnung ausdrückend, daß er einst der fremden Gewalt das italienische Primat entwinden und Italien eine würdige Stellung unter den Völkern Europas erkämpfen werde. In diesem Sinne wurde auch die Sorgfalt des Königs um die Heranbildung eines tüchtigen Heeres und sein auf die Anlegung eines disponibeln Staatsschatzes berechnetes Finanzsystem gedeutet. Weniger als in den guten Willen setzte man in die Energie des Königs Zutrauen. Um politische Freiheiten, um eine Verfassung zu gewähren, mußte er entschlossen mit der klerikalen Partei brechen, die sich seit so langen Jahren um seinen Thron eingenistet, welche alle Mittel und Intriguen angewandt hatte, um ihn vom Volke zu trennen, und die beim Nahen der Reformepoche eifriger als je bemüht war, einerseits das Gemüth des Königs mit Argwohn zu erfüllen, andererseits durch jesuitische Ränke die liberale Meinung zu spalten und die Lage der Dinge durch geheimes Zusammenwirken mit der fremden Diplomatie zu verwickeln.*) Groß war die Befürchtung aller Patrioten, daß es den Retrograden gelingen möchte, den König bis zum Vorübergehen des geeigneten Zeitpunkts in ihrem Ränkenetz gefangen zu halten, und auf diese Weise die Hoffnungen und Sympathien des übrigen Italiens für Sardinien zu ersticken. Inzwischen unterließ die freie öffentliche Meinung bei keiner Gelegenheit, wo nur Karl Albert volksthümlichen Sinn durchblicken ließ, ihm warmen und lauten Beifallsrausch zu spenden. Man gewann ihn somit durch Manifestationen der Volksliebe, und stieß ihn nicht ab durch drohendes Murren.

Karl Albert selbst hatte die freisinnige Richtung, die Pius IX. nach seinem Regierungsantritt einschlug, freudig begrüßt.**) Wenn er im Verlaufe der auswärtigen Bewegung der ersten lebhaftern Rückwirkung derselben auf Sardinien nicht nachgab, so geschah dies nicht aus Hang zum Despotismus, sondern weil er in das eigene Reformwerk, das er seit 16 Jahren unternommen, nicht störend und gewaltsam von außen wollte eingreifen lassen. Dazu kam später die natürliche Unschlüssigkeit des Königs, die er selten zu verleugnen vermochte, wenn der Augenblick gekommen war, einen längst vorbereiteten wichtigen Plan ins Werk zu setzen, sowie der Einfluß seiner Umgebung und das Harren auf eine bestimmtere, wenigstens seinen Absichten günstigere Gestaltung der Dinge im Auslande.

König Karl Albert, sein Leben, sein Charakter, sein Regierungsantritt.

Ehe wir, nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Verhältnisse von 1847, zur Reformepoche und zu den gewaltigen Ereignissen derselben übergehen, ist es nothwendig, zuvor einen Blick auf das Leben und den Charakter Karl Albert's zu werfen, und uns auch dessen Verwaltungssystem und Politik seit seinem Regierungsantritt zu vergegenwärtigen.

In dem noch jugendlichen Alter von 33 Jahren bestieg Karl Albert 1831 den Thron Savoyens, in einem für den Despotismus verhängnißvollen Jahre.***) Seine

*) Der langjährige Minister Karl Albert's, Graf Solaro della Margarita, hat in einem im Jahre 1852 zu Turin veröffentlichten „Memorandum" in diesem Betreff, ohne seine eigene Ehre zu schonen, zahlreiche Bekenntnisse abgelegt. Unter Anderm wird hier enthüllt, wie die Häupter der jesuitischen und klerikalen Richtung vermittelst des Beichtstuhls auf die politische Ansicht des Königs einzuwirken, und, ein verwerfliches Spiel mit seinem religiösen Gefühl treibend, durch dasselbe Mittel ihm seine geheimsten politischen Plane zu entlocken suchten.

**) In einem vertraulichen Briefe vom 2. Aug 1846 drückte sich der König darüber in folgender Weise aus: „Die Ernennung des Cardinals Gizzi zum Minister ist ein sehr wichtiger Schritt und beweist, daß der Papst entschlossen ist, den Weg des Fortschritts und der Reformen zu betreten: sei er gesegnet dafür! Er unternimmt damit einen Feldzug gegen Östreich: er lebe hoch (Evviva)." Vgl. Gualterio's Documentensammlung, 2. Abth., II, 457.

***) Karl Albert wurde zu Turin am 2. Oct. 1792 geboren. Als Thronfolger führte er den Namen eines Prinzen von Carignan. Sein Vorgänger, Karl Felix, starb als letzter Sprosse der ältern Linie des Hauses Savoyen.

Kindheit und erste Jugend hatte er während der französischen Herrschaft zumeist in Frankreich verlebt, wo ihm eine einseitige militärische Erziehung zu Theil wurde. Nach der Restauration in sein Vaterland zurückgekehrt, und daselbst größere Freiheit in seiner persönlichen Stellung genießend, suchte er seinen Umgang hauptsächlich unter den Männern, die sich zu patriotischen Gesinnungen bekannten und in den Napoleonischen Kriegen den italienischen Waffen Ehre eingebracht hatten. Der seit der Restauration, namentlich gegen die zwanziger Jahre, in ganz Italien vielverzweigte Carbonaribund scheint ihn schon früh mit seinen politischen Zwecken vertraut gemacht und für sich gewonnen zu haben. Als die hauptsächlich von den Carbonari eingeleitete Insurrection zu Neapel im Jahre 1820 fehlgeschlagen war, lenkte der Bund sein besonderes Augenmerk auf Piemont, in dessen Heere der Carbonarismus zahlreiche Anhänger zählte. Vergeblich hatten die Liberalen von Karl Felix die Verleihung einer Verfassung gefodert, und es faßte darum jener Bund den Plan, die vom Throne zurückgewiesene Foderung — die, wie sich bald herausstellte, im Volke nur geringen Anklang fand — auf dem Wege der Insurrection zu erzielen. Der Prinz von Carignan, damals kaum 23 Jahre alt, sollte gleichzeitig zum Könige von Sardinien ausgerufen werden. Als der einen fast rein militärischen Charakter tragende Aufstand, der sich in der Hauptstadt nur in einem Auflaufe von bewaffneten Carbonari und mehr neugierigen als insurrectionslustigen Volkshaufen äußerte, im Jahre 1821 wirklich ausbrach, konnte bei dem jugendlichen Prinzen die Enttäuschung und die Einsicht in die Leerheit der Verheißungen und Hoffnungen, durch die derselbe bestimmt worden war, der Erhebung seinen Namen zu leihen, nicht lange ausbleiben. Erkenntniß seiner Verpflichtungen gegen die königliche Familie oder Verzweiflung an dem günstigen Ausgange, vielleicht Beides zugleich, veranlaßten ihn, sich gleich in den ersten Tagen des unglücklichen Unternehmens von den Carbonari zu trennen.

Während viele seiner Genossen die Gefängnisse Piemonts füllten, und eine noch größere Zahl ihre Betheiligung am Aufstande durch ein langes *Exil büßte*, sollte auch der nach Toscana geflüchtete Prinz von Carignan, der Thronfolger Sardiniens, eine herbe Buße für seine Betheiligung an dem Unternehmen erdulden. König Karl Felix zauderte lange, ehe er seinem Vetter Verzeihung gewährte. Östreich, das die piemontesische Insurrection durch Truppenmacht erstickt und festen Fuß in Piemont gefaßt hatte, wollte im Prinzen von Carignan nicht den künftigen Thronerben des Landes erblicken, und wirkte gemeinsam mit dem russischen Hofe dahin, daß demselben das Recht auf die Thronfolge entzogen würde. Da Karl Felix dem widerstand, verlangte Östreich Beweise und Garantie für die Gesinnungsänderung des Prinzen, und dieser, der ehemalige Anhänger und Vorkämpfer des constitutionellen Princips, mußte sich endlich entschließen, an der französischen Expedition von 1823 zum Umsturz der constitutionellen Verfassung Spaniens Theil zu nehmen.*) Der Preis, um den er, wenn auch nicht die Versöhnung, doch das Aufgeben der Feindseligkeit von Seiten der nordischen Höfe erkaufte, verdüsterte seitdem sein von Natur heiteres und leichtes Gemüth, das sich nun von dem Glanze des Hoflebens abzuwenden und sich in die Zurückgezogenheit und zu ernsten Studien zu flüchten begann. Das sanfte, gleich sehr von Wohlthätigkeitssinn wie von Frömmigkeit beherrschte Gemüth Maria Theresia's von Toscana, mit der er sich als Kronprinz verheirathete,

*) Mit Bitterkeit und Schmerz erinnerte sich Karl Albert wenige Tage vor seinem Tode in der Selbstverbannung zu Oporto dieser vielleicht unglücklichsten Epoche seines Lebens. „Ich opferte mich damals selbst", sagte er, „mich, meine Principien und meinen Ruf dem Heile Piemonts und des Vaterlandes. Wenn ich nicht mit den Grenadieren Frankreichs im Trocadero gewesen wäre, wofür Unkundige mich so oft geschmäht haben, so würden die nordischen Mächte dem Könige Karl Felix den Gemahl der Tochter Victor Emanuel's zum Nachfolger bestimmt haben. Welche Zukunft würde dann unserer Nationalität auf der von Östreichs Gewalt und Einfluß beherrschten Halbinsel vorbestanden haben!" Vgl. Cibrario, „Gli ultimi giorni di Carlo Alberto a Oporto" (Turin 1850), der die letzten Tage Karl Albert's als Mitglied der an diesen abgesandten Nationaldeputation theilte.

trug vielleicht viel dazu bei, seine hervortretende Neigung zur Stille, zur ernsten und tief religiösen Betrachtung als charakteristische Lebensrichtung in ihm zu befestigen.

Selten ist ein öffentlicher Charakter so verschieden dargestellt und beurtheilt worden, wie Karl Albert. Oft nach seinem äußern Erscheinen und Leben aufgefaßt, hat man die Widersprüche desselben aus zwei entgegengesetzten, einander bekämpfenden Naturen erklärt, und selbst bei Personen, die längern persönlichen Umgang mit ihm hatten, bedurfte es tieferer Prüfung, um den scheinbaren Dualismus dieses Charakters durch die vereinigenden Fäden seines innern Lebens zu lösen. Wir haben hier natürlich weder das Urtheil der persönlichen Feinde, noch das blinder Schmeichler und Lobsänger Karl Albert's im Auge. Wenn Diese seine Schwächen, Fehler und Irrthümer hinter dem idealisirten Glanze seiner guten und edeln Eigenschaften verbergen, und Jene seinen patriotischen Sinn, seine bedächtige Zurückhaltung, seine Frömmigkeit, seine Sparsamkeit u. s. w. für schnöden Ehrgeiz, Tücke, Heuchelei und Geiz ausgeben, so darf uns dies ebenso wenig irren als das Geschrei des großen Haufens, das Karl Albert's Namen nach seinem Tode zu den Sternen trug und vergötterte, nachdem man sein Leben durch wildes Verrathsgeschrei verkümmert und vergiftet hatte.

Mit gutem Grund bemerkt einer der strengsten und freimüthigsten, wenn auch nicht immer billigsten Beurtheiler Karl Albert's, der berühmte Gioberti, daß seine Fehler hauptsächlich aus seiner vernachlässigten ersten Jugenderziehung herzuleiten sind, woran nicht seine Mutter, eine treffliche und charakterfeste Frau, sondern die Zeitverhältnisse die Schuld trugen. Durch später angenommene Grundsätze bemühte er sich seinen Mängeln abzuhelfen, seine Fehler abzulegen. Doch darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß er gerade in Folge seiner Jugenderlebnisse in manchen neuen Fehler verfiel. Von Natur offen und freimüthig, machte ihn der spähende Argwohn, von dem er seit seiner Theilnahme an der Insurrection von 1821 als Kronprinz und später als König umgeben war, oft bis zur Verschlossenheit zurückhaltend. Aus Neigung und Überzeugung politisch-liberal und Reformist, erbitterte es ihn, sich mit dem für ihn fatalen Namen Carbonaro bezeichnet zu wissen. Seine Unbefangenheit mischte sich mit Mistrauen, und um dieses zu verbergen, nahm er seine Zuflucht zur Verstellung. Sein Ernst und sein religiöser Sinn verwandelten sich, namentlich in den spätern Jahren, in Düsterkeit und übertriebene asketische Strenge gegen sich selbst. Die große Abgeschlossenheit, welcher er sich bald nach seinem Regierungsantritt hingab, machte ihn schüchtern, unterwarf ihn leicht dem Einflusse seiner Umgebung, und erhöhte seine natürliche Unentschlossenheit. Nur wenn eine tiefe Überzeugung ihn beherrschte, vermochte er Ausharren und Festigkeit im Entschluß zu wahren. Ohne Verdruß bekämpfte er Jahre hindurch den Widerstand, den er bei der Ausführung einer mit Innigkeit erfaßten Idee fand. Er schien nachzugeben, ja Verzicht zu leisten, wenn das Interesse seines Vorhabens es so wollte, nahm aber dasselbe bei günstigerm Augenblick um so eifriger wieder auf. Kein Freund von vielen Worten, suchte er seine Gegner eher durch Beharrlichkeit zu ermüden, als sie durch Überredung für seine Grundsätze zu überzeugen. Schon in früher Jugend trat die Liebe zum Ruhme in ihm hervor. Doch war dieser Hang, der ihn nie verließ, nicht frei von Eifersucht auf das Verdienst Anderer, sodaß es ihm schwer wurde, bei wichtigen Staatsreformen und allen Unternehmungen zur Verbesserung der Landesverhältnisse Plan und oberste Leitung abzutreten, selbst wenn er die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft erkannte. Als Fürst die höchsten Tugenden anstrebend, schien es ihn zu beunruhigen, wenn er sich von Andern darin übertroffen glaubte. Sein tiefes Selbst- und Ehrgefühl war im höchsten Grade empfindlich und verletzbar. Nichts berührte ihn schmerzlicher, als seine guten und redlichen Absichten verkannt oder verdächtigt zu sehen. Während er auf den Schlachtfeldern der Lombardei sich von keinem seiner Mitkämpfer an kalter Todesverachtung und Verwegenheit übertreffen ließ, und den Kugeln des wüthenden Volks zu Mailand unerschrocken seine

Brust bot, zitterte und erbleichte er bei Lesung eines Zeitungsartikels, der Verleumdungen und Schmähungen gegen seine Person oder seinen Ruf enthielt.

Kein billiger und unbefangener Beurtheiler Karl Albert's leugnet, daß seine Mängel nnd Fehler in hohem Maße durch seine guten Eigenschaften überwogen wurden. Unter diesen waren sein Gerechtigkeitssinn und seine strenge Achtung auf eigene und fremde Pflichterfüllung vorherrschend. Lebhafte Reue empfand er, wenn falscher Rath oder sein eigenes, durch äußern Einfluß von Furcht und Argwohn verdüstertes Urtheil ihn in Bezug auf Gerechtigkeit hatte fehlen lassen. Seine eiserne Thätigkeit und sein Eifer für das Wohl seines Vaterlandes ließen ihn nie die Erfüllung seiner Pflicht vernachlässigen. Glücklich, wenn sein Streben Anerkennung fand, zeigte er offene Verachtung für den leeren Beifallsrausch des Schmeichlerhaufens. Während er die Sparsamkeit mit den öffentlichen Einkünften und die Gewissenhaftigkeit in der Verwendung derselben peinlich auf die Spitze trieb, war er freigebig und generös, doch nicht verschwenderisch, mit seinem väterlichen Erbe. Eitler Fürstenstolz und Souveränetätshochmuth waren ihm von jeher fremd; er, der die Gleichheit aller Landesbürger vor dem Gesetze proclamirte, empfing mit gleicher Würde den Mann aus dem Volke wie den Patricier. Meist ernst und selbst düster in seiner stillen Zurückgezogenheit, aber nie mürrisch und grämlich, hielt er sich fern von den Vergnügungen und Genüssen der vornehmen wie der niedern Masse. Für Fehler und Schwächen seiner Umgebung, wenn sie nicht aus bösartiger Natur flossen, und auch der fremden Personen, die mit ihm in Berührung kamen, schien er kein Auge zu haben. Treulosigkeit, Falschheit und Heuchelei erfüllten ihn gleich sehr mit Betrübniß und Entrüstung. Seinem Selbstgefühl schmeichelte es, großmüthig gegen persönliche Feinde zu sein, zu vergessen, wenn es in seiner Gewalt stand. *) Unpatriotische, zumal dem fremden Einfluß zugethane Gesinnung vergab Karl Albert nie. Von ihm läßt sich, wie nur je von einem edeln Monarchen, sagen, daß hohes Fürstengefühl und patriotische Hingebung, ja Aufopferungsfähigkeit sich auf das innigste *in ihm* vereinigten.

Mit einem klaren, ursprünglich lebhaften, aber stark zur Reflexion hingeneigten Geiste verband Karl Albert nicht unbedeutende Kenntnisse in der Politik, Legislatur und Administration, viel natürlichen Kunstsinn und reges Interesse für Wissenschaften und Literatur. Französisch schrieb er mit ebenso großer Eleganz als Geläufigkeit. Seine Person, voll Würde und antiker Majestät, machte einen angenehmen Eindruck. Durch sein feines, doch selbst bis auf den leisesten Schatten von Künstelei freies Benehmen, sowie durch eine anregende Conversationsweise nahm er leicht für sich ein, wußte er in heitern Momenten zu bezaubern. Hager und von übermittlerer Größe, im höchsten Maße schlicht, aber gewählt in der Kleidung, das Gesicht mit fast unwandelbarer Bläße bedeckt, aber belebt durch ein feines, scharfgezeichnetes Auge und anziehendes Lächeln, chevaleresk in Bewegung und Sprache: so läßt sich mit wenigen Worten das Charakteristische in der äußern Erscheinung Karl Albert's andeuten. In Audienzen erschien er wohlwollend, aber reservirt, würdig, aber nicht stolz. Seine Lebensweise war einfacher als die eines Privatmannes, streng und mäßig wie die eines Anachoreten. In dem von ihm mit königlicher Pracht restaurirtem Residenzschloß bewohnte er für seine Person ein einfaches, einer geräumigen und wohlgeordneten Klosterzelle gleichsehendes Zimmer. Auf seinen Tisch kam, namentlich in den spätern Jahren, selten eine andere Speise als Reis, Gemüse und Brot, und er mochte für sich, selbst an den Tagen glänzender Hofbälle und Ban-

*) Hierzu führen wir aus einem hinterlassenen Manuscripte Karl Albert's, mit dem Epigraph „Ad majorem Dei gloriam", datirt vom Schlosse Racconigi im August 1839, folgende Worte an: „Ich habe Männer, die sich gegen mich am feindlichsten gezeigt, verschiedene mehr oder weniger vortheilhafte Staatsämter einnehmen sehen. Ich habe keinen von ihnen verfolgt, keinem Vorwürfe gemacht. Den meisten von ihnen habe ich Wohlthaten erwiesen, und mehrmals Den mit Güte empfangen, der im Namen der revolutionären Partei vier Meuchelmörder gegen mich aussandte, um mich zu erdolchen."

kete, die sich nur nach langen Zwischenzeiten in seinem Schlosse folgten, keine Ausnahme in dieser Lebensweise machen. Kaum von der Diplomatie und der Blüte des piemontesischen Adels verlassen, an dessen Glanz und Heiterkeit er sich ergötzt hatte, eilte er schon in den Audienzsaal, um mit zutraulicher Aufmerksamkeit die Bitten und Beschwerden harrender Bürger oder Bauern zu vernehmen.

Über seine Regierungsgrundsätze gibt uns Karl Albert selbst ein gedrängtes Glaubensbekenntniß, das er acht Jahre nach seinem Regierungsantritt in einer vertraulichen, nur zum Austausch seiner Ideen mit einem Freunde verfaßten Schrift niederlegte. *) Darin heißt es: „Diese Gefühle meiner Jugend (Liebe für Vaterland und Volkswohl) haben sich immer mehr in meinem Herzen befestigt und veredelt, und seit meiner Thronbesteigung strenge ich alle meine Kräfte an, um sie auf das größtmögliche Wohl unsers Vaterlandes hinzuleiten: durch die Gründung einer starken, auf billigen und für Alle gleichen Gesetzen beruhenden Regierung; durch Abwendung der Gefahr von der königlichen Autorität, schwere Fehler und Ungerechtigkeiten zu begehen und die unwiderrufliche Aufhebung des Brauchs, sich in Angelegenheiten einzumischen, die einzig und allein die Jurisdiction der Tribunale angehen; durch die Organisation einer über Intriguen und persönliche Rücksichten erhabenen Verwaltung, geleitet von dem zwar gemäßigten aber beständigen Geist des Fortschrittes; durch Erleichterung und Beförderung der Industrie; durch Ehrung und Belohnung des Verdienstes, in welchem Stande es auch hervortritt; durch die Organisation eines Heeres, fähig, mit Ruhm die nationale Ehre und Unabhängigkeit zu erhalten; durch Einführung einer so großen Ökonomie, Integrität und Strenge in der Finanzverwaltung, daß wir stets im Stande sind, große Dinge zu unternehmen und gleichzeitig die Lasten des Volks zu erleichtern; durch Regelung der öffentlichen Verhältnisse in einer Weise, daß man bei uns volle und ganze Freiheit genießt, außer wenn man Böses verüben will."

Als Karl Albert zur Regierung kam, fand er in Sardinien weniger einen in moralischer Beziehung einigen Staat vor, als durch lockere äußere Bande zusammengehaltene Provinzen. Genua und ganz Ligurien sehnten sich nach ihrer vor wenigen Jahren erst verlorenen Unabhängigkeit zurück, und haßten die Piemontesen, mit denen sie kaum gemeinschaftliche und wechselseitige materielle Interessen verknüpften. Die Insel Sardinien, stets von der Regierung des Festlandes vernachlässigt, erblickte in ihrem Verbande mit demselben nur das fortdauernde Werk der Usurpation, und hegte — was ihr insularischer Particularismus leicht erklärt — noch weniger Sympathie für die Dynastie als Genua. In Savoyen und Nizza gab es eine starke französische Richtung, wenn auch ersteres stolz darauf war, dem Reiche die Dynastie gegeben zu haben. Der fremde, zumal östreichische und päpstliche Einfluß war in Sardinien so mächtig, daß seine Unabhängigkeit in wenig mehr als dem bloßen Namen bestand. Die oberste Leitung des Staats endlich befand sich in den Händen von Jesuitenfreunden. Jesuiten und Affiliirte ihres Ordens beherrschten die Schulen und behaupteten die höchsten Staatsämter. Es lag in ihrer Lebensbedingung, den Obscurantismus und Despotismus zu erhalten, und zu diesem Zwecke war ihnen jedes Mittel gerecht. Während die Hauptstadt über den Thronwechsel in Jubel ausbrach und die liberale Partei selbst auf eine Verfassungsverleihung hoffte, empfing die jesuitische Partei, dem fremden Einflusse als Werkzeug dienend, den jungen Monarchen mit Mistrauen und Argwohn. Karl Albert, der seinerseits sein ganzes eben hindurch dem Jesuitismus abgeneigt war und selbst bei seiner spätern asketischen Richtung ihm nie Herrschaft über sein Gewissen einräumte, wagte es nicht, diesen mächtigen Feinde ohne Weiteres den Krieg zu erklären. Langsam aber sicher sollte er die unheilvolle Gewalt dieses Ordens und seiner Anhänger zerstören. Es war

*) Vgl. die an authentischen Documenten reiche Schrift des Cavaliere Cibrario: „Ricordi una missione in Portogallo al Re Carlo Alberto" (Turin 1850), S. 26 und 27.

Brust bot, zitterte und erbleichte er bei Lesung eines Zeitungsartikels, der Verleumdungen und Schmähungen gegen seine Person oder seinen Ruf enthielt.

Kein billiger und unbefangener Beurtheiler Karl Albert's leugnet, daß seine Mängel nnd Fehler in hohem Maße durch seine guten Eigenschaften überwogen wurden. Unter diesen waren sein Gerechtigkeitssinn und seine strenge Achtung auf eigene und fremde Pflichterfüllung vorherrschend. Lebhafte Reue empfand er, wenn falscher Rath oder sein eigenes, durch äußern Einfluß von Furcht und Argwohn verdüstertes Urtheil ihn in Bezug auf Gerechtigkeit hatte fehlen lassen. Seine eiserne Thätigkeit und sein Eifer für das Wohl seines Vaterlandes ließen ihn nie die Erfüllung seiner Pflicht vernachlässigen. Glücklich, wenn sein Streben Anerkennung fand, zeigte er offene Verachtung für den leeren Beifallsrausch des Schmeichlerhaufens. Während er die Sparsamkeit mit den öffentlichen Einkünften und die Gewissenhaftigkeit in der Verwendung derselben peinlich auf die Spitze trieb, war er freigebig und generös, doch nicht verschwenderisch, mit seinem väterlichen Erbe. Eitler Fürstenstolz und Souveränetätshochmuth waren ihm von jeher fremd; er, der die Gleichheit aller Landesbürger vor dem Gesetze proclamirte, empfing mit gleicher Würde den Mann aus dem Volke wie den Patricier. Meist ernst und selbst düster in seiner stillen Zurückgezogenheit, aber nie mürrisch und grämlich, hielt er sich fern von den Vergnügungen und Genüssen der vornehmen wie der niedern Masse. Für Fehler und Schwächen seiner Umgebung, wenn sie nicht aus bösartiger Natur flossen, und auch der fremden Personen, die mit ihm in Berührung kamen, schien er kein Auge zu haben. Treulosigkeit, Falschheit und Heuchelei erfüllten ihn gleich sehr mit Betrübniß und Entrüstung. Seinem Selbstgefühl schmeichelte es, großmüthig gegen persönliche Feinde zu sein, zu vergessen, wenn es in seiner Gewalt stand. *) Unpatriotische, zumal dem fremden Einfluß zugethane Gesinnung vergab Karl Albert nie. Von ihm läßt sich, wie nur je von einem edeln Monarchen, sagen, daß hohes Fürstengefühl und patriotische Hingebung, ja Aufopferungsfähigkeit sich auf das innigste *in ihm* vereinigten.

Mit einem klaren, ursprünglich lebhaften, aber stark zur Reflexion hingeneigten Geiste verband Karl Albert nicht unbedeutende Kenntnisse in der Politik, Legislatur und Administration, viel natürlichen Kunstsinn und reges Interesse für Wissenschaften und Literatur. Französisch schrieb er mit ebenso großer Elegauz als Geläufigkeit. Seine Person, voll Würde und antiker Majestät, machte einen angenehmen Eindruck. Durch sein feines, doch selbst bis auf den leisesten Schatten von Künstelei freies Benehmen, sowie durch eine anregende Conversationsweise nahm er leicht für sich ein, wußte er in heitern Momenten zu bezaubern. Hager und von übermittlerer Größe, im höchsten Maße schlicht, aber gewählt in der Kleidung, das Gesicht mit fast unwandelbarer Bläße bedeckt, aber belebt durch ein feines, scharfgezeichnetes Auge und anziehendes Lächeln, chevaleresk in Bewegung und Sprache: so läßt sich mit wenigen Worten das Charakteristische in der äußern Erscheinung Karl Albert's andeuten. In Audienzen erschien er wohlwollend, aber reservirt, würdig, aber nicht stolz. Seine Lebensweise war einfacher als die eines Privatmannes, streng und mäßig wie die eines Anachoreten. In dem von ihm mit königlicher Pracht restaurirtem Residenzschloß bewohnte er für seine Person ein einfaches, einer geräumigen und wohlgeordneten Klosterzelle gleichsehendes Zimmer. Auf seinen Tisch kam, namentlich in den spätern Jahren, selten eine andere Speise als Reis, Gemüse und Brot, und er mochte für sich, selbst an den Tagen glänzender Hofbälle und Ban-

*) Hierzu führen wir aus einem hinterlassenen Manuscripte Karl Albert's, mit dem Epigraph „Ad majorem Dei gloriam", datirt vom Schlosse Racconigi im August 1839, folgende Worte an: „Ich habe Männer, die sich gegen mich am feindlichsten gezeigt, verschiedene mehr oder weniger vortheilhafte Staatsämter einnehmen sehen. Ich habe keinen von ihnen verfolgt, keinem Vorwürfe gemacht. Den meisten von ihnen habe ich Wohlthaten erwiesen, und mehrmals Den mit Güte empfangen, der im Namen der revolutionären Partei vier Meuchelmörder gegen mich aussandte, um mich zu erdolchen."

kete, die sich nur nach langen Zwischenzeiten in seinem Schlosse folgten, keine Ausnahme in dieser Lebensweise machen. Kaum von der Diplomatie und der Blüte des piemontesischen Adels verlassen, an dessen Glanz und Heiterkeit er sich ergötzt hatte, eilte er schon in den Audienzsaal, um mit zutraulicher Aufmerksamkeit die Bitten und Beschwerden harrender Bürger oder Bauern zu vernehmen.

Über seine Regierungsgrundsätze gibt uns Karl Albert selbst ein gedrängtes Glaubensbekenntniß, das er acht Jahre nach seinem Regierungsantritt in einer vertraulichen, nur zum Austausch seiner Ideen mit einem Freunde verfaßten Schrift niederlegte. *) Darin heißt es: „Diese Gefühle meiner Jugend (Liebe für Vaterland und Volkswohl) haben sich immer mehr in meinem Herzen befestigt und veredelt, und seit meiner Thronbesteigung strenge ich alle meine Kräfte an, um sie auf das größtmögliche Wohl unsers Vaterlandes hinzuleiten: durch die Gründung einer starken, auf billigen und für Alle gleichen Gesetzen beruhenden Regierung; durch Abwendung der Gefahr von der königlichen Autorität, schwere Fehler und Ungerechtigkeiten zu begehen und die unwiderrufliche Aufhebung des Brauchs, sich in Angelegenheiten einzumischen, die einzig und allein die Jurisdiction der Tribunale angehen; durch die Organisation einer über Intriguen und persönliche Rücksichten erhabenen Verwaltung, geleitet von dem zwar gemäßigten aber beständigen Geist des Fortschrittes; durch Erleichterung und Beförderung der Industrie; durch Ehrung und Belohnung des Verdienstes, in welchem Stande es auch hervortritt; durch die Organisation eines Heeres, fähig, mit Ruhm die nationale Ehre und Unabhängigkeit zu erhalten; durch Einführung einer so großen Ökonomie, Integrität und Strenge in der Finanzverwaltung, daß wir stets im Stande sind, große Dinge zu unternehmen und gleichzeitig die Lasten des Volks zu erleichtern; durch Regelung der öffentlichen Verhältnisse in einer Weise, daß man bei uns volle und ganze Freiheit genießt, außer wenn man Böses verüben will."

Als Karl Albert zur Regierung kam, fand er in Sardinien weniger einen in moralischer Beziehung einigen Staat vor, als durch lockere äußere Bande zusammengehaltene Provinzen. Genua und ganz Ligurien sehnten sich nach ihrer vor wenigen Jahren erst verlorenen Unabhängigkeit zurück, und haßten die Piemontesen, mit denen sie kaum gemeinschaftliche und wechselseitige materielle Interessen verknüpften. Die Insel Sardinien, stets von der Regierung des Festlandes vernachlässigt, erblickte in ihrem Verbande mit demselben nur das fortdauernde Werk der Usurpation, und hegte — was ihr insularischer Particularismus leicht erklärt — noch weniger Sympathie für die Dynastie als Genua. In Savoyen und Nizza gab es eine starke französische Richtung, wenn auch ersteres stolz darauf war, dem Reiche die Dynastie gegeben zu haben. Der fremde, zumal östreichische und päpstliche Einfluß war in Sardinien so mächtig, daß seine Unabhängigkeit in wenig mehr als dem bloßen Namen bestand. Die oberste Leitung des Staats endlich befand sich in den Händen von Jesuitenfreunden. Jesuiten und Affiliirte ihres Ordens beherrschten die Schulen und behaupteten die höchsten Staatsämter. Es lag in ihrer Lebensbedingung, den Obscurantismus und Despotismus zu erhalten, und zu diesem Zwecke war ihnen jedes Mittel gerecht. Während die Hauptstadt über den Thronwechsel in Jubel ausbrach und die liberale Partei selbst auf eine Verfassungsverleihung hoffte, empfing die jesuitische Partei, dem fremden Einflusse als Werkzeug dienend, den jungen Monarchen mit Mistrauen und Argwohn. Karl Albert, der seinerseits sein ganzes Leben hindurch dem Jesuitismus abgeneigt war und selbst bei seiner spätern asketischen Richtung ihm nie Herrschaft über sein Gewissen einräumte, wagte es nicht, diesem mächtigen Feinde ohne Weiteres den Krieg zu erklären. Langsam aber sicher wollte er die unheilvolle Gewalt dieses Ordens und seiner Anhänger zerstören. Es war

*) Vgl. die an authentischen Documenten reiche Schrift des Cavaliere Cibrario: „Ricordi d'una missione in Portogallo al Re Carlo Alberto" (Turin 1850), S. 26 und 27.

ihm nicht unbekannt, daß die Jesuiten in seinen Staaten tiefere Wurzel geschlagen und verzweigter waren als selbst im Kirchenstaate, und daß sie sich die königliche Autorität unter seinen beiden letztern Vorgängern in fast unbedingter Weise dienstbar gemacht hatten. Karl Albert war deshalb gezwungen, mit größter Vorsicht und Klugheit zu Werke zu gehen, und die nur geringe Gewalt, die er, obwol absoluter Monarch, factisch geerbt hatte, um so geschickter anzuwenden. Er konnte sich den Liberalen, für die er Sympathien hegte, um so weniger offen anschließen, als er dadurch nicht nur den mächtigen innern Feind gegen sich aufgebracht, sondern auch Östreich und Rom den Fehdehandschuh hingeworfen hätte. Gezwungen zu temporisiren und eine günstigere Zukunft vorzubereiten, berief er die gemäßigtsten Männer beider Parteien zu seinen obersten Räthen, sich möglichst persönlichen Einfluß auf die Politik vorbehaltend und hoffend, die jesuitische Partei allmälig nach sich zu ziehen. Östreich und Rom designirten ihm zum Premier und Minister des Auswärtigen ihr ergebenstes und eifrigstes Werkzeug, La Scarsena; doch wählte Karl Albert später an dessen Statt den gemäßigtern Grafen Solara della Margherita, den die Jesuiten wenigstens nicht als ihren Feind erkannten. Durch ihn hofften Letztere die sardinische Diplomatie bei den auswärtigen Höfen in Händen zu behalten, und bei der vorherrschenden religiösen Richtung des Königs um so leichter zur Herrschaft über die politische und religiöse Meinung desselben zu gelangen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Graf Solaro della Margherita solchen Planen keineswegs abgeneigt war. Lange Jahre hindurch wußte er sich an den Thron anzuklammern. Wenn Karl Albert sich dieser Partei häufig unterworfen zeigte, und ihre Vertreter selbst durch Orden und Würden ehrte, so hatte er den geheimen, jetzt unbezweifelten Zweck dabei, sie sich in der Stellung Sardiniens zu Rom dienstbar zu machen, den allmächtigen Einfluß Östreichs daselbst zu brechen und den seinigen zur Geltung zu bringen, wodurch, wenn dies gelang, größere Einigkeit und Selbständigkeit der italienischen Regierungen angebahnt worden wäre. Doch wurde dieser Plan von der wachsamen und argwöhnischen Politik Metternich's durchblickt, und der König sah sich — vermittelst seiner eigenen Diplomatie! — beständig verrathen. Eine festere und loyalere Stütze, als della Margherita bot, erwarb sich der König in dem Cavaliere Pes di Villamarina, der, ein beständiger Rival des Erstern und gleich ihm lange Jahre hindurch Minister, die Verwaltung des Kriegsdepartements und das specielle Ministerium für die Insel Sardinien erhielt. Fest und redlich von Charakter, und einen klaren Verstand mit langer Erfahrung verbindend, bildete er den eigentlichen Damm gegen das Überfluten des Jesuitismus in der obersten Staatsleitung. Mit großem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glücke, gab er sich der Reform des stark vernachlässigten Heerwesens hin. Lebhaften öffentlichen Beifall fand die Ernennung des beliebten Grafen Barbaroux zum Justizminister, dessen antike Tugenden in Piemont sprüchwörtlich waren, und dessen juristisches Wissen ihm einen dauernden Namen in der Wissenschaft sichert. Den Grafen Gallina und Revel, Beide äußerst thätig und den liberalen Principien nicht abhold, Letzterer geschickter Finanzier, wurde für längere Zeit die Verwaltung des Innern und der Finanzen zu Theil. Nur kürzere Zeit waren die Grafen Pralormo und della Torre, eifrige Beschützer der klerikalen Richtung, im Ministerium.

Karl Albert's Regierung und Politik vor der italienischen Reformbewegung.

Zwischen den Meinungen der beiden Hauptparteien stehend, begann indessen Karl Albert auf eigene Hand sein mühsames Reformwerk. Geräuschlos und unscheinbar trat dasselbe zunächst auf, und die liberale Partei erkannte bald, daß wenigstens auf eine baldige Erfüllung ihrer Verfassungshoffnungen keine Aussicht wäre. Vor allem war es die Criminalgerichtsbarkeit, in welcher einige Verbesserungen durchgeführt wurden. Die Gründung eines Civilverdienstordens hatte die Belohnung der Bürgertugend, des hervorragenden Strebens in Wissenschaft und Kunst zum Zweck. Unter der Oberleitung des Ministeriums des Innern wurde eine Giunta für Alterthüm-

und Künste eingesetzt, und diesem trefflichen Institute ist es zu danken, daß Turin sich schon in den ersten Jahren der Regierung Karl Albert's mit bewundernswürdigen Monumenten schmückte. Jeder tüchtige italienische Künstler war sicher, durch Karl Albert beschäftigt zu werden. Zahlreiche Decrete reformirten die militärischen Verhältnisse. Allgemeine Dienstpflicht wurde nach französischem Muster eingeführt, und machte es möglich, nöthigenfalls über 100000 Mann ins Feld zu stellen. Obwol Östreich ziemlich unverhohlen gegen die militärischen Reformen in Sardinien ankämpfte, und die jesuitische Partei, in der aufblühenden Heeresstärke in Zukunft eine ihr gefährliche politische Macht erblickend, vielfachen Widerstand entgegensetzte, so unterließ doch Karl Albert nicht, von den 75 Millionen jährlicher Einkünfte 27 Millionen jährlich für die Erhaltung der Armee zu bestimmen und dieser unausgesetzte Sorgfalt zuzuwenden. Die Civil- und Criminalgesetzgebung wollte Karl Albert gründlich und nach zeitgemäßen Principien reformirt wissen, und zu diesem Behufe wurde unter dem Vorsitze des trefflichen Barbaroux eine aus den bedeutendsten Mitgliedern der sardinischen Magistratur zusammengesetzte Commission eingesetzt, die mit Eifer und erleuchtetem Sinne ein fast gänzlich neues Gesetzbuch, das jetzt in Kraft bestehende Albertinische, ausarbeitete. Durch ein königliches Decret, worin es hieß, daß die Regierung „in einem Theile der bestehenden Institutionen Veränderungen einführen wolle, welche der Lauf der Zeiten und der allmälige Fortschritt der Civilisation nothwendig machen", wurde das Institut eines Staatsraths mit consultativer Stimme gegründet. Die Ernennung der Mitglieder ward jedoch ausschließlich dem Könige vorbehalten und die Berathung auf Fragen des Innern, der Justiz und der Finanzen beschränkt.

Während diese und andere Reformen in Gang kamen, traten mehre Ereignisse ein, aus welchen die jesuitische Partei, beunruhigt durch die liberalen Absichten des Königs, neue Gewalt und Vortheile zu ziehen wußte. Zu Anfange des Jahres 1832 hatten Missionare des Jesuitenordens zu Chambery einen Kramladen von Reliquien und Heiligenbildern errichtet, und damit öffentlich einen schamlosen Ablaßtröbel auf Kosten des abergläubischen Landvolks der Umgegend verbunden. Wenn sich schon bei den Processionen der Missionare häufig die Rufe: Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Missionaren! hatten hören lassen, so wurde die öffentliche Entrüstung durch den frechen Betrug des Reliquien- und Ablaßschachers noch gesteigert. Unter dem Rufe: Nieder mit der heiligen Baracke! stürmte und demolirte eine Anzahl junger Leute den Kramladen. Verschiedene Personen wurden verhaftet, doch ein Volkshaufe verlangte stürmisch und erhielt ihre Freilassung. Die jesuitische Partei schrie nun, zumal in Turin, über Anarchie und Religionsschändung, und erreichte von der Regierung eine Militärverstärkung für Chambery, unter deren Schutz die Missionare ihr unwürdiges Spiel unbehindert fortsetzten.

Ernstere und in ihren Consequenzen bei weitem unheilsvollere Vorgänge brachten die folgenden Jahre. Während die öffentliche Meinung den Bestrebungen Karl Albert's Beifall zollte, erhoben die republikanischen Flüchtlinge aus dem Jahre 1821 und der folgenden Zeit, zumeist in der Schweiz, in Frankreich und London, die kühnsten, weitgehendsten Ansprüche an den König. Der bekannte Carbonaro Dal Pozzo richtete an den König von London aus einen offenen Brief, worin er nach einer Verfassung verlangte. Der Genueser Mazzini, das Haupt des Jungen Italiens, eines unter den italienischen Flüchtlingen im Auslande verbreiteten geheimen Bundes, verlangte mehr: Kriegserklärung gegen Östreich, Herstellung der Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit, sowie Aufruf an die patriotische Jugend Italiens, zu diesem Zwecke zu den Waffen zu greifen. Sein Schreiben schloß mit den Worten: „Sire, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Die freien Männer erwarten Ihre Antwort aus Ihren Thaten. Wie sie auch ausfallen mag, seien Sie gewiß, daß unsere Nachkommen in Ihnen den Ersten unter den Menschen oder den Letzten unter den italienischen Tyrannen proclamiren werden. Wählen Sie!" Das Junge Italien unterließ nicht, durch geheime Verbreitung eines Journals von

gleichem Namen Anhänger unter der Jugend Turins und Genuas, sowie im Heere zu werben. Dieses Blatt erschien unter Mazzini's Leitung zu Marseille und konnte wegen strengen Verbots in Piemont nur mit großer Gefahr eingeführt werden. Im Geheimen wurden die wenigen Nummern, die ins Land kamen, zumeist von den Studenten Turins und Genuas gelesen, und aus ihrer Hand wanderten sie in die junger Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Doch der argwöhnischen und spionirenden Polizei blieb die Circulation des gehaßten Journals nicht lange verborgen, und sie beeilte sich, den Häuptern der jesuitischen Partei, zumal denen, die den Hof umlagerten, ihre Entdeckung mitzutheilen. Nichts konnte den fanatischen Feinden der reformistischen Richtung des Königs erwünschter kommen, als diese Nachricht, und ihre einzige Sorge war nur, die geeignetsten Mittel zu finden, um sich entschiedenen und dauernden Triumph zu bereiten. Nicht schwer wurde es ihnen, einen Henker „in dem Talar eines Richters" zu finden, der aus der noch nicht erwiesenen Conspiration einer Anzahl jugendlicher Enthusiasten ein Gewebe der abscheulichsten Verbrechen zusammenstellte, und das beste Mittel in Bluturtheilen erkannte. Mit allen ersinnlichen Übertreibung und Fälschung der Thatsachen, mit Übertreibung der Gefahr wurde dem Könige die Entdeckung einer verzweigten Verschwörung im Heere mitgetheilt, die zum Zwecke habe, ihm „die Krone vom Haupte zu reißen, seine treuesten Räthe zu ermorden, und über den Trümmern des Altars und des Throns die Republik, das Reich der Gottlosigkeit und Anarchie zu errichten". Verleumdung, Denunciation und Lüge wetteiferten miteinander, das Gemüth des Königs zu empören; alle jesuitischen Tücken wurden auf seine Schwächen als Mensch und Fürst losgelassen. Der Schrecken, den die Verehrer des Absolutismus und Jesuitismus bei Hofe zu verbreiten wußten, war so groß, daß selbst die festern und redlichern Männer aus der Umgebung des Königs diesem Phantom unterlagen, daß selbst Villamarina und Barbaroux sich die Zustimmung zur Niedersetzung einer außerordentlichen Militärunterſuchungscommission entwinden ließen. Und *nicht nur* Militärs, auch alle verdächtigen oder compromittirten Civilpersonen wurden vor dieses Kriegstribunal gestellt. Wenige Tage schon nach seiner Zusammensetzung (5. Mai 1833) erstattete das Tribunal einen Bericht an den König, in dem es hieß: „In den bei den nichtmilitärischen Häuptern der Conspiration vorgefundenen Papieren liest man als Fundament ihres Bundes, daß sie weder Katholiken, noch Protestanten, noch Christen, noch Juden oder Muselmänner sind, daß sie keine Religion haben und bekennen, und jedes Bekenntniß verachten; daß für sie jedes Mittel zum Zweck gut ist: Brand, Dolch und Gift, Waffen und Instrumente der Meuchelmörder und der niedrigsten Verbrecher. Und in der That fand man in den Stuben zweier jetzt nach Frankreich entflohener Unteroffiziere mehre Unzen Gift... Überdies hatten diese infamen Umstürzler, diese neuen Catilina, die von dem antiken nur alle Nichtswürdigkeit an sich tragen, den Plan gebildet, da es ihnen nicht gelang, die Truppen zu corrumpiren, vermittelst Geldvertheilung an einem Festtage Tumulte zu erzielen, und sich in der Stunde, wo die Regimenter unbewaffnet der Messe beiwohnen, der Waffen in den Kasernen zu bemächtigen, sich derselben gegen die Soldaten zu bedienen, und gleichzeitig alle hochgestellten Personen der königlichen Regierung zu ermorden... In Chambery wollte man das Pulvermagazin in die Luft sprengen und dadurch das Militärpräsidium der Stadt vernichten... In Turin und, wenn es hier gelungen wäre, in Alessandria und Genua, wollte man an acht verschiedenen Orten der Stadt Feuer anlegen, um die größtmögliche Verwirrung zu erzielen, die Kräfte der Regierung zu zersplittern und die öffentliche Aufmerksamkeit zu zerstreuen... Alles dies setzt die Regierung in die unabwendbare Nothwendigkeit, keine Gnade ergehen zu lassen, sondern schuldige und wohlverdiente Gerechtigkeit zu üben, indem der König es als eine seiner vorzüglichsten Pflichten betrachtet, die Religion aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen und die Guten vor den verbrecherischen Unternehmungen einiger Verkehrten zu schützen." Dem, welcher dieses Actenstück unbefangen beurtheilt, wird sich heute wol leicht die Absicht der Jesuitenpartei, die damals Karl Al

bert's Ohr und Sinn betäubte, entschleiern. Die öffentliche Meinung schreckte über das entsetzliche Gewebe der Absolutisten und Jesuiten zusammen; Niemand schenkte dem ihnen als Werkzeug dienenden Militärgerichte Glauben. Wer aber damals zu murren wagte, war verdächtig, und konnte von Glück sagen, wenn er in den großen Conspirationsproceß nicht verwickelt wurde.

In Turin, Genua, Chambery, Nizza, Alessandria, Cuneo und in allen übrigen bedeutenden Städten, wo es verhaßte Radicale oder nur Liberale gab, wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Selbst grausame Mittel verschmähte man nicht, um von den Verhafteten Geständnisse zu gewinnen. Unter der Polizei und den Militärcommissionen der verschiedenen Städte entstand ein Wetteifer in Denunciation, Verhaftung und Tortur. Die ersten Bluturtheile wurden zu Chambery vollstreckt, an einem Corporal Tamburelli und einem Lieutenant Tola, Beide angeschuldigt: „aufrührische Schriften in Händen und Kenntniß von aufrührischen Schriften gehabt zu haben, die auf den Wechsel der königlichen Regierung mit einem ganz Italien umfassenden demagogischen Regiment hinauslaufen, ohne diese Kenntnißnahme entdeckt, vielmehr die bezeichneten Schriften unter andere Militärs zur Gewinnung von Anhängern mitgetheilt zu haben.“*) So mußte das Beziehen und Lesen eines unter französischen Preßgesetzen erschienenen Journals mit dem ehrlosen Tode des Erschießens in den Rücken gebüßt werden. Die Kenntnißnahme von aufrührischen Umtrieben aber sollten die Betheiligten nach der Ansicht der Richter aus der Tendenz des Blattes „La giovine Italia“ und dessen geheimer Einführung in Piemont geschöpft haben. Zu Alessandria wurden acht Sergeanten und Soldaten erschossen, „wegen verheimlichten Wissens von der Conspiration“; zu Genua fielen ein Soldat und ein Sergeant der Artillerie als Opfer derselben Anschuldigung. Ein von der Jugend geliebter und später als Märtyrer vielgefeierter Bürger, Namens Vocchieri, schloß diese Reihe blutiger Executionen, die im In- und Auslande um so tiefern Schauder erregten, als nicht einmal der entfernteste Versuch eines Aufstandes stattgefunden hatte, und die Staatssicherheit in keiner Weise gefährdet war. Den übrigen zum Tode verurtheilten Bürgern gelang es, sich durch die Flucht dem blutigen Ausgange zu entziehen. Auf die Executionen folgten zahlreiche Verurtheilungen zu kürzerer oder längerer (bis zu zwanzigjähriger) Gefängnißstrafe gegen Bürger und Militärs, viele Verabschiedungen von Unteroffizieren und Offizieren, und Verbannung Verdächtiger. Größer noch war die Zahl Derer, die aus Furcht vor Verfolgung auswanderten und lange Jahre in unstetem Exil lebten.

Indessen sollten die von Rache und Haß erregten Mitglieder des Jungen Italiens, die im Auslande lebten, einen traurigen Epilog zu der blutigen Tragödie liefern. Nur die Leidenschaft zu Rathe ziehend, beschlossen sie im Januar 1834 eine bewaffnete Invasion in Savoyen, um hier und in Piemont das Signal, wenigstens einen Anstoß, zu einer allgemeinen Insurrection zu geben, wozu der Augenblick ihnen günstig schien. Sie sammelten sich in Genf um den General Romarino und um Mazzini, welcher Letztere — damals schon wie später ein Unglücksvogel Italiens — ihnen zugerufen hatte: Wir müssen die Ketten unserer Unglücksgefährten brechen oder ihre Schicksale theilen und unser Blut mit dem Vocchieri's mischen! Einige Hundert an der Zahl, begannen sie von drei verschiedenen Punkten aus das Unternehmen, von dem die sardinische Regierung längst in Kenntniß gesetzt war. Der Bevölkerung Savoyens kam es nicht im entferntesten in den Sinn, die Insurrection zu unterstützen, und nach dem ersten fast unblutigen Zusammentreffen mit den königlichen Truppen mußten die Eindringlinge ihre Rettung in der Flucht suchen. Zwei Gefangene, die sie zurückließen, wurden zum Tode verurtheilt und bei Chambery erschossen.

*) Vgl. die officielle Zeitung Sardiniens vom 13. Juni 1833. Viele aufschlußreiche Documente über die Thätigkeit der Militärcommission, das Proceßverfahren und verschiedene Anzettelungen der Absolutisten zur Täuschung des Königs enthält die dritte Abtheilung der „Storia di Piemonte“ von A. Brofferio.

Die absolutistisch-klerikale Partei hatte nun erreicht, was sie beabsichtigte. Ihre Macht entwickelte sich mehr als je vorher. Die Polizei mit einem ungeheuern Spionenheer fiel ihnen gänzlich anheim. Politische Haussuchungen und Verfolgungen, Willkür jeder Art, wo und wie es nur das Interesse der Partei oder ihrer Protegirten verlangte, gehörten während der nächsten Jahre zur Tagesordnung. Die Kriegstribunale blieben bis gegen Ende (16. Nov.) 1835 in Thätigkeit. Der Sinn des Königs war eingeschüchtert und verdüstert; seine Popularität auf längere Zeit erschüttert und gebrochen. Die Schuld und der Fluch des absolutistischen Systems wurde aber geschickt von den Jesuiten selbst auf das Haupt des Königs gewälzt, um ihn wo möglich auf immer in der Meinung des Liberalismus zu vernichten. Die Furcht vor einer Volkserhebung wurde lange Zeit bei Hofe rege erhalten, um das Gemüth des Monarchen vollends zu erschüttern, „der sich 12 Stunden während des Tags freiwillig an seinen Studirtisch fesselte, in beständiger Aufmerksamkeit für die Staatsangelegenheiten, und nichts Anderes sinnend und athmend als das Glück und die weise Regierung seiner von der Vorsehung ihm anvertrauten Unterthanen".

Die Radicalen und Republikaner waren entschieden niedergeworfen. Doch als man wieder etwas freier aufathmete, begann die gemäßigt-liberale Partei sich zu consolidiren. Von trefflichen und des besten Rufs genießenden Männern geleitet, machte sie sich selbständig an eine Reihe volksthümlicher Unternehmungen, setzten sie gleichsam die suspendirte reformistische Politik Karl Albert's fort. Die gemäßigte Partei rief öffentliche Sparkassen ins Leben, gründete vermittelst Associationen Armenhäuser, Kleinkinderbewahranstalten und von den Jesuiten unabhängige Musterschulen. Trotz des Widerstandes des Klerus, namentlich seines später zur traurigen Berühmtheit gelangten Hauptes, des turiner Erzbischofs Fransoni *), unterstützte und genehmigte Karl Albert diese Einrichtungen.

Wir übergehen eine lange Reihe von mehr oder minder wichtigen Anstrengungen der Regierung zur Hebung der materiellen Landesinteressen, die *Karl Albert* selbst in den bewegtesten Tagen nicht aus den Augen verlor, und wollen nur die bedeutendern Momente aus den letzten dreißiger und ersten vierziger Jahren hervorheben. Die große commerzielle Wichtigkeit Genuas erkennend, war es des Königs eifriges Bemühen, dem Handel dieser Stadt durch günstige Handelsverbindungen mit der Schweiz, Frankreich, Östreich und England größern Aufschwung zu geben. Sein Bemühen wurde über alle Erwartung gekrönt. Von Jahr zu Jahr hob sich die commerzielle Thätigkeit Genuas, das nun seine Vereinigung mit Piemont nicht mehr zu bedauern schien. Mit dem Aufblühen des genueser Handels ging eine mächtige Entwickelung der piemontesischen Industrie Hand in Hand. Unter *Gallina's* Leitung wurde die Prosperität der sardinischen Finanzen im westlichen und südlichen Europa sprüchwörtlich. **) Unvergängliches Verdienst erwarb sich Karl Albert durch die Gründung der Municipal- und Provinzialvertretung, sowie durch seine durchgreifende Reform auf der Insel Sardinien. ***) Der crasseste Feudalismus drückte diese unglückliche Insel noch nieder. Der Bauer zahlte nicht weniger als 60—70 % von der Frucht seines Schweißes an die Barone und die Geistlichkeit. Die Justiz —

*) In Betreff Fransoni's schrieb Karl Albert später in einem vertraulichen Briefe: „Ich habe schon öfter gesagt und wiederhole es, daß er (Fransoni) seit einigen Jahren Momente von Geisteszerrüttung hat, was ihn beklagenswerthe Handlungen begehen läßt, über die Beweise vorliegen. Zu den triftigsten gehört sein Ausspruch, daß ich ihn fürchte. Ich kann wol Rücksichten für seinen bischöflichen Charakter haben, aber wie könnte ich jemals einen meiner Unterthanen fürchten? Ich fürchte nicht einmal Östreich, und bin bereit, auf meine eigene Hand einen Unabhängigkeitskrieg zu unternehmen, und ich sollte den Marquis Luigi Fransoni fürchten!" (August 1846.) Vgl. die Documentensammlung Gualterio's, 2. Abth., I, 460.

**) Das pariser Haus Rothschild bot Sardinien im Jahre 1838 eine Anleihe von mehren Millionen mit 18 % Vortheil an: ein in den Annalen der Finanzgeschichte einziger Fall.

***) Vgl. des Grafen Ilarione di Petitti „Della abolizione della feudalità nell' Isola di Sardegna" (Turin 1846).

wenn barbarische Willkür Justiz genannt werden kann — wurde im Namen der Barone geübt. Im eigentlichen Wortsinne war der Bauer glebae adscriptus. Die Gesetze gingen von einem feudalen, aus Geistlichen und Edelleuten bestehenden Parlamente aus und verriethen keine Spur der modernen Civilisation. Die Ungerechtigkeit und der Druck des Adels war eine ewige Quelle des Elends und der Verbrechen. Karl Albert und, ihm mit warmem Eifer zur Seite stehend, Villamarina ließen sich durch das Geschrei, welches der Adel und der Klerus der Insel über verletzte Rechte und Interessen erhoben, nicht abhalten, den Feudalismus mit kräftigen Streichen zu fällen, und die auf dem Festlande des Reichs bestehende Steuer-, Civil- und Criminalgesetzgebung auch auf die insularische Bevölkerung anzuwenden. Zahlreiche zeitgemäße Verbesserungen wurden überdies in der Verwaltung und im Schulwesen eingeführt; Anlegung von Straßen und Brücken erleichterten den innern Verkehr und beförderten den lange niedergehaltenen Wohlstand. Mit Freude begrüßten Städte und Land das Bündniß mit der Civilisation, und man nannte Karl Albert den Befreier von der Tyrannei der Barone. Gleich Genua schloß sich die Insel Sardinien inniger an die alten Provinzen des Reichs an.

Mit dem Jahre 1842 trat eine unverkennbare Wendung hinsichtlich der Richtung des öffentlichen Geistes und der Regierungsthätigkeit ein. Zahlreiche Emigrirte aus dem Jahre 1821 kehrten nach Piemont zurück in Folge einer Amnestie, die Karl Albert bei Gelegenheit der Verheirathung des Thronfolgers, Herzogs von Savoyen, mit der Erzherzogin von Östreich, Maria Adelaide, Tochter des Erzherzogs und Vicekönigs von Mailand, Rainer, erlassen hatte. Die gereiftern politischen Erfahrungen und patriotischen Ansichten, die diese Männer aus langjährigem Exil mitbrachten, konnten nicht ohne günstige Einwirkung auf den Sinn ihrer Mitbürger bleiben. Durch die wissenschaftlichen Congresse der bedeutendsten Gelehrten aus allen Theilen Italiens zu Turin und später zu Genua wurde der intellectuellen Bewegung ein mächtiger Anstoß gegeben, und Karl Albert begünstigte sie durch manche treffliche Reform der Universitäten und Einsetzung neuer Lehrstühle für vaterländische Geschichte, Archäologie, Handelsrecht, Nationalökonomie u. s. w. Es ist bekannt, wie die wissenschaftlichen Congresse jener Zeit auch die politischen und nationalen Hoffnungen Italiens anregten. Durch Milderung der Censur für inländische und im Auslande gedruckte Schriften wurde der Entwickelung der Wissenschaften und Literatur in Piemont ein freieres Feld eingeräumt, als sie im ganzen übrigen Italien genoß, wenn man etwa Toscana ausnimmt. Mit den in den Nationalgeist tief eingreifenden literarischen und patriotischen Schriften Gioberti's, d'Azeglio's, Balbo's, Durando's und Anderer ging das literarische und intellectuelle Primat Italiens entschieden von Mailand auf Turin über.

Während aber die freiere Richtung des Volksgeistes die lebhafte Thätigkeit der Presse erweckte, erregten die wiederaufgenommenen Reformbestrebungen der Regierung Sardiniens Argwohn und Groll bei den Höfen der entgegengesetzten Politik, namentlich zu Wien und Rom, zumal die revolutionären Bewegungen im Kirchenstaate und in den Marken von 1843 — 45, die Insurrection von Bologna, der Aufstand zu Rimini und das blutige Conspirationsdrama der Brüder Bandiera in Neapel den Abgrund erblicken ließen, den sich die retrograde Politik in Italien gegraben. Papst Gregor XVI., in dessen Staaten dumpfe Verzweiflung mehr als irgend anderswo auf der Halbinsel herrschte, tadelte in einer von Wien aus inspirirten Note an die sardinische Regierung die von ihr unternommenen Reformen auf der Insel Sardinien, in der Absicht, den Sturz des Ministers Villamarina zu erwirken. Doch ließ Karl Albert, mehr als je auf die Selbständigkeit seiner Politik eifersüchtig, sich nicht einschüchtern.*) Östreich fand bald Gelegenheit, seinem Unwillen durch feindseliges Benehmen Luft zu machen. Gerade dieses Auftreten aber sollte in bis dahin

*) Auf die geheimen Bestrebungen der römisch-östreichischen Diplomaten anspielend, schrieb Karl Albert im Mai 1846 in einem vertraulichen Briefe: „Was auch im übrigen geschehen

kaum gekannter Weise den Nationalgeist Sardiniens anregen, und den König in seinen nationalen und politischen Bestrebungen bestärken.

Zwischen Östreich und Piemont bestand nämlich ein alter Handelsvertrag von 1751, nach welchem letzteres auf den Salzhandel mit dem Canton Tessin Verzicht leistete. Obwol durch die Verträge von 1815 außer Gültigkeit getreten, hatte Piemont jenen Vertrag dennoch, zumeist des Nachbarfriedens wegen, eingehalten, glaubte indessen das Gesuch Tessins im Jahre 1846 um Transiterlaubniß für seinen Salzbezug von Marseille billigerweise gewähren zu müssen. Um Piemont aufs neue unter seinen Einfluß zu bringen, dem es durch die allmäligen Anstrengungen des Königs entschlüpft war, klagte Östreich laut über Tractatbruch und erhob heftige Reclamationen bei der sardinischen Regierung. Die Antwort lautete entschieden abschlägig. Diese unerwartete Festigkeit steigerte den Zorn der östreichischen Regierung. Sie griff zur Repressalie und legte durch ein Decret (20. April 1846), das durch seine Fassung beleidigte, einen so starken Einfuhrzoll auf piemontesische Weine, daß derselbe einem Einfuhrverbot gleichkam. Der ausgedehnte Weinhandel mit der Lombardei war eine Lebensbedingung für die piemontesische Weincultur. Indessen äußerte sich die Wirkung dieser Repressalie in ganz entgegengesetzter Weise, als Fürst Metternich gehofft hatte. Die Liberalen, die Interessenten, alle Männer von nationalem Ehrgefühl bezeugten laut ihren Unwillen, den Karl Albert selbst offen theilte. In einem Appell an die öffentliche Meinung vertheidigte der König mit Würde die Gerechtigkeit seiner Sache*) durch eine einfache Darstellung; die Zollerhöhung wurde ausdrücklich als „Repressalie" bezeichnet. Um nicht zu verhehlen, daß er die politische Bedeutung der Maßregel erkenne, befahl er fast gleichzeitig die Publication eines mit Frankreich auf günstiger Grundlage abgeschlossenen Handelsvertrags, aus dem Östreich seinerseits leicht erkennen konnte, daß Piemont nicht isolirt dastand und für jede Eventualität einen Alliirten hatte. Kaum waren diese beiden Acte veröffentlicht, als sich in der Hauptstadt und bald im ganzen Lande eine enthusiastische Agitation verbreitete. Mit Stolz und Jubel sahen die Piemontesen, wie sich ihr König jener Großmacht gegenüber, vor der Italien sich beugte, vor der auch Piemont so lange sich gebeugt hatte, zum Interpreten des nationalen Geistes, zum Beschützer der nationalen Würde machte. Die durch die Repressalie zumeist bedrohten Weinbauprovinzen bezeugten die lebhafteste Genugthuung über die unabhängige Politik des Königs. Die eben versammelten Provinzialräthe von Vercelli, Casale u. s. w. sandten Deputationen an Karl Albert, um ihn zu beglückwünschen und zu versichern, daß sie zu allen Opfern bereit seien. In Turin ließen die Bürger häufig auf den Straßen und vor dem Schlosse des Königs, zum größten Misvergnügen der jesuitischen Partei, begeisterte Lebehochs auf Karl Albert erschallen. Als es bekannt wurde, daß der König am 6. Mai (1846) auf der Piazza d'armi eine Revue über die Truppen abhalten wolle, strömte ganz Turin an diesem Tage auf die Straßen, durch die der König passiren mußte, um ihn durch die großartigste Manifestation zu ehren. Doch Karl Albert erschien nicht. Er contremandirte die Revue auf einen andern Tag, weil jesuitische Höflinge ihn versichert hatten, daß die Bürger ihn mit dem Rufe: Es lebe der König von Italien! empfangen wollten**), und er sich aus Klugheits-

---

mag, ich halte mich bereit zum Willen Gottes, und es würde ein Glück für mein Herz sein, wenn man unserer nationalen Unabhängigkeit Gewalt anthun wollte. Man wird erfahren wessen ich fähig bin."

*) Dieser Appell erschien in der officiellen Zeitung vom 2. Mai 1846.

**) In einem Briefe vom 6. Mai schrieb der König: „... Ich habe sichere Meldung erhalten, daß man den Ruf: Es lebe der König von Italien! ausbringen will, und schiebe deshalb das Manoeuvre auf. Die Meisten hatten ihren Arbeitern zu diesem Zweck Ruhetag bewilligt; die Studenten, eine große Menge Volks sollte sich versammeln. Sage man von mir, was man wolle: ich glaube dieses Opfer der Ruhe und dem Wohle des Landes darbringen zu müssen. Wenn die Zeit wird gekommen sein, dann mögen sie, statt zu schreien, ihr Blut mit dem meinigen für das Vaterland vergießen." Vgl. die Documentensammlung Gualterio's, 2. Abth., I, 464.

rücksichten nicht im Angesichte der Diplomatie durch die Annahme der Demonstration und ihrer verfänglichen Rufe den Anschein der Offensive gegen Östreich geben wollte.*) Somit war es den Höflingen durch falsche Berichte gelungen, die Manifestation und ihren voraussichtlichen Nachhall im übrigen Italien erfolglos zu machen. Die Bürger beklagten das Verhalten Karl Albert's bei dieser Gelegenheit. Doch bald wurde es wenigstens einem Theile des Publicums bekannt, welcher Umstand ihn zu diesem Verhalten bestimmt hatte, und der Zorn des Volks fiel auf das Haupt der Intriganten. Im wiener Cabinet verursachte diese nationale Regung Piemonts böses Blut**), und Fürst Metternich zog die piemontesische Transitfrage so lange hin, bis es für ihn zu spät war, sie noch zu lösen.

Die Zeit von 1847.

Kaum war der Jubel der „glorreichen Tage", wie Karl Albert halb ernst halb scherzhaft diese Zeit der ersten Manifestationen nannte, verhallt, als unerwartet und geräuschvoll zu Turin die Nachricht eintraf, daß Papst Gregor XVI., der Fürst, der so viele Seufzer der Brust seiner Unterthanen entpreßt, der sich als unversöhnlicher Feind der Civilisation, der Schulen, der Eisenbahnen und eines freien Italiens erwiesen, seine Augen geschlossen habe. Rom athmete auf und jubelte. Aber in den Jubel selbst mischten sich die Verwünschungen der Vergangenheit, nicht nur in der Ewigen Stadt, sondern in ganz Italien. Rom vor Allen war erfreut, daß es sich durch den Tod von dem Drucke der eisernen Hand befreit sah. Man hegte die Überzeugung, daß eine Fortführung des Gregorianischen Systems unter dem künftigen Papst nicht mehr möglich sei. Als Pius' IX. Charaktermilde bekannt wurde, als dieser sich zumal, theils aus Gutmüthigkeit und nationalem Sinn, theils aus Streben nach Popularität, durch Ertheilung einer Amnestie, durch Lüftung des Preßzwanges (15. März 1847), durch die Einsetzung eines Provinzialraths (19. April), durch die Gewährung der Nationalgarde (6. Juli) und der Staatsconsulta (4. Oct.), sowie durch andere Reformen den Volkswünschen geneigt zeigte: da ging die Freude in stürmische Begeisterung für Pius IX. über, in dem der römische Volksinstinct gleichsam die Negation des Papstthums als weltliche Gewalt und dem zufolge das Erstehen eines freiern und würdigern Nationallebens feierte. In der That schien Pius IX. den Charakter als absoluter Fürst abgelegt zu haben. Er stand dem Volkssinne nicht antagonistisch gegenüber; er ging in ihm auf. Die erstaunte Welt sah Rom schon zu seiner antiken Lebendigkeit und Größe wiedererwachen. Volksfeste folgten auf Volksfeste, Manifestationen auf Manifestationen, Bankete auf Bankete. In allen nahen und fernen Städten italienischer Zunge fand der Enthusiasmus der Römer ein rasches und lautes Echo, das dem aufgeschreckten Absolutismus mit Recht als Drohung, als Schrei nach Freiheit und Gerechtigkeit erschien. Vergeblich rafften die Stammhalter des alten Systems ihre Kräfte zur Niederhaltung des Impulses zusammen: jedes neue Evviva auf Pius IX., auf die Wiedererstehung Italiens lähmte ihre Macht, machte sie vollends rathlos.

Zunächst und am lebhaftesten trat die Rückwirkung der römischen Bewegung in Toscana hervor, wo die Regierung dem ungeduldigen Andrang nachgab, wenn

*) Nur erstaunliche Leichtfertigkeit und Unwissenheit des Verfassers (Brofferio) der „Storia di Piemonte", der einzigen neuern Geschichte Piemonts in italienischer Sprache, in Betreff aller weniger auf offener Hand liegenden Handlungen Karl Albert's läßt diesen sagen, daß der König sich aus Furcht vor dem Volk und, an einer andern Stelle, aus natürlicher Aversion gegen die Demokratie dem Anblick des Volks entzog; ja, „daß der gute Wille des Volks den König zu beleidigen schien"!

**) Über den unverhaltenen Zorn Metternich's schrieb Karl Albert in einem Briefe vom 25. Juli 1846: „Dieser arme Fürst Metternich flößt mir Mitleid ein. Was mich betrifft, so bin ich trotz der kleinen, sehr kleinen östreichischen oder retrograden Partei in Piemont fest entschlossen, auf dem Wege des Fortschritts fortzufahren, und in Allem, was zum Glücke des Volks führen und unsern Nationalgeist entwickeln kann... Wenn man übrigens aus unserm

auch ungern. Die freiere Presse entwickelte sich alsbald zu einer unüberwältigenden Macht. Zu Pisa, Siena, Florenz und Livorno folgten sich begeisterte Manifestationen und tumultuarische Auftritte. Nach langem Zögern wurde die stürmisch verlangte Volksbewaffnung (12. Sept. 1847) gewährt, und diesem ersten großen Volkssiege, den Toscana mit namenlosem Jubel feierte, folgte bald die Bewilligung der wichtigsten Verfassungsfreiheiten. Die Stadt Lucca stand offen gegen ihren bourbonischen Fürsten Karl Ludwig auf, der seine Staaten an den Herzog von Toscana cedirte und sich nach Modena flüchtete. Langsamer trug sich die Bewegung von der Tiber nach Neapel, nach der Insel Sicilien über. Doch sie entflammte sich hier um so mächtiger, je eiserner und rücksichtsloser der Widerstand war, der ihr hier begegnete. Zu Reggio und Messina, diesseit und jenseit des Faro, erhob die Revolution zugleich ihr Haupt. In Blut erstickt, erstand sie um so gewaltsamer zu Anfang des Jahres 1848 in Palermo: ganz Sicilien stand in Flammen und riß sich in offenem Kampfe von der bourbonischen Herrschaft los. Um nicht auch die Staaten des Festlandes zu verlieren, trat König Ferdinand von Neapel den drohenden Demonstrationen und revolutionären Zuckungen seiner Hauptstadt mit Gewährung der Verfassung und der Nationalgarde entgegen. Vergeblich versuchten die Herrscher in Parma und Modena die Bewegung in ihren kleinen verkommenen Staaten durch wiederholtes Einschreiten zu bändigen. Nur um so rathloser mußten sie sich später fügen oder wol gar davoneilen. In den der östreichischen Herrschaft unterworfenen Ländern Italiens entzündete der erste Freudenschrei der Römer in gleichem Grade die Begeisterung für die Freiheit Italiens. Von Mailand und Venedig bis zu den kleinsten Städten herab harrte das Lombardisch-Venetianische Reich dem allgemeinen Aufstande entgegen. Überall organisirte sich drohender Widerstand gegen die Regierung, jeder Tag bereitete die Insurrection vor.

Unter den italienischen Fürsten war Karl Albert der einzige, welchen die Reformrichtung Pius' IX. mit Freude und patriotischer Hoffnung erfüllte. J'attends mon astre! hatte er in frühern Jahren den Männern seines Vertrauens zugerufen; und mit dem ersten Morgenstrahl des italienischen Nationalbewußtseins sah er vielleicht seinen lange erwarteten Stern aufgehen. Er sah seinen Jugendtraum, der ihn selbst auf dem Throne nie verließ*), lebendige Gestalt annehmen; und wem anders als ihm konnte es bestimmt sein, ihn glorreich zu verwirklichen oder sich für ihn zu opfern! In Piemont, zumal in Turin, mußte der gewaltige Umschlag der Dinge in Rom um so tiefer empfunden werden, als hier, wie schon bemerkt, der Jesuitismus sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Man sah voraus, daß die Tage des Jesuitismus gezählt waren; denn der Alliirte der Gregorianischen Politik mußte unter Pius IX., der Negation des theokratischen Princips, über kurz oder lang, seines geheimsten innern Halts beraubt, zusammenbrechen. Und an seinen Sturz knüpften sich alle politischen und nationalen Hoffnungen des Landes.

Vergeblich griff die jesuitische Partei selbst zu niedrigen Mitteln, um die Eintracht zwischen Karl Albert und seinem Volke zu stören. Vergeblich besoldete sie Agenten, die den Bürgern auf der Straße in bewegtern Momenten zuraunen mußten, daß man Karl Albert nicht vertrauen dürfe, weil er Pfaffe von Grundsatz, geheimer Anhänger Östreichs aus Neigung und Verschwägerung sei. Gleichzeitig aber suchten die Häupter dieser Partei den König glauben zu machen, daß hinter der hei-

Lande den anti-östreichischen Geist verbannen wollte, so müßte man den Anfang dazu mit meiner eigenen Ausweisung aus Piemont machen." Vgl. Gualterio's Documentensammlung, 2. Abth., I, 117.

*) „Ich fühle es", schrieb Karl Albert 1839 in einem Memorandum, welches einer spätern Zeit erst bekannt werden sollte, „daß mein Herz bis zu meinem letzten Seufzer bei dem Namen Vaterland und Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft höher schlagen wird." Vgl. Cibrario, „Ricordi d'una missione in Portogallo al Re Carlo Alberto", S. 27. Wir haben bereits ähnliche Stellen aus Karl Albert's Briefen mitgetheilt, und könnten dieselben leicht aus dem uns vorliegenden Documentenschatz durch viele andere gleiche Gesinnungsäußerungen des Königs vermehren.

tern Volksfreude versteckte Dolche auf ihn lauerten. Über ein Jahr voll froher und banger Erwartung, reich an nationalen Festtagen und begeisterten Momenten ging so in Turin vorüber. „Die Geschichte", so schreibt ein gleich berühmter als geachteter Piemontese über die letzten Monate von 1847, „bot das neue Schauspiel einer Revolution, in welcher das Volk, statt die Büchse gegen den Souverän zu richten, ihn durch warme Darlegung seiner Wünsche zu erweichen, durch Lob zu locken, durch unaufhörliche Beifallsbezeugungen, durch Hymnen, Hochrufe und Gesänge an sich zu ziehen suchte. Ungeheure Volkswogen, deren Anblick eines Tags so furchteinflößend war*), durchströmten, festlich gekleidet und Fahnen und Guirlanden schwenkend, die Straßen und Plätze, das Lob des Fürsten singend und begeisterten patriotischen Sinn manifestirend, bei dem ersten Strahle der aufgehenden Freiheit wie bei ihrer vollen Gewährung; man frohlockte, man jauchzte. Ein einziges Gefühl schien diese Volkswogen zu bewegen, in dem Vaterlands- und Fürstenliebe verschmolzen erschienen; ein einziger Wille sie zu beherrschen. Man reichte sich die Hände, man umarmte sich; Alle, ohne Unterschied des Glaubens, proclamirten sich als Brüder. Und in diesem bis dahin ungekannten und bewundernswürdigen Schauspiel offenbarte sich das untrügliche Anzeichen der lange gehofften Wiedererstehung des Vaterlandes."

Einen kurzen Augenblick sollte diese heitere Stimmung durch die Machinationen der Absolutisten getrübt werden. Sie suchten nach einer Gelegenheit, die freudige Bewegung durch Waffengewalt zu dämpfen, und fanden sie, als die halbe Bevölkerung der Stadt Turin am 1. Oct. (1847) nach dem Palais des päpstlichen Nuntius zog, wo die Universitätsjugend zu einer Manifestation zu Ehren Pius' IX. versammelt war. Plötzlich drangen von verschiedenen Seiten zugleich Soldaten, Carabiniers und Polizeiagenten mit gezogenen Säbeln auf die harmlose Menge ein, und verfolgten die Flüchtenden bis unter die Säulengänge der Poststraße, bis in die Cafés. Der verhaßte Polizeidirector Lazzari und ein Polizeicommissar Tosi, den man im Solde des Jesuitismus wußte, wurden von der öffentlichen Meinung als die Hauptanstifter oder wenigstens als die geheimen Leiter des Überfalls angeklagt. Dieser feige Streich, der glücklicherweise kein Menschenleben kostete, sowie vielfache willkürliche Verhaftungen an den folgenden Tagen, wozu das Singen der römischen Volkshymne auf Pius IX. genügenden Vorwand gab, bestimmten den Kriegsminister Villamarina, der zugleich das Polizeiministerium verwaltete, dem Könige seine Entlassung einzureichen, um dadurch jede Complicität mit der Polizeiwillkür der letzten Tage von sich abzuwälzen. Karl Albert genehmigte die Entlassung Villamarina's, nicht ohne zugleich den öffentlich verhaßten langjährigen Collegen und Nebenbuhler desselben, den Minister des Auswärtigen Grafen della Margherita zu verabschieden. Der Sturz des Letztern traf die jesuitische Partei wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Graf Margherita selbst, sich bis zum letzten Augenblick als würdiger Schüler Loyola's geberdend, weigerte sich, die Verabschiedung anzunehmen, „indem sein Gewissen und seine Liebe zum Könige ihm nicht erlaubten, den Monarchen in so schwierigen und gefahrvollen Augenblicken zu verlassen". Aber Karl Albert blieb fest in seinem Entschluß, und die öffentliche Meinung athmete freudig auf, wie von schwerem Alpdruck befreit. Der Marquis San-Marzana und der General Broglia ersetzten die Entlassenen.

Ein Augenblick banger Ungeduld und Ungewißheit über die fernern Absichten des Königs beherrschte die Gemüther, als zur Überraschung der jesuitischen Hofpartei und zur Überraschung des Volks in der officiellen Zeitung vom 30. Oct. ein Regierungsprogramm Karl Albert's erschien, in welchem viele Reformen gewährt und andere verheißen wurden. Der neue Criminalcodex mit der Sanctionirung der öffentlichen Debatte war definitiv bestätigt; die exceptionelle Jurisdiction wurde für aufgehoben erklärt; ein Cassationstribunal sollte errichtet, der Presse freiere Bewegung gegeben, den Bürgern Municipalwahlrecht eingeräumt, die Polizei reorganisirt, und zur

*) Anspielung auf die Bewegung von 1821.

Verhütung brutaler Willkür ein Gesetz über Volkszusammenrottung erlassen, die despotische Platzcommandantur in der Hauptstadt wie in den Provinzialstädten aufgehoben werden. Mit diesen Concessionen war zugleich eine Hindeutung auf eine Verfassungsverleihung ausgesprochen.

Mit diesem Schritte hatte Karl Albert muthig und entschieden die Fesseln gebrochen, in denen ihn die Diplomatie, der Jesuitismus und seine übertriebene Frömmigkeit so lange gefangen gehalten. Kaum waren die Concessionen des Königs bekannt, als Turin in einen einmüthigen Jubel ausbrach, der keine Grenzen kannte. Männer und Frauen verließen die Häuser, vernahmen auf den Straßen und in den Cafés die laute Verlesung des Reformprogramms, wechselten Händedrücke, weinten und jauchzten. Umarmungen zwischen Bekannten und Unbekannten, Beglückwünschungen, Hoch- und Freudenrufe wollten kein Ende nehmen. Noch an demselben Abend wollte das Volk nach dem königlichen Schlosse ziehen, um dem Könige Dank und Freude zuzujubeln. Doch es war schon spät, und die besonnenern Bürger fürchteten die Wiederholung der Polizeitücke vom 1. Oct. Die stürmisch bewegte Menge folgte auch dem Rathe dieser Männer, um dem lauernden Feinde, der so lange darauf hingearbeitet hatte, Fürst und Volk einander zu entfremden, keine Gelegenheit zur Entweihung des herrlichen Freudentages zu bieten. Am folgenden Tage, einem Sonntage, belebten sich die Straßen schon am frühen Morgen mit festlich gekleideten Spaziergängern, und unter den Freudengrüßen der wogenden Menge eilten Kuriere nach allen Richtungen durch die Straßen, um die frohe Botschaft vom vorhergegangenen Tage in den Provinzen zu verbreiten. Nie hatte Turin bewegteres und freudigeres Drängen auf den Straßen gesehen; keine finsterblickende Gestalt trübte die Situation. Die Polizei schien verschwunden. Fahnen und Blumengewinde schmückten die Fenster. Bei Einbruch des Abends beleuchteten sich alle Straßen, von den vornehmsten Patricierpaläſten bis herab zu den schlichtesten Bürgerhäusern in bunter Illumination. Bis zum folgenden Morgen erfüllten begeisterte patriotische Gesänge und tausendstimmige Evvivas auf Karl Albert die Luft. Rasch wiederholten sich in allen Städten, in allen Flecken Piemonts und Liguriens die Dankfeste mit demselben Enthusiasmus für den König.

Am 3. Oct. wollte Karl Albert, wie alljährlich, nach Genua reisen, um dort einige Wochen zu verweilen. Turin beschloß diesen Tag mit besonderer Feier zu Ehren des Königs zu begehen, und großartige Vorbereitungen wurden zu diesem Zwecke getroffen. Am Morgen des Abreisetags waren alle Häuser mit Blumengewinden, silber- und golddurchwirkten Tapeten, mit Fahnen und Emblemen geschmückt. Eine von Rossi in Musik gesetzte Hymne war in wenigen Tagen im Munde der Jugend zum Nationalgesang geworden: sie sollte den König als den Wiederhersteller und Helden der italienischen Größe begrüßen. *) Die freisinnigern Nobili mischten sich vorurtheilsfrei unter die Volksgruppen, von denen sie wie alte Freunde begrüßt wurden. Von dem Schloßplatze in verschiedenen Gruppen und unter flatternden Fahnen bis zu Ende der langen Poststraße aufgestellt, erwarteten die Bürger Turins mit Ungeduld die Ankunft des Königs. Von den Balconen und auf der Straße erschallte bereits die mächtig dahinbrausende Melodie der Volkshymne, während die königlichen Kutschen vor dem Portale des Schlosses vorgefahren waren, und die gesattelten Pferde für den König und die beiden Prinzen ungeduldig den Boden stampften. Doch — der König erschien nicht!

Den jesuitischen Höflingen unter liberaler Maske war es nämlich gelungen, aufs neue Mistrauen in das Herz des Königs zu säen: sie betheuerten ihm unter erheuchelten Thränen, daß er in der Volksmenge meuchlerischen Tod finden werde. Der

*) Die Schlußverse dieser Hymne lauteten: „Wenn dich die Wuth der Fremden herausfodert, so besteige dein Roß, o König! und ziehe dein Schwert; und mit dir werden wir uns Alle erheben, geschmückt mit der azurnen Cocarde und Fahne. Und zum Kampfe werden wir fliegen unter dem Rufe: Es lebe der König! Es lebe der König!"

König schwankte eine kurze Zeit, dann erklärte er, daß er abreisen wolle. Da warf sich die Königin, ebenfalls getäuscht, mit aufgehobenen Händen zu seinen Füßen, und beschwor ihn, zu bleiben. Viele Höflinge ahmten das Beispiel der Königin nach, und ihre Thränen wurden von Schluchzen und flehenden Worten begleitet. Alles vereinigte sich, den König zu bestimmen, sich nicht in die Volksmenge zu wagen, die ihn mit tausend Hochrufen lockte und mit tausend Segenswünschen erwartete. Dennoch waren das Flehen und die Thränen der Umgebung des Fürsten vergeblich. Entschlossen trat der König, begleitet von den Prinzen, in den Schloßhof, und erschien wenige Augenblicke darauf mitten im Volksgedränge zu Pferde. Der Enthusiasmus äußerte sich in unbeschreiblicher Weise. Unter den stürmischsten Evvivas, den fortreißenden Klängen der Hymne und dem jubelnden Fahnenschwenken ward die freigelassene Passage buchstäblich mit Blumen bedeckt; auf vielen Gesichtern malte sich die Ekstase, auf andern glänzten Freudenthränen. Karl Albert feierte bis weit zur Stadt hinaus einen Triumphzug, wie er nur je einem Fürsten zu Theil geworden. Dieser Triumphzug sollte bei den Marken Turins sogar nicht sein Ende erreichen. Von nähern und fernern Dörfern und Städten zogen die Bewohner, festlich geschmückt und jubelnd, nach der Landstraße, und Bauern und Bürger erhellten zur Nachtzeit den Weg mit Fackeln in der Hand. Asti, Alessandria, Novi und andere größere Städte an der Landstraße zogen dem Könige lange Strecken in feierlichen Zügen und unter begeisterten Begrüßungen entgegen. Genua, seine republikanischen Traditionen vergessend, empfing den König Karl Albert mit so sinnberauschendem Jubel, wie ihn vielleicht keiner von den Befreiern der Republik zur Zeit ihrer Macht und ihres Ruhms vernommen hatte.

Würdig wurden die turiner Novemberfeste zu Ende des Monats geschlossen, als Karl Albert nach Turin zurückkehrte. Tausende von Bürgern zogen ihm bis zu dem drei Meilen von der Hauptstadt entfernten Lustschlosse Moncalieri entgegen. Er passirte durch prächtige Triumphbogen, begleitet und gefolgt von unübersehbarer Volksmenge. Die Hauptstadt hallte bei dem Einzuge des Königs von überwältigendem Freudenrausche wieder. Von einem Balcon des Schlosses herab erwiderte Karl Albert, bis zu Thränen gerührt, die Evvivas der zusammengeströmten Volkswogen mit Handgrüßen und tiefbewegtem Mienenspiel auf dem bleichen Gesichte. Nachdem er sich zurückgezogen, warf er sich, in tiefes Nachsinnen versunken, in einen Sessel. Plötzlich sich dann erhebend, rief er mit bebender Stimme aus: „Und ich habe so viele Jahre verbracht, ohne mir je eine Stunde wie diese zu verschaffen!"

Die Bewegung war im ganzen Lande in Fluß gekommen und wurde zumal durch die Presse und die in allen Städten beginnenden Bankete rege erhalten. Bis dahin unbekannte Talente tauchten auf und gewannen bei der erweiterten Öffentlichkeit bald als Volksredner und Publicisten bedeutende Popularität. In Casale wurde der spätere Minister Pinelli Haupt und Leiter der liberalen Partei; in Alessandria stand der talentvolle Advocat Ratazzi an der Spitze der Bewegung; in Genua gewannen der Marchese Ricci und Lorenzo Pareto einen bedeutenden Einfluß. In Turin folgten sich zahlreiche Bankete, auf welchen die Universität, die Magistratur, das Municipium, das Militär und neben diesen alle Gewerke die neue Ära feierten. Unter allen Bürgern war die Eintracht gleich groß wie die patriotische Begeisterung. Männer wie der Marchese Roberto d'Azeglio (Bruder Massimo d'Azeglio's), Graf Cesare Balbo, Graf Camillo di Cavour, die Advocaten Sineo und Brofferio, der Oberst Durando, der Schriftsteller Lorenzo Valerio*) und Andere wurden als die einflußreichsten und beliebtesten Häupter der Bewegung betrachtet. Nur Hochrufe wurden auf den Banketen ausgebracht; die erste, zumal widerstandslose Begeisterung eines zur Freiheit erwachten Volks kennt nicht die Rufe Nieder! und Tod! Toaste auf die Reformen, auf Karl Albert, Pius IX. und Leopold von Toscana, auf die

*) Lorenzo Valerio hatte sich durch seine anerkennenswerthen Bestrebungen um Volksbildung bei der Herausgabe der „Letture di famiglia" einen sehr populären Namen erworben.

Wiedererstehung und Größe Italiens wurden mit stets ungekühltem Enthusiasmus erwidert. Und wenn es vorkam, daß sich in diese Rufe bei den Manifestationen auf der Straße der Schrei: Nieder mit den Jesuiten! oder Tod den Östreichern! mischte, so argwöhnte das Volk die unheimliche Anwesenheit provocirender Agenten des Absolutismus und der fremden Diplomatie, und zerstreute sich mit Unwillen.

Gleichzeitig mit der Niedersetzung von Commissionen zur Verwirklichung der verheißenen Reformen begannen in Turin die durch Karl Albert angeregten Verhandlungen mit Toscana und den römischen Staaten zur Erzielung eines italienischen Zollvereins. Neapel und Modena hatten ihren Beitritt für spätere Zeit zugesagt. Freudig hoffte Piemont, daß aus diesen Verhandlungen nicht nur eine commerzielle, sondern zugleich auch eine feste politische Einigung unter den italienischen Staaten hervorgehen werde. Monsignore Corboli-Bussi, der päpstliche Commissar, erwarb sich wegen seines patriotischen Sinnes und Eifers, die er in der Leitung dieser Verhandlungen bewährte, eine große Popularität in Turin, sodaß man ihn mit Trauer um die Mitte November scheiden sah. Doch sollten seine und Karl Albert's Bemühungen von dem Strudel der nachfolgenden Ereignisse begraben werden, und das einzige Resultat, das daraus hervorging, war die immer offener sich äußernde Feindseligkeit Östreichs gegen Sardinien und seinen König.

Mit jedem Tage indessen wurde die jesuitisch-absolutische Partei in Turin machtloser; vergeblich waren ihre geheimen Anstrengungen, die Höfe von Turin und Wien einander zu nähern. Die freiere Bewegung, welche der Presse zu Theil geworden, paralysirte ihren unheimlichen Einfluß und lieh der anti-östreichischen Gesinnung des Königs eine mächtige Stütze. Noch vor Ende des Jahres 1847 tauchten in Turin mehre neue Journale auf, die von tüchtigen Männern geschrieben wurden, und sich durch gediegenes Urtheil, klare Auffassung der in- und ausländischen Verhältnisse, und besonnenere Haltung vortheilhaft vor der Tagespresse Mittelitaliens auszeichneten. Die gemäßigt-liberale Partei wurde durch das „Risorgimento" vertreten. Obwol von Männern altaristokratischen Namens, von den Grafen Balbo, Cavour, Franchi und Santa-Rosa, gegründet und redigirt, machte sich dieses Blatt entschieden den Interessen des Mittelstandes dienstbar, was hauptsächlich dem Grafen Cavour zu danken war, der seine politische Schule während einer Reihe von Jahren in London durchgemacht hatte. Schon damals stand er in dem Rufe eines tüchtigen Nationalökonomen, welchen er auch später als Minister bewährt hat. Die „Patria", ein Blatt von klerikalem Anstrich, zeigte sich der neuen Bewegung wenig geneigt, wagte es aber nicht, direct im östreichischen Interesse zu wirken. Advocat Sineo und Lorenzo Valerio, Beide von entschieden liberaler Richtung, gründeten die „Concordia", die gleich zu Anfang mit dem Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit hervortrat und sich unermeßlichen Einfluß erwarb, zumal nachdem sie die talentvolle und inspirirte Feder des als Dramatiker bekannten Lombarden Guiseppe Revere gewonnen hatte. Giacomo Durando, der berühmte Verfasser des Buchs „Della nazionalità italiana", gründete die „Opinione", deren Popularität jedoch erst mit der Redaction des Lombarden Bianchi-Giovini, des bedeutendsten italienischen Publicisten, beginnen sollte. Die klerikale Richtung fand in dem letztern Journal einen ebenso gewandten als unermüdlichen Gegner. Meister in der Polemik, kräftig, den Volkston anschlagend im Stil, mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, stets schlagfertig und unversöhnlich, erschütterte Bianchi-Giovini in Piemont den klerikalen Einfluß viel gewaltiger, als es Gioberti, Tommaseo und alle übrigen anti-klerikalen Schriftsteller vermochten. Zu den tüchtigsten Mitarbeitern der „Opinione" gehörten Guiseppe Cornero, Giovanni Lanza und Giuseppe Torelli, Letzterer ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Professor an der Universität zu Turin. Später wurde die „Gazzetta del popolo" bei den untern Volksclassen beliebt und weit verbreitet. Alle diese Blätter, mit Ausnahme der „Patria", traten gleich bei ihrem Entstehen mit mehr oder weniger lebhafter constitutioneller Färbung auf. Der „Messagiere torinese", früher ein Blatt literarischen Inhalts, machte sich zum Organ der kleinen radicalen

Partei. Das Blatt wurde von dem Advocaten Angelo Brofferio geschrieben, der sich als guter Dichter bekannt gemacht hatte. Ein unruhiger Kopf, schwankend in den Grundsätzen, den Ruf eines Volksführers suchend, ließ er seine poetische Ader in ebenso lockere als exaltirte politische Anschauung überfließen, und brachte sich, nachdem er häufig den Erisapfel unter die Parteien geworfen, um allen und jeden politischen Credit. In Genua, wo sich die Parteien schärfer als in Turin schieden, wurde der „Corriere mercantile" das Organ der demokratisch-constitutionellen Richtung. Die „Lega italiana", redigirt von Ricci und Pareto, vertrat fest und beständig die liberale Partei. Neben diesen beiden Hauptorganen schossen aber bald mehre kleine Mazzini'sche Blätter auf, die sich angelegen sein ließen, das leicht erregbare Gemüth des genueser Volks zu entzünden. Dies geschah um so leichter, als die Revolutionsstürme in Sicilien, die fieberhafte Bewegung in dem nahen Livorno, die blutigen Reibungen in der verwandten Lombardei, und endlich die wahnwitzigen Umtriebe der Jesuiten auf der Insel Sardinien und in Genua selbst überreiches Brandmaterial lieferten.

Die beiden ersten Monate des Jahres 1848: die Verleihung der Verfassung; die Festlichkeiten; Eindruck der französischen Februarrevolution.

In der That begann schon zu Anfange Januar 1848 eine lebhafte Agitation in Genua, die sich hauptsächlich gegen die Jesuiten richtete. Die Demonstrationen gegen ihre Professhäuser wurden immer häufiger und heftiger. Starke Volkshaufen brachen in die Rufe aus: Fort mit den Jesuiten! Nieder mit den Loyolisten! Unbändig wurde vollends die Volkswuth gegen den seit langen Jahren tiefverhaßten Orden, als die aus Cagliari vertriebenen Jesuiten bei Genua landeten. Nur schwer gelang es, sie vor dem thätlichen Grimme des Volks zu schützen. Eine mit vielen tausend Unterschriften bedeckte Petition, die Aufhebung des Jesuitenordens und gleichzeitig die Gewährung der Volksbewaffnung fodernd, wurde von den Bürgern Genuas vermittelst einer Deputation nach Turin gesandt. Diese Petition kam den Wünschen der Turiner vollkommen entgegen, wenn sich diese auch nicht, wie dort, in stürmischer Weise Luft machten. Die Redacteure der turiner Journale empfingen die genueser Deputation mit Freuden- und Ehrenbezeugungen, und in einer gemeinschaftlich von ihnen abgehaltenen Berathung wurde beschlossen, mit dem genueser Begehren zugleich auch die Bitte um Verleihung einer Verfassung an den König zu richten.

Angsterfüllte, tiefbewegte Tage begannen um die Mitte Januar 1848 in Turin. In Mailand (2. und 4. Jan.) und Pavia (9. und 10. Jan.) war bereits Blut geflossen, und die Art und Weise, in welcher hier gegen das Volk eingeschritten worden, setzte die Piemontesen und Ligurier in eine fieberhafte Bewegung. Dazu kam die nicht vergessene Drohung Radetzky's hinsichtlich Piemonts, „daß ihm das Schwert vor Ungeduld in der Scheide brenne". Am 14. und 15. Jan. strömten die ganze Jugend und Tausende von Bürgern und Frauen, mit Trauerkleidung angethan, in die Kirchen Turins, um feierlichen Todtenmessen für die zu Mailand und Pavia Gefallenen beizuwohnen. Die reichsten und angesehensten Kaufleute und Bankiers der Hauptstadt versammelten sich zur Berathung über die bedrohte Lage des Vaterlandes, und, von den edelsten und aufopferungsfähigsten Gefühlen geleitet, baten sie Karl Albert dringend um schleunige Gewährung der Nationalgarde. In ihrer Petition hieß es, daß der Handelsstand, gleich sehr von Liebe zum Vaterlande wie zum Könige beseelt, und von den ergreifenden Ereignissen getrieben, bereit sei, seinen glühenden Eifer für die Aufrechthaltung der Würde der Krone und die Vertheidigung der nationalen Unabhängigkeit zu beweisen. Der Handelsstand habe in ruhigen Zeiten die Aufgabe, im Vereine mit der Industrie die Wohlfahrt der socialen Familie zu befördern; aber wenn eine bedrohte Zukunft dem Vaterlande bevorstehe, wenn gewaltiger Umschwung im Innern und auswärts die Dauer des Frie-

dens zweifelhaft mache, wenn die Nation mit jedem Augenblick zur Vollbringung großer Thaten auf das Feld gerufen werden könne, auf dem die Sache Italiens ausgekämpft werden solle: dann erkenne der Handelsstand freudig an, daß über den commerziellen die Nationalinteressen stehen, daß die kaufmännische Speculation den Verpflichtungen des Bürgers, das Privatwohl dem öffentlichen Wohle untergeord sei, daß es besser, einen Theil mit Ruhm zu opfern, als das Ganze mit Schande verlieren, daß das Heil des Vaterlandes nicht mit leeren Demonstrationen, sondern mit männlichen und hochherzigen Beschlüssen in Obhut zu nehmen. Feierlich schloß die Petition mit den Worten: „Von diesen Gründen geleitet, vereinigt im Sinn und Willen, und tief durchdrungen von der Wichtigkeit und Größe des Pfandes, welches wir Ew. Majestät im Angesichte der ganzen subalpinischen Nation, im Angesichte ganz Italiens bieten, vertrauend in Gott, der die gerechte Sache der Völker beschützt, vertrauend in Ihren Hochsinn und Ihre Bestimmung, nähern wir uns ihrem Herzen, und tragen Ihnen aus freiem Willen unser Geld und unsere Habe an, als Beisteuer zu der großen Verwendung des öffentlichen Schatzes auf die Befestigung der Vertheidigungsplätze, auf die Rüstung des Heeres, auf jede militärische Vorbereitung, bieten wir Ihnen selbst unser eigenes Leben zur gemeinsamen Vertheidigung an, und eilen wir alle bereit, freudig und muthig auf den ersten Wink herbei, um uns um das Kreuz von Savoyen zu scharen und unter diesem glorreichen angeerbten Zeichen zu siegen oder zu sterben. Und so helfe Gott dem Könige und seinem Volke!“ *) Unter den 4 — 500 Unterschriften der reichsten Kaufleute las man die Namen des Marchese Roberto d'Azeglio, der ersten subalpinischen Bankiers Nigra, Barbaroux, Ponte di Pino, Casana, Todros, Long, Bonafous, Vicio, Bertini u. s. w. — Männer, die zum Theil später Gelegenheit hatten, ihre patriotische Verpflichtung in ruhmwürdiger Weise zu bethätigen.

Seit Mitte des Monats Januar war es ein vielverbreitetes Gerücht, daß der König sich mit seinen Ministern über die Verleihung einer Verfassung und deren wichtigste Principien verständige. Die Antwort des Königs an verschiedene Deputationen, die um Gewährung der Volksbewaffnung u. s. w. baten: daß die Zeit zu größern und wichtigern Dingen gekommen sei, gab den Verfassungsgerüchten noch festern Halt. Doch stieg im Drange der Ereignisse die Ungeduld immer höher, und jeder Tag, der mit Erwartung begonnen und mit Enttäuschung geendet hatte, schien der öffentlichen Meinung ein unermeßlicher Verlust für die Sache Italiens, für die moralische Stellung Piemonts zu den bedrängten Staaten des gemeinsamen Vaterlandes. Aus Genua trafen beunruhigende Nachrichten ein. Am 30. und 31. Jan. waren dort die Gemüther in der glühendsten Aufregung über die blutigen Kämpfe in Palermo, über die Gerüchte von Gräuelscenen in Neapel und über die noch ungewissen Schicksale der Insurgenten. Das leidenschaftliche Volk vermuthete den verhaßten neapolitanischen Polizeiminister Del Caretto in Genua anwesend, und brach darüber auf den Straßen und Plätzen in Verwünschungen gegen diesen aus. Der Gouverneur von Genua sah sich gezwungen, auf das Andrängen der Jugend Volksbewaffnung zu bewilligen **), und sogleich wurden wichtige Posten der Stadt von rasch improvisirten Nationalgarden besetzt. Da lief am 2. Febr. das Dampfboot „Capri“ in den Hafen von Genua ein, und brachte der zu Tausenden harrenden Menge die Nachricht von der Constitutionsverleihung in Neapel, von dem Ministerwechsel und dem vollständigen Siege der Volkspartei. In einem Augenblick änderte sich die Physiognomie der Stadt. Die Ungewißheit und leidenschaftliche Agitation ging in stürmischen Jubel über; auf allen Straßen erschallten tausendfache Rufe:

*) Wir theilen hier das Wesentliche dieser Petition, die später als Adresse des Handelsstandes an den König bezeichnet wurde, als ein wichtiges, die damalige öffentliche Stimmung Turins charakterisirendes Document mit.

**) Um diesen Schritt zu rechtfertigen, schrieb der Gouverneur nach Turin: „Entweder Bombardement oder Verfassung.“

Es lebe Sicilien! Es lebe Neapel! Es lebe Italien! An vielen Orten mischten sich in den betäubenden Freudenlärm Evviva auf die fünf Jahre vorher in Neapel erschossenen Brüder Bandiera. Um das Andenken an das vergossene Blut dieser beiden Jünglinge und ihrer Schicksalsgefährten zu ehren, strömten Männer und Frauen, wie auf ein gegebenes Zeichen, nach der Kirche der Nunziata, wo man mit noch tief bewegter Stimme ein feierliches Tedeum zum Himmel sandte.

Auch in Turin machten die Nachrichten aus Neapel tiefen Eindruck. Es erschien nun Allen gewiß, daß nicht nur Turin, sondern auch Florenz und Rom den von Neapel betretenen Weg zur constitutionellen Verfassung einschlagen müßten. Eine große Anzahl von Bürgern begab sich nach dem Palais des neapolitanischen Gesandten, um ihn durch freudige Hochrufe auf die neapolitanische Verfassung zu beglückwünschen. Abends war Turin illuminirt. Sei es, daß das Municipium der Hauptstadt, zum größten Theile aus Patriciern zusammengesetzt, die Verwirklichung der königlichen Absichten beschleunigen wollte, sei es, daß einige Mitglieder vom Verlangen nach Popularität gedrängt wurden: in der Municipalsitzung vom 5. Febr. kamen die öffentlichen Begehren zur ausschließlichen Berathung, in der Absicht, dieselben dem Könige zu empfehlen. Der Advocat Sineo schlug nur die Bitte an den König um Gewährung der Volksbewaffnung vor; Graf Santa-Rosa ging weiter, und schlug die Bitte um Verfassungsverleihung vor. Nach kurzer aber lebhafter Berathung wurde der Vorschlag des Letztern mit 36 gegen 12 Stimmen angenommen. Gewiß ist, daß viele Votanten der Majorität positive Kenntniß von der Absicht des Königs, eine Verfassung zu geben, besaßen, daß sie selbst wußten, wie der englische Gesandte zu Turin, Lord Abercromby, am 2. und 3. Febr. im Namen seiner Regierung dem sardinischen Minister des Auswärtigen und des Kriegs, San-Marzano, ausdrücklich die baldige Verleihung der Constitution angerathen und Östreich gegenüber brittischen Schutz zugesagt hatte.*) Graf Santa-Rosa wurde seit jenem Tage der Liebling des Volks; man feierte seinen Namen auf Banketen und durch Manifestationen vor seinem Hause.

Karl Albert präsidirte eben am 7. Febr. einem außerordentlichen Ministerrath, der sich mit der Verfassungsfrage beschäftigte, als sich die beiden Abgeordneten des Municipiums, Nigra und Colli, zur Überreichung der votirten Adresse nach dem Schlosse begaben. Auf dem Schloßplatze und den anliegenden Hauptstraßen waren zahllose Bürger in verschiedenen Gruppen versammelt. Auf vielen Gesichtern drückte sich ängstliche Spannung, auf andern ruhige Erwartung, auf noch andern freudige Hoffnung aus. Die Haltung Aller war ruhig und würdig. Gegen Abend verbreitete sich das Gerücht, daß der König im Angesichte der versammelten Volksmenge nicht deliberiren wolle, und wenige Minuten darauf zerstreuten sich die Bürger freiwillig und in ernster Stille. Über die Antwort des Königs an die Deputation verlautete nichts. Doch las man an verschiedenen Straßenecken die Worte: „Bürger! Ordnung und Mäßigung! Der König hat gesagt, daß er die Wünsche seiner Völker befriedigen will!“ Dies genügte, um die Gemüther mit Vertrauen und Freude zu erfüllen. Am folgenden Morgen vernahm man, daß die wesentlichsten Punkte der Verfassung in einem zur vorgerückten Abendstunde abgehaltenen Ministerconseil definitiv festgestellt worden. Eine ungemeine Spannung beherrschte die ganze Stadt. Alle Cafés, alle Straßen füllten sich mit hin- und herwogender Menschenmenge; einzelne Artikel der Verfassung liefen gerüchtweise von Mund zu Mund. Gegen 4 Uhr Nachmittags fand endlich die Publication des königlichen Manifestes statt. Die Entscheidung war gefallen. Die sardinischen Völker wurden zu freiem Verfassungsleben berufen, traten in die Reihe der selbständigen Nationen Europas! „Nun die

*) Vgl. das Schreiben Lord Abercromby's vom 3. Febr. 1847 an Lord Palmerston in der aus dem Foreign Office veröffentlichten diplomatischen Correspondenz über die italienischen Fragen.

Zeiten zu größern Dingen reif sind", hieß es in dem Manifeste des Königs, „und inmitten der in Italien sich folgenden Staatsveränderungen stehen wir nicht an, unsern Unterthanen den feierlichsten Beweis, der in unserer Macht steht, von unserm Vertrauen zu liefern, das wir zu ihrer Ergebenheit und tüchtigen Gesinnung hegen." Die hauptsächlichsten Grundlagen der Verfassung waren folgende: Katholische Religion als Staatsreligion, doch Duldung der übrigen Culte; Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Königs, Verantwortlichkeit seiner Minister; zwei Kammern, von denen die erste aus vom Könige auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern besteht, während die zweite aus Volkswahlen nach einem Census hervorgeht; gemeinschaftliche Initiative in der Gesetzgebung; Steuerbewilligung als unbedingtes Recht der Kammern; freie Presse, Garantie der individuellen Freiheit; Unabsetzbarkeit der Richter; Nationalgarde.

Freude und Dankbarkeit beherrschte alle Gemüther. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Auf den Straßen wechselten gegenseitige Beglückwünschungen der Bürger mit Hochrufen auf Karl Albert und die Verfassung. Die schönsten Momente der Novemberfeste vom vorhergehenden Jahre kehrten wieder. Gegen Abend durchzogen die studirende Jugend, die Gewerke, Bürger jeden Alters und Standes in langen Zügen, unter Fackelschein, fliegenden Fahnen und Nationalgesängen die Straßen. In diesen Jubel mischte sich plötzlich feierliches Glockengeläute von allen Kirchthürmen der Stadt und der Umgegend. Vor dem Schlosse des Königs, vor dem Municipium, vor dem Palais des neapolitanischen, toscanischen und römischen Gesandten wurden von den unübersehbaren Volkszügen Evviva's auf Karl Albert, auf Pius IX., auf die Verfassung, auf ein einiges und unabhängiges Italien ausgebracht. Ganz Turin schien eine einzige Familie; kein mißfälliger Ruf, kein Zorn gegen die Verfassungsfeinde trübte das triumphirende Bürger- und Nationalgefühl. Der Klerus hatte die Kirchen illuminirt; an mehren Klöstern waren Dankinschriften zu lesen. Nur das Jesuitencollegium in der Doragrossa war still und unbeleuchtet. Als der Fackelzug vorüberschritt, riefen mehre Stimmen: Beleuchtung! Lichter heraus! Andere Stimmen antworteten: Laßt sie in der Finsterniß! und das Volk zog heiter und ruhig weiter.

So freudig begann Turin, begannen alle übrigen Provinzen und Städte die neue constitutionelle Ära. Die Verfassungsbestimmungen befriedigten alle Patrioten, und die Exaltirten wagten es nicht, dieser Einmüthigkeit gegenüber sich unzufrieden zu zeigen.*) Die Regierung selbst hauchte dem ersten Paragraphen, der die Staatsreligion sanctionirte, liberalen Geist ein, indem sie durch ein Decret (vom 18. Febr.) die bürgerliche Gleichberechtigung der Waldenser und Protestanten aussprach und später die „Emancipation der Juden" proclamirte.

Der Eintritt Sardiniens in die Reihe der constitutionellen Staaten wurde in ganz Italien mit Jubel begrüßt und gefeiert: die nationalen Hoffnungen belebten sich, warfen den durch lange Jahrhunderte genährten Provinzial- und Municipalgeist nieder. In Rom that sich der Ruf nach einem Bündniß mit Toscana und Sardinien kund. An die Stelle der Cardinalherrschaft trat zu Rom ein Laienministerium. Der Großherzog von Toscana verlieh die Verfassung vom 17. Febr., und zu Neapel schwur Ferdinand II. feierlich am Fuße des Altars: „die am 10. Febr. promulgirte und unwiderruflich sanctionirte Verfassung unversehrt zu beobachten; nie irgend etwas gegen die Constitution, noch gegen die in Betreff des Eigenthums und der Personen seiner geliebten Unterthanen sanctionirten Gesetze zu unternehmen." In dem kleinen, an der ligurischen Meeresküste gelegenen Fürstenthume Monaco, das schon seit langer Zeit eines harten Steuerdrucks übermüde war und sich nach einem Anschluß an die sardinischen Staaten sehnte, brach nach zahlreichen Demonstrationen gegen Fürst Florestan I. eine unblutige Schilderhebung aus (am 7. und 8. März).

*) Promulgirt wurde die sardinische Verfassung, auf die unveränderten Bestimmungen der Proclamationen vom 8. Febr. basirt, am 4. März 1848.

Roccabrune und Mentone erklärten ihren Anschluß an Piemont. Vom Atna bis zu den Alpen erstieg der nationale und Freiheits-Enthusiasmus seinem Gipfelpunkt, und die Evvivas von Millionen Zungen auf ein großes, einiges und unabhängiges Vaterland würden keinen bangen Nachklang in den Gemüthern zurückgelassen haben, wenn das klagende Wort des Dichters:

Chi soffre ancor, chi langue
In giorni cosi belli?
O poveri fratelli,
Il vostro di verra — *)

sie nicht durchzittert hätte. Nur in der Lombardei und in Venedig durfte die nationale Begeisterung noch nicht durch Worte oder Rufe laut werden. Während sich die Bewegung frei auf der ganzen Halbinsel entfaltete, wurde für die Bewohner der Lombardei und Venedigs (am 21. Febr.) das Standrecht proclamirt. Aber gerade dies sollte den lange zurückgehaltenen Insurrectionskampf von Mailand und die fast gleichzeitige Erhebung Venedigs herbeiführen.

Inzwischen hatte zu Turin eine zahlreiche Bürgerversammlung beschlossen, sämmtliche Gemeinden und Städte Sardiniens zur gemeinsamen Verfassungsfeier auf den 27. Febr. in der Hauptstadt zusammenzuberufen. Eine aus den beliebtesten Männern (Marchese d'Azeglio, Graf Santa-Rosa, Advocaten Sineo, Cornero, Oberst Durando, Graf Chiavarina u. s. w.) zusammengesetzte Volkscommission leitete im Vereine mit dem Municipium die Vorbereitungen zur Feier. Kaum war der Morgen des Festtags angebrochen, als sich auf dem Sammelplatze, dem weiten Marsfelde bei Turin, nach und nach die Deputationen aus fast allen Städten des Reichs versammelten. Die Municipien, die Universitäten, die Gewerke der verschiedenen Städte von Annecy bis nach Spezia, vom Simplon bis nach Nizza erschienen um Municipal- und Nationalbanner geschart, und zum ersten mal reichten sich Savoyen und Ligurien, Piemont und Sardinien unter dem Donner der Artillerie, unter Trompetengeschmetter und berauschenden Hochrufen die Hand zur Besiegelung des innigsten Verbandes. Über 60000 Männer waren als Gäste in Turin eingezogen. Langsam und geordnet bewegte sich der ungeheuere Zug nach der Kirche Gran madre di Dio jenseit des Po, und von dort durch die lange, Turin in zwei Theile schneidende Postraße. Die Banner Turins und Genuas wehten an der Spitze; dann folgten die Municipien von Chambery, Nizza, Cagliari, Aosta, Novara, Asti, Saluzzo, Alessandria, Cuneo, Casale, Mortara, Novi und aller übrigen Städte und Gemeinden. Zwei Fahnen zogen vor allem die Blicke der Zuschauenden auf sich. Auf der einen las man die Jahrzahlen: 1821 — 1831 — 1833. Zahlreiche, im Exil ergraute und gereifte Männer, Piemontesen und Genuesen, folgten ihr, tief bewegt durch den Wechsel der vaterländischen Geschicke. Hinter den Heimgekehrten schritt eine Schar meist junger Männer mit Trauerzeichen um Hut und Arm, mit düsterer und unruhiger Miene. „Das sind die Lombarden!" rief die Volksmenge überall, wo sie vorbeizogen, und in tausendfach verschiedener Weise gaben sich nationales Mitgefühl und bange Ungewißheit über die Schicksale der Stammgenossen kund. Nach den Städten folgten die Stände, die Corporationen, die Gewerke, die freien Künste, die Universitäten, die Magistraturen, die Administration, die Vertreter der periodischen Presse, der Armee, der Marine u. s. w. Dazwischen erhoben sich nicht weniger als 30000 Banner und Fahnen, prächtige Triumphwagen, zahllose an frühere Größe erinnernde Embleme u. s. w. Kanonendonner und patriotische Hymnen, Glockengeläute und stürmische Evvivas erfüllten unaufhörlich die Luft, und trugen die glühenden Gefühle und Wünsche der subalpinischen Völker zum Himmel. Über drei Stunden dauerte

*) Deutsch etwa: Wen drückt noch Kummer nieder
In so beglückten Tagen?
Bald wird, o arme Brüder,
Auch eure Stunde schlagen!

der Vorüberzug an dem Schlosse, von dessen hervorspringendstem Balcon herab Karl Albert die begeisterte Huldigung seines Volks italienischer und französischer Zunge entgegennahm. Doch in den mächtig dahinbrausenden Volksacclamationen lag nicht mehr die heitere, fast unbefangene Freude der Novemberfeste und des 8. Febr.: der Enthusiasmus des 27. Febr. war männlicher und ernster. Der Gehuldigte und die Huldigenden schienen in dem überwältigenden Schauspiele das Herannahen einer großen, erschütternden Epoche zu ahnen. Sicherlich mußte Karl Albert, bei dem Anblick einer solchen Hingebung für ihn, bei einer so überwallenden Liebe zum Vaterlande, den Augenblick genaht glauben, wo er seinen lange Jahre geheim gehaltenen, doch mit desto größerer Innigkeit gehegten Gedanken der politischen Größe Italiens in lebensvolle Wirklichkeit versetzen solle. Welche Gewalt, welcher an Zahl überlegene Feind konnte diesem Volke widerstehen, das nichts glühender wünschte, als „mit der azurnen Cocarde auf der Brust und mit italienischem Pulsschlag im Herzen" dem Vaterlande die höchsten Opfer zu bringen! Lebhafte Bewegung, vielleicht ein tiefer Kampf, schien das Innere des Königs zu beherrschen. Die gewöhnliche Unempfindlichkeit seiner Miene war einem sinnenden Ernste gewichen; sein Gesicht erschien noch blässer als gewöhnlich; aus dem fast eingefallenen Auge drangen belebtere Blicke. Noch im kräftigen Mannesalter stehend, bedeckte weißes Haar seinen Kopf, weißer Bart seine Lippe; doch hatte seine hagere Gestalt nichts von ihrer festen und würdigen Haltung verloren. So sah das Volk seinen König. Und mit dem Rufe: Es lebe Karl Albert! den Ruf auf die Unabhängigkeit Italiens verbindend, schien es seine geheime Bewegung zu errathen und ihn zur höchsten Entscheidung hindrängen zu wollen. Der Sturm der Gemüther wirkte unwiderstehlich; Karl Albert war, wenn nicht durch ausdrückliches Wort, so doch durch den Sinn der Manifestation, zum Helden Italiens proclamirt. An sein Schwert hefteten sich die Blicke der hunderttausend Männer und Jünglinge, die ihn begeisterungsvoll begrüßten. Nach dieser imposanten Revue, wie sie nur je ein König am Vorabend großer Geschicke über seine Völker gehalten, nach dieser überflutenden Ovation und Huldigung konnte keine Macht mehr, außer der des Todes, zwischen Karl Albert und den entfesselten Nationalgeist treten. In allen Gemüthern ließ der Tag des 27. Febr. einen unbeschreiblich tiefen und andauernden Eindruck zurück; alle Gemüther wurden von den Schauern einer gewaltigen Zukunft angeweht, von der man sich noch keine klarere Vorstellung machen konnte, deren Schwere man aber dunkel, ahnungsvoll fühlte.

Im Laufe des Tags ging eine unheimliche Nachricht von Mund zu Mund; es hieß: der Julithron Frankreichs ist umgestürzt, in Paris ist die Republik proclamirt worden. Nirgends fand der Name Republik damals weniger Anklang als in Piemont; kein Land war weniger als dieses auf solchen Wechsel in Frankreich vorbereitet. Allen Classen, allen Parteien, mit einziger Ausnahme vielleicht der jesuitischen, welcher der Umsturz des Julithrons als Schreckmittel dienen konnte, erschien eine französische Republik als europäisches Unheil, und besonders unheilvoll für die Geschicke Italiens. Die vorgeschrittensten Journale Turins und Genuas nannten die Erstehung der französischen Republik ein „verhängnißvolles Ereigniß".

Der Märzmonat von 1848: die Rüstungen Karl Albert's; das neue Ministerium; erste Nachricht von der mailänder Erhebung.

Seit dem Tage des 27. Febr. sollte in Turin für lange Zeit die wechselvollste Bewegung anhalten. Zwar verschwanden die Manifestationen, die Versammlungen auf den Plätzen; doch die wichtigen Ereignisse, die sich drängten, beschäftigten desto ernster das Nachdenken der Bürger. Die Rathgeber Karl Albert's waren verwirrt, wußten sich nicht in die neuen Verhältnisse zu fügen, wußten nicht, woran zuerst Hand anzulegen. Auf dem Könige allein lastete die ganze Schwere der vaterländischen Angelegenheiten. Zunächst richtete sich sein Augenmerk auf die Armee. Durch ein Decret (vom 2. März) rief er alle beurlaubten Offiziere und Soldaten unter die

Fahnen, und befahl er die Aushebung von drei Altersclassen der Infanterie, des Versaglericorps, des Sappeurcorps, der Artillerie und des Train. Ein weithallender Jubelschrei des Landes begrüßte die beginnende Rüstung. Kaum war das langersehnte Gesetz über die Organisation der Nationalgarde bestätigt (2. März), als sich schon am folgenden Tage ein aus mehren hundert Bürgern bestehendes Nationalgardecorps bildete, welches über die Ruhe und Ordnung der Stadt wachte. Die tiefe und gerechte Entrüstung gegen die Jesuiten, die sich bereits von der Insel Sardinien und von Genua geflüchtet hatten — in letzterer Stadt wurden ihre Profeßhäuser in Kasernen verwandelt —, rief (3. März) das Decret über die Verbannung des Jesuitenordens aus allen sardinischen Staaten hervor. Noch an demselben Tage sahen Turin, Chambery, Chieri, Novara und andere Städte die Jesuiten und die ihnen affiliirten Orden (wie in Turin die Schwestern vom Heiligen Herzen) davonziehen. In Genua, so sagten Gerüchte, hätten die Behörden und das Volk bei der Räumung der Jesuitenhäuser Briefwechsel mit auswärtigen Staatsmännern, mit den Häuptern des schweizerischen Sonderbundes und den Chefs der Ferdinandea-Conspiration (welche die gewaltsame Fortführung des Papstes nach Neapel und die Einverleibung des Kirchenstaats in die neapolitanischen Staaten zum Zwecke hatte), östreichische Fahnen und dgl. gefunden. Doch wurden diese Gerüchte nie erwiesen. Der spanische Prätendent Don Carlos, seit langen Jahren mit dem Jesuitenorden und dessen Agenten in intimer Verbindung stehend, verließ zugleich mit seinen Alliirten Genua, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte.

Die neue Ordnung der Dinge verlangte mit jedem Tage dringender neue Männer am Staatsruder. Das Ministerium selbst erkannte immer mehr, daß es der drängenden Zeit nicht gewachsen, und reichte am 8. März dem Könige seine Entlassung in Gesammtheit ein. Karl Albert beauftragte den Grafen Balbo und den Genueser Marchese Pareto mit der Bildung eines neuen, des ersten constitutionellen Cabinets, das nach mehren Tagen in folgender Weise zu Stande kam. Graf Balbo, Präsident ohne Portefeuille; Marchese Ricci, Minister des Auswärtigen; Marchese Pareto, Minister des Innern; Graf Revel, Finanzminister; Des Ambrois, Minister der öffentlichen Bauten; Graf Sclopis, Justizminister; General Franzini, Kriegsminister; Buoncompagni, Unterrichtsminister. Die Bildung dieses Cabinets war ein wichtiges Ereigniß für Piemont. Die öffentliche Meinung begrüßte es mit ungetheiltem Beifall; vor mehren Ministerhotels versammelte sich die Jugend am Abend des 16. März zu freudigen Manifestationen. Pareto und Ricci — Ersterer Erbe eines berühmten Namens — Beide Genuesen, und vor kurzem noch Hauptredacteure der „Lega italiana", standen in dem bewährten Rufe eines entschiedenen und festen Liberalismus, und galten als dem Particularismus abgeneigte oder „italienische" Patrioten, wie dies schon der Name ihres Journals zu erkennen gab. Graf Cesare Balbo, bereits bejahrt, war seit den ersten vierziger Jahren, namentlich durch sein Buch „Le speranze d'Italia", einer der populärsten und geachtetsten Bürger Piemonts und Italiens. Graf Revel, ein Sohn des frühern wenig beliebten Gouverneurs von Turin, galt in der öffentlichen Meinung als stark conservativ, wenn auch nicht dem Absolutismus geneigt; doch übersah man seine ohnehin nur im Privatleben geäußerte politische Richtung in Betracht seines Rufs als tüchtiges finanzielles Talent sowie seiner Charakterfestigkeit. Buoncompagni hatte sich seit mehren Jahren durch praktisches und schriftliches Wirken um die Unterrichtsverhältnisse seines Vaterlandes verdient gemacht. Die übrigen Minister, mit Ausnahme etwa des Grafen Sclopis, eines tüchtigen Rechtsgelehrten, genossen eines mehr localen Rufs als Liberale von aristokratischem Anstrich.

Das Programm dieses Ministeriums sollte sich schon in den nächsten Tagen in Thaten und wichtigen Regierungsacten aussprechen. Dahin gehörte: der Erlaß eines freisinnigen Wahlgesetzes, die Zusammenberufung der Wahlcollegien und die Einberufung des Parlaments auf den 17. April, die Ertheilung einer allgemeinen Amnestie, die Absendung einer Observationsarmee nach der lombardischen Grenze und die

Bildung mehrer Freiwilligenbataillone für die Städte Chivasso, Casale und Novi (19. März). Da Radetzky die Absicht zu verrathen schien, Alessandria mit östreichischen Truppen zu besetzen, durfte die Beschützung der Ostgrenze Piemonts keinen Augenblick länger verzögert werden. Das Municipium von Alessandria hatte schon einige Tage vorher eine Deputation an den König gesandt, um allgemeine Volksbewaffnung für Stadt und Umgegend zu fodern.

Die Marschbefehle an die Truppen waren noch nicht abgegangen, als an demselben Tage (19. März) die Nachricht von dem Beginne der mailändischen Insurrection in Turin und Genua eintraf, gleichzeitig mit der von der wiener Revolution und der Flucht Metternich's. Die ersten blutigen Kämpfe von Mailand am Nachmittage und Abend des 18. März warfen in die Bevölkerung Turins, Genuas, aller Städte, aller Dörfer des Landes eine fieberhafte Aufregung. Die Universitäten, die Seminare wurden in Turin und Genua sofort geschlossen; die Jugend rief nach Waffen, um den bedrängten Mailändern zu Hülfe zu eilen. Die Regierung verweigerte Munition und Waffen, weil sie Östreich noch keine Kriegserklärung gemacht habe und, bevor dies geschehen, nicht dulden könne, daß bewaffnete Scharen die lombardische Grenze überschreiten. Doch dieser Grund erhöhte nur die Aufregung. Mehre Hunderte von Studirenden brachen in den Ruf aus: Nach der Lombardei! Eine Schar von 500 bewaffneten und unbewaffneten Enthusiasten, entschlossen, ihr Blut mit dem der Mailänder zu vermischen, brach am Abend des 19. und am Morgen des 20. März im Sturmmarsch nach der lombardischen Grenze auf. Gleichzeitig zog eine Colonne Studirender von Genua nach der Ebene von Mailand ab, begleitet von tausend Glückwünschen der ligurischen Capitale. *)

Die Insurrection in der Lombardei, die Erhebung Venedigs.

Die Beziehungen, in welchen die Ereignisse Oberitaliens zueinander stehen, machen es nöthig, einen Blick auf den Insurrectionskampf in Mailand und die Zustände der Lombardei während der letzten Monate vor der Erhebung zu werfen. Mit dem Beginne des Jahres 1848 war in der Lombardei die Spannung zwischen Volk und Regierung aufs höchste gestiegen. Unscheinbare Veranlassungen führten zu blutigen Scenen zwischen der Bevölkerung und dem fremden, gehaßten Militär. Am 2. und 4. Jan. kam es in Mailand, eine Woche später in Pavia zu Reibungen, wobei mehre Opfer fielen. In fast allen größern und kleinern Städten wurden seitdem Haßbezeugungen von Seiten der Bewohner und thätliche Zornausbrüche der Truppen zu gewöhnlichen Erscheinungen. Vergeblich waren die Klagen der Bürger, vergeblich die Beschwerden der Civilbehörden bei dem Militärcommando. Das Hochrufen auf Pius IX. sowie das Tragen von nationalen Abzeichen, ja nur der in Italien Mode gewordenen Cravatten à la Mastai-Ferretti, oder von weißen und gelben Blumen (den päpstlichen Farben) im Knopfloche wurden mit Verhaftung und Verfolgung bestraft; das Singen der römischen Volkshymne auf den Papst-Reformator war besonders verpönt. Die Proclamation des Standrechts (20. Febr.) im ganzen Lombardisch-Venetianischen Königreiche trieb die Erbitterung des Landes ihrem Gipfelpunkt zu. In allen Städten herrschte düstere und gährende Stimmung; das sonst heitere und vergnügungssüchtige Mailand war nicht mehr wiederzuerkennen. Angstvoll eilten Männer, Frauen und Kinder durch die Straßen,

*) Den ligurischen und piemontesischen Freischaren, die sich später unter der Führung des tapfern Guiseppe Torres, der lange Jahre im Exil gelebt und sich in Spanien den Rang eines Obersten erworben hatte, vereinigten, wurde von den piemontesischen Truppen der Übergang über den Gravelone und Tessin streitig gemacht. Unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht gelang es ihnen aber, einige Stunden später auf leichten Barken und in kleinen Abtheilungen das lombardische Ufer zu gewinnen. In die Nähe von Mailand gekommen, begegneten sie nur fliehenden Feinden. Von den siegestrunkenen Bewohnern Mailands wurde ligurisch-piemontesische Schar mit Enthusiasmus begrüßt.

schlossen sich die Läden, wenn das unheimliche Gewirbel des Generalmarsches in der Stadt ertönte. Der Gedanke an gewaltsame Erhebung war in allen Gemüthern heimisch geworden; ungeduldig harrte man dem günstigen Momente entgegen. Die Nachricht von der pariser Februarrevolution machte auf alle Classen der lombardisch-venetianischen Städtebevölkerung einen blitzartigen Eindruck. Überall begann es sich zu regen, die Grabesstille machte immer unzweideutigern Manifestationen Platz. Als am 17. März um die Mittagsstunde die wiener Revolution, die Flucht des gehaßten Staatskanzlers und der Volkssieg über dessen System in Mailand bekannt wurde, füllten sich die Straßen sofort mit bewegten Volkshaufen, und zum ersten mal brachen die Mailänder in laute Hochrufe und Verwünschungen aus. Eine kaiserliche Proclamation aus Wien, den lombardisch-venetianischen Provinzen Preßfreiheit und Einberufung von Provinzialständen zusagend, wurde keineswegs mit Jubel aufgenommen, vielmehr an manchen Orten von den Mauern abgerissen. Der Vicekönig hatte sich auf die Nachricht von den wiener Ereignissen aus Mailand entfernt. Die ersten Laute der freien Presse waren die großgedruckten, an vielen Straßenecken neben den kaiserlichen Concessionen angehefteten Worte: „Troppo tardi!" (zu spät!). Am Morgen des 18. März las man an den Straßenecken die „Foderungen der Italiener der Lombardei", nämlich: „Aufhebung der alten Polizei, von der Municipalität abhängige Nationalgarde, Abschaffung der Standgerichte und Freilassung der politischen Gefangenen, provisorische Regierung, Zusammenberufung der Communalräthe zur Vorbereitung einer Nationalrepräsentation, Neutralität der östreichischen Truppen." Als sich der beliebte Oberbürgermeister Graf Gabrio Casati nach dem Rathhause begab, um die Freilassung der politischen Gefangenen zu fodern, drängten sich zahlreiche Volkshaufen hinter ihm her, unter immer lauterm Schrei nach Volksbewaffnung. Inzwischen ließ Radetzky die Stadtthore, mehre Straßen und öffentliche Gebäude mit Truppen und Kanonen besetzen. Die verneinende Antwort der Polizei auf die Foderung Casati's goß Öl ins Feuer. Vergeblich und im brausenden Lärm kaum vernehmbar waren des Letztern beschwichtigende Worte. Gefolgt von einer lavinenartig anwachsenden Volksmenge begab er sich nach dem Regierungspalast, wo die Militärposten nur den Beamten freien Eintritt gestatten wollten. Da ward auf der Stelle eine Schildwache niedergemacht, die andern Soldaten wurden zurückgeworfen, und in wenigen Augenblicken befand sich das Gebäude in der Gewalt des Volks. Massen von Actenstücken warf man zu den Fenstern hinaus und verbrannte sie auf der Straße. Der Gouverneur O'Donnell gab nach kurzer Weigerung den Volksfoderungen nach; todesbleich unterzeichnete er die Decrete über Volksbewaffnung, Abschaffung der Polizeidirection u. s. w. Ehe sich aber die Bürger auf dem Rathhause mit Waffen versehen konnten, geriethen die Truppen mit der Volksmenge an verschiedenen Orten zugleich ins Handgemenge. Unter den Rufen: Es lebe Italien! Es lebe die Unabhängigkeit! Nieder mit den Kroaten! Tod den Deutschen! ward der Polizeipalast gestürmt, begann in allen Stadttheilen der wüthendste Kampf. Die ganze Stadt bedeckte sich mit Barrikaden; aus den Fenstern flatterten dreifarbige Nationalfahnen; von den Thürmen läuteten die Sturmglocken, auf welche das von den Truppen besetzte Kastell mit Kanonendonner antwortete; Pflastersteine und Dachziegel verwandelten sich in den Händen von Frauen und Kindern zu Waffen; auf allen Straßen floß Blut. Die lombardische Insurrection hatte begonnen!

Erst der Einbruch der Nacht gebot Waffenruhe. Die Truppen zogen sich aus den Straßen zurück; doch fast alle öffentlichen Gebäude und die äußern Stadttheile waren in ihrer Gewalt. Radetzky foderte schriftlich das Municipium zur Niederlegung der Waffen auf. Er drohte „mit Plünderung und allen andern Mitteln, die in seiner Gewalt stehen, um die rebellische Stadt zum Gehorsam zurückzuführen; was ihm leicht gelingen werde, da er ein kriegsgeübtes Heer von 100000 Mann und 200 Kanonen zu seiner Disposition habe". Die Municipalräthe erbleichten bei Lesung dieser Botschaft. Welche Aussichten waren in der That auf einen Volkssieg vorhanden? Die Bürger hatten nur 4—500 Büchsen und Flinten, waren von

außen abgeschnitten; die hauptsächlichsten Punkte, der Palast des Vicekönigs, der Justiz, des Municipiums, des Militärcommandos und die Kasernen waren von Ungarn, Böhmen und Kroaten besetzt; die ganze Stadt endlich konnte von den Bastionen und dem Kastell bestrichen werden. Viele Mitglieder der Municipalität wünschten Niederlegung der Waffen. Doch bei der ersten Morgendämmerung schon ließ das Volk zur Vertheidigung der Barrikaden, erschallte auf allen Straßen der Ruf: Zu den Waffen! begannen die Sturmglocken zu läuten. Von diesem Augenblicke an bis zum Morgen des 23. März sollte weder Tag noch Nacht Waffenruhe eintreten. Zunächst stürmte das Volk die öffentlichen Gebäude und Plätze der innern Stadt, die nach blutiger Vertheidigung von den Soldaten und Gendarmen verlassen wurden. Zahlreiche Opfer kostete die Erstürmung der einzelnen Kasernen und anderer festen Gebäude. Vergeblich war überall der verzweifelte Widerstand der Truppen. Der Volkskampf organisirte sich in bewundernswürdiger Schnelle, wurde unwiderstehlich; neben Männern und Jünglingen kämpften Greise, Frauen und Kinder. Die Waffen der gefallenen Soldaten kehrten sich in der Hand von Popolanos und Patriziern gegen die überlebenden Kameraden. Während der Kampf innerhalb der Stadt sich immer mehr zu einer geordneten Straßenschlacht gestaltete, herrschten in den außerhalb gelegenen Quartieren, weniger zur Vertheidigung geeignet und von kampffähigen Männern verlassen, die von Natur zu Ausschreitungen aufgelegten Kroaten. Die Befehle gebildeter und mitleidiger Offiziere vermochten bei diesen wilden und entbrannten Scharen oft wenig auszurichten. Am dritten Tage um Mittagzeit erschien endlich ein östreichischer Major, Ettingshausen, im Namen Radetzky's als Unterhändler, 14tägige Waffenruhe verlangend, welche Zeit nöthig wäre, um von der kaiserlichen Regierung umfassende Concessionen zu erlangen. Doch das schon seit dem ersten Kampftage improvisirte Kriegsconcilium der Stadt wies die Waffenruhe ohne Bedenken zurück. Wer nicht im Kampfe war, beschäftigte sich mit Zubereitung von Munition, mit Anfertigung von Schießbaumwolle, mit Kugelgießen, mit Pflegung der Verwundeten. Kleine Luftballons trugen in die weitere Umgegend Berichte über den Stand des mailänder Kampfes, Bitten um Zuzug von Bewaffneten, Proclamationen zur allgemeinen Insurrection. Diese Aufrufe waren nicht vergebens. Die Küstenbevölkerung des Lago Maggiore erhob sich, und über 500 Bewaffnete aus dem Canton Tessin eilten ihr zu Hülfe. Zu Monza, Bergamo, Lecco, Como, Varese, und fast gleichzeitig in Brescia, Pavia und andern Städten erhob sich die Insurrection; die Besatzungen capitulirten meist nach kurzen Kämpfen. Von Padua und Vicenza, von Piacenza, Palmanova und Osopo zogen die Besatzungen ohne Widerstand ab. Am 22. März drängte sich der mailänder Kampf nach den äußern Stadttheilen und den Thoren zu, und dem Volkssturme gelang es, die wichtigsten Punkte und Brücken zu nehmen. An der Spitze einer Colonne junger Leute überrumpelte der später berühmt gewordene lombardische Offizier Luciano Manara das Präsidium von Porta Tosa, von mehr als 2000 Mann und sechs Artilleriestücken vertheidigt. Diese selbst von den Östreichern bewunderte Waffenthat machte die Communication zwischen Stadt und Umgegend wieder möglich. In der folgenden Nacht sollten die Bastionen gestürmt werden. Da machte Radetzky den Mailändern vermittelst der fremden Consuln, die ihn um Unterlassung des Bombardements baten, die letzten Friedensvorschläge. Die Antwort der siegestrunkenen Volkshäupter lautete: Nicht eher Frieden mit euch, als bis ihr die Alpen überschritten habt!

In der Nacht vom 22. auf den 23. März wurde die Lage Radetzky's im höchsten Grade bedenklich. Die Truppen waren ermüdet und entmuthigt, während das Volk von Mailand, immer mehr von der Defensive zur Offensive übergehend, vor Begierde brannte, den fünftägigen Kampf mit Thaten der verwegensten Tapferkeit zu beschließen. Dazu kam, daß eine Schar von 3000 bewaffneten Bauern, geführt von Studenten, Bürgermeistern und selbst Geistlichen, sich von Monza her gegen die Porta Comasina bewegte, während von Bergamo andere Zuzüge von Bauern und Bürgern heranrückten. Vielleicht diese bedrängte Lage, vielleicht strategische Rücksichten

(die Behauptung der wichtigsten Festungen an der Etsch und am Mincio) bestimmten den greisen aber scharfblickenden General zum Abzuge. Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, als sich plötzlich eine mächtige Flamme und dichte Rauchwolken hinter den Thürmen des Castells erhoben. Die Mailänder vermuthaten einen Augenblick die Absicht einer verzweifelten Überrumpelung. Allein die Truppen, geschützt durch die abgelenkte Aufmerksamkeit der Insurgenten, sammelten sich hinter dem Castell, und schlugen, in zwei Colonnen getheilt, die Wege nach Lodi und Verona ein, 17 am 19. März gefangen genommene Geißeln mit sich führend. Also hatten sich Mailand und die Lombardei innerhalb weniger Tage, mit Ausnahme der Festungen Peschiera, Mantua, Verona und Legnano zwischen Etsch und Mincio, befreit. Wenn in den letzgenannten Städten derselbe Sinn gewaltet hätte, der die Bevölkerung Mailands einen fünftägigen heißen Kampf gegen ein Heer von 25000 Soldaten mit 200 Kanonen siegreich durchführen ließ, so würde der in den ersten Tagen tief entmuthigte Feind, statt bei Verona festen Fuß zu fassen und sich zu neuer Kraft zu sammeln, wol den Weg über die Alpen haben einschlagen müssen.

Jubelnd und siegestrunken, und weder der Verluste an Gütern noch der an Menschenleben achtend, schrieben die Mailänder auf ihre Fahnen: Italia libera! (das freie Italien). Schon am 20. März hatte sich die Municipalität unter Zuziehung des Grafen Francesco Borgia, des Generals Lecchi, des Grafen Alessandro Porro, der Grafen Guicciardi, Durini, Borromeo, des Fürsten Litta (die beiden Letztern den reichsten und angesehensten Adelsfamilien angehörend) und des Advocaten Guerrieri als Provisorische Regierung constituirt, unter dem Vorsitze des ehemaligen Podestà (Oberbürgermeisters) Casati. Viel trug Letzterer dazu bei, die politischen Spaltungen während der Kampftage niederzuhalten. „Für jetzt", sprach er in einer Proclamation, „sind wir berufen, unsere Unabhängigkeit zu erobern; und die guten Bürger dürfen sich jetzt um nichts Anderes kümmern als um den Kampf. Nach errungenem Siege werden unsere Geschicke von der Nation discutirt und bestimmt werden." Ein kleiner Haufe Exaltirter, geleitet und inspirirt von dem talentvollen, aber noch in höherm Maße ehrgeizigen, leidenschaftlichen und factiösen lombardischen Schriftsteller Carlo Cattaneo (vielbekannt durch nationalökonomische Schriften) versuchte das Banner der Republik aufzupflanzen; doch scheiterte ihr Unternehmen an der Festigkeit der Provisorischen Regierung, die vermittelst des Grafen Martini bereits am Vormittage des 22. März mit Karl Albert wegen einer piemontesisch-lombardischen Allianz zu verhandeln begonnen hatte.

Wie in Mailand, begannen auch in Venedig am 18. März, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung am vorhergegangenen Tage die kaiserlichen Concessionen freudig aufgenommen, blutige Reibungen mit den Truppen, die indessen nur einigen Personen das Leben kosteten. Das Volk verlangte stürmisch die Freilassung der schon im Januar verhafteten Bürger Daniele Manin und Niccolo Tommaseo. Ersterer war Advocat und Abkömmling des letzten Dogen der Republik, gleich geehrt wegen seiner Charakterfestigkeit wie seines Patriotismus; Letzterer, obwol Dalmate von Geburt, war ein eifriger Italiener von Gesinnung, berühmt als Schriftsteller in classisch-italienischer Zunge, gleich reich an Kenntnissen wie an Talenten, geehrt von allen italienischen Gelehrten und Patrioten. In Freiheit gesetzt, wurden die beiden Häupter der liberalen Partei von den Bürgern im Triumphzuge durch die Stadt getragen. Die übrigen politischen Gefangenen wurden ebenfalls in Freiheit gesetzt. Die angesehensten Bürger, und unter ihnen Tommaseo und Manin, begaben sich nach dem Municipium, um im Interesse der öffentlichen Sicherheit Bewaffnung der Nationalgarde zu verlangen. Der Gouverneur Palffy gewährte auch diese Foderung. Als am Abende von Triest her die Nachricht von der Gewährung einer Verfassung eintraf, wurden viele Häuser illuminirt, erschallten zahlreiche Evvivas, und Venedig schien vollständig befriedigt zu sein. Doch mit dem nächsten Morgen manifestirte sich der Haß gegen die östreichische Besatzung um so lebhafter. Bei der Nachricht von der mailänder Insurrection ward die Milde des Gouverneurs, die verheißene Pres-

freiheit und Constitution vergessen. Palffy trat dem Commandanten Zichy seine Gewalt ab, und dieser capitulirte ohne Schwertstreich. Die Truppen empfingen von der Stadt dreimonatlichen Sold, ließen Waffen, Bagage und Kasse in der Stadt zurück, und schifften sich nach Triest ein. Zichy selbst blieb in Venedig zurück, bis die wechselseitigen Bedingungen erfüllt waren. Frei um so billigen Preis, riefen jetzt die Bürger der neuen Republik von San-Marco eine Provisorische Regierung aus, an deren Spitze Manin und Tommaseo standen, und diese Regierung beschloß, die politischen Geschicke und die künftige Regierungsform der Lombardei theilen zu wollen. Treviso, Udine, Polesine schlossen sich, von den Östreichern geräumt, der Königin des Adriameeres an.

Entscheidung des Königs für die Theilnahme am italienischen Kampfe; seine Proclamation an die Lombarden und Venetianer vom 23. März 1848; der Vertrag des Königs mit der Provisorischen Regierung von Mailand; die Proclamationen des Königs beim Eintritt in die Lombardei, und seine Rechtfertigung vor der Geschichte.

Größer noch als am 19. März wurde die Aufregung in den folgenden drei Tagen in Turin. Die Ungewißheit über den Ausgang des mailänder Kampfes, die Furcht vor dem Erliegen der Insurrection, die Gerüchte über das Benehmen der kaiserlichen Truppen raubte den Piemontesen den Schlaf, machte ihnen die Tage zu Ewigkeiten. Auf allen Straßen angstvolles Hin- und Herrennen, Fragen nach Neuigkeiten, Klagen über die Langsamkeit der militärischen Rüstung, abgebrochene Rufe: Nach dem Tessin! Nach Mailand! Soldaten, Offiziere und Bürger umarmten sich, schwuren Gut und Blut für den von den Lombarden unternommenen Unabhängigkeitskampf zu lassen. Am Abend des 22. März wurde der Graf Martini, der, eben aus Mailand angekommen, bei Karl Albert eine Audienz gehabt hatte, von verschiedenen Bürgern erkannt, die inmitten einer großen Volksmenge vor seinem Hotel standen. Martini trat zum Balcon hinaus, theilte den Versammelten den Sieg der mailänder Insurrection mit, und schloß seine Ansprache mit den Worten: „Wir haben eine große Revolution vollbracht, und ihr werdet einen großen Krieg unternehmen! Der König hat sich für den Krieg entschieden!“ — „Karl Albert hat die Würfel geworfen!“ riefen viele Stimmen begeistert antwortend aus der Volksmenge. Blitzschnell liefen diese Worte von Mund zu Mund; und wenige Minuten darauf strömten Tausende von Bürgern, Studenten und Militärs nach dem Schlosse, um Karl Albert als den Befreier Italiens zu begrüßen. Der König trat auf einen Balcon, mit heiterm Ernst in der Miene; mit der Rechten schwenkte er eine italienische Tricolore. Bei diesem Anblick ward der Begeisterungsrausch grenzenlos, und sinnbetäubende Segnungen und Evvivas hallten in den Mauern Turins wider.

Am Morgen des 23. März lasen die Bürger Turins folgende Proclamation an den Straßenecken: „Völker der Lombardei und Venedigs! Die Geschicke Italiens reifen heran: ein glücklicheres Loos lächelt den muthigen Vertheidigern niedergetretener Rechte. Aus Stammverwandtschaft, aus Verständniß der Zeit und Gemeinschaft der Wünsche schlossen wir uns zuerst jener einmüthigen Bewunderung an, die Italien euch zollt. Völker der Lombardei und Venedigs! Unsere Waffen, die sich bereits an eurer Grenze concentrirten, als ihr der Befreiung des ruhmreichen Mailands zuvorkamt, bringen euch nun für die letzten Prüfungen jene Hülfe, die der Bruder vom Bruder erwartet, der Freund vom Freunde. Wir werden eure gerechten Wünsche unterstützen, vertrauend in die Hülfe Gottes, der mit so wunderbarem Antriebe Italien in den Stand setzte, aus eigener Kraft zu handeln (di fare da sè). Und um durch äußeres Zeichen um so besser das Gefühl der italienischen Einigkeit auszudrücken, wollen wir, daß unsere Truppen beim Betreten des lombardisch-venetianischen Bodens die italienische Tricolorfahne mit dem Schilde von Savoyen tragen. Turin, 23. März 1848. Karl Albert.“

In wenigen Augenblicken war diese Proclamation im Munde der ganzen Stadt; von allen Lippen hallten die Worte Karl Albert's wider. Ein Schrei des unbeschreib-

lichsten Enthusiasmus war die Antwort Turins. Unter Hüteschwenken, unter Freudenthränen fielen sich Begegnende an die Brust; wo sich ein Soldat, ein Offizier blicken ließ, wurde er von den Bürgern mit Händedrücken, mit Umarmungen und Segnungen überhäuft. Der Wunsch so vieler Jahrhunderte, der Traum Dante's und Tasso's, das Votum von 24 Millionen sollte Wahrheit werden! Der Befreier Italiens, der Regenerator einer aus langem Druck und Zerrissenheit erwachten Nation war erstanden. Karl Albert hatte das Schwert der Unabhängigkeit gezogen!

Diese Gefühle, diese Gedanken waren es, welche Turin und in wenigen Tagen ganz Italien bewegten, welche die italienische Revolution auf ihren Höhepunkt schnellten. Welcher Patriot, welcher Italiener hätte in jenen Momenten an dem Siege der großen Nationalsache zu zweifeln gewagt! Zahlreiche Bürger Turins verließen ihre Werkstätte, ihre Läden, ihre Studirstube, ihre Familie, um sich um die Unabhängigkeitsfahne zu scharen. Von allen Seiten kamen Anerbietungen zu patriotischen Opfern. Noch am Abend erschien ein Supplement der Staatszeitung, worin die Beschlüsse des im Laufe des Tags gehaltenen Ministerraths publicirt wurden: Sofortige Einberufung der beiden letzten Altersclassen zur vollständigen Ausfüllung der activen Armee; Abmarsch und beschleunigte Bewegung der verschiedenen Infanterie-, Cavalerie- und Artillerieregimenter nach der Grenze; Annahme der hochherzigen Anerbieten von Privaten, Pferde, Transport- und andere Mittel, freiwillige Beisteuer zur Erhaltung des Heeres u. s. w. zu liefern; Befehl an die Reservearmee, sich zum ersten Aufruf bereit zu halten; Eröffnung einer freiwilligen Nationalanleihe zu 5 %.

Ein freiwilliges Tedeum in der San-Giovannikirche vereinte am folgenden Tage den König und sein Volk zur Herabflehung des göttlichen Segens auf das unternommene Werk. Dann hielt Karl Albert, begleitet von seinen jugendlichen Söhnen, den Herzögen von Savoyen und von Genua, Revue über die Nationalgarde, welche von jetzt ab alleinige Hüterin der neuen Institutionen, der öffentlichen Ordnung und des Königshauses werden sollte. Begeisterte Acclamationen begleiteten jeden seiner Schritte.

In der Nacht vom 24. auf den 25. März zogen die beiden ersten piemontesischen Regimenter, die bei Novara waren zusammengezogen worden, in Mailand ein, wo sie von freudigen Demonstrationen, von hundertfach wiederholten Evvivas als Brüder begrüßt wurden. Mailand und Turin wollten nur eine Gemeinde, Subalpinien und die Lombardei ein einziges Volk bilden. Derselbe Gedanke: Unabhängigkeit Italiens! derselbe Ruf: Fort mit den Fremden! einigte und beherrschte die beiden Volksstämme. Der maßlose Hochmuth der Exaltirten, die die piemontesische Hülfe als zu spät kommend bezeichneten, auf eigene Hand den Feind vertreiben zu können sich rühmten, ja bereits in siegestrunkener und lächerlicher Verblendung vom Überschreiten der Alpen, von Eroberung Illyriens, Istriens und Dalmatiens träumten, sollte bald in die erste Einigkeit den Samen des Haders und der Spaltung streuen.

Am Morgen des 24. März noch ließ Karl Albert an den General Passalaqua den Befehl ergehen, mit seinem längs der Grenze aufgestellten Corps den Tessin zu überschreiten. Inzwischen wurden in Mailand die Allianzbedingungen zwischen Karl Albert und der Provisorischen Regierung festgestellt und beiderseitig gezeichnet. In Vertretung des Erstern zeichnete sein Repräsentant Graf Martini. Demnach erschien das piemontesische Heer in der Lombardei „als treuer und loyaler Alliirter der Provisorischen Regierung", trug der König „sämmtliche Erhaltungs- und Besoldungskosten der Armee"; dagegen fiel der Provisorischen Regierung „jede Subsistenzlieferung zur Last".*) Die Proclamation, in welcher die mailänder Regierung diese Bedingungen der Lombardei verkündigte, schloß mit den Worten: „Nach errungenem Siege, wir wiederholen es, werden unsere Geschicke von der Nation discutirt und bestimmt werden." Dieses wichtige Document widerlegt alle spätern Anklagen gegen Karl Albert, als habe ihn nur der Wunsch nach dem Besitze der Lombardei, nicht die nationale Sache auf italienischem Boden zu seinen Opfern bestimmt. Ihm lag

*) Proclamation der Provisorischen Regierung, datirt Mailand, 26. März 1848.

blos ob, und war einziger Vorsatz, den Sieg der Nationalunabhängigkeit zu erringen. Dann aber stand es in dem freien Willen der lombardisch-venetianischen Völker, sich als selbständiger Staat zu constituiren, oder sich mit Piemont unter dem Scepter Karl Albert's zu vereinigen. Von den Feldern der Lombardei rief Karl Albert wenige Tage später den Bewohnern dieses Landes, Venedigs, Piacenzas und Reggios zu, die Worte der Provisorischen Regierung von Mailand bestegelnd: „Gerufen von euren Mitbürgern, in deren Hände wohlverdientes Vertrauen die vorläufige Staatsleitung gelegt hat, und vor allem sichtlich von der Hand der Vorsehung gedrängt, welche unserm Italien um des so vielfach erlittenen Unglücks die frühern Fehler vergeben und es nun zu neuem glorreichen Leben hat erwecken wollen, komme ich unter euch an der Spitze meines Heeres, dem innigsten Impulse meines Herzens folgend. Italiener! In kurzem wird unser Vaterland von dem Fremden geräumt sein. Und tausendfach sei die göttliche Vorsehung gesegnet, die mir einen so schönen Tag vorbehielt, welche wollte, daß es meinem Schwerte gegeben sei, der heiligsten Sache den Triumph zu verschaffen. Italiener! Unser Sieg ist gewiß! Meine Waffen werden, den Kampf verkürzend, jene Sicherheit euch wiedergeben, die euch gestatten wird, heitern und ruhigen Muths eure innern Angelegenheiten zu regeln. Die Nation wird ihr Votum frei und wahrhaft ausdrücken können. Zu dieser feierlichen Stunde mögen euch hauptsächlich Hingebung fürs Vaterland und Verabscheuung der alten Spaltungen, der alten Zwietracht beseelen, welche die Thore Italiens dem Fremden öffneten ..." Und seinem Heere rief Karl Albert zu: „Soldaten! Groß und erhaben ist die Mission, zu welcher die göttliche Vorsehung in ihren weisen Beschlüssen uns hat berufen wollen! Wir sollen dieses unser gemeinsames Vaterland, dieses heilige italienische Land, von der Anwesenheit des Fremden befreien, der es seit mehren Jahrhunderten niedertritt und unterdrückt: jede künftige Zeit wird die unserige um die edeln Lorbern beneiden, die Gott uns verheißt!" *) Mit so hochherzigen Gesinnungen, mit so großer Siegesgewißheit betrat Karl Albert den *lombardischen* Boden. Die Hoffnung, welche ihn sagen ließ: Unser Sieg ist gewiß! konnte freilich schon darum nicht zur Erfüllung gelangen, weil die Italiener während des Feldzugs seine Worte über die Ablegung des Parteihaders und der Municipalspaltung keineswegs dauernd beherzigten.

Nachdem der König die letzten Scheidegrüße seiner Hauptstadt vernommen **), trat er bei Alessandria am Morgen des 27. März das Obercommando über das Operationsheer an, dessen zwei Hauptcorps von dem General Bava und dem General Sonnaz geführt wurden. Die Avantgarde des ersten Corps unter dem Befehle des Generalmajors Trotti traf am 28. März in Lodi ein; die des zweiten Corps unter General Bes befand sich an demselben Tage in Treviglio. Beide Führer hatten Befehl, sich über ihre Bewegungen zu verständigen. Das Gros der Armee, 23000 Mann zählend, unter der persönlichen Anführung des Königs, bewegte sich in raschen Märschen nach Pavia, in welcher Stadt es am 29. März Abends seinen Einzug hielt.

Die Provisorische Regierung begrüßte Karl Albert mit einer feierlichen Adresse, deren denkwürdige Schlußworte also lauteten: „Italien, Europa blicken auf Sie, o Sire. Sie haben ein bis jetzt in der Geschichte einziges Beispiel gegeben, indem Sie, ohne Bedingungen aufzustellen, im Namen der nationalen Brüderlichkeit, im Namen

*) Proclamation Karl Albert's an die Lombardei und das piemontesische Heer, datirt aus dem Hauptlager von Lodi, 31. März (Morgens).

**) Karl Albert verließ Turin in Begleitung seiner Söhne, des Herzogs von Savoyen und des Herzogs von Genua, in der Nacht vom 26. auf den 27. März. Er hatte die Nachtzeit gewählt, um Demonstrationen zu vermeiden; dennoch warteten viele tausend Männer und Frauen schweigsam vor dem Schlosse, um ihn scheiden zu sehen. Es ließen sich kaum einzelne Evviva's vernehmen, als er zu Pferde auf dem Schloßplatze erschien; aber das Volk stürzte auf die Knie, hob die Hände zum Himmel, wie um Segen auf den scheidenden König herabzubitten. Viele Personen drängten sich an ihn heran, um seine Kleider, oder sein Reitpferd zu berühren. Schluchzen und Scheidegrüße unterbrachen allein die nächtliche Stille.

der beleidigten Gerechtigkeit einem unterdrückten Volke zu Hülfe eilen. Schon ist es, daß ein solches Beispiel von Italien ausgeht, wo das Wort Pius' IX. einen so großen Schatz von edeln und starken Gefühlen erweckt hat, wo Ihr Schwert, o Sire, sich der Vertheidigung des Rechts weiht. Bei Ihrem Anblick, bei dem Anblick Ihres muthigen Heeres erhöht sich unsere Freude, dieses Land unser Vaterland zu nennen; und aus der Tiefe unserer Seele rufen wir: Es lebe Karl Albert! Es lebe das piemontesische Heer! Es lebe die Unabhängigkeit Italiens!"

Indem Karl Albert das Schwert zu Gunsten der Lombardei zog, zerriß er freilich die Wiener Verträge von 1815. Während die Italiener seinen Namen segneten und das liberale Europa ihm Beifall zollte, nannte das officielle Östreich ihn einen Verräther. Es ist hier unnöthig, den internationalen Codex aufzuschlagen, um nach Gründen für oder wider diese herbe Anklage des Verraths zu suchen. Aber eine große, eine ruhmvolle Thatsache aus der deutschen und östreichischen Geschichte wollen wir jener Anklage gegenüberstellen — eine Thatsache, welche kein Deutscher, welcher politischen Richtung er auch immer angehöre, in seiner vaterländischen Geschichte vermissen möchte. Östreich und die deutschen Staaten richteten 1813 auf denselben Schlachtfeldern ihre Waffen gegen Frankreich, die sie noch vor kurzem mit Frankreich, als einem Alliirten, zu vertheidigen angelobt hatten. Die Regierungen, ganz abgesehen von ihren eigenen Interessen, konnten dem mächtigen Aufschwunge der nationalen Idee nicht mehr widerstehen: sie stellten sich an die Spitze der allgemeinen Bewegung und entrangen dem Fremdherrscher die eingebüßte Nationalunabhängigkeit. Ziemlich unter ähnlichen Verhältnissen handelte Karl Albert im Jahre 1848. Nur ist hinsichtlich seiner noch hinzuzufügen, daß er, von jeher von nationaler Gesinnung beseelt, den Aufschwung desselben Sinnes im Vaterlande pflegte, beförderte, freudig begrüßte, und, als er zur Reife gediehen schien, seinem mächtigen Impulse ohne Widerstand und mit Begeisterung folgte. Einer der bedeutendsten, wenn auch freiheitfeindlichsten deutschen Diplomaten, und mit ihm deutsche Fürsten und deutsche Minister, nannten den Abfall von Frankreich im Jahre 1813 „einen sehr legalen und ruhmvollen" — une défection très-légale et glorieuse. Die Geschichte wird sicherlich nicht härter über das Verfahren Karl Albert's urtheilen.

Das piemontesische Heer; die Kriegsoperationen und Gefechte bis Ende Mai 1848.

Wenn wir hier auch nicht den Feldzug in der Lombardei in seinen Einzelnheiten zu schildern vermögen, so müssen wir doch nothwendig einen Augenblick bei den Zuständen des piemontesischen Heeres verweilen.*) Die Ereignisse folgten so rasch

*) Der Unabhängigkeitskampf kann hier nur insoweit berührt werden, als es das Verständniß des weitern Verlaufs der Geschichte Sardiniens erfodert. Übrigens behandeln zahlreiche Schriften in deutscher, italienischer und französischer Sprache die sardinisch-östreichischen Feldzüge von 1848—49, zum Theil von wissenschaftlich-strategischem Standpunkte aus. Wir führen hier nur einige derselben zur Vergleichung miteinander an; denn eine streng unbefangene, genau mit den Details der italienischen und östreichischen Militäroperationen vertraute, und namentlich die geheimern Ursachen des spätern italienischen Waffenunglücks durch authentische Thatsachen enthüllende Darstellung steht noch zu erwarten. Im Deutschen erschienen: „Der italienische Feldzug von 1848", vom preußischen General Willisen (Berl. 1850; auch italienisch); „Officieller Bericht des östreichischen Generalstabes über den Feldzug von 1848" (2 Bde., Wien 1850; auch italienisch); „Giornale d'un officiale austriaco fatto prigioniero nel 1848" (Capolago 1850; auch deutsch); „Der Feldzug der Östreicher in der Lombardei unter dem Oberbefehle Radetzky's in den Jahren 1848 und 1849" (Stuttg. 1850; auch italienisch); „Denkwürdigkeiten über die Feldzüge in der Lombardei und Piemont in den Jahren 1848 und 1849. Officieller und auf Befehl Radetzky's veröffentlichter Bericht" (Wien 1850; auch italienisch). Von italienischen und französischen Schriften nennen wir: „Avvenimenti militari 1848 e 1849, descritti da penna austriaca, commentati e corretti dal Maggiori Ceroni" (Turin 1849); „Relazione delle operazioni militari etc.", vom piemontesischen General Bava (Turin 1849; auch deutsch); „Il portofoglio del generale Romarino" (Turin 1849); „Memorie", dann „Continnazione delle memorie etc.", vom neapolitanischen General Guglielmo Pepe (italienisch und französisch, Turin 1850); „Memorie ed

aufeinander, daß zu einer allmäligen und sorgfältigern Rüstung des piemontesischen Heeres keine Zeit blieb. Kaum vereinigten sich die ersten Contingente, als in Frankreich Ludwig Philipp's Thron zusammenbrach und bald darauf die Insurrection von Mailand mit ihrer fieberhaften Rückwirkung auf Piemont erfolgte. Von den Lombarden zu Hülfe gerufen, von der Agitation in Turin und Genua gedrängt, entschloß sich Karl Albert, trotz des Abrathens vieler Generale, trotz der Proteste der Diplomatie, den Feldzug mit einem noch nicht auf den Kriegsfuß gesetzten Heere zu eröffnen. Mit wie großem Vertrauen und Stolze auch die Italiener auf dieses Heer, als das einzige regelmäßige und nationale in ganz Italien, hinblicken durften, so war es doch nicht frei von bedeutenden Mängeln und fehlerhafter Organisation. In der Infanterie, der Hauptstärke jeder Armee, dienten die Conscribirten nach vollendetem zwanzigsten Jahre nur während der kurzen Zeit von 14 Monaten; dann kehrten sie nach Hause zurück und waren bis zum achtundzwanzigsten Jahre nur zu kurzen Herbstübungen verpflichtet. Diese Soldaten hießen „Provinzialtruppen". Vom achtundzwanzigsten bis zum sechsunddreißigsten Jahre traten sie in die Reserve, die nur bei drohendem Kriege zu den Waffen gerufen werden konnte. Obwol die Piemontesen und Savoyarden von Natur muthig, zur Disciplin geneigt und ausdauernd sind, so genügte doch unmöglich die kurze active Dienstzeit, sie zu kriegsfertigen, gutdisciplinirten Soldaten zu machen. Im vollen Frieden zählten die Compagnien etwa 70 Mann, zur Hälfte aus Provinzial-, zur andern Hälfte aus Ordonnanztruppen (von achtjährigem Waffendienst) bestehend. Durch Einberufung der Contingente, d. h. fast vollständig frischer Rekruten, stieg die Zahl in jeder Compagnie auf 250 Mann, sodaß der größere Theil der Masse erst auf den Feldern der Lombardei seine militärischen Übungen antrat. Einer der hauptsächlichsten Fehler in der Organisation war diese außerordentliche Stärke der Compagnien; selbst in einem geübten Heere läßt die Erfahrung dieselben im Kriege kaum 150 Mann übersteigen. Dazu kam, daß jede Compagnie nur von vier Offizieren geführt wurde. Wie schwer es aber selbst den tüchtigsten Offizieren werden mußte, so große Haufen zu überwachen, in militärischer Ordnung zu halten und auf dem Schlachtfelde zu regieren, und wie leicht es den Soldaten ward, sich unter diesen Umständen der Aufmerksamkeit ihrer Anführer zu entziehen, bedarf kaum der Andeutung.*) Zum Ruhme des piemontesischen Heeres, den selbst sein Gegner nicht bestritt, muß indessen bemerkt werden, daß der kriegerische Geist der Soldaten, ihre Liebe zum Könige und zum Vaterlande dem Mangelhaften in Disciplin und Organisation bewundernswürdig aushalfen.

Erst gegen das Ende des April war das Heer Karl Albert's completirt; es zählte 60000, im Juni 71000 Mann. Außerdem standen, bald nach Beginn des Feldzugs, 5000 Toscaner, 3000 Parmenser und Modenesen, 17000 Römer, 5000 Lombarden und 2000 Neapolitaner unter seinem Oberbefehle. Sämmtliche nicht-piemontesische Truppen waren zum größten Theile indisciplinirt und irregulär; die Ebenen der Lombardei waren ihnen gleichzeitig Exercierplätze und Schlachtfelder. General Durando und Oberst Massimo d'Azeglio (Letzterer berühmter Schriftsteller und späterer sardinischer Ministerpräsident) standen an der Spitze der römischen Freiwilligen, welchen der Papst vor ihrem Abzuge aus Rom Fahnen und den Segen „zum heiligen Kriege" ertheilt hatte. Sie hielten seit ihrer ersten Ankunft einen Theil des Venetianischen und des Friaul besetzt. Mit noch offenerm Widerwillen als Pius IX. hatte Ferdinand von Neapel — argwöhnisch gegen Karl Albert, dessen Staatenver-

---

osservazioni sulla guerra dell' indipendenza d'Italia" (Turin 1849), welche Schrift dem Könige Karl Albert beigelegt wird; „Histoire de l'insurrection et de la campagne d'Italie en 1848", von Masson (Turin 1849), und von demselben Verfasser: „Histoire de la campagne de Novare" (Turin 1849). Die beiden letztern Schriften erschienen gleichzeitig in italienischer Übersetzung in Turin.

*) Eine ausführliche und genaue Schilderung des piemontesischen Heeres bei Eröffnung des Krieges enthält die treffliche Schrift: „Considerazioni sopra gli avvenemenli militari del marzo 1849", von Carlo Promis (Turin 1849).

öſterung in Norditalien er fürchtete — ſeine Zuſtimmung zum Abmarſch ſeines Con-
ngents von 15000 Mann ertheilt. Kaum hatten aber ſeine Truppen Bologna und
rrara erreicht, als er ſie zurückrief: nur 2000 Mann folgten dem berühmten und
reits hochbejahrten General Pepe zur Vertheidigung Venedigs. Mehre kleine Fah-
n von Freiſcharen, zumeiſt Piemonteſen und Genueſen, unter der Anführung der
enerale Torre, Manara und Anderer, kämpften zerſtreut als Guerrillas, und hat-
n vor dem Herannahen der piemonteſiſchen Hauptſtärke die beſtürzten, aus kleinern
d größern Städten vertriebenen Öſtreicher vom Teſſin bis zum Mincio gedrängt.
ie Legion Torre's, aus wenigen Hundert Freiſchärlern beſtehend, hatte die öſtreichi-
en Garniſonen aus Crema, Ghedi, Montechiari und Volta geſchlagen, und war
lbſt bis vor die Thore Mantuas vorgedrungen. Geführt von einem unerſchrockenen
d verwegenen Manne, ſchien ſie gleich ſehr die Überlegenheit und die Feuerſchlünde
s Feindes wie Hunger und Strapazen zu verachten. Noch vor Mitte Aprils
urden dieſe Freiſchärlerlegionen unter dem Commando des Oberſten Allemandi verei-
gt. Nachdem dieſer aber vergeblich einige Artillerie verlangt hatte, um in Wälſch-
ol die wichtigſten Päſſe zu ſchließen und damit Radetzky jede Hülfe auf dieſem
Wege abzuſchneiden, löſten ſie ſich auf oder traten in die piemonteſiſchen Regimenter
n.*) In dem Geruche des Republikanismus ſtehend, und durch ihre verwegenen
Waffenthaten den Ehrgeiz des piemonteſiſchen Generalſtabs verletzend, hatten ſie
cht nur mit der Überlegenheit des Feindes, ſondern auch mit Argwohn und Hin-
rniſſen ſeitens der mailänder Regierung, der Landbevölkerung und der einflußreich-
en Generale Karl Albert's zu kämpfen gehabt.

Je verſchiedener die Elemente der italieniſchen Heeresmacht waren, je complicir-
r die ſtrategiſche Beſchaffenheit des Landes, die Lage der Feſtungen u. ſ. w. die
riegsleitung machten, deſto mehr bedurfte es eines ordnenden, einigenden und weit-
ickenden Feldherrntalents, eines energiſchen und entſchloſſenen Heerführers, um dem
it altem Kriegsruhme bedeckten Gegner und ſeiner, zwar kurze Zeit außer Faſſung
brachten, doch mit neubelebtem Muthe zur trefflichen Disciplin zurückkehrenden Ar-
ee ſiegreich die Spitze zu bieten. In Karl Albert fand der Unabhängigkeitskrieg
ir (wie der alte republikaniſche General Pepe ſich treffend ausdrückte) einen helden-
üthigen Soldaten, doch einen von militäriſchem Talent und praktiſcher Erfahrung
ıtblößten Feldherrn, unſchlüſſig bei der Ergreifung eines umfaſſenden Plans, und
i deſſen Ausführung zu viel auf militäriſchen Muth, zu wenig auf ſtrategiſche Um-
ht bauend. Nur wenige tüchtige Generale ſtanden ihm zur Seite; und bei der
ahl ſeiner nächſten Umgebung leiteten ihn mehr perſönliche Freundſchaft und An-
ennung langjähriger perſönlicher Ergebenheit als Würdigung des militäriſchen Ta-
nts. Unter ſeinen Feldadjutanten ſah man neben dem tapfern und erfahrenen Ge-
ral Franzini, der ſich in ſeiner Jugend unter Napoleon ausgezeichnet hatte, den
hr zum Höfling als zum Soldaten geeigneten General Marcheſe Scati. An der
pitze des Generalſtabs ſtand der General Canera di Salasco, ein dem Könige mit
b und Seele ergebener Mann, dem es nicht an großer Thätigkeit und theoretiſchen
nntniſſen fehlte, dem es aber unvergleichlich leichter wurde, Siegesbulletins zu
reiben, als einen guten Schlachtplan zu entwerfen.

An der Spitze der beiden Hauptcorps ſtanden zwei anerkannt tüchtige Generale:
ſebio Bava, der ſich unter Napoleon vom Gemeinen zum höhern Offiziersgrad em-
geſchwungen hatte, voller Charakterfeſtigkeit, ſoldatiſcher Strenge und Kühnheit,
d der Graf Gerbais de Sonnaz, aus einer altadeligen ſavoyiſchen Familie ſtammend,
ſeine militäriſche Schule ebenfalls unter Napoleon durchgemacht hatte und von
em zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden war. Ergraut im Militärdienſt,
r noch lebhaft und jugendlich an Geiſt, ſchreckte Sonnaz vor keiner Gefahr zurück,
en keine Strapaze ihn zu ermüden. Human von Charakter, doch auf gute Dis-

*) Vgl. „I volontari in Lombardia. Cenni storici del generale Allemandi" (Turin 1848).

ciplin achtend, leitete er seine Soldaten mehr durch sein Beispiel als durch Strenge. Die Reservedivision, mit Unrecht also genannt, da sie doch in Ermangelung hinreichender Truppen in allen Schlachten mitkämpfen mußte, statt sich an geschütztem Orte bereit zu halten, bis äußerste Nothwendigkeit sie zu Hülfe rief, wurde von dem damals 28jährigen Kronprinzen Victor Emanuel (Herzog von Savoyen) geführt. An der Spitze der Artillerie (120 Kanonen, außer dem Artillerie- und Belagerungspark) stand dessen jüngerer Bruder, der Herzog von Genua. Beide Prinzen hatten eine sorgfältige militärische Bildung genossen, Beide waren gleich sehr von patriotischem Sinn und kriegerischem Muthe beseelt, und „nur eifersüchtig aufeinander", wie der edelste Held des italienischen Feldzugs schreibt, „wenn es galt, für die National- und Waffenehre das Leben einzusetzen". Die Cavalleriedivision, 7000 Mann zählend, wurde von dem Generallieutenant Visconti, einem würdigen Sprossen der historisch-berühmten lombardischen Familie dieses Namens, geführt.

In raschen Märschen bewegte sich die piemontesische Armee, voll von Vertrauen zu ihren Führern, begierig sich mit dem Feinde zu messen, von Pavia bis zu den Ufern des Mincio, von wo ab die Befestigungen der Östreicher begannen. Diese hatten sich zwischen Etsch und Mincio in die vier Festungen Mantua, Peschiera (längs dem Mincio), Verona und Legnano (längs der Etsch) geworfen und ihre Hauptstärke in einem verschanzten Lager unter den Wällen Veronas concentrirt. Ihre Zahl belief sich auf etwa 46000 Mann mit Einschluß der Festungsbesatzungen. *)

Bei Goito, wo sich eine Abtheilung Östreicher verschanzt hatte, um den Übergang über den Mincio zu wehren, wurde die piemontesische Avantgarde mit lebhaftem Musketenfeuer empfangen. Nach vierstündigem Kampfe gelang es den Piemontesen, die hier zum ersten mal mit den Kaiserlichen zusammentrafen, die Letztern zur Flucht nach dem linken Ufer des Flusses zu zwingen. Kaum über die Brücke geschritten, zerstörten die Östreicher einen Theil derselben durch das Abbrennen einer Mine. Gedeckt von der piemontesischen Artillerie, gewann ein Theil der Piemontesen schwimmend das andere Ufer, während der übrige Theil die rasch wiederhergestellte Brücke passirte. Ohne den Piemontesen, die der erste Waffenerfolg anfeuerte, Zeit zur Verfolgung zu lassen, schlugen die Östreicher in vollem Rückzuge den Weg nach den Festungsmauern Mantuas ein. Am folgenden Tage vertrieb die Division Broglio mit gleichem Glück die Östreicher aus Monzambano, während der Oberst Mollard fast gleichzeitig Borghetto angriff und einnahm. Vergeblich waren die Anstrengungen der 11000 Mann starken Östreicher, die Minciobrücken bei Monzambano und Borghetto zu behaupten; nach hartnäckiger Abwehr mußten sie, wie bei Goito, dem stürmischen Andrange und dem guten Feuer der Piemontesen weichen, deren erste Waffenthaten von den Italienern mit Jubel begrüßt wurden.

Im Besitze der Minciobrücken dehnte hierauf Karl Albert sein Heer auf der linken Seite des Flusses von Mantua bis Peschiera aus, und schlug das Hauptlager bei Volta auf. Auf geringen Widerstand hoffend, beschloß der König am 13. April einen Angriff auf Peschiera, den Schlüssel der Lombardei von Tirol aus, wichtig für die Deckung Brescias und Mailands. Doch der Angriff mit Feldgeschütz erwies sich gänzlich wirkungslos, und die regelmäßige Belagerung und Blockade konnte erst am 15. Mai beginnen mit der Herbeischaffung des Belagerungsparks aus Alessandria. Ebenso erfolglos blieb ein Angriff Karl Albert's auf Mantua (19. April).

*) Nach einem in den mailänder Märztagen in der Kanzlei Radetzky's vorgefundenen „Officiellen Prospect der k. k. Truppen in der Lombardei" sollte sich die östreichische Armee für 1848 auf 85000 Mann belaufen; effectiv zählte sie indessen nur 67740 Mann, wie dies aus den von Radetzky zu Rivalta bei Mantua (bei dem unvermutheten Herannahen von piemontesischen Regimentern am 4. Juni) zurückgelassenen Papieren hervorging. Vgl. die Documente in „Memorie ed osservazioni sulla guerra dell' indipendenza d'Italia nel 1848" (Turin 1849), S. 175 fg. Von den 67740 Mann waren bei Eröffnung des Feldzugs in Abzug zu bringen: 5000 Deserteurs, die aus Venedig abgezogene Besatzung von 7000 Mann, und 9000 im lombardischen Insurrectionskampf Gefangene, Verwundete und Gefallene. Somit betrug die östreichische Armee etwa 46—47000 Mann zu Anfang des Kriegs.

General Pepe und andere Militärs, die über den italienischen Feldzug geschrie-
n, rechnen es Karl Albert zum größten Fehler an, daß er sich am Mincio auf-
lte und Peschiera belagerte, während die kampflustigen, noch von heißem Enthu-
siasmus beherrschten Soldaten sich nach einer Schlacht sehnten, die Östreicher da-
gen durch beständige Märsche ermüdet, durch viele Verluste geschwächt, durch die
evolutionen in Wien und die allgemeine Erschütterung des Kaiserstaats entmuthigt
aren. Allein gerade der Widerstand der Plätze Peschiera und Mantua bezeugte,
ß die Kaiserlichen bereits die erste Entmuthigung überwunden und sich zum Kampfe
rbereitet hatten. Jedenfalls würde es ein bedenkliches Wagestück gewesen sein, die
ngen noch nicht ans Feuer gewöhnten Truppen gegen das fest verschanzte Lager bei
erona zu führen, wo sie auf die feindlichen Batterien nur mit Bayonnetangriffen
itten antworten können. Doch sollte bald die Erfahrung sprechen.

Verschiedene kleine Treffen bei Villafranca (20. und 26. April), bei Colà und
andra (28. und 29. April), in welchen die andrängenden Östreicher zurückgeschla-
n wurden, ließen die Absicht derselben erkennen, das Vordringen der Piemontesen
ch der Etsch zu verhindern und sie von Verona fern zu halten. Der Übergang
er die Etsch ward für die Letztern durch die Einnahme der festen Positionen von
uffolengo und Pastrengo bedingt, die unter General d'Aspre von 20000 Östrei-
ern vertheidigt wurden. Karl Albert beschloß zuerst Pastrengo anzugreifen, und am
ormittag des 30. April begann er, an der Spitze der von den Generalen Sonnaz,
roglio und dem Herzoge von Savoyen commandirten Divisionen den Sturm mit
gutem Glück, daß Pastrengo und Buffolengo nach wenigen Stunden in seine Ge-
alt fielen. Nach verzweifelter Vertheidigung während des fünfstündigen Kampfes
urden die Östreicher über die Etsch zurückgeworfen, auf deren linkem Ufer sie 1500
efangene, Verwundete und Todte zurückließen. Nicht so sehr der Sieg dieses Tages,
er Zeugniß von dem Muthe der Piemontesen ablegte, als politische Gründe bestimm-
n Karl Albert zu einem gewagtern Plane. Die Eröffnung des Parlaments zu Turin
ar herangenaht, und seine Minister sowie die Regierung von Mailand hatten ihm
e Ungeduld der beiden Städte geschildert. Überdies begann England bereits von
ermittelung eines Waffenstillstandes zu sprechen. So entschloß sich denn der Kö-
g, die eben eingenommene Position zu verlassen und mit Zuziehung der übrigen
sponibeln Truppen in fünf Colonnen auf Santa-Lucia, wenige Miglien vor Ve-
na, zu marschiren, in der Absicht, dem Feinde eine entscheidende Feldschlacht an-
bieten. Von diesem Plane unterrichtet, ließ Radetzky sämmtliche feste Positionen
d Höhen um Santa-Lucia besetzen. Die großen Schwierigkeiten des Terrains
achten das Zusammentreffen der piemontesischen Colonnen zur festgesetzten Stunde
s 6. Mai unmöglich. Die Colonne des Centrums, bei welcher sich Karl Albert
fand, langte zuerst an, und mußte allein einen mehrstündigen Angriffs- und Ver-
eidigungskampf aushalten. Mit der Ankunft der übrigen Colonnen wurde der
turm der erstern auf die feindlichen Verschanzungen unterstützt, doch lange und
ße Stunden hindurch wegen des mit Hindernissen bedeckten und unebenen Bodens
rgeblich.*) Die Artillerie konnte die Stürmenden nicht decken, in deren Reihen die
nstig aufgepflanzte östreichische Artillerie den Tod schleuderte. Einer der trefflich-
n piemontesischen Offiziere, der Oberst Caccia, wurde hier tödtlich verwundet. Ein
pter verzweifelter Angriff der Piemontesen trieb die Östreicher zur Flucht aus den
erschanzungen. Inzwischen war die Division Broglio bei der Erstürmung von
oce-Bianca in Gefahr, von den Östreichern im Rücken angegriffen und aufgerieben

*) Wer die Beschaffenheit dieses Terrains nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich
nen Begriff von den unendlichen Schwierigkeiten machen, die hier jeder militärischen Dis-
sition entgegengesetzt werden. Die Ebene ist so dicht mit Maulbeerbäumen, Gestrüpp und
den Weinreben angefüllt, daß man fast von keinem Punkt über hundert Schritt weit sehen
an. Hierzu kommt noch, daß sämmtliche Felder von Gräben und lose aufgehäuften Stein-
uern bis zur Höhe von 15 und 20 Fuß umschlossen sind.

zu werden. Bei dieser Nachricht verließ der König Santa-Lucia und befahl den vorsichtigsten Rückzug. Aufs neue stürzten sich nun die Östreicher in die nur schwach besetzte Stadt und begannen ein lebhaftes Feuer auf die piemontesischen Brigaden Regina und Cuneo. Sich an die Spitze der letztern stellend, erstürmte der Herzog von Savoyen mit kalter Todesverachtung zum zweiten mal die Schanzen, und trieb die Kaiserlichen weiter als nach der ersten Erstürmung zurück. Ein heftiger Kampf zwischen den östreichischen Jägern und der Division Ferrere beschloß das unüberlegte Wagniß Karl Albert's, das von beiden Seiten mit zahlreichen Opfern bezahlt wurde und keinen entscheidenden Erfolg hatte, zumal Radetzky nicht geneigt war, aus den Schanzen von Verona aufs offene Feld zu steigen, die Piemontesen aber gegen die verschanzten Positionen ohne Belagerungsartillerie nichts ausrichten konnten. Auf beiden Seiten hatten die Oberanführer in den Vorderreihen der Kämpfenden gestanden. Karl Albert hatte sich mehrmals dem dichtesten Kugelregen und Handgemenge ausgesetzt. Von östreichischer Seite war General Salis tödtlich verwundet, der Oberst Leuzendorff getödtet, General Schwarzenberg leichter verwundet, das Pferd des Generals Wratislaw durch eine Kugel niedergestreckt worden u. s. w.

Nach dem blutigen Kampfe bei Santa-Lucia, dessen erfolgloser Ausgang einigen nach Volksgunst haschenden Wortheldeu der turiner Deputirtenkammer Stoff zu Declamationen und Interpellationen bot, richtete Karl Albert seine Hauptsorge auf die Belagerung Peschieras, welches seit der Ankunft des piemontesischen Belagerungsparks heftig und andauernd beschossen wurde. Die oberste Leitung war dem Herzoge von Genua anvertraut. Der König hatte am 28. April dem Bombardement beigewohnt, als er, nach dem Hauptquartiere zurückkehrend, erfuhr, daß ein starkes östreichisches Corps das Hauptlager von Verona verlassen habe und sich nach Mantua bewege, um von der rechten Seite des Mincio einen Angriff auf die Piemontesen zu versuchen und Peschiera Verstärkung zuzuführen. Durch frische Truppen gestärkt, hatte Radetzky beschlossen, von der Defensive zur Offensive überzugehen.

Das piemontesische Heer dehnte sich von Mantua bis Pastrengo aus, und lehnte sich hauptsächlich an Santa-Giustina, Sona, Sommacampagna, Villafranca und die Umgegend von Peschiera. Bei Mantua stand die vom General De-Laugier befehligte toscanische Division von 6000 Mann, welche bereits mehre Ausfälle der Festungsbesatzung tapfer zurückgeschlagen hatte. Zu spät wurde diese Division von dem Herannahen des 35000 Mann starken Radetzky'schen Corps unterrichtet. Die östreichische Avantgarde von 14—15000 Mann warf sich am Morgen des 29. Mai auf die fast dreifach schwächern Toscaner bei Curtatone und Montanara, die nach heldenmüthigem Widerstande zum Theil aufgerieben, zum Theil gefangen genommen wurden. Kaum 1500 Mann entkamen nach Goito, wo Karl Albert in größter Eile seine Kräfte zu vereinigen suchte. Diese beliefen sich auf 19—20000 Mann, als die Östreicher um 3 Uhr Nachmittags vor dem piemontesischen Lager erschienen und, unterstützt durch das Feuer von acht Batterien, einen Angriff unternahmen, der vier Stunden dauerte. Drei mal war das piemontesische Lager in Gefahr, in die Gewalt der Feinde zu fallen. Bei dem vierten Sturmlaufe drängten sich die piemontesischen Offiziere in die vordersten Reihen der Soldaten, und feuerten diese durch ihr Beispiel so an, daß die Stürmenden zurückgeworfen und in die Flucht getrieben wurden. Gleichzeitig stürzte sich ein von dem tüchtigen Major Mollard geführtes Bataillon mit dem Bayonnet auf den Feind, während der General Olivieri mit zwei Cavalerieregimentern die Niederlage der Östreicher vervollständigte, die sich in ungeordneten Haufen von 2—4000 Mann der Flucht überließen. Über 900 Todte und Verwundete ließen sie auf dem Kampfplatze zurück. Der Feldmarschall Radetzky rechnete mit so großer Sicherheit auf das Gelingen seines Plans, den ganzen rechten Flügel der piemontesischen Armee zu zerstreuen, ihre Operations- und Communicationslinie zu unterbrechen und sich einen sichern Weg nach Mailand zu bahnen, daß er den Befehl ertheilt hatte, alle Bagagewagen von Mantua für den Tag des 29. Mai unter den Mauern von Verona zu vereinigen.

Kaum war der Sieg entschieden, als der König einen Brief des Herzogs von Genua mit der Nachricht von der Übergabe Peschieras erhielt. Mit lauter Stimme verkündigte Karl Albert den um ihn versammelten Soldaten und Offizieren die frohe Kunde, und diese, in unbeschreiblichen Jubel und Enthusiasmus ausbrechend, antworten mit dem Ruf: Es lebe Karl Albert, König von Italien! Der doppelte Sieg machte diesen Tag zum schönsten des italienischen Unabhängigkeitskriegs, und er wäre vielleicht zugleich der entscheidendste geworden, wenn Karl Albert, den Enthusiasmus der Soldaten benutzend, trotz des sumpfigen Bodens und des regnerischen Wetters, die Verfolgung des Feindes befohlen hätte.

Kurz vorher hatte Vicenza ein glänzendes Beispiel von dem Muthe seiner Bürger und der römischen Besatzung gesehen. Mit einem Corps von 20000 Mann hatte der östreichische General Nugent den Tagliamento und die Piave überschritten und sich drohend Vicenza genähert, zu dessen Vertheidigung der römische General Durando herbeigeeilt war. Radetzky verlangte die Erstürmung der Stadt, und die Leitung der Operation wurde, da Nugent erkrankte, dem General Thurn und Taxis übertragen. Kurz vor Mitternacht des 23. Mai begann das Bombardement. Alle waffenfähigen Bürger mischten sich unter die Besatzung, und halfen den Sturm der Östreicher mitten unter dem Kugelregen der feindlichen Geschütze zurückschlagen. Ebenso fruchtlos blieben die Sturmläufe des folgenden Tages, sodaß die Östreicher, zahlreiche Todte und Verwundete unter den Wällen zurücklassend, nach dem verschanzten Lager bei Verona abzogen, wo bereits auch der General Welden mit 5000 Mann aus dem Etschthale eintraf.

Während Radetzky sich zwischen Mantua und Goito befestigte, zog der König seine Truppen zwischen Goito und Volta zusammen. Am Abende des 3. Juni stand er an der Spitze von 40000 Mann mit 90 Kanonen. Sein Plan war, das feindliche Lager in der Fronte anzugreifen. Von der Übergabe Peschieras unterrichtet, zog sich jedoch Radetzky noch in derselben Nacht auf Mantua zurück.

Das Parlament zu Turin: die Union Piemonts und der Lombardei; der Abfall der italienischen Fürsten vom Unabhängigkeitskriege.

Nirgends beleuchtete der erste Frühling des Jahres 1848 hoffnungsvollere und einträchtigere Tage als in Piemont. Mit der Zuversicht auf den glücklichen Ausgang des Kriegs, der alle Gemüther beschäftigte, vereinigte sich hier die größte Einmüthigkeit der öffentlichen Stimmung und der Wetteifer der Bürger in der Darbringung freiwilliger Opfer, in der Mitwirkung an der großen Nationalangelegenheit, für die Karl Albert das Schlachtfeld betreten hatte. Nur schwach begannen die ersten Parteirichtungen hervorzutreten; und wenn diese auch in mancherlei Punkten auseinandergingen, so trafen sie doch desto inniger in allen großen und patriotischen Anstrebungen zusammen. Die Stimme der Absolutisten war verstummt, und die Republik fand weder Anhänger noch Verkündiger. So kam es, daß die Wahlen zur Deputirtenkammer ohne lange Vorbereitungen und Parteikämpfe vor sich gingen. Das Ministerium Balbo-Sclopis, hervorgegangen aus der nationalen Bewegung, und treuer Ausdruck derselben, enthielt sich jeder Einwirkung auf die Wahlen, mit Zuversicht dem einmüthigen Sinne des Landes vertrauend, das jetzt zu seinen Vertretern die bewährtesten Patrioten, die berühmtesten Männer der Wissenschaft, die beliebtesten Staatsdiener und Mitbürger wählte. Zu den hervorragendsten Namen gehörten Gioberti, Massimo d'Azeglio, Balbo, Oberst Durando, Berchet und Manzoni (der Mailänder). Andere Namen, wie Santa-Rosa, Sineo, Valerio, Pareto, Ricci, Sclopis, Cavour, Pinelli, Lisio, Ratazzi, hatten sich bereits vor und während der Reformbewegung guten Klang erworben. Von den heimgekehrten Exilirten des Jahres 1821 befanden sich nicht wenige unter den Gewählten; dagegen waren die Exilirten aus der republikanischen Bewegung von 1833, mit Ausnahme Gioberti's, bei den Volkswahlen ausgeschlossen.

Die Rückkehr Gioberti's aus der Verbannung, die er freiwillig verlängerte,

wurde in Turin mit namenlosem Enthusiasmus begrüßt. Dem Heimkehrenden zu Ehren wurde am Abende des 30. April die ganze Stadt illuminirt; sein Name war im Munde der Bürger, der Patrizier und des Klerus. Die Piemontesen erinnerten sich dankbar, daß Gioberti durch seine Schriften der italienischen Bewegung den ersten Impuls gegeben, und feierten in ihm die Wiedergeburt des italienischen Vaterlandes. Seit seiner Ankunft in Turin wurde er der auserwählte Liebling der öffentlichen Meinung, auf welche seine Stimme einen mächtigen Einfluß zu üben begann.

Am Morgen des 8. Mai 1848 wurde unter dem freudig bewegten Zudrange der Turiner das subalpinische Parlament eröffnet. Die Nationalgarde, in Reihen auf der Piazza Castello aufgestellt, begrüßte den Einzug der Deputirten und Senatoren in den Parlamentspalast, von welchem die italienische Tricolorfahne herabwehte. Im Namen des Königs beschwor der Prinz von Carignan, welchem die Staatsregentschaft übertragen war, die treue Beobachtung der Verfassung und empfing den Schwur der Kammern. Gioberti wurde durch Acclamation zum Präsidenten der Deputirtenkammer erwählt. Die Thronrede wurde mit Worten unbeschränkten Vertrauens beantwortet. In den ersten Wochen kannte die Versammlung weder eine Linke noch eine Rechte. Die parlamentarische Aera Subalpiniens wurde, mitten in stürmischer Zeit, durch die freudigste Eintracht zwischen Regierung und Nationalvertretung eingeweiht. Während der ersten Debatten theilte der Minister Pareto der Kammer mit, daß die sardinische Flotte unter dem Befehle des Admirals Albini nach den Gewässern Triests abgesegelt sei, um Venedig vor den Angriffen Östreichs vom Meere her zu schützen; ferner daß Parma und Modena ihre Vereinigung mit den sardinischen Staaten beschlossen hätten. Wenige Tage darauf wurde das vom Ministerium vorgeschlagene Unionsgesetz nach kurzer Discussion von der Kammer adoptirt. Beklagenswerth und von unheilvollen Folgen waren die spätern Interpellationen einiger Deputirten über den Zustand des Heeres und die Langsamkeit der militärischen Operationen, wobei es nicht an Anklagen gegen ältere Generale fehlte, „deren Unfähigkeit", wie sich einer der Interpellanten ausdrückte, „das tapfere piemontesische Heer lähme, und um Muth und Siegeszuversicht bringe". Sicherlich wurden die Interpellanten von der besten Absicht geleitet. Von ängstlicher Ungewißheit über den Stand des Kriegs gedrängt, wollten sie mit Darbringung aller Opfer die immer drückender werdenden Entbehrungen des Heeres in Betreff der Verpflegung erleichtert wissen. Doch die geheimen Feinde des Kriegs und der neuen Ordnung der Dinge wußten geschickt den Sinn der Interpellationen zu verdrehen, indem sie den Soldaten zuflüsterten, daß die Deputirten ihnen feindselig seien und nur Schmähungen für sie hätten, während sie für das Vaterland darbten und bluteten. Manche der ältern, in der That unfähigen und dem Kriege eben nicht geneigten Generale, die indessen ehrenhaft ihrer Soldatenpflicht nachkamen, fühlten sich durch die Angriffe von der Tribune verwundet, und fügten nun zur Unfähigkeit Entmuthigung und Lässigkeit. Mit gutem Grunde unterbrachen die Minister die unklugen Interpellationen mit der Erklärung, daß öffentlich über die Kriegsangelegenheiten discutiren soviel heiße, als den Feind über die eigenen Mittel zu seiner Bekämpfung unterrichten. Die Tribune schwieg nun auf längere Zeit; aber in der exaltirten Presse, namentlich der mailänder, wurden bald die Anklagen und Verdächtigungen gegen die höhern Offiziere um so lauter und häufiger. Damit aber ward der hauptsächlichste Keim des Mistrauens und alles spätern Waffenunglücks in das piemontesische Heer geworfen.

Eine wichtige Frage sollte bald die Deputirtenkammer auf längere Zeit beschäftigen. Gleich nach Beginn des Kriegs ließ sich nämlich von Mailand her das Wort „Fusion" hören, das denn das tägliche Losungswort vom Po bis zum Mincio, vom Mincio bis zur Brenta wurde. Alle Patrioten diesseit und jenseit des Tessin wünschten die Vereinigung der Lombardei mit Piemont. Gioberti hatte am 8. Mai einer großen Volksversammlung zu Mailand die unmittelbare Fusion angerathen, „um die nationale Unabhängigkeit auf immer sicher zu stellen und den Grundstein zu einem

neuen Reiche Oberitaliens zu legen, von welchem Mailand die Hauptstadt sein werde". Seine Worte wurden mit stürmischen Acclamationen, mit begeisterten Hochrufen auf Karl Albert und die Einheit Italiens erwidert. Vor allen lombardischen Städten war es aber Brescia, wo die Verschmelzung mit Piemont am eifrigsten und dauerndsten betrieben und am dringendsten gefodert ward. Die lombardische Adelsclasse schloß sich um so entschiedener dieser Richtung an, als die zwar kleine, aber unermüdlich thätige Republikanerpartei in Mailand sie mit nur zu begründeten Besorgnissen erfüllte und die moralisch ohnmächtige, energielose und aus heterogenen Elementen zusammengesetzte Provisorische Regierung kein Vertrauen in die Zukunft einflößte. Gabrio Casati, das Haupt der Provisorischen Regierung, erhielt sich mehr durch seine wohlverdiente persönliche Beliebtheit bei den Mailändern als durch politische Festigkeit in seiner Stellung, aus welcher er sich längst heraussehnte. Willig gab er deshalb dem Andrängen der Lombardei nach rascher Entscheidung in der Unionsfrage nach, und noch im Laufe des Mai foderte eine Proclamation der Provisorischen Regierung die Lombarden, und mit diesen die vier venetianischen Provinzen Padua, Vicenza, Treviso und Rovigo (die sich von der republikanischen San-Marco-Fahne losgerissen und dem lombardischen Unionsvotum angeschlossen hatten) auf, durch geheime Stimmzettel mit Ja oder Nein abzustimmen, ob sie die Vereinigung mit Piemont unmittelbar oder nach beendigtem Kriege wünschten. In allen lombardischen, von den Östreichern nicht occupirten Provinzen und Städten erklärten sich 561002 stimmfähige Bürger (von zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahre) für die unmittelbare Union, und nur 681 Stimmen dagegen. In den genannten venetianischen Provinzen verlangten 140726 Votanten den sofortigen Anschluß, und 2810 Stimmen Vertagung der Angelegenheit. Diese große Einmüthigkeit bezeugte, wie geringe Aussicht die Republikaner in der Lombardei hatten. Sie war eine gewichtige Verurtheilung der Agitation, der Schmähungen und Verdächtigungen, welche Karl Albert und sein Heer erfuhren von jenen „falschen Republikanern, die Östreich mit Worten fluchten und ihm mit ihren Handlungen in unermüdlichem Eifer dienten; die durch fortdauernde Anschuldigungen und Beschimpfungen die Piemontesen bei den Lombarden verhaßt und verachtet zu machen suchten, was jene mit Unwillen gegen ein Land erfüllen mußte, wo es im Namen der Freiheit erlaubt war, die Bekämpfer des Feindes in solcher Weise zu beleidigen; die als Früchte ihrer Machinationen Haß, Spaltung und Verhinderung der lombardisch-piemontesischen Union erhoffend, von tausend kleinen Republiken zu Frommen der Demagogie träumten". Eine Deputation der Provisorischen Regierung begab sich (10. Juni) ins piemontesische Lager, die Karl Albert das Votum der lombardischen und venetianischen Provinzen mittheilte und um rasche Verwirklichung desselben bat. Karl Albert nahm die Bedingung der Provisorischen Regierung an, daß nach beendigtem Kriege eine aus allgemeinen Volkswahlen hervorgangene Costituente die künftige Gesammtverfassung feststellen sollte — eine Bedingung, welche die piemontesische Aristokratie aus ihrer bisherigen, wenigstens scheinbaren Unempfindlichkeit aufschreckte, sie mit tausend Befürchtungen erfüllte und später zu eifrigen und thätigen Mitschuldigen an dem Verderben der Sache machte, für welche die Nation, der König und das Heer namenlose Opfer brachten. Mit der Annahme der Verfassung sollte die absolute Union beginnen, bis dahin aber die Lombardei durch eine Consulta regiert werden, die Nationalgarde unauflösbar, Preß- und Associationsfreiheit unbeschränkt sein.

Die Aufstellung solcher Bedingungen hatte sich die schwache Provisorische Regierung von einer kleinen Anzahl Exaltirter vorschreiben lassen. Denn in dem Augenblick, wo man Unauflösbarkeit der Nationalgarde, Wahrung unbeschränkter Preß- und Associationsfreiheit verlangte, erkannte man bereits selbst an, daß in Mailand viel eher strenge Dictatur und Suspension der arg misbrauchten Freiheiten noth that, wenn die Hoffnungen aller wahren Patrioten sich verwirklichen sollten. Zwar erklärte Mazzini, der seit dem Anfange des Mai in Mailand mit seiner „Associazione italiana" auftrat, und „Dio e Popolo", „Sovranità popolare e Dio" predigte, zu

wiederholten malen, daß er und seine Anhänger sich von der Unionsbewegung völlig fern halten wollten, um nicht den Vorwurf, die Vereinigung Piemonts und der Lombardei zu hintertreiben, auf sich zu laden. Seine Erklärungen fanden jedoch wenig Glauben. Schon die Anwesenheit Mazzini's in Mailand genügte, die Exaltirten noch mehr zu erhitzen, die Gemäßigten mit Mistrauen zu erfüllen, die Furchtsamen an die französischen Revolutionsschrecken von 1793 zu erinnern, während zugleich dem lauernden Verrathe Gelegenheit geboten ward, sein geheimes Spiel um so wirksamer zu treiben.

Mit beredten und freudigen Worten legte der Minister Ricci der turiner Deputirtenkammer die lombardische Unionsacte zur Berathung vor (14. Juni). Es folgten nun lange und lebhafte Debatten in und außer dem Parlamente, wobei die Frage, ob Turin oder Mailand die Hauptstadt des künftigen oberitalienischen Staats bilden solle, den Municipalgeist der beiden Städte nicht unempfindlich ließ. Am 28. Juni endlich wurde die Unionsacte, dahin lautend: „Die sardinischen Staaten bilden mit Parma, Modena, Lombardei, Padua, Vicenza, Treviso und Rovigo einen einzigen Staat unter der Dynastie Savoyen und einem von einer gemeinsamen Assemblea mit jener zu vereinbarenden Grundgesetz", von den Kammern angenommen und von den Städten Turin und Mailand gefeiert, während freilich die Besiegelung des neuen Völkerbundes auf der Spitze des Schwerts stand. Kaum war die Unionsnachricht nach Venedig gedrungen, als auch die dasige Provisorische Regierung, durch eine spontane Volksdemonstration auf der Piazza San-Marco gezwungen, das republikanische Banner einzog und feierliches Glockengeläute von allen Stadthürmen der Umgegend verkündigte, daß Venedig sich der norditalienischen Union angeschlossen (4. Juli) habe.

Wenige Tage später landete ein sicilisches Dampfboot im genueser Hafen, welches neben der italienischen Nationalflagge die der savoyischen Dynastie aufgehißt hatte. Das Fahrzeug trug eine Deputation des Parlaments von Palermo, die Fürsten Torrearsa, Giuseppe, den Rechtsgelehrten Francesco Ferrara und andere Parlamentsmitglieder, die dem Herzoge von Genua die Krone Siciliens anboten. Der jugendliche Sohn Karl Albert's lehnte die Huldigung der Sicilier ab; doch behielt dieselbe in so fern eine historische Wichtigkeit, als sie eine entschiedene und feierliche Antwort nicht nur Siciliens, sondern auch indirect der übrigen Völker Süd- und Centralitaliens auf den Abfall ihrer Fürsten von dem mit Karl Albert gemeinsam unternommenen Unabhängigkeitkampfe ausdrückte.

Unter der grundlosen Anklage, daß Karl Albert nach der Vereinigung sämmtlicher Staaten Italiens unter seiner Krone gelüste, hatten sich seine Alliirten nach geheimem Einverständniß zu Ende Mai als offene Feinde wider ihn erklärt. Der Erste der Rücktretenden sollte derselbe Fürst sein, welcher die nationale Sache der Italiener gleichsam inaugurirt, und in dessen Geiste gewissermaßen die Lombardei den Kampf für jene Sache begonnen hatte. Mit der Enciclica vom 29. April that Pius IX. einen Schritt, zu welchem ihn der innere Widerspruch des zwiefachen Regiments, der doppelten Krone der geistlichen und weltlichen Gewalt drängte. Der päpstliche Stuhl, so bezeugt ein Jahrtausend, sucht in Italien Bundesgenossen, wenn fremder politischer Einfluß dem seinigen gefährlich wird; zur Lebensbedingung wird ihm aber die Allianz mit der Fremdherrschaft und dem fremden Einfluß, wenn seine politische Macht bei den Fürsten oder Völkern Italiens Widerstand findet. In den beiden ersten Regierungsjahren Pius' IX. folgten guelfische und ghibellinische Richtung einander. Schon im Sommer 1847 erkannte Pius IX. die Gefahr des immer mächtigern nationalen Aufschwungs für die Kirche, mit dessen Hülfe er anfangs dem vorherrschenden östreichischen Einfluß in Italien begegnet war, und schon damals rief er bereits im Geheimen den Beistand Östreichs dagegen an. *) Als im

*) „Ich muß Sie benachrichtigen", schrieb der englische Gesandte zu Wien, Lord Ponsonby, am 14. Juli 1847 an Lord Palmerston, „daß die Regierung des Papstes, erschreckt über die

März des folgenden Jahres der östreichische Bundesgenosse durch die wiener Revolution gelähmt schien, in Frankreich die Republik, überall Sturm und Ungewißheit herrschte, da schloß sich Pius IX. dem einzig übrig bleibenden Halt, Karl Albert und dem Unabhängigkeitskriege gegen Östreich an, und er bewies dabei so großen Eifer, daß er außer dem Nuntius in Turin noch einen zweiten Repräsentanten, den Monsignore Corboli-Bussi, im Lager Karl Albert's accreditirte. Doch bei der wiedererwachenden Energie des Kaiserstaats erklärte Pius IX. in der erwähnten Enciclica, daß er als Oberhaupt der katholischen Kirche keinen Krieg gegen Östreich führen könne, erklärte er den Unabhängigkeitskrieg für einen brudermörderischen, obschon er kurz vorher den schweizerischen Sonderbundskrieg unterstützt hatte. Die Enttäuschung der Italiener war ebenso vollständig als plötzlich, und die Misstimmung, welche auf die Enciclica vom 29. April in Rom und ganz Italien folgte, trug nicht wenig zur Proclamirung der römischen Republik bei.

Der König von Neapel, der bereits am 15. Mai einen, wenn auch precären Sieg über die Constitutionellen davongetragen, rief gleichzeitig mit den 15000 Mann Landtruppen die neapolitanische Flotte, welche mit der sardinischen Venedig beschützen sollte, aus dem Adriatischen Meere zurück. Der Großherzog von Toscana aber fand sich schon aus Verwandtschaftsrücksichten für Östreich nicht bewogen, das kleine bei Montanara aufgeriebene toscanische Corps zu ersetzen. So stand Karl Albert (zumal nach dem Fall Vicenzas) allein dem östreichischen Heere gegenüber, und aus dem nationalen Kriege wurde ein Krieg Piemonts gegen Östreich. Aber gerade der Abfall der italienischen Fürsten wandte Piemont die Herzen aller Italiener zu, und es bot sich Karl Albert die günstigste Gelegenheit dar, mit einem Federzuge die italienischen Throne seinem Scepter zu unterwerfen. Aus allen Theilen der Halbinsel ertheilte man ihm den Rath, er solle an die Völker Italiens appelliren, diese auffodern, sich um seine Fahne zu scharen, und ihnen als Preis ein freies, einiges und unabhängiges Vaterland bieten. Bei der damaligen Stimmung schien es zweifellos, daß einem solchen Schritte die Verkündigung Karl Albert's zum Könige von Italien vom Arno bis zum Vesuv folgen würde. Der Augenblick zeigte sich um so günstiger, als alle auswärtigen Staaten im Strudel der Revolution schwebten oder gegen ihn ankämpften, sodaß Karl Albert keine bewaffnete Intervention zu fürchten hatte. Der König ließ indessen die verführerische Constellation, wie sie nur je einem Fürsten lächeln konnte, unbenutzt vorübergehen. Noch heute wird sein gemäßigtes Verhalten von Vielen als eine Inconsequenz bezeichnet, die nur in der Weise gebüßt werden konnte, wie der König wirklich gebüßt hat.

Die Lage des piemontesischen Heeres und die Kriegsereignisse in den Monaten Juni und Juli 1848.

Während Karl Albert nach der Schlacht bei Goito sein Augenmerk zunächst auf die von den Östreichern stark befestigten Höhen von Rivoli richtete und dieselben in seine Gewalt brachte (10. Juni), sodaß dem Feinde die Communication zwischen Tirol und Verona abgeschnitten wurde, zog Radetzky, den er unthätig in Verona glaubte, mit den Generalen d'Aspre, Wratislaw und Welden gegen Vicenza, eine Stärke von nicht weniger als 43000 Mann und 110 Geschützen mit sich führend. Durando, welcher Vicenza mit 12000 Mann vertheidigte, konnte wegen der großen Entfernung vom Hauptlager bei Goito auf die schleunige Hülfe Karl Albert's nicht mehr rechnen, und er bereitete sich deshalb in größter Eile mit seinen eigenen Mitteln zu energischer Vertheidigung vor. Auf die Berici-Höhen, welche die Stadt beherrschen, stellte er 3000 seiner entschlossensten Kämpfer unter der Leitung des Obersten Massimo d'Azeglio auf; den Rest der Truppen und der Artillerie vertheilte er an den Thoren, in den Vorstädten und zwischen diesen und den Anhöhen. Die ge-

begonnene Bewegung, die östreichische Regierung gebeten hat, sich bereit zu halten, dem Papst ihren Schutz angedeihen zu lassen." Vgl. die bereits angeführten Documente der diplomatischen englischen Correspondenz über die italienische Frage.

eigneten Positionen wurden verschanzt, die Straßen und Thore verbarrikadirt. Am Morgen des 9. Juni begann Radetzky ein heftiges Feuer auf die Berici-Höhen zu richten, wohl erkennend, daß von der Entblößung derselben die Einnahme der Stadt abhing. Gegen Mittag entbrannte sodann auf allen Seiten ein wüthender Kampf, an welchem sich auch viele Bürger, wie am Tage des 23. Mai, betheiligten. Trotz ihrer großen Überlegenheit konnten die Östreicher den Vertheidigern viele Stunden hindurch keinen Schritt Terrain abgewinnen. Da sandte Radetzky eine neue Verstärkung von 12000 Mann gegen die Berici-Höhen, und Sturm und Abwehr wurden mit Strömen von Blut bezahlt. In Folge der Verwundung eines italienischen Majors entstand Unregelmäßigkeit und Vernachlässigung in der Vertheidigung einer wichtigen Anhöhe, die in wenigen Augenblicken von mehren hundert Kroaten erstürmt ward. Zu spät schickte d'Azeglio eine Colonne von Schweizern zu ihrer Vertreibung. Tausende von Kroaten fielen ihnen in den Rücken, während sie die Anhöhen erklommen, und die Vertheidigungsartillerie mußte ihr Feuer einstellen, um nicht den Tod in die Reihen der Schweizer und Italiener zu werfen. Vergeblich war der verzweifeltste Kampf der Italiener: die Tapferkeit mußte der Übermacht weichen. D'Azeglio selbst wurde schwer verwundet; mehre Offiziere fielen an seiner Seite; der Boden bedeckte sich mit den Körpern der Vertheidiger, von denen nur Wenige mit dem Leben, noch Wenigere unverwundet davonkamen. Die Östreicher waren endlich Herr der Anhöhen, und richteten alsbald ein furchtbares Feuer von denselben herab auf die Stadt, während gleichzeitig vor den Thoren und in den Mauern derselben mörderisches Handgemenge bis tief in die Nacht fortdauerte. Zuletzt fiel ein Theil der Artillerie von Vicenza in die Gewalt der Östreicher, sodaß eine längere Vertheidigung nutzlos erschien, zumal Durando keine Verstärkung mehr erwarten konnte. Seine Truppen waren seit 36 Stunden unter den Waffen und völlig erschöpft. So entschloß er sich denn zu capituliren, und Radetzky, der als tapferer Degen die Tapferkeit der Vertheidiger zu schätzen wußte, gestattete den Letztern ehrenvollen Abzug mit Waffen und Baggge, unter der einzigen Bedingung, drei Monate hindurch die Waffen nicht gegen Östreich zu führen.

Ehe Radetzky in sein Lager bei Verona zurückkehrte, schickte er Truppentheile zur Besetzung Paduas, Trevisos und Palmanovas ab. Er verließ sich hierbei auf die strategische Unerfahrenheit Karl Albert's, der wegen der langen Ausdehnung seiner Heereskräfte von Mantua bis Rivoli den kostbaren Moment verlor, Radetzky bei Vicenza in den Rücken zu fallen, das schwach besetzte Lager bei Verona nebst der Stadt zu nehmen, und so ohne Widerstand über die Etsch zu schreiten. Als Karl Albert am 13. Juni mit zwei stärkern Corps gegen Verona aufbrach, war Radetzky bereits im sichern Lager und weigerte sich, mit seinen ermüdeten Truppen die ihm angebotene Feldschlacht anzunehmen. In beiden Lagern folgte nun eine lange Unthätigkeit.

Inzwischen gab der Anschluß Venedigs an Piemont, sowie die Besorgniß, Karl Albert möchte die Etsch überschreiten, dem wiener Cabinet Veranlassung, vermittelst der französischen und englischen Diplomatie mit dem turiner Cabinet in Verhandlungen zu treten, die vielleicht von Seiten Östreichs nur zur Gewinnung von Zeit gepflogen wurden und fruchtlos blieben. Lord Palmerston rieth Östreich zum Frieden mit Aufgebung der lombardischen Provinzen bis zum Isonzo gegen Entschädigung von 90 Millionen Lire seitens Sardiniens, während Frankreich (unter Bastide und Cavaignac) dem englischen Gesandten zu Paris, Lord Normanby, als Ministerbeschluß erklärte, daß es der Vereinigung Piemonts mit dem ganzen lombardischen Reiche kein Hinderniß entgegensetze. Doch ward von der französischen Regierung jener Vorschlag auf Geldentschädigung verworfen; auch wollte sie nicht das übrige Italien dem Scepter Karl Albert's unterstellt wissen. Östreich selbst schien bis nach Mitte Juli geneigt, die lombardischen Provinzen bis zur Etsch an Piemont abzutreten und dessen Vereinigung mit den beiden Herzogthümern Parma und Modena anzuerkennen, während auch Karl Albert, bei der traurigen Gestaltung der mailänder Zustände und

der piemontesischen Heeresverhältnisse, auf dieses Arrangement, als auf „einen für Östreich und Piemont in gleicher Weise ehrenvollen Vertrag", einzugehen bereit war. Doch sollte bald das Schwert diese diplomatischen Fäden zerhauen.

In Turin und Mailand war die Stimmung der Exaltirten seit dem Ende des Monats Juni immer unruhiger und drängender geworden. Dort war es der Deputirte Brofferio, der trotz des Abmahnens mehrer seiner trefflichsten Collegen den Kriegsminister Franzini über die strategischen und militärischen Angelegenheiten des Heeres von der Tribune herab zur Rede stellte, und damit Aufregung in der Masse, Unwillen unter den piemontesischen Offizieren und Soldaten verbreitete. In Mailand ging die Aufregung in Tumulte über. Eine Bande von Factiosen stürmte selbst bei hellem Tage den Sitzungssaal der Provisorischen Regierung, die von den Wüthenden versagt worden wäre, wenn sich das auf der Straße versammelte Volk, gerührt durch den Anblick Gabrio Casati's, der vom Balcon seine Arme wehklagend zum Himmel streckte, nicht ins Mittel gelegt hätte. Die Winkelpresse erhob täglich ihr Verrathgeschrei, nannte Karl Albert, die Prinzen, die Generale offen Verräther, gewann den Pöbel für sich, und betäubte die weniger Urtheilsfähigen, die nicht wußten, ob sie jenem Geschrei oder den Thaten Karl Albert's Glauben schenken sollten. *)

Unter solchen Umständen konnte sich der moralische Stand des Heeres nur verschlimmern. Die aus den Städten mitgebrachte Begeisterung für die nationale Idee verlor sich bei einem großen Theile der Soldaten, und nur für den König noch, der von allen fast abgöttisch geliebt wurde, waren sie bereit, ihr Leben zu lassen. Ohnehin hatte das Heer nach dem Überschreiten des Mincio, bis wohin sein Marsch einem Triumphzuge glich, den Geist der Bevölkerung verändert gefunden. Die Bauern und Bewohner der kleinen Städte, seit langen Jahren an den Umgang mit Kroaten, Ungarn u. s. w. gewöhnt, zogen diese häufig den Piemontesen und Savoyarden vor, die ihnen unbekannt waren. Indem man die Napoleonischen Kriege, die beinahe 20 Jahre hindurch denselben Landstrich vom Mincio bis zur Etsch verwüstet hatten, noch im Gedächtniß hatte, empfing man das piemontesische Heer, als das kriegbringende, mit Abneigung, und zeigte sich, weniger aus Böswilligkeit als aus Furcht vor den Östreichern, ungastlich und kärglich in dem Ablaß von Lebensmitteln. Häufig mußte das piemontesische Heer, mitten auf dem fruchtbarsten und gesegnetsten Boden Italiens, im vollen Wortsinne Hunger leiden; nie hatte es während des ganzen Feldzugs regelmäßige Verpflegung. Die Provisorische Regierung von Mailand, welche die Verproviantirung der Truppen übernommen, war in steter Geldverlegenheit, und hatte überdies zweideutige Personen zu Proviantmeistern ernannt, deren Intendant, wie sich später erwies, dem östreichischen Lager angehörte. Dazu kamen die erstickende Julihitze, Fieber und das im Sommer ungenießbare, Erschlaffung und Dysenterie erzeugende Minciowasser. Im Juli konnte man durchschnittlich auf jede Compagnie nicht weniger als 80 Kranke rechnen. Dies war der Zustand des piemontesischen Heeres, als die entscheidende Schlacht herannahte.

Obwol von allen Seiten gedrängt, von Feigen, die sich nie in die Reihen der Kämpfer stellten, geschmäht und der schwärzesten Absichten angeklagt, von tiefem Schmerz über die Leiden seines hinsiechenden Heeres erfüllt, verlor Karl Albert den-

*) Mit bitterm Schmerz schreibt der Verfasser der schon erwähnten „Memorie ed osservazioni sulla guerra": „Ich habe Karl Albert zu Peschiera, zu Goito, zu Mailand stets als den Ersten im Feuer gesehen, bedeckt und verwundet von dem durch die feindlichen Kugeln und Bomben in die Luft geworfenen Kies; ich habe ihn jenseit des Mincio zu Fuß gesehen im dichtesten Kugelregen, wie er sich mitten in seinem glänzenden Generalstabe zur Zielscheibe der östreichischen Büchsen machte; ich habe den Herzog von Genua bei Peschiera auf den Geschellen seiner Kanonen stehen, und den Herzog von Savoyen bei Santa-Lucia an der Spitze einer Brigade mit dem Schwert in der Hand auf den Feind eindringen sehen: und nach allem Dem habe ich den König, der für das Heil Italiens sein und seiner Söhne Leben und seine angeerbte Krone täglich aufs Spiel setzte, des Verraths anklagen hören!"

noch nicht den Muth, sondern suchte vielmehr durch sein Beispiel seine Soldaten und Generale aufzurichten. Er sehnte den entscheidenden Kampf herbei, und war entschlossen, nach errungenem Siege, an dem er in den düstersten Stunden nicht verzweifelte, seine Krone niederzulegen, den Italienern ein freies Vaterland hinterlassend. Seit Anfang Juli hatte er persönlich, von Lager zu Lager eilend, seine Heereskraft geordnet, und seit dem 13. Juli das Bombardement von Mantua geleitet, um die Herzogthümer durch Einnahme der Festung zu schützen. Sein Heer belief sich, nach Abzug der Kranken, auf 65000 Mann mit 120 Geschützen. 17000 Piemontesen standen in Venedig. Radetzky, absichtlich zögernd, hatte seine Truppen möglichst concentrirt: 40000 Mann standen in seinem Lager bei Verona, mehr als 20000 Mann bei Legnano und im Fort von Mantua; 30000 Mann occupirten das Venetianische, und eine neue Verstärkung von 20000 Mann traf vom 15. bis zum 18. Juli bei Roveredo ein.

Die fünfwöchentliche Waffenruhe wurde endlich durch den siegreichen Kampf der Piemontesen unter General Bava mit dem General Liechtenstein bei Governolo (19. Juli) unterbrochen, und drei Tage später entschloß sich Radetzky, aus seinem Lager bei Verona zum entscheidenden Angriff aufzubrechen. Mit dem Kerne seiner Truppen marschirte er am Morgen des 22. Juli gegen Sommacampagna, welches der piemontesische General Broglio mit 10000 Mann vertheidigte. Drei Stunden hindurch schlug Letzterer den Sturm der Östreicher zurück, und eine gleiche Hartnäckigkeit trat dem Feinde bei den schwachbesetzten Höhen von Osteria del Bosco, Sona und Madonna del Monte entgegen. Die Übermacht des Feindes, vor allem aber der Mangel an Verschanzungen bei Sommacampagna zwangen Broglio endlich zum Weichen und den Rückzug nach Castelnuovo anzuordnen. Gleichzeitig hatte der östreichische General Thurn und Taxis, in zwei starken Colonnen von den Höhen des Monte Baldo zwischen dem Gardasee und der Etsch herabsteigend, einen Sturm gegen Rivoli und La Corona unternommen, war jedoch durch den General Sonnaz zurückgeschlagen worden und mußte sich, nach blutigem Gefechte auf offenem Felde in Unordnung gebracht, bis Caprino zurückziehen.

Als der König von diesen Ereignissen unterrichtet ward, wünschte er die Hauptschlacht schon für den folgenden Tag, da er die Verfolgung des zweiten Hauptcorps fürchtete. Sofort brach er mit den bei Mantua versammelten Truppen nach Villafranca auf, wo im Kriegsrathe der Operationsplan festgesetzt wurde. Hiernach sollten Valeggio, Sommacampagna und Custozza mit Sturm genommen werden. Dann sollten sich die Hauptkräfte mit einer Schwenkung nach links gegen den Mincio mit ganzer Gewalt auf die Östreicher werfen, diese über oder in den Fluß drängen und, nachdem ihnen so der Weg nach Verona abgeschnitten, sie aufreiben oder zwingen, sich zu ergeben. General Bava wurde mit der Leitung des Plans beauftragt. Bei einer Hitze von 28 ° R. im Schatten setzten sich die Piemontesen, ermattet vom Nachtmarsch, von Hunger und Durst, am Morgen des 23. Juli in Bewegung. Der Herzog von Savoyen marschirte an der Spitze einer Colonne von 9000 Mann gegen Custozza, der Herzog von Genua an der Spitze der Brigade Piemont, 5000 Mann, gegen Sommacampagna. Ein Garderegiment und ein Theil der Brigade Cuneo marschirten, geführt von Karl Albert, gegen die Höhen von Berettara und Mondatore im Val di Staffalo. Die Brigade Aosta, 5000 Mann, bildete die Reserve, und 2000 Mann hüteten die Bagage in Villafranca. Nach heißem und blutigem Kampfe, in welchem die Offiziere mit den Soldaten in Todesverachtung wetteiferten, fielen sämmtliche Positionen gegen Einbruch der Nacht in die Gewalt der Piemontesen. Unter dem Schutze der Dunkelheit zogen sich die Östreicher nach Olioso zurück, wo das Gros ihrer Armee stand, 400 Todte und Verwundete und 1800 Gefangene, unter welchen 46 Offiziere, zurücklassend.*)

*) Zur Würdigung der piemontesischen Waffenthaten im Val di Staffalo mögen folgende rte eines piemontesischen Generals über den Marsch nach Villafranca dienen: „Ich

General Bava fehlte inzwischen gegen seinen eigenen Plan und verstand nicht die heroische Tapferkeit seiner Truppen zu benutzen. Statt sie nach Valeggio, dem eigentlichen Haltpunkte seiner Operationen, zu führen, ließ er sie in den eroberten Positionen lagern; überdies unterließ er, den General Sonnaz von Rivoli, das in Governolo zurückgelassene Corps und den Rest des Belagerungscorps von Mantua, zusammen 30000 Mann, zu schleuniger Hülfe zu rufen. Diesen Fehlern hatte er es zuzuschreiben, daß Radetzky sich während der Nacht Valeggios bemächtigte und ihm, als er sich am folgenden Morgen mit seinem Corps von 20000 Mann dieser Position näherte, eine Fronte von 55000 Mann entgegensetzte.

Der Herzog von Genua erhielt Befehl, bei der ersten Morgendämmerung des 25. Juli von Berettara und Sommacampagna nach Olioso aufzubrechen, und sich im Nothfalle mit seinem Bruder, dem Herzoge von Savoyen, zu vereinigen, der sich an der Spitze der Garden und der Brigade Cuneo von Custozza nach Salionze begeben sollte, um die Brigade Aosta, an deren Spitze der König mit Bava und Sommariva stand, in ihrem Angriff auf Valeggio zu unterstützen und den Feind glauben zu machen, daß er im Rücken angegriffen werde. General Sonnaz sollte am Morgen des 26. Juli Valeggio von Borghetto her angreifen. Radetzky erwartete mit festem Fuß die Piemontesen, welche er 40000 Mann stark hielt, wie sie es auch hätten sein können, stellte sein erstes Corps unter General Wratislaw rechts und zwei Divisionen bei Borghetto, Valeggio und zwischen Fornelli und San-Zenone auf, während d'Aspre seine Truppen auf den Höhen von San-Giorgio, Custozza und Sommacampagna vertheilte. Der östreichische General Thurn und Taxis stand bei Castelnuovo, um Peschiera zu observiren. Ein starkes Corps aus dem Venetianischen hatte Radetzky's Truppenmacht am 24. Juli noch verstärkt.

Schon am frühen Morgen des 26. Juli traf Karl Albert an der Spitze der Brigade Aosta mit den feindlichen Vorposten zusammen, die ihn mit heftigem Artilleriefeuer empfingen, welches die piemontesische Artillerie wegen der Ortslage ohne allen Vortheil erwiderte. Der König wich deshalb zurück, um das gleichzeitige Zusammenwirken seines Plans abzuwarten. Aber vergeblich blickte er nach Valeggio, um aus einer plötzlichen Bewegung der Östreicher nach der Mincioseite zu das Herannahen des Generals Sonnaz abzunehmen. Dieser meldete dem Könige, daß er wegen gänzlicher Entkräftung seiner Soldaten erst um 6 Uhr Abends erscheinen könne. Mit gleicher Ungeduld und gleich vergeblich wurde die Division des Herzogs von Savoyen erwartet, der, mit starker Übermacht bei Custozza angegriffen, seine

---

glaube nicht, daß die brennenden Sonnenstrahlen Spaniens und Afrikas qualvoller und tödtlicher sein können, als sie es in dem Feldzuge zwischen Mantua und Verona waren. Seit mehren Tagen 28° R., der Himmel wolkenlos, tiefste Windstille. Auf dem Marsch von Marmirolo bis Villafranca stürzten die Soldaten zu Hunderten, viele um sich nicht wiederzuerheben, andere um ihren Körper nach den ausgetrockneten Feldgräben zu schleppen, wo sie entseelt zusammenbrachen unter der Schwere der Waffen, unter der Qual der Hitze, des Hungers, und vor allem des brennendsten Durstes. Mitleidsvoll blickten die marschirenden Truppen zu Seiten des Weges, wo ohnmächtige, sterbende und bereits entseelte Kameraden zerstreut umherlagen. Die Erschöpftesten und Sterbenden richteten stumm ihre starren Blicke auf uns, den letzten Anblick aus dem Vaterlande, das sie nicht wiedersehen sollten. Wir schritten rasch vorüber, um nicht in Wehklagen und Schluchzen auszubrechen, aber mit dem Schwur im Herzen und auf der Lippe, unsere Rache auf die Östreicher zu entladen." Auf den Märschen des 26. und 27. Juli stürzten noch zahlreichere Opfer der Hitze, des Hungers, des Durstes und der Strapazen. Dieselben, die vier Monate hindurch unter begeisterten Hochrufen auf den König und Italien, unter patriotischen Gesängen dem Kugelregen und den Bayonneten der Feinde Stand gehalten: sie schwankten und schlotterten wie irrsinnig mit erloschenem Auge, mit leichenhaftem Gesicht, ohne einen Laut hervorzubringen, auf den lombardischen Ruhmesfeldern umher; sie brachen vor Hunger auf italienischem Boden zusammen; die Sonne Italiens tödtete sie! Wohl waren es nicht leere Worte, welche mehre Soldaten Karl Albert bei Bigevano zuriefen: „Den dreifach stärkern Feind würden wir schon besiegt haben, aber was vermochten wir gegen den Hunger und die Elemente!"

Position hartnäckig vertheidigte und selbst einige Anhöhen erstürmte, während der Herzog von Genua, der seine Soldaten rasch bei Berettara zusammengezogen hatte, bis zum Einbruche des Abends kämpfte. Um 3 Uhr Nachmittags wurde der Kampf allgemein und verzweifelt auf der ganzen Linie von Valeggio bis Sommacampagna. Die Prinzen behaupteten ihre Positionen durch immer neue Bayonnetangriffe. Drei mal trieb der Herzog von Genua während sechs Stunden die stürmenden Östreicher, 15000 Mann stark, zurück. Der Herzog von Savoyen widerstand mit 9000 Mann den ganzen Tag über 19 östreichischen Bataillonen, die Radetzky in Person anführte. Endlich gelang es dem Letztern, der mit seinen dreifach überlegenen Streitkräften den Kampf schon am frühen Nachmittage siegreich hätte beenden können, wenn er nicht aus dem hartnäckigen Widerstande der Piemontesen Fehlschlüsse hinsichtlich ihrer Stärke gezogen, nach fast 11stündigem Kampfe einige Positionen bei Custozza zu nehmen. Der mit Verzweiflung aufrechterhaltene Kampf konnte indessen die Piemontesen, bei der Übermacht des Feindes, nicht zum Siege, sondern nur zur Vernichtung führen. Die vom Könige commandirten Truppen hatten den ganzen Tag über weder Speise noch Trank über die Lippen gebracht; manche Kämpfer, verschont von feindlicher Kugel und Waffe, stürzten, erschöpft vor Hunger, Hitze und Kampfanstrengung, zu Boden und starben den traurigsten Tod mitten auf dem Kampfplatze! Der König gab Befehl, auf der ganzen Linie zum Rückzuge zu blasen, welcher in volkommener Ordnung auf dem Wege nach Villafranca vor sich ging. Die kaiserlichen Truppen waren so ermüdet, daß sie nicht einmal an Belästigung des Rückzugs dachten. Gegen 1500 Todte und Verwundete ließen die Besiegten von Custozza auf dem Schlachtfelde zurück, während die Sieger deren über 2000 verloren haben sollen.

Die Entkräftung der piemontesischen Truppen, der Mangel an Lebensmitteln und Provision bestimmten Karl Albert, den Rückzug von Villafranca, welches ringsum vom Feinde umgeben war, nach Goito zu nehmen, wohin er um Mitternacht über Roverbella und Marmirolo aufbrach. Zahlreiche Opfer kostete dieser trostlose Rückzug! Nicht der Feind, sondern Hunger und Erschöpfung verfolgten die Besiegten und bezeichneten ihren Weg mit Leichen und Sterbenden. In Goito hielt sich der König nicht sicher ohne die Einnahme von Volta, und er schickte deshalb den General Sonnaz zur Vertreibung der östreichischen Besatzung ab. Nach langem und wüthendem Kampfe während der ganzen Nacht vom 27. auf den 28. Juli zog Sonnaz über die Haufen von tausend verwundeten und gefallenen Piemontesen und Savoyarden als Sieger in Volta ein. Aber welch ebenso theuer bezahlter als fruchtloser Sieg! Vor Erschöpfung sanken die Soldaten zusammen, während sie, nicht Brot und Wasser, sondern Munition foderten. Aber auch diese fehlte, und Sonnaz mußte aus Mangel an Munition noch am Abende des 28. Juli das ruhmvoll genommene Volta wieder aufgeben.

Nach so vielem Unglück, welches zum Theil die Verhältnisse, zum Theil die Fehler und die Unerfahrenheit der Führer verschuldeten, konnte es nicht ausbleiben, daß das tapfere piemontesische Heer, das seine höchsten, aufopferungsvollsten Anstrengungen immer erfolgloser werden sah, von tiefer Abspannung ergriffen wurde. Karl Albert selbst hatten die Strapazen und Entbehrungen, die er mit dem gemeinen Soldaten theilte, fast unkenntlich gemacht. Mehre Generale drängten auf Suspension des Kampfes, und so entschloß sich denn der König, um seinen Truppen einige Ruhe zu schaffen, durch die Generale Bes und Rossi dem östreichischen Obergeneral einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten vorzuschlagen. Als Preis dafür verlangte der Letztere: Rückzug der Piemontesen bis zur Addalinie, Räumung der Herzogthümer und Auslieferung der östreichischen Gefangenen. Als der König diese Bedingungen vernahm, rief er seinen im Kriegsrathe versammelten Generalen zu: „Eher wollen wir mit der Waffe in der Hand untergehen!“ und eine entsprechende Antwort wurde an Radetzky abgefertigt. Noch am Abende des 29. Juli ward das piemontesische Lager abgebrochen. Karl Albert führte sein Heer nach Mailand, unter

dessen Mauern der letzte verzweifelte Kampf geführt werden sollte. Mehre Deputationen von Bürgern Mailands hatten ihm die Unterstützung der Stadt zugesagt. „Der Feind", rief er den Soldaten in einer Proclamation von Bozzolo zu, „hat die Eroberung seiner neuen Positionen theuer bezahlen müssen. Bei unserm Rückzuge führen wir 2000 Gefangene und zwei Fahnen ab: er kann sich nicht einer einzigen Trophäe rühmen... In wenigen Tagen werden wir wieder im Angesichte dieses Feindes stehen, den wir so oft vor uns her haben fliehen sehen!" In einer andern Proclamation an die Bevölkerung rief er diese zum äußersten Kampfe auf, und schloß mit den Worten: „Italiener! bewaffnet euch, und mag die Größe der Gefahr in euch, den Erben so vielen Ruhms, nur desto größere Energie erzeugen. Zieht die äußersten Opfer der Demüthigung, dem Verluste eurer Unabhängigkeit vor. Unterstützt von dem Patriotismus der Bürger ist das Heer mitten in Leid und Unglück noch bereit, für das Vaterland sein letztes Blut zu vergießen, und ich hoffe, daß die Vorsehung uns nicht in der Vertheidigung der heiligen Sache verlassen wird, welcher mein Leben und das meiner Söhne geweiht ist." So fest und unverzagt bewies sich Karl Albert in dem entscheidendsten Momente des Feldzugs. Im größten Unglück trat die ganze Größe seines Charakters hervor. Die besten Patrioten richteten sich an seiner Standhaftigkeit und Entschlossenheit auf, und die es nicht vermochten, oder von Factionsgeist statt von Patriotismus erfüllt waren, mußten später ihre Feigheit hinter Schmähungen auf den ersten Bürger Italiens, auf den edelsten Fürsten Europas zu verstecken suchen. Nach fünftägigem Marsch, auf welchem der Hitze, Entbehrung und Strapaze außerordentlich viele Opfer fielen, kam Karl Albert mit dem Reste seines Heeres vor den Thoren Mailands an. Das blühende herrliche Kriegsheer Karl Albert's war auf 25000 Mann zusammengeschmolzen!*)

Die Ereignisse zu Mailand in den ersten Augusttagen; die Capitulation der Stadt; der Rückzug und der Waffenstillstand.

Die Nachrichten von Custozza, und mehr noch das Herannahen der Östreicher, welche den Piemontesen auf 8—10 Stunden Entfernung folgten, hatten in Mailand unbeschreibliche Bestürzung, Aufregung und Verwirrung hervorgerufen. Die Provisorische Regierung wurde gestürzt, eine Volksversammlung setzte an ihre Stelle ein „Comité der öffentlichen Vertheidigung" ein, bestehend aus dem General Fonti, dem Advocaten Restelli und dem Arzte Maestri: die Wortführer der republikanischen Clubs, der großen Mehrzahl der Bürger unbekannt, in deren Rathlosigkeit die einzige Gewalt der Republikaner bestand. Auf die jämmerliche Sorglosigkeit und Lethargie der Provisorischen Regierung folgte nun die regellose Thätigkeit des Vertheidigungscomité, dessen Decrete meist nur bei der Jugend Unterstützung fanden. Viele Adelige flüchteten sich aus Furcht vor dem völligen Siege der Republikaner, zahlreiche Bürger, die freudig die schwersten Opfer würden gebracht haben, wenn sie Männer des allgemeinen Vertrauens an der Spitze der Bewegung gesehen hätten, waren angstvolle Zuschauer. Die politischen Spaltungen lähmten so in der Stunde der höchsten Gefahr das Zusammenwirken für die nationale Sache. Die Nationalgarde ließ sich widerstandlos auflösen und wurde vom Vertheidigungscomité unter republikanischen Führern „reorganisirt". Die Spezereiläden verwandelten sich in Pulverfabriken; auf den Straßen wurden, wie in den fünf Befreiungstagen, Kugeln gegossen; das Volk wollte wie damals die Straßen verbarrikadiren, während das Comité die militärische Vertheidigung bis zum Äußersten anrieth.

Erst gegen Abend des 3. Aug. standen die Piemontesen vor Mailand, wo sie von dem Ponte del Seveso bis zur Chiesa Rossa die wichtigsten Thore occupirten. Das Municipium lud Karl Albert ein, in einem mailänder Palast zu übernachten. Doch stieg er mit stoischer Resignation in einer ärmlichen Herberge vor der Porta

*) General Sommariva hatte 10000 Piemontesen von der Operationsarmee mit drei Batterien nach Piacenza geführt, und in Peschiera war die piemontesische Besatzung zurückgeblieben.

Romana ab, wo er in Erwartung der letzten Entscheidung die ersten vom Kanonendonner nicht unterbrochenen Schlummerstunden genießen sollte. Eine Deputation der turiner Deputirtenkammer überbrachte ihm die feierliche Mittheilung, daß das Parlament die Dictatur der königlichen Autorität decretirt und sich freiwillig auf drei Monate prorogirt habe: einfache königliche Decrete sollten alle für das Heil des Vaterlandes nöthigen Maßnahmen anordnen können. Mit so ruhmvollem Vertrauen, mit so treuer Hingebung scharten sich die Patrioten Piemonts in der Stunde der Gefahr und des Unglücks um den König, vernichteten sie mit einem Schlage die aufkeimenden Umtriebe einzelner Factiosen! In Turin, wo seit dem 26. Juli auf das Ministerium Balbo-Pareto das Ministerium Casati-Pareto-Gioberti gefolgt war, hatte die Kunde von der Niederlage bei Custozza und vom Rückzug der Königlichen wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel gewirkt. Doch mit der ersten Fassung verband sich hier die allgemeinste Bereitwilligkeit zu den äußersten Opfern, zur Hingabe von Gut und Blut für den König und das Vaterland.

Indessen sollten die erschöpften Piemontesen keiner langen Ruhe genießen. Schon um 5 Uhr Morgens des 4. Aug. trafen die östreichischen Corps mit den piemontesischen Vorposten zusammen, und der Kampf wurde von beiden Seiten mit lebhaftem Gewehrfeuer eingeleitet. Wenige Stunden später begann der Kampf auf den äußersten Flügeln der piemontesischen Linie, und gegen Mittag war die Schlacht allgemein. Wüthend wurde im Centrum gekämpft, auf welches immer neue Scharen eindrangen. Radetzky hatte seinen Soldaten versprochen und sie angefeuert, des Abends in Mailand einzuziehen. Die Piemontesen kämpften in dem Bewußtsein, daß die Schlacht vor den Thoren Mailands die entscheidende sei. Mit jeder Viertelstunde wurde der Kampf regelloser, Handgemenge und Feuer verzweifelter. Karl Albert erschien überall, wo die Gefahr am größten, der Kampf am entbranntesten war; an seiner Seite tödtete eine Kanonenkugel den beliebten Hauptmann Avogadro und den Lieutenant Gazelli. Der Anblick des Königs feuerte die erschöpftesten Soldaten an. Der Oberstlieutenant Loc-Maria grüßte ihn mit begeistertem Zuruf, mit der Linken auf seinen zerschmetterten Arm zeigend. Bis zum Abende erhielten sich die Piemontesen in ihren Positionen; mehrmals waren sie an einigen Punkten gewichen, aber ebenso oft wieder vorgedrungen. Gegen Abend entlud sich ein furchtbares Gewitter, dichte Regengüsse strömten vom Himmel. In den Vorstädten brannten mehre Häuser; von den Stadtthürmen mischte sich Sturmgeläute in den Donner des Gewitters und der Artillerie. Schon begann es zu dunkeln, und der Kampf dauerte noch fort. Frische Truppen kamen immer wieder den Östreichern zu Hülfe, während die Piemontesen ohne Wechsel im Feuer standen. Das Verhältniß der Kämpfenden war zu ungleich; man mußte endlich die Schlacht als verloren betrachten. Der König gab Befehl zum Rückzuge, nachdem er die Verschanzungen bei den Thoren hatte occupiren lassen. Ohne sich Ruhe zu gönnen, durchstreifte er mit seinen Adjutanten die langen Wälle um Mailand, um sich mit eigenen Augen von der Haltbarkeit und den Vertheidigungsmitteln der Stadt zu überzeugen. Hier und da begegnete er zerstreuten lombardischen Soldaten, Männern aus dem Volke mit Flinten bewaffnet, mailänder Nationalgardisten, die als Kämpfer wenig Vertrauen einflößten. Die eigentlichen Vertheidigungsanstalten fehlten. Die Verschanzungen hatte man erst begonnen; an den Straßenmündungen waren Barrikaden aufgerichtet, die gegen Feldartillerie unhaltbar. Die von den lombardischen Soldaten besetzten Bastionen waren so verfallen, daß der Feind sie bei nächtlichem Angriff leicht überwinden und so in die Stadt dringen konnte. Unter dem Verrathgeschrei der Rupublikaner und dem rath- und thatlosen Zusammenhocken der Provisorischen Regierung war die Befestigung der Stadt verabsäumt worden.

Die düstersten Besorgnisse bemächtigten sich des Königs. Die Östreicher konnten sich zur Nachtzeit ohne große Anstrengung durch Sturm der Stadt bemächtigen, Karl Albert selbst gefangen nehmen, sein erschöpftes Heer im verzweifelten Kampfe vollends aufreiben, an Mailand wüthende Rache üben, und Piemont die demüthi-

gendsten Bedingungen dictiren, wo nicht gar es unterwerfen. Überdies war die Stadt kaum für einige Tage mit Munition und Proviant versehen, und eine dauerndere Vertheidigung schon deshalb nicht möglich. Der versammelte Kriegsrath, zu welchem der Oberbürgermeister und andere mailänder Civil- und Militärautoritäten zugezogen wurden, erklärte als unvermeidliche Nothwendigkeit, mit Radetzky in Verhandlung zu treten. Dieser stellte als Bedingung auf: Auswechselung der Gefangenen, Auszug der Piemontesen am folgenden Tage und gleichzeitiger Einzug der Östreicher in die entgegengesetzten Thore. Außerdem versprach er Schonung der Stadt, unbehinderte Auswanderung der Bürger, Amnestie für die Zurückbleibenden. Noch hatte Karl Albert diesen traurigen Pact nicht gezeichnet, der die Zustimmung des Podestà Paolo Bassi, des tapfern lombardischen Generals Zucchi und des Generals Fanti (vom Vertheidigungscomité) erhielt, als die Nachricht von den Verhandlungen am folgenden Morgen in der Stadt bekannt wurden. Auf alle Bürger machte diese Kunde einen erschütternden Eindruck. Tiefer Schmerz erfüllte die Meisten, Mailand wieder unterworfen zu sehen — die bittere Folge selbstverschuldeten Unheils. Die enthusiastische Jugend wollte eher auf den Barrikaden fallen als sich dem Feinde unterwerfen. Diese Stimmung wurde von den wüthendsten Factiosen — Viele derselben standen längst im Rufe, besoldete Werkzeuge des Verraths zu sein — zum vollständigen Verderben benutzt, und der Factionsgeist der republikanischen Winkelblätter trug seine Früchte. Auf offener Straße erschossen sie die Ersten, welche laut von der Capitulation sprachen. Durch trunkenes Verrathgeschrei gewannen sie die erregte Menge, die unter ihrer Anführung wüthend die Straßen durchlief. Der republikanische General Fanti wurde wegen seiner Zustimmung zu der Capitulation vom Pferde gerissen, und wäre von Bayonnetstichen durchbohrt worden, wenn ihn nicht einige Bürger dadurch gerettet, daß sie ihn als „Gefangenen" abführten. Als treffliche Patrioten bekannte Männer, wie der Historiker Graf Litta, Anelli, Giulini, Clerici und Andere, wurden als Gefangene im Marinopalast eingesperrt. Flüche und Verwünschungen auf Karl Albert's Namen erfüllten die Luft. Der Pöbel hörte nur noch die wüthendsten Stimmen. Alle bessern Bürger und Patrioten wurden vom Schrecken beherrscht, wagten es nicht, zu beschwichtigen; viele Feige vergrößerten die Scharen des betrogenen Pöbels. Unter dem Rufe: Nieder mit Karl Albert! Tod dem Verräther! Nieder mit dem Freunde der Östreicher! zog ein Wüthender einen Pöbelhaufen nach sich zum Palast Greppi, wo der König wohnte. Ein Theil der Nationalgarde vor dem Palaste floh davon, der andere scharte sich zu der herbeistürmenden Bande, die sich von allen Seiten vergrößerte. Einer der Führer spornte die Menge zur Erstürmung des Palastes an. Der Oberst Nardoini erkannte jedoch in jenem aufreizenden Führer ein anrüchiges Subject, und er denuncirte ihn den Umstehenden mit den Worten: „Dieser hier betrügt euch, er will Italiener gegen Italiener zum Brudermord aufstacheln, um dem Feinde desto leichter die Thore zu öffnen." Der feige Bandenführer floh davon, verfolgt von vielen Popolanos. Aber andere Führer verlangten, daß der König sich auf dem Balcon zeige, während ein Theil der Wüthenden in den Hof drang und die Treppen hinaufstürmte. Frei und unerschrocken tritt Karl Albert auf den Balcon; mit ruhigem Blick schaut er auf die Volksmenge. Da drücken meuchelmörderische Hände ihre Büchsen auf den König ab, der, von seinen zwei Begleitern verlassen, allein auf dem Balcon stehen bleibt, dem Verbrechen seine freie Stirn und sein ruhiges Auge entgegenhaltend. Mitten im Tumult scheint indessen die Menge von Entsetzen ergriffen zu werden. Aber einer der Führer, vielleicht aus Furcht, die Wuth des Pöbels gegen sich und seine Genossen gekehrt zu sehen, besteigt einen Stuhl, wirft dem Könige mit kreischender Stimme seine Flucht von 1821, seine Theilnahme am Kampfe für den spanischen Despotismus im Jahre 1823 vor, ruft nach Rache wegen der fusillirten Republikaner von 1833, und schließt mit der Anklage, daß Karl Albert den Unabhängigkeitskrieg und Mailand an die Östreicher verrathen. Hierauf neue Ausbrüche von Geschrei. Wäh-

rend der König schweigend seine Hand aufs Herz legt und zum Himmel aufblickt, gleichsam um die Reinheit seines Innersten zu bezeugen und für die Schänder des Vaterlandes um Vergebung zu flehen, fallen abermals Schüsse gegen ihn. Krieg oder Tod! ruft die rasende Menge von einem Ende des Platzes zum andern.

Inzwischen hatte der Herzog von Genua eine Auffoderung des Municipiums zur Vertheidigung der Stadt erhalten. Er trat auf den Balcon und erklärte, den Schrei der Wüthenden für Todesentschlossenheit haltend, an der Spitze der Mailänder siegen oder sterben zu wollen. Karl Albert antwortete dem Municipium, daß er freudig bereit sei, die von ihm noch nicht gezeichnete Convention mit Radetzky zu zerreißen, „wenn die Mailänder wahrhaft entschlossen seien, sich mit ihm unter den Mauern der Stadt zu begraben". Und er zerriß die Convention, dem General Bava den Befehl ertheilend, den auf dem Wege nach Boffalora befindlichen Artilleriepark nach Mailand zu schaffen. Kaum hatte sich das wilde Getöse auf den Straßen gelegt, als der Palazzo del Genio, in welchem sich die Pulvervorräthe befanden, mit furchtbarem Krachen in die Luft flog. War die Explosion das Werk des Zufalls oder berechneten Verraths, und waren die Werkzeuge des Verraths jene Verbrecher, die auf den König geschossen hatten, oder die aus dem Criminalgefängniß von Mantua freigelassenen Züchtlinge, darüber ist keine Gewißheit geworden. Der öffentliche Verdacht klagte bald Diese bald Jene an. Anhaltende Verwirrung trat jetzt ein. Das Municipium versammelte inzwischen die besten Bürger der Stadt um sich. In diesem Rathe gelangte man bald zu der Erkenntniß, daß das Aufgeben der Capitulation nur zum sichern Ruin Mailands führen müsse, sowie daß überdies die größten Schreier in dem Augenblicke der Gefahr feiglings verschwinden würden. Man sandte darum den Erzbischof und den Podestà von Mailand in das Lager Radetzky's, um die von Karl Albert zurückgenommene Convention zu erneuern, ohne Wissen und Zustimmung des Königs. Stürmischer als vorher tobten nun die Zusammengerotteten vor dem Palast Greppi, in der angeblichen oder wirklichen Meinung, daß die Capitulation vom Könige wieder aufgenommen worden. Einige legten Sturmleitern an die Mauern, Andere schossen in die Fenster des Palastes, noch Andere suchten Feuer an den Eingängen anzulegen. Im piemontesischen Lager wurden die Attentate auf den König und den Palast Greppi bald bekannt, und kaum vermochte der strenge und wiederholte Befehl Karl Albert's die braven Soldaten und Offiziere von dem Einschreiten zurückzuhalten. Dem Andrängen mehrer Generale, so unerhörten Frevel nicht länger ungestraft zu lassen, antwortete der König ruhig und fest: „Und sollte ich auch von diesen Verblendeten ermeuchelt werden, bis zum letzten Athemzuge werde ich nicht gestatten, daß meine Soldaten italienisches Blut vergießen!" Vergeblich wurde ihm bemerkt, daß Verbrecher weder einer Partei noch einer Nationalität angehören. Neben so vielem Entsetzlichen fehlte es auch nicht an Beispielen heroischer Hingebung für den König. Ein Sergeant Orengo, im Gesicht und auf der Brust mit noch frischen Wunden von Custozza bedeckt, schleppte sich aus dem nahen Hospital mit aller Kraftaufwendung bis zum Palast Greppi, wo er, an einen Thorpfeiler gelehnt, auf die Todesdrohungen mit dem wiederholten Ruf: Es lebe der König! Es lebe Karl Albert! antwortete, bis er todesmatt zusammenbrach. Bei dem ersten Ausbruch des Tumults hatte der König seinen Söhnen befohlen, nicht ihre Divisionen zu verlassen. Doch der Herzog von Genua, ungeachtet der militärischen Befehle seines Vaters, brach sich mitten durch den tobenden Volkshaufen zu ihm Bahn, und war der Erste, der sich den Stürmenden auf der Treppe mit festem Muthe entgegenstellte, entschlossen, die Eindringenden nur über seine Leiche in die Säle des Königs gelangen zu lassen. Die Entschlossenheit des braven Alfonso della Marmora, damals Oberst der Artillerie, machte endlich der Wuth der Stürmenden ein plötzliches Ende. Als er bemerkte, daß die wildesten Meuterer sich bemühten, eine Mine unter den Palast zu graben, sprang er mit dem Degen in der Hand aus einem Seitenfenster in den Garten, versammelte mit einem Wink die 27 Bersaglieri um sich, welche die ganze Besatzung bildeten, und stürzte sich mit diesen Getreuen

mit solcher Gewalt auf die bewaffnete, viele Hunderte zählende Bande, daß sie auseinanderstob, ehe sie noch einen Säbelhieb gefühlt.*) Von der Schmach des 5. Aug. ist noch nicht der Schleier des Geheimnisses gefallen. Nur unter dem Schutze der namenlosesten Verwirrung und verschiedenartigsten Erregtheit, unter dem zusammenwirkenden Schrecken des Feindes im Innern und des Feindes vor den Thoren, während die Sturmglocken die Luft und die Gemüther durchzitterten, während in der Stadt und in den Vorstädten Häuser und Paläste in Flammen aufgingen und ringsum von den Wällen unaufhörliches Gewehrfeuer knatterte, konnte Solches geschehen. Thatsache ist, daß mehre bekannte mailänder Republikaner mit andern Bürgern sich zu Hütern Karl Albert's machten, daß sie durch ihren Einfluß bei der Menge lange Zeit die äußersten Gewaltthaten niederzuhalten suchten, während die hauptsächlichsten Anstifter und Führer der Bande theils unbekannt, theils verdächtigen Rufs waren, und den Pöbel, wie es stets in ähnlichen Fällen geschieht, nur dadurch beherrschten, daß sie ihm in den Ausbrüchen wilder Leidenschaft vorangingen. Das unparteiische Urtheil darf darum nicht wagen, die Frevel jenes Tages mit dem republikanischen Parteinamen zu bezeichnen.

Einige Stunden nach der Capitulation des Municipiums, welche dem Könige vom Podestà und dem Erzbischofe von Mailand erst gegen Abend mitgetheilt wurde, foderten drei der angesehensten Mailänder, Graf Pompeo Litta, Anelli und Cesare Cantù, in einem gedruckten Aufruf die Stadt zur Auswanderung in Masse auf. „Mitbürger", hieß es darin, „wer von euch noch eine Büchse führen und einen Marsch ertragen kann, der erhebe feierlichen Protest zu Gunsten der Lombardei. Nein, das Vaterland geht nicht mit den Mauern unter, nein! das italienische Vaterland erliegt nicht jener wilden Gewalt, die als Recht auftritt. Wandern wir Alle mit der Waffe aus. Folgen wir dem piemontesischen Heere, welches betrübt aus diesem Lande, für dessen Befreiung und Wiedererhebung es gekämpft, fortzieht, auf den Boden des Exils, das als italienisches uns Vaterland sein wird. Europa wird mit Staunen auf so männlichen Entschluß hinblicken." Als Radetzky am folgenden Tage um Mittagszeit mit seinen siegreichen und mit Myrten geschmückten Scharen in die Stadt einzog, fand er die Straßen verödet, die Häuser geschlossen. Kein Beifallsjubel krönte die Tapferkeit des Siegers; Myrten und Palmen wurden von der Öde und Stille des Kirchhofs begrüßt.**) 100000 Bewohner, Männer, Frauen, Greise und Kinder waren an frühem Morgen zur Porta Vercellina hinausgezogen, der Vaterstadt Lebewohl sagend, die Luft mit Klagen, Schluchzen, mit Rufen der Verzweiflung, der Bestürzung, Drohung, Wuth und Trostlosigkeit erfüllend. Mütter und Väter trugen ihre Kinder auf dem Arme; Viele ließen ihre meiste Habe zurück; Kranke und Verwundete wurden auf Tragbahren geführt; Reiche und Arme, Adelige und Popolanos betraten den gemeinsamen Weg des Exils. Nie ist eine stolzere und zugleich traurigere Auswanderung gesehen worden. Soldaten, Bürger, Frauen und Kinder bildeten eine unübersehbare, durch gemeinsames Unglück vereinte Familie, von welcher so viele, mit Verzweiflung im Herzen, der Sonnenglut und Entbehrung trotzend, der ungewissesten Zukunft entgegengingen. Mancher der Auswandernden erreichte nicht den Boden des Exils, wurde von den Unglücksgefährten unterwegs in heimischer Erde begraben. Mehre Frauen und Männer, überwältigt, erschüttert von ungeheuerer Bewegung und Extase, packte plötzlicher Wahnsinn, und der herzbrechende Anblick, den sie boten, indem sie sich mit zerrissenen Kleidern, verwilderten Haaren und verdrehten Augen durch die Menge drängten und die nächtliche Stille durch gellenden

*) Eine ausführliche und treue Schilderung des 5. Aug. von Mailand findet sich in dem schon erwähnten „Memorie ed osservazioni sulla guerra", und in der „Storia di due anni 1848—49" von Augusto Vecchi (Turin 1851).

**) Die innern Thore blieben bis zum Einzug der Kaiserlichen mit piemontesischen Garden besetzt.

Schrei unterbrachen, mischte Entsetzen mit dem Unglück und der Trostlosigkeit des Zugs.*) Rührend war das mitleidvolle Verhalten der vielbeleidigten piemontesischen Soldaten. Sie trösteten mit Wort und That die Niedergebeugten, ließen die Frauen, Greise und Schwachen auf den Kriegswagen fahren, trugen neben dem Gewehr die Kinder ermüdeter Mütter auf ihrem Arme, theilten Speise und Trank mit dem Mittellosen. Die in bessern Tagen vergeblich angerathene Einigkeit der Italiener zeigte sich wenigstens mächtig im Unglück.**)

Tiefgebeugt und mit blutendem Herzen schritt Karl Albert, nicht mehr der kühne, unerschrockene General, nur noch der Vater und Tröster eines erschütterten Volks und Heeres, über den Tessin, und das piemontesische Volk empfing die Besiegten mit nicht geringerer Herzlichkeit, als wenn sie mit Sieg und Glück zurückgekehrt. Heer und Nation standen zusammen, wurden von demselben Schmerz über die Vernichtung der freudigsten Hoffnungen, von derselben Trauer über die Niederlage der nationalen Waffen beherrscht. Die größten Anstrengungen und Opfer der Nation, soviel freudig vergossenes Blut, waren vergeblich gewesen! In diesem so trüben Moment richtete Karl Albert folgende Worte in einer Proclamation von Vigevano (10. Aug.) an seine Völker:

„Die Unabhängigkeit des italienischen Bodens trieb mich zum Kriege gegen unsern Feind. Unterstützt von der Tapferkeit meines Heeres, lächelte anfangs der Sieg unsern Waffen. Nicht ich, noch meine Söhne, wichen vor Gefahren zurück. Die Heiligkeit der Sache verdoppelte unsern Muth. Das Lächeln des Siegs war kurz: die Verstärkung der feindlichen Scharen, welchen mein Heer fast allein gegenüberstand, und der Mangel an Lebensmitteln zwang uns, die von uns eroberten Positionen, den durch italienische Waffen bereits befreiten Boden zu verlassen. Ich zog mich mit dem Heere zur Vertheidigung Mailands zurück. Aber ermattet durch lange Strapazen, vermochte dieses nicht einer neuen Feldschlacht zu widerstehen, weil auch die Kraft des tapfersten Soldaten ihre Grenzen hat. Die innere Vertheidigung der Stadt ließ sich nicht behaupten. Es fehlte an Geld, an hinreichender Munition und Lebensmitteln. Die Brust der Bürger hätte vielleicht dem Feinde für einige Tage trotzen können, aber nur um sie und uns unter den Ruinen zu begraben — nicht um den Feind zu besiegen. Eine Convention wurde von mir eingeleitet, von den Mailändern selbst fortgesetzt und gezeichnet. Nicht sind mir die Anklagen unbekannt, mit welchen Einige meinen Namen beflecken möchten; aber Gott und mein Gewissen sind Zeugen von der Reinheit meiner Absichten und Handlungen. Ich überlasse sie dem Urtheile der unparteiischen Geschichte. Ein sechswöchentlicher Waffenstillstand wurde für jetzt mit dem Feinde geschlossen; und wir werden während dieser Zeit entweder ehrenvolle Friedensbedingungen haben, oder abermals auf das Schlachtfeld zurückkehren. Mein Herz hat stets für die Unabhängkeit Italiens geschlagen; aber Italien hat der Welt noch nicht gezeigt, daß es aus eigener Kraft zu handeln vermag. Meine Völker! seid stark in einem ersten Unglück! Achtet nicht gering die freien Institutionen, die neu bei uns erstehen. Wenn ich, die Bedürfnisse der Völker kennend, der Erste war, sie zu gewähren, so werde ich sie zu jeder Zeit treu zu beobachten wissen. Erinnert euch an die Evvivas, mit welchen ihr meinen Namen begrüßt habt; sie hallten noch im wilden Getümmel der Schlachten in meinen Ohren wieder. Vertraut ruhig auf euren König. Die Sache der italienischen Unabhängigkeit ist noch nicht verloren!“

*) In Mailand selbst — eine historische Thatsache — verfielen über 60 Personen beiderlei Geschlechts während der Tage des 5. und 6. Aug. dem Wahnsinn, und wurden an diesen und den folgenden Tagen in den mailänder Irrenhäusern aufgenommen.

**) Wol die größere Hälfte der Ausgewanderten blieb in der Lombardei oder kehrte am ersten und zweiten Tage nach Mailand zurück. Die Zahl der nach Piemont eingewanderten Mailänder und Lombarden wird auf 30—35000 angegeben, unter diesen die reichsten lombardischen Adeligen: die Herzoge und Grafen Litta, die Grafen Borromeo, Casati, Visconti, der Falco und Andere. Viele Mailänder wanderten auch nach der italienischen Schweiz aus.

Wenn diese Worte Karl Albert's der Nation auch neuen Muth und neues Vertrauen in die Zukunft einflößten, so erregten doch andererseits die traurigen Bedingungen des Waffenstillstandes, der bald allgemein nach dem Namen des piemontesischen Unterhändlers, des Generalstabschefs Salasco, benannt wurde, alle Fibern der Nationalehre. Das ganze Lombardisch-Venetianische Königreich nebst den Herzogthümern wurde der militärischen Occupation der Östreicher überlassen; die Ticinogrenze ward wiederhergestellt. Achttägige Kündigung sollte, wenn diplomatische Friedensverhandlungen erfolglos blieben, der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten vorausgehen. Karl Albert selbst erkannte am tiefsten das Demüthigende solcher Bedingungen; aber bei der Auflösung des Heeres, bei der offenen Abneigung vieler Generale, Offiziere und Soldaten, welche die Verdächtigungen und Beleidigungen der lombardischen republikanischen Presse, vor allem aber den 5. Aug. nicht vergessen konnten, gegen die Fortführung des Kriegs, bei den innern Spaltungen, und endlich bei der Überlegenheit der wohldisciplinirten feindlichen Armee würde eine neue Schlacht in jenen Tagen, wie Karl Albert später richtig schrieb, „mit Gewißheit die letzte Niederlage herbeigeführt und Italien und seine Hoffnungen ewigem Ruin preisgegeben haben".

Von Vigevano verlegte Karl Albert das Hauptquartier nach Alessandria, wo er, längere Zeit verweilend, seine ganze Thätigkeit auf die Reorganisation des Heeres verwandte. Ohne sich durch die diplomatischen Negociationen irren zu lassen, rief er immer neue Rekruten unter die Waffen, bereitete er sich vor, den Krieg bei dem ersten günstigen Augenblick wieder aufzunehmen. Die Niederlage seines Heeres, sein glühendes Verlangen, das unternommene Werk siegreich zu vollenden, sein langjähriger Haß gegen Östreich, und die Entrüstung über den Spott seines Gegners ließen ihm keine Ruhe in seinem Vorhaben, wie laut auch täglich die Aristokratie gegen dasselbe murrte, wie sehr auch die ausländische Diplomatie es zu verhindern suchte. Nicht fehlte es dem Könige an abmahnenden Stimmen. Doch unerschütterlich in seinem Entschluß, war seine gewöhnliche Antwort: „Die schönen Tage werden wiederkehren!"

Die Unterhandlungen der Italiener um französische Hülfe; der Friedenscongreß zu Brüssel; Einwirkung des piemontesischen Waffenunglücks auf den Gang der italienischen Revolution; die Lage der Dinge während des Waffenstillstandes im sardinischen Staate; Wiederaufnahme des Kampfes von Seiten Karl Albert's im März 1849.

Während der englische Gesandte zu Turin, Lord Abercromby, ein der italienischen Sache zugethaner Mann, im Namen seiner Regierung vergeblich nach der Schlacht bei Custozza Karl Albert und Östreich englische Vermittelung antrug, ließ die Diplomatie Frankreichs auf bewaffnete französische Intervention zu Gunsten Sardiniens hoffen. Das Ministerium Casati-Pareto-Gioberti (Letzterer ohne Portefeuille und seiner Popularität wegen nur Rathgeber und Namensleiher) sowie die Provisorische Regierung von Mailand hatten zu diesem Zwecke lebhafte Verhandlungen mit Cavaignac angeknüpft, die jedoch fruchtlos bleiben sollten. Die Versprechungen Frankreichs, Italien zu unterstützen, waren nicht redlich gemeint, und dienten der Politik der Juniaufkömmlinge nur als Mittel, sich auf billige Weise Popularität zu verschaffen. Die Furcht, in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden, bestimmte diese Männer endlich, nur mit leeren Worten gegen Östreich um sich zu werfen, und dabei dem Könige Karl Albert, der überhaupt persönlich der fremden Intervention stets abgeneigt blieb, durch alle möglichen Schwierigkeiten den Interventionsplan zu verleiden. Der Haupt- und Angelpunkt des französischen Programms vom Mai 1848: „l'affranchissement de l'Italie", wurde von Cavaignac und Bastide mehr im Sinne eines Söldnercontracts denn als wirkliche Allianz aufgelegt. Die französische Armee sollte von Piemont ernährt und besoldet, der Transport und die Erhaltung des Artillerieparks sollte mit 100000 Francs täglich, oder drei Millionen Francs monatlich bezahlt werden. Bald genug erkannte Piemont, daß es von Frankreich nichts zu hoffen habe. Ebenso erfolglos blieben die Verhandlungen, welche im April 1849

zwischen Piemont und Frankreich gepflogen wurden, indem Ludwig Napoleon hierin dieselbe Stellung festhielt, die von Cavaignac und Bastide festgehalten worden war.

Gleichfalls erfolglos zeigte sich die englisch-französische Vermittelung zwischen Piemont und Östreich nach dem Waffenstillstandsvertrag. Ein von den vier Mächten zu beschickender Congreß zu Brüssel (für Frankreich: de Lagrenée, für England: Lord Ellis, für Piemont: Marchese Ricci, für Östreich: Graf Colloredo) sollte die Friedensbedingungen vorschlagen, konnte sich aber nie über die ersten Grundlagen derselben verständigen, und machte sich wegen seines siebenmonatlichen Herumtappens in der politischen Welt zum Gespött. Fast nie kam der Congreß vollständig zusammen. Bald fehlte der französische, bald der piemontesische, bald der östreichische Repräsentant; und fast in demselben Augenblicke, wo die Vollzähligkeit des Congresses eintrat, schritt Karl Albert aufs neue zur Entscheidung durch den Kampf.

Eine mächtige und die schwersten Ereignisse vorbereitende Wirkung übten die Nachrichten von der Aufgabe Mailands, von dem Rückzuge der Piemontesen über den Tessin und dem „Waffenstillstand Salasco" in ganz Mittel- und Süditalien. Die Höfe freuten sich im Geheimen über die Niederlage Karl Albert's, sahen seinen Einfluß in Italien überwältigt und die Stunde nahe, wo sie mit Hülfe Östreichs die alte Ordnung wiederherstellen könnten. Doch zwischen diese Hoffnungen und ihre theilweise Verwirklichung sollte eine Reihe bitterer Erfahrungen treten. Die bisherige Stütze der Regierungen, die liberale Partei, welche sich nur mit Mühe auf der Oberfläche der Bewegung gehalten hatte, solange Piemont noch einige Aussicht auf einen Sieg zuließ, brach entmuthigt vor dem Aufschwunge der radicalen und republikanischen Meinungen und Ankämpfe zusammen. In demselben Augenblicke, wo die größte Einigkeit noth that, wo alle Italiener von patriotischem Sinne sich in eine große Partei vereinigen mußten, um die gemeinsamen Gefahren mit gemeinsamer Kraft zu überwinden, begannen die unheilvollsten Spaltungen, die verwirrendsten Parteizwiste, wurden die Wortheiden der demokratischen Clubs und die leicht erregbaren Massen die Herren der Bewegung. Lange hallte das mailänder Verrathgeschrei bei den Radicalen Mittel- und Süditaliens nach, und diente als Vorwand, dem Volke zuzurufen: Traut weder unsern Fürsten noch Karl Albert, der die Sache Italiens an Östreich verrathen und verkauft hat; schwört zu der republikanischen Fahne, unter deren Zeichen allein Italien siegen wird! Diejenigen, welche bis dahin fast thatlos den großartigen und aufopferungsvollen Anstrengungen Piemonts zugesehen hatten, wurden die unbändigsten Schreier, die bereitwilligsten Beleidiger des piemontesischen Heeres, welches sein Blut auf den Schlachtfeldern vergossen, und erwiesen sich, von Parteigeist und persönlichem Ehrgeiz beherrscht, durch ihre Handlungen als die eifrigsten Feinde der Sache, für welche sie sich zu Parteihäuptern und Volkstribunen aufwarfen. So begann Muthlosigkeit und Verzagtheit auf der einen, Hochmuth und revolutionäres Gepränge auf der andern Seite hervorzutreten. Particularismus und Municipalgeist, das ewige Unheil Italiens, griff aufs neue um sich. Die geheimen Absichten der Regierenden, das Mistrauen und die Parteireibungen der Regierten führten zur Revolution, und diese, die edelsten Nationalkräfte verzehrend und lähmend, zu der vollständigsten Wiederunterwerfung des größten Theils Italiens unter die östreichische Macht.

In Toscana, namentlich in den Hauptstädten Florenz und Livorno, folgten seit dem Beginne des August Tumulte auf Tumulte, die Clubs und die radicale Presse stürzten und schufen die Ministerien. Das liberale, patriotische Ministerium Ridolfi fiel bereits am 30. Juli 1848. Diesem folgte der edle, aber hochbefahrte und energielose Capponi, um schon im November das Staatsruder den Häuptern der demokratisch-republikanischen Partei, Montanelli und Guerrazzi, beide Livornesen, abzutreten. Die Frage der allgemeinen italienischen Constituente führte zu so heftigen Erschütterungen, daß der Großherzog, verlangend nach östreichischer Intervention, jene am besten durch seine Flucht nach San-Stefano (7. Febr. 1849) zu lösen glaubte. In Rom dieselbe Haltlosigkeit der Bewegung! Pius IX. vom Volke ver-

lassen; die nach der Verfassungsverheißung zusammengetretene Deputirtenkammer eingeschüchtert, schwankend und rathlos; endlich die Ermordung Rossi's vor dem Portal des Parlamentspalastes (15. Nov.) und der Tumult des 16. Nov. 1848, welchen die Flucht des Papstes (25. Nov.), eine Provisorische Regierung, am 5. Febr. 1849 die von der fast durchweg radicalen Constituente proclamirte Römische Republik und die Abschaffung der weltlichen Gewalt des Papstes folgten. Über Neapel begann, nach den Siegen Östreichs in Oberitalien, der alte Despotismus von neuem sein Regiment zu üben, während Sicilien, wenig an den Ereignissen des italienischen Festlandes theilnehmend, im Innern einig und am monarchischen Principe festhaltend, heroisch und aufopferungsvoll der Übermacht Neapels bis zum Frühjahre 1849 widerstand. Bei der ersten Kunde von dem unglücklichen Waffenstillstandsvertrag Salasco erstand Venedig, wo, wie überall, dieser Vertrag seitens der Republikaner als hauptsächlichstes Argument für den vermeintlichen Verrath aufgegriffen wurde, aufs neue als Republik, nachdem es sich im stürmischen Tumult gegen die Regierungscommissare Karl Albert's, Colli und Luigi Cibrario (11. Aug.), erhoben hatte. Manin blieb bis zum letzten Augenblicke an der Spitze der Republik von San-Marco, die sich durch unbeugsamen, zuletzt nur durch die Wuth des Hungers und der Cholera besiegten Widerstand auszeichnete.

In Piemont war die erste Folge des Vertrags Salasco die Abdankung des Ministeriums Casati-Pareto-Gioberti, welches als eigenster Ausdruck der entschiedenen Kriegspartei gegen die „politische Ungültigkeit und Illegalität" jenes Vertrags protestirte und von keinen Friedensverhandlungen wissen wollte. Das darauf folgende Ministerium Revel-Pinelli, welchen die Aristokratisch-Liberalen: Graf Santa-Rosa, Graf Alfieri di Sostegno und der frühere Kriegsminister Franzini, zur Seite standen, wurde mit großem Mistrauen von der öffentlichen Meinung aufgenommen, obwol es wiederholt erklärte, die Wiederherstellung des Heeres und die Bewaffnung der Nation (für den Fall einer Invasion der Östreicher in Piemont) zu seiner Hauptsorge machen zu wollen. In der That bereitete dieses Cabinet die finanziellen und militärischen Verhältnisse zur Wiederaufnahme des Kriegs vor, mehr dem öffentlichen Andrängen weichend als aus eigener Überzeugung. Gern hätte es einen „ehrenvollen Frieden vermittelst englisch-französischer Vermittelung" dem Kriege vorgezogen, wozu die damals nur durch einen Theil der Aristokratie vertretene „municipale" Partei hinneigte; doch vergeblich bemühte es sich, Karl Albert, dem es nur um Erlangung von Zeit zu thun war, für jenen Wunsch zu gewinnen. Die politische Färbung des Ministeriums war entschieden constitutionell, seine Leitung so energisch, als die bewegte Zeit es nur gestattete. Vermittelst der unbeschränkten königlichen Autorität decretirte es die Sequestration der Güter des Jesuitenordens, die Reform der Municipalverwaltung und die Gesetze der öffentlichen Sicherheit. Die wiederholten Tumulte in Genua wurden durch die militärische Dictatur des Generals Giacomo Durando gezügelt, welcher daselbst den Club der exaltirtesten Politiker schloß.

Nach dem Waffenstillstande begannen sich die Parteien in Turin entschiedener zu sondern und bestimmtere Principien anzunehmen. Bis dahin hatte die „unitarische" Richtung vorgeherrscht, welche ganz Italien unter einem Scepter vereinigt wünschte. Diese Richtung war aber zugleich die am meisten demokratische, und wurde durch den Circolo politico (politischer Club) repräsentirt. Durch Gioberti's Wirken in der Presse erhob sich bald die föderative Partei zur tonangebenden, repräsentirt durch den Club Confederazione Italiana. Ihr Programm war: ein starkes norditalienisches Reich, bestehend aus den sardinischen Staaten, dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche und den Herzogthümern; Selbständigkeit der übrigen italienischen Staaten; Zusammentritt sämmtlicher in einen nationalen Staatenbund. Die Municipalen endlich begnügten sich mit der neuen politischen Ordnung der sardinischen Staaten und strebten nach einer isolirten Stellung der letztern vom übrigen Italien. Eine republikanische Partei konnte in Turin nie aufkommen; die vorherrschende Mei-

nung war und blieb die monarchisch-constitutionelle mit abwechselnd mehr demokratischer oder liberaler Färbung.

Mit den Octoberereignissen in Wien (1848) und der militärischen Erhebung Ungarns entbrannte die kriegerische Stimmung in Piemont mit größter Heftigkeit. Das Ministerium berief das Parlament ein (16. Oct.), und in der Deputirtenkammer begannen alsbald stürmische Debatten über die Wiederaufnahme des Kriegs. Vor Allen war es der Deputirte Brofferio, der, begierig nach der Gunst des großen Haufens, mit pathetischer Declamation auf sofortigen Entschluß drängte, obwol der General Dabormida darthat, wie das auf 130000 Mann gebrachte Heer wegen seiner Mängel, namentlich in Betreff der Disciplinirung, kaum eine Effectivkraft von 80—100000 Mann darstelle. Auch Gioberti, das Haupt der Opposition, rief nach Entscheidung. Vor kurzem noch ein bescheidener Stubengelehrter, ein in tiefster Zurückgezogenheit lebender Philosoph, wurde der Abbate Gioberti bald von dem maßlosesten Ehrgeize erfüllt, nachdem er in Turin und Mailand die ersten Bezeugungen der Volksgunst gekostet hatte. In den Clubs und in der Kammer stellte er sich als einzige Aufgabe den Sturz des Ministeriums. Die Ungeduld in den Provinzen, der tumultuarische Geist Genuas, die von den Östreichern verübten Härten in der Lombardei, welche sich zu neuer Erhebung bereit zeigte, kamen den Angriffen Gioberti's mächtig zu Hülfe, und nach vergeblicher Abwehr reichte endlich das Ministerium Revel-Pinelli am 4. Dec. 1848 seine Entlassung ein. Gioberti wurde mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragt. Er wählte die angesehensten Führer der Kriegs- und der demokratisch-constitutionellen Partei: Ratazzi, Sineo, Sonnaz, Tecchio, Ricci, Cadorna und Buffa, zu seinen Collegen. Obwol die demokratischen Clubs großen Lärm erhoben, daß in dem elastischen Programm des neuen Ministeriums das Wort Volkssouveränetät und die Zustimmung zu der Costituente Italiana vermieden waren, wurde es dennoch als das demokratische bezeichnet. Inzwischen sollte Gioberti seines Siegs nicht froh werden. Der Kammermajorität unsicher, prorogirte er das Parlament (vom 28. Dec. bis 23. Jan.) und löste dann die Wahlkammer auf. Die neue Kammer, zum größten Theil aus Radicalen zusammengesetzt, wurde noch vor Mitte Februar 1849 eröffnet, und ihr erstes Votum war der Sturz Gioberti's, welcher, im Widerspruch mit seinen Collegen, gleichzeitig diplomatische Vermittelung und eine Art bewaffneter Intervention seitens Piemonts in Toscana zur Wiederherstellung der großherzoglichen Gewalt, und in Rom zur Wiedereinsetzung des Papstes durchsetzen wollte (20. Febr.). Vergeblich waren die Bemühungen Gioberti's, sich durch Volksgunst aufs neue auf den Ministersitz heben zu lassen. Seine Collegen blieben, und wählten zu ihrem Präsidenten und Minister des Auswärtigen den Marchese Colli (23. Febr.). Gestützt auf die Erfahrungen des verwichenen Jahres, wollte das neue Ministerium vor der Aufkündigung des Waffenstillstandes, die von der neuen Kammer immer ungeduldiger begehrt wurde, die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht für die Dauer des Feldzugs suspendirt wissen. Die demokratische Kammer nahm auch diese Vorschläge fast einmüthig entgegen; doch der Senat verwarf sie fast ebenso einmüthig. So konnten nun die Wortheiden der Clubs und die exaltirten Journale abermals, wenn auch absichtlos, dem Feinde als Auskunftgeber über die piemontesischen Militärverhältnisse dienen.

Karl Albert glaubte zu Anfange März 1849 den günstigen Augenblick zur Wiederergreifung der Waffen gekommen. *) In ganz Italien herrschte ängstliche Span-

*) Die englische und französische Diplomatie, sowie viele Stimmen des alten piemontesischen Adels riethen Karl Albert bis zum letzten Augenblicke der Waffenstillstandskündigung vom Kriege ab. Entschlossen antwortete er: „Der Krieg ist für mich und Piemont eine Ehrenfrage.“ Erzürnt durch eine ähnliche Abmahnung seitens eines piemontesischen Generals, ließ er sich unglücklicherweise den Ausruf entschlüpfen: „Und sollte ich meine Krone mit der phrygischen Mütze vertauschen müssen, ich werde mein Werk zu Ende führen.“ Diese Worte warfen in den retrograden Theil des Adels den größten Schrecken, und stimmten ihn vollends feindselig gegen Karl Albert und den wiederbeginnenden Kampf.

nung. Die Lombardei, von zahllosen und miteinander verzweigten Insurrectionscomités bedeckt, schien bereit, sich nach dem ersten Siege der piemontesischen Waffen in Masse zu erheben und, militärisch unterstützt durch ein Corps von 17000 Piemontesen in Venedig, die Östreicher im Rücken anzufallen. Das piemontesische Heer hätte wol noch langer Vorbereitung zum Feldzuge bedurft; aber die Verhältnisse drängten. Der letzte entscheidende Schlag sollte geführt werden. Am 12. März wurde der Waffenstillstand von Piemont gekündigt; Feldmarschall Radetzky war darauf vorbereitet. Acht Tage später sollten sich die feindlichen Heere gegenübertreten.

In ganz Italien antwortete ein langer Jubelschrei auf die Kündigung des Waffenstillstandes. Wie im März des vorhergegangenen Jahres, wurden die Italiener von gemeinsamer Hoffnung, von gemeinsamer Besorgniß und Freude ergriffen. Die Zwietracht zwischen Republikanern und Constitutionellen schwieg; sie schwuren Frieden unter sich und riefen gemeinschaftlich: Krieg den Fremden! Die Provisorische Regierung und das Triumvirat der Römischen Republik erklärten dem piemontesischen Deputirten und außerordentlichen Gesandten Lorenzo Valerio, alles nur entbehrliche Militär dem piemontesischen Heere zur Hülfe schicken zu wollen. Valerio sprach von der Tribüne der römischen Costituente, die mit wenigen Ausnahmen aus entschiedenen und glühenden Republikanern bestand, mit beredten Worten von der Tapferkeit und dem hochherzigen Sinn des Königs Karl Albert, von dem thatkräftigen Patriotismus der beiden Prinzen, von der Größe der Dynastie Savoyen und dem treuen Sinne der Piemontesen. Seine Worte wurden mit stürmischem Beifall begleitet. „Ich verlange nicht euren Beifallsrausch", rief Valerio der römischen Costituente zu, „sondern daß ihr durch Thaten dem Beispiele unserer patriotischen Fürsten folgt." Wenige Stunden später decretirte die Versammlung und das Triumvirat den sofortigen Abmarsch von 20000 Soldaten und Nationalgardisten mit 17 Feldgeschützen nach der Lombardei. Den Abmarschirenden rief man in einer Proclamation zu: „Die republikanischen Scharen werden neben den subalpinischen kämpfen; nur in der Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit herrsche Eifersucht zwischen ihnen! Fluch treffe Die, welche in dem äußersten Kampfe den Bruder vom Bruder trennen." Doch den Toscanern und Römern sollte die rasche Waffenentscheidung zuvorkommen.

Vergeblich hatte Karl Albert von Frankreich einen geschickten Feldherrn, erst Changarnier, dann Bugeaud oder Bedeau, verlangt. Auf die Empfehlung des alten Fürsten Czartoryski in Paris ertheilte er dem polnischen General Chrzanowski, der im polnischen Unabhängigkeitskriege gekämpft hatte, den Oberbefehl über die piemontesische Armee. Letzterer, mit der Kriegskunst vertraut, aber der Umsicht, Energie und Entschlossenheit eines tüchtigen Feldherrn entbehrend, als Soldat eine Art von Condottiere, kannte weder die Landessprache noch den Geist des Heeres, noch konnte er dessen Vertrauen besitzen. Von den 135000 Piemontesen waren nur 100000 geeignet, das Schlachtfeld zu betreten. Die Infanterie, zum größten Theil aus jungen Conscribirten bestehend, war mittelmäßig, Cavalerie und Artillerie trefflich; die Proviantverwaltung unregelmäßig und vernachlässigt. Das größte Übel blieb indessen der Mangel an Disciplin, der schlechte Geist vieler höhern Offiziere und vieler Gemeinen. Die Feinde des Kriegs hatten nichts versäumt, die Letztern zu demoralisiren. Aus dem Beichtstuhle wurde ihnen zugeraunt, daß sie gegen den Willen des Papstes und der Kirche kämpften; thätige Absolutisten sagten ihnen, daß ihr Sieg der Republik die Thore öffnen werde!

In der Zwischenzeit vom 12. bis zum 20. März riefen die kriegführenden Theile in öffentlichen Proclamationen das Urtheil Europas an. Ernst und würdig war die Sprache Piemonts, welches „für die heilige Sache der vaterländischen Unabhängigkeit zum zweiten male das Schlachtfeld zu betreten" erklärte. In der Proclamation des feindlichen Lagers wurde der Krieg dem treulosen Ehrgeize Karl Albert's beigemessen, und den Soldaten zugerufen, im Namen Gottes die Unterbrechung des Friedensverhandlungen zu rächen. Ohne der lombardischen Erhebung von 184[8]

und der Vereinigung der Lombardei mit Piemont zu gedenken, hieß es in einer andern Proclamation Radetzky's an die Piemontesen: „Euer König konnte euch durch Annahme des ihm angetragenen Friedens die Verheerungen des Kriegs ersparen; statt dessen erneuert er die Feindseligkeiten, und bedroht, getrieben von ehrgeizigen Ränken, aufs neue die Staaten meines Kaisers.“ Nach Turin! nach Turin! rief der greise Feldmarschall seinen Soldaten zu, die sich nach der piemontesischen Grenze bewegten, während die Piemontesen nach dem Ticino eilten.

Der Entscheidungskampf bei Novara; die freiwillige Abdankung und Verbannung Karl Albert's.

Bereits am Morgen des 20. März hatte Radetzky seine Heeresmacht, 70000 Mann, in fünf Corps getheilt, unter den Generalen Wratislaw, d'Aspre, Appel, Thurn und Wocher, bei Pavia am Ticino vereinigt, während Chrzanowski, noch in voller Unwissenheit über die Bewegungen der Östreicher, die piemontesische Operationsarmee, im Ganzen 100000 Mann, fast planlos längs der langen Tessinlinie von Oleggio bis nahe bei Piacenza aufstellte, und Novara zur Basis des Operationsplans machte. Die sieben Divisionen der Armee wurden von den beiden Söhnen des Königs, den Generalen Perrone, Bes, Alfonso della Marmora, Giovanni Durando, sämmtlich tüchtige und patriotische Militärs, befehligt. Die lombardische Division führte der General Romarino, nicht unrühmlich aus dem polnischen Unabhängigkeitskriege bekannt, aber berüchtigt als Anführer der Mazzini'schen Expedition von 1834. Er war den lombardischen Regimentern durch die befreundete Stimme der politischen Clubs als Führer vorgesetzt worden, welcher Umstand nicht wenig dazu beitrug, das Mistrauen der Piemontesen zu bestärken. Karl Albert befand sich beim Heere ohne Commando, und nur in der Absicht, es durch seine Anwesenheit und sein Beispiel zu ermuthigen. Chrzanowski glaubte so wenig an die Absicht Radetzky's, den Krieg auf piemontesischen Boden herüberzuleiten, daß er die bestdisciplinirte Division La Marmora erst am 20. März von Sarzana (an der südlichen Spitze Parmas, nahe an den Ufern des Ligurischen Meeres) nach der Hauptstadt Parma vorrücken ließ. Aber schon mit dem zwölften Schlage der Mittagsstunde, mit welcher der Waffenstillstand ablief, überschritt das Corps d'Aspre, ohne Widerstand zu finden, den Ticino. General Romarino, welcher den Befehl hatte, den Paß der Cava, gegenüber Pavia, zu vertheidigen, war mit seiner Division auf der rechten Seite des Po bei Casatisma stehen geblieben, und hatte nur vier Bataillone nach dem linken Ufer zum Schutz der Brücke abgeschickt: ein schweres Subordinationsvergehen, welches er später nach kriegsrechtlichem Urtheil mit dem Tode vermittelst der Kugel büßen mußte. Zu seiner Ehre kann man freilich hinzufügen, daß aus seinem Proceß nicht die Absicht des Verrachs hervorging, daß er mit großer Seelenruhe den Tod empfing und die Seinen in bitterer Armuth zurückließ. Romarino mußte bluten für Viele, die schuldiger waren als er! In der Nacht vom 20. auf den 21. März befand sich bereits das ganze östreichische Heer (70000 Mann mit 200 Kanonen) auf piemontesischem Boden. Chrzanowski suchte am 21. die Hauptstärke des Feindes bei Boffalora, von dem letzterer mehr als einen Tagemarsch entfernt war, und voll Unruhe über diese Täuschung, wandte er sich wieder über den Ticino nach Trecate zurück. Erst am Abende um 9 Uhr erfuhr er die Stellung der Östreicher. Statt ihnen mit seiner ganzen Stärke entgegenzurücken, schickte er Bes nach Vigevano und Durando nach Mortara, wo der Herzog von Savoyen seit Mittagszeit angekommen war. Die Generale Perrone, Solaroli und der Herzog von Genua erhielten erst 12 Stunden später Befehl zum Abmarsch, während Bes noch am Abend des 21. ein blutiges, doch für die piemontesischen Waffen glückliches Gefecht bei der Sforzesca bestand, und gleichzeitig 22000 Piemontesen, nach kurzem und unrühmlichem Widerstande, vor dem schwächern Benedek'schen Corps flohen und diesem Mortara ohne Schwertstreich überließen.

Mit dem Gleichmuth eines Condottiere vernahm Chrzanowski die Flucht der Piemontesen vor Mortara. Auf den Tadel des Ministers Cadorna, daß er dies un-

gerügt zulasse, erwiderte er: Wie soll man sie aufhalten, wenn sie Alle fliehen? Am folgenden Tage versammelte er die Truppen um Novara, auf einem völlig ungeschützten Schlachtplatze, gegen den die Östreicher mit raschem Marsch heranzogen. „Dies ist das Feld", sagte Chrzanowski zu den Ministern Cadorna und Tecchio, „auf welchem ich die Östreicher erwarte. Unsere Positionen sind gut; wenn die Soldaten sich schlagen wollen", fügte er hinzu, „so ist der Sieg unser!"

In Eilmärschen zogen sich die piemontesischen Divisionen zusammen. Zwei Kilometer von Novara erhebt sich eine leichte Anhöhe, auf welcher ein Flecken, genannt La Bicocca, liegt, zu beiden Seiten der Straße von Mortara. Dort hoffte Chrzanowski den Triumph der Kaiserlichen in Niederlage zu verwandeln. Die Division Perrone bildete den linken Flügel, die des Generals Bes das Centrum, und Durando stellte sich rechts auf. 13 Bataillone schützten die Flanken. Die Divisionen der Herzoge von Savoyen und Genua standen als Reserve bei San-Nazzaro und Novara. Die Brigade Solaroli hatte Befehl, die Straßen von Trecate und Galleate zu observiren. Der Plan war allerdings so günstig und kriegsgerecht, als die örtliche Lage nur zuließ. Doch versäumte Chrzanowski Bicocca zu verschanzen.

Bis zum folgenden Morgen, den 23. März, standen die Piemontesen, 65000 Mann stark mit 111 Feuerschlünden, in dieser Position. Das Wetter war kalt und regnerig; die Stimmung der meisten Soldaten nichts weniger als kriegslustig. Viele derselben meinten bereits, daß, da Romarino als Führer der Lombarden sich bei der Cava nicht geschlagen, die Piemontesen noch weniger nöthig hätten sich bei Novara für die Lombardei zu schlagen. Vergeblich versuchten die trefflichern Generale den Geist der Soldaten umzustimmen. Unter den Truppen gingen sogar gedruckte Zettel von Hand zu Hand, auf welchen zu lesen war: „Soldaten! für wen glaubt ihr zu kämpfen? Der König ist verrathen; in Turin wird die Republik proclamirt!" Der intelligentere Theil der Soldaten bemühte sich, die schmähliche, verrätherische Absicht dieser Worte bei den übrigen Kameraden wirkungslos zu machen; doch Mistrauen und Zweifel blieben im Allgemeinen zurück. Vollends niederschlagend wirkte die Kunde, daß der Mangel an Lebensmitteln beginne. Karl Albert zeigte sich überall, bald zu Fuß, bald zu Pferde den Truppen, rief Offizieren und Soldaten ermuthigende Worte zu. Düsterer Ernst lag auf seiner Stirn; der Fehler Romarino's und die Flucht der Piemontesen bei Mortara hatten ihn tief erschüttert. In dem Kampfe bei der Sforzesca hatte er sich, so berichtet ein hochgestellter und glaubwürdiger Augenzeuge, „absichtlich mehrmals dem dichtesten Kugelregen ausgesetzt". Der niedergedrückte Geist des Heeres am Morgen des 23. März machte ihn schweigsamer als je gegen seine Umgebung; einige male hörte man ihn die Worte vor sich hinsprechen: „C'est fini pour moi!" (Karl Albert sprach gewöhnlich französisch). Nur die Evvivarufe der Soldaten vermochten auf kurze Augenblicke seine Düsterkeit zu verscheuchen. Bei der Nachricht, daß der Feind anrücke, woran mehre Generale schon gezweifelt hatten, wurde Karl Albert ruhiger, und als die Flintenschüsse bei den Vorposten den Beginn des von ihm und allen Generalen herbeigewünschten Kampfes verkündigten, zeigte der König sich freudig und heiter. Er schien mit einem schweren Entschluß gerungen zu haben. Vom Anfange der Schlacht bis zu Ende derselben unterließ er nicht, sich aus freiem Antriebe nach den gefahrvollsten Punkten zu begeben.

Um 11 Uhr Vormittags begann der General d'Aspre, kaum auf dem Kampfplatz angelangt, sich mit Ungestüm von Olengo her auf die Piemontesen zu werfen. Die Division Erzherzog Albrecht hatte er Bicocca und der piemontesischen Division Perrone gegenüber aufgestellt, seine Linke durch einen Theil der Division Schaffgotsch verlängernd, deren Rest die Reserve bildete. Kurze Zeit erwiderten die piemontesischen Bersaglieri das Feuer der Tiroler mit einigem Vortheile; dann wichen sie, fast sämmtlich junge Conscribirte, zurück, und brachten Verwirrung und Schrecken in die Brigade Savona, die bis dahin tapfern Widerstand geleistet. Die von General Mollard geführte Brigade Savoyen tritt sofort an ihre Stelle, die Marseillaise

singend, und Karl Albert, welcher in demselben Augenblicke erscheint, mit Tausend Evvivas begrüßend. General Perrone kehrt mit den in Eile wiedergesammelten Compagnien seiner Brigade auf seinen Posten zurück, wie ein einfacher Offizier in den Vorderreihen das Feuer leitend; aber eine Musketenkugel reißt ihm den Tschako vom Kopfe und wirft ihn vom Pferde. Kaum zur Besinnung gekommen, erschöpft von Blutverlust, kann er noch dem Könige die Worte zurufen: „Sire, ich habe Ihnen und der Unabhängigkeit unsers Vaterlands die letzten Tage meines Lebens dargebracht; jetzt ist meine Pflicht erfüllt.“ General d'Aspre ruft inzwischen seine Reserve zum Sturm herbei, dringt in Person nach dem Centrum, dem Städtchen Bicocca vor, das mehrmals genommen und wiedergewonnen wird. Die Piemontesen weichen jedoch endlich, und während der Herzog von Genua zur Hülfe eilt, fällt Bicocca in die Gewalt der Östreicher. Unter dem Rufe: Es lebe die piemontesische Waffenehre! dringt der General Passalaqua an der Spitze der Brigade Piemont zum Sturm vor: einige Positionen und 300 Gefangene fallen in seine Gewalt. In demselben Augenblicke durchbohren drei feindliche Kugeln seine Brust. Bicocca wird genommen, dann wieder verloren, und das 13. Regiment, begeistert durch die Anwesenheit des Königs, kämpft verzweifelt um den abermaligen Besitz. Karl Albert erscheint in seiner ganzen Heldennatur. Auf dem bleichen Gesicht lagert ruhiger Ernst; sein Blick ist feurig; die schneeweiße Farbe seines Bartes und Haares contrastirt mit dem schwarzen Mantel, welcher seine hohe Gestalt anschließend bedeckt. Von einem schwarzbraunen Pferde getragen, überblickt er mit Aufmerksamkeit die Angriffe seiner Soldaten, ohne auf das Vorbeisausen der feindlichen Kugeln zu achten. Der Tod scheint über ihn keine Gewalt zu haben. Eine Kanonenkugel reißt einem Carabiniere, der hinter dem Könige stand, den Kopf vom Rumpfe; von einer Batterie, an welcher er steht, wirft eine Kartätschenladung zehn Artilleristen todt und verwundet in den Staub. Ein Savoyarde führt ihm triumphirend zwei Gefangene vor, und sinkt, in demselben Augenblicke von einer Kugel durchbohrt, vor dem Pferde des Königs nieder. Von fünf Genieoffizieren, die seine Suite bildeten, werden an diesem Vormittage zwei (die Majore Goffi und Staglieno) schwer, und einer (der Lieutenant Pellegrini) tödtlich verwundet. Unter Hochrufen auf den König nimmt endlich das 13. Regiment das lange streitig gemachte Bicocca. Die übrigen Truppen drängen überall die Östreicher zurück, welche, entmuthigt und in Unordnung gebracht, jenseits von Olengo, drei Kilometer von Bicocca, erscheinen. Aspre lief Gefahr vollständig vernichtet zu werden. Es war 3½ Uhr Nachmittags.

Aber General Chrzanowski wußte den augenblicklichen Sieg der piemontesischen Waffen nicht zu benutzen. Wenn er in dem günstigen Augenblicke der Flucht des Feindes diesen mit neuen und stärkern Kräften verfolgt hätte, so würde er die Schlacht entschieden und den fliehenden Feind der lombardischen Insurrection in die Arme getrieben haben. So wahr ist Napoleon's Wort, daß Sieg oder Niederlage von der raschen Benutzung des günstigen Schlachtmoments abhängt! Chrzanowski ergriff indessen nicht die Offensive, um Bicocca nicht zu verlassen. Nur den kleinern Theil seiner Truppen, und diesen nicht einmal gleichzeitig, schickte er d'Aspre nach, welcher bald die Unschlüssigkeit seines Feindes besser zu benutzen verstand. Um 4 Uhr kam die östreichische Division Appel dem General d'Aspre zu Hülfe; Thurn und Wratislaw marschirten rechts gegen Novara; Radetzky erschien selbst auf dem Schlachtfelde. Aufs neue stürmten die Kaiserlichen auf die piemontesischen Positionen; doch eine Stunde hindurch blieb der Kampf unentschieden, obwol Radetzky fast alle seine Kräfte auf das Centrum warf. Mit jeder Minute wurde der Kampf entbrannter; viele piemontesische Offiziere stürzten sich in die größte Gefahr, in das lebhafteste Feuer, um die jungen Soldaten durch ihr Beispiel anzufeuern. Dem braven Hauptmann Mattei wurde der rechte Arm zerschmettert, und mit der Linken commandirend blieb er auf seinem Posten. Dem Lieutenant Hugo riß eine Kartätsche ein Bein fort, und sinkend rief er, um seine Soldaten zu ermuthigen: Es lebe der König! Es lebe Italien! Karl Albert stand neben seinem langjährigen Freunde und Feldadjutanten

Grafen Robilant, als der Letztere seinen Sohn wahrnimmt, und wegen dessen Todesblässe ihn fragt, ob er verwundet. Da zieht der junge Held seinen zerschmetterten und zum Theil fortgeschossenen linken Arm aus dem Mantel hervor, und den blutigen Stummel aufrichtend ruft er: Es lebe der König! „Bravo, tröste dich, Karl", antwortet der Vater, „du hast deine Pflicht gethan!" Nach langer verzweifelter Abwehr, in welcher die piemontesische Artillerie die trefflichsten Dienste leistet, gelingt es den gleich verzweifelt anstürmenden Östreichern, bis nahe an Bicocca vorzudringen. Karl Albert, die Gefahr bemerkend, sprengt nach dem Ausruf: „Wäre doch wenigstens die Ehre der Armee gerettet!" aufs neue herbei, doch nur, um Augenzeuge von dem verwirrten Rückzug der Seinigen zu sein. Die Wiedernahme der Position erschien jetzt nur noch als das Werk der höchsten Verzweiflung und Todesverachtung. Der Herzog von Genua sprengt nichtsdestoweniger seinen fliehenden Soldaten voran, hält Offiziere und Soldaten mit der Spitze des Degens auf, sammelt in Eile drei Bataillone, und, vom verwundeten Pferde steigend (zwei Pferde waren bereits unter ihm gefallen), führt er zu Fuß seine Soldaten zum Sturm. Ein furchtbares Artillerie- und Musketenfeuer empfängt sie und wirft den Tod in ihre Reihen. Das war das Signal zur wildesten Flucht. Nur von einigen Offizieren und Soldaten umgeben, blieb Karl Albert, der tiefsten innern Bewegung erliegend, im dichten Kugelregen stehen. Seine Umgebung drang in ihn, sich nicht unnütz der furchtbarsten Gefahr auszusetzen. Er antwortete erschüttert: „Laßt mich sterben! dies ist mein letzter Tag!" General Durando zog ihn endlich mit Mühe am Arme fort. Die Soldaten waren nicht mehr aufzuhalten, achteten nicht mehr auf die Stimme der Führer, und warfen sich in regelloser Verwirrung unter dem Schutze der hereinbrechenden Dunkelheit, des Regens und Schneegestöbers, wodurch den Offizieren noch unmöglicher wurde die Fliehenden zu übersehen und zum Stehen zu bringen, in die Thore von Novara. Der Train, die Cavalerie folgten ihnen im Gedränge und in Verwirrung. Um 8 Uhr Abends waren alle Truppen, die um Bicocca gekämpft, in den Mauern der Stadt. Karl Albert zog als der Letzte ein, das wilde Auseinanderfliehen der Soldaten mit Recht heilloser erachtend als die Niederlage. Denn die plötzlich hereingebrochene Indisciplin der Piemontesen ließ alle Führer den Gedanken an eine zweite Hauptschlacht aufgeben. Die Divisionen La Marmora, Durando und Bes (letztere getheilt) zogen sich, nach vergeblich fortgesetztem Kampf und zum Theil bis Novara verfolgt, bei vollständigem Dunkel in die Stadt zurück, deren Wälle und Bastionen rasch in Vertheidigungsstand gesetzt wurden. Der siegreiche Feind lagerte vor den Thoren der Stadt; die Reserve blieb bei Orengo. Nach den meist übereinstimmenden Angaben hatten die Östreicher gegen 3000 Verwundete und Todte, und 1000 Gefangene verloren; die Piemontesen dagegen 4000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene und 12 Kanonen.

In Novara versammelte sich der Kriegsrath, und sein einmüthiger Beschluß war die Foderung eines Waffenstillstands. General Cossato begab sich zu Radetzky, welcher, Karl Albert persönlich beleidigend, unter andern harten Bedingungen die Expulsion aller italienischen, nichtpiemontesischen Soldaten und Offiziere, die bei Novara gekämpft, verlangte. Entrüstung röthete die gefurchte Stirn Karl Albert's; aufs neue rief er die Generale zum Rath zusammen. „Sie sehen, meine Herren", rief er ihnen zu, „daß es nicht möglich ist, solche Bedingungen anzunehmen!" Dann fragte er, ob es möglich sei, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen und dem Feinde wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Nein! war die allgemeine Antwort. Nicht als ob der Verlust des Tags unersetzlich erachtet wurde, sondern weil das Heer durch den Ungehorsam Romarino's, in dem die Soldaten absichtlichen Verrath erblickten, entmuthigt, durch die Zersprengung der Piemontesen bei Mortara und die Vernichtung der Disciplin am Ende der Schlacht bei Novara in voller Auflösung war. Da stand Karl Albert auf und rief mit gehobener, aber fester Stimme: „Mit Schmerz sehe ich meine Hoffnungen getäuscht, nicht so sehr meinetwegen als des Vaterlandes wegen, für dessen Heil ich 18 Jahre hindurch keine Anstrengung ge-

scheut habe! Ich habe nicht den Tod auf dem Schlachtfelde finden können, wie ich gewünscht. Vielleicht ist meine Person jetzt das einzige Hinderniß zur Erreichung billigerer Bedingungen seitens des Feindes ... Da nicht mehr möglich, den Kampf fortzusetzen, so lege ich hiermit meine Krone nieder zu Gunsten meines Sohnes Victor ... Der neue König wird hoffentlich bessere Bedingungen und einen für das Land vortheilhaften Frieden erhalten ... Mein Werk ist zu Ende, mein Entschluß ist gefaßt; ich bin nicht mehr König — der König ist mein Sohn Victor Emanuel." Vergeblich beschworen ihn die Prinzen und Generale, seinen Entschluß zurückzunehmen. Er blieb fest; und seine Söhne und die Generale umarmend, dankte er ihnen für die ihm und dem Staate erwiesenen Dienste. Dann verabschiedete er die Anwesenden. So endigte die Regierung Karl Albert's mit schwerem Unglück, aber einem Unglück voll Größe.

Zwei Stunden später, nach Mitternacht, verließ Karl Albert, begleitet von einem Kammerdiener, in einer schlichten Reisekutsche Novara. Mit gebrochenem Herzen betrat der unglückliche König in Nacht und Graus den Weg des freiwilligen Exils. Der erste italienische Fürst, der sich für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geopfert hatte in hochherzigem Kampfe, mußte mit Thränen im Auge und Seufzern auf der Lippe den italienischen Boden verlassen! Aber er vollbrachte hiermit das letzte Opfer! *) Unter dem Namen eines Grafen de Barges reiste Karl Albert über Nizza nach Frejus, einer kleinen französischen Küstenstadt an der Grenze, von wo er sich nach Oporto in Portugal einschiffte. In tiefer Einsamkeit, als schlichter Bürger lebend, sollte er dort nach kurzer Frist ins Grab steigen. Seine Abdankung und Selbstverbannung wurden zwei Tage später unter Thränen und Schluchzen vom Parlamente in Turin vernommen, welches feierlich das Votum acclamirte: Carlo Alberto ha bene meritato della patria! Die Nation aber, welche Karl Albert bis dahin den hochherzigen König genannt hatte, nennt ihn seitdem den König-Märtyrer und segnet sein Andenken.

Abschluß des Waffenstillstandes vom 23. zum 24. März 1849; die Erhebung Brescias, der Aufstand zu Genua.

Noch in der Nacht vom 23. auf den 24. März wurden der Waffenstillstand und mit diesem die wesentlichen Bedingungen des Friedens geschlossen. Der neue König Victor Emanuel schickte den General Cossato und den Minister Cadorna zu Radetzky; doch Letzterer verlangte mit dem Könige in Person zu verhandeln. Der König schwankte einen Augenblick; dann begab er sich mit den beiden Genannten nach Vignale, wo gleichzeitig der Feldmarschall erschien. Die Bedingungen waren: Besetzung des Landesstrichs zwischen dem Tessin und der Sesia durch 20000 Oestreicher; gemischte östreichische und piemontesische Garnison in Alessandria, Beides bis zum definitiven Frieden; Verabschiedung der lombardischen Corps; Herabsetzung des piemontesischen Heeres auf den Friedensfuß; sofortiger Beginn der Friedensverhandlungen auf der Basis der Verträge von 1815; Tragung der Kriegskosten seitens

*) Mehre Generale, die Grafen Robilant, La Marmora, Scati und Andere, beschworen Karl Albert mit Thränen im Auge, ihnen zu gestatten, wohin er auch wolle, in Glück und Unglück ihm zu folgen. Gerührt bis zu Thränen, dankte Karl Albert für so große Treue und Ergebenheit; doch ging er nicht ab von seiner Antwort: „Mein Entschluß ist gefaßt; ich will das Leben, welches ich zu führen gedenke, von Niemandem theilen lassen." Nach anderthalbstündiger Fahrt gerieth er bei Orfengo in die Gefangenschaft eines dort bivouakirenden östreichischen Postens, aus welcher er sich jedoch nach mehren Stunden, als der General Thurn und Taxis beim Posten eintraf, durch den Vorweis eines vom Commandanten von Novara ausgestellten Passes befreite, der den Inhaber als Grafen de Barges, piemontesischen Oberst außer Diensten, bezeichnete. Ein gefangener piemontesischer Bersagliere erkannte den König; aber dessen Augenwink verstehend, antwortete er auf die Frage des Generals Thurn und Taxis, ob er den Reisenden als den Grafen Barges kenne, mit Ja, worauf Karl Albert seinen Weg fortsetzen durfte. Kurz darauf gestand der Bersagliere, daß der Reisende kein Anderer als König Karl Albert gewesen.

Piemonts. Harte Bedingungen, welche der Drang des Augenblicks anzunehmen gebot! Während der Verhandlungen noch marschirte der östreichische General Wimpffen, ohne von denselben unterrichtet zu sein, am frühen Morgen des 24. mit drei Brigaden gegen Casale, und verlangte die Übergabe der Stadt. Obwol die Stadt nicht befestigt war und nur ein altes mit einem Veteranencorps besetztes Castell hatte, so wurde den Östreichern doch seitens der Veteranen und der Bürger ein so stürmischer Empfang, daß sie sich nach den entferntern Hügeln zurückziehen mußten. In der folgenden Nacht machte die Mannschaft von Casale selbst einen den Patriotismus der Bürger ehrenden Ausfall gegen den Feind. Damit endeten die Feindseligkeiten, denn am folgenden Tage wurde der Waffenstillstand bekannt.

Zwei unglückliche Ereignisse, die mit der Schlacht von Novara in nächster Verbindung standen, folgten derselben auf dem Fuße: die Erhebung von Brescia und von Genua. Ehe noch der Tag des 23. März abgelaufen, war nach Brescia die Kunde gekommen: die Piemontesen hätten um 3 Uhr Nachmittags vollständig gesiegt, die Östreicher seien auf der Flucht. *) Wie ein Blitz entzündete die Nachricht alle Gemüther; ganz Brescia erhob sich unter dem Rufe: Es lebe Piemont! Es lebe Karl Albert, unser König! Die östreichischen Posten wurden entwaffnet; der Commandant fiel in die Gewalt der Bürger, während die 500 Mann starke Besatzung des Castells die Stadt mit Artilleriefeuer bestrich. Fruchtlos blieb der wiederholte Sturm gegen das auf einem Felsen gelegene Castell; vergeblich warteten die Bürger bis zum 26. März auf Nachrichten von Novara her. General Nugent zog inzwischen am Nachmittage des 26. mit 1000 Kroaten und zwei Kanonen gegen die Stadt, und die Insurgenten lieferten ihm ein hartnäckiges Gefecht. Am folgenden Morgen ließ Nugent mit verstärkten Kräften Sturm laufen, während Brescia vom Castell und der entgegengesetzten Seite zugleich bombardirt ward. Die Brescianer verdoppelten ihre Anstrengungen, und Nugent mußte sich nach dreistündigem Kampfe zurückziehen. Er stellte sich bei Sant'-Eufemia auf. Am 28. März erschien er nicht vor den Mauern. Da machten die Brescianer am Morgen einen verzweifelten Ausfall, und kämpften, entschlossen eher zu fallen als zu weichen, bis zum Abende. Zwei Drittheile der Insurgenten blieben todt oder verwundet auf dem Kampfplatze; gleich groß war der Verlust der Östreicher. General Nugent wurde tödtlich verwundet. Sterbend schickte er noch um Verstärkung nach Mantua und Peschiera. General Haynau eilte mit 4000 Mann und starker Artillerie herbei, und foderte Brescia zur Übergabe auf, indem er der Stadt die Niederlage der Piemontesen mittheilte. Doch die Insurgenten schenkten den Worten Haynau's keinen Glauben, und beschlossen, sich bis aufs Äußerste zu vertheidigen. Den ganzen Tag des 31. März kämpften die Brescianer mit einem Heldenmuth und einer Todesverachtung, daß Haynau, welcher seine besten Offiziere fallen und die Reihen der entmuthigten Soldaten sich immer mehr lichten sah, den Kampf bereits aufzugeben beschloß, als neue Bataillone und neue Artillerie ihm vom Tessin her zu Hülfe kamen. Mit dieser Verstärkung öffnete sich Haynau einen Zugang in die Stadt (1. April), und der Kampf wurde nun mit unerhörter Verzweiflung und Wuth geführt. Jedes Haus, jede Mauer, jede Straße mußte mit Sturm genommen werden. Furchtbar war die Züchtigung, welche Haynau den Brescianern zwei Tage hindurch durch seine Kroaten zufügen ließ: 300 Häuser gingen in Flammen auf oder wurden zerstört. Die, welche in die Hände der Kroaten fielen, mußten oft unter unerhörten Mishandlungen sterben.

Genua erhob sich (28. März) unter dem Eindruck der Niederlage bei Novara, und unter falschen Gerüchten, nach welchen die Stadt von den Östreichern occupirt werden sollte. Volkshaufen stürmten das Arsenal, und zwangen die Besatzung von 4000 Mann, die Stadt zu verlassen, welche nun in voller Gewalt der Insurgenten

*) Nach Mailand, Como, Bergamo und andern lombardischen Städten kam die Kunde von der Niederlage der Piemontesen noch zur rechten Zeit, um die fast überall schlagfertige Insurrection nicht zum Ausbruch kommen zu lassen.

blieb. General Alfonso della Marmora, welcher sich mit seiner Division (10000 Mann) von Parma nach Tortona begeben hatte, erhielt Befehl, Genua zu unterwerfen. Aber noch während seines Marsches wurde die Masse der Insurgenten immer geringer. Die Nationalgarde, welche keinen Theil an der Bewegung genommen, stellte sich, mit Ausnahme von 250 Mann unter Avezzana, auf die Seite der Regierung, und das Municipium, vom Mittelstande und Adel dazu angerufen, war bereit, mit La Marmora bei dessen erstem Erscheinen zu verhandeln. Kurz und ohnmächtig blieb unter diesen Umständen der Widerstand des vereinzelten Insurgentenhaufens. Die Forts und der Molo fielen ohne Kampf in die Gewalt La Marmora's nach kurzem Bombardement, worauf ein Waffenstillstand (6. April) und wenige Tage später eine allgemeine Amnestie, von welcher nur zehn Häupter der Insurgenten ausgeschlossen blieben, der Sache ein Ende machten. Die Bürger selbst erleichterten auf jede Weise den Einzug La Marmora's, und suchten seitdem durch zahllose Beweise von Anhänglichkeit an Piemont und Victor Emanuel den leisesten Schatten von Abfallgelüsten zu verwischen.

Eindruck der Trauernachrichten zu Turin; das Parlament und der neue König; der Friedensschluß; Beisetzung Karl Albert's.

Am Abende des 23. März wurde in Turin bekannt, daß die Piemontesen bei Novara eine Hauptschlacht lieferten, aber erst am 26. erfuhr man, nach unbeschreiblicher Angst, nach zahllosen widerspruchvollen Gerüchten, das schreckliche Resultat: die Niederlage, die Abdankung Karl Albert's, den Waffenstillstand. Die Bestürzung, Aufregung, Verwirrung, welche dieser Nachricht folgten, war unbeschreiblich. Die Nachricht kam so unerwartet, daß ein großer Theil der Bewohner ihr in den ersten Stunden keinen Glauben zu schenken vermochte. Die Minister selbst blieben über zwei Tage in voller Ungewißheit des Vorgefallenen. Der Bestürzung folgte rasch tiefe Niedergeschlagenheit und die schwersten Befürchtungen. Die Absolutisten erhoben sich plötzlich aus der scheinbaren Thatlosigkeit, und bemühten sich ein politisches Novara dem Lande zu bereiten: die Verfassung und die freien Institutionen sollten durch einen Staatsstreich vernichtet werden. Man suchte Victor Emanuel II. in bald verführerischer, bald drohender Weise zu überreden, wie nach der Schlacht von Novara das einzige Rettungsmittel für Piemont die Wiederherstellung der alten Ordnung sei; wie er das Heil des Landes, welches der Republik zusteuere, um so leichter begründen könne, als er die Verfassung nicht beschworen, und mithin nicht die Verpflichtung habe, sie aufrecht zu erhalten. Nie hat ein Fürst unter erschütternderen und betäubenderen Eindrücken seine Regierung angetreten als Victor Emanuel. Patriotisch von Gesinnung, heldenmüthig als Soldat, war er der Politik bis dahin fast fremd geblieben. Als einziger Leitstern inmitten der Verlockung, Drohung, des Unglücks und der Verwirrung diente ihm nur seine Geradheit und sein Gewissen. Und diesem folgte er, die Versuchung überwindend, und den Männern von reinem Patriotismus bereitwillig die Hand reichend.

Die Minister reichten in Masse ihre Entlassung ein. Das Land war einen Augenblick ohne Regierung, ohne bestimmte Leitung. Mit Angst sah man jeder kommenden Stunde entgegen. Das Nationalgefühl empörte sich, daß Östreich bereits festen Fuß im Lande gefaßt, während gerade dieser Umstand der alten absolutistisch-jesuitischen Partei die größte Sicherheit verlieh. Endlich am 27. März vernahm Turin die Stimme des jugendlichen Königs. In einer Proclamation rief er den Bürgern die Worte zu: „Unglückliche Ereignisse und der Wille meines verehrten Vaters haben mich vorzeitig auf den Thron meiner Ahnen gerufen. Die Verhältnisse, unter welchen ich die Zügel der Regierung ergreife, sind der Art, daß ich ohne die innigste Mitwirkung Aller schwer meinem einzigen Wunsch, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes zu wahren, nachzukommen vermag. Die Geschicke der Völker reifen nach den Planen Gottes heran; der Mann muß ihnen seine ganze Kraft zuwenden; wir haben dieser Schuldigkeit gegenüber nicht gefehlt. Jetzt muß

unser Bestreben sein, unverletzt und rein unsere Ehre zu erhalten, die Wunden des öffentlichen Unglücks zu heilen und unsere verfassungsmäßigen Institutionen zu befestigen."

Am Abende desselben Tags trat das Parlament zusammen, noch tief bewegt durch den Wechsel der Dinge. Die Deputirtenkammer wählte vor allem eine Deputation an Karl Albert, die ihm in der Verbannung die Gefühle des dankbaren und trauernden Vaterlandes ausdrücken sollte. Welch ein Moment! Mehrmals wurde die Stimme der Redner durch lautes Schluchzen von allen Seiten unterbrochen; mit heißen Thränen schrieb das Vaterland die Adresse an den umherirrenden König, über dessen Reiseziel in jener Stunde noch Ungewißheit herrschte. Die neuen Minister wurden mit Mistrauen empfangen. General De-Launay (Präsident und Äußeres), General della Rocca (Krieg), der jedoch nach wenigen Tagen durch den trefflichen Dabormida ersetzt wurde, Mameli (Unterricht) und Demargherita (Justiz) bildeten das conservativ-constitutionelle, Pinelli (Inneres), Nigra (Finanzen) und Galvagno (öffentliche Bauten) das liberal-constitutionelle Element des Cabinets. Gioberti wurde mit dem Titel eines Ministers ohne Portefeuille schon in den nächsten Tagen in einer Mission nach Paris gesendet, von wo er, in seinem Ehrgeiz verletzt, nicht mehr nach Piemont zurückkehrte. Ein Sturm von Interpellationen über die Ereignisse von Novara und die Ränke der Absolutisten brach von den Deputirtenbänken los, auf welchen der allseitig beliebte Nigra mit wenigen, aber würdigen Worten antwortete. „Sobald die Verfassung", schloß er, „im mindesten verletzt wird, kehre ich in das Privatleben zurück." Pinelli übernahm das schwere Amt, die Bedingungen des Waffenstillstands zu verlesen, worauf stürmische Proteste antworteten. Die Schwere des Augenblicks verwandelte die Kammer in einen Convent. Nur der Leidenschaft, freilich der edelsten, Gehör gebend, decretirte die Kammer ihre Permanenz, foderte sie die Regierung auf, alle militärischen Streitkräfte um Alessandria zu versammeln, und, das Vaterland in Gefahr erklärend, alle waffenfähigen Männer zum äußersten Kampfe aufzurufen. Der Waffenstillstand wurde für unconstitutionell erklärt; eine Untersuchungscommission sollte die verdächtigen Generale vor sich laden. Schließlich wurde das Ministerium mit der Anklage des Hochverraths bedroht, im Falle es die Besetzung Alessandrias durch Östreicher gestatten sollte. Aber alle diese Beschlüsse mußte die Kammer bei kälterer Erwägung schon am nächsten Tage als unausführbar erkennen.

In wenigen Tagen erwarb sich Victor Emanuel das feste Vertrauen des Landes, dessen Liebe er bereits seit dem Augenblicke besaß, wo er an der Seite seines Vaters zum Kampf ausgezogen war. Feierlich huldigte ihm die Nationalgarde auf der Piazza Castello in Turin. Am 30. März schwur er, nach schlichten, patriotischen Worten, im Angesichte der Senatoren und Deputirten, die Verfassung in Treue aufrecht erhalten und beobachten zu wollen. Er hat auch seinen Schwur gewissenhaft gehalten, und in den schwierigsten Momenten nicht gewankt, wo sich Alles verband, um ihn auf denselben Weg zu drängen, den andere Fürsten Italiens freiwillig betraten.

Die schwere Aufgabe, die das Ministerium De-Launay-Pinelli übernahm, erschien bei der Stimmung der demokratischen Kammer unlösbar. Noch am 30. März prorogirte man das Parlament, indem man gleichzeitig die Deputirtenkammer auflöste und den Zusammentritt der Wahlcollegien um Mitte Juli festsetzte. Über vier Monate dauerten die Friedensverhandlungen mit Östreich. Allmälig richtete sich die Stimmung in Piemont wieder auf. Bei allem Unglück hatte das Land wenigstens den Trost einer loyalen Regierung, der unverletzten Erhaltung der freien Institutionen und der politischen und nationalen Selbständigkeit. Was die übrigen Staaten Italiens betraf, so erlag die Insel Sicilien zuerst: vergeblich war ihr langer und energischer Widerstand. Vier feindliche Corps (Neapel, Spanien, Frankreich und Östreich) zogen gegen die Römische Republik, die nach männlichem Kampfe der Übermacht

blieb. General Alfonso della Marmora, welcher [illegible] folgte die Restaura-
Mann) von Parma nach Tortona begeben [illegible] fielen in das alte Be-
werfen. Aber noch während seines [illegible] sich Venedig. Die helden-
immer geringer. Die Nation[illegible] [illegible] verlassenen Republik wurden
men, stellte sich, mit A[illegible] [illegible] Bombardement beschlossen. Doch dies
Regierung, und das [illegible] kämpften die Venetianer mit dem na-
bereit, mit La Mar[illegible] [illegible] reichenden Portionen vertheiltes Brot war
mächtig blieb ur[illegible] [illegible] die Cholera täglich 400 Personen wegraffte.
haufens. Die [illegible] Aufopferungsfähigkeit aller Bürger machte den Wi-
ra's nach kur[illegible] möglich. So fiel Venedig am Tage des 22.
nige Tage fr[illegible] [illegible] bis zu den Ufern der Adria, und von dort bis
surgenten a[illegible] [illegible] somit der Restauration und ihren Folgen die Bahn
erleichterter [illegible]
zahllose F[illegible]
Schatte[illegible]

Eind[illegible] Verhältnissen mußte auch Piemont das Haupt beugen und sich des Siegers unterwerfen. Wenn es sich aber bereit zeigte, opfern, so hielt es doch mit Festigkeit an der Unverletzlichkeit verzichtete auf die Lombardei und Venedig, auf die Herzog- Parma; seine Grenzen blieben die frühern. Es verlangte und Lombarden und Venetianer, welche neben den piemontesischen kämpft hatten. Als Kriegsentschädigung verlangte Östreich 210 Millionen Millionen Entschädigung für die Eigenthümer der Lombardei, die beiden Feldzüge Schaden gelitten. Über diese Foderung stellte Piemont Unterhandlungen ein, bis Östreich auf 75 Millionen im Ganzen herabging, und sich aus Alessandria zurückzuziehen bereit erklärte. Am 6. Aug. wurden Bedingungen von Piemont (Graf Pralormo, General Dabormida, Cavaliere compagni) und Östreich (Baron von Bruck) zu Mailand gezeichnet.

Die neugewählte Deputirtenkammer bestand durchweg aus den *liberalen* und zum Theil radicalen Kammerelementen von 1848. Sie wurde am 30. Juli von dem Ministerium Pinelli-d'Azeglio eröffnet, welcher Letztere, dem Könige persönlich befreundet, von allen Parteien gleich sehr geachtet, dem unpopulären General De-Launay in der Präsidentschaft und Verwaltung des Äußern gefolgt war. Das Programm des Ministeriums blieb das frühere, und versprach: Unversehrte Aufrechterhaltung der Verfassung; innere Verwaltung und Reform im liberalen Geiste derselben; unabhängige und würdige Stellung nach außen. Große Popularität und dauernden Bestand erwarb sich die Politik d'Azeglio's namentlich durch die Bekämpfung des französischen Einflusses. Mit den ersten gemeinschaftlichen Acten betraten Regierung und Parlament den Weg der Reform, und Östreich, welches im übrigen Italien mächtig war, konnte aus seinem Waffensiege über Piemont keine moralischen oder politischen Früchte ziehen. Freilich war die Politik d'Azeglio's nur der Ausdruck des mit neuer Kraft sich wiedererhebenden Nationalgeistes und des mit diesem Geiste im vollsten Einklange stehenden königlichen Willens.

Eine düstere Episode unterbrach das aufblühende politische Leben Piemonts. Am 8. Aug. kam die Trauerkunde von dem Tode Karl Albert's (29. Juli) nach Turin, und ein langhallender Klageruf ertönte von den Ufern der Dora über ganz Italien. Bis zu seinen letzten Augenblicken hatte der verbannte König eine seinem Unglücke würdige Seelenstärke gezeigt. Mitten unter den unsaglichsten physischen Leiden, die nur sein hinsterbender Körper, nie eine Klage auf seinen Lippen verrieth, hatte er in den letzten Tagen mit den wenigen Freunden, die ihm der Senat als Deputation sandte, viel über die Schicksale und Hoffnungen Italiens gesprochen. Er starb in der freudigen Überzeugung, daß er sich nicht umsonst für sein Vaterland geopfert, daß die Geschicke desselben in der Schule des Unglücks heranreifen werden, daß in Piemont und dem Hause Savoyen die Kraft und Zukunft Italiens beruhe.

Am frühen Morgen des 4. Oct. brachte der sardinische Kriegsdampfer „Monzambano" die entseelte Hülle Karl Albert's nach Genua, in dessen mastenreichem

Hafen die Trauerflaggen aller Nationen wehten. Ganz Genua, Männer und Frauen, Nationalgarde und Militär legten Trauer an, brachen in Bewegung und Schluchzen aus bei dem Anblick der Bahre, die den todten König in sich schloß — den Fürsten, der in der Bürgertugend seinen höchsten Stolz, in der Wohlfahrt seines Landes sein höchstes Glück, in der Erhebung Italiens zur Nation seinen höchsten Ruhm gesucht, dessen Anstrengungen, Kämpfe und Opfer der Tod auf fremder Erde beschlossen hatte. Sieben Tage dauerte der feierliche Leichenzug von Genua nach Turin. Wie die Städte- und Landbewohner in den freudigen Novembertagen von 1847 längs desselben Wegs zusammengeströmt waren, um die Reise Karl Albert's zum Triumphzuge zu machen, so strömten sie jetzt herbei, um seiner Bahre Segnungen und Thränen nachzusenden. Am Nachmittage des 12. Oct. traf die Bahre in San-Solvario bei Turin ein, wo sie von den Senatoren und Deputirten, von fast allen Würdenträgern und Municipien des Königreichs, von unübersehbaren Volksscharen, von Tausenden von Verbannten aus allen Theilen Italiens erwartet wurde. Ein ganzes Volk in Trauerkleidung! Glücklich schätzte sich, wem es gelang, den Sarkophag zu berühren, den Schmerz und Hoffnung mit Lorberkränzen und Nationalbannern bedeckt hatten. Über zwei Tage dauerte die Leichenfeier. Dann wurde die Hülle Karl Albert's unter königlichem Pomp nach der auf der Höhe der Superga gelegenen Basilikakirche getragen, welche die Gruft der sardinischen Fürsten umschließt. Zur Erinnerung an Karl Albert wallfahrtet Turin noch jährlich an dem Todestage des Königs nach jenem Grabe, das so viel Hochsinn und Patriotismus, und so viel Unglück bedeckt. Neben dem Kreuz der Superga aber blickt das italienische Tricolorbanner über das Land herab — gleichsam Symbole der Eintracht und freudigen nationalen Zukunft. *)

Das innere Staatsleben Piemonts seit dem Frieden mit Östreich bis zum Anfange des Jahres 1853.

Um die Mitte des Monats November 1849 wurde der Deputirtenkammer der mit Östreich zu Mailand geschlossene Friedensvertrag zur definitiven Bestätigung vorgelegt. Die Opposition sträubte sich, denselben anzunehmen, erhob verwickelte Competenzfragen, und wollte sogar die einzelnen Artikel discutiren, obwol die Discussion nicht ein Jota an dem von eiserner Nothwendigkeit dictirten Vertrag ändern konnte. Da erschien am 20. Nov. eine königliche Proclamation, welche die schwankende Kammer auflöste und freimüthig an den „guten Sinn des Landes, an das Urtheil Italiens und Europas" appellirte. „Die Freiheiten Sardiniens", hieß es darin, „laufen wegen der Kammerauflösung keine Gefahr; sie sind geschützt durch das ehrwürdige Gedächtniß König Karl Albert's, meines Vaters; sie sind der Ehre des Hauses von Savoyen anvertraut; sie sind geheiligt durch meine Eide: Wer wollte wagen für sie zu fürchten?... Ich unterschrieb einen Vertrag mit Östreich, der ehrenvoll, nicht verderblich war, und den das öffentliche Wohl erfoderte. Die Ehre meines Landes und die Heiligkeit meines Eides verlangten gleich sehr, daß dieser Tractat treu und ohne Zweideutigkeit ausgeführt würde. Meine Minister foderten die Zustimmung der Kammer, welche dieselbe durch Aufstellung von Bedingungen unannehm-

*) So viel Interessantes, zum Theil Neues uns auch der vorliegende Aufsatz bietet, wird doch gewiß kein Leser verkennen, daß der Verfasser in Auffassung des Ganzen wie in Beurtheilung der einzelnen Ereignisse und Persönlichkeiten einen rein italienischen, oder vielmehr piemontesischen Gesichtspunkt festhält. Selbst die Ausdrucksweise trägt italienische Färbung. Wie nahe es daher auch zuweilen lag, mit dem Verfasser zu rechten, unterließen wir dies doch, theils um den Fluß der Darstellung durch Häufung von Noten nicht zu unterbrechen, theils weil wir bereits in diesem Werke wiederholt die italienischen Angelegenheiten in unbefangenerer Weise zur Sprache gebracht haben. Namentlich erinnern wir den Leser an den Artikel: „Die geographisch-politische Weltlage Italiens", den wir im Jahre 1848, inmitten des politischen Sturms, im ersten Bande der „Gegenwart", S. 155—182, veröffentlichten. D. Red.

bar machte, weil ein solches Verfahren die gegenseitige Unabhängigkeit der drei Gewalten aufhebt, mithin die Verfassung verletzt. Ich habe aber geschworen, Gerechtigkeit und Freiheit für jede (der drei Staatsgewalten) innerhalb ihrer Rechtsgrenzen aufrecht zu erhalten: ich erfülle meinen Schwur, indem ich eine unmöglich gewordene Kammer auflöse und unmittelbar eine andere einberufe. Sollte jedoch das Land, sollten die Wähler mir ihre Mitwirkung versagen, so wird die Verantwortlichkeit für die Zukunft nicht auf mich zurückfallen, und die Störung der (Verfassungs-)Verhältnisse, die daraus hervorgehen könnte, werden sie nicht mir, sondern nur sich zuzuschreiben haben. Wenn ich mich bei dieser Gelegenheit strenger Worte bedienen zu müssen glaube, so geschieht es in dem Vertrauen, der öffentliche Gerechtigkeitssinn werde erkennen, daß diese Worte mir von tiefer Liebe zu meinen Völkern und ihren wahrhaften Vortheilen, und gleichzeitig von meinem festen Willen geboten sind, ihre Freiheiten zu erhalten und sie gegen äußere und innere Feinde zu vertheidigen."

Die parlamentarische Opposition verfehlte nicht, diese Proclamation einen indirecten Staatsstreich zu nennen, weil sie, auf die Gefährdung der Verfassungsverhältnisse anspielend, die moralische Unabhängigkeit der Wähler zu beeinflussen suchte. Anders sahen jedoch die unbefangenen Bürger diese Sache an. Man erkannte die schwierige Lage Piemonts nach außen, erhöht durch die gefährlichen Anläufe der reactionären und die Hinderungen der radicalen Partei, mit welcher die liberale Regierung Victor Emanuel's gleichzeitig zu kämpfen hatte. Zahlreicher als bei allen vorhergegangenen Wahlacten versammelten sich die Bürger in den Wahlcollegien, und vertrauensvoll auf den Appell des Königs antwortend, wählten sie eine in politischer und ökonomischer Richtung liberale, in der Bewahrung der Verfassung und der constitutionellen Freiheiten conservative Nationalvertretung. In der denkwürdigen Rede, mit welcher der König das Parlament eröffnete (20. Dec.), hieß es: „Die Verhältnisse, welche mich bestimmten, das Parlament aufzulösen und nach einem Appell ans Land ein neues einzuberufen, dürfen uns nicht niederschlagen. Diese Verhältnisse führten uns in jene Schule, in welcher man allein politisches Leben lernt, in die Schule der Erfahrung; sie waren Veranlassung zu einem edeln Beispiel von Vertrauen und Eintracht zwischen Volk und Fürst; sie gaben dem Lande Gelegenheit darzuthun, daß es fähig sei, seine Verfassung zu unterstützen, und werth, seine Freiheiten zu besitzen. Zur Befestigung der Verfassung und ihrer Freiheiten habe ich meinerseits so viel gethan, als nur in meiner Gewalt stand. Aber nicht genügt der Wille oder ein Decret des Königs, um sie tiefe Wurzel in dem Herzen und dem Verlangen der Allgemeinheit fassen zu lassen — beweisen wir deshalb, daß sie in ihrer praktischen Anwendung dem Lande wahrhaft nützlich und heilbringend sind."

Mit der Wirksamkeit der neuen Kammer trat eine wesentliche Vereinfachung der Parteistellung in und außerhalb des Parlaments ein. Die entschieden und doch conservativ Liberalen verschmolzen sich in eine große, starke Phalanx, welche die beiden extremen Richtungen in der Folge vergeblich zu durchbrechen suchten. In der Kammer war jene liberale Hauptpartei, wenn wir von zeitweiligen Modificationen absehen, durch die Grafen Cesare Balbo, Cavour, Franchi, durch den Genuesen Paolo Varina, die Advocaten Miglietti, Ratazzi, Cadorna, Demarchi Buoncompagni, durch die Professoren Torelli, Berti, durch Lorenzo Valerio, durch die Savoyarden Brunnier und Barbier vertreten, doch so, daß die demokratisch-constitutionelle Fraction, repräsentirt durch den Hauptmann Lions (gest. Anfang 1853), Depretis, Mellana, Sulis, Parent und Asproni in allen Fragen, wo es die Bekämpfung der klerikalen Richtung galt, sich mit der Hauptpartei vereinigte. Die ultra-katholische und ultra-royalistische Richtung wurde immer mehr eine außerparlamentarische, besonders seitdem das Programm der äußersten Rechten, geführt durch die Savoyarden Menabrea und Despine und den Grafen Thaon de Revel, nicht mehr gegen die Verfassung, sondern gegen das liberale System ankämpfte. Pinelli blieb fortan, bis zu seinem Tode, erster Präsident der Kammer.

Im Senate, zumeist aus Vertretern des großen Besitzes und der alten Adels-

classe zusammengesetzt, wechselte seit der neuen Parlamentseröffnung überwiegend conservative, dem Progressismus der Regierung und Deputirtenkammer nur unwillig folgende, mit überwiegend retrograder Richtung ab. Die Verschmelzung der staatlichen und kirchlichen Gewalt unter absoluten Principien erschien hier oft als Cultus, und dieser Standpunkt ward auch von einem großen Theile der Mitglieder mit voller Consequenz für die Folgezeit festgehalten.

Dauernd erhielt sich während der neuen Session von Anfange 1850 bis Ende 1851 die Cabinetsmodification d'Azeglio-Siccardi-Cavour. Diesen Männern standen zur Seite: Galvagno (Inneres), La Marmora (Krieg), Mameli, später Gioia (als Unterrichtsminister), Paleocapa (öffentliche Bauten). Nachdem die Kammer den mailänder Friedensvertrag votirt (9. Jan. 1850, mit 112 gegen 17 Stimmen, unter Stimmenthaltung der Opposition Josti-Valerio-Tecchio), begann unmittelbar jene interessante Reformepoche, welche in so lebhafter Weise die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Piemont lenkte. Zu den ersten folgenreichen Reformgesetzen, welche die alte Legislatur mit der Verfassung in Einklang brachten, gehörten die vom Justizminister Siccardi vorgeschlagenen und nach ihm benannten Gesetze über die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit und anderer kirchlichen Privilegien. Sie wurden am 9. März mit 130 gegen 26 Stimmen in der Wahlkammer angenommen. Die öffentliche Meinung jubelte dem Ministerium für den entschiedenen Schritt, durch welchen der politische Einfluß des Klerus gebrochen ward, langen und lauten Beifall zu, und eine Nationalsubscription zu einem Soldo (fünf Pfennige) behufs der Errichtung eines Denkmals zu Ehren Siccardi's ergab in kurzer Zeit über 50000 Francs. Mit den Siccardi'schen Gesetzen begann aber auch jener lange Kampf zwischen der liberalen und klerikalen Partei, der sich noch bis in die neueste Zeit fortspinnt. Der turiner Erzbischof Fransoni warf sich zum Haupte der extremen Klerikalen auf, und ein Hirtenbrief, den er am 21. April 1850 erließ, enthielt so heftige Angriffe gegen die Verfassung und die Regierung, daß er vom öffentlichen Ministerium confiscirt und ein Proceß gegen den Erzbischof eingeleitet wurde. Dieser büßte sein Vergehen mit vierwöchentlichem Gefängniß. Bei dem Todesfalle des frühern Ministers und Deputirten Santa-Rosa (7. Aug.) begann indessen der Bischof die klerikale Agitation noch heftiger zu schüren, indem er dem Genannten die letzten Tröstungen der Kirche verweigerte, weil derselbe die Siccardi'schen Gesetze votirt hatte. Fransoni drohte sogar mit Excommunication gegen die Regierung, die Deputirtenkammer u. s. w., und rief außer der strafenden Justiz auch die Entrüstung der öffentlichen Meinung gegen sich und seine Genossen auf. Nach mehrwöchentlicher Haft in der Festung Fenestrella wurde er vom turiner Appellationstribunal zur lebenslänglichen Landesverweisung (25. Sept.) verurtheilt. Gleiches Loos traf den Erzbischof Marongio-Nurra von Cagliari. Die Frati Serviti entgingen wegen ihrer Dienstbeflissenheit in der klerikalen Agitation kaum dem Ausbruche des Volkszorns, und wurden ebenfalls von der Regierung des Landes verwiesen. Rom protestirte heftig gegen die Bestrafung der Erzbischöfe, ja drohte einige Zeit ziemlich verständlich, Piemont in den Bann zu thun. Der Kammerpräsident Pinelli, ein tüchtiger diplomatischer Kopf, erhielt den Auftrag, die Zustimmung des Papstes zu den Siccardi'schen Gesetzen nachzusuchen. Derselbe erreichte aber nur, daß die Kirche sich nicht den äußersten Schritten gegen die neue politische Ordnung und die Regierung Piemonts hingab. Dagegen verlangte das Land mit immer einmüthigerer Stimme die weitere Beschränkung des politischen Einflusses des Klerus durch Sequestration der geistlichen Güter und Unterhaltung der Geistlichkeit auf Staatskosten, Aufhebung der Klöster und Verminderung der Bischofsitze (nach französischem oder belgischem Verhältniß).

Von den zahlreichen Reformacten unter dem Ministerium d'Azeglio-Siccardi-Cavour nehmen ferner die Veränderungen hinsichtlich der Feudalverhältnisse einen bedeutenden Rang ein. Trotz des Widerstandes der Adelsclasse und des Klerus wurden die Fideicommisse, die Majorate, die Erstgeburtsrechte, die Banalgerechtigkeiten, die geist-

lichen Zehnten (auf Sardinien) u. s. w. aufgehoben. Viel, aber nicht genug, wurde für den öffentlichen Unterricht gethan, auch große Sorgfalt auf Brücken-, Straßen- und Eisenbahnbauten verwandt. Mit kräftiger Hand und militärischer Entschlossenheit leitete La Marmora die Reorganisation und Disciplinirung des Heeres. Viele tüchtige lombardische Offiziere aus der militärischen Schule Östreichs traten in seine Reihen. Durch mancherlei Reformen wurde die Administration vereinfacht, den Landesbedürfnissen angemessen und weniger kostspielig gemacht. Unermüdliche Thätigkeit mit großem Talent und umfassenden ökonomischen Kenntnissen verbindend, verbesserte Cavour die alte Navigationstaxe und den Douanentarif nach freisinnigen Principien. Handels- und Schiffahrtsverträge in freihändlerischem Sinne wurden unter ihm mit Frankreich, Belgien, Holland, England, der Schweiz, Portugal, Spanien, mit den deutschen Hansestädten, dem Zollvereine, mit Östreich und andern Staaten geschlossen, und dadurch dem Handel und der Industrie ein bald merklich hervortretender Aufschwung gegeben. Die Steuergesetzgebung ward vielfach, aber nicht durchgreifend und nach allgemeinem Principe, reformirt; die durch den Krieg und die (bereits abgezahlte) Kriegsschuld an Östreich stark erschütterten Finanzen wurden geregelt und dem Gleichgewicht näher gebracht. Die auswärtige Politik lehnte sich hauptsächlich an England an, welches sich wegen seiner, durch die glückliche geographische Lage der sardinischen Staaten begünstigten Handelsinteressen zum politischen Bundesgenossen derselben machte.

Während Regierung und Land fortgesetzt ihre Anstrengungen der Entwickelung der politischen, ökonomischen und moralischen Interessen zuwandten, fanden auch häufig die Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes auf der parlamentarischen Tribune wie in der Presse Piemonts warme und beredte Theilnahme. Dabei herrschte zwischen König, Regierung und Volk eine bewundernswürdige Einigkeit, welche den kleinen sardinischen Staat vor den heftigen Reactionsstürmen des übrigen Europas bewahrte und Volkskraft und nationales Bewußtsein nur stärken konnte. Erst der vorzeitige Tod des vielbeklagten Kammerpräsidenten Pinelli, der am 23. April 1852 erfolgte, rief in diesen friedlichen Verhältnissen eine erheblichere, doch vorübergehende Störung hervor. Pinelli hatte durch seinen großen Einfluß auf die Kammer und seine außerordentliche Gewandtheit in der Leitung der Debatten die liberalen und conservativen Kammerelemente in den wichtigsten Fragen zu vereinigen gewußt, obwol er seiner innersten Neigung nach den Conservativen angehörte. Als das Ministerium sich bei Gelegenheit einer Preßgesetzmodification von der äußersten Rechten, welche ohne Nothwendigkeit nach harten Beschränkungen verlangte, förmlich lossagte, und seine hauptsächliche Stütze in der Vereinigung des linken und rechten Centrums suchte, erklärte sogar Pinelli tadelnd, daß er zwar die Unterstützung der Linken nicht zurückweise, aber die völlige Trennung des Cabinets von der (äußersten) Rechten nicht billigen könne. Obwol diese Erklärung die Popularität Pinelli's beeinträchtigte, gab sich doch bei seinem kurz darauf erfolgenden Tode die allgemeinste Trauer in der Hauptstadt wie im Lande kund. Dankbar erinnerte man sich, daß er zumal es gewesen, welcher nach der Schlacht bei Novara die Verfassung und die freien Institutionen vor den Absichten der Absolutisten und Klerikalen gerettet hatte. Die Deputirtenkammer ehrte sein Andenken dadurch, daß sie während der ersten Wochen, die dem Tode Pinelli's folgten, das Amt des ersten Präsidenten unbesetzt ließ. Inzwischen war kein Umstand geeigneter, die parlamentarische Parteistellung, dem Ministerium gegenüber, aufzuzeigen, als die Wahl eines ersten Präsidenten. Über die Trauer, und selbst über den Wunsch, jede Collision zwischen den Parteien und der Regierung zu vermeiden, siegte das gemeinsame Verlangen der Parteien und der Minister nach Gewißheit über die eigene Lage. Man schritt zu einer neuen Präsidentenwahl, und aus der Urne ging mit erheblicher Majorität der Name eines der talentvollsten und beredtesten Führer der gemäßigten Linken, des Advocaten Ratazzi, hervor, der früher Mitglied des sogenannten demokratischen Ministeriums gewesen war. Diese Wahl, welche den conservativen Elementen des Cabinets, wie d'Azeglio, Galvagno und Fa-

rini (Letzterer Unterrichtsminister seit dem Herbst 1851), wenig zusagte, verwirklichte nun den befürchteten Zwiespalt. Die Genannten reichten ihre Entlassung ein, die der König annahm, indem er jedoch gleichzeitig d'Azeglio, in dessen Umsicht und politischen Takt er stets das größte Vertrauen setzte, mit der Neubildung des Cabinets beauftragte. Die hauptsächlichste Bedeutung dieser Veränderung lag in dem Ausscheiden des Finanz- und Handelsministers Grafen Cavour, der bis dahin den vorwiegendsten Einfluß auf das Cabinet geübt, und besonders angelegentlich eine engere Vereinigung der beiden Centren, als Gegengewicht der äußersten Rechten, angestrebt hatte. Cavour wurde durch den als Historiker rühmlich bekannten, im Finanzfache aber weniger erfahrenen Reichssenator Luigi Cibrario ersetzt, den edlen Freund des Königs Karl Albert. An die Stelle Galvagno's trat als Minister des Innern der Generalintendant Pernati, der im Rufe eines tüchtigen Administrators stand, aber wegen seines widerspruchsvollen Verhaltens in Principienfragen sich weder die Sympathien der Liberalen noch der Conservativen zu erwerben vermochte. Farini wurde durch den frühern Minister Buoncompagni ersetzt, welcher gleichzeitig die Justizverwaltung übernahm, nachdem diese kurze Zeit durch den Advocaten Deforesta aus Nizza, dann provisorisch durch Galvagno geleitet worden war. Die übrigen Minister blieben; d'Azeglio selbst verharrte in seiner bisherigen Stellung als Cabinetspräsident und Minister des Auswärtigen.

Die liberale Kammermajorität „acceptirte" zwar dieses Ministerium, brachte ihm aber nicht jene warme Sympathie und jenes feste Vertrauen entgegen, deren sich das Cabinet d'Azeglio-Siccardi-Cavour erfreut hatte. Im Publicum und in der Presse wurde die neue Verwaltung häufig als eine transitorische bezeichnet. Ohne den Reformweg zu verlassen, ließ das Cabinet zu geringes Selbstvertrauen und eine der öffentlichen Meinung misliebige Neigung zu Zugeständnissen an die auswärtige Diplomatie durchblicken. Freilich war Piemonts Lage nach außen in Folge der französischen Staatsumwälzung vom 2. Dec. 1851 noch schwieriger geworden als vorher, und es mochte dem Cabinet vielleicht rathsamer geschienen haben, den Reactionsstürmen, welche von Frankreich, Östreich und Rom zugleich gegen Piemont hereindrohten, durch ein kluges Nachgeben auszuweichen als durch starren Widerstand zu trotzen. Bei einer frühern Gelegenheit hatte d'Azeglio schon in einer Kammerrede die allegorische Bemerkung gemacht, daß ein kluger Schiffsführer auf stürmischem Meere dem Wogenbruch ausbeuge, ja selbst Entbehrliches über Bord werfe, um die Hauptsache zu retten; und daß ein einsamer Wanderer in wüster Gegend, wenn er auf einen schlafenden Löwen stößt, wohl thue, an diesem geräuschlos vorüberzugehen. Piemont glich damals in der That einem solchen einsamen Wanderer. Außer der kleinen, ebenfalls bedrohten Schweiz, hatte es nur mächtige und feindselige Nachbarn, welche das parlamentarische Regierungssystem im eigenen Hause abgeschafft hatten und nur mit Miswollen dasselbe an ihren Grenzen fortbestehen sehen mußten. Das Frankreich vom 2. Dec., ein innigeres Bündniß mit Rom und dem Klerus anstrebend, unterstützte, wenigstens indirect, die römischen Anmuthungen gegen Piemont, um hier den Klerikalen größern Einfluß zu verschaffen. Östreich gab seine Abneigung gegen das Verfassungsleben in Piemont in wiederholten Reclamationen und Noten in der Emigrations-, in der Preß- und klerikalen Frage zu erkennen. England bewahrte zwar, selbst unter dem Ministerium Derby, seine Sympathien für Piemont, ließ aber energischern Beistand zweifelhaft erscheinen, während sich Preußen überhaupt gleichgültig oder zurückgezogen verhielt. Von der Diplomatie unterstützt, verlangte die römische Curie von Piemont fortwährend Zugeständnisse, ja machte zu Bedingungen eines friedlichen Einvernehmens die Aufhebung der Siccardi'schen Gesetze und die Rückberufung der landesverwiesenen Erzbischöfe Fransoni und Marongio-Nurra. Rom wurde, wie zu den Zeiten Karl Albert's, der schwierige Punkt in den auswärtigen Verhältnissen Piemonts. Der inländische Klerus trat immer heftiger gegen die Regierung, die Verfassung und die Freiheiten des Landes auf, bald in Hirtenbriefen, bald auf der Kanzel, bald in der Presse. Auf der

Insel Sardinien, wo die auf niedriger Bildungsstufe stehende Geistlichkeit eine ebenso leidenschaftliche als verwahrloste Bevölkerung beherrscht, waren schon im Carneval von 1852 (in Cagliari, Sassari und andern Städten) bei Gelegenheit des Verbots der Gesichtsmasken blutige Unruhen ausgebrochen, als deren Urheber und Anschürer fanatische Geistliche von der öffentlichen Stimme bezeichnet wurden. Energische Regierungsmaßregeln, mit deren Ausführung General Durando beauftragt wurde, stellten die Ruhe auf der Insel wieder her; aber auf dem Festlande dauerte die klerikale Agitation fort, obwol hier wegen der größern Bildung der Bevölkerung keine Aufstände zu befürchten standen.

Heftiger noch wurde die Agitation betrieben, als im Juni 1852 das Ministerium in der Person des Justizministers Buoncompagni das schon bei Gelegenheit der Siccardi'schen Gesetze verheißene Civilehegesetz der Deputirtenkammer vorlegte, nach welchem das Land seit mehren Jahren einmüthig und beharrlich verlangt hatte. Der ministerielle Entwurf entsprach nicht den Erwartungen der gebildeten öffentlichen Meinung; mannichfache Mängel, innere Widersprüche und ängstliche Rücksicht zu Gunsten der geistlichen Einmischung in die staatliche Gewalt, ließen die Vorlage weder bei den Liberalen noch bei den Conservativen Zustimmung finden. Fast alle öffentlichen Stimmen vereinigten sich in dem Wunsche nach vollständiger Trennung der geistlichen und staatlichen Gewalt in der Institution der Ehe, in der Art, wie diese Trennung in dem französischen Civilehegesetz ausgesprochen ist. Die Regierung trat in lange Unterhandlungen mit Rom, vermittelst des sardinischen Gesandten Grafen Bertone, um die Zustimmung des Papstes zu dem Gesetzentwurf zu erhalten. Pius IX. gab diese Zustimmung gewissermaßen durch die Erklärung: „Daß er nichts entgegenzusetzen habe, wenn dem Sacramente alle seine Rechte und die ihm gebührende Freiheit erhalten blieben, und das sardinische Gesetz nur die staatliche Seite (effetti civili) der Ehe betreffe. *)

Die öffentliche Meinung nahm indessen die ministerielle Vorlage trotz ihrer Mängel und Halbheit freudig auf, sich begnügend mit Wegräumung aller zahlreichen Hindernisse, welche die Gewalt des Klerus so häufig der Schließung einer Ehe entgegensetzt. Die Kammeropposition trat ebenfalls äußerst gemäßigt auf und enthielt sich, auf wesentliche Abänderungen zu dringen. Nach einer kurzen Discussion, die durch eine glänzende, an historischen und juristischen Argumenten reichen Rede des Justizministers Buoncompagni eingeleitet wurde, nahm die Deputirtenkammer den Entwurf mit bedeutender Majorität an. Dieses Votum, und die Befürchtung, daß nun auch der Senat die Vorlage annehmen werde, obwol dieser die Discussion erst nach den viermonatlichen Sommervacanzen beginnen sollte, erhitzte die Agitation der Klerikalen im höchsten Maße. Eine schwere, ja fieberhafte Krisis begann sich vorzubereiten. Das piemontesische und ligurische Episkopat, von fremdem Boden aus durch den verwiesenen Erzbischof Fransoni geleitet, schleuderte Proteste und Excommunicationsdrohungen gegen die Civilehe und ihre Anhänger. Die Bischöfe von Savoyen riefen in einem leidenschaftlichen Collectivschreiben die „Organisation des gesetzlichen Widerstandes" gegen die Regierung an. Von zahlreichen Kanzeln vernahm man mehr oder weniger heftige Angriffe und Anatheme gegen die Civilehe. Auf Anordnung des höhern Klerus mußte die niedere Geistlichkeit in allen Städten

*) Wir entnehmen diese Stelle einem eigenhändigen Briefe des Papstes an den König von Sardinien, worin derselbe, einen Bericht des Grafen Bertone an das sardinische Cabinet bestätigend, sich wörtlich also ausdrückt: „Che (il Papa) non poteva nulla opporre se conservati al sacramento tutti e suoi diritti e la libertà che gli compete, se fossero voluti fare leggi riguardanti solo gli effetti civili del matrimonio." Das in mehr als einer Beziehung wichtige päpstliche Handschreiben wurde zuerst um Mitte December (1852) von einem mailänder, von Rom aus inspirirten Blatte, der „Bilancia", mitgetheilt, und machte dann die Runde durch die ganze klerikale und liberale Presse Piemonts, ohne daß seine Authenticität weder römischer- noch sardinischerseits angegriffen oder officiellerweise in Abrede gestellt ward.

und Landgemeinden Unterschriften zu Protesten gegen die Civilehe eintreiben, wobei vielfach Einschüchterung, Excommunicationsdrohung, Bestechung und ähnliche unwürdige Mittel in Anwendung gebracht wurden. Das Land sah diesem Treiben der klerikalen Faction mit steigendem Unwillen zu, und die Presse, selbst die gemäßigtste, rief die Regierung um energischern Widerstand an, zumal viele Führer der Agitation und die klerikale Presse es gar nicht verheimlichten, daß ihre Kämpfe sich nicht nur gegen die Civilehe, sondern auch gegen die neuen Institutionen und das Verfassungsleben überhaupt richteten. Der Minister des Innern, Pernati, richtete ein Rundschreiben an die Generalintendanten der Provinzen, welches gegen die Umtriebe des Klerus und dessen Unterschriftensammeln zu Protesten oder Petitionen an den Senat gerichtet war. Allein dieser Act, dessen Legalität angegriffen ward, reichte nicht aus, die öffentliche Meinung zu beruhigen und über die Ansichten und Absichten der Regierung zu vergewissern, zumal derselbe Minister vorher ein Circular an die Generalintendanten behufs einer rigorosen Beobachtung der Sonntagsfeier gerichtet hatte. Zu dem klerikalen Treiben kam noch die viel und mit Recht getadelte Einmischung des französischen Gesandten, Grafen His de Butenval, welcher, wie das französische Gouvernement später in halbofficiellen Organen erklärte, „unbefugterweise und sein Mandat überschreitend" auf beschleunigte Lösung der römisch-sardinischen Streitfragen drang und mit den erbittertsten und einflußreichsten Führern der staatsfeindlichen Faction in ostensible Beziehungen trat. Auf das Verlangen von Erklärungen, welches d'Azeglio als Minister des Auswärtigen deshalb an den französischen Diplomaten richtete, antwortete Dieser gereizt und seiner amtlichen Würde wenig angemessen, sodaß der Zwist einen persönlichen Charakter annahm, wodurch die herannahende Cabinetskrisis nur beschleunigt ward.

Während der Sommervacanzen des Parlaments wurde die Ungewißheit über die Lage und nächste Zukunft des Landes sehr drückend. Häufig verbreiteten sich beunruhigende Gerüchte; täglich wuchsen die Befürchtungen der Verfassungsfreunde. Das Land baute seine Hoffnungen mehr auf die Charakterfestigkeit und Loyalität des Königs als auf den guten, aber nicht durch genugsame Energie gestützten Willen seiner Räthe. Um dem Könige die wahre Stimmung und Gesinnung des Landes zu offenbaren, begannen alle Provinzen, alle größern und kleinern Städte, auf eine flüchtige und ziemlich unscheinbare Anregung von der Hauptstadt aus, mit den einmüthigsten Voten zu Gunsten der Civilehe auf die klerikale Agitation zu antworten. Die Municipien, die Provinzial- und Districtsconseils beriethen über die Mißstände der bestehenden Kirchenordnung in Piemont, beschlossen Petitionen an die Deputirtenkammer und die Regierung für Sequestration der geistlichen Güter, Anwendung der allgemeinen Militärdienstpflichtigkeit auch auf die Kleriker, Aufhebung der Klöster u. s. w. Dieselben Begehren wurden von Bürgern der Stadt- und Landgemeinden in Petitionen ausgesprochen, welche sich bald mit vielen Tausenden von Unterschriften bedeckten. Überall traten sich die klerikale und liberale Meinung gegenüber, und beide Lager harrten mit gleicher Ungeduld auf die Entscheidung des Kampfes. In dieser Lage verbreiteten sich endlich Gerüchte von dem Rücktritte des Ministeriums d'Azeglio, denen am 20. Oct. 1852 bald die gewisse Kunde folgte, daß d'Azeglio seine Entlassung eingereicht und erhalten habe. Seinem Beispiele kamen nach: Pernati, Cibrario, dann die übrigen Minister. Seit den Unglückstagen nach der Schlacht bei Novara hatte der gute Sinn der Piemontesen keine schwerere Probe zu bestehen gehabt. Mitten in der Aufregung der Parteien und während ein beunruhigendes Gerücht dem andern folgte, sah sich das Land einer festen Regierung beraubt und den Provocationen einer fanatischen Faction preisgegeben. Aber trotz dieser Provocationen, trotz der Heftigkeit und des langen Verlaufs der Krisis gab die Bevölkerung der Hauptstadt wie der Provinzen keinen Augenblick ihre ernste und würdige Haltung auf.

Als eigentlicher Knotenpunkt der Krisis erschien die klerikale Frage, oder näher die Beilegung der römisch-sardinischen Zwistigkeiten, welche die schlaue und zähe An-

blieb. General Alfonso della Marmora, welcher sich mit seiner Division (10000 Mann) von Parma nach Tortona begeben hatte, erhielt Befehl, Genua zu unterwerfen. Aber noch während seines Marsches wurde die Masse der Insurgenten immer geringer. Die Nationalgarde, welche keinen Theil an der Bewegung genommen, stellte sich, mit Ausnahme von 250 Mann unter Avezzana, auf die Seite der Regierung, und das Municipium, vom Mittelstande und Adel dazu angerufen, war bereit, mit La Marmora bei dessen erstem Erscheinen zu verhandeln. Kurz und ohnmächtig blieb unter diesen Umständen der Widerstand des vereinzelten Insurgentenhaufens. Die Forts und der Molo fielen ohne Kampf in die Gewalt La Marmora's nach kurzem Bombardement, worauf ein Waffenstillstand (6. April) und wenige Tage später eine allgemeine Amnestie, von welcher nur zehn Häupter der Insurgenten ausgeschlossen blieben, der Sache ein Ende machten. Die Bürger selbst erleichterten auf jede Weise den Einzug La Marmora's, und suchten seitdem durch zahllose Beweise von Anhänglichkeit an Piemont und Victor Emanuel den leisesten Schatten von Abfallgelüsten zu verwischen.

Eindruck der Trauernachrichten zu Turin; das Parlament und der neue König; der Friedensschluß; Beisetzung Karl Albert's.

Am Abende des 23. März wurde in Turin bekannt, daß die Piemontesen bei Novara eine Hauptschlacht lieferten, aber erst am 26. erfuhr man, nach unbeschreiblicher Angst, nach zahllosen widerspruchvollen Gerüchten, das schreckliche Resultat, die Niederlage, die Abdankung Karl Albert's, den Waffenstillstand. Die Bestürzung, Aufregung, Verwirrung, welche dieser Nachricht folgten, war unbeschreiblich. Die Nachricht kam so unerwartet, daß ein großer Theil der Bewohner ihr in den ersten Stunden keinen Glauben zu schenken vermochte. Die Minister selbst blieben über zwei Tage in voller Ungewißheit des Vorgefallenen. Der Bestürzung folgten rasch tiefe Niedergeschlagenheit und die schwersten Befürchtungen. Die Absolutisten erhoben sich plötzlich aus der scheinbaren Thatlosigkeit, und bemühten sich ein politisches Novara dem Lande zu bereiten: die Verfassung und die freien Institutionen sollten durch einen Staatsstreich vernichtet werden. Man suchte Victor Emanuel II. in bald verführerischer, bald drohender Weise zu überreden, wie nach der Schlacht von Novara das einzige Rettungsmittel für Piemont die Wiederherstellung der alten Ordnung sei; wie er das Heil des Landes, welches der Republik zusteuere, um so leichter begründen könne, als er die Verfassung nicht beschworen, und mithin nicht die Verpflichtung habe, sie aufrecht zu erhalten. Nie hat ein Fürst unter erschütternderen und betäubenderen Eindrücken seine Regierung angetreten als Victor Emanuel. Patriotisch von Gesinnung, heldenmüthig als Soldat, war er der Politik bis dahin fast fremd geblieben. Als einziger Leitstern inmitten der Verlockung, Drohung, des Unglücks und der Verwirrung diente ihm nur seine Geradheit und sein Gewissen. Und diesem folgte er, die Versuchung überwindend, und den Männern von reinem Patriotismus bereitwillig die Hand reichend.

Die Minister reichten in Masse ihre Entlassung ein. Das Land war einen Augenblick ohne Regierung, ohne bestimmte Leitung. Mit Angst sah man jeder kommenden Stunde entgegen. Das Nationalgefühl empörte sich, daß Östreich bewaffnet festen Fuß im Lande gefaßt, während gerade dieser Umstand der alten absolutistisch-jesuitischen Partei die größte Sicherheit verlieh. Endlich am 27. März vernahm Turin die Stimme des jugendlichen Königs. In einer Proclamation rief er den Bürgern die Worte zu: „Unglückliche Ereignisse und der Wille meines verehrten Vaters haben mich vorzeitig auf den Thron meiner Ahnen gerufen. Die Verhältnisse, unter welchen ich die Zügel der Regierung ergreife, sind der Art, daß ich ohne die innigste Mitwirkung Aller schwer meinem einzigen Wunsch, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes zu wahren, nachzukommen vermag. Die Geschicke der Völker reifen nach den Planen Gottes heran; der Mann muß ihnen seine ganze Kraft zuwenden; wir haben dieser Schuldigkeit gegenüber nicht gefehlt. Jetzt muß

unser Bestreben sein, unverletzt und rein unsere Ehre zu erhalten, die Wunden des öffentlichen Unglücks zu heilen und unsere verfassungsmäßigen Institutionen zu befestigen."

Am Abende desselben Tags trat das Parlament zusammen, noch tief bewegt durch den Wechsel der Dinge. Die Deputirtenkammer wählte vor allem eine Deputation an Karl Albert, die ihm in der Verbannung die Gefühle des dankbaren und trauernden Vaterlandes ausdrücken sollte. Welch ein Moment! Mehrmals wurde die Stimme der Redner durch lautes Schluchzen von allen Seiten unterbrochen; mit heißen Thränen schrieb das Vaterland die Adresse an den umherirrenden König, über dessen Reiseziel in jener Stunde noch Ungewißheit herrschte. Die neuen Minister wurden mit Mistrauen empfangen. General De-Launay (Präsident und Äußeres), General della Rocca (Krieg), der jedoch nach wenigen Tagen durch den trefflichen Dabormida ersetzt wurde, Mameli (Unterricht) und Demargherita (Justiz) bildeten das conservativ-constitutionelle, Pinelli (Inneres), Nigra (Finanzen) und Galvagno (öffentliche Bauten) das liberal-constitutionelle Element des Cabinets. Gioberti wurde mit dem Titel eines Ministers ohne Portefeuille schon in den nächsten Tagen in einer Mission nach Paris gesendet, von wo er, in seinem Ehrgeiz verletzt, nicht mehr nach Piemont zurückkehrte. Ein Sturm von Interpellationen über die Ereignisse von Novara und die Ränke der Absolutisten brach von den Deputirtenbänken los, auf welchen der allseitig beliebte Nigra mit wenigen, aber würdigen Worten antwortete. „Sobald die Verfassung", schloß er, „im mindesten verletzt wird, kehre ich in das Privatleben zurück." Pinelli übernahm das schwere Amt, die Bedingungen des Waffenstillstands zu verlesen, worauf stürmische Proteste antworteten. Die Schwere des Augenblicks verwandelte die Kammer in einen Convent. Nur der Leidenschaft, freilich der edelsten, Gehör gebend, decretirte die Kammer ihre Permanenz, foderte sie die Regierung auf, alle militärischen Streitkräfte um Alessandria zu versammeln, und, das Vaterland in Gefahr erklärend, alle waffenfähigen Männer zum äußersten Kampfe aufzurufen. Der Waffenstillstand wurde für unconstitutionell erklärt; eine Untersuchungscommission sollte die verdächtigen Generale vor sich laden. Schließlich wurde das Ministerium mit der Anklage des Hochverraths bedroht, im Falle es die Besetzung Alessandrias durch Östreicher gestatten sollte. Aber alle diese Beschlüsse mußte die Kammer bei kälterer Erwägung schon am nächsten Tage als unausführbar erkennen.

In wenigen Tagen erwarb sich Victor Emanuel das feste Vertrauen des Landes, dessen Liebe er bereits seit dem Augenblicke besaß, wo er an der Seite seines Vaters zum Kampf ausgezogen war. Feierlich huldigte ihm die Nationalgarde auf der Piazza Castello in Turin. Am 30. März schwur er, nach schlichten, patriotischen Worten, im Angesichte der Senatoren und Deputirten, die Verfassung in Treue aufrecht erhalten und beobachten zu wollen. Er hat auch seinen Schwur gewissenhaft gehalten, und in den schwierigsten Momenten nicht gewankt, wo sich Alles verband, um ihn auf denselben Weg zu drängen, den andere Fürsten Italiens freiwillig betraten.

Die schwere Aufgabe, die das Ministerium De-Launay-Pinelli übernahm, erschien bei der Stimmung der demokratischen Kammer unlösbar. Noch am 30. März prorogirte man das Parlament, indem man gleichzeitig die Deputirtenkammer auflöste und den Zusammentritt der Wahlcollegien um Mitte Juli festsetzte. Über vier Monate dauerten die Friedensverhandlungen mit Östreich. Allmälig richtete sich die Stimmung in Piemont wieder auf. Bei allem Unglück hatte das Land wenigstens den Trost einer loyalen Regierung, der unverletzten Erhaltung der freien Institutionen und der politischen und nationalen Selbständigkeit. Was die übrigen Staaten Italiens betraf, so erlag die Insel Sicilien zuerst: vergeblich war ihr langer und energischer Widerstand. Vier feindliche Corps (Neapel, Spanien, Frankreich und Östreich) zogen gegen die Römische Republik, die nach männlichem Kampfe der Übermacht

(4. Aug.) erlag. Auf die frivolen Revolutionsstürme Toscanas folgte die Restauration durch östreichische Waffen. Modena, Parma, Piacenza fielen in das alte Wesen zurück. Am längsten und verzweifeltsten vertheidigte sich Venedig. Die heldenmüthigen Kämpfe der kleinen, von aller fremden Hülfe verlassenen Republik wurden durch ein furchtbares, 25 Tage dauerndes Bombardement beschlossen. Doch dies war nicht die größte Geißel. Lange Wochen kämpften die Venetianer mit dem nagendsten Hunger; schlechtes und in unzureichenden Portionen vertheiltes Brot war ihre einzige Nahrung. Dazu kam, daß die Cholera täglich 400 Personen wegraffte. Nur die seltenste Einigkeit und Aufopferungsfähigkeit aller Bürger machte den Widerstand gegen so ungeheures Leiden möglich. So fiel Venedig am Tage des 22. Aug. Von den Ufern des Ticino bis zu den Ufern der Adria, und von dort bis zu den Abhängen des Ätna war somit der Restauration und ihren Folgen die Bahn wieder geöffnet.

Unter solchen Verhältnissen mußte auch Piemont das Haupt beugen und sich den Friedensbedingungen des Siegers unterwerfen. Wenn es sich aber bereit zeigte, materielle Vortheile zu opfern, so hielt es doch mit Festigkeit an der Unverletzlichkeit der Nationalehre. Es verzichtete auf die Lombardei und Venedig, auf die Herzogthümer Modena und Parma; seine Grenzen blieben die frühern. Es verlangte und erhielt die Amnestie der Lombarden und Venetianer, welche neben den piemontesischen Waffen gekämpft hatten. Als Kriegsentschädigung verlangte Östreich 210 Millionen Francs und 20 Millionen Entschädigung für die Eigenthümer der Lombardei, die während der beiden Feldzüge Schaden gelitten. Über diese Foderung stellte Piemont die Unterhandlungen ein, bis Östreich auf 75 Millionen im Ganzen herabging, und gleichzeitig sich aus Alessandria zurückzuziehen bereit erklärte. Am 6. Aug. wurden diese Bedingungen von Piemont (Graf Pralormo, General Dabormida, Cavaliere Buoncompagni) und Östreich (Baron von Bruck) zu Mailand gezeichnet.

Die neugewählte Deputirtenkammer bestand durchweg aus den *liberalen* und zum Theil radicalen Kammerelementen von 1848. Sie wurde am 30. Juli von dem Ministerium Pinelli-d'Azeglio eröffnet, welcher Letztere, dem Könige persönlich befreundet, von allen Parteien gleich sehr geachtet, dem unpopulären General De-Launay in der Präsidentschaft und Verwaltung des Äußern gefolgt war. Das Programm des Ministeriums blieb das frühere, und versprach: Unversehrte Aufrechterhaltung der Verfassung; innere Verwaltung und Reform im liberalen Geiste derselben; unabhängige und würdige Stellung nach außen. Große Popularität und dauernden Bestand erwarb sich die Politik d'Azeglio's namentlich durch die Bekämpfung des französischen Einflusses. Mit den ersten gemeinschaftlichen Acten betraten Regierung und Parlament den Weg der Reform, und Östreich, welches im übrigen Italien mächtig war, konnte aus seinem Waffensiege über Piemont keine moralischen oder politischen Früchte ziehen. Freilich war die Politik d'Azeglio's nur der Ausdruck des mit neuer Kraft sich wiedererhebenden Nationalgeistes und des mit diesem Geiste im vollsten Einklange stehenden königlichen Willens.

Eine düstere Episode unterbrach das aufblühende politische Leben Piemonts. Am 8. Aug. kam die Trauerkunde von dem Tode Karl Albert's (29. Juli) nach Turin, und ein langhallender Klageruf ertönte von den Ufern der Dora über ganz Italien. Bis zu seinen letzten Augenblicken hatte der verbannte König eine seinem Unglücke würdige Seelenstärke gezeigt. Mitten unter den unsaglichsten physischen Leiden, die nur sein hinsterbender Körper, nie eine Klage auf seinen Lippen verrieth, hatte er in den letzten Tagen mit den wenigen Freunden, die ihm der Senat als Deputation sandte, viel über die Schicksale und Hoffnungen Italiens gesprochen. Er starb in der freudigen Überzeugung, daß er sich nicht umsonst für sein Vaterland geopfert, daß die Geschicke desselben in der Schule des Unglücks heranreifen werden, daß in Piemont und dem Hause Savoyen die Kraft und Zukunft Italiens beruhe.

Am frühen Morgen des 4. Oct. brachte der sardinische Kriegsdampfer „Monzambano" die entseelte Hülle Karl Albert's nach Genua, in dessen mastenreichem

Hafen die Trauerflaggen aller Nationen wehten. Ganz Genua, Männer und Frauen, Nationalgarde und Militär legten Trauer an, brachen in Bewegung und Schluchzen aus bei dem Anblick der Bahre, die den todten König in sich schloß — den Fürsten, der in der Bürgertugend seinen höchsten Stolz, in der Wohlfahrt seines Landes sein höchstes Glück, in der Erhebung Italiens zur Nation seinen höchsten Ruhm gesucht, dessen Anstrengungen, Kämpfe und Opfer der Tod auf fremder Erde beschlossen hatte. Sieben Tage dauerte der feierliche Leichenzug von Genua nach Turin. Wie die Städte- und Landbewohner in den freudigen Novembertagen von 1847 längs desselben Wegs zusammengeströmt waren, um die Reise Karl Albert's zum Triumphzuge zu machen, so strömten sie jetzt herbei, um seiner Bahre Segnungen und Thränen nachzusenden. Am Nachmittage des 12. Oct. traf die Bahre in San-Solvario bei Turin ein, wo sie von den Senatoren und Deputirten, von fast allen Würdenträgern und Municipien des Königreichs, von unübersehbaren Volksscharen, von Tausenden von Verbannten aus allen Theilen Italiens erwartet wurde. Ein ganzes Volk in Trauerkleidung! Glücklich schätzte sich, wem es gelang, den Sarkophag zu berühren, den Schmerz und Hoffnung mit Lorberkränzen und Nationalbannern bedeckt hatten. Über zwei Tage dauerte die Leichenfeier. Dann wurde die Hülle Karl Albert's unter königlichem Pomp nach der auf der Höhe der Superga gelegenen Basilikakirche getragen, welche die Gruft der sardinischen Fürsten umschließt. Zur Erinnerung an Karl Albert wallfahrtet Turin noch jährlich an dem Todestage des Königs nach jenem Grabe, das so viel Hochsinn und Patriotismus, und so viel Unglück bedeckt. Neben dem Kreuz der Superga aber blickt das italienische Tricolorbanner über das Land herab — gleichsam Symbole der Eintracht und freudigen nationalen Zukunft. *)

Das innere Staatsleben Piemonts seit dem Frieden mit Östreich bis zum Anfange des Jahres 1853.

Um die Mitte des Monats November 1849 wurde der Deputirtenkammer der mit Östreich zu Mailand geschlossene Friedensvertrag zur definitiven Bestätigung vorgelegt. Die Opposition sträubte sich, denselben anzunehmen, erhob verwickelte Competenzfragen, und wollte sogar die einzelnen Artikel discutiren, obwol die Discussion nicht ein Jota an dem von eiserner Nothwendigkeit dictirten Vertrag ändern konnte. Da erschien am 20. Nov. eine königliche Proclamation, welche die schwankende Kammer auflöste und freimüthig an den „guten Sinn des Landes, an das Urtheil Italiens und Europas" appellirte. „Die Freiheiten Sardiniens", hieß es darin, „laufen wegen der Kammerauflösung keine Gefahr; sie sind geschützt durch das ehrwürdige Gedächtniß König Karl Albert's, meines Vaters; sie sind der Ehre des Hauses von Savoyen anvertraut; sie sind geheiligt durch meine Eide: Wer wollte wagen für sie zu fürchten?... Ich unterschrieb einen Vertrag mit Östreich, der ehrenvoll, nicht verderblich war, und den das öffentliche Wohl erfoderte. Die Ehre meines Landes und die Heiligkeit meines Eides verlangten gleich sehr, daß dieser Tractat treu und ohne Zweideutigkeit ausgeführt würde. Meine Minister foderten die Zustimmung der Kammer, welche dieselbe durch Aufstellung von Bedingungen unannehm-

*) So viel Interessantes, zum Theil Neues uns auch der vorliegende Aufsatz bietet, wird doch gewiß kein Leser verkennen, daß der Verfasser in Auffassung des Ganzen wie in Beurtheilung der einzelnen Ereignisse und Persönlichkeiten einen rein italienischen, oder vielmehr piemontesischen Gesichtspunkt festhält. Selbst die Ausdrucksweise trägt italienische Färbung. Wie nahe es daher auch zuweilen lag, mit dem Verfasser zu rechten, unterließen wir dies doch, theils um den Fluß der Darstellung durch Häufung von Noten nicht zu unterbrechen, theils weil wir bereits in diesem Werke wiederholt die italienischen Angelegenheiten in unbefangenerer Weise zur Sprache gebracht haben. Namentlich erinnern wir den Leser an den Artikel: „Die geographisch-politische Weltlage Italiens", den wir im Jahre 1848, inmitten des politischen Sturms, im ersten Bande der „Gegenwart", S. 155—182, veröffentlichten. D. Red.

bar machte, weil ein solches Verfahren die gegenseitige Unabhängigkeit der drei Gewalten aufhebt, mithin die Verfassung verletzt. Ich habe aber geschworen, Gerechtigkeit und Freiheit für jede (der drei Staatsgewalten) innerhalb ihrer Rechtsgrenzen aufrecht zu erhalten: ich erfülle meinen Schwur, indem ich eine unmöglich gewordene Kammer auflöse und unmittelbar eine andere einberufe. Sollte jedoch das Land, sollten die Wähler mir ihre Mitwirkung versagen, so wird die Verantwortlichkeit für die Zukunft nicht auf mich zurückfallen, und die Störung der (Verfassungs-)Verhältnisse, die daraus hervorgehen könnte, werden sie nicht mir, sondern nur sich zuzuschreiben haben. Wenn ich mich bei dieser Gelegenheit strenger Worte bedienen zu müssen glaube, so geschieht es in dem Vertrauen, der öffentliche Gerechtigkeitssinn werde erkennen, daß diese Worte mir von tiefer Liebe zu meinen Völkern und ihren wahrhaften Vortheilen, und gleichzeitig von meinem festen Willen geboten sind, ihre Freiheiten zu erhalten und sie gegen äußere und innere Feinde zu vertheidigen."

Die parlamentarische Opposition verfehlte nicht, diese Proclamation einen indirecten Staatsstreich zu nennen, weil sie, auf die Gefährdung der Verfassungsverhältnisse anspielend, die moralische Unabhängigkeit der Wähler zu beeinflussen suchte. Anders sahen jedoch die unbefangenen Bürger diese Sache an. Man erkannte die schwierige Lage Piemonts nach außen, erhöht durch die gefährlichen Anläufe der reactionären und die Hinderungen der radicalen Partei, mit welcher die liberale Regierung Victor Emanuel's gleichzeitig zu kämpfen hatte. Zahlreicher als bei allen vorhergegangenen Wahlacten versammelten sich die Bürger in den Wahlcollegien, und vertrauensvoll auf den Appell des Königs antwortend, wählten sie eine in politischer und ökonomischer Richtung liberale, in der Bewahrung der Verfassung und der constitutionellen Freiheiten conservative Nationalvertretung. In der denkwürdigen Rede, mit welcher der König das Parlament eröffnete (20. Dec.), hieß es: „Die Verhältnisse, welche mich bestimmten, das Parlament aufzulösen und nach einem Appell ans Land ein neues einzuberufen, dürfen uns nicht niederschlagen. Diese Verhältnisse führten uns in jene Schule, in welcher man allein politisches Leben lernt, in die Schule der Erfahrung; sie waren Veranlassung zu einem edeln Beispiel von Vertrauen und Eintracht zwischen Volk und Fürst; sie gaben dem Lande Gelegenheit darzuthun, daß es fähig sei, seine Verfassung zu unterstützen, und werth, seine Freiheiten zu besitzen. Zur Befestigung der Verfassung und ihrer Freiheiten habe ich meinerseits so viel gethan, als nur in meiner Gewalt stand. Aber nicht genügt der Wille oder ein Decret des Königs, um sie tiefe Wurzel in dem Herzen und dem Verlangen der Allgemeinheit fassen zu lassen — beweisen wir deshalb, daß sie in ihrer praktischen Anwendung dem Lande wahrhaft nützlich und heilbringend sind."

Mit der Wirksamkeit der neuen Kammer trat eine wesentliche Vereinfachung der Parteistellung in und außerhalb des Parlaments ein. Die entschieden und doch conservativ Liberalen verschmolzen sich in eine große, starke Phalanx, welche die beiden extremen Richtungen in der Folge vergeblich zu durchbrechen suchten. In der Kammer war jene liberale Hauptpartei, wenn wir von zeitweiligen Modificationen absehen, durch die Grafen Cesare Balbo, Cavour, Franchi, durch den Genuesen Paolo Varina, die Advocaten Miglietti, Natazzi, Cadorna, Demarchi Buoncompagni, durch die Professoren Torelli, Berti, durch Lorenzo Valerio, durch die Savoyarden Brunnier und Barbier vertreten, doch so, daß die demokratisch-constitutionelle Fraction, repräsentirt durch den Hauptmann Lions (gest. Anfang 1853), Depretis, Mellana, Sulis, Parent und Asproni in allen Fragen, wo es die Bekämpfung der klerikalen Richtung galt, sich mit der Hauptpartei vereinigte. Die ultra-katholische und ultra-royalistische Richtung wurde immer mehr eine außerparlamentarische, besonders seitdem das Programm der äußersten Rechten, geführt durch die Savoyarden Menabrea und Despine und den Grafen Thaon de Revel, nicht mehr gegen die Verfassung, sondern gegen das liberale System ankämpfte. Pinelli blieb fortan, bis zu seinem Tode, erster Präsident der Kammer.

Im Senate, zumeist aus Vertretern des großen Besitzes und der alten Adels-

classe zusammengesetzt, wechselte seit der neuen Parlamentseröffnung überwiegend conservative, dem Progressismus der Regierung und Deputirtenkammer nur unwillig folgende, mit überwiegend retrograder Richtung ab. Die Verschmelzung der staatlichen und kirchlichen Gewalt unter absoluten Principien erschien hier oft als Cultus, und dieser Standpunkt ward auch von einem großen Theile der Mitglieder mit voller Consequenz für die Folgezeit festgehalten.

Dauernd erhielt sich während der neuen Session von Anfange 1850 bis Ende 1851 die Cabinetsmodification d'Azeglio-Siccardi-Cavour. Diesen Männern standen zur Seite: Galvagno (Inneres), La Marmora (Krieg), Mameli, später Gioia (als Unterrichtsminister), Paleocapa (öffentliche Bauten). Nachdem die Kammer den mailänder Friedensvertrag votirt (9. Jan. 1850, mit 112 gegen 17 Stimmen, unter Stimmenthaltung der Opposition Josti-Valerio-Tecchio), begann unmittelbar jene interessante Reformepoche, welche in so lebhafter Weise die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Piemont lenkte. Zu den ersten folgenreichen Reformgesetzen, welche die alte Legislatur mit der Verfassung in Einklang brachten, gehörten die vom Justizminister Siccardi vorgeschlagenen und nach ihm benannten Gesetze über die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit und anderer kirchlichen Privilegien. Sie wurden am 9. März mit 130 gegen 26 Stimmen in der Wahlkammer angenommen. Die öffentliche Meinung jubelte dem Ministerium für den entschiedenen Schritt, durch welchen der politische Einfluß des Klerus gebrochen ward, langen und lauten Beifall zu, und eine Nationalsubscription zu einem Soldo (fünf Pfennige) behufs der Errichtung eines Denkmals zu Ehren Siccardi's ergab in kurzer Zeit über 50000 Francs. Mit den Siccardi'schen Gesetzen begann aber auch jener lange Kampf zwischen der liberalen und klerikalen Partei, der sich noch bis in die neueste Zeit fortspinnt. Der turiner Erzbischof Fransoni warf sich zum Haupte der extremen Klerikalen auf, und ein Hirtenbrief, den er am 21. April 1850 erließ, enthielt so heftige Angriffe gegen die Verfassung und die Regierung, daß er vom öffentlichen Ministerium confiscirt und ein Proceß gegen den Erzbischof eingeleitet wurde. Dieser büßte sein Vergehen mit vierwöchentlichem Gefängniß. Bei dem Todesfalle des frühern Ministers und Deputirten Santa-Rosa (7. Aug.) begann indessen der Bischof die klerikale Agitation noch heftiger zu schüren, indem er dem Genannten die letzten Tröstungen der Kirche verweigerte, weil derselbe die Siccardi'schen Gesetze votirt hatte. Fransoni drohte sogar mit Excommunication gegen die Regierung, die Deputirtenkammer u. s. w., und rief außer der strafenden Justiz auch die Entrüstung der öffentlichen Meinung gegen sich und seine Genossen auf. Nach mehrwöchentlicher Haft in der Festung Fenestrella wurde er vom turiner Appellationstribunal zur lebenslänglichen Landesverweisung (25. Sept.) verurtheilt. Gleiches Loos traf den Erzbischof Marongio-Nurra von Cagliari. Die Frati Serviti entgingen wegen ihrer Dienstbeflissenheit in der klerikalen Agitation kaum dem Ausbruche des Volkszorns, und wurden ebenfalls von der Regierung des Landes verwiesen. Rom protestirte heftig gegen die Bestrafung der Erzbischöfe, ja drohte einige Zeit ziemlich verständlich, Piemont in den Bann zu thun. Der Kammerpräsident Pinelli, ein tüchtiger diplomatischer Kopf, erhielt den Auftrag, die Zustimmung des Papstes zu den Siccardi'schen Gesetzen nachzusuchen. Derselbe erreichte aber nur, daß die Kirche sich nicht den äußersten Schritten gegen die neue politische Ordnung und die Regierung Piemonts hingab. Dagegen verlangte das Land mit immer einmüthigerer Stimme die weitere Beschränkung des politischen Einflusses des Klerus durch Sequestration der geistlichen Güter und Unterhaltung der Geistlichkeit auf Staatskosten, Aufhebung der Klöster und Verminderung der Bischofsitze (nach französischem oder belgischem Verhältniß).

Von den zahlreichen Reformacten unter dem Ministerium d'Azeglio-Siccardi-Cavour nehmen ferner die Veränderungen hinsichtlich der Feudalverhältnisse einen bedeutenden Rang ein. Trotz des Widerstandes der Adelsclasse und des Klerus wurden die Fideicommisse, die Majorate, die Erstgeburtsrechte, die Banalgerechtigkeiten, die geist-

lichen Zehnten (auf Sardinien) u. s. w. aufgehoben. Viel, aber nicht genug, wurde für den öffentlichen Unterricht gethan, auch große Sorgfalt auf Brücken-, Straßen- und Eisenbahnbauten verwandt. Mit kräftiger Hand und militärischer Entschlossenheit leitete La Marmora die Reorganisation und Disciplinirung des Heeres. Viele tüchtige lombardische Offiziere aus der militärischen Schule Östreichs traten in seine Reihen. Durch mancherlei Reformen wurde die Administration vereinfacht, den Landesbedürfnissen angemessen und weniger kostspielig gemacht. Unermüdliche Thätigkeit mit großem Talent und umfassenden ökonomischen Kenntnissen verbindend, verbesserte Cavour die alte Navigationstaxe und den Douanentarif nach freisinnigen Principien. Handels- und Schiffahrtsverträge in freihändlerischem Sinne wurden unter ihm mit Frankreich, Belgien, Holland, England, der Schweiz, Portugal, Spanien, mit den deutschen Hansestädten, dem Zollvereine, mit Östreich und andern Staaten geschlossen, und dadurch dem Handel und der Industrie ein bald merklich hervortretender Aufschwung gegeben. Die Steuergesetzgebung ward vielfach, aber nicht durchgreifend und nach allgemeinem Principe, reformirt; die durch den Krieg und die (bereits abgezahlte) Kriegsschuld an Östreich stark erschütterten Finanzen wurden geregelt und dem Gleichgewicht näher gebracht. Die auswärtige Politik lehnte sich hauptsächlich an England an, welches sich wegen seiner, durch die glückliche geographische Lage der sardinischen Staaten begünstigten Handelsinteressen zum politischen Bundesgenossen derselben machte.

Während Regierung und Land fortgesetzt ihre Anstrengungen der Entwickelung der politischen, ökonomischen und moralischen Interessen zuwandten, fanden auch häufig die Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes auf der parlamentarischen Tribune wie in der Presse Piemonts warme und beredte Theilnahme. Dabei herrschte zwischen König, Regierung und Volk eine bewundernswürdige Einigkeit, welche den kleinen sardinischen Staat vor den heftigen Reactionsstürmen des übrigen Europas bewahrte und Volkskraft und nationales Bewußtsein nur stärken konnte. Erst der vorzeitige Tod des vielbeklagten Kammerpräsidenten Pinelli, der am 23. April 1852 erfolgte, rief in diesen friedlichen Verhältnissen eine erheblichere, doch vorübergehende Störung hervor. Pinelli hatte durch seinen großen Einfluß auf die Kammer und seine außerordentliche Gewandtheit in der Leitung der Debatten die liberalen und conservativen Kammerelemente in den wichtigsten Fragen zu vereinigen gewußt, obwol er seiner innersten Neigung nach den Conservativen angehörte. Als das Ministerium sich bei Gelegenheit einer Preßgesetzmodification von der äußersten Rechten, welche ohne Nothwendigkeit nach harten Beschränkungen verlangte, förmlich lossagte, und seine hauptsächliche Stütze in der Vereinigung des linken und rechten Centrums suchte, erklärte sogar Pinelli tadelnd, daß er zwar die Unterstützung der Linken nicht zurückweise, aber die völlige Trennung des Cabinets von der (äußersten) Rechten nicht billigen könne. Obwol diese Erklärung die Popularität Pinelli's beeinträchtigte, gab sich doch bei seinem kurz darauf erfolgenden Tode die allgemeinste Trauer in der Hauptstadt wie im Lande kund. Dankbar erinnerte man sich, daß er zumal es gewesen, welcher nach der Schlacht bei Novara die Verfassung und die freien Institutionen vor den Absichten der Absolutisten und Klerikalen gerettet hatte. Die Deputirtenkammer ehrte sein Andenken dadurch, daß sie während der ersten Wochen, die dem Tode Pinelli's folgten, das Amt des ersten Präsidenten unbesetzt ließ. Inzwischen war kein Umstand geeigneter, die parlamentarische Parteistellung, dem Ministerium gegenüber, aufzuzeigen, als die Wahl eines ersten Präsidenten. Über die Trauer, und selbst über den Wunsch, jede Collision zwischen den Parteien und der Regierung zu vermeiden, siegte das gemeinsame Verlangen der Parteien und der Minister nach Gewißheit über die eigene Lage. Man schritt zu einer neuen Präsidentenwahl, und aus der Urne ging mit erheblicher Majorität der Name eines der talentvollsten und beredtesten Führer der gemäßigten Linken, des Advocaten Ratazzi, hervor, der früher Mitglied des sogenannten demokratischen Ministeriums gewesen war. Diese Wahl, welche den conservativen Elementen des Cabinets, wie d'Azeglio, Galvagno und Fa-

rini (Letzterer Unterrichtsminister seit dem Herbst 1851), wenig zusagte, verwirklichte nun den befürchteten Zwiespalt. Die Genannten reichten ihre Entlassung ein, die der König annahm, indem er jedoch gleichzeitig d'Azeglio, in dessen Umsicht und politischen Takt er stets das größte Vertrauen setzte, mit der Neubildung des Cabinets beauftragte. Die hauptsächlichste Bedeutung dieser Veränderung lag in dem Ausscheiden des Finanz- und Handelsministers Grafen Cavour, der bis dahin den vorwiegendsten Einfluß auf das Cabinet geübt, und besonders angelegentlich eine engere Vereinigung der beiden Centren, als Gegengewicht der äußersten Rechten, angestrebt hatte. Cavour wurde durch den als Historiker rühmlich bekannten, im Finanzfache aber weniger erfahrenen Reichssenator Luigi Cibrario ersetzt, den edlen Freund des Königs Karl Albert. An die Stelle Galvagno's trat als Minister des Innern der Generalintendant Pernati, der im Rufe eines tüchtigen Administrators stand, aber wegen seines widerspruchsvollen Verhaltens in Principienfragen sich weder die Sympathien der Liberalen noch der Conservativen zu erwerben vermochte. Farini wurde durch den frühern Minister Buoncompagni ersetzt, welcher gleichzeitig die Justizverwaltung übernahm, nachdem diese kurze Zeit durch den Advocaten Deforesta aus Nizza, dann provisorisch durch Galvagno geleitet worden war. Die übrigen Minister blieben; d'Azeglio selbst verharrte in seiner bisherigen Stellung als Cabinetspräsident und Minister des Auswärtigen.

Die liberale Kammermajorität „acceptirte" zwar dieses Ministerium, brachte ihm aber nicht jene warme Sympathie und jenes feste Vertrauen entgegen, deren sich das Cabinet d'Azeglio-Siccardi-Cavour erfreut hatte. Im Publicum und in der Presse wurde die neue Verwaltung häufig als eine transitorische bezeichnet. Ohne den Reformweg zu verlassen, ließ das Cabinet zu geringes Selbstvertrauen und eine der öffentlichen Meinung misliebige Neigung zu Zugeständnissen an die auswärtige Diplomatie durchblicken. Freilich war Piemonts Lage nach außen in Folge der französischen Staatsumwälzung vom 2. Dec. 1851 noch schwieriger geworden als vorher, und es mochte dem Cabinet vielleicht rathsamer geschienen haben, den Reactionsstürmen, welche von Frankreich, Östreich und Rom zugleich gegen Piemont hereindrohten, durch ein kluges Nachgeben auszuweichen als durch starren Widerstand zu trotzen. Bei einer frühern Gelegenheit hatte d'Azeglio schon in einer Kammerrede die allegorische Bemerkung gemacht, daß ein kluger Schiffsführer auf stürmischem Meere dem Wogenbruch ausbeuge, ja selbst Entbehrliches über Bord werfe, um die Hauptsache zu retten; und daß ein einsamer Wanderer in wüster Gegend, wenn er auf einen schlafenden Löwen stößt, wohl thue, an diesem geräuschlos vorüberzugehen. Piemont glich damals in der That einem solchen einsamen Wanderer. Außer der kleinen, ebenfalls bedrohten Schweiz, hatte es nur mächtige und feindselige Nachbarn, welche das parlamentarische Regierungssystem im eigenen Hause abgeschafft hatten und nur mit Miswollen dasselbe an ihren Grenzen fortbestehen sehen mußten. Das Frankreich vom 2. Dec., ein innigeres Bündniß mit Rom und dem Klerus anstrebend, unterstützte, wenigstens indirect, die römischen Anmuthungen gegen Piemont, um hier den klerikalen größern Einfluß zu verschaffen. Östreich gab seine Abneigung gegen das Verfassungsleben in Piemont in wiederholten Reclamationen und Noten in der Emigrations-, in der Preß- und klerikalen Frage zu erkennen. England bewahrte zwar, selbst unter dem Ministerium Derby, seine Sympathien für Piemont, ließ aber energischern Beistand zweifelhaft erscheinen, während sich Preußen überhaupt gleichgültig oder zurückgezogen verhielt. Von der Diplomatie unterstützt, verlangte die römische Curie von Piemont fortwährend Zugeständnisse, ja machte zu Bedingungen eines friedlichen Einvernehmens die Aufhebung der Siccardi'schen Gesetze und die Rückberufung der landesverwiesenen Erzbischöfe Fransoni und Marongio-Nurra. Rom wurde, wie zu den Zeiten Karl Albert's, der schwierige Punkt in den auswärtigen Verhältnissen Piemonts. Der inländische Klerus trat immer heftiger gegen die Regierung, die Verfassung und die Freiheiten des Landes auf, bald in Hirtenbriefen, bald auf der Kanzel, bald in der Presse. Auf der

Insel Sardinien, wo die auf niedriger Bildungsstufe stehende Geistlichkeit eine ebenso leidenschaftliche als verwahrloste Bevölkerung beherrscht, waren schon im Carneval von 1852 (in Cagliari, Sassari und andern Städten) bei Gelegenheit des Verbots der Gesichtsmasken blutige Unruhen ausgebrochen, als deren Urheber und Anschürer fanatische Geistliche von der öffentlichen Stimme bezeichnet wurden. Energische Regierungsmaßregeln, mit deren Ausführung General Durando beauftragt wurde, stellten die Ruhe auf der Insel wieder her; aber auf dem Festlande dauerte die klerikale Agitation fort, obwol hier wegen der größern Bildung der Bevölkerung keine Aufstände zu befürchten standen.

Heftiger noch wurde die Agitation betrieben, als im Juni 1852 das Ministerium in der Person des Justizministers Buoncompagni das schon bei Gelegenheit der Siccardi'schen Gesetze verheißene Civilehegesetz der Deputirtenkammer vorlegte, nach welchem das Land seit mehren Jahren einmüthig und beharrlich verlangt hatte. Der ministerielle Entwurf entsprach nicht den Erwartungen der gebildeten öffentlichen Meinung; mannichfache Mängel, innere Widersprüche und ängstliche Rücksicht zu Gunsten der geistlichen Einmischung in die staatliche Gewalt, ließen die Vorlage weder bei den Liberalen noch bei den Conservativen Zustimmung finden. Fast alle öffentlichen Stimmen vereinigten sich in dem Wunsche nach vollständiger Trennung der geistlichen und staatlichen Gewalt in der Institution der Ehe, in der Art, wie diese Trennung in dem französischen Civilehegesetz ausgesprochen ist. Die Regierung trat in lange Unterhandlungen mit Rom, vermittelst des sardinischen Gesandten Grafen Bertone, um die Zustimmung des Papstes zu dem Gesetzentwurf zu erhalten. Pius IX. gab diese Zustimmung gewissermaßen durch die Erklärung: „Daß er nichts entgegenzusetzen habe, wenn dem Sacramente alle seine Rechte und die ihm gebührende Freiheit erhalten blieben, und das sardinische Gesetz nur die staatliche Seite (effetti civili) der Ehe betreffe. *)

Die öffentliche Meinung nahm indessen die ministerielle Vorlage trotz ihrer Mängel und Halbheit freudig auf, sich begnügend mit Wegräumung aller zahlreichen Hindernisse, welche die Gewalt des Klerus so häufig der Schließung einer Ehe entgegensetzt. Die Kammeropposition trat ebenfalls äußerst gemäßigt auf und enthielt sich, auf wesentliche Abänderungen zu dringen. Nach einer kurzen Discussion, die durch eine glänzende, an historischen und juristischen Argumenten reichen Rede des Justizministers Buoncompagni eingeleitet wurde, nahm die Deputirtenkammer den Entwurf mit bedeutender Majorität an. Dieses Votum, und die Befürchtung, daß nun auch der Senat die Vorlage annehmen werde, obwol dieser die Discussion erst nach den viermonatlichen Sommervacanzen beginnen sollte, erhitzte die Agitation der Klerikalen im höchsten Maße. Eine schwere, ja fieberhafte Krisis begann sich vorzubereiten. Das piemontesische und ligurische Episkopat, von fremdem Boden aus durch den verwiesenen Erzbischof Fransoni geleitet, schleuderte Proteste und Excommunicationsdrohungen gegen die Civilehe und ihre Anhänger. Die Bischöfe von Savoyen riefen in einem leidenschaftlichen Collectivschreiben die „Organisation des gesetzlichen Widerstandes" gegen die Regierung an. Von zahlreichen Kanzeln vernahm man mehr oder weniger heftige Angriffe und Anatheme gegen die Civilehe. Auf Anordnung des höhern Klerus mußte die niedere Geistlichkeit in allen Städten

*) Wir entnehmen diese Stelle einem eigenhändigen Briefe des Papstes an den König von Sardinien, worin derselbe, einen Bericht des Grafen Bertone an das sardinische Cabinet bestätigend, sich wörtlich also ausdrückt: „Che (il Papa) non poteva nulla opporre se conservati al sacramento tutti e suoi diritti e la libertà che gli compete, se fossero voluti fare leggi riguardanti solo gli effetti civili del matrimonio." Das in mehr als einer Beziehung wichtige päpstliche Handschreiben wurde zuerst um Mitte December (1852) von einer mailänder, von Rom aus inspirirten Blatte, der „Bilancia", mitgetheilt, und machte dann die Runde durch die ganze klerikale und liberale Presse Piemonts, ohne daß seine Authenticität weder römischer- noch sardinischerseits angegriffen oder officiellerweise in Abrede gestellt ward.

und Landgemeinden Unterschriften zu Protesten gegen die Civilehe eintreiben, wobei vielfach Einschüchterung, Excommunicationsdrohung, Bestechung und ähnliche unwürdige Mittel in Anwendung gebracht wurden. Das Land sah diesem Treiben der klerikalen Faction mit steigendem Unwillen zu, und die Presse, selbst die gemäßigtste, rief die Regierung um energischern Widerstand an, zumal viele Führer der Agitation und die klerikale Presse es gar nicht verheimlichten, daß ihre Kämpfe sich nicht nur gegen die Civilehe, sondern auch gegen die neuen Institutionen und das Verfassungsleben überhaupt richteten. Der Minister des Innern, Pernati, richtete ein Rundschreiben an die Generalintendanten der Provinzen, welches gegen die Umtriebe des Klerus und dessen Unterschriftensammeln zu Protesten oder Petitionen an den Senat gerichtet war. Allein dieser Act, dessen Legalität angegriffen ward, reichte nicht aus, die öffentliche Meinung zu beruhigen und über die Ansichten und Absichten der Regierung zu vergewissern, zumal derselbe Minister vorher ein Circular an die Generalintendanten behufs einer rigorosen Beobachtung der Sonntagsfeier gerichtet hatte. Zu dem klerikalen Treiben kam noch die viel und mit Recht getadelte Einmischung des französischen Gesandten, Grafen His de Butenval, welcher, wie das französische Gouvernement später in halboffiziellen Organen erklärte, „unbefugterweise und sein Mandat überschreitend" auf beschleunigte Lösung der römisch-sardinischen Streitfragen drang und mit den erbittertsten und einflußreichsten Führern der staatsfeindlichen Faction in ostensible Beziehungen trat. Auf das Verlangen von Erklärungen, welches d'Azeglio als Minister des Auswärtigen deshalb an den französischen Diplomaten richtete, antwortete Dieser gereizt und seiner amtlichen Würde wenig angemessen, sodaß der Zwist einen persönlichen Charakter annahm, wodurch die herannahende Cabinetskrisis nur beschleunigt ward.

Während der Sommervacanzen des Parlaments wurde die Ungewißheit über die Lage und nächste Zukunft des Landes sehr drückend. Häufig verbreiteten sich beunruhigende Gerüchte; täglich wuchsen die Befürchtungen der Verfassungsfreunde. Das Land baute seine Hoffnungen mehr auf die Charakterfestigkeit und Loyalität des Königs als auf den guten, aber nicht durch genugsame Energie gestützten Willen seiner Räthe. Um dem Könige die wahre Stimmung und Gesinnung des Landes zu offenbaren, begannen alle Provinzen, alle größern und kleinern Städte, auf eine flüchtige und ziemlich unscheinbare Anregung von der Hauptstadt aus, mit den einmüthigsten Voten zu Gunsten der Civilehe auf die klerikale Agitation zu antworten. Die Municipien, die Provinzial- und Districtsconseils beriethen über die Mißstände der bestehenden Kirchenordnung in Piemont, beschlossen Petitionen an die Deputirtenkammer und die Regierung für Sequestration der geistlichen Güter, Anwendung der allgemeinen Militärdienstpflichtigkeit auch auf die Kleriker, Aufhebung der Klöster u. s. w. Dieselben Begehren wurden von Bürgern der Stadt- und Landgemeinden in Petitionen ausgesprochen, welche sich bald mit vielen Tausenden von Unterschriften bedeckten. Überall traten sich die klerikale und liberale Meinung gegenüber, und beide Lager harrten mit gleicher Ungeduld auf die Entscheidung des Kampfes. In dieser Lage verbreiteten sich endlich Gerüchte von dem Rücktritte des Ministeriums d'Azeglio, denen am 20. Oct. 1852 bald die gewisse Kunde folgte, daß d'Azeglio seine Entlassung eingereicht und erhalten habe. Seinem Beispiele kamen nach: Pernati, Cibrario, dann die übrigen Minister. Seit den Unglückstagen nach der Schlacht bei Novara hatte der gute Sinn der Piemontesen keine schwerere Probe zu bestehen gehabt. Mitten in der Aufregung der Parteien und während ein beunruhigendes Gerücht dem andern folgte, sah sich das Land einer festen Regierung beraubt und den Provocationen einer fanatischen Faction preisgegeben. Aber trotz dieser Provocationen, trotz der Heftigkeit und des langen Verlaufs der Krisis gab die Bevölkerung der Hauptstadt wie der Provinzen keinen Augenblick ihre ernste und würdige Haltung auf.

Als eigentlicher Knotenpunkt der Krisis erschien die klerikale Frage, oder näher die Beilegung der römisch-sardinischen Zwistigkeiten, welche die schlaue und zähe An-

tonelli'sche Politik so lange verzögert hatte, dem günstigen Augenblick entgegenharrend, wo sich von der Lösung die größtmöglichsten Vortheile für den römischen Einfluß erwarten ließen. Der König beschied nacheinander die einflußreichsten Männer der Hauptparteien zu sich: die Grafen Balbo, Revel, Pollone (entschiedene Rechte), den Grafen Bellono, Syndicus von Turin (gemäßigte Rechte), den frühern Finanzminister und entschieden liberalen Grafen Cavour, den Kammerpräsidenten Ratazzi und Andere, um ihre Ansichten über die moralische Lage des Landes und dessen wichtigste Fragen zu vernehmen. Mehren dieser Audienzen wohnte der Erzbischof Charvaz bei, welcher kurz vorher die sardinischen Verhandlungen bei der römischen Curie und dem Papste persönlich geleitet hatte — einer der wenigen sardinischen Prälaten, welche die neue Ordnung des Landes achteten und im versöhnlichen Sinne wirken. Während der Krisis und der Erregtheit der Meinungen wurde der Einfluß des Monsignore Charvaz von den Liberalen freilich als ein unheilvoller bezeichnet; doch änderte man bereitwillig das Urtheil, als Derselbe später, bei Gelegenheit seiner Installation als Erzbischof von Genua, seine wahre Gesinnung in einem öffentlichen Pastorale bekundete. Je länger die Verhandlungen über die Herstellung des neuen Cabinets andauerten, desto angstvoller wurde die öffentliche Spannung, desto entschiedener und einmüthiger erhob sich die öffentliche Meinung gegen die klerikale Richtung. Ein dieser Richtung sich nur näherndes Ministerium würde die schwersten Folgen nach sich gezogen haben. Das Land gab sich keinen Täuschungen hin über die Männer, welche mit Rom zu transigiren geneigt schienen; es kannte sie nur zu wohl aus den Zeiten Karl Albert's her. Vor diesem so plötzlich und mit so großer Gewalt wiedererwachten Mistrauen gegen die klerikale Richtung ließen die Klerikalen selbst (noch ehe der König, welcher während der ganzen Krisis größere Zurückhaltung als gewöhnlich bewahrte, sein Wort in die Wagschale gelegt hatte) allmälig ihre stolzen Hoffnungen sinken. Das Gerücht von der Bildung eines Ministeriums Balbo-Revel (entschiedene Rechte, doch von nicht entschieden klerikaler Färbung) begegnete der lebhaftesten öffentlichen Abneigung, zumal in das Programm dieser Männer Beschränkung der Preßfreiheit, Schmälerung der Wahlrechte und der Municipalgesetze verflochten war. In Piemont nämlich begreift man sehr wohl, daß Ministerium und Parlament, wenn sie der Presse wieder die Fesseln anlegen wollten, über kurz oder lang von der hereinbrechenden Reaction würden fortgerissen werden, die Hand auch an die übrigen freien Institutionen, ja selbst an das Grundgesetz zu legen. Was das Wahlgesetz betrifft, so hat die Erfahrung erwiesen, daß es den Verfassungsfreunden den Weg ins Parlament geöffnet, und man kann es nicht als Mangelhaftigkeit desselben bezeichnen, wenn es die Seitenthüren zu rechts und links auch für abweichende Meinungen offen läßt. In Rücksicht der Municipalgesetze wünscht das Land seit langer Zeit und mit Einmüthigkeit eine Erweiterung derselben (die auch schon vom Ministerium d'Azeglio als nothwendig erkannt und zugesagt wurde), um den Municipal- und Provinzialinteressen die zur organischen Lebensfähigkeit nothwendige Unabhängigkeit von der Centralgewalt zu sichern. Graf Revel erkannte zu wohl die öffentliche Abneigung gegen seine und seiner Freunde Richtung und die Unmöglichkeit einer Versöhnung mit der Parlamentsmajorität. Mit einer, selbst von seinen Gegnern gerühmten Loyalität, bekannte er dies dem Könige, und leistete auf das Mandat der Cabinetsbildung Verzicht, weil er nicht hoffen konnte seiner Politik bei der vorherrschenden Stimmung des Landes und der entgegenstehenden Kammermajorität auf „streng-constitutionellem Wege" Geltung zu verschaffen. In der Öffentlichkeit trat inzwischen immer entschiedener die Überzeugung hervor, daß ein gemischtes Ministerium oder eines von schwankenden Grundsätzen unmöglich, daß die Krisis nur mit dem Siege der entschieden liberalen oder dem der entschieden klerikalen Meinung verlaufen könne.

Dies war der Stand der Dinge, als am 28. Oct. 1852 die unerwartete Kunde von dem Tode Vincenzo Gioberti's zu Paris in der bewegten subalpinischen Hauptstadt eintraf. Der erste Eindruck dieser Nachricht machte die Stimmung nur noch

düsterer. Gioberti, der Philosoph der italienischen Neuzeit, der mit der Kraft seiner Feder Italien aus langem Schlummer und tiefer politischer Versunkenheit zu frischem, lebensvollem Nationalbewußtsein erweckt, der in seinem engern Vaterlande die unheilvolle klerikale Herrschaft erschüttert und niedergeworfen, hatte in dem Augenblicke seine Augen geschlossen, wo die klerikale Faction die verzweifeltsten Anstrengungen machte, ihre frühere Gewalt wiederzuerobern. Mit tiefem Dankbarkeitsgefühl gedachte Turin der großen Verdienste, der schweren Opfer, der unbesiegbaren patriotischen Hingebung des verstorbenen Mitbürgers, der noch in seiner letzten freiwilligen Selbstverbannung die einsamen Tage und Nächte dem vaterländischen Wohle gewidmet hatte, mit derselben Wärme, mit derselben Beständigkeit, die ihm mitten unter den Drangsalen seiner Jugend eigen gewesen. In seinem vielverbreiteten Werke „Del rinuovamento civile d'Italia" (2 Bde., Paris und Turin 1851) sollte er seinem Vaterlande sein letztes Vermächtniß hinterlassen haben. In diesem Werke hatte er mit geradem Urtheile auf die extremen Parteien und den Municipalismus als die hauptsächlichsten Hindernisse der Wiedergeburt Italiens hingewiesen. In ernster, selbst strenger Sprache hatte er den Italienern die Irrthümer und Fehler der Vergangenheit vorgehalten, um diese als Lehren für die Zukunft hinzustellen. Gleichsam um die treue Bewahrung dieses Vermächtnisses zu besiegeln, erhob sich jetzt in Turin und in allen Provinzen der einmüthige Wunsch, dem hingeschiedenen Patrioten ein Nationaldenkmal zu errichten und seine Bestattung in vaterländischer Erde zu bewirken. Das Municipium von Turin, und an dessen Spitze der Syndikus Graf Bellono, verwandelten diesen Wunsch in einen Beschluß, der bald von allen Municipien des Reichs bekräftigt wurde. Wenige Wochen später traf die Leiche Gioberti's (auf Kosten des Municipiums) in seiner Vaterstadt Turin ein, um hier nach dreitägiger Leichenfeier bestattet zu werden.

Die großartige, überwältigende Manifestation der öffentlichen Meinung, welche sich schon mit Verbreitung der Kunde von Gioberti's Tode entwickelte, mußte vollends jeden Zweifel über die wahre Stimmung und die geheimsten Wünsche des Landes benehmen. Nachdem König Victor Emanuel die verschiedensten Meinungen vernommen und, wie ein Bulletin des turiner „Risorgimento" vom 30. Oct. sich ausdrückte, mit constitutioneller Treue und Gewissenhaftigkeit diese Meinungen abgewogen hatte, fiel seine Wahl auf die Bildung einer Verwaltung von entschieden liberalem Geiste. Am Abende dieses Tags beauftragte der König den Grafen Camillo di Cavour mit der definitiven Bildung des Cabinets, ohne irgend welche Bedingung an dieselbe zu knüpfen. Die Gemüther schienen plötzlich bei dieser freudigen Botschaft wie vom Alpdrucke befreit: im Augenblicke wechselte die ganze Stadt ihre Physiognomie. Eine freudige, nur durch die Trauer um Gioberti gemäßigte Stimmung und die Befriedigung über den Entschluß des Königs und den glücklichen Ausgang der Krisis gab sich allenthalben kund. Wie sehr aber auch die Krisis und die in ihrem Gefolge gehende Aufregung der Parteileidenschaften von den Freunden des öffentlichen Friedens beklagt worden war, so ergaben sich doch daraus höchst wichtige und durch die zeitweilige Störung vielleicht nicht zu theuer erkaufte Lehren für die Zukunft. Die überwundene Krisis hatte die tiefgewurzelte Anhänglichkeit des Landes zu der Verfassung und den freien Institutionen bekundet, sowie die Unmöglichkeit jeder Regierung, in deren Programm oder Vergangenheit das Wort Verfassungstreue fehlt. Diese Krisis ließ überdies die Schwäche der klerikalen Faction, und was ihr noch gefährlicher, ihre unwürdigen Mittel zur Wiedererlangung einer vielleicht auf immer eingebüßten Gewalt erkennen. In allen vorhergegangenen Parteikämpfen seit der constitutionellen Ära Piemonts hatten die Klerikalen nie eine so vollständige moralische und politische Niederlage erlitten als in der Octoberkrisis 1852.

Die Bildung des neuen Cabinets durch den Grafen Cavour erfoderte nur wenige Tage. Cavour selbst übernahm die Präsidentschaft des neuen Ministeriums und die Finanzen, General Dabormida erhielt das Auswärtige, Graf Ponzo di San-Martino (unter Galvagno früher Primo Uffiziale des Innern) die innern Angele-

genheiten. Die übrigen Minister hatten sämmtlich dem Cabinet d'Azeglio angehört und dessen liberale Elemente gebildet: General La Marmora (Krieg), Buoncompagni (Justiz), Luigi Cibrario (Unterricht), Paleocapa (öffentliche Bauten). Die politische und parlamentarische Vergangenheit aller dieser Männer war dem Lande zu sehr bekannt, als daß der Cabinetspräsident bei der Wiedereröffnung des Parlaments, zu Anfange December, die officielle Ankündigung des Ministeriums mit einem Programme zu begleiten nöthig gehabt hätte. Auch wurde ein solches von keiner Seite der beiden Kammern begehrt. Schon nach den ersten Sitzungen der Deputirtenkammer trat die von Cavour bereits früher angestrebte Fusion der beiden Centren ein, womit die alte Majorität unter d'Azeglio-Siccardi-Cavour wiederhergestellt wurde. In einer der wichtigsten Fragen, der finanziellen, hatte das Ministerium selbst die Unterstützung der Fraction Revel.

Noch ehe das Jahr 1852 schloß, rafften indessen die Klerikalen noch einmal ihre Kräfte zu einer heftigen Opposition zusammen. Gegen Mitte December kam das von der Wahlkammer bereits votirte Civilehegesetz im Senat zur Debatte. Seit dem Sommer hatten die Klerikalen ihre Bemühungen auf diese Kammer gerichtet, in welcher sie selbst zahlreiche Vertreter und Anhänger zählen. In der allgemeinen Discussion maßen die beiden Parteien ihre Kräfte, und der Sieg neigte sich hier auf die liberale Seite. Ehe aber noch die Discussion der einzelnen Artikel begann, thaten die Klerikalen einen letzten Schritt. Die piemontesischen und savoyischen Bischöfe publicirten, abermals unter der Oberleitung des unversöhnlichen landesverwiesenen Erzbischofs Franzoni, einen Protest in Verbindung mit Excommunicationsdrohungen, welchen die Geistlichen an drei aufeinander folgenden Sonntagen von der Kanzel herab verlesen mußten. Zu diesem Proteste kamen die ebenfalls von der Kanzel herab verlesenen Excommunicationen gegen die liberalen Journale, und unheilvolle Gerüchte aus klerikaler Quelle schienen darauf berechnet, eine tiefgreifende Zwietracht, ja eigentliche Kämpfe unter der Bevölkerung hervorzurufen. Doch der gesunde Volkssinn hütete sich wol in die Falle zu gehen. Indessen erreichte die Agitation doch, was sie bezweckte: einen moralischen Druck auf die Senatorenkammer. Der erste, der Hauptartikel des Civilehegesetzes wurde (am 20. Dec.) mit einer Majorität von 39 gegen 38 Stimmen verworfen. Freilich zählte diese Majorität einige Stimmen, die nicht aus Feindseligkeit gegen das Princip der Civilehe, sondern wegen dessen inconsequenter und widerspruchvoller Anwendung in dem ministeriellen Gesetzentwurfe gestimmt hatten. Der Justizminister zog in Folge dieses Votums den Entwurf mit der Verheißung zurück, dem Parlament in der folgenden Session einen neuen vorzulegen, in welchem die Trennung des kirchlichen vom staatlichen Princip in vollkommener Weise hervortreten solle.

Außer den kirchlichen, beschäftigten wichtige administrative, ökonomische und finanzielle Fragen das Parlament in den Monaten December 1852 und Januar 1853. Aus den verschiedenen Reden und Verheißungen der Minister bildete das halbofficielle „Parlamento" (vom 20. Jan.) ein Programm des Cabinets, welches sich in folgenden Punkten zusammenfassen läßt: Absolute Emancipation der staatlichen Gewalt von der kirchlichen, und Civilehe; Unverletzlichkeit des Rechts der freien Association; Unverletzlichkeit der freien Presse; Unterrichtsfreiheit und Verbreitung des Unterrichts unter den Volksclassen aus Staatsmitteln; ausgedehnteste Handelsfreiheit und neue Tarifreformen; Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts, Ökonomie im Staatshaushalte, Steuerreform; Beschleunigung und Regelmäßigkeit des Gerichtsverfahrens: Reform des Civil- und Penalcodex; Disciplinargesetz und Gesetz über das Avancement im Militärdienste; Erweiterung der Communalfreiheit; neues Gesetz über die Civiladministration; Beförderung des Verkehrs und der Communication im Innern und mit dem Auslande durch Straßen-, Eisenbahn- und Telegraphenbauten u. s. w. Dieses reichhaltige Programm, über dessen Einhaltung und Ausführung erst die Zukunft entscheiden wird, steht allerdings mit der Gesinnung und den Wünschen des Landes im Einklang, und findet in der Nationalvertretung

gewiß die vollste Unterstützung. Freilich läßt sich aber nach den klerikalen Ankämpfen, welchen die Einführung der Civilehe bereits begegnete, nicht unschwer voraussehen, daß das Reformwerk in Piemont auch in Zukunft von Hindernissen und Kämpfen begleitet sein wird. Dies mag aber immerhin geschehen! Der Widerstand der Verfassungsgegner hat bisher in Piemont nur dazu gedient, die Energie und das Selbstvertrauen der Nation zu kräftigen, Land, Parlament, Regierung und König inniger miteinander zu vereinen und das constitutionelle Leben zu befestigen. Mit Vertrauen darf daher der kräftig aufblühende Staat auf die Zukunft blicken. Denn wenigstens die Anstrengungen der innern Feinde werden nicht vermögen, über das Selbstvertrauen, die Eintracht und die Gesetzestreue einer Nation den Sieg davonzutragen.

Lübeck in seinen neuern und neuesten Zuständen.

Rückblick auf die Vergangenheit.

An den Namen Lübeck knüpfen sich große Erinnerungen. Gerade in den Zeiten der traurigsten Zerrissenheit Deutschlands keimte die Größe, Macht und Herrlichkeit dieser einflußreichsten Ostseestadt auf und ward zur Bannerträgerin deutscher Sitte, deutschen Fleißes, deutscher Kraft im Norden. Der Hansabund, im 14. Jahrhundert entstanden, steht so einzig da in der Geschichte, daß keine andere Coalition weder früherer noch späterer Zeiten sich mit ihm vergleichen läßt. Zugleich hält er Deutschland einen Spiegel vor, in dem es erkennen kann, was ihm heute wie damals Noth thut; denn er deutet mit weisem Finger die Wege an, welche der Deutsche zu wandeln hat, um bei aller ihm von uralters an innewohnenden politischen Zerrissenheit doch ein Ganzes zu werden, Kraft im Innern, Machtstellung nach außen zu gewinnen, und den so oft bald mit Recht bald mit Unrecht verunglimpften Namen des deutschen Volks zu Ehren zu bringen.

Lübecks spätere Geschichte und seine gegenwärtige politische wie handelspolitische Stellung ist nur zu verstehen und richtig zu würdigen, wenn man seine Vergangenheit betrachtet. Es wird deshalb nöthig sein, einen Blick auf diese Vergangenheit zu werfen, bevor wir den Freistaat Lübeck, wie er sich in neuester Zeit entwickelt hat, näher ins Auge fassen.

Handelsstädte — und als solche muß Lübeck immer betrachtet werden — erhalten ihre Bedeutung nicht allein durch den Unternehmungsgeist ihrer Bürger, sondern mehr noch durch ihre geographische Lage. Nur Lübecks glückliche Lage verhalf dem ehrwürdigen Haupte der alten Hansa zu jener imposanten Stellung, die es einige Jahrhunderte lang einnahm und durch die Energie seiner ausgezeichneten Männer, durch die kluge Handelsthätigkeit all seiner Bürger zu behaupten verstand. Die Ostsee war vom 12. Jahrhundert bis zur Entdeckung von Amerika unbestritten das wichtigste Meer im Norden. Als die anwachsende Macht des Islam den Kreuzfahrern das Leben in Palästina sauer machte, und das Kreuz trotz aller glorreichen Waffenthaten einzelner hervorragender Helden dort keine bleibende Stätte finden wollte, wandte sich das Augenmerk der nach Thaten dürstenden Ritter und einzelner wirklich für das Christenthum begeisterter Männer dem noch wenig gekannten Norden zu. Das Meeresbecken der Ostsee, an deren langgestreckten Küsten eine Menge Städte aufzublühen und durch den Handel mit nordischen Producten zu gedeihlichem Wohlstande sich emporzuarbeiten begannen, bot Gelegenheit, das Kreuz nach Norden zu tragen und den heidnischen Küstenbewohnern die Lehre von Christus zu predigen. Heinrich der Löwe, welcher Lübeck, nachdem es am Bukuhügel zwischen Trave und Wakenitz neu aufzublühen begann, große Vergünstigungen verlieh, die seiner Han-

delsthätigkeit rasch aufhalfen, zog von hier über Mölln und Lauenburg südwärts, um sich an dem Kreuzzuge des Hohenstaufen zu betheiligen, und bahnte dadurch den spätern gen Norden gerichteten Kreuzzügen der Deutschen Ordensritter den Weg. Lübecks Hafen ward der Einschiffungsplatz der Heere, welche unter der weißen Fahne mit dem blutrothen Kreuze die Preußen, Ehsten, Liven und Finnen zum Christenthume, man kann nicht sagen bekehrten, sondern zwangen. Die breite und tiefe Ostseebucht, welche an der Mündung der Trave am weitesten in das Festland hineinschneidet und später den Namen „Lübisches Fahrwasser" führte, bot den Seefahrern einen gegen die Einwirkungen heftiger Stürme geschützten Golf. Die Trave, zwar klein und auffallend schmal, war als Fahrwasser jedem andern in die Ostsee mündenden Strome weit vorzuziehen, da sie, in Moorland entspringend, fast gar keinen Sand mit sich führte, auch von Wasserfluten, wie andere auf hohen Gebirgen entspringende Ströme, nicht zu leiden hatte. Dazu kam ihr eigenthümlich gewundener Lauf, der es jedem nicht zu schwer beladenen Schiffe möglich machte, bei jedem Winde sowol ab- wie aufwärts zu segeln. Sie war ferner den Einwirkungen von Flut und Ebbe, die allerdings auch ihr Gutes haben, nie unterworfen, und galt in Folge dessen nicht nur für das sicherste und bequemste Fahrwasser, sondern war es auch wirklich. Havarie konnte ein Schiff auf der Trave nicht erleiden, und im Hafen von Lübeck hatte selbst der wüthendste Sturm einer daselbst vor Anker liegenden Flotte nichts an. Er schaukelte die Fahrzeuge höchstens an ihren Ankerketten hin und her: die Taue zu zerreißen, ihre Masten zu brechen vermochte er niemals.

Die politisch einflußreichste und am meisten entwickelte Macht im Norden war damals Dänemark, dessen ehrgeizige, eroberungslustige Könige nach Land- und Machtvergrößerung strebten. Die schwere Hand dieser gefährlichen Nachbarn sollte Lübeck bald genug fühlen. Es galt, ihr die Spitze zu bieten, den Seeweg nach Schweden, Esthland, Finnland und durch den Öresund und das Kattegat *nach Norwegen*, wohin Lübeck Handel trieb, frei zu halten und nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. An Schutz durch das Schwert des Reichs war nicht zu denken, denn just dieses Reich, das sich wie zum Hohne das Heilige deutsch-römische Reich nannte, war in der That und Wahrheit nicht vorhanden. Der große Körper, dessen einzelne Glieder es bildeten oder bilden sollten, war da, aber ein Haupt, dem die Glieder gehorsamten, fehlte. Statt dessen that Jeder, was er wollte und konnte. Das ehrsame Waffenwerk der Ritter war heruntergekommen und in räuberische Wegelagerei ausgeartet. Die Herren vom Stegreif hatten in ihrem unbezwingbaren Drange nach Abenteuern nichts Besseres zu thun, als reisenden Kaufleuten aufzulauern, sie auszuplündern, wol auch zu erschlagen. Gegen derartige Unbill zu Lande wie gegen die Räubereien und Plackereien auf der See war bei der trostlosen Zerfahrenheit deutscher Zustände in keiner Weise Abhülfe zu erlangen. Wollte man nicht unterliegen oder doch ohne Aufhören Unwürdiges geduldig ertragen, so mußte man sich selbst helfen.

Lübeck, die lebhafteste und durch den Handelsgeist ihrer Bürger, die aus Ostfriesen, Niedersachsen, Westfalen u. s. w. sehr glücklich gemischt waren und neben zäher Ausdauer einen starken Unabhängigkeitstrieb besaßen, blühendste wie reichste aller nordischen deutschen Seestädte, litt am meisten unter diesen kläglichen Zuständen. In ihren Bürgern entstand daher der Gedanke, mit andern, ähnliche Zwecke verfolgenden Städten einen Bund zum Schutz ihres Handels zu errichten und diesem Bunde möglichste Ausdehnung und Macht zu verleihen. So begann die Hansa, ursprünglich nichts Anderes als eine Coalition handeltreibender Bürgerstädte. Politische Zwecke lagen den ersten Gründern des Bundes fern; sie traten erst später in den Vordergrund, als die gewaltig aufblühende Handelsmacht des Bundes dieselben zu deren Erhaltung heischte. Während im Innern des deutsch-römischen Reichs der Wurm der Zernichtung unbehindert weiter fraß, entwickelte sich der nordische Städtebund zu einer Weltmacht, die wunderbarerweise Kriege führte, Bündnisse schloß, Frieden dictirte und bis in den äußersten europäischen Norden ihre Gesetze trug.

Der Hansabund der 77 Städte, die ihm beigetreten, war ein Staat in vielen Staaten, denn die Städte der verschiedensten Herren gehörten ihm an, beschickten seine regelmäßig ausgeschriebenen Tagfahrten, auf denen Lübeck als Veranlasserin des Bundes den Vorsitz führte, und schrieben der Welt Gesetze vor. Ein sichtbares Haupt hatte der Bund nur insofern, als Lübeck Hauptort der Hansa war, und die vorzüglichsten Beschlüsse und Unternehmungen im Schooße der mächtig wachsenden Stadt gefaßt und eingeleitet wurden. Keine zum Bunde zählende Stadt weigerte sich diesen Beschlüssen Folge zu leisten. Sie stellte Truppen, rüstete und bemannte Schiffe, wenn der Zweck, die Erhaltung und die Ehre der Hansa, einen Kreuzzug gebot, und die eigentlichen Landesherren solcher Städte hatten gegen dieses seltsame Gebahren nichts zu erinnern! Wie sonderbar, wie verworren, wie völlig haltlos mußte ein Staatswesen sein, das Derartiges nicht nur dulden, nein gutheißen durfte! Und doch waren jene Tage der Zerrissenheit des Reichs weitaus die glorreichsten deutscher Geschichte! Denn damals besaßen deutsche Städte eine zahlreiche Kriegsflotte, die Admirale der Hansa schlugen wiederholt siegreiche Seeschlachten, jagten mehr denn ein mal mit der fliegenden Kreuzesfahne am Mast den grimmigen Dänen heim über die Belte, eroberten, plünderten und verbrannten die Königsburg zu Kopenhagen und zwangen Waldemar III., nachdem sie zwei mal seine Flotten vernichtet hatten, das fruchtbare Schonen an den Bund abzutreten, an dessen flachen Küsten der Häringsfang, welchen vorzugsweise lübecker Kaufleute betrieben, diesen Tonnen Goldes eintrug.

Solchergestalt entwickelte sich eine ursprünglich nur Handelszwecke verfolgende, rasch aufblühende Bürgerstadt durch glückliche Lage, durch Gunst der Umstände und durch ganz eigenthümliche, wahrscheinlich nie wieder vorkommende staatliche Verhältnisse zu einer politischen Macht ersten Ranges; denn der Glorienschein des Ruhms, den sich der Bund der Hansa im diplomatischen Intriguenspiel wie im Getümmel der Feld- und Seeschlachten errang, haftete vorzugsweise an dem Haupte des Bundes und umleuchtet, wenn auch zur Unkenntlichkeit abgeblüht, noch heute die grauen Zinnen der alterthümlichen Stadt.

Zur Befestigung der Handelsmacht, die dem Bunde immer Hauptsache blieb, und aus welcher in zweiter Reihe erst die politische Machtstellung entsprang, die man wieder aufrechthalten, ja möglichst erweitern mußte, um der Vortheile der Handelsmacht nicht verlustig zu werden, legte der Bund unter Lübecks Vortritt im Westen wie im hohen Norden seine Comptoire oder Factoreien an, die, wenn auch nicht in so großartigem Maßstabe wie in der neuern Zeit jene der Engländer in Ostindien betrieben wurden, doch ganz gleiche Zwecke verfolgten. Die Handelscomptoire der Lübecker in Bergen, auf Schonen, in Wisby auf Gothland, in Riga, in Nowgorod; ferner in Antwerpen, Brügge, London u. s. w. waren nichts weiter als klug ausgeworfene Netze des Hansabundes in fremden Ländern, um durch erworbene Privilegien und Gerechtsame oft seltsamster Art Reichthümer zu erwerben und die erworbenen Schätze auf lübeckischen Schiffen heimzuführen in die geliebte Metropole an der Trave. Nicht selten bildeten diese Comptoire einfacher Kaufleute kleine Staaten in fremden Staaten, wie z. B. in der russischen Republik Nowgorod, wo der den Lübeckern gehörende Stadttheil gleich einer Festung mit Mauern umgürtet war und verschlossen werden konnte. Weil alle diese Handelscommanditen — denn etwas Anderes waren die Comptoire ursprünglich nicht — nur von Privaten, die als Corporation zusammentraten, nicht vom Bunde der Hansa als einer moralischen Person ausgingen, nannten sich viele derselben nach den Orten, wo sie gehalten wurden, wohin vorzugsweise von Lübeck aus der Handelsverkehr sich richtete, und aus denen zurück wieder in die Mutterstadt der Gewinn dieser ausgebreiteten Handelsthätigkeit sich ergoß.

Diese eigenthümliche in dem Geiste der damaligen Zeit ihre Erklärung und Berechtigung findende Einrichtung konnte nicht ohne Rückwirkung auf die innere städtische Verfassung der dem Bunde angehörenden Städte, namentlich aber Lübecks

bleiben. Nicht die Stadt als Ganzes trieb Handel und herrschte, sondern der stark entwickelte Corporationsgeist war der eigentliche Hebel der bedeutenden Macht, welche der Bund in seiner Gesammtheit erlangte. Es konnte daher nicht fehlen, daß im Schooße der tonangebenden Stadt dieser Corporationsgeist seine mächtigsten Vertreter fand, und daß in Folge dessen die Corporationen selbst zu einer nie gekannten Macht daselbst erstarkten. Die frühzeitig zur Freien Reichsstadt erhobene Handelsmetropole konnte vermöge ihrer Unabhängigkeit vom Reiche und ihrer außerordentlichen Machtstellung nach außen als Haupt der Hansa ihr eigenes Stadt- und Staatswesen ganz nach Belieben formeln und modeln. Und dies that denn auch Lübeck mit einer seinen Bürgern verstatteten Freiheit der Bewegung, die heutzutage kaum mehr verstanden, viel weniger für möglich gehalten wird.

Daraus erklären sich eine Menge von Einrichtungen, die, so seltsam sie sind, großentheils noch gegenwärtig volle Gültigkeit in Lübeck haben. Es nehmen sich dieselben um so wunderlicher aus, als ja die Stadt selbst den stolzen Namen einer Republik führt und sich nicht wenig darauf einbildet. Zur Zeit der Hansa und deren größter Blüte, die ausschließlich dem starken Bürgersinn ihr Gedeihen verdankte, hatten jene, später näher zu betrachtenden Einrichtungen einen Sinn. Man konnte sie nicht entbehren, weil sie dem Handelsverkehr zu Hebeln dienten und diesen wesentlich förderten. Gerade die Gliederung der Handelsthätigkeit einerseits in geschlossene Corporationen oder Collegien, und die Concentration andererseits in den einzelnen Gesellschaften machten Lübeck und der Hansa den ganzen Norden zinsbar. Von der Mündung der Schelde bis nach Bergen in Norwegen und bis an die Ufer der Wolchow herrschte Lübeck als Handelsstadt und dictirte Gesetze als das Haupt einer politischen Macht ohne Land, aber mit Leuten und Schiffen versehen. Es konnte nicht fehlen, das ein solches zwiefaches Übergewicht, das einige Jahrhunderte geübt und erhalten ward, unermeßliche Reichthümer aufhäufen mußte, die einem im Ganzen nur kleinen Bruchtheile zufielen. Man schätzt die Bevölkerung Lübecks zur Zeit seines größten Glanzes auf etwa 100000 Seelen. Zu diesen gehörten auch alle Mitglieder der im Norden und Westen errichteten Handelscomptoire, zu denen selbst geborenen Lübeckern der Eintritt sauer genug gemacht ward, ohne Zweifel, um die Zahl der Theilnehmer nicht über Gebühr anwachsen zu lassen. Eine nur kurze Reihe von Jahren genügte, jene Theilnehmer reich und unabhängig zu machen, worauf sie sich gewöhnlich in die Mutterstadt zurückzogen und Andere, Jüngere, immer aber nur Lübecker an ihre Stelle treten ließen. Auf solche Weise eroberte sich das Haupt der Hansa eine unglaubliche Geldmacht, als deren segensreicher Ausfluß eine Menge noch heutzutage bestehender öffentlicher, dem Gemeinwohl dienender Anstalten vorhanden sind, wie sie auf deutschem Boden wol schwerlich eine zweite Stadt von gleicher Größe aufzuweisen haben möchte.

In der festen Umgrenzung dieser lübisch-hansischen Handelscomptoire lag, wie dies nicht anders sein konnte, der Keim zu einer gewissen Stabilität des ganzen Handelssystems, welche diesem selbst gefährlich werden mußte, sobald die Handelsprincipien sich änderten. Politische Stürme, die nicht ausblieben, fürchtete man nicht, denn der Bund besaß Mittel genug, diesen zu begegnen; daß aber kühne Seefahrer auf der unermeßlichen Woge des großen Weltmeeres, wohin lübische Schiffe niemals gedrungen waren, eine neue Welt, einen zweiten Continent entdecken würden, das konnten auch die fähigsten und unternehmendsten Köpfe unter den alten hansischen Kaufherren nicht vorauswissen.

Die Handelsthätigkeit der hansischen Kaufleute hatte ihren Schwerpunkt im Norden, besonders in Skandinavien, den Ostseeländern und einem Theile Rußlands. Dorthin verschifften sie die Waaren fremder Länder, besonders des Südens, wogegen diese wieder ausschließlich durch den Bund mit den Producten des Nordens versorgt wurden. Erst die Entdeckung Amerikas und die derselben folgende Handelsthätigkeit, anfangs der Portugiesen, später der Holländer und Engländer, that der Hansa Abbruch, und brach nach und nach das stolze Übergewicht Lübecks in der ge-

sammten Handelswelt. Die Nordsee ward, als der natürliche aus Deutschland und den Niederlanden führende Wasserweg in die neue transatlantische Welt bald wichtiger als die Ostsee, die stets den Charakter eines Binnenmeeres trug. Das Haupt der Hansa, durch den Sund von dieser neuen und ungleich wichtigern Verkehrsstraße abgeschnitten, konnte hier nicht als Rivalin auftreten. Selbst, wenn es politisch die Macht dazu besessen hätte, was nicht der Fall war, da es über kein Land zu gebieten hatte, würde es gegen die Rührigkeit des glücklicher gelegenen Holland und England doch nicht aufgekommen sein, weil die Radien seiner Handelsthätigkeit und seines Handelseinflusses eben nur die um das Baltische Meer gelegene Ländergruppe umspannten.

War schon in dieser Neugestaltung des Welthandels der Verfall der Hansa als eines Handelsbundes gegeben, so konnte am wenigsten Lübeck der gewaltigen Einwirkung der Zeit widerstehen, da es, als Haupt des alten Bundes, im Mittelpunkte eines Handelsrayon lag, der fortan nicht mehr maßgebend in Welthandelsfragen erschien. Man würde Lübeck und seinen Handelskräften Unrecht thun, wollte man behaupten, die Macht und das Ansehen dieser Stadt sei durch den Übermuth und durch allzu große Üppigkeit ihrer reichen Bürger in Verfall gekommen. Die Hansa hatte sich einfach überlebt, und so war es Selbstfolge, daß das Haupt eines Körpers, der an Altersschwäche hinsiechte, ebenfalls darunter leiden mußte. Zur Allgemeinheit des hereinbrechenden Verfalls und zu dem schnellen Sinken Lübecks als Handelsmetropole mochte die Stabilität mit beitragen, die in ihrem Handelssysteme maßgebend geworden war, und die eine stets frisch zuströmende Lebenskraft grundsätzlich ausschloß, auch so lange ausschließen mußte, als man von dieser Stabilität im Systeme zu lassen sich nicht entschließen konnte. Ein Gutes freilich hatte diese Stabilität. Sie erhielt die unter günstigern Zeitläufen erworbenen Reichthümer und behauptete sich, während größere Theilnahme am neu sich bildenden Welthandel ihr versagt blieb, fortwährend, und zwar bis auf die neueste Zeit als Hauptstapelplatz an der Ostsee für den Verkehr mit Skandinavien und Finnland. Ein solider Ruf, ein nie gestörter Credit und alte Handelstraditionen stehen ihr dabei hülfreich zur Seite, und werden die vor Jahrhunderten so unendlich wichtige Stadt alle Concurrenten, die ihr in neuester Zeit entstanden sind und vielleicht noch entstehen dürften, wahrscheinlich glücklich überwinden lassen.

Die große historische Rolle Lübecks war mit dem Verfall des Hansabundes im 16. Jahrhundert zu Ende. Hiermit schloß das goldene Zeitalter der merkwürdigen Stadt, und bald lebte die sprüchwörtlich gewordene „alte lübische Herrlichkeit" nur noch in der Sage fort. Lübecks Name verschwand in der Geschichte, oder trat doch weit zurück hinter den hell glänzenden Namen anderer Städte. Daß sie zur Zeit Karl's IV., am Ende des 14. Jahrhunderts, von diesem Herrscher selbst unter den fünf Hauptstädten des Heiligen deutsch-römischen Reichs gezählt ward, würde man gegenwärtig schwerlich glauben, wäre es nicht in alten Urkunden zu lesen.

Auch in der handelspolitischen Welt zog sich Lübeck immer mehr zurück. Die Manen der großen, so gewaltige Plane wälzenden Lübecker schienen zu schmollen über das Loos ihrer Vaterstadt, die nicht nur an Macht und Ansehen nach außen verlor, sondern auch im Innern vielfach herunterkam. Die Zahl ihrer Einwohner verminderte sich zusehends, und je lebloser die langen schmalen Straßen der alten Stadt wurden, desto mehr verkümmerte ihr sonst so großartiger Verkehr. Nur der alte Name „Hansestadt" verblieb der ehemaligen stolzen Handelskönigin an der Trave, und als solche schloß sie zugleich mit Bremen und Hamburg noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Handelsverträge mit auswärtigen Mächten.

Die Zeit der Napoleonischen Kriege.

Erst in diesem Jahrhundert beginnt Lübeck wieder, wenn auch keine bedeutende, doch immerhin eine Rolle in der Geschichte zu spielen. Als Freie Reichsstadt konnte

sie sich nach dem Verlust ihrer Handelsgröße neben mancher andern Stadt im Vaterlande, die sich gleicher Rechte erfreute und einen gleichen Namen trug, nicht mehr hervorthun. Dazu lag sie viel zu weit ab von dem Mittelpunkte des Reichs und den großen Pulsadern des Völkerlebens. Während Hamburg und Bremen, früher abhängig von Lübeck, rasch aufblühten und, besonders das erstere, unter allen deutschen Handelsstädten die wichtigste und großartigste Rolle führte, saß die alte Königin der Hansa wie ein vom Vaterlande verstoßenes oder doch vergessenes Kind an den braunen trägen Wellen seines Stroms, zehrte von alten Erinnerungen, und kümmerte sich wenig in ihrer Abgeschiedenheit um den Wirrwarr der Welt. Sie war freilich alt und runzelig geworden, die stolze, ehemals so prachtvoll und herrschgewaltig auftretende Königin der deutschen Handelsstädte, aber sie verstand doch immer noch königlich zu leben, und hatte sich trotz ihres Verfalls den heitern Sinn, das Leben in vollen Zügen zu genießen, treulich bewahrt. So voll Lebenslust und still genießend überraschte die ehrwürdige Matrone der Revolutionssturm des vorigen Jahrhunderts mit seinen welterschütternden, weltumgestaltenden Folgen.

Man hatte von der alten Hansestadt an der Ostsee sehr lange im deutschen Vaterlande nichts gehört, als das Glück des corsischen Eroberers im Jahre 1806 den Sieg bei Jena erkämpfte und die preußische Armee zu schleunigem Rückzuge nöthigte. Eine Abtheilung des geschlagenen Heeres zog sich unter Blücher's Führung gegen die Niederelbe und, da er sah, daß auch hier an ein Aufhalten der Feinde nicht zu denken sei, nach der Trave, um dort eine feste Stellung einzunehmen. Lübeck, das sonst so kriegerisch gesinnte, dessen Bürgermeister manche Feldschlacht geschlagen, in manchem Seetreffen sich blutige Lorbern errungen hatten, dachte schon lange nicht mehr an Kampf und Sieg. Die starken Befestigungen der weitläufig gebauten Stadt, von den tapfern Söhnen der alten Hansa errichtet, waren zum Theil von deren friedlichern Nachkommen abgetragen worden: wenigstens konnten sie eine ernsthafte Berennung nicht mehr aus- oder abhalten. Die friedlichen Bürger, an stillen, gesicherten Handelsverkehr und behaglichen Lebensgenuß seit lange erworbenen oder von Kind auf Kindeskind ererbten Güter gewöhnt, waren nicht wenig erstaunt, als urplötzlich eine zum Äußersten entschlossene Armee gewaltsam Besitz von der freien, dem ganzen Kriege völlig fremd gebliebenen Stadt nahm. Das Erstaunen aber steigerte sich zum furchtbarsten Entsetzen ihrer Bewohner, als schon Tags darauf die siegreiche französische Armee unter Bernadotte die Preußen angriff und nach hartnäckiger Gegenwehr vertrieb. Die mit Sturm genommene Stadt verfiel einem furchtbaren, von Niemand geahnten Schicksal, indem die siegestrunkenen Franzosen sie gleich einer hartnäckig vertheidigten feindlichen Festung behandelten und volle drei Tage lang der Plünderung preisgaben. Alte Leute erzählen noch jetzt Thatsachen aus jenen Schreckenstagen, die ein Seitenstück zu jenen Gräueln abgeben, welche einst Tilly's entmenschte Krieger in dem brennenden Magdeburg verübten. Blücher aber mit den Resten seines geschlagenen Heeres mußte sich eine gute Stunde nordwestlich von Lübeck bei dem oldenburgischen Dorfe Ratekau dem glücklichen Sieger ergeben.

Bereits im Jahre 1803, wo von den 51 in deutschen Landen zerstreut liegenden Reichsstädten durch Reichsdeputationsrecess ihre Unabhängigkeit alle bis auf sechs verloren, wurde Lübeck, die zu diesen sechs Städten gehörte, als Freie und Hansestadt anerkannt und ihr einige Quadratmeilen Land als Gebiet zuertheilt. Der unaufhaltsame Siegeslauf des Kaisers Napoleon, dessen Reich halb Europa zu umspannen drohte, einverleibte 1810 auch die Stadt Lübeck dem Departement der Elbmündung, und zwar nicht als einen Hauptort, sondern als eine blos untergeordnete Stadt dieses Departements. Erst nach der Entscheidungsschlacht bei Leipzig 1813, erhielt Lübeck seine Selbständigkeit wieder, und trat 1815 durch die Errichtung des Deutschen Bundes als Freie Stadt und selbständiger Staat in diesen Bund

Die Friedensperiode von 1815—48.

Die lange Friedenszeit, welche nun den bewegten Kriegsjahren folgte, und die selbst die Julirevolution von 1830 nur vorübergehend zu erschüttern vermochte, war und blieb ganz besonders auch für Lübeck eine politisch stille, um nicht zu sagen todte Zeit. Nach außen konnte der machtlose kleine Freistaat ebenso wenig als irgend eine seiner freien Schwesterstädte etwas Wichtiges unternehmen; im Innern aber herrschte Frieden und — was nur lobend hervorzuheben ist — Zufriedenheit. Die Bürger waren in der That, nicht blos dem Worte nach, freie Reichsbürger, denen genugsam freie Bewegung blieb, um, was ihnen vor allem am meisten am Herzen lag, durch Betreibung von Handel und Wandel ein behagliches Leben zu führen. Kleine Störungen innerhalb der Mauern der Stadt kamen allerdings vor. Diese trugen aber durchaus keinen politischen Charakter, sondern liefen im Grunde nur auf persönliche Neckereien hinaus, wobei der allerwärts skandalsüchtige rohe Haufen sein Müthchen im Einwerfen von Fenstern und Straßenlaternen kühlte. Gegen den Senat, als die höchste Behörde des Freistaats, hatte kein einziger Bürger Beschwerde zu führen, ebenso wenig gegen das Organ der Bürgerschaft, die im Einvernehmen mit dem Senat durch gemeinsam gegebene und anerkannte Gesetze in echt republikanischem Sinne, wenn auch nicht immer in republikanischem Geiste das kleine Staatswesen regierte und seine Interessen nach bestem Wissen und Gewissen wahrte.

In einer kleinen Handelsrepublik, die bei aller Selbständigkeit und ihr garantirten Unabhängigkeit doch so völlig machtlos ist, daß sie nicht einmal auf eigene Hand einige Hundert Mann Soldaten erhalten kann, die trotz ihres Titels doch völlig von dem Willen des großen Bundes, dem sie als Bruchtheil angehörte, abhängig war, wenn es gegolten hätte, etwas Ernstes zu erstreben: kann die Regierung nichts Besseres thun, als alle ihre Kräfte auf Erstarkung des Bürgersinns und auf zweckmäßigen Ausbau des innern Staatswesens zu richten. Danach strebte Lübecks Senat im Verein mit der Bürgerschaft; und daß diese Bemühungen nicht erfolglos waren, das beweist schon das materielle Wohlbefinden aller Bewohner des kleinen Freistaats, wo die hungernde Armuth sich nirgends eine Hütte bauen konnte.

Das Hauptaugenmerk der Regierung war vorzugsweise auf Belebung des Verkehrs zu Wasser und zu Lande gerichtet. Lübecks Handel, obwol an große Traditionen geknüpft und im Besitz solider Fonds, konnte doch schon seit sehr langer Zeit nicht mehr Anspruch machen auf den Namen eines aufblühenden. Er hielt sich, nachdem die Zahl der eigentlichen Stadtbewohner auf etwa 26000 Seelen, die des gesammten Freistaats auf 46000 Seelen herabgesunken war, so hin, ohne weder an intensiver Kraft zu gewinnen noch zu verlieren. Es war so zu sagen ein blühendes Fortvegetiren auf einem unverwüstlichen Boden. Was man aus einer längst entschwundenen, und bei den meisten Lebenden sogar vergessenen großen Zeit herübergerettet hatte in die kleine unbedeutende Gegenwart, das hielt man fest, ohne an etwa mögliche Vergrößerung auch nur zu denken. Es war ein sicheres Besitzthum, auf welchem Lübecks Handel in der Neuzeit ruhte und noch heute ruht; aber dieses Besitzthum vervielfältigte sich nicht. Es bestand in der Weise fort, wie eine Pflanze Blätter ansetzt und Blüten treibt bei stets wiederkehrendem regelmäßigen Regen und Sonnenschein. Neue Sprößlinge, die man hätte versetzen können, erzeugte dieser Boden, dieses von der Vorzeit überkommene und geizig behütete Besitzthum nach keiner Seite hin. Vielleicht kam es gerade daher, daß Niemand Lübeck beneidete, daß Niemand die alte, ehrwürdige solide Bürgerstadt anfocht. Die glücklichen Republikaner an der Trave lebten, wenn man ein Leben in ungestörter Ruhe beneidenswerth nennen kann, in der That höchst beneidenswerth. Hätte nicht der Würgengel des 19. Jahrhunderts, die asiatische Cholera, im Jahre 1832 ihre Geißel auch über das Haupt der alten Hansa geschwungen, ihre Bewohner würden kaum gewußt haben, daß es Unglück in der Welt gibt.

Alljährlich legten im langgestreckten Hafen der Stadt durchschnittlich 1000 Schiffe an, und ebenso viele gingen in See. Unter ihnen zählte man an 80 Fahrzeuge, die lübecker Rhedern eigenthümlich zugehörten. Mit Ausnahme des Holz-, Theer-, Talg-, Hanf- und Weinhandels beruhte Lübecks gesammte Handelsthätigkeit größtentheils auf einem höchst einträglichen und dabei gänzlich gefahrlosen Speditions- und Commissionshandel, der als ein überseeischer allerdings ziemlich ins Große getrieben ward, weil die lübecker alten Häuser einen bedeutenden Theil, und jedenfalls den bedeutendsten, der schwedischen, norwegischen und finnischen Kaufleute mit Erzeugnissen des Südens, mit Manufacturwaaren u. s. w. versorgten, andererseits aber auch die Spedition von dort kommender, weiter nach Deutschland u. s. w. bestimmter Waaren übernahmen und mit größter Pünktlichkeit betrieben. Der Stecknitzkanal, welcher die Trave durch den Möllner See mit der Elbe bei Lauenburg, also auch die Ostsee respective mit der Nordsee verbindet, leistete dieser Art des Verkehrs erwünschten Vorschub, und ward schon deshalb am liebsten benutzt, weil auf dieser Wasserstraße durch das Lauenburgische kein Transitzoll zu zahlen war.

Des benachbarten Hamburgs großartiges Handelsleben, der Aufschwung, welchen das regsame Stettin nahm, die Thätigkeit des günstig gelegenen Rostock, dessen eigene Rhederei die Lübecks fast um das Doppelte überragt, deuteten auf die Nothwendigkeit theils neuer, theils vermehrter Verbindungen Lübecks zu Lande wie zu Wasser hin. Letztere waren verhältnißmäßig leichter zu beschaffen als erstere. Denn Lübeck ist im Besitz eines großen Vortheils dadurch, daß der Travestrom mit seinen Ufergeländen bis zur Mündung ins Meer ausschließlich zu seinem Gebiete gehört. Hier wie in Travemünde, dem für die größern Seeschiffe zugänglichen Seehafen, kann es thun und lassen, was es will. Es war daher für Lübeck leicht, neue und regelmäßige Schiffahrtslinien nach den baltischen Ländern ins Leben zu rufen, sobald nur die zu derartigen Unternehmungen erfoderlichen Geldmittel sich auftreiben ließen. Besonders wichtig für den Zug der Reisenden in den Sommermonaten schien die Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffahrt zwischen Lübeck und Petersburg. Die Hauptstadt des gewaltigen Zarenreichs, das politische Gewicht, welches Rußland bei allen europäischen Fragen in die Wagschale legt, der bedeutende Handelsverkehr, den Lübecks Kaufherren noch immer mit Petersburg unterhalten, machten eine innigere Verbindung mit jener Stadt nicht blos wünschenswerth, sondern ließen dieselbe sogar vom politischen und mercantilen Gesichtspunkte aus betrachtet als eine Nothwendigkeit erscheinen. Es war höchste Zeit, rasch zu handeln, sollte das im Unternehmen kühner sich zeigende Stettin dem bedächtigern Lübeck nicht zuvorkommen.

Dieser Gedanke fand bei der petersburger Kaufmannswelt großen Anklang. Um recht Vielen Gelegenheit zu thätiger Betheiligung zu geben, ward das Unternehmen auf Actien gegründet, die schnellen Abgang fanden. So entstand die regelmäßige Verbindung Lübecks mit der wichtigsten Stadt des russischen Reichs durch Dampfschiffe. Sie erwies sich außerordentlich zeitgemäß, was an der großen Anzahl Zureisender zu ersehen war. Petersburg ward nicht nur Lübeck, sondern ganz Deutschland durch dieses zweckmäßige Unternehmen so nahe gerückt, daß es nur noch Tagereisen davon entfernt lag. Nicht nur Lübeck, auch der Hafenort Travemünde hatte großen Gewinn von dieser Verbindungslinie, denn die großen Seedampfschiffe mußten in Travemünde liegen bleiben, da das Fahrwasser der Trave theils zu schmal, theils zu seicht war, um so tiefgehende Fahrzeuge bis an den Hafen der Stadt gelangen zu lassen.

Letzteres blieb ein Übelstand, der nicht leicht beseitigt werden konnte, und der, wie überhaupt die mangelhafte Verbindung Lübecks mit Hamburg einer-, mit Innerdeutschland andererseits, sich recht empfindlich fühlbar machte, als Stettin durch eine Eisenbahn mit Berlin, die Hauptstadt Preußens wieder mit Hamburg und den mitteldeutschen Staaten auf gleiche Weise verbunden ward. Der Dampfschiffahrtsverkehr Lübecks mit Petersburg nahm in demselben Grade ab, als der Stettins, der näher gelegenen, mit der ganzen übrigen Welt inniger verknüpften Ostseestadt, sich

hob. Dagegen ließ sich freilich lübeckischerseits nichts thun, denn daß Preußen, dieser aufstrebende Staat des deutschen Norden, jedes erlaubte Mittel ergriff, den Flor seiner Städte zu heben, den Verkehr nach allen Seiten hin durch zweckmäßig angelegte und mannichfache Verbindungen zu beleben, konnte ihm Niemand verdenken. Lübeck litt aber darunter, und bald sollte sichs zeigen, daß dem kleinen Freistaat, der so lange ganz still sich verhalten hatte, wie ein Fuchs in seinem Bau, als es ihm wieder einfiel, selbsteigenes Leben bethätigen zu wollen, von allen Seiten Demüthigungen zugedacht waren. Es sah jetzt ein, freilich etwas spät, daß es allzu lange von seinem alten Ruhme gezehrt hatte. Die rasch schreitende Zeit hatte das bedächtige, vorsichtige, mit großväterlicher Langsamkeit handelnde Lübeck schon längst überflügelt, und man konnte jetzt der einst wichtigsten Culturstätte im deutschen Norden fast ganz entbehren.

Zwar darf nicht übersehen werden, daß Lübeck schon frühzeitig den Plan gehegt hatte, sich durch den Bau einer Eisenbahn nach Hamburg mit dieser Schwesterstadt direct zu verbinden, also Deutschland zu nähern. Dieser Plan scheiterte nicht an Lübeck, sondern an Deutschlands großem Nationalunglück, der Zerrissenheit und Kleinstaaterei. Obwol im Schooße Lübecks selbst eine Partei vorhanden sein mochte, die diesem Plane nicht hold war, vielleicht sogar im Stillen dagegen intriguirte, weil man ein solches Heranziehen des gefährlichen Hamburg aus mercantilen Gründen fürchtete, und wol auch nicht ganz ohne Grund besorgen mochte, daß Hamburg es einfallen könnte, alsdann den durch Lübecks Vermittelung betriebenen nordischen Speditionshandel selbst in die Hand zu nehmen, lag doch das Haupthinderniß ganz wo anders. Lübeck ist rund herum von andern Staaten eingeschlossen, kann also ohne vorausgegangene Verträge nicht eine Pfund Zucker, nicht eine Flasche Wein nach Deutschland versenden. Lauenburg und Holstein pflanzten hart vor den Thoren der alten Stadt ihre Schlagbäume auf; Mecklenburg allein gestattet als Freihandelsstaat ungehinderten Verkehr. Sind und waren nun auch Lauenburg und Holstein deutsche Bundesstaaten, so standen sie doch unter dänischem Einflusse. Dänemark aber hatte ein großes Interesse, keine engere und zweckmäßigere Verbindung Lübecks mit Hamburg und respective mit Deutschland zu Stande kommen zu lassen.

Damals, in den ersten dreißiger Jahren, wo der Gedanke einer directen Eisenbahn von Lübeck nach Hamburg entstand, und zwar in den Köpfen lübischer Staatsbürger, dachte noch Niemand an die Möglichkeit eines deutsch-dänischen Kriegs. Schleswig-Holstein, oder richtiger Holstein allein stand gut angeschrieben in Kopenhagen, vertrat gern die Interessen Dänemarks, wenn es sich um materiellen Aufschwung handelte, und sah es namentlich nicht gern, daß die Hansestädte mit ihren reichen Mitteln, ihrem großen Credit und ihren in der Handelswelt geachteten mercantilen Überlieferungen sich enger verbanden. Lübeck besonders war dem nahen Kiel, das von jeher großstädtische Neigungen hegte und gern ein kleines Hamburg an der Ostsee geworden wäre, ein Dorn im Auge. Es ist wahr, die regsame Universitätsstadt an der herrlichen Föhrde, dem schönsten Hafen der Ostsee, hatte sich auch in mercantiler Hinsicht tüchtig gerührt. Allein theils fehlte es an großen Fonds, um Lübeck zu überflügeln, theils gingen ihm die handelspolitischen Traditionen ab, die nun einmal im Großhandelsverkehr entscheidend sind; und so wollte aus Kiel so wenig ein holsteinisches Lübeck, als aus Glückstadt ein neues Hamburg werden. Das verstimmte Kiel und mittelbar auch Dänemark. Als nun plötzlich Lübeck mit dem Plane hervortrat, eine Eisenbahn durch holsteinisches Land nach Hamburg bauen zu wollen, war eine recht bequeme Gelegenheit gegeben, den kleinen Freistaat fühlen zu lassen, daß die Zeiten seines Glanzes, seines Ruhms und seiner Macht längst vorüber seien; daß es nicht mehr Flotten auf die Ostsee hinaussenden könne, um dänischen Übermuth zu züchtigen, daß es sich dagegen als der Schwächere dem Mächtigern gut oder böse fügen müsse.

Die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn von Lübeck nach Hamburg durch

Holstein ward von der dänischen Regierung nicht gegeben, und die ganze Angelegenheit gerieth schnell in Vergessenheit. Deutschland besaß damals außer der kurzen Strecke zwischen Nürnberg und Fürth noch keine Eisenbahnen; der Schienenweg zwischen Leipzig und Dresden, obwol bereits durch List in Anregung gebracht, fand noch sehr viele Gegner und kam erst einige Jahre später zur Ausführung. Lübeck befand sich aber auch in anderer Hinsicht in übler Lage und, wenn man will, außer Verkehr mit Deutschland gesetzt; denn der Waarentransport auf dem Wasserwege durch den Stecknitzkanal konnte unmöglich dem Verkehr genügen, da ein Stecknitzschiff oft 14 Tage und darüber braucht, um befrachtet nach Lauenburg oder Hamburg zu gelangen. Nach dem Innern Deutschlands in derselben Richtung benutzt Lübeck freilich die alte berühmte Reichsstraße über Mölln, jenen Weg der Nordgänger, dessen Geschichte zurückgreift bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Aber welch ein Weg war dies, und welchen Zufällen war der Handel unterworfen durch den enormen Zeitverlust auf dieser schlecht gehaltenen Straße!

Noch schlimmer stand es mit der großen und für Lübeck unbedingt wichtigsten Straße nach Hamburg. Nach heutzutage gehören die holsteinischen Straßen quer durchs Land zu den schlechtesten in Deutschland; gegen die alte lübeck-hamburger Straße aber gehalten, können sie selbst in ihrem jetzigen Zustande noch immer für Kunststraßen gelten. Lübeck wollte diesen einer traurigen Berühmtheit genießenden Steindamm, unterbrochen durch unergründbare Sandstrecken, in eine macadamisirte Chaussee verwandeln, und bedurfte dazu der Genehmigung Dänemarks oder der schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Kanzlei, was in diesem Falle das Nämliche war. Auch dies gelang nicht. Weder ward die Anlegung einer directen Chaussee nach Hamburg gestattet, noch die Verheißung einer auf Umwegen (über Oldesloe) zu führenden Chaussee gehalten, die einem deshalb besonders nach Kopenhagen gesendeten lübecker Senator 1832 gemacht wurde.

Inzwischen ward die directe kiel-altonaer Chaussee gebaut, um mittels derselben, was auf der Hand lag, den Verkehr von der Elbe nach dem dänischen Inselreiche über Kiel zu leiten. Es gelang dies freilich nicht; allein Lübeck blieb doch abgeschnitten von Deutschland und konnte, da es keine bequemen Verkehrsmittel erhielt, auch seinem Verkehr in dieser Richtung keinen Aufschwung geben. Nach langem Unterhandeln, und nachdem von Seiten Dänemarks bereits der Bau der Ostseebahn Christian's VIII. von Altona nach Kiel vorbereitet und begonnen worden war, gestattete endlich die kopenhagener Regierung, daß durch Privaten, nicht durch den Staat eine Chaussee von Elmenhorst nach Wandsbeck gebaut werden dürfe, um Hamburg mit Lübeck in leichtern Verkehr zu bringen. Diese Straße ward denn endlich 1843 fertig, und ist seitdem die Post- und Verkehrsstraße für beide hanseatische Schwesterstädte geblieben. Bevor es jedoch noch dazu kam, hob die neue Zollordnung für Holstein vom Jahre 1838 die uralte, durch kaiserliche Privilegien und zahlreiche Verträge gesicherte und stipulirte Zollordnung für den Verkehr beider Städte durch Holstein plötzlich auf, legte einen Transitzoll auf die neue Straße, und brachte dadurch dem Handelsverkehre Lübecks abermals eine empfindlich schmerzende Wunde bei.

Man findet vielleicht die Erörterung dieser Straßenbauangelegenheit wenig interessant; dennoch können wir nicht schnell und leicht über sie hinweggehen. Sie gehört wesentlich zu Lübecks neuester Geschichte und hängt, wie fast Alles, was diese Ostseestadt betrifft, wieder eng zusammen mit der dänischen Politik, die lange vor den laut gewordenen Mißhelligkeiten in Schleswig-Holstein Deutschland entschieden feindlich gesinnt gegenüberstand. Allerdings wußte das kopenhagener Cabinet seine in stillster Heimlichkeit gesponnenen Plane sehr klug zu maskiren. Die versuchte und lange Zeit hindurch beinahe gelungene Isolirung Lübecks von Deutschland ging scheinbar nicht von Dänemark aus, sondern von der Regierung eines deutschen Bundeslandes, nämlich der in Kopenhagen befindlichen schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Kanzlei. Nicht das dänische Cabinet, sondern die genannte Kanzlei erließ alle gegen Lübeck gerichteten Verordnungen. Dadurch erreichte man in der dänischen Haupt-

stadt, was ohne Zweifel sein berechnete Absicht war, eine Erbitterung der freien Hansestadt gegen das sie begrenzende und zum Theil umschließende Bundesland Holstein, und umgekehrt ward Kiel, dessen Verkehr zu Land und Meer die Regierung auf alle Weise zu heben sich bemühte, gegen die alte Handelsmetropole an der Trave aufgehetzt. Entwickelten sich die Verhältnisse ohne äußere und innere Störungen, was freilich Niemand vorauswissen konnte, so mußte das consequent verfolgte Bedrückungssystem Lübeck zuletzt entweder völlig mürbe machen, oder der Handel des wichtigen Platzes ward so gründlich zerstört, daß Holstein und indirect Dänemark den Einfluß der Hansestadt, deren alte Erinnerungen und Verbindungen nicht mehr zu fürchten brauchte.

Aus diesem Gesichtspunkte wenigstens betrachteten alle lübecker Patrioten diese Angelegenheit, als auch der letzte Versuch, dem mit einem gewaltigen Eisenbahnnetz sich bedeckenden Deutschland durch eine über Ratzeburg und Mölln nach Büchen zu führende Eisenbahn verbunden zu werden, an der feindseligen Hartnäckigkeit Dänemarks abermals scheiterte. Bis dahin war der Streit ein fast nur localer geblieben. Man führte ihn beiderseits mehr in der Stille, durch Unterhandlungen und zuletzt auf rein diplomatischem Wege. Jetzt, nun Dänemark rein politische Zwecke offen durchschimmern ließ, machte sich Lübecks gerechte Erbitterung durch öffentliche Berufung an Deutschland, an das deutsche Volk, an seine Fürsten und an den Deutschen Bund Luft.

In der Entscheidung des Königs von Dänemark über die Lübeck-Büchener Eisenbahn kam damals der in der That höchst seltsam klingende Passus vor: „Se. Majestät der König von Dänemark haben es aus höhern Staatsrücksichten bedenklich finden müssen, die Eröffnung neuer Handelswege zu gestatten, die dem Verkehr eine den allgemeinen Handelsinteressen des Inlandes nachtheilige Richtung geben könnten.“

Es ward hiermit ausgesprochen, daß Lübeck aus seiner natürlichen Handelslage herausgedrängt werden sollte. Die Richtung, welche die projectirte Lübeck-Büchener Bahn einschlug, war die Wiederbelebung der ältesten vom Norden in das Herz Deutschlands führenden Handelsstraße. Diesen Weg über Mölln nach Lauenburg, von da nach Lüneburg und elbaufwärts nach Magdeburg hatte Lübecks Unternehmungsgeist schon im 12ten Jahrhunderte angebahnt. Ihm hatten alle deutschen Kaiser durch eigenhändige Briefe Zollfreiheit ertheilt, und als das Haupt der Hansa zu größter Macht im Norden gelangte, hatte es diese Verträge mit den Waffen in der Hand zu schützen gewußt. War nun dieser Weg durchaus kein neuer Handelsweg, so wurden durch seine Wiederbelebung auch nicht die allgemeinen Handelsinteressen des „Inlandes“ benachtheiligt. Das Inland wäre Dänemark gewesen, Lauenburg aber war deutsches Bundesland, obwol unter Oberhoheit des Königs von Dänemark stehendes Herzogthum. Von einer dieses Herzogthum in ganzer Länge durchschneidenden Eisenbahn mußte das Herzogthum nur Nutzen ziehen, wenn es diesen auch freilich mit Lübeck zu theilen hatte. Dänemark aber meinte mit der Benachtheiligung des „Inlandes“ die eben fertig gewordene Kiel-Altonaer Bahn, welche den Handelsverkehr von Hamburg und respective aus Deutschland nach Skandinavien an sich knüpfen und von dem isolirt gehaltenen Lübeck ableiten sollte.

Lübeck schrie laut auf über diese Behandlung. Es brachte die beregte Angelegenheit, allerdings eine Lebensfrage für die alte Stadt, in der Presse zur Sprache, und appellirte besonders in zwei Broschüren: „Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik“ und „Kiel und Lübeck“ u. s. w. (1845) an den Deutschen Bund, dessen Hülfe und eventuelles Einschreiten es nicht nur verlangte, sondern als Nothwendigkeit, als Bundeszweck für unumgänglich erklärte. Die genannten Broschüren, von einer gewandten und, wenn wir uns nicht täuschen, mit den nordischen Zuständen überhaupt vertrauten diplomatischen Feder verfaßt, nahmen den Fall insofern wol zu ernst, als sie geradezu einen casus belli in der Verweigerung des genannten Schienenwegs von Seiten Dänemarks erblickten. Es kam Lübecks wegen nun freilich nicht zum Kriege zwischen Dänemark und dem Deutschen Bunde; aber die Streitfrage

trug doch bei oder hätte vielmehr beitragen sollen, die Stellung richtig zu würdigen, welche schon damals Dänemark gegenüber Deutschland einnahm, und in der es sich durch den beliebten Ausgang des schleswig-holsteinischen Kampfes zum größten Nachtheile Deutschlands zu befestigen gewußt hat.

Leider drangen die damals von Lübeck aus gegen Dänemark erhobenen Klagen nicht bis zu dem Herzen des deutschen Volks. Deutschland schlief noch, und dachte weder an das ferne, ihm wenig zusagende Lübeck, noch an Schleswig-Holstein, dessen Leiden und spätere Schicksale sich bereits vorbereiteten. Hätte sich das Gesammtvaterland und dessen gesetzlicher Repräsentant, der Deutsche Bund, in jener Zeit mehr um Lübeck, das von Dänemark schwer bedrückte Glied des großen Staatenkörpers gekümmert, vielleicht wäre man vertrauter geworden mit den nordischen Zuständen und hätte zu manchem später geschehen gelassenen fait accompli nicht seine Zustimmung gegeben. Wir können uns nicht versagen, eine auf jenen Streit mit Dänemark sich beziehende und dessen tiefer liegende Zwecke andeutende Stelle in der erstgenannten Broschüre zu citiren, welche mit düster prophetischem Geiste voraussagte, was sechs Jahre später, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil geschah, und wozu schließlich der Deutsche Bund seine Genehmigung ertheilte. Der Verfasser jener Broschüre sagt als Erwiderung auf einen höhnisch gehaltenen und die Selbständigkeit Lübecks bespöttelnden Artikel unter Anderm Folgendes: „Nicht als wollten wir uns spröde und selbsüchtig absondern von dem natürlichen Ganzen, zu dem wir gehören; wie wir gegen dieses gesinnt sind, das haben wir schon sonst mehr als einmal bewiesen. Aber dieses Ganze ist weder Dänemark noch Schleswig-Holstein, sondern Deutschland, und gerade, weil wir wissen, daß wir Deutschland gehören, daß unsere Beziehungen und Aufgaben auf das ganze Vaterland gehen, wollen wir weder dänisch noch schleswig-holsteinisch werden. Aller Noth, die uns gegenwärtig drückt, könnte Dänemark sofort ein Ende machen; aber um den Preis einer Unterwerfung unter Dänemark wollen wir ihrer weder jetzt noch künftig entledigt sein. Und darüber ist nur eine Stimme in unserer Stadt von einem Ende derselben bis zum andern. Widerstand gegen Dänemark ist hier Treue gegen Deutschland, und in diesem Sinne wären die Hanseaten, wäre Lübeck bereit, selbst das Äußerste nicht zu scheuen, und «wie ein Spartaner auf dem Schilde seiner Unabhängigkeit zu sterben». Bevor es aber soweit kommt, wollen wir noch Alles versuchen, was in unsern Kräften steht, um die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes wach zu rufen und dasselbe zu einer energischen Äußerung seiner noch unverlorenen Kraft zu bestimmen. Hören soll es von uns, was für ein Gedanke hier an seiner nördlichen Grenze wenigstens keimt, was für ein Streben sich hier wenigstens vorbereitet. Haben wir es auch hier nicht mit Äußerungen der dänischen Regierung, sondern nur mit Äußerungen der dänischen Presse zu thun, das Vaterland wird auch darin die Zeichen der Zeit nicht übersehen. Dasselbe Nachbarvolk, das Neigung verräth, aus Holstein ein zweites Elsaß zu machen, hat Lübeck, wie es scheint, zu einem zweiten Strasburg ausersehen."

Ist es nun auch zur Zeit dahin noch nicht gekommen, so läßt sich doch im Rückblick auf die jüngste Vergangenheit Deutschlands schwer bestreiten, daß die Möglichkeit eines solchen Falls nicht ganz fern liege. Unsers Wissens that der Deutsche Bund keine Schritte, um Lübecks Interesse als deutsche Bundesstadt und wichtiges Handelsemporium an der Ostsee zu wahren. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Klagen Lübecks gar zu laut erklangen, ob man dänischerseits eine Stadt, von der man vielfachen Vortheil gehabt, nicht zu tief beleidigen und gegen sich aufbringen wollte, oder ob andere Gründe vorwogen: genug, schon zwei Jahre später, am 23. Juni 1847, kam zwischen der Freien und Hansestadt einer- und der königlich-dänischen herzoglich-lauenburgischen Regierung andererseits ein Staatsvertrag zu Stande, welcher eine Eisenbahnverbindung zwischen Lübeck und dem im Herzogthum Lauenburg gelegenen Orte Büchen gestattete. Ein Jahr früher war der verhängnißvolle, folgenschwere „Offene Brief" Christian's VIII. erschienen, welcher in Schleswig-Hol-

stein die allgemeinste Bewegung hervorrief, die Jahrhunderte alte Verbindung beider Herzogthümer in Frage stellte und alle Einwohner Schleswig-Holsteins in ein sehr gespanntes Verhältniß zu Dänemark versetzte! Kiel, als deutsche Universitätsstadt, war vom Erlaß des „Offenen Briefs" an erklärte Gegnerin der dänischen Propagandistenpartei, mithin von Stund an wenig beliebt in Kopenhagen. Ob diese von der dänischen Regierung provocirte Mißstimmung, der eine scharf ausgeprägte Hinneigung zum deutschen Mutterlande in den Herzogthümern, der sogenannte „Schleswig-Holsteinismus" auf dem Fuße folgte, Ursache ward, daß Dänemark die bis dahin so hartnäckig verweigerte Concession an Lübeck ertheilte, einen Schienenweg durch das an der Streitfrage direct nicht betheiligte Herzogthum bauen zu dürfen, möchte schwer zu entscheiden sein. Ganz ohne Einfluß auf die Entschließung der Regierung blieb jener Umschwung der Gesinnung im Holsteinischen wol kaum.

Lübeck ereilte durch dieses Zusammentreffen von Umständen ein eigenes Schicksal. Die starke Opposition seiner Bürger gegen Dänemarks Politik, die, wie wir angedeutet haben, sich fast bis zum Kriegsrufe steigerte, und das nachherige gute Einvernehmen mit dem seefahrenden Nachbarvolke brachte es in eine schiefe Stellung zu Deutschland überhaupt und zu Schleswig-Holstein insbesondere. In dem leidenschaftlichen Geschrei der ungeberdig wirthschaftenden Tagespresse ward damals jedes ruhige Wort überhört; auch war es unbedingt zeitgemäßer, zu verdächtigen und anzuklagen, als zu entschuldigen und freizusprechen. Lübeck hatte daher, ohne sich rühren zu dürfen, auf Grund seiner jüngsten Vergangenheit Unrecht zu leiden, und seinen gutmüthigen, vielleicht für ihre vaterstädtischen Annehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten zu sehr eingenommenen Bürgern warf die deutsche Presse Dinge vor, an welche kaum ein Einziger derselben jemals gedacht hatte. Es ist nöthig, dies anzudeuten, weil das spätere Verhalten Lübecks während des dänischen Kriegs dadurch allein verstanden wird; und wir werden dieses Verhalten später noch genauer zu prüfen und zu beleuchten haben, um dasselbe auf sein rechtes Maß zurückzuführen.

Der mit der königlich-dänischen herzoglich-lauenburgischen Regierung abgeschlossene Staatsvertrag wegen Erbauung einer Eisenbahn von Lübeck nach Büchen ward nicht ohne Opfer erkauft. Dänemark bedung sich aus, daß für Waaren je 100 Pfund Brutto 5 Schillinge Courant (3½ Neugroschen) nebst 6 % Sporteln von dieser Abgabe zu entrichten sei; desgleichen ward stipulirt, daß nach vollendetem Bau und nach Übergabe der Bahn zur öffentlichen Benutzung die Krone Dänemark das Recht haben solle, in der Stadt Lübeck ein eigenes dänisches Postamt zu errichten. Der Bau selbst konnte nicht sofort in Angriff genommen werden, da man wol über die Richtung der Bahn im Allgemeinen im Klaren war, zuvor aber doch das Terrain genau zu untersuchen und die für Anlegung des neuen Schienenwegs geeignetste Linie feststellen mußte. Die inzwischen sich vorbereitenden politischen Ereignisse und der unerwartet ausbrechende Revolutionssturm in Paris, welcher halb Europa erschütterte und alles Alte aus seinen Fugen zu reißen drohte, brachte die ganze Angelegenheit ins Stocken.

Lübeck hatte sich seit Beendigung des Befreiungskriegs, an dem es thatsächlich und mit patriotischer Begeisterung Theil nahm, in seiner neuen Stellung als selbständiges stimmberechtigtes Mitglied des Deutschen Bundes recht wohl befunden. Es war Republik im besten Sinne des Worts, und zwar eine demokratische Republik, da die höchste Staatsgewalt sich zwischen Senat und Bürgerschaft theilt. Der Senat bestand aus vier Bürgermeistern, von denen einer zum regierenden und vorsitzenden in den Senatsverhandlungen erwählt ward, und aus 16 theils gelehrten, theils ungelehrten Senatoren. Die Bürgerschaft zerfiel in 12 Collegien, von denen jedes einzelne bei den Bürgerschaftssitzungen und respective Berathungen eine Stimme hatte. Senat und Bürgerschaft vertrugen sich sehr gut, da der Senat ungeachtet eines stark ausgesprochenen Patricierthums nicht so aristokratisch war, um allem Demokratischen im guten Sinne verächtlich den Rücken zu kehren, und die Bürgerschaft das Heil des Staats wieder nicht so ausschließlich in demokratischem Phrasenthum

suchte, um sich gegenüber aristokratischer Bildung und Durchbildung für inkalibel zu halten. So hatte im Grunde Niemand in dem kleinen Gemeinwesen zu klagen, und wenn irgendwo, so war in der Freien und Hansestadt Lübeck ein gewaltsamer Umschwung der Dinge, selbst eine allzu eilig betriebene Reform ein wahrer Luxus. Abzuändern, zu verbessern, Veraltetes und Unzeitgemäßes abzuschaffen, ohne die Interessen Einzelner oder ganzer Corporationen schwer zu verletzen, gab es freilich genug; dies konnte aber weder auf einmal noch an einem Tage geschehen. Hatte es Jahrhunderte gedauert, bevor so viel Sonderbares Form und Leben erhielt, so konnte man wol einige Jahre daran wenden, um die Form neu zu bilden, dem Leben durch Einflößung frischer Luft neue Dauer zu geben. Ein bloßes Zerschlagen der Form würde deren Inhalt verschüttet, nicht aber das Gute darin erhalten haben.

Die Epoche seit 1848.

Die Februarrevolution in Paris und die Verwandlung des französischen Bürgerkönigthums in eine Republik ging auch an Lübeck nicht völlig spurlos vorüber; doch hielt sich das kleine Staatswesen frei von jenem Taumel, der die Staatsangehörigen der meisten andern deutschen Staaten ergriff. Nur als Glied am großen Körper des Vaterlandes fühlte auch Lübeck die krampfhaften Zuckungen, welche den ganzen Körper erschütterten; und bereit, dem Guten sich anzuschließen, das aus dieser, wie es schien, so wohlthätigen Krisis sich entwickeln werde, nahm es den innigsten Antheil an den Beschlüssen, die der Bundestag faßte, und publicirte dieselben sofort in Stadt und Gebiet. Schon am 11. März 1848 ward durch Senatsbeschluß die Censur aufgehoben und Preßfreiheit eingeführt, am 29. März die alte deutsche Trikolore, schwarz-roth-gold, als Farbe des Deutschen Bundes durch öffentliche Bekanntmachung angenommen und verfügt, daß das lübeckische Bundescontingent, desgleichen die Bürgergarde sich mit der deutschen Cocarde zu schmücken habe.

Inzwischen war die Mehrzahl auch der lübecker Bürger der *Ansicht, es sei* zeitgemäß, die bisherige Verfassung auf freierer Basis neu zu errichten, derselben eine mehr demokratische Grundlage zu unterbreiten, und somit den lauten und gebieterischen Foderungen des Zeitgeistes nachzukommen. Verfassungsänderungen standen ja allerwärts auf der Tagesordnung. Hatte man doch in Wien und in Berlin eine ungeheure Revolution gemacht. In Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover u. s. w., überall räumten die alten Minister die Sorgenstühle und übergaben sie volksthümlichern Männern. Die benachbarten Herzogthümer mußten, gedrängt durch die Volksbewegung in Kopenhagen und durch den Sieg der Casinomänner, zu den Waffen greifen, um ihre uralten Rechte, ihre Selbständigkeit und Nationalität zu vertheidigen. Warum sollte Lübeck zurückbleiben und sich ganz unthätig verhalten, da mittels friedlicher Vereinbarung doch ein Alle befriedigender staatlicher Zustand herbeigeführt werden konnte!

Ohne Lärm und Zusammenrottungen, ohne Beschädigung der Laternen und des schlechten Straßenpflasters, das zu keiner Barrikade verwendet ward, obwol Lübecks Straßen für diese Art volksthümlicher Befestigung sich außerordentlich gut eignen müßten, vereinbarten sich Senat und Bürgerschaft über Abänderung der bisherigen Verfassung des lübeckischen Freistaats, und zwar so schnell, daß die neu entworfene und genehmigte Verfassungsurkunde schon am 8. April 1848 vom Senate veröffentlicht werden konnte und von diesem Tage ab in Kraft trat. Folgendes waren und sind zum Theil noch heute deren wesentliche Bestimmungen.

Der Senat besteht aus 20 Mitgliedern, von denen 8 dem Gelehrten-, 12 dem Kaufmannsstande angehören. Diese werden sämmtlich auf Lebenszeit gewählt. Zur Wahl eines Senatsmitglieds ist eine Zusammenberufung der Bürgerschaft durch den Senat erfoderlich. Diese hat sofort ebenso viele Wahlbürger aus ihrer Mitte zu ernennen, als Senatsmitglieder zur Vornahme der Wahl sich eingefunden haben. Nach erfolgter Beeidigung der Senatsmitglieder und der Wahlbürger im Rathssaale durch den Vorsitz führenden Bürgermeister erfolgt die Wahl in der Art, daß drei

Wahlkammern durch das Loos gebildet werden, in deren jeder drei Senatsmitglieder und drei Wahlbürger als Wähler zu sitzen kommen. Die Wahl selbst erfolgt nach einem genau vorgezeichneten Modus, der hier nicht näher in Betracht zu ziehen ist. Jede im Senat erledigte Stelle muß binnen vier Wochen wieder besetzt werden. Die Vorsitzenden im Senate und im Obergerichte führen den Titel „Bürgermeister" und werden aus der Mitte des Senats von diesem selbst stets auf zwei Jahre gewählt. Dem Senate zur Seite und im Range unmittelbar nach den Bürgermeistern stehen zwei Syndici. Auch diese erwählt der Senat. Die Geschäfte vertheilt der Senat unter sich selbst, und zwar geschieht dies alle zwei Jahre von neuem, welcher Actus die „Rathssetzung" heißt und in den Anfang des December fällt. Der Rathswechsel selbst erfolgt im Januar des nächsten Jahres. In außerordentlichen Fällen jedoch kann auch der Senat in der Zwischenzeit eine Änderung in der Geschäftsvertheilung eintreten lassen. Die Leitung sämmtlicher Staatsangelegenheiten hat der Senat allein, ausgenommen in Fällen, wo die Zustimmung der Bürgerschaft und des Bürgerausschusses ausdrücklich vorgeschrieben ist.

Die Bürgerschaft, welche die gesammten Staatsangehörigen vertritt, besteht aus 120 Mitgliedern. Wählbar in dieselbe sind alle unbescholtenen Bürger des lübecker Freistaats, welche den Bürgereid geleistet haben. Zur Ausübung der Wahl theilen sich die zur Wahl berechtigten Bürger in fünf Stände, und zwar so, daß vier Stände die Bewohner der Stadt repräsentiren (diese zerfallen in Gelehrte, Kaufleute, Krämer und Gewerbtreibende), und einer (der fünfte), der Stand der Landleute, alle außerhalb der Stadt Wohnenden. Die Gelehrten wählen aus ihrer Mitte 12 Vertreter, die Kaufleute 40, die Krämer 12, die Gewerbtreibenden 40, die Landleute endlich 16. Alle Vertreter werden auf acht Jahre gewählt; doch treten alle zwei Jahre diejenigen Mitglieder aus, welche volle acht Jahre in der Bürgerschaft gesessen haben, und an deren Statt, sowie für die im Laufe der letzten zwei Jahre ausgeschiedenen Mitglieder werden neue Vertreter gewählt. Die Wahlversammlungen werden alle zwei Jahre im Juni gehalten. Nach constituirter Bürgerschaft wählt dieselbe aus ihrer Mitte einen Wortführer und zwei Stellvertreter auf zwei Jahre, desgleichen einen Protokollführer und einen Archivar auf fünf Jahre. Die Mitwirkung der Bürgerschaft wird erfodert: 1) zu jeder Änderung der Staatsverfassung; 2) zu jeder Veräußerung von Hoheitsrechten; 3) zu Änderungen, Auslegungen u. s. w. von Gesetzen u. s. w.; 4) zur Einführung, Aufhebung und Veränderung von directen oder indirecten Steuern u. s. w.; ferner: bei Verwaltung des Staatsvermögens, des Vermögens der Kirchen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, zum Abschlusse von Staatsverträgen, zur Ertheilung von Privilegien, zur Bestimmung der Stärke der bewaffneten Macht, und bei noch einigen andern Gelegenheiten. Berufen wird die Bürgerschaft vom Senate, und zwar muß dies wenigstens sechs mal im Jahre geschehen. Derartige Berufungen werden acht Tage vorher in den „Lübeckischen Anzeigen" (einem täglich mit Ausschluß der Sonntage erscheinenden Blatte) bekannt gemacht. Beschlußfähig ist die Bürgerschaft, wenn außer dem Wortführer mindestens 61 Vertreter anwesend sind. An den Versammlungen nehmen stets zwei Commissare des Senats Theil; doch treten diese ab, sobald die Bürgerschaft zu Abstimmungen schreitet. Der Geschäftsgang bei den Berathungen ist durch eine besondere, von der Bürgerschaft selbst beschlossene Geschäftsordnung geregelt. Das geführte Protokoll wird drei Tage nach jeder Versammlung der Bürgerschaft dem im Senate vorsitzenden Bürgermeister von dem Wortführer der Bürgerschaft zugestellt. Die gefaßten Beschlüsse derselben läßt der Senat, sofern deren Geheimhaltung nicht durch höhere Staatsinteressen rathsam erscheint, durch den Druck veröffentlichen.

Der Bürgerausschuß besteht aus 30 Personen, und zwar aus dem vierten Theile der Vertreter jedes Standes, welcher jährlich aus seiner Mitte einen Wortführer und zwei Stellvertreter erwählt, desgleichen einen Protokollführer auf fünf Jahre. Bevor der Senat seine Anträge an die Bürgerschaft bringt, muß er die Ansicht des Bür-

gerausschusses darüber hören. Lehnt auch der Bürgerausschuß einen Senatsantrag ab, so bleibt es dem Senate doch unbenommen, denselben an die Bürgerschaft zu richten. Desgleichen hat der Bürgerausschuß die Befugniß, Anträge und Vorschläge der Bürgerschaft, sowie seine eigenen an den Senat zu richten. Dieser Bürgerausschuß versammelt sich regelmäßig alle 14 Tage auf dem Rathhause zur Zeit der Versammlungen des Senats. Auch kann ihn der Senat bei besondern Veranlassungen zusammenberufen, welches Recht zugleich dem Wortführer des Bürgerausschusses jeder Zeit zusteht. Verpflichtet dazu ist er, sobald sechs Mitglieder des Ausschusses dies begehren und in einem schriftlichen Antrage ihre Beweggründe darlegen. Beschlußfähig ist der Bürgerausschuß, wenn zwei Drittheile sämmtlicher Mitglieder anwesend sind. Das Protokoll über die Verhandlungen des Bürgerausschusses ist innerhalb drei Tagen nach jeder stattgehabten Versammlung dem Wortführer der Bürgerschaft zuzustellen. Dies sind die wesentlichen Bestimmungen der neuen Verfassung, zu der noch viele andere, weniger wesentliche kommen, die wir hier mit Stillschweigen übergehen können.

Auf Grundlage dieser neuen Verfassung nun ward die Bürgerschaft neu constituirt, und die so gewählte zum ersten male am 2. Juni 1848, einem Freitage, vom Senat zusammenberufen. Es war ein festlicher Tag, welcher über Lübeck anbrach, ein Tag allgemeiner Freude, allgemeiner Hoffnung, und würdevoll, mit Gesang und Gebet begrüßten Senat, Bürgerschaft und sämmtliche Einwohner das Geburtsfest der neu gestalteten Staatsverfassung. Die Räume der alten Marienkirche, einer der großartigsten Baudenkmale aus der Blütezeit der Hansa, waren bestimmt, Senat und Bürgerschaft in sich aufzunehmen, bevor dieselbe ihre erste Berathung hielt. Gegen 10 Uhr Vormittags versammelten sich die 120 Mitglieder der Bürgerschaft in der Kriegesstube auf dem Rathhause, begaben sich sodann in den Audienzsaal, wo der Senat bereits zusammengetreten war und dieselbe empfing, und von da zogen beide Staatskörper vereint unter dem Geläute aller Glocken der Stadt in die Marienkirche, wo ein auf den wichtigen Tag bezüglicher feierlicher Gottesdienst abgehalten ward. Nach dessen Beendigung geleitete die Bürgerschaft den Senat wieder zurück ins Rathhaus. Hier gesellten sich die Commissare des Senats zu ihr, um dieselbe nach der Börse, einem sehr geräumigen Locale, zu führen, welches zu diesem Behufe besonders eingerichtet worden war. Daselbst angekommen, ward die Sitzung den Vorschriften der Verfassungsurkunde gemäß durch die Commissare eröffnet, und darauf wurden die erfoderlichen Wahlen des Wortführers u. s. w. vorgenommen.

Die Zusammensetzung der alten Bürgerschaft hatte volle 200 Jahre bestanden: sie war also in Saft und Blut des Lübeckers übergegangen. Nur dem guten Einvernehmen zwischen Senat und Bürgerschaft einerseits und zwischen diesen beiden Körpern und den gesammten Staatsbürgern andererseits hatte es Lübeck zu danken, daß sein vielfach veralteter Staatsorganismus umgestaltet werden konnte, ohne die Ruhe des Staats selbst und die Sicherheit der Staatsbürgre zu gefährden in einer Zeit, wo gewaltsames Handeln, blinder Eingriff heftig erregter Massen zur Tagesordnung gehörte. Es spricht für einen stark ausgebildeten Rechtssinn der Lübecker, daß Niemand auch nur einen derartigen Gedanken hegte, noch mehr, daß die vielen Beispiele anderer Staaten nicht ansteckend auf das kleine Gemeinwesen an der Trave zurückwirkten. Wie es aber stets geschieht, daß bei Beseitigung uralter Einrichtungen die an deren Stelle gesetzten neuen an sich schon etwas zu wünschen übrig lassen und den Foderungen oder Erwartungen Aller nicht zu entsprechen pflegen, so erging es auch der neuen Verfassung des lübeckischen Freistaats.

Noch während man darüber Berathungen pflog, wurden schon Stimmen laut, die Mancherlei gegen das demnächst als zu Recht Bestehende zu erinnern hatten. Bei den Wahlen zeigte sich bereits eine bestimmtere Opposition, und es ließ sich nicht mehr in Abrede stellen, daß auch in dem bis dahin so friedlichen Lübeck zwei Parteien einander schroff und heftig gegenübertreten zu wollen wenigstens Miene machten. Noch bevor die neu entworfene Verfassung feierlich zum Staatsgrundge-

setz erklärt und die Bürgerschaft als die gesetzliche Repräsentation der Lübecker Staatsbürger eröffnet ward, erhoben diese tadelnden Stimmen sich lauter, häufiger und heftiger. Die aufgehobene Censur gestattete der Presse eine freiere Sprache wie früher; und war auch die Presse in Lübeck nie von Bedeutung, so versprach sie doch in rein lübeckischen Angelegenheiten jetzt eine Macht zu werden. Daß sie immer blos local bleiben mußte, lag in den Verhältnissen, in der eigenthümlichen geographischen Lage Lübecks selbst.

Ein Hauptzielpunkt der großen Bewegung von 1848 ging darauf, dem Volke in seiner Gesammtheit die ihm, wie man behauptete, von Natur und Rechtswegen zukommenden politischen Rechte zu sichern und respective wiederzugeben. Allen voran stand das Recht der Mitbetheiligung an der Volksvertretung, also volle Freiheit der Wahlen und der Wählbarkeit. Allgemeines Wahlrecht ward daher auch die Devise der entschieden liberalen Partei in Lübeck, der wir nicht gern den Namen „demokratische" beilegen möchten, weil just diese Bezeichnung allzu sehr misverstanden und gemisbraucht worden ist.

Wir haben hervorgehoben, daß nach der neuen Verfassung die Bürgerschaftswahlen nach „Ständen" vollzogen, und daß die gesammten Bürger in fünf verschiedene „Stände" behufs dieser Wahlen eingetheilt wurden. Man nannte dies die Einführung „ständischer" Wahlen und brachte damit eine vollkommene Begriffsverwirrung hervor. Bei näherer Betrachtung dieser Einrichtung zeigte sich nämlich, daß hier unter „Ständen" nichts Anderes als eine Abstufung der Wähler in „Classen" zu verstehen war. Veranlassung zu diesem Wahlmodus hatten, ohne Zweifel alte Erinnerungen und eine Menge Einrichtungen gegeben, welche in Lübecks Vergangenheit ruhten, die Lübeck stark im Innern gemacht hatten und deren man sich nicht zu entschlagen vermochte, ohne mit allem Überkommenen, mit der ganzen Vergangenheit der vaterländischen Geschichte zu brechen. Collegien und Corporationen waren die Begründer lübischer Handelsmacht gewesen; auf ihnen ruhte noch jetzt Lübecks unerschütterter Wohlstand, obwol die Handelsmacht längst in andere Hände übergegangen war. Die beliebte Eintheilung in „Stände" war also nichts weiter als eine Rücksichtnahme auf jene alten Gerechtsame, ein „Rechnungtragen" der Vergangenheit.

Dagegen trat jetzt die städtische Oppositionspartei mit der ganzen liebelosen Heftigkeit des verletzten Patriotismus höhern Stils auf. Sie wollte nichts mehr von Rechnungtragen hören, sie wollte tabula rasa machen, und vom Standpunkte des Rechts, womit der Mensch geboren worden ist, mit der verrotteten Vergangenheit brechen. Die Presse bemächtigte sich der Frage, und das Organ der radicalen Partei, oder wie man etwa Diejenigen nennen sollte, welche Opposition gegen das conservativ-reformatorische Princip machten, der „Lübecker Volksfreund" schürte die hin und wieder aufzuckenden Flämmchen der Unzufriedenheit. Abänderung und zwar sofortige Abänderung der eben als Staatsgrundgesetz publicirten neuen Verfassung ward laut und dringend verlangt, selbst die Berufung einer constituirenden Versammlung ward als wünschenswerth hingestellt. Diesem Verlangen widersetzten sich nun freilich auch die Besonnensten unter den Fortschrittsmännern, mit Recht auf das Gefahrvolle, Ungesetzmäßige und Zwecklose eines solchen Begehrens hindeutend. Dagegen fand selbst bei den Conservativen der Gedanke einer Abänderung einzelner Bestimmungen in der neuen Verfassung Beifall, weil man sich sagen mußte, daß dieselbe nicht allen billigen Wünschen entspreche. Man fühlte jetzt, daß die Entwerfer derselben, im guten Glauben das Zweckmäßigste zu thun, manches nicht allein Unzeitgemäße gutgeheißen, sondern auch einer sehr großen Menge von Staatsbürgern ein wesentliches staatsbürgerliches Recht geschmälert hatten. Die Eintheilung der Wähler in sogenannte „Stände" schloß nämlich alle Einwohner von der Betheiligung an den Wahlen aus, die nicht zugleich Bürger im engern Sinne waren, und beraubte ferner auch solche Personen des Wahlrechts, welche in einem bestimmt ausgesprochenen Abhängigkeitsverhältnisse standen, z. B. Buchhalter u. s. w. Dies

machte böses Blut; denn es lag auf der Hand, daß durch diese Bestimmungen eine sehr zahlreiche Classe ebenso ehrenwerther als nützlicher Staatsbürger im eigentlichen Sinne des Worts in der Bürgerschaft gänzlich unvertreten blieben. So mehrten sich die Stimmen nach Abänderung der Verfassung mit jedem Tage, und die Frage, ob „ständische" Wahlen oder „allgemeines Wahlrecht" wünschenswerther sei, ward in der Localpresse Lübecks mit Heftigkeit abgehandelt, wobei es denn an aufreizenden Phrasen nicht fehlte.

Wie schon bemerkt, fühlten auch die Conservativen die Mängel der neuen Verfassung, und bei dem unverkennbaren Streben Aller, Jedem sein ihm zukommendes Recht zu gewähren, einigte sich die Ansicht der Mehrzahl dahin, daß hinsichtlich des Wahlgesetzes eine den Forderungen des Zeitgeistes entsprechende Änderung möglichst bald vorzunehmen sei. Selbst im Bürgerausschuß griff diese Meinung Platz; und als nun gar Petitionen an diesen einliefen, griff man die Gelegenheit bereitwillig auf, um nähere Erörterungen anzustellen und mit zweckmäßigen Vorschlägen aufzutreten. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß in dem gegenwärtigen Wahlmodus ein sehr ansehnlicher Theil der Bevölkerung eine wirkliche Rechtskränkung erleide, indem er von den Wahlen ausgeschlossen bleibe, und hob besonders hervor, daß die Wahl nach Ständen und die Ausübung derselben durch die Stände gar keine wahrhafte Vertretung der Gesammtheit sei noch sein könne, solange sie eben bleibe und festgehalten werde, wie das neue Staatsgrundgesetz sie anordne.

Nach diesen Bestimmungen durfte nämlich jeder Stand nur innerhalb seines Standes wählen, also der Gelehrte nur einen Gelehrten, der Kaufmann nur einen Kaufmann u. s. w. Aus solchen Wahlen konnte begreiflicherweise keine eigentliche Volksvertretung hervorgehen: es war wie die gesammte Eintheilung in „Stände" eine reine Vertretung der Kasten durch Abgeordnete der einzelnen Kasten. Die Nichtwahlberechtigten, also sämmtliche Einwohner, welche nicht das Bürgerrecht besaßen, blieben unvertreten, und ihre Wünsche, mochten sie gerecht oder *ungerecht* sein, kamen gar nicht in Frage.

Während nun der Streit in der Presse immer heftiger und mit einer unverkennbaren Gereiztheit geführt wurde, beschäftigte sich der Bürgerausschuß alles Ernstes mit der so wichtigen Frage. Noch war es Zeit zum Handeln; allein man wollte sich doch auch nicht übereilen, da der Fortbestand der Einzelverfassungen in deutschen Landen, so glaubte und hoffte man damals noch, von den Beschlüssen der in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. tagenden deutschen Nationalversammlung abhängen werde. Bestimmungen, welche nicht mit der für das ganze Reich entworfenen Verfassung übereinstimmen würden, konnten für die Einzelverfassungen unmöglich Gültigkeit erlangen. Wollte man eine wirkliche deutsche Einheit erzielen, so hatte man vor allem darauf zu sehen, daß gleichlautende Bestimmungen auch in die Verfassungen der Einzelstaaten von Haus aus aufgenommen würden. Der Verfassungskampf in der Paulskirche hatte bereits begonnen, und es war vorauszusehen, daß, kam die Verfassung zu Stande, ihre Einführung in solchen Staaten, deren Staatsgrundgesetze mit derselben in Widerspruch gerathen dürften, auf Hindernisse stoßen oder zu argen Mißhelligkeiten und Verwickelungen aller Art führen müßten. So räsonnirten die wahren Patrioten Lübecks, denen das Wohl ihrer Vaterstadt, das Gedeihen ihrer Mitbürger am Herzen lag; und darum allein warnten sie wiederholt vor übereilten Schritten, vor Verdrehung und Mißdeutung der Thatsachen, vor jeglicher Aufreizung der Massen.

Lübeck hatte von erstem Beginn der großen nationalen Bewegung an sich auf einen durchaus deutschen Standpunkt gestellt, was wir um so stärker betonen zu müssen glauben, je leidenschaftlicher man die Bürger Lübecks in einer spätern Epoche als undeutsch schalt, wo bereits Niemand mehr deutsch sein konnte, weil allerorten die Fahnen des Particularismus hoch über der Trikolore des alten deutschen Reichs flatterten. Die Regierung der Republik Lübeck nahm den innigsten Antheil an den allgemein deutschen Angelegenheiten. Jede von Frankfurt aus er-

gehende Verordnung ward ungesäumt bekannt gemacht und in Lübeck zum Gesetz erhoben. Die Proclamationen des Reichsverwesers sowie dessen Erlasse durch das Reichsministerium erhielten Geltung in Lübeck. Die Stadt hatte so gut wie andere Staaten ihren Vertreter in der Paulskirche. Die vom Erzherzog-Reichsverweser ausgeschriebenen Umlagen wurden sofort den Lübeckern notificirt. Selbst die Bekanntmachung wegen Einführung der deutschen Kriegsflagge fand unverweilt ihren Weg in die Verordnungen und Bekanntmachungen des lübecker Senats, was zwar nicht gefährlich war, wol aber unter den zahlreichen Seelenten ein bedenkliches Kopfschütteln hervorrief. Denn Viele, wo nicht Alle von diesen meinten, die Herren in der Paulskirche hätten da etwas beschlossen und der Erzherzog-Reichsverweser habe da etwas sanctionirt, was sich ohne weiteres nicht werde durchführen lassen. Aus Allem ging also hervor, daß lübeckischerseits gewiß dem Zustandekommen einer deutschen Einheit nichts im Wege stand. Um so weniger aber wollte man im eigenen Schooße zufällig entstandene Meinungsverschiedenheiten sich bis zu politischer Zwietracht, zu offenem Hader ausbilden lassen.

Es ward nun, während der Kampf in der Presse mit immer mehr steigender Heftigkeit über allgemeine und ständische Wahlen entbrannte und jeder Tag fast neue Vorschläge verbunden mit neuen Forderungen brachte, eine Commission niedergesetzt, welche zu begutachten hatte, wie weit die durch die neue Verfassungsurkunde von den Wahlen ausgeschlossenen Bürger und Einwohner ferner zu denselben zugelassen werden sollten. Diese Commission begann ihre Arbeiten am 9. Aug. 1848 und legte ihren Bericht am 29. Aug. vor. Ihre Vorschläge, die im Allgemeinen die ständischen Wahlen beizuhalten riethen, und nur für die bisher ausgeschlossenen Bürger und Einwohner eine neue Classe oder einen neuen Stand zu bilden beantragten, außerdem aber eine Menge Paragraphen der Verfassung abgeändert wissen wollten, gefielen keiner Partei, steigerten dagegen die Gereiztheit der Gemüther und verursachten, daß die Presse noch lauter wie bisher sich des Gegenstandes bemächtigte.

Beruhigender und die Ansichten wenigstens einigermaßen aufklärend wirkte ein an den Bürgerausschuß gebrachter Antrag des Senats, welcher sich für sofortige Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts aussprach und die Gründe dafür angab. Dieser Antrag mußte nur erfreuliche Wirkungen haben, denn er zeigte, daß der Senat von dem heftigen Gezänk sich nicht beirren ließ, daß er über den Parteien stand, und daß er, die Zeit richtig beurtheilend, gern die Hand zu einem Fortschritt bot, der allein Versöhnung und Ruhe schaffen konnte. Nie hatte er sich zweckmäßigen Reformen abgeneigt erwiesen; daß er aber in einer so hochwichtigen Angelegenheit, wie es die hier vorliegende Frage war, die Initiative ergriff und die Einführung eines Princips empfahl, dessen Heilsamkeit, ja Haltbarkeit selbst hundertfach angezweifelt ward, konnte ihm nur zur Ehre gereichen. Der Bürgerausschuß fand diesen Senatsantrag nicht geeignet zur Vorlage für die Bürgerschaft, was denn zur Folge hatte, daß ihn nunmehr der Senat an die Bürgerschaft brachte.

Es lagen demnach zwei Anträge zur Berathung und Entscheidung vor, einer, welcher die ständischen Wahlen beizubehalten rieth und nur eine Erweiterung und Modificirung derselben vorschlug, und der andere, welcher die gänzliche Beseitigung der Wahl nach und aus Ständen für zweckmäßig erachtete und für Einführung des allgemeinen und freien Wahlrechts sich erklärte. Ein Endbeschluß über diese Anträge, welcher dann auch eine Revision der Verfassung involvirte, sollte am 9. Oct. 1848 von der Bürgerschaft gefaßt werden.

Wir haben schon angedeutet und müssen jetzt abermals darauf hinweisen, daß die Eintheilung der Wähler in Stände eine fast nothwendige Folge alter Traditionen war, nach welchen das ganze lübeckische Commun- und Staatswesen Halt und Kraft aus seinem Corporationsleben gezogen hatte und gewissermaßen noch zog. Diese aus allzu früher Zeit herkommenden Institute hatten sich ohne Zweifel längst überlebt. Allein man war daran gewöhnt; man bewegte sich bei aller Beengung, die

sie verursachten, doch mit Behaglichkeit in ihnen, wie in einem ausgetragenen Kleidungsstücke, und man hielt noch immer viel darauf, weil man sich im Ganzen genommen recht wohl dabei befand. Darum durfte es nicht überraschen, daß selbst intelligente Bürger mit einer gewissen Vorliebe an dieser ständischen Gliederung hingen, und daß Andere, namentlich die zur Wahl berechtigten Gewerbtreibenden, durch den plötzlich decretirten Wegfall dieser Gliederung und die Einführung des allgemeinen und freien Wahlrechts für alle Staatsbürger eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Interessen besorgten. Gewiß ist, daß man sich selbst nicht recht klar werden konnte, ja daß sogar Diejenigen, welche zuerst um Einführung des allgemeinen Wahlrechts petitionirt hatten, weil sie sich als Staatsbürger in ihren politischen Rechten gekränkt glaubten, noch vor Beginn der entscheidenden Sitzung der Bürgerschaft schwankend in ihren Ansichten geworden waren.

Die erste Petition um Einführung des allgemeinen Wahlrechts war von den verheiratheten Maurer- und Zimmergesellen ausgegangen, die übrigen „Einwohner" schlossen sich diesen in ihren Wünschen an. Als nun der entscheidende Tag heranrückte, zeigte sich eine bedeutende Aufregung unter der Menge, und während die Bürgerschaft am 9. Oct. sich in der reformirten Kirche versammelte, die man behufs dieser wichtigen Entscheidung ihrer Räumlichkeit wegen wählte, fanden anderwärts ebenfalls Versammlungen statt, die freilich keinen sonderlich versöhnlichen Charakter trugen.

Noch bis auf diese Stunde dürfte es wol nicht genau ermittelt sein, welche Personen unter einer großen Menge dem gewerbtreibenden Stande Angehörender eine künstliche Aufregung an jenem 9. Oct. hervorzurufen für gut fanden, noch auch, wohin eigentlich die Tendenz dieser Aufgeregten ging. Dagegen liegt auf der Hand, daß Unzurechnungsfähige, deren Begriffe in Verwirrung gerathen, sich zu jedenfalls unlautern Zwecken leichtsinnig gebrauchen ließen.

Ernst und würdig, treu ihren Pflichten und ihrem hohen Berufe *wog die* versammelte Bürgerschaft die ihr vorliegenden Anträge gegeneinander ab. Es ergab sich bald, daß die Majorität bei der herannahenden Abstimmung sich für Einführung des allgemeinen Wahlrechts, also für den Senatsantrag entscheiden, die Beibehaltung und vorgeschlagene Erweiterung der ständischen Wahlen dagegen verwerfen werde. Vermuthlich gab es Sendlinge unter den Zuhörern, welche beauftragt waren, über den Gang der Verhandlungen der außerhalb des Mühlenthores abgehaltenen Volksversammlung Bericht zu erstatten; denn in dem Augenblicke, als nach langer Discussion über die verschiedenen in der Verfassungsfrage gestellten Anträge die Abstimmung vorbereitet wurde, trat der Rathsdiener in die Versammlung und zeigte an, daß eine Deputation von Einwohnern die beiden Stellvertreter des Wortführers zu sprechen begehre.

Das Befremdende dieser Foderung konnte die Bürgerschaft nicht veranlassen, ihre Berathungen zu unterbrechen, weshalb sie einstimmig beschloß, dem Begehr keine Folge zu geben. Die sogenannte Deputation war jedoch nicht allein vor den Pforten des Versammlungslocals erschienen, sondern hatte, wie dies bei derartigen Kundgebungen des Volkswillens damals Sitte war, einen Schweif von Tausenden hinter sich, die jetzt unverweilt ihre Stimme erhoben und durch wildes Schreien und Toben die Annahme ihrer Deputation zu erzwingen suchten. Um wenigstens zu erfahren, was der draußen lärmende Menschenknäuel eigentlich beabsichtige, gestattete die Bürgerschaft dem von der Deputation begehrten Actuar Dr. Behn den Abtritt, mußte aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen bei dessen Rückkehr von demselben vernehmen, daß die draußen versammelten Einwohner in bedeutender Aufregung die Annahme des ersten Commissionsvorschlags, mithin die Beibehaltung und respective Erweiterung des ständischen Princips verlangten. Das war gerade das Gegentheil von Dem, was sie früher petitionsweise vom Bürgerausschusse gefodert hatten! Die Majorität der Bürgerschaft war indessen, wie schon bemerkt, durch die gepflogenen Verhandlungen bereits zu einem ganz andern Resultate gekommen. Kaum ein Dutzend

Stimmen hatten sich für die Commissionsanträge erhoben, dagegen ward der Senatsantrag soeben mit 50 gegen 26 Stimmen angenommen. Actuar Dr. Behn erhielt den Auftrag, der sogenannten Deputation und ihrem schreienden Anhange das erzielte Resultat mitzutheilen. Dies geschah; allein damit war auch das Signal zu einem gewaltsamen Eindringen der tobenden Menge in den Versammlungssaal gegeben, was die Bürgerschaft nöthigte, die Sitzung sofort aufzuheben.

Der Tumult steigerte sich zum vollen Aufruhr, als die Versammlung, ihres Thuns und ihrer Pflicht bewußt, dem unbedachten Ansinnen der tobenden Menge, einen andern Beschluß zu fassen, nicht nachgab. Die Rasenden drohten mit roher Gewalt und begannen sie auszuüben, da die Bürgerschaft fest blieb und das Unabwendbare über sich ergehen zu lassen nicht anstand. Wie sehr auch der wilde, zum Theil berauschte Haufe tobte, Unfug trieb und nach der „freien Ständewahl", wie er es nannte, nach „seinem Rechte" schrie: es fiel weder dem Wortführer noch der Bürgerschaft ein, so unwürdigem Verlangen zu willfahren. Da alles Zureden und Begütigen nicht half, der Aufruhr immer heftiger anschwoll und offenbar der ganze Staatskörper in augenscheinlichste Gefahr gerieth, griff die Behörde zu ernstern Mitteln, leider entweder zu spät, wie der Erfolg lehrte, oder in nicht geeigneter Weise. Das Erscheinen der Bürgergarde vermochte weder die bis zur Wildheit aufgeregten Gemüther der tobenden Menge, die jetzt führerlos nur noch ihrem augenblicklichen Gelüst folgte, zu beschwichtigen, noch die dicht gedrängte Menschenschar aus der Umgegend des Versammlungsorts der Bürgerschaft zu vertreiben. Sogar die eigentliche bewaffnete Macht des Freistaats, die zuletzt ebenfalls aufgeboten ward, richtete nichts aus gegen die Aufrührer, da man ein rücksichtsloses Einschreiten, das doch hier geboten war und sich von selbst gerechtfertigt hätte, vermeiden zu wollen schien. So konnte das Unbegreifliche geschehen, daß die gesetzmäßig erwählten Vertreter Lübecks von einer besinnungslos tobenden Volksmenge, die in blindem Wahne gegen sich und ihr eigenes Interesse wüthete, förmlich belagert ward. Wer nicht durch einen besonders glücklichen Zufall zu entkommen vermochte, was Einzelnen gelang, mußte in der Kirche bleiben und konnte sich mit jeder schwindenden Viertelstunde längern Harrens der brutalsten Behandlung versehen. Volle fünf Stunden dauerte diese peinliche Lage, und es wäre aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich noch zu Mord und Todtschlag gekommen, hätten die Eingesperrten nicht zuletzt, Jeder auf seine eigene Faust, Rettung gesucht und gefunden.

Schon hatten die Aufrührer das Dach des ansehnlichen Gebäudes erstiegen und begannen es abzudecken, um ihre Drohung, die Bürgerschaft unter den Trümmern der Kirche zu begraben, wahr zu machen. Da flüchteten die Belagerten nach oben, stiegen aus den Fenstern, erreichten die anstoßenden Simse und Dächer der Nachbarhäuser, und gelangten so auf seltsamen Umwegen glücklich in die entferntern Straßen. Gleichzeitig mit dieser Selbstrettung machte denn auch die bewaffnete Macht Gebrauch von der Feuerwaffe, was die Aufrührer, wenn nicht zur Besinnung brachte, so doch zum Auseinandergehen veranlaßte. Erst spät in der Nacht ward die Ruhe wiederhergestellt.

So hatte denn auch das bis dahin friedliche Lübeck seinen Zoll an den Zeitgeist abgetragen. Der Tumult des 9. Oct. stellte es wenigstens einigermaßen andern deutschen Staaten gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die ungestüm Fodernden unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Der Beschluß der Bürgerschaft blieb in Kraft. Die Einwohner Lübecks aber hatten das Vergnügen, fremde Truppen — Reichstruppen hieß es damals — beherbergen und verpflegen zu müssen, und die sofort gegen die Tumultuanten eingeleitete Untersuchung brachte Viele hinter Schloß und Riegel.

Unsers Wissens hat diese Untersuchung so gut wie gar keine Resultate geliefert. Wie dies gekommen sein mag, ist Geheimniß Derer geblieben, welche mit der Untersuchung der Ereignisse des 9. Oct. betraut wurden. Nur darüber war das Publi-

cum bald einig und dürfte es noch heute sein, daß der ganze Skandal im Grunde lächerlich gewesen, weil er aus Unkenntniß der Verhältnisse, durch Misverständniß und aus Furcht vor einem eingebildeten Gespenst der nahen Zukunft entstanden war. Dieses Gespenst spukte vornehmlich in den Köpfen der Zünfte, die nirgends noch herrlicher blühen und gedeihen und sich in Bezug auf mittelalterliche Abgeschlossenheit nirgends reiner erhalten haben als in Lübeck. Man fürchtete die Einführung unbeschränkter Gewerbefreiheit. Schon daß dies bald nach dem Skandal zugegeben ward, bewies deutlich genug, wie die ganze künstlich angezettelte Bewegung eine entschieden reactionäre Tendenz hatte. Daß man sich aber zur Ausführung derselben gerade desjenigen Theils der Staatseinwohner bedienen konnte, die um Erringung eines wirklichen politischen Zugeständnisses kämpften, warf freilich kein allzu glänzendes Licht auf den Grad der politischen Mündigkeit der Massen im Allgemeinen.

Zum Glück legten Diejenigen, denen das Wohl des Staats und seiner Bewohner anvertraut war, kein großes Gewicht auf das confuse Stimmengemurmel, das ebenso nach dem 9. Oct. in Bezug auf die Verfassungsfrage und das allgemeine Stimmrecht laut wurde, wie es vor diesem Tage sich hatte vernehmen lassen, sondern verfolgten unbehindert ihren einmal betretenen Weg zweck- und zeitgemäßer Reformen. Das allgemeine Wahlrecht ward eingeführt, die Wahl nach und aus Ständen beseitigt. Man bildete 14 Wahlbezirke, durch welche fortan die Wahlen angenommen werden sollten. Am 30. Dec. 1848 wurden die auf die Revidirung der neuen Verfassungsurkunde vom 8. April desselben Jahres bezüglichen Bekanntmachungen vom Senate erlassen, die revidirte Verfassung in ihrer neuen Form selbst publicirt. Als eine wesentliche Abänderung derselben muß außer den neuen Vorschriften hinsichtlich der Wahlen besonders hervorgehoben werden, daß die Wirksamkeit der gewählten Vertreter von acht auf sechs Jahre herabgesetzt ward, und daß alle drei Jahre Diejenigen austreten, welche volle sechs Jahre Mitglieder der Bürgerschaft gewesen sind. Diese revidirte Verfassung ist zur Zeit noch das zu Recht bestehende Staatsgrundgesetz der Republik Lübeck.

Die Unruhen des 9. Oct. hatten zur Folge, daß neben der eigentlichen Bürgergarde, wie sie den Hansestädten längst eigenthümlich war, noch eine „freiwillige Bürgerwehr" sich bildete. Die Gründer derselben traten schon am 10. Oct. zusammen, um etwa neu entstehende Unruhen im Keime zu unterdrücken. Mitglieder derselben konnten selbstverständlich nur solche Staatsbürger sein, die nicht in der activen Bürgergarde dienten. Sie bewaffnete und bekleidete sich selbst, exercirte tüchtig, fand aber glücklicherweise nichts zu thun, weshalb sie denn auch schon drei Jahre später so gut wie nicht mehr existirte, im vierten Jahr aber wirklich zu existiren aufhörte.

Da Lübeck von Anfang an den lebhaftesten Antheil an allen das ganze deutsche Vaterland betreffenden Reformen genommen hatte und fortwährend eifrigst bemüht war, nicht nur allen billigen Wünschen und Foderungen seiner eigenen Staatsangehörigen gerecht zu werden, sondern auch das Allgemeinwohl Deutschlands nach Kräften fördern zu helfen: so gab es sich auch nach Aufhebung der Censur ein Preßgesetz. Die einzelnen Bestimmungen desselben können wir hier übergehen. Sie waren durchaus liberal, nicht so ängstlich gehalten, wie so manche später entstandene Preßgesetze sie vorschrieben. Cautionen zur Herausgabe periodischer Blätter wurden nicht gefodert. Vorkommende Preßvergehen wie sogenannte politische Verbrechen wurden einem Geschworenengericht unterstellt. Lübeck lief keinerlei Gefahr bei dem Erlaß seines Preßgesetzes, denn von allen etwa vorhandenen gefährlichen Elementen im Staate war die Presse unbedingt das am wenigsten gefährliche, weil — es eigentlich gar keine wirkliche Presse gab, noch gibt. Die „Lübecker Anzeigen", ein sogenanntes Tageblatt, konnte nirgends Anstoß erregen; die „Neuen lübeckischen Blätter", das Organ der Patricier von altem Schrot und Korn, bot durch seine Mitarbeiter hinlängliche Gewähr. Der „Lübecker Volksfreund" opponirte allerdings heftig und konnte wol auch nöthigenfalls wühlen; allein daß dies nicht den

soliden Grund des Staats untergrabe, dafür war in der trefflichen Gesinnung der wackern Bürger zur Genüge gesorgt. Außer diesen periodischen Blättern besaß Lübeck keine Literatur, hatte mithin auch keine Gelegenheit zu Preßvergehen, und wird auch, solange Lübecks Verhältnisse so bleiben, wie sie eben sind, niemals welche haben.

An dem durch Schleswig-Holsteins Erhebung entzündeten deutsch-dänischen Kriege hatte sich Lübeck ebenfalls durch Entsendung von Truppen, die zur Reichsarmee stießen, betheiligt. Als See- und Handelsstadt mußte es die Rückwirkungen des Kriegs mit Dänemark schwer empfinden, schwerer sogar als vielleicht andere Handelsstädte der Ostseeküsten, weil es in besonders lebhaftem Handelsverkehr mit Dänemark gestanden hatte und noch stand. Die Blockade der deutschen Ströme und Hafenplätze traf auch Lübeck, zehrte an dem Wohlstande seiner Bewohner und machte, daß der sonst so belebte Quai an der Trave verödete.

Wenn man sich der schon erwähnten Antecedentien erinnern will, welche eine arge Spannung zwischen Lübeck und Holstein hervorgerufen hatten, so wird man es auch erklärlich finden, daß die Gesammtmasse der rein handeltreibenden Bevölkerung des kleinen Freistaats an einem Kriege keinen Gefallen fand noch finden konnte, der ihm und andern Städten die Nahrungsquellen verstopfte und, wie schon aus dem ersten Feldzugsjahre sich vermuthen ließ, schwerlich ein glückliches Ende für die Herzogthümer nehmen werde. Es gab allerdings auch in Lübeck eine Partei, welche, den deutschen Patriotismus über Alles setzend, von den Verlusten absah, die Handel und Wandel durch einen fortgesetzten Krieg mit Dänemark erlitten; allein diese Partei war im Verhältniß zu der allgemein herrschenden Stimmung der Gesammtbevölkerung doch nur klein, obwol sie damals den Ton angab. Von der Meinung, die Streitfrage müsse sich doch besser auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen schlichten lassen, konnte sich die Mehrzahl nicht trennen. In dieser Beziehung glichen die Lübecker des 19. Jahrhunderts ihren Vorfahren durchaus nicht, während man zuzugeben genöthigt war, daß das dänische Volk zwar schwächer an Macht, nicht aber schwächer in Ausübung der ihm verbliebenen Macht, nicht lässiger in Verfolgung eines einmal ins Auge gefaßten Ziels geworden.

Deutschland kaufte und baute Schiffe, um seine Küsten gegen Angriffe der dänischen Marine zu schützen; Deutschlands Frauen und Jungfrauen entkleideten sich ihres goldenen Schmuckes und opferten Ringe, Ketten und Spangen auf dem Altare des Vaterlands, damit die von der deutschen Centralgewalt bereits geschaffene, auf dem Papier genau beschriebene deutsche Kriegsflagge alsbald auf allen Meeren wehen möge. Auch Lübeck blieb nicht zurück hinter dieser gewaltigen Begeisterung des Augenblicks. Es schoß Geld her und baute auf seinen trefflichen Werften ein schönes Kanonenboot. Leider sollte es damit genau so gehen wie mit der deutschen Flotte, die weder wirklich zu Stande kam, noch bemannt wurde, noch auch in See stach, um dem Reichsfeinde ein Treffen zu liefern. Das lübecker Kanonenboot ward fertig, lief vom Stapel und schaukelte sich gar lustig auf der Trave, bemannt aber und mit Geschützen versehen wurde es nie. Noch im Frühjahre 1852 lag es, ein todtgeborener Schiffsrumpf, auf dem genannten Strome, während der Hammer des Auctionators schon angekauft ward, um mit demselben die Schiffe der deutschen Flotte dem Meistbietenden für einen Spottpreis zuzuschlagen. Die Lübecker spotteten oft über das nagelneue Wrack; daß sie mit diesem Spott sich und die deutsche Nation selbst ins Gesicht schlugen, schienen sie nicht zu bemerken. Es waren eben nicht mehr die Zeitgenossen Alexander's von Soltwedel, des Dänenbesiegers!

Die Ereignisse vom 18. Sept. 1848 zu Frankfurt a. M. lähmten, wie überall, so auch im deutschen Norden den Aufschwung und die patriotischen Hoffnungen, denen man sich seit dem März des Jahres hingegeben hatte. Das Vertrauen zu der aus freier Wahl des Volks berufenen gesetzgebenden Versammlung für das Gesammtvaterland begann zu sinken. Der immer unverhüllter in den Vordergrund tretende leidenschaftliche Kampf der Parteien, der die heiligsten Interessen des Vaterlands in

die Schanze zu schlagen drohte, erfüllte mit Sorgen um die nächste Zukunft des vergeblich nach politischer Einheit und Macht ringenden Vaterlands. Schon standen in Frankfurt die beiden Parteien der Groß- und Kleindeutschen einander gegenüber, und es stand zu erwarten, daß zwischen diesen eine Versöhnung nie zu Stande kommen werde. Wenn sich im Süden Deutschlands mehr Hinneigung zu Östreich zeigte und zu einer Aufnahme aller östreichischen Provinzen in den Deutschen Bund, so war es natürlich, daß der Norden an diesem Gedanken wenig Gefallen finden konnte. Am unzugänglichsten mußte ein derartiger Plan den zwar kleinen, aber seit Jahrhunderten freien und in dieser Freiheit glücklichen Städten des deutschen Nordens bleiben. Diese Städte hatten freilich seit dem Zerfall des Hansabundes keine politische Machtstellung mehr eingenommen, dagegen aber fehlte es ihnen nicht an bürgerlicher Kraft. Niemand fühlte sich hier von oben herab bedrückt, und alle Staatsbürger befanden sich auch im Ganzen in materieller Beziehung wohl, weil Niemand durch beschränkende Vorschriften behindert ward, seinem Erwerbe, wie es ihm gut dünkte, nachzugehen.

Ohne Aussicht auf Einigung des Vaterlands zu gewähren, faßte die Nationalversammlung Beschlüsse über Beschlüsse und ließ sie durch die Centralgewalt als gültige Reichsgesetze publiciren. Die „Grundrechte des deutschen Volks" waren bereits erschienen und überall von den Einzelregierungen angenommen und eingeführt worden. Auch Lübeck publicirte dieselben, und schaffte nach den darin enthaltenen Bestimmungen die Stellvertretung im Militärdienste ab, die bis dahin in Lübeck üblich gewesen war. Wol nur Wenige mochten damals das Unzweckmäßige der Stellvertretung nicht einsehen. In Lübeck war sie während der langen Friedensjahre unbedingt gemisbraucht worden; denn das lübeckische Contingent zählte manches Individuum unter seinen Vaterlandsvertheidigern, das schwerlich dazu tauglich gewesen wäre, hätte es Ernst gegolten. Durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ward nun jeder gesunde junge Mann, gleichviel ob arm oder reich, vornehm oder gering, verpflichtet zu dienen, und die Einstellung der jungen Mannschaften fand zu Anfange des Jahres 1849 auch in Lübeck statt, ohne Rücksichtnahme auf Stand und Rang.

Hier nun zeigte sich alsbald, daß ein Gesetz im Allgemeinen zwar höchst weise und gerecht sein, dennoch aber bei der Anwendung hier und da nicht blos auf Schwierigkeiten stoßen, sondern sogar unausführbar sein könne. Die Stellvertretung hatte bis dahin alle Seeleute vom Landmilitärdienste frei gemacht. In so kleinen Staaten, wie Lübeck, war dies ein großer Vortheil; denn die noch immer beträchtliche Handelsmarine der Stadt besaß unter ihren eigenen Einwohnern kaum genug junge Leute, um ihre Schiffe hinreichend damit bemannen zu können. Auf Grund jener Grundrechtsbestimmungen und in Folge der eingeführten allgemeinen Wehrpflicht wurden jetzt die jungen Seeleute großentheils zum Landheere ausgehoben, was nicht nur eine allgemeine Störung im Handels- und Schiffahrtsverkehr hervorrufen mußte, sondern auch große Unzufriedenheit unter den Seeleuten selbst erregte. Der Seemann haßt bekanntlich den Landdienst, und sucht sich ihm auf erlaubte oder unerlaubte Weise zu entziehen, wenn er irgend kann. Auch lehrt die Erfahrung, daß Seeleute selten gute Landsoldaten abgeben. Die Einstellung der jungen Matrosen machte daher in Lübeck keinen guten Eindruck. Man war so unzufrieden mit dieser Maßregel, daß schon Anfang Februar 1849 von Lübeck aus zwei Petitionen an die Nationalversammlung abgeschickt wurden, eine von der dasigen Kaufmannschaft, die andere von den Ältesten der Schiffergesellschaft. Beide trugen darauf an, „die hohe Nationalversammlung möge dahin wirken, daß die deutschen Seeleute nicht zum Landkriegsdienste, sondern zum Wehrdienste auf deutschen Kriegsschiffen pflichtig seien".

Sprach diese Fassung der Petitionen auch im Interesse des ganzen Vaterlandes, so hatte Lübeck im Grunde doch sich selbst vorzugsweise im Auge. Dies war dem kleinen Staate jedenfalls nicht zu verdenken; allein es lag jenen Petitionen doch schon ein weiterer Sinn zum Grunde. Wie anderwärts regte sich auch in Lübeck

bereits gar gewaltig der Particularismus. Gerade die Wortführer der liberalen oder radicalen Partei machten gar kein Hehl daraus, daß sie es für ungleich besser hielten, ihre guten alten Einrichtungen, bei denen sich wenigstens vortrefflich habe leben lassen, zu behalten, als neue Gesetze mit neuen Lasten sich aufzubürden, die nichts einbrächten, wol aber die alten Freiheiten, die alte schöne Unabhängigkeit der kleinen Handelsrepublik gefährden könnten! Man mußte freilich zugeben, daß in solchem Räsonnement, so wenig patriotisch es klang, viel Wahrheit lag. Die Vertreter Deutschlands in der Paulskirche faßten und verkündigten Beschlüsse, deren Durchführung sie stillschweigend aufgeben mußten, weil sie dieselben durchzusetzen keine Kraft besaßen. Dagegen octroyirte man heute da, morgen dort Verfassungen, die wenig im Einklange standen mit den Beschlüssen der frankfurter Nationalversammlung. Daß unter solchen Umständen der Particularismus sein Haupt immer gewaltiger, immer offener erhob, daß gerade in den kleinen Staaten, denen die Bewegung des letzten Jahres eher etwas geraubt als eingetragen hatte, der Wunsch laut geäußert ward, man möge ja für sich bleiben, für sich zuerst sorgen und sich nicht zu eng an das sogenannte Allgemeine anlehnen, war sehr zu entschuldigen.

Bei aller Hingebung Lübecks an das gemeinsame Vaterland hatte es sonach durchaus keine Neigung, seine staatliche Stellung und die mancherlei Vortheile aufzugeben, die es durch Jahrhunderte sich bewahrt. Einen recht unangenehmen Eindruck mußte es bei dieser scharf ausgesprochenen Gesinnung auf die Lübecker machen, als der Entwurf zum Reichswahlgesetze erschien, in dem der Majoritätsbeschluß des Ausschusses Lübeck allein von allen Freien Städten Deutschlands das Recht absprach, einen selbständigen Wahlkreis zu bilden, weil es nicht die erfoderliche und als Norm festgestellte Zahl von 50000 Einwohnern besaß. Freute man sich auch, daß die Minorität des Ausschusses anderer Ansicht gewesen, so fühlte man sich innerlich doch durch den Beschluß selbst verletzt, einmal, weil er überhaupt gefaßt werden konnte, und sodann, weil offenbar daraus ersichtlich ward, daß die Majorität jenes Ausschusses die lübeckischen Verhältnisse nicht kenne. Man versäumte daher auch nicht, auf das Ungerechte desselben hinzudeuten und dabei durchblicken zu lassen, daß man gesonnen sei, ein zuständiges Recht nicht ganz leichten Kaufs aufzugeben.

Ungeachtet solcher Zwischenfälle, die eine bereits im Stillen sich ausbildende Verstimmung vergrößern mußten, gehörte Lübeck doch fortwährend zu denjenigen Staaten, welche die von Frankfurt ausgehenden Beschlüsse rasch anerkannten und sich ihnen unterzuordnen stets willfährig zeigten. Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Willfährigkeit wirklich ein Product reinen, uneigennützigen Reichsbürgersinns war oder ob sie mehr in den damaligen Zeitverhältnissen ihre Erklärung fand, die eine entschiedene Opposition nicht zugelassen haben würden. Senat und Bürgerschaft, von denen in allen Staatsangelegenheiten die Entscheidung abhingen, gingen immer Hand in Hand und erhoben für Lübeck zum Gesetz, was die Versammlung in der Paulskirche für das gesammte Vaterland schuf. Es war allerdings keine Gefahr dabei, da die innern Wirren Lübecks für ausgeglichen gelten konnten, wennschon die Presse noch immer dem Lesepublicum Manches über Lübeck zum besten gab. Man war überzeugt, daß es zu keinen Unruhen im kleinen Staate mehr kommen könne; weit mehr aber waren die drohenden Wetterwolken zu fürchten, die immer dichter am fernen politischen Horizonte sich zusammenzogen. Gegen diese sich einigermaßen zu schützen, schien Bürgerpflicht zu sein; und wenn man als das geeignetste Mittel dazu die einstweilen eingezogene Fahne des Particularismus benutzen zu müssen glaubte, so durfte Deutschland darin keinen wirklichen Mangel an wahrem deutschen Patriotismus erblicken. Die Sachen lagen ja in der That so, daß kluge Selbsthülfe eher Lob als Tadel verdiente, zumal, wenn mittels solcher Selbsthülfe dem Allgemeinen indirect Gewinn erwachsen konnte.

Lübeck hatte, wie bereits angedeutet, im ersten Feldzuge gegen Dänemark durch die Blockade seines Hafens gleich andern Seestädten schwer gelitten. Wenn es diese Prüfungszeit mit männlichem Gleichmuth überstand, so hatte es dies seiner eigenen

guten Haushaltung zu danken, die eine Geschäftsstockung überstehen konnte, ohne hungerige Gestalten durch seine Straßen schleichen und mit ihnen etwa das Gespenst des Communismus einziehen zu sehen. Eine Wiederkehr desselben Unglücks war jedoch nicht zu wünschen; gab es ein Mittel, um dies abzuwenden, so mußte man sich dessen bedienen.

In der Paulskirche haderten die verschiedenen Parteien so laut um die dem ganzen Deutschland zu ertheilende Reichsverfassung, daß der Lärm des Haders heraufdröhnte bis an die Küsten der Nord- und Ostsee. Gleichzeitig zogen abermals zahlreiche Heerabtheilungen mit klingendem Spiel in die nordalbingischen Lande, und es war vorauszusehen, daß nach Ablauf des zu Malmoe im vergangenen Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes der Krieg in den Herzogthümern aufs neue entbrennen werde. Die Spannung wuchs mit jedem Tage mehr, als die Frage, wer künftighin Herrscher über Deutschland sein sollte, Aller Gemüther heftig bewegte. Eine augenblickliche scheinbare Lösung knüpfte sich an die Kunde, das Parlament habe den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zum deutschen Kaiser erwählt. Lübeck war besonnen genug, auch dieses Ereigniß ruhig hinzunehmen und, da es in seinem Vertreter ja mitgewählt hatte, die Wahl auch bestens zu acceptiren. Daß, wie man an der Ostsee zu sagen pflegt und damals besonders häufig zu sagen begann, „nichts danach kommen werde", gestanden sich Weiterblickende wol im Stillen. Indessen fügte man sich den Verhältnissen, schon weil man mußte, und hielt die gleiche Politik bei Verkündigung der Reichsverfassung ein, die einen so furchtbaren Sturm in den deutschen Landen hervorrufen sollte.

Inzwischen war der Krieg mit Dänemark wieder ausgebrochen. Die glänzende Waffenthat bei Eckernförde, die zu so großen Hoffnungen berechtigte, das rasche Vorrücken der vereinigten Truppen gegen Norden, die Erstürmung der Schanzen bei Düppel, ließen eine energische Führung des Kriegs erwarten, dessen Ende sich jeder Patriot möglichst heiter ausschmückte. Allerdings begannen auch die alten Leiden aufs neue. Dänische Kriegsschiffe zeigten sich vor den Mündungen der deutschen Ströme, brachten deutsche Kauffahrer auf, und vernichteten den Handel von den Mündungen der Schelde bis hinauf nach Memel. Nur die Mündung der Trave ward nicht dauernd blockirt! War es auch nicht räthlich, mit der rothweißen Flagge Lübecks sich hinaus zu wagen aufs Meer, indem Dänemark schon aus Consequenz diese Flagge als die eines feindlichen Staats nicht respectirt haben würde, so wurden doch lübeckische Schiffe, wenn sie unter russischer Flagge fuhren, von den dänischen Kreuzern in keiner Weise behindert. Der Hafen Lübecks aber füllte sich mit großen und kleinen Seeschiffen; der Handel stockte nicht, er war eher blühend zu nennen; und während andere Seestädte über die Rückwirkungen des Kriegs bittere Klage führten, befand sich Lübeck trotz allen politischen Jammers doch leidlich wohl.

Diese seltsame Begünstigung Lübecks erregte begreiflicherweise Anstoß und fand eine sehr harte Beurtheilung, namentlich in Schleswig-Holstein. Indessen sah die Sache wol schlimmer aus, als sie war. Der Particularismus stand durch den um Einführung der Reichsverfassung entbrannten Kampf wieder in voller Blüte; der alte Stammeshaß loderte wilder auf denn je vorher. Wo gab es festen Halt im zerklüfteten Reiche, das freilich noch einen Verweser besaß, aber ohne Macht und Ansehen. Nur der Particularismus schien momentan Rettung zu gewähren, und diesem Particularismus war es gelungen, Lübeck von der Blockade zu befreien. Einige specifisch lübeckische Patrioten hatten es erreicht, ihr Fahrwasser frei zu machen. Dänemark dirigirte seine Postschiffe nach Travemünde, um auf diesem einzig offen gebliebenen Wege eine dauernde Verbindung mit dem deutschen Continent zu erhalten. Dem Einflusse des Viceadmirals von Zahrtmann, dessen Fürsprache die lübeckischen Patrioten sich zu verschaffen wußten, soll die Stadt es zu verdanken haben, daß ihr Seeverkehr während des Feldzugs 1849 nur sehr unbedeutende Verluste erlitt. Das handeltreibende, vom Handel lebende Publicum war ganz zufrieden mit dieser gewährten Vergünstigung, und selbst die eifrigen Deutschthümler, deren Zahl

allerdings nicht sehr groß, hörten es ruhig mit an, als gelegentlich ein Mitglied der Bürgerschaft ungefähr die Äußerung that: „Daß ich ein schlechter Deutscher bin, gebe ich zu, dafür glaube ich ein desto besserer Lübecker zu sein!“ So weit war es gekommen, daß man sich offen des Particularismus rühmen, daß man als auf etwas Verdienstliches darauf pochen konnte!

Im Interesse des deutschen Gesammtvaterlandes mußte man diese Wendung, welche die öffentlichen Angelegenheiten genommen hatten, nur bedauern; schlechthin zu verdammen aber war jenes Wiedererstehen des Particularismus nicht. Lübeck und mit ihm mancher andere kleine Staat hatte ihm ganz allein die ruhige Haltung seiner Bürger inmitten der allgemeinen Auflösung zu verdanken. Dies lehrt ein Blick auf die innern Zustände des Freistaats während jener Monate.

Wie schon bemerkt, begrüßte Lübeck die Kaiserwahl als eine hoffnungsreiche That des Parlaments. Es hüllte sich natürlich in Schweigen, als der Erwählte die Wahl selbst von sich wies und erklärte, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone ohne Verletzung vieler fürstlichen Interessen nicht annehmen könne. Lübeck gehörte mit zu den 28 deutschen Staaten, welche die Reichsverfassung als zu Recht bestehend und als für die Einzelstaaten verbindlich erklärten, dieselbe also anzunehmen bereit waren. Das Publicum war erregt, keineswegs aber in schlimmer Weise. Der „Politische Verein“, der aus einer Anzahl an politischen Dingen lebhaft theilnehmender Männer aller Classen bestand, hielt besuchtere Sitzungen als gewöhnlich, und schickte einen Abgeordneten an den in Frankfurt zu haltenden nationalen Congreß ab, dessen Tendenz auf Aufrechthaltung der Reichsverfassung wie auf Schutz der Nationalversammlung gerichtet war. Es geschah dies ohne sichtbare äußere Zeichen politischer Leidenschaftlichkeit. Auch mußte dieselbe wol nicht vorhanden sein, sonst hätte der Senat unmöglich gerade in der gefahrvollen Epoche des Frühjahrs 1849 ein allgemeines Amnestiedecret erlassen können, das die Untersuchungen in Bezug auf die Vorgänge vom 9. Oct. 1848 gänzlich niederschlug und den Schleier des Vergessens über jene Ereignisse und deren Urheber warf. Die bis dahin in Haft Gehaltenen wurden in Freiheit gesetzt; und wenn man auch viel über diesen unerwarteten Gnadenact glossirte und sich den Kopf über die Veranlassung zu so großer Milde zerbrach: ärgerlich oder gar erregt war Niemand. Der Senat hatte die Zeit wol erkannt und wußte die Gesinnungen der Bürger richtig zu würdigen. Zur Zeit, wo in andern Staaten die sogenannten politischen Verbrechen aufs strengste geahndet wurden, gab er durch das erlassene Amnestiedecret zu verstehen, daß es im Freistaate Lübeck kein politisches Verbrechen geben solle — ein sehr weiser Entschluß, welcher dem Entstehen neuer Vergehen dieser Art offenbar vorbeugte.

So erhielten Senat und Bürgerschaft Zeit, mitten im Lärm des Kriegsgetümmels an seinen Grenzen, und während im Innern Deutschlands Standrecht und Belagerungszustand die Gesetze zeitweilig suspendirten, ruhig an längst vorbereitete Reformen des eigenen Staatswesens Hand zu legen. Es ward der „Entwurf einer Gemeindeordnung für das Landgebiet des lübeckischen Staats“ ausgearbeitet, eine Commission zur Reform des Gerichtswesens niedergesetzt, das viel zu wünschen übrig ließ und eine Abänderung und Verbesserung dringend erheischte. Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte man der Frage, ob und in welcher Weise die wichtigste Pulsader des Verkehrslebens, die Wasserstraße der Trave, einer zweckmäßigen Correction, d. h. einer größern Vertiefung, Erweiterung und an einzelnen Stellen auch Geradelegung des Strombettes unterworfen werden könnte. Dies und die Einleitungen zur Erbauung der Eisenbahn nach Büchen, durch die Zeitereignisse in den Hintergrund getreten, bildeten die wichtigsten Vorlagen der städtischen und staatlichen Verwaltung und beschäftigten mehr oder minder alle Classen der Bevölkerung, da mit ihnen eine Neugestaltung vieler alten Institutionen eng verknüpft sein mußte.

Hierbei kam auch die Lage und Stellung des Städtchens Travemünde zur Sprache. Die Bewohner Travemündes verlangten vollkommene Handelsfreiheit für sich, besonders aber das Recht, unbehindert löschen, speichern und verladen zu dür-

fen. Nur aus den höchst wunderlichen mittelalterlichen Einrichtungen und zahlreichen Privilegien Lübecks ist es zu erklären, daß ein sich so ganz von selbst verstehendes natürliches Recht einem Gemeinwesen vorenthalten bleiben konnte. Es war dies eine der vielen Abnormitäten, welche unter der Firma „Gesetz" Geltung gewonnen haben. Travemünde war von jeher nur als Ankerplatz für tiefgehende Seeschiffe von Lübeck aus betrachtet und benutzt worden. Dabei befand sich sowol die lübecker Kaufmannschaft als auch die ansehnliche Zahl der „Verlehnten", von denen wir später zu sprechen Gelegenheit haben werden, sehr wohl. Travemünde dagegen litt unter den ihm auferlegten Beschränkungen. Die Zeit der großen Bewegung, die im Bloslegen alter Schäden eine bewundernswürdige Geschicklichkeit entwickelte, zeigte denn auch die Wunden, an denen der Hafenort an der Trave litt, und es war ganz in der Ordnung, daß man ernstlich an deren Heilung dachte. Das war aber keine leichte Aufgabe; denn Das, was Travemünde als selbständigem Städtchen nützen konnte, benachtheiligte möglicherweise Lübeck oder doch gewisse Corporationen der Metropole. Und soweit ging weder die republikanische Tugend der Lübecker noch deren Gemeinsinn, um zum Besten Anderer, wären diese auch Bürger desselben Staats, ohne Weiteres Opfer zu bringen. Einzelne sprachen allerdings für die Genehmigung der Foderungen Travemündes; die Mehrzahl fand dieselben nicht im wahren Interesse Lübecks.

Um darzuthun, wie seltsam stiefmütterlich Travemünde von Lübeck behandelt wurde, und in welcher Abhängigkeit es zum Theil noch jetzt gehalten wird, möge hier nur Folgendes angeführt werden. Lübecks Handel in Korn, Eisen, Holz und Steinkohlen ist bedeutend. Alle diese Producte werden fast ausschließlich seewärts eingeführt, kommen also erst nach Travemünde und von da die Trave herauf nach Lübeck. Dennoch durften mit solchen Waaren befrachtete Schiffe nicht nur nicht in Travemünde gelöscht und die ausgeladenen Waaren daselbst in Speicher gelegt werden; die Bewohner von Travemünde waren sogar gezwungen, ihren Holz- und Kohlenbedarf, nachdem er an ihren Häusern vorbeigeschwommen, von Lübeck zu beziehen! Diese Verhältnisse sind auch heutzutage immer noch nicht viel anders geworden!

Die stiefmütterliche Behandlung Travemündes, in welcher alle Vernünftigen eine Ungerechtigkeit sehen, ist ein dunkler Fleck in Lübecks Staatseinrichtung, den ganz zu verwischen noch eine geraume Zeit hingehen dürfte. Freilich begreift sich leicht, weshalb die alte Metropole mit starrer Zähigkeit an dem Hergebrachten in dieser Beziehung hält; indessen gehört doch auch diese Zähigkeit zu Dem, was der Lübecker selbst „Bocksbeutel" nennt. Allerdings schilt Jeder über diesen „Bocksbeutel", sobald er persönlich davon belästigt wird; hat er aber Vortheil von dessen Aufrechthaltung, so darf Niemand von Beseitigung desselben reden.

Lübeck wollte sich jedoch gründlich regeneriren, und so dachte es denn auch den Einwohnern von Travemünde gerecht zu werden, d. h. soweit, daß es selbst nicht unter den etwa zu machenden Concessionen litt. Aus diesem Grunde hütete man sich wol, dem Gedanken Raum zu geben, die projectirte Eisenbahn bis Travemünde zu verlängern. Davon hätte unbedingt nur Travemünde, nicht aber Lübeck Vortheil gezogen, und das hätte man doch der ehrsamen Bürgerschaft gegenüber nicht verantworten mögen. Ohnehin blieb ja auch in Bezug auf Lübecks Verkehr noch sehr viel zu wünschen übrig, und es bedurfte großer und allgemeiner Anstrengungen, um nicht von andern Nachbarstädten überflügelt zu werden. Von diesen war besonders das belebte Rostock zu fürchten, weniger Kiel, obwol Lübeck durch dasselbe nicht unbeträchtlichen Abbruch schon erlitten hatte.

Bis 1849 besaß der Staat Lübeck kein einziges ihm eigenthümlich zugehörendes Seedampfschiff. Nur auf der Trave ward der kleine Dampfer „Merkur" als Schleppschiff benutzt. Das Bedürfniß, wenigstens ein tüchtiges Seedampfschiff zu besitzen und dasselbe regelmäßig in Fahrt nach Kopenhagen zu setzen, ward schon vor 1848 gefühlt. So bildete sich denn eine lübecker Dampfschiffahrtsgesellschaft. Dieselbe erbaute auf Actien das schöne Dampfboot „Lübeck", das eine Maschine von

160 Pferdekraft aus der Motalawerkstatt in Schweden besitzt und im Sommer 1849 zuerst als lübecker Postdampfschiff nach Kopenhagen in Fahrt gesetzt ward. Ein unglücklicher Zufall wollte damals, daß der Zusammenstoß des „Lübeck" mit einem mecklenburger Dampfschiffe das sofortige Sinken des letztern zur Folge hatte, was zu langen und heftigen Erörterungen führte. Zum Glück gingen Menschenleben bei diesem Unfalle nicht verloren.

Mit Recht konnte Lübeck bis zum Jahre 1848 ein kleines China genannt werden. Es war abgeschlossen und schloß sich oft geflissentlich ab, trotz des heftigen Streits, der über die Eisenbahnfrage entbrannte. Am meisten hatte es sich in Bezug geistiger Belebungsstoffe fern zu halten gewußt. Es gab, wie schon erwähnt, im eigentlichen Sinne des Worts keine Presse in Lübeck. Was gedruckt ward, blieb rein local und überschritt nicht die Grenzpfähle des Freistaats. Auffallen muß es, daß Lübeck, dieses einst so stolze Haupt der gewaltigen Hansa, niemals das Bedürfniß gefühlt hatte, eine eigene Zeitung zu besitzen. Städte und Städtchen von ungleich geringerer Einwohnerzahl, von viel geringerer Größe und viel weniger historischer Bedeutung besaßen seit langen Jahren Zeitungen, die auch auswärts gelesen wurden. Lübeck kam nie auf einen solchen Gedanken. Erst der gewaltige Lärm der Revolutionsereignisse, die Aufhebung der Censur, die Freigebung der Presse, der Lavinensturz ungeheurer Ereignisse regte in Einzelnen den Wunsch nach dem Besitz einer eigenen Zeitung an; und so wagte es denn ein einzelner Mann, der patriotisch gesinnte Buchdrucker G. H. Rathgens, die „Lübecker Zeitung. Organ für Politik und Handel" im März 1849 zu gründen. Die Zeit für ein derartiges Unternehmen war günstig, denn es fehlte nicht an Stoff, eine Zeitung ihren Lesern interessant zu machen. Auch fand sich in der Person des Dr. Biscamp, eines geborenen Hessen, der längere Zeit in Rußland gelebt hatte, ein gewandter Redacteur. Dennoch hatte das Unternehmen keinen schwungvollen Fortgang. Theils fehlte es an ausreichenden Mitteln, um die in großem Stil begonnene Zeitung fortführen zu können, theils und vornehmlich stand dem Unternehmen der eingefleischte lübecker Schlendrian hindernd im Wege. Seit undenklichen Zeiten war Lübeck mit fremden, besonders mit hamburger Blättern überschwemmt gewesen. An diese war der Lübecker gewöhnt, diese behielt er bei, trotz der neuen Zeitung. Da nun auch die beste Zeitung nichts Anderes geben kann als die Geschichte des Tages, diese neueste Tagesgeschichte aber auf dem gewöhnlichen postalischen Wege, nicht mittels Kuriere bezogen wird, so meinte der behäbige lübecker Bürger, es ließe sich ohne die neue Zeitung ebenso gut leben. Darin hatte er freilich Recht. Unrecht aber war es, daß ein so patriotisches Unternehmen so wenig Unterstützung erfuhr, und daß man sich nicht zu der Höhe der politischen Anschauung aufschwingen konnte, welche dem Verleger wie dem Redacteur einer politischen Zeitung freie Hand läßt und nicht gleich in Unwillen auffährt, wenn nicht der Ansicht jedes einzelnen Staatsbürgers Rücksicht geschenkt wird. Schon im Juni 1849 trat Biscamp halb gezwungen zurück, weil er den Lübeckern zu demokratisch geworden war. Mit dem 1. Sept. übernahm E. Willkomm die Redaction und führte dieselbe freisinnig, aber gemäßigt und die lübecker Verhältnisse möglichst berücksichtigend, bis Ende März 1852. Das Nichterfreuliche, welches das Erfreuliche bei der Leitung der „Lübecker Zeitung" allzu sehr überwog, und die Überzeugung, daß es unmöglich sei, dem Blatte ein selbständiges Leben und größere Verbreitung zu geben, veranlaßte auch diesen Schriftsteller zum Rücktritt. Sein Nachfolger war und ist noch jetzt Dr. Grieben.

Das Zerfallen des Deutschen Parlaments und die Beschlüsse des nach Stuttgart übersiedelten Rumpfparlaments machten die Stellung besonders der kleinern Staaten zu Deutschland immer schwieriger. Lübeck, das für Annahme der Reichsverfassung war, die gerade Ursache zur Auflösung des Parlaments gab, konnte weder vor- noch rückwärts. Die Nationalversammlung zu schützen, ihre Beschlüsse zu unterstützen, hielten die politisch thätigen Parteien auch des kleinen Freistaats für Pflicht guter deutscher Patrioten. Da fiel das Dreikönigsbündniß mitten in den

Donner des Kriegslärms, in den Hader der parlamentarischen Berathungen. Es war vorauszusehen, daß die Reichsverweserschaft und mit ihr auch die locker zusammengefügten Fundamente zum künftigen Reiche alsbald ihren Untergang finden würden. Was dann folgte, konnten auch die Scharfblickendsten nicht voraussehen. Was war also zu thun? Zuwarten, auf ergangene Fragen unklar, vieldeutig antworten, schien das einzige Mittel zu sein, um in der allgemeinen Verwirrung nicht jeden Halt zu verlieren; und wenn man zu diesem Mittel griff, so mußte einen solchen Ausweg wenigstens die Staatsklugheit billigen.

Lübeck sträubte sich sehr lange, bevor es einen Entschluß faßte. Auch hatte es damit gute Wege, denn das Dreikönigsbündniß besaß ja so wenig Lebensfähigkeit, daß es nicht einmal zur vollen Existenz gedieh. Bedenklicher gestaltete sich die Lage der Sachen, als Preußen das Unionsparlament nach Erfurt berief und die ernstlichsten Anstalten traf, wenigstens im Norden Deutschlands eine politische Einheit herzustellen. Jetzt mußte Lübeck sich entscheiden; denn allein bleiben oder keck Nein sagen, ohne sich hinter geharnischte Vorbehalte zu verschanzen, war nicht räthlich.

Die Bevölkerung der Republik zeigte keinerlei Hinneigung zu Preußen, eher ließ sich in bürgerlichen Kreisen eine Abneigung herausfühlen. Die sogenannte demokratische Partei, in der Bürgerschaft durch einige klare Köpfe vertreten, mochte entschieden nichts von der Union und der Beschickung des erfurter Parlaments wissen, weil in politischer Beziehung „nichts danach kommen" würde noch könne. Die Wortführer dieser Partei, vor anderthalb Jahren noch begeisterte Deutsche, waren jetzt ganz offen für den Particularismus und empfahlen der Bürgerschaft das Alleinbleiben, bis es politisch besser und zuverlässiger in Deutschland werde. In dieser Beziehung fanden sie auch manche Gleichdenkende bei ihren Widersachern. Die eigentlichen Patrizier dagegen, der reiche Kaufmannsstand und die Vornehmen, redeten dem Anschlusse an Preußen das Wort. Überhaupt zählte Preußen unter den Senatsmitgliedern einige warme Freunde, die denn auch nicht versäumten, für Preußen und dessen Plane thätig wirksam zu sein.

Mehr indessen wol durch die Verhältnisse veranlaßt als aus vollkommen freier Entschließung, trug der Senat bei dem Bürgerausschusse auf den Beitritt Lübecks zu dem Dreikönigsbündniß an. Der Bürgerausschuß verwarf diesen Antrag einstimmig. Das war ein sehr sicheres Zeichen, wie die Bevölkerung des Staats über dieses neue Experiment, Deutschland die Freiheit und Einheit zu geben, dachte. Nach einigem Warten wiederholte der Senat seinen Antrag nochmals, erlangte damit aber dasselbe Resultat, nur daß die Ablehnung „als zur Zeit nicht empfehlenswerth" nicht einstimmig, sondern diesmal mit 15 gegen 9 Stimmen erfolgte. Die Aussicht für Preußen war demnach im Steigen begriffen, und es erschien ganz zweckmäßig, jetzt zum dritten Male mit dem Antrage hervorzutreten und denselben auf verfassungsmäßigem Wege an die Bürgerschaft selbst zu bringen. Vor stark besetzter Tribüne fand diese Versammlung am 29. Aug. 1849 statt; sie endete indessen mit dem Majoritätsbeschlusse, einstweilen noch zu warten!

Es war jedenfalls gleichgültig, ob Lübeck dem Dreikönigsbündnisse aus Überzeugung beitrat oder nicht, ebenso unnöthig war es aber auch, mit dem Beitritte zu zögern, da es denselben gar nicht ernstlich ablehnen konnte, wenn es Preußen gefiel, die Säumigen scharf anzureden. So dachten wol die meisten Bürger, denen im Grunde gar nichts an dem neuen Bündnisse gelegen war, weil sie voraus wußten, es werde doch nur Geld kosten, im Übrigen aber Alles bleiben, wie es gewesen sei. Die Lobredner und speciellen Verehrer Preußens waren freilich anderer Meinung. Sie ärgerten sich, daß die Opposition einen, wenn auch nur vorübergehenden, Sieg errungen hatte.

Am 10. Sept. kam die Anschlußfrage abermals in der Bürgerschaft zur Sprache, fand aber auch hier noch nicht ihre vollständige Erledigung, weil ein Beschluß wegen Unvollzähligkeit nicht gefaßt werden konnte. Indessen ergaben schon die stattgehabten Verhandlungen, daß Lübeck sich dem Bündniß vom 26. Mai anschlie-

:n werde. Dies geschah denn auch wirklich, obwol unter Vorbehalten oder richtiger Voraussetzungen, die in thesi einem Nichtanschluß fast gleichzuachten waren, weil es uf der Hand lag, daß, wenn nicht alle, so doch sicherlich eine oder die andere die- r Voraussetzungen früher oder später eintreten würde. Man sagte aber Ja, weil lles Neinsagen doch nichts genutzt hätte und es besser schien, die mißliche An- elegenheit vorläufig so lange zu einem Abschluß zu bringen, bis die geschichtliche lothwendigkeit, welche schon in der Ferne drohte, dieselbe ganz und gründlich besei- gen werde.

In gleicher Weise ertheilte die Bürgerschaft ihre Zustimmung zur Errichtung er Provisorischen Centralgewalt und genehmigte die Vorbereitungen zu der für das Volkshaus vorzunehmenden Wahl. Tieferes Interesse an den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes, das bereits in mindestens zwei Gruppen zerfallen wollte, ;ab sich nirgend kund, obwol allerhand Anstrengungen gemacht wurden, um der Be- ölkerung die preußische Politik zu empfehlen. Viel wichtiger und für Lübeck jeden- alls bedeutungsvoller war die große Frage des Tags, die jetzt wieder in den Vor- ergrund trat, nachdem durch den Waffenstillstandsschluß vom 10. Juli 1849 der Krieg zwischen Deutschland und Dänemark abermals ein vorläufiges Ende erreicht hatte: wir meinen die Eisenbahnfrage.

Die Nivellirung der Richtung, welche die Lübeck-Büchener Eisenbahn nehmen ollte, war noch vor dem Ausbruch des Kampfes in Schleswig-Holstein angenommen worden: es fehlte nur an der Genehmigung der Regierung des Herzogthums Lauen- burg, um die Arbeiten selbst in Angriff zu nehmen. Die Genehmigung des Pro- gramms, welches das Lübeck-Büchener Eisenbahncomité am 17. Oct. berathen hatte, erfolgte am 27. desselben Monats sowol durch den lübecker Senat wie durch die Statthalterschaft des Herzogthums Lauenburg, und gleichzeitig ward von Beiden die Erlaubniß ertheilt, auf Grundlage jenes Programms die Actienzeichnung beginnen zu lassen.

Bevor es noch dazu kam, erhob sich ein lebhafter Streit über die Anlegung des Bahnhofs, der von der Localpresse mit ausdauernder Heftigkeit geraume Zeit fortgeführt wurde. Während die eine Partei den Platz vor dem Holstenthore, der allerdings erst geschaffen werden mußte, vertheidigte und als zweckmäßig heraushob, redeten die Gegner dem Mühlenthore das Wort und führten besonders an, daß ein vor dem Mühlenthore angelegter Bahnhof die Baukosten um ein Bedeutendes ver- ringern würde. Privatinteressen mochten bei diesem Streite wol auch im Spiele sein, der übrigens keine Änderung im einmal entworfenen Bauplane herbeiführte. Das Holstenthor behauptete den Sieg, und die Vertheidiger des Mühlenthors mußten es sich gefallen lassen, daß sie zuletzt durch einen Witzbold mit ihren Bahnhofsphanta- sien öffentlich lächerlich gemacht wurden.

So ward denn die Actienzeichnung ausgeschrieben. Sie begann gleichzeitig in Lübeck, Ratzeburg und Mölln am 2. Jan. 1850 und ward am 4. desselben Monats geschlossen. Von den 12790 Actien, à 200 Thaler preußisch Courant, wurden in Lübeck 12747 untergebracht, nur 43 Stück fielen auf Lauenburg. Wie viele Pri- vatleute sich bei der Zeichnung betheiligten, möchte nicht genau zu ermitteln sein. Als Hauptactionär trat der Staat Lübeck auf, der denn auch alle von Privaten nicht gezeichneten Actien übernahm. So war das Unternehmen selbst gesichert, und es fehlte nichts weiter als die zum Bau erfoderliche Summe. Indessen auch für diese hatte man frühzeitig gesorgt. Die Republik schloß eine Staatsanleihe mit der berliner Seehandlung ab, und verschaffte sich dadurch die Summe von 3,200000 Thalern preußisch Courant, um damit sowol die Kosten des Eisenbahnbaus als die so nöthig gewordene Correction der Trave zu bestreiten.

Am 19. Febr. 1850 geschah der erste Spatenstich zu diesem wichtigen Unter- nehmen, das mit großer Energie angegriffen und fortgeführt ward. Die Bewohner Lübecks strömten in Menge durch das alterthümliche Holstenthor nach den hohen mit herrlichen Linden- und Ulmenalleen geschmückten Wällen, um das Zerstörungswerk zu

betrachten, das jetzt die Stadt einer schönen Zierde berauben und ihr dafür einen neuen Handelsweg nach dem Süden geben sollte. Wie es häufig geschieht, daß man das Gute, in dessen Besitze man sich befindet, nicht zu schätzen weiß, solange es uns gesichert bleibt, so erging es jetzt auch den Lübeckern. Um die wirklich prachtvollen, schattigen Alleen auf den hohen und breiten Wällen, welche Stadt und Fluß umgürteten, kümmerte sich vor dem Beginn der Eisenbahnarbeiten Niemand. Es gehörte zu den auffallenden Erscheinungen, wenn man einzelne Spaziergänger unter den rauschenden Laubkronen einherschreiten sah. Als nun aber die Art an die Wurzel dieser schönen Bäume gelegt ward, fiel es den Leuten auf einmal ein, daß ihnen durch die Eisenbahn etwas Unersetzbares geraubt werden würde, und ein Klagen und Jammern erhob sich über die Zerstörung der so lange bestandenen Anlagen, aus dem wirklich zu entnehmen war, wie sehr die nothwendig gewordene Umgestaltung den Meisten zu Herzen ging. Von Stunde an begann nach den immer mehr verschwindenden Wällen eine wahre Wallfahrt, die auch nach Vollendung der Bahn nicht aufhörte.

Der Beitritt zum Dreikönigsbündniß und das Herannahen des erfurter Parlaments legte Lübeck die Verpflichtung auf, letzteres zu beschicken. Hannover und Sachsen hatten sich allerdings von dem etwas rasch geschlossenen Bunde bereits wieder zurückgezogen, was dessen ganzes Fortbestehen sehr problematisch machte. Als später beigetretener Bundesgenosse wollte indessen Lübeck doch streng seinen Verpflichtungen nachkommen, und so wurde die vorzunehmende Wahl eines Abgeordneten zum Volkshause gesetzlich ausgeschrieben. Der Senat entsendete zum Fürstenhause aus seiner Mitte den Senator Roek; die Wahlmänner des Freistaats ernannten zu ihrem Abgeordneten den Besitzer der travemünder Badeanstalt, H. Behrens. Was man nicht vermuthet hatte, geschah. Behrens lehnte die Wahl ab. Man mußte, da die angeführten Gründe eine Ablehnung rechtfertigten, zu einer Neuwahl schreiten. Bei dieser ging mit ansehnlicher Stimmenmehrheit aus der Wahlurne der Name des von seiner Partei gefeierten ehemaligen Reichsministers und gewesenen ersten Präsidenten der deutschen Nationalversammlung, H. von Gagern, hervor.

Auch Gagern lehnte ab, nicht, weil er Vertreter Lübecks zu sein Bedenken trug, sondern weil er die Annahme einer andern Wahl bereits zugesichert hatte. Es war wirklich Noth in Lübecks Mauern um einen Mann des Vertrauens; denn ein solcher sollte und mußte es ja doch sein, vorausgesetzt, daß auf dem erfurter Reichstage etwas erzielt werden sollte. Nach längerm Berathen fanden die zum dritten male einberufenen Wahlmänner diesen Mann in einem geborenen Lübecker, dem Dr. jur. Krüger, welcher das Amt eines Staatsanwalts bekleidete. Krüger nahm, was man bereits wußte, die Wahl an; bevor aber der spät Gewählte seine Mission noch antrat, hatten sich die Dinge schon so gestaltet, daß Lübecks Repräsentant gern hätte zu Hause bleiben können. Etwa 14 Tage nach seiner Abreise gab es keinen erfurter Reichstag mehr, und die Union eilte ihrem Zerfall entgegen. Lübecks Bürger grämten sich darum wenig. Außer den rein städtischen Angelegenheiten, in denen ja große Veränderungen bevorstanden, war Lübecks Augenmerk ganz wo anderswohin gerichtet.

Die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten fingen an sich aufs neue zu verwickeln, da alle von Seiten der Herzogthümer gemachten Vorschläge an dem harten Sinn der Dänen, die freilich schon längst wissen mochten, welche Unterstützung ihrer gewiß war, scheiterten. Eine Verlängerung des im vergangenen Jahre zu Berlin abgeschlossenen Waffenstillstandes hielt man zwar für möglich, nicht aber für wahrscheinlich. Außerdem war es ja sehr die Frage, ob Schleswig-Holstein, dessen Statthalterschaft den Waffenstillstand vom 10. Juli 1849 niemals anerkannt, das sich im Interesse des Weltfriedens nur gefügt hatte, einstweilen die Waffen ruhen zu lassen, es jetzt noch für zweckmäßig erachten würde, diese schlaffe Politik weiter zu befolgen. Gleich Dänemark stand es gerüstet da, besaß ein gut geschultes, kampfmuthiges Heer, und hatte sich einen Führer erkoren, der einen geachteten Namen besaß.

War sonach der Norden Deutschlands auf Alles, selbst auf den baldigen Wiederausbruch des Kriegs gefaßt, so konnte doch Niemand die Wendung voraussehen, welche jetzt Preußen in der großen Angelegenheit unternahm. Nach Dem, was Preußen für die Herzogthümer gethan hatte, mußte ein einfacher Friedensschluß dieses Staats mit der Krone Dänemark mehr als unangenehm überraschen. Er überraschte auch wirklich, dieser Friedensschluß vom 2. Juli 1850, welcher die Herzogthümer ihren erbitterten Feinden bloßstellte. Wie Schleswig-Holstein hierüber urtheilte, verkündete alsbald der Welt das Manifest der Statthalterschaft. Dieses Actenstück, so eindringlich es auch geschrieben war, predigte freilich tauben Ohren, denn Schleswig-Holstein sollte sich entweder ohne Weiteres dem Willen der Großmächte fügen, oder in ungleichem Kampfe untergehen. Man hatte vielleicht nicht erwartet, daß der zähe angelsächsische Charakter es wagen werde, nochmals das Glück der Waffen zu versuchen; wol aber war die Diplomatie so vorsichtig gewesen, ihre Vorposten bis in das Heer der Schleswig-Holsteiner vorzuschieben. Die nächsten Ereignisse sollten dies deutlich genug beweisen.

Um die Mitte Juli, sobald die Statthalterschaft sichere Kunde erhalten, daß die Dänen die Königsau überschritten und, gegen Süden herabziehend, die bedeutendsten Orte an der Küste besetzt hatten, ging das schleswig-holsteinische Heer über die Eider und rückte bis an die Schlei vor. Es mußte überraschen, daß der Marsch nach dem Norden ziemlich langsam angetreten ward, noch mehr, daß man nicht an eine starke Befestigung der Schlei, besonders des wichtigsten Punktes bei Missunde dachte. Nicht weniger Kopfschütteln erregte bei Allen des Landes Kundigen die gänzliche Preisgebung der Ostseeküste nicht allein Schleswigs, sondern auch Holsteins, die einem Anfall der Dänen zuerst ausgesetzt sein mußten, sobald es zu offenem Kampfe kam.

So geschah denn das Unvermeidliche und Naheliegende. Die Insel Femarn ward schon am 17. Juli durch ein kleines dänisches Geschwader angegriffen und trotz des von Heiligenhafen aus gegen die dänischen Schiffe und Landungstruppen eröffneten Feuers einer sehr schwachen schleswig-holsteinischen Besatzung, ohne Widerstand, ohne Blutvergießen occupirt. Zwar wollte man den Verlust dieser zu Schleswig gehörenden Insel nicht sehr hoch anschlagen, allein die ganze Lage derselben, die sie zum Schlüssel des östlichen Holstein macht, und die nächstfolgenden Ereignisse straften diese Kurzsichtigen Lügen. Der Verlust Femarns war ein harter Schlag für Schleswig-Holstein. Er bereitete den 21. Juli vor, der wieder zu jenen traurigen Verwickelungen führte, bei denen Lübeck eine so unangenehme Rolle zu spielen vom Schicksal ausersehen war.

Obwol Holstein als deutsches Bundesland von Dänemark bei dem sich erneuernden Kampfe nicht angegriffen werden durfte oder sollte, eine Landung der Dänen also wenigstens nicht zu den ganz nahe liegenden Dingen gehörte, mußten die Schleswig-Holsteiner doch den Schutz der holsteinischen Küsten sich nach Kräften angelegen sein lassen. Durch die Occupation Femarns, welche das wichtige Fahrwasser des Femarnsundes ebenfalls unter dänische Herrschaft stellte, war dies doppelt nöthig. Neustadt an der lübischen Bucht war schon früher befestigt worden. Jetzt hatte man einige Kanonenboote dort stationirt, und besonders das kleine, nur wenig Wassertiefe brauchende Dampfkanonenboot „Von der Tann" gleichsam als Wächter in diese Gewässer beordert. Lange vor dem Wiederbeginn des Kriegs erschienen häufig dänische Kriegsschiffe in dieser Meeresbucht, bald einzeln, bald in Gesellschaft eines oder mehrer Kriegsdampfer. Als die Feindseligkeiten aufs neue begannen und das eroberte Femarn den Dänen die beste Gelegenheit verschaffte, eine kleine Flottille an den Küsten dieser Insel zu sammeln, ward die lübische Bucht ununterbrochen von dänischen Kriegsfahrzeugen umschwärmt. Ihrer ganzen Beschaffenheit nach konnte sie unter Umständen eine untergeordnete Basis für zukünftige Kriegsoperationen abgeben.

Dieser Fall trat in einem gewissen Sinne früher ein, als es irgend Jemand

vermuthete noch erwarten konnte. Lübeck war durch den Berliner Friedensschluß mit allen übrigen Staaten des Deutschen Bundes, obwol dieser damals noch nicht förmlich wieder aufgerichtet worden, in eine friedliche Stellung zu Dänemark gekommen. Der Krieg der Herzogthümer mit den Dänen konnte für Lübecks Politik nicht maßgebend sein. Der kleine machtlose Freistaat an der Trave, mehr wie jedes andere Glied des Deutschen Bundes von Dänemark bedroht, falls es abermals zwischen diesem Inselreiche und Deutschland zum Kriege gekommen wäre, mußte in Aufrechthaltung strengster Neutralität nach beiden Seiten hin die einzig richtige Politik finden, die er in so schwieriger Lage befolgen konnte. Da wurden am Morgen des 21. Juli die Bewohner Travemündes durch nahen Kanonendonner aufgeschreckt. Auf der Bucht, einige Seemeilen vom Lande entfernt, sah man mehre Segel, diese mit fliegendem Danebrog, ein einziges kleines Dampfkanonenboot mit dem schwarz-roth-goldenen Wimpel geziert. Es war der „Von der Tann", der sich in keckem Übermuth hinausgewagt hatte aufs offene Meer, von den wachsamen Dänen bemerkt worden war und sofort einen Angriff erlitt. Das kleine Dampfschiff vertheidigte sich tapfer gegen den viel stärkern Feind, mußte sich aber, um nicht in dessen Gewalt zu fallen, zurückziehen. Neustadt zu erreichen, war unmöglich; denn schon zeigten sich in der Ferne andere dänische Kriegsschiffe, die ihm den Rückweg dahin abschnitten und es zwischen zwei Feuer gebracht haben würden, hätte es denselben gewaltsam erzwingen wollen. In seiner Bedrängniß zog der Commandeur des schleswig-holsteinischen Kanonenboots vor, nach der Mündung der Trave zu steuern, immer verfolgt vom Feinde und stets Schüsse mit diesem wechselnd. Vor der Mündung des Flusses, auf der sogenannten kleinen Rhede, bis wohin ihm die jagenden Dänen nicht folgten, warf das kleine Kriegsschiff Anker, ruhte einige Zeit, lichtete dann den Anker wieder und segelte eine Strecke landwärts. Später setzte es ein Boot aus, um bei Travemünde anzulegen und den dortigen Stadthauptmann zu fragen: ob derselbe wol gestatten wolle, daß das schleswig-holsteinische Schraubendampfboot „Von der Tann" einige Zeit an der Stelle, wo es Anker geworfen habe, liegen bleiben dürfe? Die Antwort lautete bejahend; nur ward selbstverständlich die Bedingung hinzugefügt, daß sich dasselbe jeder Feindseligkeit während dieser Zeit zu enthalten habe.

Ein Angriff dänischerseits auf den „Von der Tann" da, wo er ankerte, lag außer aller Wahrscheinlichkeit. Der bloße Versuch würde eine Verletzung neutralen Gebiets gewesen sein, zu welchem das lübische Fahrwasser unbestritten gehörte. Auch war ein solches Manoeuvre gar nicht nöthig. Der Däne hatte es nicht eilig. Er konnte recht gern warten; denn je länger das geflüchtete Schraubendampfschiff ruhig liegen blieb, desto mehr Zeit gewann er, um Succurs heranzuziehen und den Feind rettungslos von Neustadt abzuschneiden. Daß sein Plan dahin ging, verriethen die Signale, die er gab, und das Auftauchen neuer Segel am Horizont des weiten Meeresbeckens.

Während draußen auf der Bucht die Dänen Wache hielten, steuerte ein kleines Handelsschiff, eine Jacht, unter dänischer Flagge auf die Mündung der Trave zu. Es lag zu Tage, daß dieses Fahrzeug nach Travemünde oder Lübeck bestimmt sein mußte, und daß es unsern der Küste an keine ihm drohende Gefahr dachte. Kaum sah der Commandeur des „Von der Tann" den Danebrog an der Gaffel des kleinen Kauffahrers, als er die Anker zu lichten befahl, dem harmlos heransegelnden Schifflein entgegendampfte und es als gute Prise ins Schlepptau nahm. Mit dieser leicht gewonnenen Beute kehrte das schleswig-holsteinische Dampfkanonenboot zurück, und der Führer desselben begehrte jetzt vom Stadthauptmann in Travemünde, derselbe möge ihm gestatten, die soeben gemachte Prise im travemünder Hafen zu bergen!

Jeder Unparteiische wird zugeben müssen, daß dies eine Zumuthung war, auf die man so ohne Weiteres nicht eingehen konnte. Der Lootsencommandeur, ein sehr alter, erfahrener Seemann, der alle Manoeuvres des „Von der Tann" genau verfolgt

hatte, bemerkte, er fände das ganze Verhalten des Commandeurs genannten Schiffs nicht in der Ordnung, denn derselbe habe das dänische, nach Lübeck bestimmte Handelsschiff nach seinem Dafürhalten auf lübischem Fahrwasser, mithin auf neutralem Gebiet weggenommen. Diese Willkürhandlung könne zu schlimmen Verwickelungen und zu Repressalien seitens der Dänen führen. Auch der Stadthauptmann war gleicher Meinung, erklärte zwar dem schleswig-holsteinischen Kanonenboote das ruhige Liegenbleiben zur Zeit gestatten zu wollen, fügte aber hinzu, daß er nach dem eben Vorgefallenen sich genöthigt sehe, Verhaltungsmaßregeln vom lübecker Senat einholen zu müssen. Auf diese Auseinandersetzung gab der Commandeur des „Von der Tann" die Prise wieder frei, die sofort ihre Weiterreise nach Lübeck antrat; das Dampfkanonenboot aber blieb nach wie vor auf lübischem Fahrwasser vor Anker liegen.

In Lübeck machte die Nachricht von dem Vorgefallenen nicht geringe Sensation. Der Senat war eben in Pleno versammelt, als die Meldung aus Travemünde eintraf. Der Vorfall war an sich ein ganz eigenthümlicher, der sich von verschiedenen Gesichtspunkten auffassen und beurtheilen ließ. Er ward durch die Lage, in welche einestheils Schleswig-Holstein durch das Benehmen der europäischen Großmächte gedrängt worden war, und in der anderntheils Lübeck sich befand, noch eigenthümlicher. Lübecks Senat glaubte daher sowol seinen eigenen Staatsangehörigen wie der Mannschaft des in Bedrängniß gerathenen Dampfkanonenboots am ehesten gerecht werden zu können, wenn es sich an den Buchstaben der Seegesetze hielt und den Fall diesen gemäß entschied. In diesem Sinne instruirt, verließen die Commissare des Senats Lübeck und eilten nach Travemünde. Lange vor ihnen waren schon Hunderte aus Lübeck in dem Seehafenorte eingetroffen, um sich mit eigenen Augen von der Sachlage zu überzeugen und zu sehen, wie der Commandeur des „Von der Tann" sich mit seiner Mannschaft aus der merkwürdigen Affaire ziehen werde.

Nachdem die Senatscommission mit dem Commandanten des „Von der Tann" gesprochen und die Sachlage geprüft hatten, wurde diesem das Verbleiben im Hafen mit seiner Mannschaft unter der Bedingung gestattet, daß der „Von der Tann" in dieser Zeit desarmirt werde und hanseatische Besatzung annehme. Capitänlieutenant Lange glaubte sich einer solchen Bedingung nicht unterwerfen zu können, weshalb er vorzog, den Hafen zu verlassen und sich in nicht sehr großer Entfernung vom Brothener Ufer, etwa gegenüber dem sogenannten Tempel, vor Anker zu legen. Die Wahl dieses Ankerplatzes war in jeder Hinsicht zu billigen. Hier lag das verfolgte Schiff dem neutralen lübecker Gebiet nahe und hatte mithin einen feindlichen Angriff nicht zu besorgen; zugleich war in dieser Küstengegend das Fahrwasser zu seicht für größere Schiffe, während das nur geringen Tiefgang habende schleswig-holsteinische Kanonenboot über alle, andern Schiffen gefährlich werdende Untiefen leicht hinwegschlüpfen konnte. Hätte Capitänlieutenant Lange Tage lang hier liegen bleiben wollen, so würde es der lübecker Behörde nicht in den Sinn gekommen sein, ihm dies zu verwehren. Er zog aber vor, es nicht zu thun. Als die Nacht anbrach, eine helle nordische Sommernacht, ging der „Von der Tann" wieder in See, um den Hafen von Neustadt zu erreichen. Größerer Sicherheit wegen hatten die Anwohner der holsteinischen Küste ihre Häuser erleuchtet. Ein holsteinischer Lootse führte das Steuer. Denn der „Von der Tann" beabsichtigte hart an der Küste hinzusegeln, um den auflauernden Dänen nicht in die Hände zu fallen.

Das Schicksal wollte es anders. Obwol ein feiner weißlicher Nebel sich gegen 11 Uhr Nachts über die stille Bucht legte, hatten die kreuzenden Kriegsschiffe der Dänen den Abgang des feindlichen Kanonenboots doch bemerkt. Sie näherten sich demselben von drei Seiten und nahmen es in ein Kreuzfeuer. Die Schleswig-Holsteiner vertheidigten sich tapfer und fügten dem sie verfolgenden Feinde nicht unbeträchtlichen Schaden zu. Spätere dänische Berichte gaben die Zahl der Getödteten selbst auf fünf Personen an. Die Wände und Takelage ihrer Schiffe waren von den gut gezielten Kugeln der Schleswig-Holsteiner übel zugerichtet. Dagegen

in den Rumpf des „Von der Tann" nur eine Kugel ein; verwundet oder getödtet ward von der ganzen Besatzung nicht ein einziger Mann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das kleine Kriegsfahrzeug trotz der Hetzjagd der Dänen und trotz des furchtbaren Kreuzfeuers, mit dem man es anderthalb Stunden lang überschüttete, doch unverletzt den Hafen von Neustadt erreicht haben würde, hätte die Furcht und Unkenntniß des Lootsen das Schiff nicht auf den Strand gesetzt. Ob es unter dem Kugelregen des Feindes wieder flott zu machen gewesen wäre, wie man später behauptete, ist eine Frage, die hier nicht beantwortet werden kann. Der Commandant des Schiffs glaubte, das Boot sei verloren. Er selbst mochte aus naheliegenden Gründen — er hatte früher in der dänischen Marine gedient — dem Feinde nicht als Gefangener in die Hände fallen. Ebenso wenig wollte er den Dänen den Triumph gönnen, ihnen ein wohl ausgerüstetes Kriegsschiff als gute Prise zu überlassen. So griff er denn zu dem letzten ihm zu Gebote stehenden Mittel. Er barg die werthvollsten Gegenstände, rettete die Mannschaft, und sprengte eine Viertelstunde von der Küste, in der Nähe Oevelgönnes, das Dampfkanonenboot früh zwischen 1 und 2 Uhr in die Luft.

Das Verhalten des lübecker Senats bei dieser Affaire ist von der gesammten deutschen Presse nicht nur schwer getadelt, sondern schlechthin als verwerflich verdammt worden. Man warf Lübeck bodenlosen Egoismus, größte Hetzlosigkeit vor, und wollte in dem Verfahren des Senats eine Immoralität erblicken, die in der Geschichte nirgends ihres Gleichen finden sollte. Nach unserm Dafürhalten that man dem lübecker Senate in jeder Hinsicht großes Unrecht. Die damalige politische Aufregung, die Leidenschaft, die in fast allen Dingen die Vernunft gefangen nahm, entschuldigt freilich einigermaßen jene harten Urtheile; daß aber selbst hochgebildete Männer über das Verhalten einer Regierung in einer Angelegenheit, die ihnen nicht einmal in ihrem Verlaufe oberflächlich bekannt war, schonungslos den Stab brachen, mußte mindestens überraschen. Heutzutage werden auch diese *Männer, die* damals nicht blos den lübecker Senat, sondern alle Lübecker insgemein mit Schimpf und Hohn überschütteten, wahrscheinlich anders denken und sich selbst großer Übereilung zeihen. Bei ruhiger Beurtheilung des allerdings höchst eigenthümlichen Falls konnte Lübeck durchaus nicht anders handeln, als es handelte. Hätte es die Kaperei des Capitänlieutenant Lange auf seinem eigenen Gewässer gutgeheißen; hätte es diesen ruhig seine Prise in den Hafen von Travemünde führen lassen und sein Schiff in Schutz genommen: so würde Dänemark in einem solchen Verfahren mit Fug und Recht eine geflissentliche Verletzung der Neutralität haben erblicken müssen. Repressalien, zu denen selbst ein Angriff auf das beschützte schleswig-holsteinische Kanonenboot im Hafen von Travemünde gehören konnte, wären kaum ausgeblieben. Auf der andern Seite hätte Lübeck das Kapern von Handelsschiffen dadurch, daß es einmal das Auge zudrückte, für die ganze Dauer des Kriegs auf seinem Fahrwasser zugegeben, was denn zu einem fortwährenden kleinen Seekriege auf der lübischen Bucht geführt haben würde.

Man konnte das Factum selbst beklagen, weil es in der That beklagenswerth war; allein Lübeck traf deshalb keine Schuld. Die unselige deutsche Zerrissenheit, die bedauernswerthe Ohnmacht des Deutschen Bundes, die jammervolle Lage, in der schon damals die kaum geborene deutsche Flotte sich befand, waren verantwortlich zu machen für das Verhalten Lübecks. War der Commandant des „Von der Tann" ein leicht reizbarer, zu extremen Entschlüssen geneigter Mann, so konnte es ihm Niemand wehren, wenn er sich den verweigerten Schutz mit Waffengewalt erzwang. Die Schanzen am Strande von Travemünde waren unbewehrt, die wenigen nach dem Hafenorte beorderten Hanseaten konnten die Schleswig-Holsteiner an einer Landung nicht hindern. Aber just, daß Travemünde jedem feindlichen Angriff preisgegeben lag, mußte den Senat veranlassen, dasselbe zu schützen und alle Demonstrationen, die eine feindselige Auslegung finden konnten, zu vermeiden.

Man beschuldigte seit der Sprengung des „Von der Tann" die Lübecker dä-

nenfreundlicher Gesinnung. Diese Beschuldigung war ein großes Unrecht, das man der Bevölkerung des Freistaats zufügte. O ja, es gab und gibt noch heute eine recht ansehnliche Zahl Dänenfreunde in Lübeck; daß aber diese Zahl daselbst größer sei als an andern Orten im Norden wie im Süden unsers politisch zerrissenen Vaterlandes, bestreiten wir auf das entschiedenste. Die Stadt und ihre wackern Bewohner haben ihre deutsche Gesinnung hinlänglich documentirt durch die Theilnahme, welche sie fortwährend dem Geschick Schleswig-Holsteins schenkten. Während man in Deutschland Hohn und Schmach auf Lübeck schleuderte, sammelten hier patriotisch gesinnte Männer Tausende zur Unterstützung der bedrängten Nachbarn, und Lübecks Frauen und Jungfrauen blieben nicht hinter ihren übrigen deutschen Schwestern zurück im Geben und Wirken zum Besten der Verwundeten. Und als im Winter die Gefangenen aus Kopenhagen ausgeliefert wurden und durch Lübeck in ihr Heimatland zogen, fanden diese bedauernswerthen jungen Männer in Lübecks Mauern, bei Lübecks Bürgern eine Aufnahme, die unzweideutig darthat, daß deutscher Sinn und deutsche Ehre den Bewohnern dieser Stadt nicht fremd sind, niemals fremd werden können.

Schwerlich hat die unselige Wendung des schleswig-holsteinischen Kampfes in andern Städten Deutschlands die Gemüther mit größerer Betrübniß erfüllt als in Lübeck, wenn man auch hier nicht so laut darüber verhandelte. Im Stillen suchte man die Wunden, an denen deutsche Brüder bluteten, nach Kräften zu heilen. Geflüchtete und vertriebene Schleswiger fanden in Lübeck stets gastliche Aufnahme. In den Gang der deutschen und europäischen Politik einzugreifen war freilich dem schwachen Staate nicht gestattet. Die Republik mußte schon zufrieden sein, wenn es ihr gelang, an sie gestellte Foderungen, sobald eine Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit darin erblickt werden konnte, klug und fest zurückzuweisen. Und dies hat sie — dank der Umsicht und Vorsicht ihrer Leiter — besser durchzuführen verstanden als mancher andere Staat, der größere Mittel und eine stärkere Hand besaß.

Obwol man auf Preußens politische Schritte vollends keine Hoffnungen für ein Erstarken Deutschlands seit dem Aufgeben der Union und dem Friedensschluß mit Dänemark mehr bauen konnte, zeigte sich doch stets eine liebe- und vertrauensvolle Hinneigung zu diesem Staate in Lübeck. Die Mobilmachung des preußischen Heeres im Herbst 1850 versetzte die große Mehrzahl aller Lübecker in die höchste Spannung. Niemand glaubte, daß so große Anstrengungen in die Punctationen von Olmütz ausgehen würden, die nun freilich Östreichs Einfluß in den deutschen Angelegenheiten sichern mußten. Man sah jetzt wol voraus, daß Holstein der Politik Dänemarks und der Großmächte völlig erliegen müsse, und daß östreichische Truppen zur Durchführung dieser Politik die Elbe überschreiten und bis an die Eider und Ostsee ihre Vedetten vorschieben würden.

Seit den bösen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs hatten die Anwohner der Ostseegestade keine „Kaiserlichen" mehr gesehen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir bekennen, daß der Ruf, welcher den östreichischen Truppen voranging, nicht fein war, und daß man schon aus diesem Grunde durchaus kein Verlangen trug, nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen. Die vielen Beispiele soldatischen Übermuths, wol auch soldatischer Rache während der Feldzüge in Italien und Ungarn, obwol sie entstellt oder übertrieben der Welt wiedererzählt sein mochten, hatten doch etwas Erschreckendes für eine Bevölkerung, die an humane Krieger ganz andere Ansprüche machte, auch an andere Behandlung gewöhnt war. Und jetzt sollten diese so arg geschilderten Krieger, halb als Executions-, halb als Pacificationstruppen in Holstein einrücken, sollten das Herzogthum Lauenburg, vielleicht auch das Gebiet der Stadt Lübeck besetzen! In der That, es gehörte ein nicht geringer Grad von Selbstbeherrschung dazu, um die lübischen Bürger mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Sie sträubten sich dagegen so lange, bis die ersten östreichischen Offiziere als Unterhändler eintrafen, und eines schönen Morgens der Bauern-

vogt von Ruſſe (einer lübeckiſchen Enclave im Herzogthum Lauenburg) wirklich die Anzeige beim Senat machte, daß eine ſtarke Abtheilung kaiſerlicher Truppen in das Dorf eingerückt ſei und daſelbſt Quartiere bezogen hätte.

So wenig Freude irgend Jemand in Lübeck an dieſem militäriſchen Beſuche hatte, ſo begierig war doch Jedermann, die Kaiſerlichen zu ſehen. Als ſie endlich Anfang Februar 1851 ihren Einzug in die alte Stadt hielten, wimmelten die Straßen von Menſchen, und die bei den Öſtreichern übliche Sitte, unmittelbar nach einem beendigten Marſche zuerſt ein Gebet zu ſprechen, machte offenbar auf die verſammelte Menge einen eigenthümlichen Eindruck.

Das Regiment Erzherzog Albrecht, aus lauter Lombarden beſtehend, die wol größtentheils ſogenannte „Aſſentirte" ſein mochten, bezog zugleich mit einer Abtheilung Kaiſer-Jäger Quartiere in der Stadt Lübeck. Ein Vorpoſten ward wenige Tage nach erfolgtem Einmarſche bis nach Travemünde vorgeſchoben, ſodaß Öſtreich mit Recht ſagen konnte, es tränke ſeine Pferde in der Adria wie in der Oſtſee. Etwa acht Tage ſpäter erſchien der Feldmarſchallieutenant Erzherzog Leopold in Lübeck, eine hohe, ſchlanke Jünglingsgeſtalt, mit unverkennbaren habsburgiſchen Zügen. Von dieſem Tage an hatten Lübecks Bewohner Gelegenheit, mehrmals großartige Kirchenparade und katholiſchen Gottesdienſt in den gewaltigen Räumen des alten Doms zu ſehen, ein Schauſpiel, das nur Wenigen behagte.

Es zeigte ſich indeſſen ſehr bald, daß ſowol Quartiergeber wie Einquartierte ganz falſche Vorſtellungen voneinander gehabt hatten, was zu einem recht traulichen Verhältniſſe beider Theile den erſten Anlaß gab. Die Lombarden beſonders, ſo gering ihre Kenntniß der deutſchen Sprache auch war, fühlten ſich in kurzer Zeit heimiſch in Lübeck, und den Bürgern der Stadt machte es Vergnügen, ſich als freie, freiſinnige und freigebige Reichsbürger zeigen zu können. Die aus ſo weiter Ferne in den nebelreichen Norden heraufgekommenen Söhne der herrlichen lombardiſchen Ebene geſtanden unaufgefodert, daß ſie einen ganz falſchen Begriff von den *Proteſtanten* gehabt hätten, und dieſe gaben ihrerſeits wieder zu, daß die freundlichen, gelenken Italiener ganz und gar nicht wie Menſchenfreſſer ausſähen, wofür ſie zu halten Viele vor deren Einzuge in Lübeck geneigt geweſen waren.

Außer unbedeutenden Reibungen kam es zu keinem Exceſſe während der fünfwöchentlichen Dauer dieſer Einquartierung. Eher ſchien das Verhältniß zwiſchen Bürgern und Lombarden ein zu freundliches zu werden, was wol Veranlaſſung zu dem ſo frühen Abzuge der kaiſerlichen Beſatzung aus dem alten Hanſaſitze geben mochte. War man im Allgemeinen auch froh, daß die ungebetenen Gäſte bald wieder ſüdwärts zogen, ſo ſah man ſie doch nicht mit ſo gleichgültigen Augen ſcheiden, als man ſie begrüßt hatte.

Die Zeit ſeit dem Jahre 1851.

Mit dieſer Epiſode ſchloß für Lübeck die eigentliche Betheiligung an den allgemeinen deutſchen Zuſtänden. Schleswig-Holſtein war pacificirt; die ſtattliche Armee der Herzogthümer war entlaſſen; die Krüppel derſelben bettelten und trauerten; die mit geſunden Gliedmaßen aus dem Kampfe Heimgekehrten wanderten von Ort zu Ort und ſuchten Arbeit. Der in Angriff genommene Bau der Lübeck-Büchener Eiſenbahn bot Vielen dieſer Beklagenswerthen ein Unterkommen. Bald wimmelte es auf der ganzen Bahnſtrecke von ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Soldaten, die zwar nicht mehr den militäriſchen Rock, wol aber einige Überbleibſel ihrer Uniform trugen.

Der Wiederherſtellung des Bundestags, wozu Lübeck als ein Theil des Bundes ebenſo bereitwillig ſeine Zuſtimmung gab, wie in den letztvergangenen Jahren zu allen von Frankfurt ausgehenden politiſchen Neuerungen, folgte nun auch in Lübeck jene Erſchlaffung, jener Überdruß an allen politiſchen Dingen, die ſeitdem wieder aller Deutſchen ſich bemächtigt hatten. Es kann jedoch damit nicht behauptet werden, daß dieſes eilige Zurückgehen auf die vormärzlichen Zuſtände in Lübeck gern geſehen worden ſei. Dem kleinen Freiſtaate, deſſen Connex mit dem Innern von

Deutschland niemals ein sonderlich enger und inniger gewesen, ward freilich von den Maßregeln der Reaction in seiner staatlichen Existenz wenig berührt. Was er sich in der Zeit der Aufregung selbst gegeben hatte, besaß er noch. Es war bis dahin Niemand in den Sinn gekommen, ihm dieses Selbsterrungene anzutasten und es als nicht mehr zeitgemäß zu bezeichnen. In Bezug auf Unwesentliches, auf äußerliche Kleinigkeiten mußte sich wol auch Lübeck dem Ganzen fügen. Die schwarz-roth-goldene Fahne, die seit den Märztagen auf dem Balcon des alten malerischen Rathhauses wehte, war bereits entfernt worden. Sie verlor sich eines Nachts, während die pacificirenden Östreicher für die Ruhe der alten Hansestadt Sorge trugen. Jetzt kamen die anstößigen „Grundrechte des deutschen Volks" daran, die im Jahre 1848 als auch für Lübeck gültig laut verkündigt worden waren. Man schaffte sie mit kurzen Worten ab, da der Bundestag zu Frankfurt deren Abschaffung für nöthig erachtet hatte. Einige Paragraphen daraus, welche gewissermaßen stillschweigend durch den Usus Gesetzeskraft erlangt und Ursache zu nicht ganz unwesentlichen Änderungen im städtischen Verkehrsleben geworden waren, machten manchen Leuten viel Sorge, und veranlaßten deshalb auch mehrfache längere Berathungen in den Bürgerschaftssitzungen. Darunter gehörte die Judenfrage.

In frühern Zeiten wohnten viele Juden in Lübeck, wo sie sich in gewohnter Weise durch Handel und Schacher nährten. Später entledigte man sich ihrer, weil man sie unbequem fand, und schickte sie gleichsam in die Verbannung. Das Dorf Moisling, drei Viertelstunden von der Stadt gelegen, ward ihnen zum alleinigen Aufenthaltsort im Staate Lübeck angewiesen. Dort wohnten sie seitdem ungestört, kamen zur Stadt und trieben darin Handel in gewohnter Weise. Nur Einigen war es gelungen, ihr Domicil innerhalb der Stadt zu behalten. Durch Einführung der Grundrechte ward manchem wohlhabenden Israeliten Gelegenheit gegeben, das Bürgerrecht in Lübeck zu erwerben, und Mehre der Gewandtern verstanden es, selbst Mitglieder der Krämercompagnie, des größten in Lübeck existirenden kaufmännischen Collegiums, zu werden. Viele Krämer sahen dies, die Concurrenz der betriebsamen, speculativen Hebräer fürchtend, nicht gern, konnten es jedoch nicht hindern. Mit Aufhebung der Grundrechte im Allgemeinen und ihrem ganzen Umfange nach glaubten diese Gegner humanen Fortschritts eine Handhabe zu haben, mittels deren sie die ihnen unbequemen israelitischen Handelsleute wieder herausdrängen zu können gedachten. Die Sache kam, wie schon angedeutet, mehrmals vor die Bürgerschaft, fand jedoch nicht hinreichende Unterstützung. Man hütete sich zwar, mehr Juden zuzulassen; die einmal-Aufgenommenen wieder aus den Thoren zu jagen nahm man jedoch Anstand.

Mehr als diese nur vorübergehend die Aufmerksamkeit der lübischen Einwohner fesselnden Fragen beschäftigten alle Classen der Bevölkerung die großen Unternehmungen, von denen Stadt und Staat sich einen neuen Handelsaufschwung versprach. Dazu gehörte außer dem Bau der Eisenbahn, der guten Fortgang nahm, die Correction der Trave sowie die Regulirung und respective Austiefung des Stadtgrabens zu einem zweiten Hafen für Seeschiffe. Beide Unternehmungen fanden, obwol man die Zweckmäßigkeit derselben nicht in Abrede stellen wollte noch konnte, viele Gegner, und es möchte bei unparteiischer Erwägung aller Gründe für und wider die Wagschale sich allerdings fast mehr auf Seiten der Gegner senken.

Die Trave, welche nur wenige Meilen von Lübeck im Holsteinischen entspringt, ist bekanntlich ein kleiner, unscheinbarer Fluß. Zwar legt er auf seinem Laufe bis ins Meer eine ziemliche Anzahl Meilen zurück, da er eine zahllose Menge Krümmungen macht und fast ebenso oft rückwärts wie vorwärts strömt. Bei Oldesloe, etwa vier Stunden oberhalb Lübeck, wird die Trave für Kähne schiffbar, behält aber den Charakter eines kleinen Flusses bei. Selbst, wo sie die Mauern Lübecks berührt, verliert sie diesen Charakter noch nicht, wol aber erhält sie durch den Zufluß der Wakenitz, die im Grunde nichts weiter ist als der Ausfluß des großen

und wasserreichen Ratzeburger Sees, eine bedeutende Tiefe. Dies befähigt sie zur Aufnahme von Seeschiffen und macht Lübeck zu einem Seehafenorte. Obwol nun aber die größten Seeschiffe bis an die Holstenbrücke heraufsegeln können, bleibt doch die Trave auch unterhalb Lübeck ein schmaler, vielgekrümmter Fluß bis zur sogenannten Herrenfähre, ein Übelstand, der von jeher das Aufsegeln erschwerte, es sogar häufig ganz unmöglich machte. Auch konnte bei Begegnungen größerer Schiffe leicht ein Unglück passiren, namentlich bei dicker Nebelluft u. s. w. Eine Verbreiterung des überaus schmalen Fahrwassers der Trave lag also unstreitig im Interesse der Schiffahrt und mußte, hätte man glauben sollen, mit Jubel begrüßt werden. Dennoch blieb der Jubel aus, ja es machte sich sogar unter den Schiffern eine Art Verstimmung bemerkbar.

Eine Erklärung dieser Erscheinung ließ sich nur in der Vergangenheit Lübecks suchen. Die Schiffer behaupteten, als Lübecks Handel noch in größter Blüte gestanden habe, sei die Trave tief und breit genug gewesen, um die Schätze fremder Länder an den Hafen der Stadt heraufgelangen zu lassen; sei dies aber, was Niemand bestreiten könne, wahr, so müsse selbstverständlich auch in der Gegenwart, wo Lübeck als Handelsstadt ungemein verloren habe, das Fahrwasser der Trave für den Schiffsverkehr auf derselben unbedingt ebenfalls genügend sein. Wozu also Hunderttausende für eine an sich unnöthige Verbesserung ausgeben, wozu Schulden machen und zu deren früherer oder späterer Tilgung die Steuerlast der Bürger vergrößern, die ohnehin schon arg genug sei?

Dieses Räsonnement war nicht unverständig. Es lag Wahrheit darin, obwol man es nicht unbedingt gutheißen konnte. Die Trave verlangte unter allen Umständen, daß man ihr Fahrwasser nicht blos untersuche, sondern auch verbessere. Eine Correction des Flusses bis zur Herrenfähre war also ein ebenso nöthiges als dankbares Unternehmen. Theils hatte sich im Laufe der Zeit an einzelnen Stellen mehr Schlamm angesetzt, theils trug der moorige Wiesengrund, den der Fluß durchschneidet, hier und da viel bei zur Erzeugung von Schilf, das der Schiffahrt nicht gerade förderlich zu sein pflegt. Am meisten aber war das schmale, viel gekrümmte und nicht überall hinlänglich tiefe Bett der Trave ein Hinderniß zur Belebung der Dampfschiffahrt, ohne die in neuerer Zeit ein Seehafenort nun einmal nicht bestehen kann. Lübeck war von andern Ostseestädten in Bezug auf den Dampfschiffsverkehr theils schon überflügelt worden, theils mußte es eine solche Überflügelung besorgen, wenn es nicht Vorkehrungen und Einrichtungen traf, welche für die aus Skandinavien und aus dem höhern Norden kommenden Reisenden etwas Anlockendes hatten. Alle Seedampfschiffe mit Ausnahme des kleinen „Malmoe" mußten ihres bedeutenden Tiefgangs wegen in Travemünde anlegen, und dort sowol ihre Ladung löschen, wie auch die mitkommenden Passagiere ans Land setzen. Für Reisende, denen an Zeitersparniß viel gelegen war, mußte dies ungemein störend sein. Die lübeck-petersburger Dampfschiffahrtsgesellschaft sollte dies auch sehr schmerzlich empfinden; denn während in frühern Jahren, als Stettin weder eine directe Dampfschiffahrtsverbindung mit Rußland unterhielt noch durch einen Schienenweg mit der Hauptstadt Preußens direct verbunden war, jedes von Petersburg nach Lübeck kommende Dampfschiff regelmäßig weit über 100 Passagiere an Bord hatte, brachten diese Schiffe in den letzten Jahren selten mehr als 20—30 Reisende von dort. Die Zahl der in Travemünde nach dem Norden sich Einschiffenden war noch geringer. Als Hauptgrund dieses so fühlbar gesunkenen Verkehrs ward allgemein der Übelstand genannt, daß die tiefgehenden Seedampfschiffe statt am Quai von Lübeck im travemünder Hafen anlegten, was die Reisenden nöthigte, erst wieder Wagen zu miethen und einen fast zweistündigen Landweg zurückzulegen, bevor sie an Ort und Stelle gelangen konnten.

Diesem empfindlichen Übelstande, welcher dem Handelsverkehre Lübecks bedeutende Wunden zu schlagen drohte, mußte abgeholfen werden, und da gab es denn durchaus kein anderes Mittel, als das Flußbett der Trave von der Herrenfähre auf-

wärts theils auszutiefen, theils breiter zu machen. Nur aus diesen Beweggründen entschloß man sich zur Correction des genannten Flusses. Die zu einem solchen Unternehmen erfoderlichen Geldmittel waren allerdings sehr bedeutend, sie wurden jedoch von Seiten der Bürgerschaft, die wol begriff, um was es sich handelte, gern bewilligt. Die Trave ward demnach von Lübeck abwärts überall gleichmäßig so tief ausgebaggert, daß sie allerorten 14 Fuß Fahrwassertiefe erhielt. Zugleich erweiterte und verbreitete man den Strom dergestalt, daß er an der Oberfläche überall 200, in der Tiefe mindestens 80 Fuß Breite maß. Damit wurde für das Vorbeisegeln größerer Fahrzeuge sowie für einander begegnende Dampfer eine mindestens ausreichende Breite erzielt. Auch stumpfte man, wo es nöthig war, die scharfen Ecken ab und verminderte dadurch die starken, der Schiffahrt bisweilen hinderlichen Krümmungen. Bei der Herrenfähre, wo die große von Lübeck nach Travemünde führende Chaussee, eine sehr belebte Straße, da sie der Hauptweg nach dem überseeischen Skandinavien ist, die Trave kreuzt, macht der Fluß eine sehr scharfe Wendung, bevor er sich zum seeartigen „Brettling" und „Schlutuper Wieck" erweitert. Gerade dieser Punkt bereitete zu Berg fahrenden Segelschiffen fast bei jeder Richtung des Windes Schwierigkeiten und nöthigte sie nicht selten, länger als es ihnen lieb war, hier liegen bleiben zu müssen. Die Vermittelung eines Schleppdampfschiffs konnte der sehr beträchtlichen Kosten wegen nicht jeder Schiffer beanspruchen. Mit bloßer Abstumpfung scharfer vorspringender Ecken und Erdkanten war hier nicht geholfen; man mußte radicalere Mittel in Anwendung bringen, und entschloß sich deshalb zu einer Durchstechung der breiten Erdzunge, welche die tiefern Gewässer der Salztrave, wie man ihres brackigen Wassers wegen die buchtartige Erweiterung des Stroms gewöhnlich nennt, von dem sumpfigen Fahrwasser oberhalb der Herrenfähre scheidet.

Terrainschwierigkeiten waren mit diesem Durchstiche nicht verbunden, da nur aufgeschwemmtes, sandiges Geestland zu durchgraben war. Die Arbeiten hatten deshalb auch so guten Fortgang, daß schon im Jahre 1851 die neu ausgegrabene Wasserstraße dem Verkehr übergeben werden konnte. Dieselbe erhielt durch Ausbaggerung die für die ganze Stromlänge bestimmte Tiefe des Fahrwassers mit der oben angegebenen Breite am Grunde wie an der Oberfläche. Auf Baggerung wurde im Allgemeinen die größte Sorgfalt verwendet. Um dieselbe in großem Maßstabe und an vielen Stellen zugleich betreiben zu können, erbaute die Stadt einen ganz neuen Dampfbagger von 40 Pferdekraft, dessen auf zwei Schlitten in Bewegung gesetzten 60 Eimer binnen 14 Stunden zwischen 400 und 500 Schachtruthen (die Schachtruthe zu 144 Kubikfuß gerechnet) Erde u. s. w. ausbaggern konnten. Dieser neue Bagger war vorzugsweise bestimmt, das Fahrwasser auf der Plate von Travemünde mehr auszutiefen, wo bei niedrigem, durch anhaltende Süd- und Südwestwinde hervorgerufenen Wasserstande tiefgehende Schiffe noch immer häufig mit Schwierigkeiten beim Einlaufen in den Strom zu kämpfen hatten. Außer diesem waren noch ein älterer Dampfbagger und mehre Handbaggermaschinen auf verschiedenen Punkten des Stroms sowol oberhalb wie unterhalb der Herrenfähre in fortwährender Thätigkeit.

Das Fahrwasser von Travemünde nach Lübeck gewann durch diese in großem Stile betriebenen Verbesserungen im und am Strombette außerordentlich. Schon Anfang des Jahres 1852 konnten schwer befrachtete Seeschiffe, ohne in Travemünde einen Theil ihrer Ladung löschen zu müssen, bis an die Stadt gelangen; etwas später kamen auch die Seedampfschiffe von Kopenhagen und Stockholm in den Stadthafen, wo Passagiere, welche in Lübeck selbst keine Geschäfte hatten, häufig unmittelbar ihre Reise auf der Eisenbahn weiter fortsetzen konnten. Die russischen von Petersburg auf Lübeck fahrenden Dampfschiffe legten ihres schweren Baus halber der Sicherheit wegen noch in Travemünde an; die lübeck-petersburger Dampfschiffahrtsgesellschaft traf aber Anstalt zur Erbauung zweier eiserner Dampfboote für diese Linie, die bei weniger Tiefgang doch eine gleich große Tragfähigkeit besitzen werden. Ebenso ward zur Vermehrung regelmäßigen Verkehrs mit dem Norden eine Dampfschiffahrt auf Riga ebenfalls durch ein ganz neues eisernes Dampfboot eröff-

net. Mit Åbo und Helsingfors, nicht minder mit Norrköping, mit Gothenburg und Christiania war Lübeck schon früher in Verkehr getreten; mit Hull stand es in directer Verbindung während der guten Jahreszeit durch ein Packetschiff.

Sonach hatte die Correction der Trave wol ihre Bedeutung. Es schlossen sich derselben auch großartige und umfangreiche Wasserbauten am alten Stadthafen an, die an der Westseite, unfern des Holstenthores, ungeheure Kräfte in Bewegung setzten. Hier, wo behufs der Eisenbahn die Errichtung eines umfangreichen Lagerhauses unerlaßlich ward, mußte vor allem auf eine allen Einflüssen des Stromwassers widerstehende solide Futtermauer Bedacht genommen werden; denn sollte der Verkehr des alten Hansasitzes durch die Eröffnung der Eisenbahn gewinnen, so mußte man für die Verladung aus den Schiffen auf die Schienenwagen und umgekehrt von diesen auf jene möglichst bequeme Einrichtungen treffen. Dies erzielte man durch ein Heran- und gleichsam Hineinschieben des Bahnhofs in die Trave. Der Plan war also trefflich entworfen, die Ausführung desselben aber schwerer, als man anfangs wol vermuthet haben mochte. Wo immer der Spaten die Erde durchwühlte, überall stieß er nur auf Moddergrund. Die Erbauung der Futtermauer konnte nur auf Rost ermöglicht werden. So versenkte man denn Hunderte von Föhrenstämmen in die weiche Sumpferde, bildete solchergestalt einen künstlichen Grund, und errichtete auf diesem eine aus riesigen Granitblöcken bestehende Cyklopenmauer, die großentheils aus Schweden herübergeholt wurden. Auch für andere in dieser Gegend aufzuführende Gebäude, z. B. für das Empfangshaus am Eingange des Bahnhofs, wurde in gleicher Weise ein künstlicher Grund in den Boden gesenkt.

Lübeck steht, und zwar nicht ganz mit Unrecht, in dem Rufe, daß es Neuerungen, selbst zweck- und zeitgemäßen, schwer zugänglich sei. Beim Bau seiner Eisenbahn und den damit in engem Zusammenhange stehenden anderweitigen Einrichtungen hat es jedoch bewiesen, daß es auch dem Fortschritte zu huldigen wisse. Die Anlage des Bahnhofs ist Beweis dafür. Dieser Bahnhof ist so *vortheilhaft gelegen* wie kaum ein zweiter auf deutscher Erde; nur freilich möchte es fraglich sein, ob diese Lage auch der Handelsbedeutung Lübecks, die nicht mehr Das ist, was sie vor längst vergangenen Zeiten war, entsprechend sei. Die Meinungen darüber sind getheilt. Indessen möchten Diejenigen, welche in dieser Frage als Gegner der jetzigen Lage und der damit verbundenen Verbesserungen auftreten, wol nicht ganz im Irrthume sich befinden.

Lübecks Eisenbahnhof liegt nahe dem Holstenthore zwischen der Trave und dem Stadtgraben da, wo bis 1850 die alten Wälle der Stadt mit ihren schattigen Alleen und umfangreichen Bastionen sich erhoben. Das abgegrabene Erdreich ward südwärts geschafft und zu dem hohen Damme verwandt, auf welchem die Eisenbahn das Travethal überschreitet. Es lag auf der Hand, daß durch Vertiefung und Erweiterung des ohnehin schon ziemlich breiten Stadtgrabens, der durch die Wasser der Trave gespeist wird, sich ein zweiter Hafen herstellen lasse. Dadurch ward der Eisenbahnhof mitten zwischen zwei Wasserstraßen hineingeschoben, dergestalt, daß sowol östlich wie westlich Seeschiffe anlegen, ihre Fracht löschen und neue auf das bequemste einnehmen können. Verlängerte man vom Bahnhofe aus nordwärts die Eisenbahn durch einige Schienenstränge, so ließ sich auf solche Weise weithin eine Verbindung herstellen, die dem Verkehr und namentlich dem Transport der zu verladenden Waaren ungemein vortheilhaft sein mußte.

Die Eisenbahngesellschaft und die Baumeister der Bahn haben diesen Plan wirklich zur Ausführung gebracht, wodurch die nächste Umgebung der Stadt unstreitig gewonnen hat und dem Verkehr aller nur denkbare Vorschub geleistet worden ist. Nur war es nicht möglich, den Verkehr selbst zu heben, ihm bewegtes Leben einzuflößen, weil ein gesunkener oder in Sinken begriffener Handelsplatz selten auch durch die geschicktesten Operationen wieder zu großem Aufschwunge gebracht werden kann. Um am Ufer der Trave, am eigentlichen Stadthafen Platz für die oben erwähnten riesenhaften Uferbauten zu gewinnen, verlegte man die Holzplätze von dort

auf die andere Seite des Bahnhofs an den zum Seehafen ausgetieften Stadtgraben, wo durch theilweise Abstechung und Planirung der Wallbastionen Raum für neue Holzlagerplätze genügend zu schaffen war. Die finnischen und schwedischen Holzschiffe, von denen jährlich eine ansehnliche Zahl in Lübeck ankommen, weil besonders der Handel mit Holz noch immer zu den blühendsten Propregeschäften dieses Seehandelsplatzes gehört, wurden durch diese neuen Anordnungen genöthigt im Stadtgraben anzulegen und zu löschen, während sie früher im Stadthafen vor Anker gingen und diesem ein belebtes Aussehen verschafften. Natürliche Folge dieser Um- und Neugestaltung der Dinge ist, daß der Stadthafen auf Kosten des begünstigten Stadtgrabens verwaist, ein etwas leeres Ansehen bekommt, und daß eine Menge Wirthe an der Trave, die früher des lebhaften Schiffsverkehrs wegen sich gut nährten, über Mangel an Nahrung jetzt Klage führen. Dieser Übelstand wird sich nicht leicht heben lassen, da eine Verlegung derartiger Localitäten in einer Stadt wie Lübeck, deren Einwohnerzahl sich schwerlich sehr vermehren dürfte, zu den Unmöglichkeiten gehört. Ebenso undenkbar ist ein Aufschwung des eigentlichen mercantilen Verkehrs, weshalb man Denen, welche die ganze zweite Hafenanlage als etwas Überflüssiges bezeichnen wollen, nicht ganz Unrecht geben kann.

Am 15. Oct. 1851 wurde die Lübeck-Büchener Eisenbahn unter großen Feierlichkeiten eröffnet und Tags darauf dem allgemeinen Verkehr übergeben. Ungeachtet der zahllosen Zuschauermenge, die sich dazu von fern und nah eingefunden hatte, ungeachtet des großen, redenreichen Festessens, das man in der Glashalle des Tivoli veranstaltete, ungeachtet endlich der improvisirten, allerdings etwas düster ausfallenden Illumination, wodurch Lübeck seine Freude über den ereignißvollen Tag ausdrückte, war ein wirklicher, so recht aus tiefstem Herzen kommender Jubel nicht zu gewahren. Die Freude ward von gar zu vielen Besorgnissen niedergehalten. Und daß man in dieser Beziehung nicht ohne Grund trübe Ahnungen hegte, das haben die bisherigen Resultate des Eisenbahnbetriebs unwiderlegbar dargethan. Zur Zeit ist an eigentlichen Handelsaufschwung durch die Bahn noch nicht zu denken, auch der erzielte Gewinn nur unbedeutend. Güter, mit deren Versendung es keine Eile hat, werden selten durch die Eisenbahn weiter befördert, weil sie für den Durchgang durch Lauenburg Zoll an Dänemark zahlen müssen. Zur Versendung solcher Güter bedient sich der Kaufmann lieber der Stecknitzschiffer, die zwar nicht auf Windesfittigen mit ihren Fahrzeugen von der Trave in die Elbe gelangen, dafür aber die Waaren billiger fortschaffen und an Ort und Stelle abliefern können, weil für den Transport auf dem Stecknitzkanale kein Transitzoll zu erlegen ist. Die Stecknitzfahrer, von Beginn des Eisenbahnbaus an die heftigsten Gegner der Bahn, werden sich deshalb mit derselben wol bald wieder aussöhnen, da sie ja nicht, wie sie fürchteten, durch Eröffnung des Schienenwegs in ihrem Verdienste wesentlich geschmälert worden sind. Über die Rentabilität der Bahn selbst läßt sich zur Zeit noch kein Endurtheil fällen. Solange die Lübeck-Büchener Eisenbahn an den Ufern der Trave endet, wie noch heute, wird sie schwerlich jemals viel einbringen; sollte sie aber, was die Nothwendigkeit möglicherweise gebieten dürfte, dereinst verlängert werden, und über Schwartau und Eutin in das Herz von Holstein die ehernen Arme ausstrecken — ein Project, mit dem sich mancher Lübecker trägt — dann würde eine solche Verlängerung dem lübeck-büchener Schienenwege bisher noch viel zu wenig geschätzte Verkehrsquellen erschließen und ihn zu einem der wichtigsten Verbindungsglieder im Nordosten Deutschlands machen.

Nächst diesen den Verkehr Lübecks zu Land und Wasser betreffenden Verbesserungen beschäftigten besonders drei Fragen die Gesammtheit aller Einwohner des kleinen Freistaats auf das lebhafteste. Diese drei Fragen betrafen die seit längerer Zeit in Anregung gebrachte Reform des Gerichtswesens, die Entwerfung einer Kaufmannsordnung und die Reform des Verlehntenwesens. Jede dieser drei Fragen war von gleicher Wichtigkeit und eine fast so schwer wie die andere zur Zufriedenheit Aller zu lösen. Es gab und gibt noch in sämmtlichen Hansestädten

Einrichtungen, die sich im Grunde schon längst überlebt haben, deren Beseitigung aber deshalb unendlich schwierig ist, weil sie mit dem so seltsam verketteten Verkehrsleben, das sich aus der Zeit des Hansabundes herschreibt, innig zusammenhängen. Nur wer sich an die Verletzung vieler Interessen nicht stößt, wer es vorzieht, tabula rasa zu machen und sich von dem Zetergeschrei der in ihren wohlerworbenen Rechten Beeinträchtigten nicht beirren läßt, kann hier mit Leichtigkeit Wandel schaffen, möchte aber wol schwerlich für sein rasches Handeln Dank ernten. Am leichtesten war noch mit der ersten Frage fertig zu werden, weshalb diese auch am frühesten ihre Erledigung fand. Das Zusammenschmelzen der „Wette", insofern diese als Polizeigericht fungirte, und des Landgerichts mit der eigentlichen Polizei verletzte keine Corporation, sondern war lediglich eine Änderung in der Verwaltung, die der Staat, sobald nur Senat und Bürgerschaft über die Art der Umgestaltung sich geeinigt hatten, gern vornehmen konnte. Es wurde dadurch an sich ohnehin Zusammengehöriges wirklich und zweckmäßig vereinigt und ein Gerichtshof beseitigt, dessen Wirksamkeit so mannichfacher und zugleich wunderlicher Art war, daß sie sich in der Kürze nicht einmal definiren läßt. Die im Gerichtswesen beliebten Reformen traten in Kraft mit dem Beginn des Jahres 1852, wodurch namentlich das Polizeiwesen bedeutend erweitert, zugleich aber ungleich besser als bisher geregelt ward.

Nicht so leicht ließen sich die Schwierigkeiten überwinden, welche der Bildung einer Kaufmannschaft entgegenstanden. Hier zeigte sich recht deutlich, daß auch der beste Wille etwas Zweckmäßiges, von dem Geiste der Neuzeit Gebotenes nicht immer ins Leben rufen kann, ohne Unrecht zu begehen. Für gewissenhafte Menschen wird eine solche Aufgabe schwer, wo nicht unmöglich zu lösen sein. Wie schon angedeutet ward, hatte Lübeck sein mercantiles Aufblühen und Gedeihen, später selbst seine politische Machtstellung einzig und allein dem festen Zusammenhalten und der *starken* Kraftentwickelung einzelner Gesellschaften oder kaufmännischer Corporationen *zu verdanken*. Es theilte diese Einrichtung mit andern hervorragenden Gliedern des Hansabundes. Im Mittelalter und auch später lag gerade in dieser Einrichtung die Lebensstärke der Hansestädte. Sie war das starke Ankertau ihrer politischen und commerziellen Unabhängigkeit. Zugleich aber mußte sich auch nothwendig daraus eine große Einseitigkeit, Schroffheit und ein kastenartiges Abschließen der Stände voneinander entwickeln. Störend fühlbar ward dies erst in neuerer Zeit, wo ganz Europa nach Um- und Neugestaltung aller Verhältnisse hindrängte.

Inwieweit die andern beiden Hansestädte dem Rufe des Zeitgeistes nachgeben, gehört nicht hierher: Lübeck verhielt sich ziemlich passiv und legte sich aufs Zuwarten. Seit dem größten Glanze der hansischen Machtentfaltung im Norden besaß Lübeck sieben kaufmännische Collegien oder Compagnien, welche auch in den rein städtischen wie in den Staatsangelegenheiten mit ihre Stimme hatten. Diese Collegien nannten sich nach den Orten, wohin sie in früherer Zeit vorzugsweise Handel getrieben. Demnach gab und gibt es noch in Lübeck: Schonenfahrer, Bergenfahrer, Nowgorodfahrer, Stockholmfahrer u. s. w. Jedes dieser Collegien hatte und hat großentheils noch seine eigenen Privilegien, die jedenfalls wohlerworben sind, in neuerer Zeit aber gerade dadurch eine Hemmkette für den Fortschritt bilden. So besaß, um nur eines anzuführen, von Uralters her das Schonenfahrercollegium das Recht, die Stelle des städtischen Postmeisters aus seiner Mitte zu besetzen. Dieses Recht übte genanntes Collegium bis zum Jahre 1851 aus, und verhalf dadurch einem Kaufmann, der Unglück im Speculiren gehabt, wieder zu Brot und Ansehen. Wie schlecht das Postwesen dabei fahren mußte, läßt sich denken! Dennoch konnte man erst in genanntem Jahre eine Abänderung erzielen, wo der Staat die Postverwaltung selbst in die Hand nahm und einen in postalischen Angelegenheiten erfahrenen Mann zum städtischen Postrath und obersten Leiter dieses wichtigen Instituts ernannte.

Außer diesen eigentlichen kaufmännischen Collegien, die nur Großhändler zu ihren Mitgliedern zählen, gab und gibt es noch die Corporation der Krämercom-

pagnie. Diese Corporation zählt ebenso viele, vielleicht sogar mehr Mitglieder als die andern kaufmännischen Collegien zusammengenommen. Zu ihr gehören sämmtliche Detaillisten, welche aus einem offenen Laden verkaufen. Es war und ist noch Gesetz in Lübeck, daß Niemand Handel treiben darf, ohne in eins der erwähnten commercirenden Collegien vorher getreten zu sein. Man sollte nun glauben, eines dieser Collegien gelte so viel wie das andere. Das war jedoch nicht der Fall. Die eigentlichen kaufmännischen Compagnien, also die Großhändler schlechthin, sahen auf die Mitglieder der Krämercompagnie immer etwas herab und betrachteten sie nicht als ebenbürtig. Und in gewisser Beziehung waren sie dies auch nicht, da Mitglieder der Krämercompagnie niemals in den Senat gewählt werden, mithin an der Staatsverwaltung auch nicht Theil nehmen konnten. Wie sonderbar übrigens die Auffassung des Begriffs „Krämer" war, geht schon daraus hervor, daß auch die Buchhändler, die Conditoren, deren es in Lübeck ziemlich viele gibt, ja sogar die Apotheker mit zu den Krämern zählten und Mitglieder der Krämercompagnie waren! Nur den Buchhändlern wurde seit 1847 gestattet, in ein anderes commercirendes Collegium zu treten; die Conditoren und Apotheker sind noch immer Krämer, obwol sie es eigentlich gar nicht sein können.

In frühern Jahrhunderten waren solche einzelne Gesellschaften, welche ihre ganze Thätigkeit auf einen bestimmt abgegrenzten Kreis concentrirten, höchst zweckmäßig und dem allgemeinen Besten förderlich. Heutzutage müssen derartige Einrichtungen als unzeitgemäß bezeichnet werden. Dies sah man in Lübeck längst ein, und eben deshalb kam man auf dem Gedanken, sämmtliche commercirende Collegien in eine einzige Kaufmannschaft zusammenzuschmelzen, und die Mitglieder der Krämercompagnie, die ja unstreitig auch Kaufleute sind, mit Ausschluß der Conditoren und Apotheker, der Kaufmannschaft einzuordnen. Es wurde damit eine starke kaufmännische Gemeinschaft erzielt, die in gleichem Sinne handeln, bei Erlassungen von Gesetzen und Verordnungen, welche wesentlich den Handel und das kaufmännische Interesse betreffen, ihre Stimme abgeben und dadurch manchen Inconvenienzen vorbeugen könnte. In einem Handelsstaate, mag er groß oder klein sein, mag der Handelsrayon, den er umschreibt und beherrscht, nur eine Anzahl Meilen betragen, oder sich über fremde Länder erstrecken, muß unbedingt der gesammte Handelsstand von Dem, was die Regierung des Staats thut, genau unterrichtet sein. Dies kann aber nur geschehen, wenn die Kaufmannschaft als Gesammtheit auftritt, nicht, wenn sie sich in einzelne Corporationen zersplittert, von der jede wieder zuerst ihre Sonderinteressen vertritt.

Von diesem Standpunkte ging man in Lübeck aus, als man die Frage wegen Bildung einer Kaufmannschaft und den Entwurf einer Kaufmannsordnung in Angung brachte. Indessen zeigte sich auch hier wieder sehr bald, daß man zwar wol das Gute und Zweckmäßige wollen, nicht aber es so leicht vollbringen kann. Die gemachten zeitgemäßen Verbesserungsvorschläge fanden nirgends mehr Gegner als bei den Mitgliedern der einzelnen Compagnien, deren besserm Gedeihen sie ja galten. Vielleicht auch hätten die rein kaufmännischen Collegien sich noch eher fügsam gezeigt, wäre die Krämercompagnie nur nicht gewesen. Diese so starke Corporation mit in die projectirte Kaufmannschaft aufnehmen, ihr ganz gleiche Rechte einräumen zu sollen: dies wollte den stolzen Kaufherren, von denen Viele vielleicht weniger Geschäfte machten als mancher über die Achsel angesehene Krämer, durchaus nicht in den Sinn. Nie merkte man auffallender und schroffer, wie stark durch die Jahrhunderte lang bestandenen Einrichtungen der Kastengeist sich ausgebildet hatte, und wie unglaublich schwer es selbst Gebildeten wird, sich gewisser Vorurtheile zu entschlagen. Daß bei der zu errichtenden Kaufmannschaft die Stimme jedes kleinen Krämers ebenso viel Geltung haben sollte wie die des reichen Rhebers, dessen Vorfahren solange Mitglieder dieses oder jenes Collegiums gewesen waren, wollte man durchaus nicht gutheißen.

Aber auch im Schooße der Krämercompagnie selbst erhoben sich Stimmen gegen

eine Verschmelzung dieser Corporation mit den übrigen kaufmännischen Collegien. Es muß dahingestellt bleiben, ob die Mehrzahl genannter Compagnie für oder gegen Errichtung einer Kaufmannschaft war und noch ist, oder nicht; die Intelligenz hat sich jedenfalls für den im Geiste des Fortschritts gemachten Vorschlag entschieden. Die Gegner begannen eine Fehde wider diese Fortschrittsmänner, die mit ziemlicher Heftigkeit geführt ward, und zu deren weiterer Ausspinnung beide Theile sich der Presse bedienten, um die Streitsache vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen. Höchst wahrscheinlich kam der Geldpunkt mit in Frage, der freilich ein nicht zu übersehender Gegenstand war. Da nämlich jedes einzelne Collegium eine besondere Kasse hat — wie denn auch jedes ein eigenes Versammlungshaus besitzt —, so mochte die Frage, wie es mit diesen verschiedenen Vermögen der verschiedenen Collegien bei Errichtung einer gemeinsamen Kaufmannschaft gehalten werden sollte, mit aufgeworfen worden sein. Das Vermögen der Krämercompagnie als der ersten kaufmännischen Corporation war und ist bedeutend, und wenn man nicht Lust hatte, in dieser Beziehung vielleicht ein sehr beträchtliches Plus zu manchem Minus zu geben, ohne vorher zu wissen, wie es mit der Benutzung dieses Plus in Zukunft gehalten werden sollte, so war dies nur kaufmännisch, nicht krämerhaft gehandelt. Unsers Wissens schwebt die ganze Angelegenheit noch heute; und es wird nach allem Vermuthen noch manch mancher Tropfen Wasser die Trave hinabfließen, bevor die verschiedenen Interessen den Punkt gefunden haben, auf dem die Kaufleute unter sich und zusammen den Krämern die Hand zu gemeinschaftlichem Schaffen und Wirken werden reichen können.

Eine nicht viel leichtere Aufgabe war es, das sogenannte Verlehntenwesen zu reformiren. Aus dieses datirt seinen Ursprung aus den großen Tagen des Ruhmes der seine Glorie um das Haupt der Hansa webt. Da es eng zusammenhängt mit den commercirenden Collegien, so hätte man eigentlich glauben sollen, nur beide zusammen könnten entweder fallen oder müßten miteinander fortbestehen. Daß die Verlehnten gewissermaßen beseitigt werden konnten, bevor man Hand an die kaufmännischen Collegien zu legen vermochte, beweist nur, daß mit Schwächern jederzeit leichter fertig zu werden ist als mit Stärkern.

Verlehnte heißen in Lübeck alle Arbeiter, insofern sie nur ein gewisses, in sehr engen Grenzen sich bewegendes Geschäft betreiben, das entweder in einer wesentlichen Beziehung zum Handel steht oder doch mittelbar von dem Verkehr, welchen der Handel erzeugt, seine Nahrung hat. Man nennt sie Verlehnte, weil sie das Recht zu einem bestimmten Nahrungszweige vom Staate oder einer Staatsbehörde gegen Erlegung einer mehr oder minder großen Geldsumme erhalten haben. Gleich den Kaufleuten bildeten diese Verlehnten Corporationen, welche in einer Art Beziehung zu den kaufmännischen Collegien standen oder doch früher gestanden haben. So wenigstens lassen sich nur die Benennungen der verschiedenen Trägercorporationen erklären, welche fast ausschließlich vom Handel leben und einzig und allein dem Handel sowie der eigenthümlichen Gliederung der mercantilen Thätigkeit Lübecks ihre Entstehung verdankten. Eine Reform dieser Trägercorporationen ward längst für nöthig erachtet und mit möglichster Berücksichtigung etwaiger Sonderinteressen auch wirklich durchgesetzt.

Man zählte bis Anfang des Jahres 1852 im Ganzen 13 Trägercorporationen, nämlich: Hopfenpacker, Heringspacker, Mengstraßen-Klösterträger, Bergen-, Riga-, Stockholm- und Gevelsche Träger, Markt-Klösterträger, Rostock-Wismarsche Träger, Gemeinträger an der Trave und am Markte, endlich Holstenstraßen-Kohlenträger. Die Gesammtzahl dieser Träger belief sich auf 160 Personen, zu denen als 161. der Pfünder aber, wie man ihn anderwärts vielleicht nennen würde, der Wagemeister, hinzukam.

Jede der hier aufgezählten Corporationen besaß ihre eigenen Gerechtsame, die sich aus sehr früher Zeit herschrieben und mit schwerem Gelde zum Theil erkauft worden waren. Wie schon die einzelnen Benennungen andeuten, durfte jede Corporation

oration nur gewisse Geschäfte verrichten, diese aber auch ausschließlich. In dieser Beschränkung des Geschäftsbetriebs lag das Vortheilhafte der Corporation, deren Mitglieder bei allen sich auf eine bestimmte Zahl beschränkte. Neue Mitglieder wurden nur gegen Erlegung einer ansehnlichen Summe aufgenommen. In der Regel lieben die Corporationen geschlossen. Starb ein Mitglied, so erhielt eine andere Person dafür Zutritt, indem der Riemen, das Zeichen jeden Trägers, dem Neueintretenden gegen Erlegung des festgesetzten Eintrittsgeldes gegeben wurde, wodurch dieser Belehnter ward. Beim Tode eines solchen Verlehnten verblieb der Riemen der Witwe, und mit dem Riemen erhielt dieselbe das Recht, durch eine zweite Heirath diesen Riemen dem zweiten Manne zu verleihen, der auf solche Weise wieder Mitglied der betreffenden Corporation ward. Ein derartiges Verfahren nannte man „auf den Riemen heirathen".

Es läßt sich leicht ermessen, daß Einrichtungen dieser Art, wenn sie einmal in Saft und Blut einer abgeschlossen lebenden Bevölkerung übergegangen sind, für die Betheiligten mancherlei Annehmlichkeiten haben mußten. Die meisten Trägercorporationen bestanden nur aus wenigen Mitgliedern, die, weil ihr Arbeitskreis ein genau umschriebener war, sehr gut von dem damit verbundenen Verdienst leben konnten. So z. B. wurde die Jahreseinnahme eines Stockholm-Gevelschen Trägers im Jahre 1842 von deren damaligen Trägeraltermanne auf 2000 Mark Courant (800 Thaler preußisch Courant) angegeben, eine Summe, welche der Trägeraltermann derselben Corporation im Jahre 1851 auf 1500 Mark Courant (600 Thaler preußisch Courant) ermäßigte. Das kaufmännische Publicum hatte zwar unbedingt Nutzen von dieser althansischen Einrichtung, denn ehrlichere, zuverlässigere Leute als diese Leute sind in der ganzen Welt nicht zu finden. Man durfte diesen Leuten Millionen an Werth anvertrauen, sie wurden gewiß unberührt abgeliefert. Für Beschädigungen, die durch Nachlässigkeit ihrerseits vorkamen, standen sie ein. Dies war die angenehme und höchst rühmenswerthe Seite dieser Einrichtung. Dagegen mußte unter Umständen das handeltreibende Publicum auch unter den Gerechtsamen dieser Leute schwer leiden. Nehmen wir z. B. an, es laufen, durch widrige Winde abgehalten, sechs oder acht Schiffe ein, deren Ladung ebenso vielen Kaufleuten gehört, die mit Schmerzen auf die Ankunft der Schiffe warten, weil die darauf befindlichen Güter weiter befördert werden sollen. Nun trifft es sich aber, daß alle acht Schiffe nur durch die Gevelsche Trägercorporation, die aus nur wenigen Personen besteht, gelöscht werden dürfen! Die Corporation hatte in solchen Fällen das unbestrittene Recht, jene Schiffe ganz allein zu löschen, wodurch ein oder der andere Kaufmann unbedingt in Schaden kommen mußte. Allerdings verglichen sich bei derartigen Vorkommnissen die Parteien; ein solcher Vergleich war aber, abgesehen von den ihm vorausgehenden zeitraubenden Verhandlungen, für den Theil, der sich dazu genöthigt sah, immer mit Kosten verbunden.

Hatte der Eingeborene vorkommendenfalls schon von dieser Einrichtung manchen Verdruß, so mußte es Fremden, die gar nicht damit vertraut sein konnten, noch übler ergehen. Kein Mensch konnte es den Trägern ansehen, welcher Corporation sie angehörten, weshalb der Fremde gar leicht zu unrechter Zeit eine nichtberechtigte Sorte erwischte. In solchem Falle hatte er die Unannehmlichkeit, zwei Corporationen bezahlen und nach Gelegenheit noch Strafe obendrein erlegen zu müssen. Die frühere Zweckmäßigkeit des ganzen Instituts in der alten Gliederung hatte sich längst überlebt, weshalb eine Umänderung, eine Vereinfachung dringend nöthig wurde. Man erzielte dieselbe durch Verschmelzung von 12 Corporationen in eine einzige, die nun als alleinige Corporation die Geschäfte der frühern 12 gemeinschaftlich zu verrichten haben. Erleichtert ward diese Änderung dadurch, daß man Entschädigungen für Kaufgelder (denn alle Trägerlohne waren käuflich) in zweckmäßiger Weise bewilligte, wodurch denn die verschiedenen Parteien zufriedengestellt wurden.

Man glaube jedoch nicht, daß mit dieser schwer genug durchzuführenden Reform das Verlehntenwesen in Lübeck vollständig abgeschafft worden sei. Keineswegs! Es

blieb vorerst die sehr zahlreiche Corporation der Wagenlader, jener riesigen Menschenclasse, die sowol durch ihre eigenthümliche, aber zweckdienliche Kraft allgemein in die Augen fällt, wie auch durch ihr gesundes, kräftiges Aussehen verräth, daß sie sich sehr wohl in ihrer Stellung befindet. Die Wagenlader ließ man bestehen, weil sie als ein nothwendiges Glied in der Arbeiterkette unentbehrlich geworden sind, und ihre Geschicklichkeit beim Auf- und Abladen der Frachtwagen nicht so leicht von andern Arbeitern erworben werden kann. Aus demselben Beweggrunde blieben auch die Dielen- und Kornträger, Kornmesser, Weinschröter und Flachsbinder. Desgleichen fand man keinen Grund, die Lehne der Holzschieber, Holzsäger, die sich wieder in weiße und schwarze abstufen, Holzsetzer, Karrenführer und Bierspunder aufzuheben, da alle diese Leute mit dem Handel überall nichts zu thun haben. Schon aus diesen ganz allgemein gehaltenen Angaben wird man ersehen, daß ein so viel gegliederter Arbeitskörper, wovon jedes Glied mit eigenen Privilegien ausgestattet ist, unermeßlich schwer und am wenigsten auf einmal ganz und zu Jedermanns Zufriedenheit reformirt werden kann.

Zu den vorzüglichsten städtischen Verbesserungen, welche dem Gemeinwohle dienen, gehörte die Erbauung oder vielmehr Einrichtung eines neuen Krankenhauses. Man benutzte dazu die schon vorhandenen Räumlichkeiten der alten Domschule, eines architektonisch interessanten Gebäudes, das man zweckmäßig erweiterte und so comfortable wie möglich einrichtete. Der Bau ward nach dem Entwurfe des Baudirectors Scheffer, der auch die oberste technische Leitung beim Bau der Lübeck-Büchener Eisenbahn in Händen hatte, ausgeführt.

Zu lebhaften Controversen führten in den Jahren 1849—52 die Bewegungen auf kirchlichem und religiösem Gebiete, die mit den politischen Reformen gewissermaßen Hand in Hand gingen. Lübeck ist, wie die meisten Städte im Norden Deutschlands, eine entschieden protestantische Stadt mit scharf ausgeprägtem Charakter. Die Einwohner sind, mit Ausnahme von einigen Hunderten, *evangelisch-lutherisch*. Kirchlicher Sinn, strenges Festhalten an den Satzungen des großen Reformators, zeichnet im Allgemeinen den Lübecker aus, was wol mit zu der Sitteneinfalt, der ehrlichen Geradheit und dem gutmüthigen Wesen, das diesen Republikanern eigen ist, beitragen mag. Mit einem Worte, die Lübecker sind in ihrer überwiegend großen Mehrheit religiös und kirchlich. Die Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde, die in den Jahren 1845 und 1846 in Deutschland eine Rolle spielten, später auch der Deutschkatholicismus unter Ronge's Vortritt wurden zwar in Lübeck beachtet, fanden aber keinen Anhang. Dennoch gab es auch im Schoose dieser dem Alten sonst so treu anhängenden Stadt eine Anzahl größtentheils noch junger Männer, welche, unzufrieden mit den dasigen kirchlichen Einrichtungen, eine freiere Bewegung in kirchlicher Beziehung wünschten. Das Lutherthum, wie es besteht, genügte diesen nicht, theils, weil es ihnen angeblich zu wenig geistige Nahrung spendete, theils, weil ihrer Ansicht nach das Geistige darin längst von der todten Form abgenutzt sei oder doch gänzlich niedergehalten werde. Die Strebsamsten und Denkendsten unter diesen kamen nun auf den Gedanken, das Institut der „Freien Gemeinden" auch nach Lübeck zu verpflanzen. Seltsamerweise trat man mit der Realisirung dieses unter allen Umständen bedenklichen Plans erst zu Anfang des Jahres 1851 hervor, also zu einer Zeit, wo das innere Lebensfeuer der Freien Gemeinden bereits schon sehr dunkel brannte, wo das Interesse daran im Volke großentheils erloschen war, und wo von Seiten der Regierungen die entschiedensten Maßregeln zu gänzlicher Vernichtung aller Freien Gemeinden innerhalb der deutschen Bundesstaaten angeordnet wurden. Abgesehen also davon, ob in Lübeck für reformatorische Bestrebungen dieser Art überhaupt ein Boden vorhanden sei, war der Zeitpunkt, sie ins Leben treten zu lassen, jedenfalls nicht glücklich gewählt. Dennoch trat man offen mit dem Plane hervor, indem eine Anzahl von zusammen etwa 30 Individuen ihren Austritt aus der evangelisch-lutherischen Kirche dem Senat anzeigten und sich als Freie Gemeinde constituirten.

Wie zu vermuthen stand, machte dieser Schritt das größte Aufsehen im Publicum. Es zeigte sich sehr bald, daß die Gründer und Hauptvertheidiger des freigemeindlichen Wesens ihre eigenen Mitbürger in Bezug auf deren religiöse Überzeugung sehr wenig gekannt hatten. Statt des erwarteten Beistimmungsrufs und des massenhaften Zutritts, an welchen die Gründer der Freien Gemeinde glaubten, wurden fast nur tadelnde, oft sogar bitter tadelnde Stimmen laut. Nicht nur die locale Presse bezeichnete den gethanen Schritt für unnöthig und unzeitgemäß dazu, auch die Kanzelberedtsamkeit bemächtigte sich des Thema und verdammte den gethanen Schritt vom orthodoxen Standpunkte aus unbedingt und schonungslos. Das kleine Häuflein der Freien Gemeinde sah sich plötzlich isolirt, gesellig wie geschäftlich, sodaß die Denkungsart über religiöse Dinge merkwürdigerweise rückwirkende Kraft hatte auf das gesammte bürgerliche Leben. Zwar gab die kleine Gemeinde ihre Bestrebungen nicht auf; im Gegentheil, je feindseliger die Masse sich ihr entgegenstellte, mit desto größerer Energie steuerte sie auf ihr Ziel los. Sie entwarf ihre Glaubenssätze und Statuten, reichte sie dem Senat ein und verlangte die Anerkennung des Staats für die neue Religionsgemeinschaft. Erreicht hat sie dies freilich nie. Lübecks Senat gestattete den „Freien" Zusammenkünfte und Erbauungen in der Stille, wie er ja auch manchen andern Sektirern freie Hand ließ; als Religionsgemeinschaft, welche den Schutz des Staats beanspruchen darf und gleiche Rechte mit andern anerkannten Religionsgemeinschaften hat, konnte und wollte er sie nicht angesehen wissen. Dagegen ließ sich der Senat mit Genehmigung und Beistimmung der Bürgerschaft willig finden, die Civilehe einzuführen, so sehr auch von Seiten der Geistlichen dagegen geeifert wurde. Der darauf bezügliche Gesetzvorschlag, welcher die Civilehe für alle Religionsparteien eingeführt wissen wollte, ging in dieser Fassung nicht durch. Die Bürgerschaft beschränkte ihn sehr bedeutend, indem sie diese Form der Ehebündnisse nur für Solche gesetzlich gestattete, welche keinem der herrschenden christlichen Bekenntnisse angehören. Ein solcher Ehebund — der erste dieser Art — ward zu Lübeck im Sommer 1852 geschlossen. Häufig dürften ähnliche eheliche Verbindungen in Lübeck nicht stattfinden, theils weil die Zahl Derer, unter denen sie geschlossen werden könnten, an sich schon sehr klein ist, theils auch, weil der Kern der lübecker Bevölkerung schwerlich so recht geneigt sein möchte, ein derartiges Ehebündniß für echt und voll gelten zu lassen.

Wir haben schon bemerkt, daß Lübeck eine Menge wohlthätiger Anstalten besitze, die größtentheils trefflich fundirt sind. Viele derselben haben ihren Ursprung aus frühern Zeiten, und sind nur von den Enkeln der alten Hansaherren mit Liebe gepflegt, wol auch zweckmäßig erweitert und verbessert worden. Aber auch die Neuzeit blieb nicht zurück hinter dem von bedeutender Liberalität zeugenden Bürgersinne derstorbener Geschlechter. Der Sinn für Wohlthätigkeit, für Beförderung des allgemeinen Besten, namentlich wenn es sich auf Lübeck selbst bezieht, ist in den Republikanern des Travenlandes stark entwickelt und wird deshalb natürlich mit Vorliebe gepflegt. Solchem Sinne und Triebe verdankt Lübeck die Begründung, Erweiterung und liebevolle Pflege der vor nunmehr 60 und einigen Jahren gestifteten „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit". Man kann mit vollem Rechte sagen, diese Gesellschaft sei ein Schooskind aller Lübecker; denn wer nur einigermaßen Sinn hat für das specifisch Lübeckische — und dieser Sinn geht nur einelnen Lübeckern ab — der tritt, sobald er selbständig geworden ist, dem genannten Vereine bei. Die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit besteht daher im wahren Sinne des Wortes aus lauter Patrioten, d. h. lübecker Patrioten, die sich unter Umständen von deutschen Patrioten freilich sehr bedeutend unterscheiden können. Durch die vereinigte Wirksamkeit, durch das einmüthige Handeln derselben ist aber unglaublich viel Gutes geschaffen worden, und wenn irgend ein Verein von Männern, so haben die Mitglieder der „Gemeinnützigen", wie man die Gesellschaft gewöhnlich nennt, Anspruch auf Bürgerkronen.

Die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit sucht nicht nur durch

Vorlesungen über die verschiedenartigsten Gegenstände in dem ihr zugehörenden Hause Bildung zu verbreiten, über die wichtigsten Gegenstände sich selbst wie Andere zu belehren, sondern griff und greift noch täglich ein in das praktische Leben, indem sie eine bedeutende Anzahl Institute gegründet hat, beaufsichtigt und zu verbessern bemüht ist, die wesentlich dem städtischen Gemeinwohl dienen. Es ist uns keine Anstalt ähnlicher Art in irgend einer andern deutschen Stadt bekannt, obwol die Nachahmung desselben jedem größern städtischen Gemeinwesen als höchst zweckmäßig empfohlen werden kann. Im Winterhalbjahre tritt die Gesellschaft ihren Versammlungssaal auch Andern, d. h. Nichtmitgliedern, ab, behufs darin zu haltender Vorlesungen oder zu kleinen musikalischen Aufführungen. Was Lübeck in den letzten 50 Jahren an gemeinnützigen Einrichtungen erhalten hat, das ging, wie sich ohne Übertreibung behaupten läßt, von diesem Vereine aus. Wo die Gesellschaft nicht unmittelbar eingreifen kann, da ist sie wenigstens erbötig, mittelbar, z. B. durch Geldunterstützung, zu helfen, vorausgesetzt, daß das betreffende Unternehmen ein städtisches, den Interessen Lübecks wesentlich dienendes ist. Die Gesellschaft feiert alljährlich ihren Stiftungstag, ein Fest, das immer stark besucht und in froh belebter Stimmung vollbracht wird, und veröffentlicht alle Jahre einen ausführlichen Bericht über ihr Wirken und Schaffen in den „Neuen Lübeckischen Blättern", einer wöchentlich ein mal erscheinenden Zeitschrift, die vorzugsweise nur städtische Angelegenheiten ausführlich bespricht und von einem Mitgliede der „Gemeinnützigen" redigirt wird. Für die Geschichte Lübecks sowie für den innern Ausbau des kleinen Staatswesens geben diese „Neuen Lübeckischen Blätter" eine sehr schätzbare Quelle ab, obwol sie nicht völlig frei sind von Parteiansichten. Jedenfalls aber ist die Partei, welcher diese Blätter dienen, keine schlechte. Was sie will, will sie im Interesse des gemäßigten Fortschritts und zum Besten der lübeckischen Staatsangehörigen.

Die Freiheit der Bewegung, welche die Republik ihren Bürgern in allen billigen Dingen gestattet, wol ein Überbleibsel aus der großen Zeit Lübecks, hemmte den Staat selbst nicht in der Wahrnehmung seines Wohles und seiner Vortheile im Großen und Ganzen. Während die Regierung den Bürgern freiesten Spielraum gab in Ausführung ihrer gemeinnützigen Plane, suchte sie selbst dem Verkehre nach außen mehr Wege zu bahnen und besonders für die handeltreibende Welt der Travenstadt mit fremden Mächten, sowol europäischen wie nichteuropäischen, Handelsverträge und andere Tractate abzuschließen. In Ausübung dieser Hoheitsrechte behinderten den Senat selbst nicht die unruhvollen Jahre der großen deutschen Bewegung, und es darf wol als Beweis des Ansehens gelten, welches die lübeckische Flagge als Handelsflagge genießt, daß derartige Verträge sogar mit südamerikanischen Republiken abgeschlossen und gegenseitig ratificirt werden konnten. Bedenkt man, daß eine kleine Stadt in dieser Beziehung für ihre Bürger im Auslande, sei es diesseit oder jenseit des Atlantischen Oceans, sehr Bedeutendes thun kann, so muß es doch wieder tief schmerzen, daß nur einem sehr kleinen, wenn auch wichtigen Gliede des Vaterlandes gegeben wird, was dem großen Ganzen zugute kommen, wodurch es zum gebietenden Weltreiche erstarken könnte, wäre es einig zu machen und besäße es überall nur eine gemeinsame Vertretung wie einen gemeinsamen Schutz für alle deutschen Staatsbürger. Lübecks Staatsangehörige sind in dieser Beziehung ungleich besser daran als die mancher größern deutschen Binnenländer, die zwar alle genug Militärkräfte entfalten können, um die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, deren Farben aber weder der Nordlandsbewohner, noch der Sohn von den Küsten des Atlantischen und Stillen Meeres kennt, noch weniger respectirt.

Unter die neuesten und wichtigsten Verträge dieser Art gehört der Handels- und Schiffahrtsvertrag, welchen Lübeck mit dem Königreiche Sardinien, dann der Vertrag über Freizügigkeit der beiderseitigen Staatsangehörigen von einem Staate in den andern, den es mit Belgien zum Abschluß brachte. Mit dem deutschen Gesammtvaterlande verknüpfte es sich und die Interessen seiner Staatsangehörigen dadurch enger, daß es sowol dem Paßkarten- wie dem deutsch-östreichischen Postvereine beitrat. Der erst-

genannte Schritt war leicht gethan, weil es dazu nur eines freien Entschlusses bedurfte. Lübeck als Staat konnte eigentlich dieser an sich höchst zweckmäßigen Einrichtung entbehren, weil das Polizeiwesen der freien Hansestadt zwar sehr gut geordnet, nicht aber so peinlich eingerichtet ist, daß es den Fremden und Einheimischen zur Qual wird. Der Anschluß Lübecks an den deutsch-östreichischen Postverein war indessen eine Wohlthat für das gesammte correspondirende Publicum. Es war damit in der That einem schmerzlich gefühlten Bedürfniß abgeholfen; denn unter den vielen mittelalterlichen Einrichtungen, die sich total überlebt und als Hemmschuhe zeitgemäßen Fortschritts erwiesen haben, waren die postalischen die mittelalterlichsten in Lübeck. Es ist bereits bemerkt worden, daß bis zum Jahre 1851 das städtische Postamt von einem Mitgliede des Schonenfahrercollegiums verwaltet wurde, dem gründliche Kenntnisse im Postfache stets abgehen mußten, da ein derartiger Postmeister in seinen glücklichern Jahren immer nur Kaufmann gewesen war. Durch diese mangelhafte Beschaffenheit des Postwesens hatten sich Übelstände seltsamster Art eingeschlichen. Von Promptheit und Ordnung war wenig die Rede. Alles ging so schlendrianmäßig, daß nur die den Lübeckern innewohnende große Ehrlichkeit größere Übelstände niederhalten konnte. Bedenkt man, daß außer dem städtischen Postamte, mit welchem auch die mecklenburgische sowie die skandinavischen Posten verbunden waren, noch ein Thurn- und Taxis'sches Postamt existirte, das aus Mangel an hinreichendem Verkehr nur an gewissen Tagen Briefe beförderte, die ihm zum Theil auf seltsamen Umwegen zugingen, so läßt sich ermessen, wie lange Zeit Briefe oft unterwegs waren. Ein Brief von Lübeck nach Mitteldeutschland konnte gern acht Tage laufen, trotz der Berlin-Hamburger und Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn. Dabei mußten Preise erlegt werden, daß lebhaften Correspondenten bange dabei ward.

Die Ernennung Lignau's zum Postdirector in Lübeck brachte mehr Leben in das verrottete alte Postunwesen, und der Beitritt zum deutsch-östreichischen Postverein, der nach längern Unterhandlungen erfolgte und beinahe an den Foderungen des Thurn- und Taxis'schen Postamts gescheitert wäre, diente wesentlich zur Erleichterung des Briefverkehrs mit den binnenländischen Staaten Deutschlands. Dänemark, das, wie bemerkt, bei der Eisenbahnbewilligung sich vorbehalten hatte, nach Eröffnung der ganzen Bahnstrecke von Lübeck bis Büchen ein eigenes dänisches Postamt in der alten Hansestadt anzulegen, führte diesen Plan auch alsbald wirklich aus. Es erwarb ein ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegenes Haus auf der Königsstraße und richtete dasselbe seinen Zwecken entsprechend ein. Diejenigen, welche es ungern sahen, daß die Krone Dänemark so festen Fuß mitten in Lübeck fassen sollte, mögen damals schon dunkel geahnt haben, daß selbst der freien Travenstadt vom Sunde wenig Gutes kommen werde. Die Ansprüche, welche Dänemark erst in allerneuester Zeit zu machen beginnt, und welche dahin gehen, für alle nach Dänemark bestimmten Güter die Beförderung zu übernehmen, d. h. Dänemarks gesammtstaatlicher Spediteur zu sein, wird dem lübeckischen Handelsstande, falls es wirklich dazu kommt, tiefe Wunden schlagen; denn Lübecks Handel ist größtentheils Speditionshandel, und bei diesem Handel spielt unter den skandinavischen Staaten begreiflicherweise Dänemark die erste Rolle. Der Staat Dänemark würde freilich pecuniär gar nichts dabei gewinnen, wol aber müßte er die wichtigste Branche zuvörderst des lübeckischen, sodann aber auch des kieler Handels ruiniren, und sich für den nordischen Verkehr völlig unentbehrlich machen.

Schon vor Eröffnung der Eisenbahn machte sich das Bedürfniß nach einer elektromagnetischen Telegraphenverbindung mit dem großen deutschen Telegraphennetz fühlbar. Da man nicht annehmen konnte, daß die Gesellschaft der Lübeck-Büchener Bahn eine Telegraphenlinie herstellen werde, welche allen Anfoderungen des Publicums entspreche, so faßten einige Privaten den Entschluß, eine eigene elektromagnetische Telegraphenverbindung auf eigene Kosten, d. h. mittels Actienzeichnung zu errichten, die vorzugsweise dem Publicum dienstbar sein sollte. Es war Plan dieses Unternehmens, sofort den Seehafen Lübecks, Travemünde, durch den elektromag-

netischen Draht enger an die Vaterstadt zu knüpfen, und ferner, die Verbindung weiter nordwärts auszudehnen, um besonders die wichtigsten Seehäfen der Ostküste Schleswig-Holsteins, Jütlands und wo möglich auch der dänischen Inseln in dieses nordische Telegraphennetz zu ziehen. Wäre dieser ohne Frage umfassende Plan so leicht ausführbar gewesen, als er entworfen ward, so würde Lübeck jedenfalls wesentliche Vortheile davon gehabt haben. Daß das ganze Unternehmen scheiterte, mochte zum Theil in der Stellung einiger Persönlichkeiten zum Gesammtpublicum, theils in der schwierigen Lösung der Aufgabe selbst seinen Grund haben. Ersteres war Ursache, daß gerade die hervorragendsten und gewichtigsten kaufmännischen Notabilitäten Lübecks sich wenig oder gar nicht bei dem Projecte betheiligten, es also weder an geeigneter Stelle bevorworteten noch betrieben; die Ausführung aber verlangte vor allem sehr bedeutende Geldmittel und handelspolitischen Einfluß nicht blos bei der kopenhagener Kaufmannschaft, sondern sogar im dänischen Cabinet. Hätten nicht lübecker Kaufleute von wenig Gewicht, sondern englische Speculanten, mit reichen Mitteln versehen, an der Spitze des Unternehmens gestanden, es wäre sicherlich zu Stande gekommen. Der Plan selbst war gut, war in specifisch lübeckisch-patriotischem Sinne entworfen, und bezweckte die altehrwürdige Hansestadt zum Ausgangs-, Mittel- und Endpunkte eines über halb Skandinavien, wenigstens aber über die ganze Cimbrische Halbinsel auszuspannenden telegraphischen Netzes zu machen.

Die erste Schwierigkeit, welche sich der Lübeck-Hamburger Telegraphengesellschaft, wie der Verein sich nannte, entgegenstellte, war die Weigerung der Berlin-Hamburger Eisenbahndirection, das Planum ihrer Bahn den lübecker Privatleuten zur Legung ihres Drahts zu überlassen. Obwol die Anlagesumme durch Actienzeichnung bereits zusammengebracht war, kam es doch nicht einmal bis zu einer Einzahlung. Die Gesellschaft löste sich nach langen Unterhandlungen von selbst wieder auf. Daß unter andern Verhältnissen und bei anderer Leitung die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, Lübeck mit Schleswig-Holstein und dem dänischen Inselreiche telegraphisch zu verbinden, beweist die Bewilligung, welche Dänemark einer englischen Gesellschaft zur Errichtung eines submarinen Telegraphen bald nach dem Scheitern des lübeckischen Projects, und neuerdings sogar zur Anlegung von Eisenbahnen im Herzogthume Schleswig ertheilt hat. So erhielt Lübeck nur eine elektromagnetische Telegraphenverbindung mit Hamburg und Berlin, deren sich vorläufig die Direction der Lübeck-Büchener Eisenbahn wie der Senat bedienen können. Der darüber mit Preußen abgeschlossene Vertrag ward lübeckischerseits am 10. März 1852 publicirt.

Mit Unternehmungen, welche von Privaten ausgehen, scheint Lübeck überhaupt wenig Glück zu haben. Es ist wol ziemlich allgemein bekannt in Deutschland, daß die Metropole an der Trave zu den am schlechtesten mit Licht versehenen Städten Deutschlands gehört. Spötter behaupten, es käme dies daher, weil man in Lübeck aus Anhänglichkeit an das Alte das Dunkelbleiben in jeder Beziehung sehr liebe. Ist nun auch diese Ansicht als eine irrige entschieden zu bestreiten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die alte Stadt in Bezug auf Beleuchtung ihrer meist schmalen, langen und sehr schlecht gepflasterten Straßen weit hinter den allerbescheidensten Anforderungen zufriedener Staatsbürger zurückgeblieben ist. Man brennt allerdings Laternen zur Nachtzeit; allein diese Laternen sind sehr spärlich vertheilt, und in manchen Gegenden, wie z. B. an dem langen Hafenquai, gibt es gar keine. Außerdem schreibt die Straßenbeleuchtungscommission vor, daß in den sommerlichten Nächten und bei Mondschein, d. h. also, wenn Mondschein im Kalender steht, nur „ein halber Brand" anzuzünden sei, nämlich die Hälfte der zur Straßenbeleuchtung dienenden Laternen. Genug, die Straßenbeleuchtung Lübecks ist schlecht, trotz des ganz ansehnlichen Leuchtengeldes, das jeder Einwohner nach Maßgabe der Miethe, welche er zahlt, zu entrichten hat.

Durch Vermittelung eines Lübeckers machten unternehmende, mit hinreichenden Geldmitteln versehene Hamburger das Anerbieten, ganz Lübeck mit Gas erleuchten zu wollen, und es wurden deshalb Verhandlungen hin und her gepflogen, Gutachten

abgegeben und Vorbereitungen mancherlei Art getroffen. Ein Resultat darüber ist indessen bis jetzt nicht bekannt geworden.

Es bleibt uns, nachdem wir Lübecks Verhältnisse zum Auslande und die Hauptmomente seiner innern Entwickelung in der Neuzeit übersichtlich hervorgehoben haben, nur Weniges noch zu erwähnen übrig. Zuvörderst müssen wir hier des Aufhörens der Militärconvention gedenken, die Lübeck zugleich mit seinen beiden Schwesterstädten in frühern Jahren mit Oldenburg abgeschlossen hatte. Nach deren Abauf im Jahre 1851 zog es die Republik vor, keinen neuen bindenden Contract ähnlicher Art wieder einzugehen. Es hält sein Bundescontingent für sich, verwandelte die nur etwa aus 50 Mann bestehende Cavalerieabtheilung in eine berittene Landgendarmerie und führte, ungeachtet des lebhaften Widerspruchs, welche dieser Antrag und Vorschlag bei einer geringen Minorität in der Bürgerschaft fand, die Stellvertretung im Militärdienste wieder ein. Da so Vieles, was die Märztage des Jahres 1848 gebracht hatten, begraben worden war und in Folge des wiederaufgelebten Bundestags auch begraben werden mußte, konnte man ohne Bedenken auch zur vormärzlichen Stellvertretung zurückkehren, die Vielen bequemer erschien, obschon diese Bequemlichkeit auch nur den Wohlhabenden, nicht den Armen Vortheil gewährte. Denn durch dieselbe war der unbemittelte Bürger genöthigt, seine Söhne neben wirklichen Söldlingen wieder in den Militärdienst treten lassen zu müssen, was in früherer Zeit Anlaß zu mancherlei Beschwerden gegeben hatte.

Im Sommer 1850, ungefähr gleichzeitig mit dem Wiederausbruche des Kampfes in Schleswig-Holstein, meldete sich abermals der asiatische Würgengel, die Cholera. Lübeck hatte schon bei der ersten Weltreise dieser Pest schwer unter ihrer Geißel gelitten; jetzt trat sie fast ebenso todbringend wieder auf und decimirte binnen wenigen Wochen die Bewohner der alten Stadt. Obwol Lübecks Lage auf einem von lebendigem Wasser bespülten, allen Winden stark ausgesetzten Hügelrücken für eine gesunde gelten kann, setzte sich die Cholera doch jedesmal daselbst fest. Sie begann in den niedrig gelegenen Quartieren, in den Gängen und Höfen ihr unheimliches Wesen zu treiben, und erstieg von da langsam die höher gelegenen Stadttheile, ohne jedoch den eigentlichen Hügelrücken zu berühren. Die Zahl der Opfer, welche die Seuche im Jahre 1850 foderte, betrug volle 500, die Zahl der Erkrankten belief sich auf Tausend und Einige. Es erlagen mithin der Krankheit genau die Hälfte der von ihr Befallenen. Ungeachtet dieses starken Verlustes ergab doch eine im September 1851 veranstaltete Volkszählung, daß die Gesammtbevölkerung sich beträchtlich vermehrt hatte. Hieraus geht hervor, daß eine verhältnißmäßig bedeutende Zuwanderung Fremder nach Lübeck in neuester Zeit stattfindet: Beweis genug, wie gut es sich im Allgemeinen unter den Fittichen des Doppeladlers, den die kleine Republik im Wappen führt, leben läßt, und wie groß die Anziehungskraft eines Staatswesens ist, das seinen Bewohnern in der That nach allen Seiten hin volle Freiheit der Bewegung unter milden Gesetzen und milder Handhabung dieser Gesetze beläßt.

Als die wichtigste der ehemaligen Hansestädte ward Lübeck bei Errichtung des Deutschen Bundes der Sitz des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte, die allein von den vielen freien Reichsstädten des morsch gewordenen und endlich in Trümmer gefallenen Heiligen deutsch-römischen Reichs übrig geblieben waren. An der Spitze dieses höchsten Gerichtshofs der genannten vier Städte stand als Präsident einer der anerkannt größten Rechtsgelehrten, Dr. A. Heise. Zu früh für sein Wirken, obwol in hohen Jahren, raffte den allgemein hochgeachteten Mann, der in vieler Hinsicht ein origineller Charakter war, der Tod dahin am 6. Febr. 1851. Es erschien nicht leicht, diesem Manne einen Nachfolger zu geben bei der Wichtigkeit des Amts, das auf seinen Schultern ruhte. Nach längerm Berathen fiel die Wahl auf den Kanzler von Wächter an der Universität Tübingen, einen Mann, dessen Ruf als Rechtsgelehrter ein europäischer genannt werden kann. Lübecks Bürgern war sein Name ein bekannter, seine Persönlichkeit eine liebgewordene, da man ihn

bei Gelegenheit des Germanistenfestes vor einigen Jahren in voller Geistesfrische als Gast gesehen hatte. Wächter nahm die Wahl an, und ward am 29. Oct. desselben Jahres feierlich in sein neues Amt eingewiesen. Seine Laufbahn in Lübeck sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, da Derselbe schon im Sommer 1852 einem Ruf nach Leipzig folgte, um an der dortigen Universität als Rechtslehrer einen ihm lieb gewordenen Wirkungskreis zu finden. So ist denn gegenwärtig der Präsidentenstuhl des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte wiederum verwaist.

Wie schwer es auch bisher den deutschen Stämmen gemacht wurde, sich in ein Ganzes zu verschmelzen, und wie unmöglich es überhaupt zu sein scheint, aus diesen verschiedenen Stämmen ein einig wollendes und handelndes Volk zu bilden: so lebendig tritt doch andererseits das Bedürfniß nach solcher Einigung immer wieder auf, und der Wege, dieselbe auf irgend eine Weise zu erzielen, hat man zu allen Zeiten viele eingeschlagen. Im letztvergangenen Jahrzehnd suchte man durch Vergesellschaftungen, wie sie gleiches Streben, gleiche Bildungsstufen hervorrufen, eine Vereinigung oder doch brüderlichere Annäherung deutscher Stämme anzubahnen. Die Liedertafeln, die Gesangvereine, die Zusammenkünfte deutscher Gelehrten aller Branchen und noch manche andere Gesellschaftsformen waren ebenso viele Staffeln zu einer auf Umwegen erstrebten Einigung der ganzen Nation in allen ihren Interessen. Ganz besonders schien die Musik ein festes Bindemittel deutscher Stämme untereinander werden zu wollen. Der stark ausgebildete musikalische Sinn bei den Deutschen, das in allen deutschen Stämmen für diese Kunst sich zeigende Interesse waren wohl geeignet, Sympathien zu erregen und Entfernte, selbst Entfremdete einander näher zu bringen. Darum fanden denn auch die deutschen Musikfeste so allgemeinen Anklang. Bei diesen wirklichen Volksfesten in edlerm Sinne und feinerm Stile fragte man nicht mehr nach der Landsmannschaft. Das Talent, die lebhafte Theilnahme an einer von Allen mit Liebe umfaßten Kunst gab hier den Ausschlag. Die deutschen Musikfeste waren kosmopolitische Vereine deutscher Stämme, die man als Surrogate pflegte und möglichst auszubilden sich bemühte, weniger um direct ein politisch festes Band um die getrennten und zum Theil einander widerstrebenden Glieder des großen deutschen Weltkörpers zu schlingen, als um ein entschieden Fehlendes, ein unserm Volke völlig Unerreichbares dadurch zu ersetzen. Wie immer nur Kunst und Wissenschaft die Deutschen zu einem Ganzen schon seit Jahrhunderten gemacht haben, so sollte auch in unserm politisch schärfer ausgeprägten Zeitalter die täglich fühlbarer werdende Lücke abermals durch künstlerischen Kitt ausgefüllt, der disharmonische Riß im großen Ganzen durch das Anklingen und Austönen von Harmonien wieder geheilt werden.

Auch Lübeck ward in die Radien dieser Volksvereinigung gezogen. Das große norddeutsche Musikfest, das zu Anfange der vierziger Jahre Tausende von Sängern und Gesangfreunden in Lübecks Mauern zusammenführte, wo Alle gastliche Aufnahme fanden, gehört bei allen Lübeckern zu den schönsten Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit. Wol mochten Manche an diese Festtage und besonders an die Fahrt auf die blaue Ostseebucht, wo der kreisende Becher statt mit Wein mit Salzwasser, das alle Küsten deutscher Länder bespült, gefüllt war, freundliche Zukunftshoffnungen knüpfen, die freilich noch immer ihrer Erfüllung harren. Ein anderes Fest, das Lübeck auf seiner Erinnerungstafel roth angestrichen hat, und das ebenfalls im Gedächtniß der wackern Republikaner an der Trave in heitern Angedenken fortlebt, ist das Germanistenfest. Das Belebende, Anregende, in weitern Kreisen Zündende dieser Feste hatte bleibenden Eindruck auf die Bevölkerung des kleinen Freistaats gemacht. Die Gedanken Aller, namentlich aber der Mittelstände, schweiften beständig zurück auf diese Vergangenheit, die wie eine glückliche Insel voll seltenster Lebensfreuden in ihrem Gedächtniß ruhte. Es waren die Glanzpunkte in der an wirklichen Begebenheiten so armen Geschichte der geliebten Vaterstadt; das einzige Ereigniß innerhalb der Grenzen des machtlosen Freistaats, der so abseits von der Welt lag, daß diese sich entweder gar nicht um ihn bekümmerte oder ihn für zu unbedeutend hielt, um seiner zu gedenken. Daß also die Bürger eine Rückkehr jener

glücklichen, ja seligen Tage wünschten, war ihnen nicht zu verdenken. Hätten sie sich doch Alle in dem Glanz einer Sonne gewärmt, deren Strahlen ihnen zwar nicht eigenthümlich zugehörte, die aber doch so gefällig gewesen war, über der Stadt Lübeck ihr wohlgefälliges Feuer auszugießen.

Diesen überaus freundlichen und wohlthuenden Rückerinnerungen mochte es wol großentheils mit zuzuschreiben sein, daß eine große Anzahl Bürger an Begründung einer alljährlich sich wiederholenden Volksfeierlichkeit dachten. Die Gelegenheit dazu fand sich von selbst im Bewegungsjahre 1848. Die Ernennung des Erzherzogs Johann von Östreich zum Reichsverweser über Deutschland, von Vielen ungern gesehen, von Lübeck dagegen mit wahrer und aufrichtiger Freude begrüßt, gab einen erwünschten Anhaltepunkt. Erzherzog Johann war bekannt als guter Schütze; es ziemte sich also wol, daß dem erwählten Reichsverweser zu Ehren die freien Bürger Lübecks ein Freudenschießen hielten. Nirgends vielleicht außer den tiroler und schweizer Alpenthälern findet man in Deutschland so leidenschaftliche Freunde des Zielschießens wie in den Ostseestädten, und Lübeck gehört unter diesen jedenfalls wieder zu den allerschießlustigsten. Es mag dies ein Überbleibsel aus der wehrhaften Vergangenheit der Stadt sein, wo jeder Bürger Lübecks Wehrmann, Soldat, Krieger im eigentlichsten Sinne des Worts war. Kein Sonntag vergeht während der guten Jahreszeit, wo nicht irgendwo um die Stadt die Büchse knallt oder die Armbrust gespannt wird; selbst die jüngste heranwachsende Jugend hält alljährlich in verschiedenen Abtheilungen und unter verschiedenen Benennungen ihre regelmäßigen Schießübungen.

Zu Ehren des neu erwählten deutschen Reichsverwesers wurde im Juli 1848 das erste allgemeine Scheibenschießen auf dem Bürgerschützenhofe vor dem Holstenthore zu Lübeck abgehalten. Das Fest war stark besucht, und hatte als eine Art Gleichheitsfest, wie die damalige Zeit sie gebar und foderte, guten Sinn. Jung und Alt, Reich und Arm betheiligte sich bei dem allgemeinen Scheibenschießen. Die Senatoren schossen nicht nur mit nach den aufgepflanzten Zielen, sie zogen auch mit aus; und als es Abends unter freiem Himmel bei brillanter Illumination des Schützenhofs und des ganzen weiten Schießplatzes Tanz gab, reichte manche vornehme Dame die Hand einem Manne aus dem Volke. Genug, das Vergnügen der Menge war so groß als ihr Jubel. Alle Welt war befriedigt, entzückt, und es galt von jenen Tagen der Gleichheit und Brüderlichkeit an für ausgemacht, daß das allgemeine Scheibenschießen für alle Zukunft ein jährlich wiederkehrendes Volksfest in möglichst größtem Stil werden und bleiben müsse.

So kehrte denn auch wirklich in jedem nächsten Jahre das allgemeine Scheibenschießen wieder. Der Lübecker nennt dasselbe ein Volksfest; auch kann man es gern dafür gelten lassen, nur darf man freilich keinen südlichen Maßstab mitbringen, um die Volksfreude beim lübecker allgemeinen Scheibenschießen damit zu messen. Der nordische Ernst, die nordische Schwerfälligkeit läßt nun einmal jenen sprudelnden Humor, jene geistige Elasticität nicht aufkommen, die ein wahres Volksfest verlangt. Wenn daher auch gern zugegeben werden kann, daß das allgemeine Scheibenschießen den Lübeckern für ein Volksfest gilt, ja sogar, daß sie sich außerordentlich dabei amusiren mögen, eben weil sie weder andere Foderungen an Feste solcher Art machen, noch bessere kennen, so bleibt es doch immerhin wahr, daß der eigentliche Charakter der Volksthümlichkeit diesem allgemeinen Scheibenschießen völlig abgeht. Und diesen Mangel können weder die zahlreichen Banner der Gewerke, noch die malerische Staffage der alten Stadt, noch Würfelspielbuden, Gaukler, Illumination und Kletterstangen ersetzen. Im Sommer von 1852 verlegte man dieses Fest auf das Burgfeld an der nach Travemünde führenden Straße. Die Eisenbahn führte demselben eine beträchtliche Anzahl Fremder zu, und diesem Umstande mochte es wol zu danken sein, daß das Fest einen etwas belebtern und farbigern Anstrich erhielt.

Überblicken wir nun zum Schluß nochmals die ganze Entwickelungsbahn, welche

Lübeck als Stadt und Staat in der jüngsten Zeit durchmessen hat, so gestaltet sich das Urtheil im Allgemeinen trotz der vielen Mängel, des mancherlei Alten, des vielen Kleinlichen und Philisterhaften, das selbst die stürmischen Tage der letzten Jahre nicht völlig zu beseitigen vermochten, sehr günstig. Lübeck kann sich mit vollem Rechte und mit Nachdruck einen zufriedenen Staat nennen. Denn zufrieden ist ein Staatswesen, sei es groß oder klein, sobald Regierung und Regierte in demselben Hand in Hand miteinander gehen; wenn beide Theile die Umgestaltung und Verbesserung des Veralteten und Mangelhaften auf friedlichem Wege dem gewaltsamen Umsturze vorziehen; wo der Bürger sich glücklich fühlt, weil in der Gesammtmasse der Bevölkerung mäßig verbreiteter Wohlstand herrscht, und der Regierende die ihm verliehene Macht nicht zu brutaler Unterdrückung, nicht zu unredlicher Bereicherung, nicht zu Willkürhandlungen jeglicher Art benutzt; wo man unter Speculation nicht leichtfertige Schwindlergeschäfte versteht, sondern ein behutsames Wagen nach Verhältniß vorhandener und disponibler Mittel; wo Jeder Jedem Credit schenkt, solange von dem Creditfodernden nicht dargethan ist, daß er ein schlechter Mann, ein abgefeimter Betrüger sei; wo mit einem Worte in weitestem Umfange das alte deutsche Sprüchwort: „Ein Wort, ein Mann" noch in ungeschmälerter Kraft besteht.

Lübeck darf sich ferner rühmen, aus den Stürmen der jüngsten Vergangenheit unbeschädigt hervorgegangen zu sein. Es hat gar nichts in diesem politisch tollen Durcheinander verloren, es hat nur gewonnen. Seine Verfassung bildete sich ohne große Schwierigkeiten zeitgemäßer aus und blieb doch frei von Bestimmungen, welche Regierende und Regierte gleich sehr in Verlegenheit setzen können. Die Bürger des kleinen Freistaats verloren auch nicht das Kleinste ihrer Gerechtsame, nicht den Schatten ihrer ihnen zukommenden Freiheiten; aber sie erhielten, was sie bis dahin nicht besessen hatten: Freiheit der Presse, Freiheit Vereine zu bilden u. s. w. Die entstandenen Vereine trieb die Polizei des Freistaats nicht auseinander, wenn auch Mitglieder derselben nicht jederzeit Gold und Juwelen in ihren Reden verschütteten; im Gegentheil, man ließ sie gewähren, wohl wissend, daß eine gährende Kraft, die sich in Worten verpufft, zu schädlichen Thaten sich niemals herbeizulassen pflegt. Vereine, wie z. B. der Volksverein, deren Streben auf Belehrung und zeitgemäße Ausbildung der niedern Classen abzielt, müßten sogar von Polizei wegen unterstützt und gefördert werden. Und der freigewordenen Presse braucht sich Lübeck auch nicht zu schämen. Der kleine, aber solide Freistaat an der Trave ist wol der einzige Staat im Deutschen Bunde, wo seit Einführung der Preßfreiheit kein einziger Preßproceß vorgekommen ist. Man sage nicht, es rühre dies ganz allein von der großen Zahmheit der lübecker Presse her. So wenig Bedeutung im Allgemeinen die Presse Lübecks hat, so viel Gutes wirkte sie im kleinen Lande selbst. Sie theilt aber darin ganz den Sinn der meisten Lübecker, daß sie dem Skandal blos des Skandals halber abhold ist, daß sie weder Gefallen findet an Gemeinheiten noch an albernen Dreistigkeiten.

Es ist kaum anzunehmen, daß Lübeck jemals wieder aus dem Ruin, den es in commerzieller Beziehung erlitten hat, zu neuem Glanz sich erheben werde. In dieser Hinsicht wird es das Schicksal anderer, in früherer Zeit ebenfalls groß gewesener Städte, wie etwa das Venedigs, theilen. Wol aber kann es sich rühmen, als Staat bereits errungen zu haben, was sehr vielen mittlern und großen Staaten niemals erreichbar sein wird: eine Freiheit, die nicht blos in leeren Gesetzesformeln, sondern in dem Herzen seiner Bürger geschrieben steht. Wandelt es fort auf diesen Wegen, so wird dem Freistaat an der Trave trotz seines geringen Umfangs doch die Genugthuung werden und bleiben, unter den vielen Staaten des Deutschen Bundes der glücklichste und zufriedenste zu sein, weil er verstand, zu rechter Zeit in seinen Foderungen und Bestrebungen, welcher Art sie immer sein mochten, sich selbst zu beschränken.

Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart.

Zweiter Abschnitt.*)

Die Bewegung in der römisch-katholischen Kirche.

Allgemeiner Charakter der katholischen Bewegung; Beginn der gegenwärtigen Periode.

Auf dem Gebiete des Katholicismus ist die Bewegung unserer Zeit nicht eine religiöse, sondern eine kirchliche. Die Fragen, um die es sich hier handelt, beziehen sich nicht auf den Inhalt des Glaubens, sondern auf die Formen und Grenzen der Macht, welche der Kirche und ihren Priestern zustehen soll. Bestrebungen, die, aus dem Gebiete des Katholicismus hervorgehend, auf eine Umgestaltung der Glaubenslehren oder auch nur auf eine wesentliche Reform der Kirchenverfassung gerichtet sind, sehen sich alsbald, freiwillig oder gezwungen, vom Boden der katholischen Kirche verdrängt. Eine religiöse Bewegung, wie die deutschkatholische, hat daher von dem Moment ab, wo sie in die Wirklichkeit tritt, mit dem Katholicismus, wie wir ihn als Gegensatz zum Protestantismus anzusehen gewohnt sind, nichts mehr gemein. Sie ist eine protestantische, wie sehr sie auch jede Gemeinschaft mit der bestehenden protestantischen Kirche zurückweisen mag.

Die katholische Bewegung unserer Zeit ist aber nicht nur eine kirchliche, sondern eine überwiegend hierarchische, ultramontane. Sie ist auf Wiederherstellung und Erweiterung der Kirchengewalt und der Kircheneinheit gerichtet, die durch die Reformation und die Revolution bedroht und erschüttert ward. Ihr letztes Ziel ist die Alleinherrschaft der römischen Kirche und ihrer Organe über die Gemüther und den Willen ihrer Angehörigen, die Zurückführung der abgefallenen Glieder in den Schoos der verlassenen Mutterkirche, die Ausdehnung ihres Machtgebiets über die gesammte Christenheit und endlich über die ganze Menschheit. In der Verfolgung dieses Ziels bekämpft sie mit unausgesetzter Beharrlichkeit alle diejenigen geistigen und materiellen Mächte, welche neben ihr einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des Menschenschicksals ausüben. Als den ersten ihrer Gegner betrachtet sie daher die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums, das die Gesetze seines Denkens und Thuns nur aus sich selbst schöpfen will, und daher einer Autorität widerstrebt, die eine volle Unterwerfung unter ihre Lehren und Vorschriften fodert. Die freie Wissenschaft, die zum Gemeingut Aller zu werden bestimmt ist, wird sich daher nimmer der Gunst der katholischen Kirche zu erfreuen haben, weil sie die Selbstentwickelung jedes Einzelnen zum Bewußtsein seiner Aufgabe fördert. Als ihren mächtigsten und gefährlichsten Gegner aber bekämpft die katholische Kirche den Staat und die Staatsgewalt, weil diese ihr mehr als jede andere Macht das Recht der leitenden und bevormundenden Fürsorge für die Interessen des Einzelnen und der Gesammtheit streitig macht. Nicht minder ist sie endlich auch bemüht, die freie und selbständige Entwickelung der Nationen niederzuhalten und die Besonderheit ihrer Individualität zu verwischen, weil sie es für ihre Aufgabe ansieht, alle in gleicher Weise unter die gemeinsame Oberhoheit der Kirche zu vereinen.

In diesem ununterbrochenen Kampfe gegen die verschiedenen Mächte, die neben ihr nach der Weltherrschaft streben, ist die katholische Kirche darum so glücklich, weil sie es versteht, dieselben einzeln für sich zu gewinnen, und, je nach dem Wechsel der Verhältnisse, die eine gegen die andere zu verwenden. Sie hat in den ersten Jahrhunderten christlicher Entwickelung (wie noch jetzt in ihrer missionarischen Thätigkeit)

*) Der erste Abschnitt dieses Artikels, die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche behandelnd, ist bereits in dem vorliegenden achten Bande der „Gegenwart", S. 423—468, mitgetheilt worden. D. Red.

die Völker zu einem höhern Selbstbewußtsein erweckt. Aber sie wußte sich auch dieses erwachenden Bewußtseins in einer Weise zu bemächtigen, daß die neugewonnenen Glieder der Kirche, von ihrem eigenen nationalen und politischen Verbande abgelöst, zu ihren willigsten Werkzeugen in der Bekämpfung eben dieser Nationen und Staaten wurden. Die Kirche ist ferner Jahrhunderte lang die Pflegerin der Wissenschaft gewesen. Aber sie hat diese zugleich zu ihrem alleinigen Monopol gemacht, um in ihrer Hand die Bestimmung des Maßes zu halten, mit dem ihre Errungenschaften der horchenden und staunenden Menschheit zugetheilt werden sollen. Sie hat ihre vornehmste und erfolgreichste Sorge der Pflege, der Bildung und Erziehung der Jugend zugewendet. Aber die Macht, die sie dadurch über die Gemüther derselben gewann, setzte sie auch in den Stand, die Richtung zu bestimmen, die sie ihrem Denken und Wollen zu geben für gut hält. Mit demselben Schlüssel, mit dem sie den Geist ihrer Zöglinge für das Wissen und Denken weckt, weiß sie ihn auch vor der Macht des Selbstdenkens zu verschließen, das ihn über diese Sphäre der Abhängigkeit hinwegheben würde.

Die katholische Kirche wird fast überall als die mächtigste Stütze absolutistischer Regierungen angesehen. Sie fördert gern das Ansehen und die Macht der unumschränkten weltlichen Autorität; aber nur um durch dieselbe sich die Mittel zur Erhaltung ihrer eigenen gegen jeden vereinzelten Angriff zu sichern. Sie weiß auf diese Weise nicht nur den Staat für ihre eigenen Zwecke zu benutzen, sondern in Wahrheit von ihrem Einfluß abhängig zu machen, und wird zu seinem unversöhnlichsten Gegner, sobald es die Bestimmung des gegenseitigen Machtgebiets gilt und die Ansprüche der Kirche bei den Trägern der weltlichen Macht nicht ihre volle Anerkennung finden. In solchen Momenten sehen wir nicht selten die Hierarchie sich zum Vorkämpfer der Volksfreiheit aufwerfen, um durch die Unterstützung des Volks die Kraft der widerstrebenden Regierungsgewalt zu brechen. So werden wir in den Ländern, in welchen ihr Einfluß auf das Volk gesicherter ist als auf die Regierung, die katholische Kirche an der Spitze der Partei finden, die für Preßfreiheit, für allgemeines Wahlrecht und ganz besonders für unbeschränkte Freiheit des Unterrichts wirkt. Dagegen sehen wir sie für die strengste Beschränkung der Presse und der Lehrfreiheit, ganz besonders aber gegen den Einfluß der Volksvertretung eifern, wo sie in der Regierung einen starken Schutz gegen die Abneigung des Volks findet. „Volle Gleichberechtigung aller Confessionen, Nichteinmischung des Staats in die Angelegenheiten der Kirche und der Jugenderziehung" lautet ihr Programm in England, wenn sie sich mit der äußersten Linken gegen die Regierung verbindet. In Spanien aber und in Östreich wird der Schutz der Staatsgewalt gegen protestantisches oder gar deutschkatholisches Ketzerthum aufgerufen, und als deren unabweisliche Pflicht erklärt, die treue Schar der Gläubigen gegen die Gefahren der freien Presse und der freien Schule zu schützen. In Irland, als die Emancipation der Katholiken noch nicht durchgesetzt war, in Belgien, als es noch unter der Herrschaft des protestantischen Königs von Holland stand, in Sardinien, seitdem sich seine Regierung von der Allgewalt der Kirche befreit hat, predigten ihre Organe nicht selten offenen Widerstand gegen die Anmaßungen einer ketzerischen oder gottvergessenen Regierung, als eine heilige Pflicht gegen die Kirche. Im freien Frankreich aber ward jeder Widerstand gegen den Staatsstreich Ludwig Napoleon's als ein freventliches Widerstreben gegen den offenbaren Willen Gottes bezeichnet, nachdem der neue Dictator seinen Willen kundgegeben, das erschütterte Ansehen der Kirche wiederherzustellen.

Dies der allgemeine Charakter der kirchlich-hierarchischen Bewegung auf dem Gebiete des Katholicismus, so in unserer Zeit, wie zu allen Zeiten. Die gegenwärtige Periode dieser Bewegung beginnt offenbar mit der allgemeinen Restauration der Legitimität nach dem Sturze Napoleon's I., als des letzten, wenn auch autokratischen Trägers der Revolution. Viele Umstände vereinigten sich, um das Streben der Hierarchie nach der Wiedererlangung ihres mächtig erschütterten Einflusses zu

unterstützen. Vor allem war die allgemeine Tendenz der Zeit auf Wiederherstellung aller Autoritäten gerichtet, die durch die Revolution geschwächt oder ganz verdrängt worden waren. Alles, was durch die Revolution erzeugt worden war, sollte nach dem endlichen Siege über dieselbe wieder verschwinden; Alles, was ihrer Allgewalt hatte weichen müssen, in seinem alten und wo möglich in erhöhtem Glanze wiederhergestellt werden. Unter den Autoritäten aber, denen diese Restauration zu Theil wurde, war keine durch Alter und Würde so geheiligt wie die katholische Kirche und das sichtbare Oberhaupt derselben, der Papst. Obgleich unter den Fürsten der vier verbündeten Großmächte nur ein einziger der römisch-katholischen Kirche angehörte, so herrschte doch kein Zweifel, daß das Oberhaupt derselben nicht nur in seine vollen Rechte als Kirchenfürst, sondern auch in das weltliche Regiment des Kirchenstaats wiedereingesetzt würde. Die protestantischen Könige von England und Preußen beeilten sich nicht minder wie der griechisch-katholische Kaiser aller Reußen, ihre Ehrfurcht dem restituirten Bischofe von Rom zu bezeugen, der alljährlich von seinem erhabenen Kirchensitz aus das Ketzerthum verdammt.

Wie die Fürsten im Dienste des Legitimitäts- und Autoritätsprincips auf die glänzende Restauration des Papstthums und der katholischen Hierarchie bedacht waren, so fand dasselbe auch in der allgemeinen Volksstimmung jener Zeit den geeigneten Boden, um seine Macht über die Gemüther wieder fester als je zu begründen. Mit der nationalen Begeisterung, mit welcher sich die Völker gegen den Druck der Fremdherrschaft erhoben hatten, war überall auch eine gehobene, fast schwärmerisch-religiöse Stimmung verbunden, aus welcher die so schwer geprüften und gebeugten Völker für den entscheidenden Kampf das Vertrauen zum Lenker des Weltenschicksals schöpften. Wir dürfen diese Stimmung als eine wahrhaft religiöse bezeichnen, weil sie ebenso frei war von der Wortklauberei eines engherzigen Dogmatismus, wie von dem Sonderungsgeiste und Parteihaß der Confessionen. Wie in der Heiligen Allianz drei Fürsten von drei verschiedenen Bekenntnissen sich zu einem politisch-religiösen Bündniß vereinigten, so erschienen auch unter den Völkern die religiös-confessionellen Gegensätze während dieses Kampfes und unmittelbar nach demselben in seltener Versöhnung nebeneinander. Die Revolution mit ihrem endlosen Gefolge von Unheil und Wirrnissen — denn nur diese und nicht auch ihre reformatorischen Consequenzen waren damals den Gemüthern gegenwärtig — wurde allgemein als eine Folge des Indifferentismus und der Frivolität betrachtet, mit welcher man aller Religion den Rücken gekehrt, alle Achtung vor dem Heiligen und Ehrwürdigen von sich geworfen hatte. Man warf sich daher mit einer gewissen reumüthigen Inbrunst an die Brust der Religion und der Kirche, von der man sich solange abgewendet. Mit dieser erneuten Hingebung an eine höhere leitende Macht der Gottheit verband sich sehr natürlich auch die Rückkehr zu dem Princip der Legitimität und der Autorität überhaupt, indem man nach so erschütternden Stürmen wieder einen festen Halt suchte. Wie diese Hingebung aber desto größer war, je schwerer die Hand des Unglücks auf den Trägern der Gewalt gelastet, so war auch die Begeisterung für das wiedereingesetzte Oberhaupt der katholischen Kirche eine gewaltige, da seine Rückkehr zugleich als das Ende eines schweren Märtyrthums, einer zweimaligen Verbannung aus dem uralten und geheiligten Sitz seiner Herrschaft erschien.

Italien: Der Kirchenstaat; die Jesuiten; Sardinien; Toscana; die niedere Geistlichkeit.

Auf diese Weise geebnet für den Wiederaufbau des großen hierarchischen Gebäudes fand Pius VII. den Boden der Kirche, als er in Triumph nach Rom zurückkehrte. Er zögerte nicht, den Moment in geeigneter Weise zu benutzen. Wie er aber diese Aufgabe auffaßte, erhellt unzweifelhaft daraus, daß fast der erste Act seines wiederangetretenen Kirchenregiments am 7. Aug. 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens war, den Papst Clemens XIV. (Ganganelli) im Jahre 1773 für immer aufgelöst, der aber inzwischen seine Residenz in Rußland aufgeschlagen hatte, um sich dort für seine längst erwartete Auferstehung bereit zu halten. Diese eine

Thatsache bezeichnet hinreichend den Standpunkt, von dem man in Rom die Aufgabe der Zeit betrachtete. Der Jesuitismus schließt jede Versöhnung mit dem Ketzerthum einer akatholischen Christenheit, jede Anerkennung, oder auch nur Duldung desselben aus. Ebenso wenig erkennt er irgend eine weltliche Macht als eine berechtigte an, sobald sie in irgend einer Weise mit der Herrschaft der Kirche und des Papstthums in Conflict geräth. Mit gleicher Schonungslosigkeit wie das Ketzerthum und die weltliche Regierungsgewalt bekämpft er die freie Selbstentwickelung des Individuums und der Völker. Zugleich widerstrebt er auch jeder Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen; denn die schrankenlose und ungetheilte Unterwerfung der Christenheit unter den untrüglichen und alleinigen Willen des Papstthums ist die Aufgabe, die er mit unausgesetzter Beharrlichkeit und mit unerbittlicher Strenge verfolgt.

Wenn wir auch nicht, wie es wol von manchen Seiten geschieht, die Jesuiten als die alleinigen Urheber der erbitterten Kämpfe und der zahlreichen Wirrnisse ansehen können, welche in unserer Zeit den Charakter der Bewegung in der katholischen Kirche bezeichnen, so müssen wir doch gestehen, daß die Principien des Jesuitismus in dieser Bewegung die leitenden seien, und daß auch die Mittel, die zur Erreichung des vorgesteckten Ziels in Bewegung gesetzt wurden, dem Gebiete des Jesuitismus angehören. Umdüsterung der Gemüther und Fesselung der Geister, Verketzerung und Verfolgungssucht gegen Dissentirende und Widerstrebende, Sonderung und Anfeindung der Confessionen, Misbrauch der Volksgunst zur Schwächung der Staatsgewalt, der Fürstengunst zur Unterdrückung der Volksfreiheit, das sind die Waffen, mit denen der Kampf für die Alleinherrschaft der Kirche und für den hierarchischen Absolutismus mehr oder weniger offen geführt wird.

Verfolgen wir die Erscheinungen und den Gang dieser Bewegung in den einzelnen Ländern Europas, so tritt uns zunächst in Italien und vor allem im Kirchenstaate selbst das lebendige Bild der Zustände entgegen, die sich aus der Wiederaufrichtung des starr-hierarchischen und politisch-absolutistischen Kirchenregiments entwickelten. Unter der Regierung Pius' VII., Leo's XII. und Pius' VIII. gewann der Jesuitismus immer mehr Ausbreitung und Einfluß, obwol Leo, als Cardinal Genga an der Spitze der übrigen geistlichen Orden und zahlreichen Weltpriester, demselben entschieden feindlich gegenüberstand. Den Höhepunkt aber erreichte der hierarchische Absolutismus, als am 30. Nov. 1830 der düstere Camaldulenser Mauro Capellari als Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestieg, nachdem am 9. Juli 1829 der holländische Pater Roothaan zum Ordensgeneral der Jesuiten erhoben worden war.

Obwol schon im Jahre 1820 sich das italienische Volk im Süden und im Norden, in Neapel und in Piemont, gegen den Druck des weltlichen Absolutismus erhoben hatte, der unmittelbar nach der Restauration wieder eingetreten war, so blieb doch in Rom die Ruhe ungestört, theils weil sich die Last des geistlichen Regiments noch weniger fühlbar zeigte, theils auch, weil die Unzufriedenheit in der Ehrfurcht gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche ein natürliches Gegengewicht fand. Erst die französische Julirevolution von 1830 gab den wirksamen Anlaß zur Erregung der Gemüther; und das schroffe Auftreten des neuen Kirchenfürsten bildete einen zu grellen Gegensatz gegen die neuerwachten Hoffnungen, als daß ein Zusammenstoß länger hätte vermieden werden können. Der römische Aufstand von 1831 ward durch östreichische Hülfe schnell unterdrückt, und Gregor glaubte nun seiner natürlichen Neigung durch Übung schonungsloser Strenge ungescheut folgen zu können. Ihm zur Seite standen in diesem Streben als officielle Leiter der öffentlichen Angelegenheiten der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini, der unbeugsame und rücksichtslose Vertreter des hierarchischen Absolutismus und der absolutistischen Hierarchie, und als geheimer, aber einflußreichster Rathgeber der Jesuitengeneral Pater Roothaan. Letzterer ist ohne Zweifel das ausgezeichnetste Oberhaupt, das die Jesuiten seit langer Zeit besaßen: ein Mann, der sich ebenso sehr durch einen durchdringenden und weitschauenden Geist, wie durch Energie und Beharrlichkeit im Wirken, vor allem aber

durch unbeugsame Willenskraft und unerschütterliche Ruhe in allen Lagen des Lebens auszeichnet.

Von welcher Gesinnung Gregor XVI. beherrscht und in seinem Regiment geleitet wurde, davon mögen seine eigenen Worte aus dem Breve vom 8. Aug. 1832 Zeugniß geben: „Die Preßfreiheit kann nie genug verflucht und verabscheut werden. Die Gewissensfreiheit ist eine abgeschmackte und irrige Lehre, ein Wahnsinn, der verderblichste aller Irrthümer. Die Meinungs- und Wortfreiheit eine Zügellosigkeit, eine Pestilenz für die Staaten, schlimmer als jede andere." Mit welch starrer Consequenz er an dem Abscheu vor jeder Neuerung, wie wohlthätig sie sich auch bewähren mochte, festhielt, bezeugt sein unbeugsamer Widerstand gegen Einführung von Eisenbahnen, die er „eine fluchenswerthe Ausgeburt des Zeitgeistes" nannte; wie wenig er, neben der Verfolgung seiner Aufgabe, den milden Regungen des Gemüths nachgab, bekundete er durch die beharrliche Verweigerung einer Amnestie, die selbst von der östreichischen Regierung dringend gefodert wurde. In dem Kampfe gegen den Fortschritt der Wissenschaft ging er soweit, daß er nicht nur die Theilnahme an den Versammlungen des italienischen Gelehrtencongresses, sondern überhaupt alle Reisen ins Ausland, und selbst den Unterricht in der Geographie untersagte. Er legte nicht nur alle Regierungsgewalt in die Hand geistlicher Würdenträger, sondern übertrug auch den gesammten Jugendunterricht ausschließlich den geistlichen Orden und vor allem den Jesuiten. Die Kirche und alle ihre Diener befreite er von jeder Beisteuer zu den öffentlichen Lasten, während das Volk von einer ungeheuren Abgabenlast zu Boden gedrückt wurde.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die politische Regierungsgeschichte Gregor's XVI., eine Geschichte zahlreicher Aufstände und grausamer Unterdrückung, zu geben. Wir haben vielmehr jene Thatsachen nur angeführt, um den Geist zu bezeichnen, der seit der Erhebung Gregor's auf den Thron Petri in dem leitenden Mittelpunkte der katholischen Kirche herrschte, und von hier aus sich über alle Organe des großen und wohlorganisirten hierarchischen Systems ergoß. Die Grundsätze dieses hierarchischen Systems erfuhren aber auch durch den Regierungsantritt Pius' IX. (16. Juni 1846) keineswegs eine wesentliche Veränderung, so sehr derselbe auch damals als Mensch und als weltlicher Fürst sich durch Wohlwollen und Versöhnlichkeit vor seinem Vorgänger auszeichnete. Wir führen zum Zeugniß dessen auch nur seine eigenen Worte an.

In seinem ersten Hirtenbriefe an die Bischöfe vom 8. Nov. 1846 heißt es in Bezug auf die deutschkatholische Bewegung: „Keinem von euch ist es unbekannt, wie in unserm beklagenswerthen Zeitalter der unglückliche Krieg gegen die Heiligkeit der Religion angefacht wurde von Denjenigen, die, in ruchloser Genossenschaft verbunden, der geheiligten Lehre entfremdet und von der Wahrheit das Gehör abwendend, beflissen sind, jegliches Meinungsungethüm aus der Finsterniß hervorzuwühlen ..., Gottesfurcht, Recht und Gerechtigkeit aus den Gemüthern Aller zu verlöschen, die Sitte zu verderben, göttliches und menschliches Recht zu verwirren ... und dies thun nicht etwa blos die Gotteslästerer und Offenbarungsleugner, sondern auch Die, welche die Vernunft misbrauchen, Gotteswort für Menschenwerk ausgeben, und sich dreist erkühnen, dasselbe nach eigenem Gutdünken auszulegen und zu erklären, da doch Gott selbst (im Papstthume) eine lebendige Autorität aufgestellt hat, um alle Streitigkeiten zu schlichten."

Als nach dem Siege der schweizerischen Bundesregierung über den jesuitischen Sonderbund das römische Volk den Siegern seine Sympathien zu erkennen gab, ergte Pius IX. Allen, die sich an dieser Demonstration gegen die Jesuiten betheiligt hatten, ein dreitägiges Fasten auf; und in einer Allocution vom 17. Dec. 1847 äußerte er, neben seinem Schmerz über den unglücklichen Ausgang dieses Kampfes, unter Andern: „Fern sei von mir der Gedanke, den die Feinde der katholischen Wahrheit mir zuschreiben, daß nicht blos die Söhne der Kirche, sondern auch An-

dere, wenn sie auch der katholischen Einheit fremd bleiben, in gleicher Weise auf dem Wege des Heils seien und zum ewigen Leben gelangen könnten."

Nur dem unwiderstehlichen Strome der öffentlichen Meinung, und keineswegs seiner freien Überzeugung folgend, gab Pius IX. später im Drange der allgemeinen Revolution die Jesuiten auf, und decretirte ihre Entfernung aus dem Kirchenstaate, ohne jedoch eine abermalige Auflösung des Ordens anzuordnen. Pius IX. war auch in den Momenten seiner edelsten Erhebung für die Sache der Humanität weit entfernt von dem Gedanken, an dem hierarchischen System der Kirche zu rütteln. Er war viel zu schüchtern, einen solchen Gedanken gegen den Widerstand des Heiligen Collegiums auszuführen, wenn er ihn auch gehegt hätte. Seit seiner Restauration im Jahre 1849 ist aber Pius IX. zum Hebel der kirchlichen wie der politischen Reaction geworden. Von der Wirksamkeit dieser Reaction in Rom selbst führen wir als einziges Zeugniß nur die päpstliche Verordnung an, nach welcher für den Übertritt päpstlicher Unterthanen von der katholischen Kirche zur protestantischen die Galeerenstrafe bestimmt ist. Indessen haben gerade in der Bevölkerung von Rom selbst die hierarchischen Tendenzen gewiß die geringsten Erfolge gehabt. Die Ereignisse der jüngsten Jahre haben das Verhältniß derselben zum Oberhaupte der Kirche zu mächtig erschüttert, als daß nicht auch die Fäden gelockert sein sollten, mit denen sie an dieser hängen.

Neben dem Kirchenstaate war in Italien Neapel und Sardinien der Hauptsitz des hierarchisch-jesuitischen Systems. Ein Blick auf die politische Geschichte dieser beiden Staaten gibt davon ein sicheres Zeugniß. Ganz besonders war jedoch Sardinien von den Leitern der ultramontanen Bestrebungen zu einem Mittelpunkte ihrer Wirksamkeit ausersehen. Der Einfluß, den hier die Kirche und ihre Vertreter, vor allem aber die Jesuiten auf die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten, auf Jugenderziehung, auf Armen- und Associationswesen, auf die Presse und auf alle Institutionen des Gemeinwohls ausübten, machte sie zu den eigentlichen *Regenten des* Landes, denen die Fürsten und ihre Minister nur als dienstwillige Werkzeuge ihren Namen und ihren Arm liehen. Die Unterdrückung jeder nationalen und politischen Erhebung wie jeder freien geistigen Entwickelung, die härteste Unduldsamkeit, ja die grausamste Verfolgung gegen jeden Schein von Ketzerthum, nicht minder aber auch die gänzliche Entfremdung des Volks, besonders in dem neuerworbenen Genua, von seinen Fürsten war die Folge dieses Priesterregiments. Wie sich Victor Emanuel I., der restaurirte König, mit Leidenschaft in den Arm der Kirche warf, um mit ihrer Hülfe die Wiederherstellung der alten Zustände zu erzielen, nach denen sein Herz vor allem Verlangen trug; wie sein Nachfolger Karl Felix unter den Händen seines Beichtvaters Grassi selbst zum frommen Bethruder und zum willenlosen Diener der Kirche geworden war: so glaubte auch der kluge Karl Albert, als er 1831 den Thron bestieg, sich unter den Schutz der Hierarchie stellen zu müssen, um seine eigene Vergangenheit (als Carbonaro) desto sicherer vergessen zu machen. Wie groß die Macht der Hierarchie in diesem Lande selbst der Regierung gegenüber war, davon gab im Jahre 1844 die sogenannte Flucht der Tochter des holländischen Gesandten zu den Jesuiten Zeugniß, deren Auslieferung an den Vater, trotz der ernstesten diplomatischen Demonstrationen, selbst der König nicht zu erwirken vermochte.

Die ultramontane und jesuitische Propaganda in Sardinien stand offenbar in der innigsten Verbindung mit der jesuitischen Bewegung in der Schweiz. Die ernste Wendung, welche hier die Ereigniffe seit dem Jahre 1846 nahmen, und durch welche der König von Sardinien fast zu einem verderblichen Kampfe gegen die rechtmäßige Regierung der Schweiz genöthigt worden wäre, öffnete endlich nicht nur dem längst erbitterten Volke, sondern auch dem Könige Karl Albert die Augen über die Gefahr, in welcher das Land in Folge der Allmacht der Hierarchie schwebte. Der Umschwung, der mit dem Jahre 1848 im sardinischen Staate nicht nur in dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch in dem Einfluß der Hier-

rchie auf die Leitung derselben stattfand, ist darum in keinem Lande Europas nach-
altiger gewesen als in diesem.

Die Vertreibung der Jesuiten machte hier, wie in Neapel und Rom im März 1848, den Anfang der allgemeinen Bewegung gegen den Druck der Hierarchie. Es olgten in Sardinien, wo die Geistlichkeit dem Strome der öffentlichen Meinung entschiedenen Widerstand zu leisten versuchte, bald weitergreifende Maßregeln, die Herziehung der Kirchengüter zu den Staatslasten, die Unterordnung der Kirche und ihrer Organe unter die allgemeine Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, die Befreiung es Unterrichts von der Alleinherrschaft der Geistlichkeit und endlich in neuester Zeit uch die Gesetzgebung über Einführung der Civilehe, die freilich bis jetzt noch nicht ur Ausführung gelangen konnte. Die ehrliche Consequenz, welche die sardinische Regierung in der Verfolgung des einmal eingeschlagenen Wegs an den Tag legte, owie die volle Übereinstimmung derselben mit den Sympathien des Volks, verlieh hr die Kraft zur wirksamen Durchführung ihrer Maßregeln und zur Niederhaltung es beharrlichen und drohenden Widerstandes, der denselben von Seiten der Hierarhie entgegengestellt wurde. Der widerspänstige Erzbischof Fransoni von Turin wurde or Gericht gestellt, seines Amts entsetzt und aus dem Bereich seiner Diöcese entrnt, die reformatorischen Gesetze trotz des priesterlichen Widerstandes überall mit nergie durchgeführt. Die mehrfach von Seiten der Geistlichkeit versuchte Aufregung es Volks blieb theils ohne Erfolg, oder wurde alsbald niedergeschlagen; und selbst er Unwille Roms, der bis zur Abbrechung aller diplomatischen Verbindung und bis ur Androhung des Bannstrahls ging, hat bis jetzt die Regierung in der Durchührung der angebahnten Befreiung des Staats von dem überwiegenden Einflusse er Kirche nicht zu erschüttern vermocht.

Während der Umschwung der öffentlichen Meinung in Sardinien eine, wie es heint, dauernde Befreiung von dem Drucke der Kirchengewalt herbeigeführt hat, begnen wir in Toscana dem entgegengesetzten Erfolg. Bis in die neueste Zeit hatte sich ie Regierung des Großherzogs Leopold durch eine gewisse Milde ausgezeichnet; und uch auf dem religiösen Gebiete hatte er den Übergriffen der Hierarchie so weit Wierstand geleistet, daß bis zum Jahre 1846 den Jesuiten, trotz ihrer allgemeinen estauration, der Eintritt in Toscana untersagt blieb. Beim Beginn der nationalen nd politischen Erhebung Italiens zeigte sich der Großherzog Leopold in den vorderen Reihen der Bewegung, und blieb mit Entschiedenheit dieser Richtung treu bis u dem Moment, wo es galt, gegen den ausgesprochenen Willen des flüchtigen apstes Abgeordnete zur Constituente Italiana nach Rom zu wählen. Von diesem oment ab brach er nicht nur mit der Revolution, sondern sogar mit seiner eigenen ergangenheit so vollständig, daß er gegenwärtig im Eifer für die Pflege der hierchischen Interessen allen Regierungen in Italien vorangeht. Die Verurtheilung der Madiai'schen Eheleute zu schwerer Gefängnißstrafe, weil sie zum Protestantismus bergetreten und des Versuchs zur Ausbreitung desselben beschuldigt waren, ist durch e einmüthig kundgegebene Sympathie der protestantischen Bevölkerung und der prostantischen Fürsten Europas zu einer europäischen Angelegenheit geworden. Erst n März 1853 wurde endlich dieses unglückliche Ehepaar freigelassen, und zugleich ußer Landes geschafft. Wol seit Jahrhunderten hat kein ähnliches Zusammenwir-n des gesammten europäischen Protestantismus stattgefunden, wie bei dieser Gegenheit; und das ist jedenfalls eine bedeutsame Thatsache.

Neben den von dem Mittelpunkte der römischen Kirche ausgehenden Bestrebunen zur Wiederherstellung und Befestigung der Hierarchie begegnen wir in Italien nerhalb der katholischen Kirche aber auch reformatorischen Elementen, die, obschon e bis jetzt noch ohnmächtig, doch nicht unerwähnt bleiben dürfen. Das eine lement ist lebendig in der niedern Geistlichkeit, diesem ewig thätigen Gährungsoffe der katholischen Kirche, aus welchem jederzeit die widerstrebenden und reformatorischen Kräfte hervorgegangen sind. Sie sind noch zu sehr in der Periode ihrer genen Entwickelung befangen, um nicht auch an das Recht einer Entwickelung in

der Kirche zu glauben. Sie fühlen noch zu sehr das Bedürfniß nach eigenem W
sen und Wollen, um sich ohne Widerstand fremdem Willen und fremdem Wort
unterwerfen. Sie sind zu sehr vertraut mit den Mängeln und Übeln innerhalb d
Kirche, und doch nicht hinreichend eingeweiht in die geheimen Triebräder derselb
um nicht an die Nothwendigkeit einer durchgreifenden innern Reform zu glaube
Sie sind noch zu sehr für die Ideen der Zeit zugänglich, zu empfänglich für d
Interessen derselben, um sie ohne Weiteres den Interessen der Kirche zu opfern
Sie sind es, gegen welche sich vornehmlich die Maßregeln der unbeugsamen Di
ciplin richten, durch welche die katholische Kirche ihren mächtigen Bau immer wieder
zusammenhält, welch gewaltige Stürme ihr auch von innen und außen drohen. W
sehr auch in Italien und selbst in Rom dieses Element der Bewegung mächtig w
und ist, davon gab die lebendige Theilnahme der niedern Welt- und Klostergeistlich
keit für die erwachende nationale und politische Erhebung des Volks im Jahre 184
Zeugniß. Aus eben dieser Sphäre sind daher auch zum Theil die einflußreichst
Agitatoren für politische und auch für religiöse Reformen hervorgegangen. Wir ne
nen nur den Pater Ventura, der vor 1848 der vertrauteste Freund und Rathgeb
Pius' IX. war, den kühnen Redner der Revolution Gavazzi, endlich Gioberti (ge
1852), den Verfolger der Jesuiten, der seine Begeisterung für die nationale Frei
heit schon 1833 mit der Verbannung aus seinem Vaterlande büßen mußte, und spä
ter eine so bedeutende Stellung nicht nur in seinem engern Vaterlande Sardinien
sondern auch in Rom und in Italien überhaupt einnahm.

Eine andere, mit den nationalen Bestrebungen eng verbundene Bewegung auf
dem Gebiete der katholischen Kirche trat in der Form ernster wissenschaftlicher Schrif
ten auf. Auch hier ist es Gioberti, gleich ausgezeichnet durch seine wissenschaftliche
Bildung wie durch die hohe Sittlichkeit seiner Bestrebungen, der diese Bahn zu
brechen versuchte. Von Paris aus veröffentlichte er im Jahre 1843 eine Schrift
über das sittliche und politische Primat Italiens, in welcher er durch Vermittelung
des Papstthums für das italienische Volk die entscheidende Stelle unter den Natio-
nen Europas fodert. Die Einheit der christlichen Kirche soll wiederhergestellt, das
Priesterthum von seinen Auswüchsen befreit und dem so geläuterten Papstthum das
Schiedsrichteramt im Streite der Nationen untereinander und mit ihren Fürsten
übertragen, Italien aber unter dem Vorsitz des Papstes zu einem Staatenbunde mit
constitutioneller Verfassung vereinigt werden. Welches Aufsehen seine später erschei-
nende Schrift über das moderne Jesuitenthum hervorbrachte, ist ebenso bekannt
wie der Einfluß, den er seit 1847 auf den Gang der politischen Angelegenheiten in
seinem Vaterlande Sardinien ausübte. Auch mit dem Papste trat er noch vor der
französischen Februarrevolution in nahe Beziehung, und wir können es uns nicht ver-
sagen, aus einem seiner Briefe an denselben vom Jahre 1847 eine charakteristische
Stelle anzuführen, die uns ein Bild seiner religiös-politischen Weltanschauung gib
„Der Auferstehung Griechenlands wird die Wiedergeburt Italiens folgen, ohne Blu
ohne Tumulte, unter Eurer Mäßigung gebietenden Fahne, und auf diesem friedliche
und nationalen Kreuzzuge wird das nördliche Europa vielleicht nicht blos Euer Be
wunderer, sondern auch Nebenbuhler sein. Denn wenn das Gerücht nicht trügt, h
regiert dort ein Fürst, welcher sich anschickt, mit Euch und den andern Monarche
Italiens in bürgerlicher Wohlthätigkeit und Ruhm zu wetteifern. O, edelster Wet
streit zwischen dem Nachfolger eines Julius und eines Friedrich in der Befreiung
und Beglückung ihrer Völker! O Schauspiel der Erde und des Himmels gleich
würdig! Und wer kann glauben, daß ein so schöner Streit, ein so tugendreicher
Wettkampf nicht mit Eintracht und mit kräftiger Einheit schwanger gehe? Nein
der Eindruck, den Ihr auf Eure rebellischen Söhne gemacht habt, kann nicht ohne
Frucht bleiben; die wiedererwachte Liebe ebnet den Weg zum Gehorsam" u. s. w.

Neben Gioberti verfolgte der edle und schwärmerische Graf Cesare Balbo einen
ähnlichen, wenn auch weniger freisinnigen Weg. Er macht die nationale und religiöse
Wiedergeburt Italiens von der Auflösung des türkischen Reichs abhängig, und wi

hierin auch die wahre Aufgabe Östreichs erkennen, das durch deren Lösung zugleich von der Einmischung in die italienischen Angelegenheiten abgehalten werden soll. Auch Balbo sieht in der Wiederherstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche die Aufgabe der Zeit, und bezeichnet die Reformation und ihre Folgen als das alleinige Hinderniß für das Aufblühen der Freiheit und der Bildung. Dagegen fodert auch er vom Papstthum eine strenge Läuterung der in der Kirche sichtbaren Übelstände und Misbräuche, und besonders die Entfernung der Geistlichkeit von der weltlichen Regierung. Auch er will den Papst an die Spitze eines nationalen Bündnisses der italienischen Fürsten und Staaten gestellt wissen, aus der die Erhebung der Nation zu der ihr gebührenden Stellung hervorgehen werde. Doch ist es nicht die constitutionelle, sondern eine rein monarchische Verfassung, die er für das neue Regiment Italiens bestimmt wissen will. In Deutschland würden vereinzelte Schriften, wie die genannten, wenig Bedeutung haben. Anders in Italien, wo diese Ideen ein so großes Aufsehen, eine so allgemeine Begeisterung hervorriefen, daß sie auf die Gestaltung der nächsten Ereignisse nicht ohne bestimmenden Einfluß blieben.

Frankreich: Reaction gegen die destructiven Tendenzen der Revolution; Ludwig XVIII.; die Jesuitencongregationen; Karl X.; das Julikönigthum; die Februarrevolution; Ludwig Napoleon und der Klerus; die Gallikanische Kirche; der religiöse Socialismus.

Frankreich ist der Ausgangspunkt der destructiven religiösen Bewegung, welche der Französischen Revolution voranging und nicht ohne Grund als ein bewegendes Element derselben angesehen wird. Rousseau, von wahrhafter Religiosität des Gemüths erfüllt, wollte keine Religion des äußern Zwangs, sondern nur der freien innern Überzeugung, keine Religion der Formen, sondern nur der Thaten anerkennen. Voltaire legte mit seinem kalten schneidenden Verstande die Widersprüche, die innern Unwahrheiten alles Dessen an den Tag, was man bisher als Religion anzusehen gewohnt war. Die Encyklopädisten setzten an die Stelle des idealen und hingebenden Glaubens den strengen Skepticismus und den nüchternen Materialismus. Indifferentismus und Frivolität traten an die Stelle der stumpfen Bigoterie, die noch kurz vorher unter den Vornehmen ein Gegenstand der Mode, unter den ungebildeten Massen ein Act blinder Gewohnheit gewesen war. Die Revolution ging in der maßlosen und fanatischen Verfolgung des Freiheitsprincips so weit, durch Decret des Convents den Cultus der Vernunft an die Stelle des Christenthums und der Religion überhaupt zu setzen. Der Rausch der Begeisterung für diese Alleinherrschaft der Vernunft und der Freiheit machte zwar sehr bald einer sichtbaren Ernüchterung und somit auch der Rückkehr zu den Formen des christlichen Glaubens Platz. Aber als Napoleon sich der gesammten Erbschaft der Revolution mit starker Hand bemächtigte, war er nicht gewillt, seine unbeschränkte Machtvollkommenheit mit irgend einer Macht, am wenigsten mit der Kirche zu theilen. Er schlug mit der Spitze des Schwerts den Widerstand derselben gegen seine Souveränetät nieder, und führte Pius VII., der sich nicht fügen wollte, als Gefangenen nach Frankreich.

Hier also war jetzt vornehmlich der Ort, wo es galt, die Umwandlung der Verhältnisse energisch zu benutzen und den für die Kirche verloren gegangenen Boden wiederzugewinnen. Doch ist zu bemerken, daß auch mitten im Strome der Revolution dieser Boden von den Dienern der Kirche mit äußerster Kraftanstrengung vertheidigt und niemals ganz aufgegeben wurde. Die furchtbaren Kämpfe, die in der Vendée unter der Fahne des Legitimismus gegen die Principien der Revolution geführt wurden, waren großentheils das Werk des Klerus, der bei dem hohen legitimistischen Adel sichern Schutz fand, und dem das Volk mit unbedingter Hingebung anhing. Selbst unter der Herrschaft Napoleon's gelang es dem Klerus, sich unter dem Schutz der glaubensfrommen Mutter des Kaisers zu stellen, die strengen Decrete desselben zu umgehen, und seinen geheimen Einfluß wenigstens in einzelnen Gegenden des Landes und in einzelnen Schichten des Volks zu behaupten.

Mit dem Eintritt der Restauration wurden jedoch sofort alle Hebel in Bewe-

gung gesetzt, um die alte Priesterherrschaft wiederzugewinnen. Indessen gelang dies nicht in dem Maße, wie man es von dem wiedereingesetzten Haupte der Bourbons erwartet hatte. Ludwig XVIII. war einsichtig genug, der öffentlichen Meinung, die noch immer mit Entschiedenheit gegen das Priesterregiment gerichtet war, Rücksicht zu widmen, und sich insbesondere der Wiedereinführung der Jesuiten zu widersetzen. Doch wußten sich diese, wie fast überall, auch hier unter andern Namen, wie der „Väter des Glaubens" einzuschleichen. Es gelang ihnen auch sehr bald, durch Überweisung der sogenannten kleinen Seminare, sowie durch Gründung des Seminars zu St.-Acheul bei Amiens und zu Montrouge bei Paris einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Jugenderziehung, besonders in den höhern Ständen, zu gewinnen. Ebenso wichtig für die Interessen der Kirche und des Ultramontanismus war ihre Wirksamkeit vermittelst der Missionen, die ihnen wegen Mangels an Weltpredigern gestattet wurden. Es gelang ihnen durch dieselben, nicht nur das erstorbene kirchliche Interesse in den Massen überall wieder anzuregen und treue Anhänger der Kirche zu gewinnen, sondern die Kanzel wurde auch zu den aufregendsten Angriffen gegen die Charte und die durch dieselbe garantirten Freiheiten, ja selbst gegen den König benutzt, der trotz der Insinuationen des Klerus an derselben festhalten wollte. Zugleich aber dienten die Missionen den ämsigen Patres nicht wenig zur Füllung ihrer Kasse, die wieder nur für ultramontane Zwecke verwendet wurde. Denn der zusammenströmenden Massen wurden außer dem Ablaß auch noch zahlreiche Schriften, Rosenkränze, Reliquien, geweihte Denkmünzen u. s. w. verkauft, für die man freudig seine Sparpfennige hingab. In den Jahren 1819—20, in welchen dieser Missionsunfug in seiner höchsten Blüte stand, versuchte die Presse vergebens gegen denselben zu wirken, und auch die Regierung wagte nicht dagegen aufzutreten. So groß war schon wieder der Einfluß, welchen der Klerus auf die niedere Masse und auf den hohen Adel ausübte, während die in der Charte begünstigte Bourgeoisie sich von demselben freizuhalten wußte.

Einen noch unmittelbarern Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übte der Klerus, und insbesondere der Jesuitenorden, durch die Congregation, d. h. durch die Verbindung mit Laien aus, die sich verpflichteten, den Zwecken des Ordens und der Hierarchie überhaupt zu dienen und ihren Anordnungen Gehorsam zu leisten. Der Zweck dieser Verbindung von Laien und Ordenspriestern war auf der einen Seite die Wiederherstellung der unbeschränkten Herrschaft der katholischen Kirche und auf der andern des politischen Absolutismus mit der alten Adelsaristokratie. Die für diese Zwecke gebildeten Gesellschaften wurden nach Stand, Alter, Geschlecht u. s. w. in verschiedene Affiliationen getheilt. Selbst im Militär fand diese Propaganda einen ansehnlichen Anhang; und in den ersten Regierungsjahren Karl's X. soll die Zahl der so Verbundenen sechs Millionen betragen haben. Der Einfluß der geheimen Congregation auf den Gang aller öffentlichen Angelegenheiten war fast unwiderstehlich. Denn alle Classen der Gesellschaft und des Beamtenthums waren von derselben durchdrungen. Die im Jahre 1820 erfolgte Beschränkung der Preßfreiheit und des Wahlrechts, sowie die Berufung des ultramontanen Ministeriums Villèle im Jahre 1821 wird mit Recht als das Werk dieser Congregation betrachtet, und von jetzt ab beginnt die Zeit der hierarchisch-absolutistischen Reaction, die endlich den Sturz der Bourbons durch die Julirevolution von 1830 herbeiführte.

Von den höchsten bis zu den untersten Classen der Gesellschaft erstreckten sich die leitenden Fäden dieser Verbindung. Das öffentliche wie das Familienleben wurde von derselben beherrscht; die Kammern wie die Regierung waren von ihren Organen besetzt und geleitet; der Staat wurde nach den Bestimmungen der Kirche geleitet und die Institutionen der bürgerlichen Freiheit, von allen Seiten misachtet und untergraben, blieben nur dem Scheine nach aufrecht erhalten. Solange Ludwig XVIII. regierte, der sich wenigstens von den Formen der constitutionellen Regierung nicht losssagen wollte, konnten diese Machinationen der Hierarchie und des Jesuitismus immer nur im Geheimen getrieben werden. Als aber im September 1824 Karl X.

der erklärte Freund und Gönner der Jesuiten, den Thron bestieg, sollte die Herrschaft derselben sofort öffentlich proclamirt werden. Ein Gesetz zur Wiederherstellung der geistlichen Corporationen war zu diesem Zwecke von dem Ministerium Villèle schon vor dem Tode Ludwig's XVIII. eingebracht worden, und die Deputirtenkammer, die durch die Wahlumtriebe der Congregation vollkommen im Dienste derselben stand, hatte die Annahme dieses Gesetzes bereits votirt, als sich, wunderbar genug, aus dem Schooße der Pairskammer eine ernste und erfolgreiche Opposition gegen die Maßlosigkeit der hierarchischen Herrschergelüste erhob.

Das Corporationsgesetz wurde verworfen. Die Debatte, welche bei dieser Gelegenheit in einem der wichtigsten Organe der Staatsgewalt geführt wurde, gab auch der Presse, als dem Organe der öffentlichen Meinung, den Anstoß, die Frage mit Energie zu behandeln und die gesetzwidrigen Umtriebe der geheimen Priester- und Jesuitengesellschaft ans Licht zu ziehen. Je mehr man nach dem Regierungsantritte Karl's X. offenen Schritten im Interesse der Jesuiten entgegensah, um so eifriger wurde der Kampf gegen dieselben geführt; und selbst der höchste Gerichtshof des Landes fand sich in Folge eines Preßprocesses veranlaßt, auf Seiten der Presse zu treten und das Bestehen geheimer geistlicher Corporationen für ungesetzlich und staatsgefährlich zu erklären. Durch dieses Verdict und durch die wachsende Zustimmung der öffentlichen Meinung ermuthigt, trat die Presse immer entschiedener auf. Eine mächtige Stütze erhielt dieselbe an dem Grafen von Montlosier, von welchem im März 1826 eine sehr energische Denkschrift über diese Frage erschien. Eine in Folge einer Denkschrift an die Pairskammer gerichtete Petition gegen das Fortbestehen der durch das Gesetz verbotenen geistlichen Genossenschaften und Vereine wurde am 19. Jan. 1827 von dieser als begründet anerkannt, und zur Nachachtung dem Ministerpräsidenten überwiesen. Die Aufregung gegen die Jesuiten ward durch diese Vorgänge so allgemein, daß selbst die Nationalgarde bei einer Revue den lauten Ruf: „Nieder mit den Jesuiten" vernehmen ließ, in welchen die versammelten Zuschauermassen allgemein einstimmten.

Der Sturz des Ministeriums Villèle war großentheils die Folge dieser antijesuitischen Bewegung. Sein Nachfolger, Martignac, machte den energischen Versuch, die Regierung von dem allmächtigen Einfluß der Hierarchie und der Congregation zu befreien, und ordnete die Aufhebung von acht kleinen Seminarien an, die als Jesuitenanstalten bekannt waren. Nur nach dem heftigsten Kampfe gegen den König selbst, gegen die offenen Angriffe des hohen und niedern Klerus, der eine Verletzung des Kirchenrechts in derselben finden wollte, konnten diese Maßregeln zur Ausführung gebracht werden. Das Andringen des Klerus gegen die immer mehr erstarkende öffentliche Meinung nahm jetzt eine für die Autorität der Kirche so drohende Gestalt an, daß endlich Papst Leo XII. selbst die Zulässigkeit jener Regierungsmaßregel anerkannte, und somit dem bedenklichen offenen Kampfe wenigstens äußerlich ein Ende setzte.

Aber während sich das Volk, die Presse und die Bourgeoisie mit diesem sichtbaren Siege begnügte, war die Priesterpartei keineswegs geneigt den Kampf aufzugeben. Sie verstand es, ihren directen Einfluß auf den König in einer Weise geltend zu machen, daß es ihren Bemühungen nach kurzer Zeit gelang, das Ministerium Martignac zu verdrängen, und den ebenso finstern und unbeugsamen wie ehrgeizigen und jesuitenfreundlichen Polignac an dessen Stelle zu setzen. Das absolutistisch-hierarchische System sollte durch dieses Ministerium, trotz des offenen Widerspruchs der öffentlichen Meinung und der gesetzlichen Volksvertretung, zur Herrschaft gebracht werden. Das Resultat dieses Kampfes ist bekannt. Mit dem Sturze Karl's X. und der Bourbons schien auch die Hoffnung der Hierarchie auf die Wiederherstellung ihrer verlorenen Macht für lange Zeit zu erlöschen.

Ludwig Philipp war durch die Bourgeoisie auf den Thron erhoben, und mußte seine Regierungsgewalt vornehmlich auf den Einfluß derselben stützen. Die Bourgeoisie ist dem Einfluß der Geistlichkeit weniger zugänglich als die Aristokratie und

der Bauernstand, weil sie, besonders in den größern Städten, unmittelbarer von dem bewegten Strome des öffentlichen Lebens und der fortschreitenden Entwickelung getragen wird, und allzu sehr der Pflege materieller Interessen obliegt, um eine besondere Empfänglichkeit für die Anfoderungen der Religion und der Kirche zu bewahren. Die Bourgeoisie und ihre Presse hatte nach dem Vorgange der Pairskammer den Kampf gegen die Hierarchie geführt, die man daher jederzeit auf Seite des monarchischen Absolutismus und der feudalistischen Aristokratie zu sehen gewohnt war. Das neue Regiment mußte daher von jeder Gemeinschaft mit der Hierarchie abstehen, und wurde auch von dieser als feindlich angesehen, weil es nur durch den Sturz der kirchenfreundlichen ältern Bourbons sich erhoben hatte.

Ludwig Philipp war, seiner persönlichen Gesinnung nach, keineswegs frommgläubig oder kirchenfreundlich; seine religiöse Richtung war, theils durch seine freigeisterische Erzieherin, Frau von Genlis, theils durch die Eindrücke der Revolution bestimmt, eine indifferente. Auch der Einfluß seiner schwärmerisch frommen Gemahlin würde ihn nicht zu größerm Wohlwollen gegen die Priesterpartei bewogen haben, hätte ihn nicht schon sein eigenes dynastisches Interesse dahin geführt, die Gunst derselben zu suchen. Ludwig Philipp wollte den revolutionären und illegitimen Ursprung seiner Krone und seiner Dynastie vergessen machen. Wenn er darum vor allem nach Anerkennung seiner Legitimität durch die Fürsten strebte, so verfolgte er auch ununterbrochen, obwol im Geheimen, ein gleiches Ziel bei der Autorität der Kirche, und war aufs eifrigste bemüht, dieselbe mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen. Die Hierarchie nahm sein Entgegenkommen anfangs mit schnöder Kälte auf. Sie vertrat offen die Sache der Legitimität und der gestürzten Dynastie, wußte jedoch die Stimmung des Königs dabei wohl zu benutzen, um im Stillen den verlorenen Einfluß allmälig wiederzugewinnen, und auch die gesetzlich unterdrückten Verbindungen, besonders aber die Jesuiten, wieder einzuführen. Der Tod des Herzogs von Orleans, der überhaupt einen sichtbaren Wendepunkt in der Regierungsgeschichte Ludwig Philipp's bildet, verschaffte der hierarchischen Partei einen immer festern Halt beim Könige, je mehr dieser die Stütze schwanken sah, die er bisher in der liberalen Bourgeoisie gefunden hatte. Während man im Volke bereits nicht ohne Besorgniß die zunehmenden Übergriffe des Klerus bemerkte, denen die Regierung keinen Widerstand leistete, glaubte die Hierarchie nun mit ihren Prätensionen wieder offen hervortreten zu können, und begann den Versuch zur Wiederherstellung ihres Einflusses mit einer Waffe, die ihr von der Julirevolution selbst in die Hand gegeben war.

Der Klerus trat nämlich mit der Foderung hervor, die in der Charte von 1830 zugesicherte Freiheit des Unterrichts zu verwirklichen, das der Universität im Jahre 1808 verliehene Recht der Leitung und Controlirung alles öffentlichen Unterrichts aufzuheben, und Jedem, also auch den Organen der Kirche und den geistlichen Orden, die Errichtung und Leitung von Unterrichtsanstalten und Erziehungsinstituten zu gestatten. Bei dem Kampfe, der über diese Frage fast drei Jahre hindurch zwischen dem Episkopat und der Universität, zwischen der kirchlich-hierarchischen und der wissenschaftlich-politischen Autorität geführt wurde, war der Boden offenbar günstiger für die Kirche. Das Privilegium, also Beschränkung Aller zu Gunsten eines Einzelnen, war hier auf Seiten der Universität; Freiheit und Gleichberechtigung war der Wahlspruch der Kirche, wie er dies überall ist, wo die Macht ihr feindlich und die Volksmasse freundlich gesinnt erscheint. Der König und die Regierung standen im Geheimen auf ihrer Seite; und in der That wurden während dieses öffentlichen Kampfes wiederum zahlreiche Congregationen gebildet, und auch die Jesuiten traten wieder in offener Wirksamkeit, als Lehrer des Volks und der Jugend auf, ohne daß man dagegen die bestehenden Gesetze geltend machte.

Aber die öffentliche Meinung in der herrschenden Bourgeoisie war immer noch entschieden antihierarchisch. Ein skandalöser Proceß, den die Jesuiten selbst gegen

hren Kassirer Affnäer anhängig machten, ließ über das Fortbestehen ihrer Verbin-
ungen in Frankreich keinen Zweifel. Auf den Antrag von Thiers beschloß daher
ie Deputirtenkammer am 31. Mai 1845, die Regierung zur Ausführung der ge-
en die Duldung der Jesuiten bestehenden Gesetze aufzufodern. Die Regierung
onnte dieser einmüthig ausgesprochenen und wohlbegründeten Willensäußerung der
kammer nicht offenen Widerstand leisten; aber ebenso wenig wagte Ludwig Philipp
em Gesetze ohne Weiteres Geltung zu verschaffen. So sehr war auch schon der
Bürgerkönig von den Fesseln der Hierarchie umschlungen. Vielmehr wurden weit-
äufige Verhandlungen mit der römischen Curie und dem Jesuitengeneral Pater
Roothaan durch den später so berühmt gewordenen Grafen Rossi gepflogen. Man
ah es sogar als einen großen Sieg des Diplomaten Rossi an, daß es gelang,
on dem Pater Roothaan eine Auffoderung an die Jesuiten in Frankreich zur frei-
illigen Aufgabe ihres dortigen Wohnsitzes zu erwirken. So erschien also das Ober-
aupt eines geistlichen Ordens bereits mit dem königlichen Oberhaupte des fran-
ösischen Staats auf gleichen Fuß gesetzt, trat mit ihm in diplomatische Unterhand-
ungen, und erwies ihm die Gunst, ihm die Ausführung unzweideutiger Gesetze und
es offen kundgegebenen Volkswillens in seinem eigenen Lande zu gestatten. Ohne
weifel ist auch dieses Zugeständniß von dem Jesuitengeneral nicht ohne anderwei-
ige Bedingungen gemacht worden. Denn es ist nicht nur unzweifelhafte Thatsache,
aß ein Theil der Jesuiten trotz des Kammervotums dennoch in Frankreich verblieb;
ondern es trat die Regierung Ludwig Philipp's auch bei den schweizer Wirren ent-
chieden auf die Seite der Jesuiten, und das in so offenem Widerspruch gegen die
ffentliche Meinung in Frankreich, daß die schweizer Frage offenbar nicht wenig zum
Sturz der Julidynastie beigetragen hat.

Die Februarrevolution rüttelte wiederum das Selbstbewußtsein und die Selbst-
hätigkeit des Volks so gewaltig auf und verlieh der öffentlichen Meinung eine so
nwiderstehliche Kraft, daß der Einfluß der Hierarchie für einen Augenblick abermals
ollständig verdrängt schien. Aber die Revolution verschaffte auch dem Principe kirch-
cher Freiheit nach allen Richtungen hin eine so volle Geltung, daß mit derselben
lle Schranken fielen, die den Bestrebungen des Klerus bisher durch die Gesetze des
andes im Wege standen. Die politische Reaction, die alsbald wieder eintrat, hat,
bschon sie außerdem Alles niederwarf, doch die Unabhängigkeit der Kirchengewalt
estehen lassen. Das allgemeine Stimmrecht nämlich, das mit kurzer Unterbrechung,
enn auch gegenwärtig nur zum Schein seine Herrschaft behauptet, ist zur mächtig-
en Waffe und Schutzwehr des Priesterthums geworden. Solange die Zahl in
rankreich irgend einen bestimmenden Einfluß auf die Entscheidung der öffentlichen
ngelegenheiten ausübt, wird kein Machthaber es mit dem Klerus verderben dürfen,
essen Einfluß auf den Bauernstand ein fast widerstandsloser ist. Das haben alle
arteien in Frankreich erkannt, solange noch die Parteien um den Sieg kämpften;
nd fast alle haben sich daher in gleicher Weise um die Gunst des Klerus beworben.
lls Ludwig Napoleon sich durch Militärgewalt des absoluten Regiments bemächtigte,
at er alle bisherigen Autoritäten erdrückt, und nur die Kirche und ihre Organe ge-
hont, weil er für seine Zwecke großer Stimmenmassen zu bedürfen glaubte. Das
Bündniß zwischen Napoleon und der Hierarchie kann dessenungeachtet von beiden
Seiten kein dauerndes sein, weil Beide die absolute Gewalt für sich allein in An-
ruch nehmen. Der Kampf zwischen Beiden ist daher unvermeidlich, sobald der
ne oder der andere Theil sich im Besitz seiner Macht sicher glauben wird. That-
che aber ist es, daß der Einfluß des Klerus in Frankreich fast niemals ein so un-
estrittener, durch die Schranken des Gesetzes so wenig behinderter war, als gegen-
ärtig. Der mächtigste Stein des Anstoßes gegen seine Alleinherrschaft auf dem
Gebiete der Jugenderziehung, die Universität, ist endlich als oberstes Erziehungs-
nstitut beseitigt. Die geistlichen Orden, die Missionen und Congregationen finden
irgends mehr ein Hinderniß für ihre Wirksamkeit; die Unabhängigkeit der Kirche

vom Staate ist eine schrankenlose geworden. Der 2. Dec. 1851 ist der glänzendste Triumph der Hierarchie in Frankreich gewesen.

Zwei Momente von Bedeutung müssen wir jedoch noch bei der Darstellung der kirchlich-religiösen Bewegung in Frankreich erwähnen, nämlich das Verhältniß der Gallicanischen Kirche zur allgemeinen römisch-katholischen und das Hervortreten religiöser Elemente in dem Gange der socialen Bewegung.

Die Gallikanische Kirche bezeichnet als solche durchaus keine Besonderheit des religiösen Glaubensinhalts, sondern nur die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, in welcher sich die Kirche Frankreichs bis auf die neueste Zeit von der römischen Suprematie zu erhalten wußte. Durch eine Reihe von Concordaten, die Ludwig IX., Karl VII. und Ludwig XIV. mit dem Römischen Stuhle geschlossen, ist diese Unabhängigkeit dahin gesichert worden, daß der Papst in weltlichen Angelegenheiten keine Macht über die Könige habe und die Unterthanen nicht vom Gehorsam gegen dieselben freisprechen könne; daß er den Beschlüssen des allgemeinen Concils sowie der in Frankreich angenommenen Satzungen des Reichs und der Kirche unterworfen, und daß endlich auch im Glauben sein Urtheil nicht unabänderlich (untrüglich) sei. Die Selbständigkeit der Landeskirche ist in Frankreich nicht nur von den Fürsten, sondern auch vom Klerus mit großem Mistrauen gegen die Übergriffe der römischen Curie lange Zeit gehütet worden; und daher war dieser auch bis auf unsere Zeit den Bestrebungen der Jesuiten feindlich, die keine Kirchengewalt unabhängig von der päpstlichen anerkennen wollen. Ein sehr lebhafter Kampf wurde im 17. und 18. Jahrhundert in diesem Sinne von den zahlreichen Anhängern des Jansenismus geführt, unter denen sich auch der damalige Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles befand, und die von den Jesuiten wie von den Päpsten heftig bekämpft wurden. Der Streit endete mit der gewaltsamen Unterdrückung des Jansenismus. In neuerer Zeit scheint besonders der höhere französische Klerus auf diese Selbständigkeit gänzlich verzichtet und sich den allgemeinen ultramontanen Bestrebungen *angeschlossen zu* haben. Offenbar ist diese Thatsache der erfolgreichen Wirksamkeit zuzuschreiben, welche von den Jesuiten in Frankreich auch auf die dortige Geistlichkeit ausgeübt wurde. In den jüngsten Tagen erinnerte ein Streit über den Gebrauch der heidnisch-classischen Schriftsteller für den Jugendunterricht an diesen Gegensatz innerhalb des französischen Klerus, indem der unbedingt ultramontane Theil desselben die Classiker verdammte, der gallicanischgesinnte dieselben zu retten bemüht war. Für den Moment ist dem Letztern der Sieg geblieben; doch ist der Kampf noch keineswegs aufgegeben worden.

Zwischen den Lehren des Christenthums und den Theoremen des Socialismus und Communismus weist die Geschichte mehr als einmal thatsächliche Beziehungen auf. Von den ersten christlichen Gemeinden ist schon der Versuch gemacht worden, das Gebot der christlichen Bruderliebe durch Gemeinschaft des Besitzes und Erwerbs zu verwirklichen. Mancherlei christliche Orden haben das Gepräge socialistischer Grundsätze an sich getragen, und in neuerer Zeit haben die Mährischen Brüder und die Herrnhuter ihrer christlichen Gemeinschaft nicht nur das Princip der Verzichtleistung auf selbständigen Besitz, sondern auch auf die freie Verfügung über ihre Person zu Grunde gelegt. Der französische Socialismus hat umgekehrt die socialistischen Ideen zur Grundlage für eine Neugestaltung christlicher Lehre und christlichen Lebens machen wollen, und die Autorität christlicher Lehrsätze zu Hülfe gerufen, um daraus die sittliche Berechtigung seiner Theorien zu erweisen.

Der Graf von Saint-Simon wandte nach einem vielbewegten Leben seinen hochherzig erregten Geist der Aufgabe zu, der allgemeinen Noth durch eine Neugestaltung der Gesellschaft ein Ende zu machen, in welcher das Recht der arbeitenden Massen zur vollen Geltung gelangen sollte. Unfähig die Schwierigkeiten zu besiegen, die einer solchen Aufgabe schon auf theoretischem Wege entgegenstehen, stellte er seine Axiome unter den Schutz der Religion. Die stricte Verwirklichung des Gebots „Liebet einander als Brüder" soll zu einer entsprechendern Fürsorge für das Wohl

der Armen und endlich zur thatsächlichen Gleichheit Aller auf dem socialen Gebiete führen. Dies und nichts Anderes ist sein „neues Christenthum", das ihm nur als letztes Mittel für die Bewahrheitung und Verwirklichung seiner Lehren gilt, nachdem er in der wirklichen Welt vergebens nach einem solchen gesucht hat. Seine Angriffe gegen das Papstthum wie gegen den Protestantismus lehnen sich überall nur an die Thatsache, daß sie dieses Grundprincip des Christenthums nicht zu realisiren vermochten, während Saint-Simon für sein neues Christenthum weder neue Lehren und noch weniger neue Lebensformen aufzustellen vermag, welche die Erreichung dieses Ziels sichern sollen. Nur eine erhitzte Phantasie und eine erkünstelte Begeisterung konnte im Bunde mit dem unklaren Verlangen nach einer Neugestaltung der socialen Zustände Saint-Simon für den Stifter einer neuen Weltreligion erklären.

Die Vertreter der von Saint-Simon eröffneten socialistischen Bestrebungen haben großentheils die religiöse Seite derselben gänzlich aufgegeben, während Pater Enfantin, der diese weiter zu verfolgen bemüht war, sehr bald in phantastische Schwärmereien verfiel, welche die innere Selbstauflösung des Saint-Simonismus zu ihrer natürlichen Folge hatten. Er stellte an die Spitze seines „neuen Christenthums" statt der Lehre von dem Kampfe des Geistes gegen das Fleisch das Princip von der Harmonie der Kräfte, und sein oberstes Sittengesetz lautete demnach: „Heiligt euch durch Arbeit und Genuß." Ein theokratischer Staat, mit einem Priester als oberstem Gesetzgeber und Erzieher an seiner Spitze, sollte die Verwirklichung dieser Ideen darstellen, und endlich sollte auch auf den abenteuerlichsten Wegen eine hohe Priesterin für diesen Zweck gefunden werden und die Gemeinschaft der Frauen an die Stelle der Ehe und der Familie treten.

Unendlich bedeutender als Enfantin ist auf diesem Gebiete Abbé Lamennais, dessen „Paroles d'un croyant" eine Zeit lang ein so unerhörtes Aufsehen hervorriefen, aber dessenungeachtet ebenfalls ohne allen thatsächlichen Erfolg auf dem religiösen Gebiete bleiben mußten. Der Ausgangspunkt seiner Bestrebungen war ein entschieden religiöser und kirchlicher. Sein Eifer für die Belebung des religiösen Sinnes war so groß und so erfolgreich, daß ihm Leo XII. den Cardinalshut anbot. Er war entschieden römisch gesinnt, ultramontan, und griff mit großer Heftigkeit die Unabhängigkeitsgelüste der Gallikanischen Kirche an. Mit der gänzlichen Befreiung der Kirche vom Staat hoffte er jedoch auch einen Aufschwung derselben zur innern Freiheit zu erzielen; und hier begann sein Zwiespalt mit dem Papstthum, als dessen entschiedener Gegner er denn in den „Paroles d'un croyant" (1834) und in seinen „Affaires de Rome" (1836) auftrat. Seine religiösen Anschauungen waren von jetzt ab von der Idee der allgemeinen Freiheit beherrscht, die sein Gemüth mit der glühendsten Begeisterung erfüllte. Mehr und mehr warf er die Fesseln der alten Autoritäten von sich, und seine letzten Schriften treten bereits gänzlich aus dem Gebiete des historischen Christenthums heraus. Selten hat ein Autor eine so allgemeine und so gewaltige Begeisterung hervorgerufen, wie Lamennais. Aber sein Wirken blieb ohne allen praktischen Erfolg, weil seinen gemüthserschütternden Expectorationen die Handhabe fehlte, seine Ideen zur That zu erheben, und weil diese unklare Vermischung des Religiösen mit dem Politischen und Socialen die großen Fragen der Zeit auf keinem dieser Gebiete ihrer Lösung entgegenführen kann.

So sehr wir indessen diese Erscheinungen als resultatlose bezeichnen mußten, so verdienten sie als Zeichen der Zeit doch hier eine flüchtige Erwähnung, weil sie bekunden, wie viele und wie große Gefahren für den Bestand der katholischen Kirche, trotz ihres gegenwärtigen Aufschwungs, unter einer leichtverhüllten Oberfläche schlummern.

Portugal und Spanien: Pombal; Dom Miguel; Donna Maria; der Kampf gegen Napoleon; Ferdinand VII.; Marie Christine; Versöhnung mit Rom.

Die Pyrenäische Halbinsel ist seit Ferdinand dem Katholischen und Philipp II. der Sitz der Priesterherrschaft gewesen. Der tiefe Fall der Nation von der glän-

zenden Höhe, auf der sie unter diesen Fürsten stand, ist großentheils das Resultat der priesterlichen Verfinsterungs- und Verfolgungssucht, die hier durch Jahrhunderte geherrscht hat. In neuerer Zeit erhob sich die Nation hier und da zu dem Versuche, dieses harte Joch der Hierarchie gleichzeitig mit dem ebenso schweren Druck des politischen Absolutismus von sich zu schütteln und wiederum eine würdigere Stellung unter den Völkern Europas einzunehmen. Aber vergebens! Nach kurzer Erhebung sank sie immer aufs neue in die Fesseln dieser Gewalt, die auf diesem Boden zu feste Wurzel geschlagen hat, um gründlich aus demselben entfernt werden zu können. Der kühne portugiesische Minister Marquis von Pombal hatte es im Jahre 1759 zuerst gewagt, den Arm der Staatsgewalt gegen die Alles verschlingende Macht des Jesuitenordens zu erheben und damit einen gewaltigen Schlag gegen die Hierarchie überhaupt geführt. Der Aufschwung, den die Nation unter dem Regiment dieses ausgezeichneten Staatsmannes zu nehmen begann, erhielt sich auch noch eine Zeit lang unter der Regierung der nachfolgenden Fürsten. Die ununterbrochenen innern und äußern Kämpfe seit dem Beginn der Französischen Revolution schwächten zwar den Staat in einer Weise, daß die Selbständigkeit desselben bald an Frankreich, bald an England verloren ging. Aber die Erhebung des Jahres 1820 bekundete aufs neue, daß der Geist einer freiern Bewegung bereits tiefe Wurzel geschlagen, und erst das kurze und blutige Regiment des Jesuitenzöglings Dom Miguel brachte mit dem schrankenlosesten Absolutismus wieder die finsterste Priesterherrschaft zum Siege. Dom Pedro und Donna Maria da Gloria entfalteten bei ihrem Kampfe gegen diesen Usurpator wieder die Fahne politischer und religiöser Freiheit. Daher trat das Volk auf ihre Seite, während die Priesterpartei mit ihrem Anhange sich eng um Dom Miguel scharte. Aber nach der Besiegung ihres Gegners hat auch Donna Maria wiederum dem Priesterthum neue Concessionen gemacht, weil sie mit Hülfe desselben die ungern gewährte Freiheit wieder beschränken zu können hoffte. Die Regierung Costa Cabral's, welche diese Richtung verfolgte, ist zwar in jüngster Zeit durch den Militäraufstand Saldanha's gestürzt worden. Aber Portugal ist ebenso wenig politisch frei, wie es das Joch der Hierarchie von sich abzuschütteln vermocht hat.

Spanien folgte zwar 1760 dem Beispiele Portugals durch Vertreibung der Jesuiten; doch war hier mit dieser Thatsache keineswegs ein gleicher Aufschwung der Nation, oder auch nur eine Losreißung von der Fessel des hierarchischen Geistezwangs verbunden. Die Inquisition setzte ihr schleichendes Werk der Verfolgung auch ohne Jesuiten fort. Kloster- und Weltgeistliche zehrten das Mark des Landes auf, Beichtväter lenkten den Willen der Könige; das Volk wurde in träger Unwissenheit erhalten und folgte willenlos seinen geistlichen Führern. Der großartige Aufschwung des nationalen Lebens aber, der sich unerwartet und gewaltig in dem Kampfe gegen die französische Fremdherrschaft kundgab, hat nicht etwa trotz der priesterlichen Allmacht, sondern großentheils unter dem fanatisirenden Einfluß derselben stattgefunden. Die französische Occupation, obwol der Ausfluß eines absoluten Regiments, war doch als Product der Revolution der legitimen kirchlichen Autorität ebenso feindlich als der weltlichen. Daher lag es im Interesse des Klerus, das spanische Volk gegen diese Fremdherrschaft in den Kampf zu führen. Die nationale Sache war hier zugleich die Sache der Kirche. Daher entwickelte das träge Spanien fast unbesiegbare Kräfte für die Vertheidigung derselben. Vergebens proclamirte der Napoleonide politische und religiöse Freiheit. Er konnte das spanische Volk nicht gewinnen, das seinen fanatischen Priestern in den sichern Tod folgte. Die Krone, die mit dem edelsten Blute Spaniens für Ferdinand VII. erkämpft wurde, ist von Diesem mit Undank und mit dem widerwärtigsten Despotismus befleckt worden. König Ferdinand war ein dreifacher Knecht: ein Knecht seiner Leidenschaften, seiner Weiber und seiner Priester; und darum ein dreifacher Tyrann seines Volks. Jesuiten-, Inquisition, Ketzerverfolgung, Priesterregiment, allgemeine Verfinsterung und Geistesknechtung gaben seiner Regierung ihren Charakter, bis sich

ie Nation in bitterm Ingrimm erhob, und mit dem Despotismus des undankbaren
königs auch das Joch des Priesterthums von sich schüttelte. Frankreichs Armeen
egten Beides wieder auf seine Schultern; aber die Nation ist seitdem nicht wieder
ur freiwilligen Unterwerfung unter die geistliche Hierarchie zurückgekehrt, von der es
inmal so bitter getäuscht worden war. Marie Christine mußte die Fahne der kirch-
ichen wie der politischen Freiheit entfalten, als sie Don Carlos, den Liebling und
linden Verehrer des Priesterthums, von der Thronfolge zu verdrängen und ihre
Tochter an dessen Stelle mit der Krone Spaniens zu schmücken beabsichtigte. In
em Bürgerkriege, der in Folge dieser Thronstreitigkeiten während mehrer Jahre
Spanien zerriß, stand die gesammte Hierarchie auf Seiten des Absolutismus, der in
einer schroffsten Weise von Don Carlos und seinem Sohne, einem Jesuitenzögling,
ertreten ward. Der endliche Sieg der beiden Königinnen und des von ihnen ver-
retenen oder vorgeschobenen Constitutionalismus schien auch eine mächtige Erschütte-
ung des Einflusses herbeigeführt zu haben, den die Kirche und ihre Diener bisher
uf das Schicksal Spaniens ausgeübt hatten. Sie hatten zu offen auf Seiten der
esiegten Partei gestanden, um nicht von der Niederlage derselben wenigstens mo-
ientan mitgetroffen zu werden. Jedenfalls benutzte Marie Christine den Zorn des
onstitutionellen Spaniens gegen den absolutistischen Klerus, um die erschöpften Kassen
nit den Schätzen desselben zu füllen und eine Zeit lang ohne die Vormundschaft
er Kirche zu regieren. Als jedoch die constitutionelle Königin keinen absolutistischen
Rivalen mehr zu fürchten hatte, und nun selbst darauf bedacht war, sich von den
ästigen Schranken einer nur durch die Umstände abgedrungenen Verfassung zu be-
reien, begann sie auch die Freundschaft der Kirche wieder zu suchen. Die Bedräng-
iß des Papstes gab ihr in jüngster Zeit die erwünschte Gelegenheit, die Treue
Spaniens für die Kirche und deren Oberhaupt zu bekunden. Die Versöhnung war
ur zu leicht zwischen beiden Theilen geschlossen, deren Interessen in Wahrheit die-
elben sind; und wir sehen in unsern Tagen mit dem alten Priesterregiment auch
ieder den alten Absolutismus in Spanien einziehen. Das neue Concordat, das
ie gegenwärtige Regierung mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen, sichert der Kirche
ine fast noch schrankenlosere Herrschaft als früher. Zur selben Zeit, wo der katho-
ische Klerus in England, Frankreich, Belgien, Preußen und der Schweiz mit aller
Kraft das Banner der Religions- und Kirchenfreiheit schwingt, hat das Concordat
n Spanien der katholischen Kirche die ausschließliche Berechtigung des öffentlichen
Cultus, dem katholischen Klerus die ausschließliche Berechtigung des öffentlichen Un-
errichts gesichert, und allen nichtkatholischen Confessionen die Freiheit der Religions-
bung geradezu entzogen, ja sogar den Aufenthalt nichtkatholischer Ausländer in
Spanien untersagt.

Die Fesseln, die dem Volke von Spanien aufgelegt worden, sind die alten, die
s vor zwei Jahrzehnden zerrissen zu haben glaubte; aber die Naivetät des frommen
Glaubens und Gehorsams, mit dem diese Fesseln einst ohne Widerstreben getragen
urden, dürfte im spanischen Volke schwerlich mehr gefunden werden.

Belgien: Katholische Geographie; der Klerus unter der holländischen Regierung; Bündniß mit den Liberalen; Alleinherrschaft; nationale Sympathien; Zerfall mit dem Liberalismus und endlicher Sieg des letztern.

Es ist bekannt, daß man in Rom eine Eintheilung der Erde hat, die weder mit unsern geographischen, noch mit unsern diplomatischen Handbüchern übereinstimmt. Nach Grundsätzen, die lediglich dem Interesse der Kirche angehören, werden große Ländergebiete in Kirchenprovinzen getheilt, deren Grenzen unbekümmert Zollinien und Landesgrenzen überschreiten, und nicht ohne Absicht die bestehenden Staaten in einer Weise durchschneiden, daß verschiedene Länder, ja selbst verschiedene Nationalitäten zu einem gemeinsamen Kirchengebiet verbunden und demselben Kirchenfürsten untergeordnet werden. Die Hierarchie bekundet dadurch ihre Unabhängigkeit von den politischen Verhältnissen, die sie nur als zufällige und gleichgültige

betrachtet, während sie von dem Gedanken einer untheilbaren Einheit der allgemeinen christlichen Kirche ausgeht. Außer diesen officiellen Kirchenprovinzen, von denen die staatliche Ländereintheilung thatsächlich durchbrochen wird, glauben wir auch in der Wirksamkeit der römischen Hierarchie ein weniger offen hervortretendes System der Ländergruppirung zu erkennen, von dem ihre Operationen für die Zwecke der Kirche geleitet werden. Wir glauben ein solches größeres Kirchenreich in dem Ländergebiete zu erkennen, das etwa das südöstliche Frankreich, Sardinien, die Schweiz, das südwestliche Deutschland und Belgien umfaßt, und den Mittelpunkt der ultramontanen Propaganda für die Interessen der römischen Kirche auf dem europäischen Festlande bildet. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die kirchlich-religiöse Bewegung in Belgien und der Schweiz, die wir nun darzustellen im Begriffe sind, ebenso wichtig wie die in Frankreich, Italien und Deutschland.

Das belgische Volk ist entschieden katholisch, ohne bigot zu sein. Es liebt seine Religion wie es seine alten politischen und socialen Institutionen liebt. Es hängt mit Festigkeit und Treue am Katholicismus wie an allen Überlieferungen aus seiner Vergangenheit. Die Freiheitsliebe Belgiens ist durchaus conservativer, nicht destructiver Natur. Es ringt nicht nach neuen Rechten, hält aber die einmal errungenen mit Beharrlichkeit fest. Die Reformation hat daher in Belgien keinen Boden gefunden, während sie in Holland zur vollen Herrschaft gelangte. Aus Besorgniß für die Erhaltung der katholischen Religion sagten sich während des großen Unabhängigkeitskampfes gegen Philipp von Spanien die südlichen Provinzen (Belgien) von den nördlichen (Holland) los, und kehrten unter die Zwingherrschaft des Spaniers und der noch verhaßtern Inquisition zurück. Die Eingriffe Kaiser Joseph's in die Rechte des Klerus führten vornehmlich den Aufstand des belgischen Volks gegen den Kaiser herbei, der für Östreich fast den Verlust dieser schönen Provinzen zur Folge gehabt hätte, und den Kaiser zur Verzichtleistung auf seine beabsichtigten Reformen nöthigte. Die Französische Revolution, durch welche mit den alten Institutionen des Landes auch die Macht des Klerus und der Kirche erschüttert wurde, vermochte, trotz der scheinbaren Volksfreiheit, das Volk nicht für sich gewinnen. Aber auch die politische Verbindung mit Holland, welche dem Sturze der Napoleon'schen Herrschaft folgte, stieß auf mächtige Antipathien im Volke und ganz besonders in dem einflußreichen Klerus.

Der Bischof von Gent (Broglie) richtete auf die Nachricht von dieser beabsichtigten Verbindung Belgiens mit Holland einen energischen Protest gegen dieselbe an die Großmächte des Wiener Congresses, und foderte, wenn diese Verbindung dennoch stattfinden sollte, jedenfalls die Garantie einer vollen Unabhängigkeit der katholischen Kirche vom Staate, freies Associationsrecht für den Klerus und Übertragung des Jugendunterrichts an denselben. Die gesammte katholische Geistlichkeit Belgiens stellte sich nach der Incorporation mit dem protestantischen Holland sofort an die Spitze der Opposition gegen die Regierung, protestirte öffentlich gegen die vom König Wilhelm proclamirte Freiheit der Culte und politische Gleichstellung aller Religionen, verweigerte den Eid auf die Verfassung und versagte Denen die Absolution, die ihn geleistet. Ja, der Bischof von Gent untersagte das Kirchengebet für den protestantischen Fürsten, das er für sündhafte Verleugnung der Kirche erklärte. Von Seiten der Regierung wurde gegen diese Übergriffe zwar ernstlich eingeschritten, die Jesuiten, als Hauptanstifter dieser Bewegung, aus Belgien entfernt, und Broglie unter Anklage gesetzt, der er sich durch die Flucht entzog. Zu gleicher Zeit war die holländische Regierung bemüht, dem übermächtigen Einflusse des Klerus durch einen tüchtigen und freisinnigen Jugendunterricht entgegenzuwirken. Aber der Eifer der Geistlichkeit gegen die Regierung ward hierdurch nur erhöht, da sie die stärkste Handhabe ihrer Macht auf diesem Wege zu verlieren fürchtete. Sie entschloß sich daher zu einem Bündniß mit dem Liberalismus, um mit Hülfe desselben den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, und nahm den Anschein an, daß ihre Opposition gegen die Landesregierung nicht der Wahrung ihrer Privilegien und Vorrechte, son-

ern der gefährdeten Nationalität, den althergebrachten Institutionen und den ererbten Volksrechten gelte. Diesem Bündniß gelang es nun, die Massen des belgischen Volks so entschieden gegen die holländische Regierung zu stimmen, daß es unmittelbar nach der französischen Julirevolution von 1830 zu dem Aufstande in Brüssel kam, der die endliche Lostrennung Belgiens von Holland zur Folge hatte.

Kaum war jedoch dieses Resultat erzielt, so hielt sich der Klerus wieder für stark genug, allein die Zügel der Volksfreiheit zu ergreifen. Die eingegangene Verbindung wurde äußerlich zwar noch festgehalten; doch war der Einfluß der Geistlichkeit, nachdem die Macht der holländischen Regierung beseitigt, ein so überwiegender, daß die Regierung, die Volksvertretung, die Communen und das gesammte öffentliche Leben von demselben beherrscht wurden. Es ist indessen hier zu bemerken, daß der Einfluß auf den freiheitliebenden Belgier nicht in dem stumpfen und willenlosen Gehorsam gegen die Organe der Kirche seinen Grund hat, sondern in einer volksthümlichen Wirksamkeit der Geistlichkeit seine historische Begründung findet. Der belgische Klerus hat den verschiedenen Fremdherrschaften gegenüber, denen Belgien durch eine Reihe von Jahrhunderten unterworfen war, immer mit Entschiedenheit das nationale Princip und die demselben entsprechende Wahrung der alten Gerechtsame und Institutionen vertreten. Er hat diese, dem belgischen Volke so theuren Rechte gegen alle Regierungen zu schützen sich bestrebt, von denen sie in dem einen oder dem andern Sinne angegriffen wurden. Der belgische Klerus ist daher, selbst in seinen höchsten Schichten, weniger ultramontan als der deutsche und selbst der französische. Er strebt vielmehr die Unabhängigkeit der belgischen Kirche auch gegen Rom zu wahren, und hat daher den Bestrebungen der Jesuiten bis auf die neueste Zeit mit Eifer und Beharrlichkeit entgegengewirkt. Ferner begegnen wir in der niedern Geistlichkeit Belgiens mehr als irgendwo jenem liberal-rationalistischen Elemente, von dem wir auch in Italien Spuren gefunden haben. Nicht nur die philosophisch-antipapistischen Lehren eines Lamennais, sondern auch die humanistisch-socialistischen des Saint-Simonismus zählten zahlreiche Anhänger innerhalb der niedern Weltgeistlichkeit Belgiens. In der Bekämpfung verschiedener Regierungen endlich haben sie so sehr dem Principe der Volkssouveränetät huldigen gelernt, daß es, sowol zur Zeit Kaiser Joseph's wie unter der Regierung des gegenwärtigen Königs, besonderer päpstlicher Encyklien bedurfte, um diesen Vertretern der Kirche die Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit wieder einzuschärfen.

In dieser Weise ist es leicht erklärlich, daß die Anhänglichkeit an den Klerus in dem Herzen des freisinnigen, aber auch conservativen Belgiers tiefer und fester Wurzel geschlagen hat als irgendwo. Daher durfte auch die katholische Partei unbesorgt die Aufnahme jener freisinnigen Bestimmungen in die belgische Verfassung zulassen, durch welche vollkommene Freiheit der Religionsübung und selbst der Nichtbetheiligung an den Gebräuchen irgend eines Cultus gewährleistet, andererseits aber auch die vollste Unabhängigkeit der Kirche und ihrer Organe von der Staatsgewalt, sowie die absolute Freiheit des Unterrichts festgestellt wird. Denn da die nichtkatholische Bevölkerung Belgiens vielleicht nicht über 20000 Seelen beträgt, so konnte diesen die Freiheit der Religionsübung wohl gewährt werden, wenn für eine so billige Liberalität der katholischen Kirche Belgiens der freie Verkehr in sich und nach außen gesichert und durch die Freiheit des Unterrichts die Leitung desselben vollständig in ihre Hand gegeben wurde. Auch die ausgedehnte Freiheit der Presse und das Associationsrecht, die durch die Charte garantirt wurden, waren dem Klerus willkommen; denn er wußte, daß die ausgezeichnetsten Kräfte ihm zu Gebote standen, um mit diesen Mitteln sich die Beherrschung der öffentlichen Meinung dauernd zu sichern. Ja, mit diesen Waffen seines Einflusses ausgerüstet, scheint der belgische Klerus selbst die Wahl eines protestantischen Königs nicht eben ungern gesehen zu haben, da er sich überzeugt halten durfte, daß ein solcher am wenigsten Eingriffe in die Machtvollkommenheit der katholischen Kirche werde wagen dürfen, wenn er nicht eine Popularität der äußersten Gefahr aussetzen wollte.

Fast 10 Jahre hindurch währte in Belgien diese unbestrittene Alleinherrschaft der katholisch-klerikalen Partei. An der Spitze des Klerus stand der Cardinal-Erzbischof von Mecheln, Bommel. In der Regierung wurde das klerikale Interesse besonders von dem mächtigen Minister de Theux vertreten. Das System, das von dieser Partei in der Politik befolgt wurde, bestand in dem Streben, den ihnen so günstigen Statusquo zu erhalten, und den Erlaß der organischen Gesetze, insbesondere über den öffentlichen Unterricht und das Associationsrecht, zu verhindern, um inzwischen von den freien Bestimmungen der Verfassung den umfassendsten Gebrauch im Interesse der Kirche zu machen. Der augenscheinlichste Erfolg hiervon war der gänzliche Anheimfall der Jugenderziehung in die Hand des Klerus und zum Theil sogar der Jesuiten. Alles, was von der holländischen Regierung für die Hebung des öffentlichen Unterrichts geschehen oder doch eingeleitet war, wurde vollständig beseitigt. In allen Communen wurden dagegen von Geistlichen, oder unter ihrer besondern Leitung, Schulen eröffnet, Klöster zu Lehranstalten umgestaltet; und von den Bischöfen Normalschulen errichtet. Auch die Gymnasien waren jetzt theils geistliche Anstalten oder standen unter der ausdrücklichen Controle des Klerus. Die Universität Löwen ward zu einem strengkatholisch-priesterlichen Institute, auf dessen Leitung sogar die Jesuiten einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen wußten; und die zu Brüssel gegründete „freie Universität" konnte nicht zu irgend einer Blüte gelangen. Bei der Einseitigkeit des Unterrichts und der Erziehung in allen diesen Anstalten mußte der öffentliche Unterricht sichtbar in Verfall gerathen. Denn trotz seiner politisch-liberalen Tendenzen ist doch auch hier der Klerus von dem Streben nach der Beherrschung und Niederhaltung der Geister nicht frei; und so sehr bekämpfte derselbe jede selbständige Bewegung auf dem Gebiete der geistigen Entwicklung, daß er sich selbst dem Fortschritte der national-linguistischen flämischen Bewegung aufs entschiedenste widersetzte, weil, wie man behauptete, mit dieser holländischen Sprach- und Schriftweise auch der holländische Protestantismus sich einnisten würde.

Bis zum Jahre 1840 war die Herrschaft der klerikalen Partei eine unbestrittene. Als jedoch mit Holland endlich vollkommener Friede geschlossen und die hier und da auftauchende radical-republikanische Bewegung gänzlich erdrückt war, glaubte die liberal-constitutionelle Partei, die ihren Anhang besonders unter der Bourgeoisie und dem Arbeiterstande der großen Städte zählt, sich von der Vormundschaft der Klerikalen befreien und die Zügel der Regierung selbst in die Hand nehmen zu können. Die Tendenz dieser Partei geht dahin, die Macht und den Einfluß der Staatsgewalt der Kirche gegenüber wieder zur Geltung zu bringen, durch eine organische Gesetzgebung für die verschiedenen Gebiete des Gemeinwohls auch den Klerus zur Unterordnung unter dieselbe zu nöthigen, und so eine dem allseitigen Volksbedürfniß entsprechende Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten herbeizuführen. Während diese Bestrebungen auf eine Centralisation der obersten Leitung in der Hand der höchsten Staatsgewalten gerichtet sind, stützte sich die klerikale Partei auf die historisch überlieferte Unabhängigkeit der Communal- und Provinzialverfassungen. Dafür aber darf die klerikale Partei jederzeit einer lebhaften Sympathie beim belgischen Volke gewiß sein. Es gelang der liberalen Partei, trotz ihres sichtbar wachsenden Einflusses in den Städten, auch keineswegs, einen leichten und dauernden Sieg zu erringen. Bis zum Jahre 1847 schwankte die Wage der Entscheidung. Freisinnige Staatsmänner, wie Lebeau, Rogier, Nothomb und Van de Weyer, mußten immer wieder eine Coalition mit der katholischen Partei versuchen, um sich gegen die Opposition derselben in der Regierung halten zu können. Der König selbst wollte, trotz des sichtbaren Umschwungs in der öffentlichen Meinung, den bisherigen Gang seiner Regierung nicht verlassen, solange sich nicht das Volk entschiedener erklärte. Die Emanation eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes, das den Hauptgegenstand des Kampfes bildete, kam zwar schon 1842 für die Elementarschulen zu Stande, konnte aber den tiefgreifenden Übelständen um so weniger abhelfen, als die Ausführung desselben durch die Regierung nicht mit der nöthigen Energie betrieben

wurde. Die Wahlen des Jahres 1847 endlich verschafften der antiklerikalen Partei den entschiedenen Sieg, und das ausschließlich liberale Ministerium Rogier übernahm die Leitung der Regierung, an deren Spitze es sich bis zum August 1852 befunden hat. Die consequent freisinnige Richtung, die von diesem Ministerium befolgt ward, führte den belgischen Staat glücklich und ohne Sturm an den Gefahren vorüber, von denen Belgien mehr als irgend ein Land durch die französische Februarrevolution bedroht war. Die klerikale Partei schien unter dem Eindrucke dieser drohenden Ereignisse jeden hemmenden Widerstand gegen die populäre Regierung und ihre erfolgreichen Reformen aufgegeben zu haben. In Folge der allgemeinen europäischen Reaction aber, und insbesondere in Folge des gewaltigen Umschwungs, den die kirchlichen wie die politischen Verhältnisse durch den 2. Dec. 1851 in Frankreich erfuhren, hat auch in Belgien der Klerus wiederum sein Haupt erhoben, und den scheinbar verlorenen oder freiwillig aufgegebenen Einfluß im Volke so schnell wieder zu gewinnen gewußt, daß die jüngsten Wahlen für die belgische Volksvertretung wieder mehr zu seinen Gunsten ausgefallen sind. In Folge dessen steht Belgien abermals an der Schwelle einer Krisis, deren Ausgang im Augenblick wol nicht zu berechnen ist.

Die Schweiz: Allgemeiner Charakter des Klerus; Patricierregiment von 1815—30; Revision der Cantonalverfassungen; die Jesuiten in Luzern; der züricher Aufstand; der aargauer Klosterstreit; der Sonderbund; die Entscheidung von 1847; Revision der Bundesverfassung.

Von noch größerm Einfluß auf den Gang der politischen Angelegenheiten Europas ist in jüngster Zeit die katholische Bewegung in der Schweiz gewesen; denn mehr als in irgend einem andern Lande hat sich hier die gesammte politische Entwickelung an die religiöse Bewegung angelehnt. Die Umgestaltung der innern schweizerischen Verhältnisse aber, die aus dem Kampfe auf dem religiösen Gebiete hervorging, brachte eine so große Aufregung in der europäischen Diplomatie hervor, daß leicht sehr ernste Verwickelungen aus den schweizer Wirren hervorgegangen sein dürften, wenn nicht die Revolution von 1848 der europäischen Politik eine andere Richtung gegeben hätte.

Wie in allen Ländern, in welchen die Reformation einen Theil der Bevölkerung für sich gewonnen hat, so hat auch in der Schweiz die Hierarchie den dem Katholicismus treugebliebenen Theil des Volks um so unauflöslicher an sich zu fesseln gesucht. Die katholischen Theile der Schweiz sind daher jederzeit ein Gegenstand besonderer Wachsamkeit für den Klerus und die römische Kirche gewesen. Alle Mittel sind mit Beharrlichkeit in Bewegung gesetzt worden, um die weitere Verbreitung der Reformation zu verhüten, jeden Einfluß der reformirten Schweiz auf die katholische abzuhalten, und eine strenge Sonderung beider Theile, wenn auch auf Kosten des innern Friedens und der Gesammtkraft des Landes, herbeizuführen.

Das Verhältniß der katholischen Bevölkerung zur reformirten ergibt ein entschiedenes Übergewicht der letztern. Neben 900000 Katholiken zählt die Schweiz mehr als 1,400000 Reformirte. Auch die Zahl der Cantone, in welchen die letztern die Mehrzahl bilden, ist größer als die der überwiegend katholischen Cantone. Hieraus erklärt sich die für den Gang der schweizerischen Angelegenheiten wichtige Thatsache, daß der Klerus hier jeder Centralisation der öffentlichen Gewalt noch entschiedener widerstrebt, als wir dies in Belgien gesehen haben. Dagegen unterscheidet sich die Wirksamkeit der Priesterpartei in der Schweiz von der in Belgien sehr wesentlich dadurch, daß dieselbe in keiner Weise national, und in Wahrheit auch nicht cantonal, sondern entschieden und ausschließlich ultramontan ist. Dieser gänzliche Mangel an nationaler Gesinnung des schweizerischen Klerus findet zum Theil auch darin seine Erklärung, daß im Lande selbst überhaupt keine Bildungsanstalten für den Klerus vorhanden sind und die meisten schweizerischen Priester für ihren Beruf in Italien erzogen werden. Daher hat auch der Jesuitenorden, der den Hauptanstoß zu den entscheidenden Kämpfen gab, hier eine weit günstigere Aufnahme beim Landesklerus und einen größern Einfluß auf die kirchliche Entwickelung gewonnen als in Belgien.

Die Bundesverfassung von 1815, die lose Verbindung der Cantone zu einem ohnmächtigen Staatenbund und das politische Übergewicht der patricischen Minderheit gab der Ausbreitung der hierarchischen Gewalt in den katholischen Cantonen einen weiten Spielraum. Zum Mittelpunkte der klerikalen Bewegung wurde der streng-katholische Canton Freiburg ausersehen. Am 19. Sept. 1818 wurde hier, trotz des lebhaften Widerstandes der liberalen Partei, der sich sogar auch ein Theil der Weltgeistlichen anschloß, und trotz der dringenden Abmahnung des Vororts, die Aufnahme der Jesuiten beschlossen, die schon 1815 in dem benachbarten Wallis eingezogen waren. Hier bemächtigten sie sich alsbald des gesammten Erziehungswesens, und wußten sogar den Franciscaner Girard zur Auflösung seiner trefflichen Lehranstalt zu nöthigen. Das großartige Pensionat, welches sie in Freiburg errichteten, wurde für die gesammte Schweiz die Pflanzstätte des Jesuitismus und des verfolgungssüchtigen Ultramontanismus. Die Regierung wie die Bevölkerung wurde von jetzt an zu einem blinden und fanatischen Werkzeuge in der Hand der katholischen Hierarchie. Während der Zeit der allgemeinen europäischen Reaction, von 1818—30, konnte der Einfluß des Klerus unter den patricischen Regierungen der Cantone, die ihn gern als ihren Bundesgenossen ansahen, sich in der ganzen Schweiz immer mehr befestigen. Das sichtbare Sinken der öffentlichen Bildung, die Erschlaffung jeder freien geistigen Bewegung und das immer kühnere Hervortreten des Religionshasses gegen die ketzerischen Reformirten in den katholischen und paritätischen Cantonen war die Folge dieses wachsenden Priestereinflusses. Die Mißstimmung, die in dem liberalen und protestantischen Theile der Bevölkerung darüber erwachte, konnte keinen Ausdruck und keine Geltung finden, weil die ultraconservative Patricierregierung überall die Freiheit der Presse und des Versammlungsrechts unterdrückt hielt.

Die Bewegung aber, welche in Folge der französischen Revolution von 1830 in der Schweiz ausbrach, führte in der Mehrzahl der Cantone, unter denen auch die strengkatholischen Luzern, Schwyz und Solothurn (Tessin schon 1829), eine Verfassungsrevision im gemäßigt-demokratischen Sinne herbei. Die liberaler zusammengesetzten Regierungen wandten nun dem Jugendunterricht eine größere Sorgfalt zu, die größere Freiheit der Presse deckte die vorhandenen Übelstände auf, und der Alleinherrschaft des Klerus stellte sich selbst in den katholischen Cantonen allmälig eine mächtige Opposition gegenüber. Dagegen wurden von den Klerikalen alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem Weitergreifen dieser Bewegung Einhalt zu thun. Um ein ausreichendes Gegengewicht gegen dieselbe zu finden, verbanden sie sich auch in den protestantischen Cantonen mit den gestürzten oder bedrohten Elementen der patricischen Reaction — ein Bündniß, zu dem sich die protestantische Reaction immer wieder geneigt zeigt, so oft sie sich auch schon überzeugt haben muß, wie sehr sie bei demselben im Interesse der ultramontanen Hierarchie misbraucht, und wie schmählich sie aufgegeben wird, sobald diese ihr Ziel erreicht glaubt. So kam schon 1832 das Sarner Sonderbündniß zwischen den katholischen Cantonen Uri, Schwyz und Unterwalden und den überwiegend protestantischen Basel und Neuenburg zu Stande, das zwar von der Tagsatzung als bundeswidrig aufgelöst wurde, dem es jedoch gelang den Antrag auf Bundesrevision im Sinne einer kräftigen Centralisation zum Fall zu bringen.

Um nun einen sichern Schutz gegen die Übergriffe der ultramontanen Hierarchie in die Rechte der Staatsgewalt zu gewinnen, vereinigten sich unter C. Pfyffer's Vorsitz Abgeordnete von Aargau, Bern, Basel-Land, St.-Gallen, Luzern, Thurgau und Zürich in den sogenannten Badener Conferenzbeschlüssen zur Constituirung einer katholischen Landeskirche in ihrem Verhältniß zum Staat und zur römischen Curie. Aber diese Beschlüsse erregten den Zorn Gregor's XVI., der sie mit den härtesten Worten verdammte, und die Priesterpartei hatte nun einen trefflichen Halt, um über den drohenden Umsturz der Religion und der katholischen Kirche zu klagen und Alles zu ihrer Rettung in Bewegung zu setzen. Die badener Beschlüsse kamen in Folge dieser heftigen Bewegung nicht zur Ausführung. Luzern wurde

durch Verlegung der päpstlichen Nuntiatur nach Schwyz bestraft. Dieses, hierdurch zum zweiten Hauptsitz der ultramontanen Propaganda erhoben, beschloß sofort die Einführung der Jesuiten, denen alsbald auch das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen überliefert ward. Die Zahl der Bischöfe, der Klöster und der Weltgeistlichen wurde vermehrt, und auf diese Weise die Macht des Klerus noch mehr befestigt. Die Verwickelungen, die in Folge des Einfalls in Savoyen (1834), der Umtriebe des Jungen Europa und der Flüchtlingsfrage mit auswärtigen Mächten, und insbesondere mit Frankreich eintraten, wurden von den verbündeten Reactionären und Ultramontanen trefflich benutzt, um den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. In Zürich gelang es 1839 diesen Bemühungen, in Folge der beabsichtigten, aber bereits zurückgenommenen Berufung von David Strauß an die protestantische Universität, einen Volksaufstand und den gewaltsamen Umsturz der liberalen Regierung herbeizuführen. Die Priesterpartei hatte nun ein neues Zeugniß für die Gefahr, welche durch die liberale Partei dem Christenthum drohte; eine noch stärkere Waffe aber gab ihr der berühmte aargauer Klosterstreit in die Hand.

In Aargau war Anfang 1841 nach hartnäckigem Widerstande von Seiten der Katholischen eine Verfassungsrevision im liberalen Sinne zu Stande gekommen. Eine gewaltsame Erhebung, die, auch hier durch die Klostergeistlichkeit angeregt, gegen die neue liberale Regierung versucht wurde, ward niedergeschlagen, und der Große Rath beschloß in Folge dessen die Aufhebung der aargauischen Klöster. Eine ungeheure Aufregung folgte in der gesammten katholischen Schweiz diesem Beschlusse, der dem Artikel XII des Bundesvertrags zu widersprechen schien, und auch das katholische Ausland machte bereits Miene, sich in diese innere Angelegenheit der Schweiz zu mischen. Die schleunig berufene Tagsatzung erklärte daher am 2. April 1841 jenen Beschluß für bundeswidrig. Als jedoch der aargauer Großrath die Ausführung desselben dennoch nicht aufgab, kam durch einen Systemwechsel in Genf 1843 ein neuer Beschluß der Tagsatzung zu Stande, welcher nun mit geringer Majorität das fait accompli anerkannte und die aargauer Klosterangelegenheit für erledigt erklärte.

Diese scheinbare Verfassungsverletzung im antikatholischen Sinne wurde von der ultramontanen Partei in einer Weise ausgebeutet, durch welche die Schweiz sichtbar an den Rand des Verderbens gebracht ward. Der Klerus warf sich nun zum Beschützer des Volks gegen die gesetzwidrigen und religionsfeindlichen Eingriffe der Regierungen und selbst der Tagsatzung auf, deren Beschlüsse als anarchische bezeichnet wurden; und wie dies schon bei dem züricher Aufstande geschehen, schrieb die klerikale Partei jetzt das Princip der Volkssouveränetät auf ihre Fahne. Einen glänzenden und erfolgreichen Sieg erzielte sie mit diesen Mitteln in dem überwiegend katholischen, aber bisher entschieden liberalen Canton Luzern, wo die später so bekannt gewordenen Joseph Leu von Ebersol und Siegwart-Müller sich an die Spitze der katholisch-jesuitischen Volksbewegung stellten. Es gelang bei der Neuwahl für den Großrath eine Mehrheit für diese Partei herbeizuführen, und hierdurch im Mai 1846 eine Verfassungsrevision durchzusetzen, die jede Schranke der Kirchengewalt beseitigte und die Nichtkatholischen von allen politischen Rechten ausschloß. Man ging soweit, dem Papste diese Verfassung zur Anerkennung vorzulegen, und endlich beschloß man auch die Wiedereinführung der Jesuiten, die denn auch alsbald zu alleinigen Gebietern über den Willen des Volks und der Staatsregierung wurden. Einen ähnlichen Sieg wußte die Priesterpartei in Wallis zu erringen. Als sich hier, wie in Luzern, gegen das schonungslose Regiment der neuen Machthaber die unterdrückte Partei zu erheben versuchte, ward diese gewaltsam niedergeschlagen und ein System der brutalsten Unterdrückung gegen die Unterliegenden zur Anwendung gebracht. Zwei Freischarenzüge, die von benachbarten Cantonen gegen das Jesuitenregiment in Luzern unternommen wurden, mißglückten ebenfalls und verdüsterten nur noch mehr die traurige Lage der unterliegenden Partei.

Die religiöse oder die Jesuiten-Frage wurde jetzt das Stichwort für alle politischen Parteikämpfe in der Schweiz, und die gegenseitige Erbitterung stieg aufs äußerste.

Die Siege der Jesuiten in Luzern und Wallis und der maßlose Misbrauch, den sie von denselben machten, führte in Zürich, Bern und später auch in Waadt einen Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der liberalen Richtung herbei, während die überwiegend protestantischen Cantone Neuenburg und Genf sich aus conservativen Gründen zu den Jesuitencantonen hielten. Dieser wachsenden Macht der protestantisch-liberalen Cantone gegenüber wurde nun der katholisch-jesuitische Sonderbund gestiftet, und durch diesen endlich die Katastrophe herbeigeführt, mit welcher eine neue Phase in der Geschichte der Schweiz, und insbesondere der kirchlich-religiösen Bewegung innerhalb derselben beginnt.

Wir müssen den Gang der folgenden Ereignisse, die nun mehr den politischen Charakter annahmen, als bekannt voraussetzen, und heben nur einige für uns interessante Momente aus denselben hervor. Der Beschluß der Tagsatzung, durch welchen die Auflösung des Sonderbunds und die Ausweisung der Jesuiten mit 12½ Stimmen ausgesprochen wurde, konnte nur nach einer gewaltsamen Umwälzung in Genf und durch die endliche Gewinnung einer Stimme im Großrath von St.-Gallen erzielt werden. Wenn, trotz einer so schwachen und so schwer errungenen Majorität, die energische Ausführung dieses Beschlusses doch auf so wenig Hindernisse stieß, so glauben wir mit Recht daraus zu schließen, daß für denselben im schweizer. Volke eine weit entschiedenere Sympathie vorhanden war als in der Tagsatzung. Ja, wir möchten hieran die allgemeine Behauptung knüpfen, daß es die katholische Kirche sehr wohl versteht, die Macht, die sie durch ihren Einfluß auf die Massen besitzt, größer und gewaltiger erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Eine Regierung, die mit Entschiedenheit und Consequenz den Übergriffen des Klerus entgegentritt, wird sicher überall Gelegenheit haben sich zu überzeugen, daß der Feind, den sie bekämpft, weit weniger gefährlich ist, als sie es glaubte, und als er sich selbst darzustellen versuchte. Die Versuche auswärtiger Mächte, in den Gang der schweizerischen Ereignisse zu Gunsten des Sonderbunds, oder, wie es hieß, der *Cantonal*souveränetät einzugreifen, scheiterte an dem sehr geschickten Widerstande der englischen Diplomatie und an dem Eintritt der Katastrophe von 1848. Interessant war es, unter den Diplomaten, die für die Jesuiten zu interveniren gedachten, Guizot, den protestantischen Minister des katholischen Königs Ludwig Philipp, neben Herrn von Radowitz, dem katholischen Bevollmächtigten des protestantischen Preußen, zu begegnen. Im Sinne der preußischen Regierung handelte auch die Vertretung des protestantischen Cantons Neuenburg bei der Tagsatzung. Die Loslösung dieses Erblandes von der preußischen Dynastie im Jahre 1848 ist wesentlich eine Folge des sichtbaren Widerspruchs, in welchen jene Politik mit den Interessen und Sympathien der Bevölkerung gerathen mußte.

Der entscheidende Sieg des schweizerischen Liberalismus im Bunde mit den Ereignissen von 1848 hatte nicht nur in den Sonderbundscantonen eine Verfassungsrevision im entschieden liberalen und antiklerikalen Sinne, sondern auch eine Revision der Bundesverfassung selbst zur Folge, die, neben der Herrschaft liberal-demokratischer Grundsätze, eine weit stärkere Centralisation der Gesammtkraft und der Gesammtinteressen bezweckt und erzielt hat, ohne darum die Cantonalsouveränetät aufzuheben oder unnöthig zu beschränken. In religiöser Beziehung finden wir einige Bestimmungen in der neuen Verfassung, die den Principien der Religionsfreiheit nicht vollkommen entsprechen. So ist das allgemeine Niederlassungsrecht nur auf die Schweizer christlicher Confession beschränkt, und die Freiheit des Gottesdienstes nur den beiden anerkannten Confessionen gewährleistet. Ingleichen müssen wir auch die Ausschließung der Geistlichkeit vom passiven Wahlrecht als eine vor dem Gesetze der allgemeinen Gleichberechtigung nicht gerechtfertigte Beschränkung bezeichnen; ja wir müssen selbst die ein für allemal beschlossene Fernhaltung der Jesuiten als eine Bestimmung ansehen, die mit den Grundsätzen der Religionsfreiheit im entschiedenen Widerspruch steht.

Der Gang der innern Entwickelung seit 1848 gleicht in der Schweiz dem in

Belgien. Von äußern Einflüssen wenig beirrt, hat das schweizerische Volk seine reien Institutionen gepflegt und aufrechterhalten, und ist an denselben zu einem räftigen politischen Leben erstarkt. Die neueste Zeit hat hier und da wieder Anänge einer Reaction zu Tage gefördert, an denen die Thätigkeit des Klerus wieder hren sichtbaren Antheil hat. Doch glauben wir, daß weder der reactionäre Großath von Bern, noch die Volksversammlung von Posieux, noch die neuenburger, noch ie jüngsten östreichischen Verwickelungen einen hemmenden und beirrenden Einfluß uf die Richtung ausüben werden, die das schweizerische Volk seit 1847 mit solcher Entschiedenheit eingeschlagen hat.

Großbritannien und Irland: Englische Intoleranz; Irland seit Aufhebung der Union; Catholic association; O'Connell; die Emancipationsbill; die Zehntenbill; die Repealagitation; Parlamentsreform; das Unterrichtswesen; Maynoothbill; Smith O'Brien; der Puseyismus; die Organisationsbulle; die Titelbill.

Von allen Ländern Europas, selbst Deutschland nicht ausgenommen, ist keines o gewaltig und während so langer Zeit von religiösen Kämpfen erschüttert worden ie England. Von Heinrich VIII. bis zur Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien, lso während eines Zeitraums von mehr als 150 Jahren, sind es die religiösen Wirren und Kämpfe, welche den vornehmsten Theil der englischen Geschichte bilden, as wesentlichste Motiv zu allen großen Umwälzungen in seiner politischen Gestaltung. In keinem Lande Europas, selbst Spanien nicht ausgenommen, hat der religiöse Sektenhaß zu einem so erbitterten und so unversöhnlichen Vernichtungskampfe eführt wie in England. Nirgends hat die schroffste religiöse Unduldsamkeit sich so ange und in so unbegreiflichem Widerspruche mit der freien Entwickelung der politischen Institutionen erhalten wie in England. Die verschiedenen Confessionen, Sekten und Religionsparteien Englands stimmen alle darin überein, daß sie die schonungslose Vernichtung der übrigen anstreben, sobald sie an der Herrschaft sind. Nachdem daher die anglikanische Hochkirche endlich zur unbestrittenen Alleinherrschaft elangt ist, hat sie bis auf die neueste Zeit eine Bedrückung und Ausschließung gegen ihre katholischen Brüder, besonders in Irland, ausgeübt, wie sie gleichzeitig kaum rgendwo von der katholischen Kirche und von katholischen Regierungen ausgeübt vurde. England ist, trotz des scheinbaren Siegs, den die Reformation daselbst errungen, dem katholischen Principe der Ausschließung, der Verketzerung und Verfolgung aller Andersglaubenden unverändert treugeblieben. Bis auf die neueste Zeit ist daher die katholische Kirche in England so sehr eine Ecclesia pressa gewesen, aß wir zunächst nur von ihren Anstrengungen zu berichten haben, sich aus ihrer edrückten und unwürdigen Stellung zu befreien. Erst in allerneuester Zeit begegnen wir dem Versuche derselben, zu einer selbständigen Machtstellung zu gelangen nd angriffsweise gegen ihren Bedrücker zu verfahren, ein Versuch, der hier um so ehr Aussicht auf Erfolg haben dürfte, als England in Wahrheit niemals aus den Geistesfesseln des Katholicismus sich befreit hat.

Die Darstellung der katholischen Bewegung in Großbritannien führt uns demach zunächst nach Irland. Wir können nicht auf die frühere Geschichte dieses unglücklichen Landes zurückgehen, und müssen nur darauf aufmerksam machen, daß seit Eroberung und Unterjochung desselben durch die Briten ein doppelt unerträglicher Druck auf seiner Bevölkerung lastete: ein politischer und ein religiöser. Eine geringe Zahl von normannischen (englischen) Eroberern befindet sich beim Beginn unserer Periode im fast ausschließlichen Besitz des gesammten Grund und Bodens und somit aller politischen Rechte; und eine ebenso kleine Zahl anglikanischer Christen übt einen ast noch härtern Druck auf die mehr als zehnfach größere Zahl der katholischen Bevölkerung aus. Die eingeborene celtische Bevölkerung besteht fast nur aus abhängigen und gedrückten Pächtern oder aus hungernden Arbeitern der reichen normannischen Gutsherren, die ihre ungeheuern Einkünfte nicht einmal im Lande verzehren. Die eigene Vertretung ist seit der Union von 1801 dem Lande genommen.

Die 100 Vertreter Irlands im englischen Unterhause vermögen wenig gegen die Gleichgültigkeit und Antipathie der englischen Mehrzahl für die irischen Interessen. 500000 anglikanische Christen bilden gegen mehr als sechs Millionen katholische die herrschende Kirche Irlands. Vier Erzbischöfe, 18 Suffraganbischöfe und 1700 Geistliche dieser herrschenden Kirche befinden sich im Besitz von einer Million Morgen Landes und ziehen eine jährliche Einnahme von 10 Millionen Thalern. Diese Einnahme wird größtentheils von der armen katholischen Bevölkerung aufgebracht; denn diese hat die Staatskirche zu erhalten und namentlich einen früher sehr drückenden Zehnten als Kirchensteuer zu entrichten. Dessenungeachtet waren die Angehörigen der katholischen Kirche bis zum Jahre 1829 nicht nur von dem Eintritt in das britische Parlament, sondern auch von allen Staatsämtern, ja selbst von den richterlichen ausgeschlossen, und überdies in der Übung ihrer Religion sowie in ihrer persönlichen Freiheit zahlreichen und entwürdigenden Beschränkungen unterworfen, die mit den freien Institutionen Englands im schroffsten Widerspruch standen. Die mit der Parlaments-Union im Jahre 1801 gleichzeitig verheißene Emancipation der Katholiken wurde entschieden verweigert, und so begann denn die anhaltende katholische Bewegung Irlands, die auch mit der endlich errungenen Emancipation von 1829 keineswegs ihr Ende erreichte.

Es bildete sich nach der Union sofort der große katholische Verein (Catholic association), der sich bald über das ganze Land verbreitete und eine umfassende Wirksamkeit für die Emancipation entwickelte. Blutige Reibungen desselben mit den Orangelogen, die im Interesse der anglikanischen Kirche gestiftet worden waren, fanden besonders während des französischen Kriegs statt und veranlaßten 1815, bei dem Beginn der allgemeinen europäischen Reaction, Regierung und Parlament zu einer neuen und schweren Beschränkung der Freiheitsrechte in Irland. Nicht Humanität gegen die Unterdrückten und Duldung gegen Andersgläubende, sondern die erschreckende Zunahme des Elends und die sichtbar wachsende Gefahr eines furchtbaren Aufstandes veranlaßten im Jahre 1822 selbst den Minister Canning die Emancipation zu beantragen. Aber die starre Intoleranz der Peers und des Unterhauses wies diesen Antrag zurück. Das irländische Volk indessen hatte jetzt in O'Connell den Mann gefunden, der durch eine Agitation ohne Gleichen der englischen Hartnäckigkeit und Unduldsamkeit endlich die Anerkennung seiner Rechte abzugewinnen verstand. Die Umbildung der katholischen Association zu einem Pennyverein machte denselben zum Vereinigungspunkt der gesammten katholischen Bevölkerung, und trotz der in Folge einer Parlamentsacte ohne Widerstand erfolgten Auflösung des Vereins war doch der moralische Einfluß der gesetzlichen Agitation O'Connell's so groß, daß 1828 gerade das Toryministerium Wellington-Peel die „katholische Emancipationsbill" einbringen mußte, die am 31. März 1829 zum Gesetz erhoben wurde.

Den Katholiken war durch dieses die alten Staatseide verändernde Gesetz Zulassung in beide Häuser des Parlaments sowie zu den Staats-, Communal- und Richterämtern gewährt. Doch kam das Princip der vollen Gleichberechtigung auch jetzt noch nicht zur Geltung. Denn die Katholiken wurden von den Ämtern des Lordkanzlers, des Vicekönigs von Irland sowie von der Theilnahme an einer etwaigen Reichsregentschaft ausgeschlossen. In kirchlicher Beziehung aber wurde die Herrschaft der anglikanischen Staatskirche und somit auch die Pflicht der Zehntenzahlung an dieselbe unverändert aufrechterhalten. Jede Einmischung des Römischen Stuhls in die kirchlichen Angelegenheiten Großbritanniens sowie der Abschluß eines Concordats mit dem Papste blieb untersagt, ebenso die Führung eines Kirchentitels unter dem Namen einer englischen Provinz; und selbst das katholische Priestergewand außer dem Hause oder der Kirche zu tragen, blieb bei hoher Strafe verboten. Die katholischen Orden und Klöster sollten in ihrem derzeitigen Bestand zwar erhalten bleiben, aber die Angehörigen derselben behufs der Controle einregistrirt werden und der Eintritt von fremden Ordensgliedern, insbesondere von Jesuiten, ins Land aufs strengste untersagt bleiben. Denn, merkwürdig genug, hatten die Jesuiten während ihrer Ver-

bannung aus allen katholischen Ländern, außer in Rußland, wo sie ihren Hauptsitz aufschlugen, auch in England Zuflucht gefunden, und auf die Associationsgesetze des Landes gestützt, daselbst mehre Erziehungsanstalten gegründet. Die wichtigste Clausel des Gesetzes endlich war die Erhöhung des Census in Irland für das active Wahlrecht zum Parlament von 40 Schillingen auf 10 Pfund, wodurch dem Einfluß der Unbemittelten und somit der katholischen Geistlichkeit auf die Parlamentswahl entgegengetreten werden sollte.

Noch war man also von einer thatsächlichen Gleichstellung der Confessionen weit genug entfernt. O'Connell betrachtete daher die Emancipationsbill nur als eine erste Abschlagszahlung auf die Foderung Irlands, und bei seinem Eintritt in das englische Parlament, in welches ihm mehr als 40 unbedingte Anhänger folgten, stellte er sofort den Antrag auf Aufhebung der Zehntenpflichten. Als aber dieser verworfen wurde, errichtete er im Lande selbst an der Stelle des aufgelösten katholischen Vereins die „Repealassociation" zur Aufhebung der Union auf gesetzlichem Wege, d. h. zur Wiederherstellung eines abgesonderten irischen Parlaments. In allgemeinen Landesangelegenheiten stand O'Connell mit seinem Anhang, wie die katholische Partei überall, wo sie die unterdrückte ist, entschieden auf Seiten des Liberalismus; und nur mit seiner Hülfe brachte das Whigministerium im Jahre 1832 die Reformbill durch. Die wichtigen Dienste, welche die irischen Katholiken dem Ministerium bei dieser Gelegenheit leisteten, veranlaßten dasselbe zur Einbringung eines Gesetzes, durch welches der Zehnte auf drei Fünftel herabgesetzt und auf die Grundeigenthümer als Grundrente übertragen wurde. Nach mehrjährigem Widerstreben des Oberhauses wurde diese Bill endlich 1834 zum Gesetz erhoben, jedoch ohne die Clausel, nach welcher der Überschuß aus dem irländischen Kirchenvermögen zur Verbesserung des irländischen Schul- und Gemeindewesens verwendet werden sollte. Die wichtigste und erfolgreichste Errungenschaft der Katholiken war jedoch die durch das Whigministerium ins Werk gesetzte Umgestaltung des Volksschulwesens in Irland. Bis 1782 war jeder katholische Schul- und Privatunterricht bei Strafe der Landesverweisung untersagt. Auf den Bericht einer 1806 eingesetzten Parlamentscommission war 1812 ein Versuch zur Abhülfe eines so himmelschreienden Unrechts durch Errichtung von Schulen gemacht worden, in denen die Bibel ohne allen Commentar gelesen wurde. Dies wurde jedoch von den Katholiken natürlich als ein Mittel zur Proselytenmacherei angesehen, und sie konnten sich nicht entschließen, ihre Kinder diesen Schulen anzuvertrauen. Erst 1831 bewilligte das Parlament die nöthigen Mittel zur Begründung von Lehranstalten, in denen, neben dem gemeinsamen anderweitigen Unterricht, für die verschiedenen Confessionen abgesonderter Religionsunterricht ertheilt wurde. Unter der Leitung einer aus toleranten Männern beider Confessionen zusammengesetzten Aufsichtsbehörde hob sich das Nationalunterrichtssystem Irlands alsbald in dem Maße, daß von 1833 — 50 die Zahl dieser Simultanschulen von 789 auf 4547 und die der Schüler von etwa 80000 auf 511239 gestiegen ist.

Aber auch hiermit war O'Connell und die irisch-katholische Partei noch keineswegs zufriedengestellt. Neue Anträge, besonders zur Erweiterung des Wahlrechts für Communalbeamte, wurden gestellt, aber vom Parlament nicht angenommen, wogegen Jener die Repealagitation um so energischer fortsetzte, als im Jahre 1841 wieder ein Toryministerium an die Regierung gelangte. Es ist zu bemerken, daß erst jetzt die katholische Geistlichkeit sich offen der Bewegung anschloß, obwol sie auch bisher schon dieselbe begünstigt hatte. Im Jahre 1843 nahm die Repealbewegung in Folge dessen einen so drohenden Charakter an, daß die Regierung sich genöthigt sah, gewaltsam einzuschreiten. Eine auf dem 8. Oct. anberaumte Monstreversammlung wurde untersagt, und einige Tage später O'Connell mit den vornehmsten Führern der Partei verhaftet und vor Gericht gestellt. Das Resultat dieses Processes war zwar zunächst die Verurtheilung O'Connell's und einiger anderer Häupter der Bewegung zu einem Jahr Gefängniß und hoher Geldstrafe; doch wurde das Urtheil wegen Formfehler, durch das Oberhaus wieder aufgehoben und der Proceß von der

Regierung nicht weiter verfolgt, da inzwischen wiederum ein Ministerwechsel, und mit demselben ein stillschweigender Waffenstillstand von beiden Seiten eingetreten war.

Außer einigen weniger bedeutenden Gesetzen, die in Folge dieser Versöhnung zur Verbesserung der irländischen Zustände erlassen wurden, war bei weitem das wichtigste die „Maynoothbill", in welcher Peel vorschlug für das Maynoothcollege, das schon 1795 zur Ausbildung katholischer Priester errichtet, aber äußerst dürftig ausgestattet worden war, einen einmaligen Zuschuß von 30000 Pfund Sterling und einen jährlichen von 26000 aus Staatsmitteln zu bewilligen. Nach dem heftigsten Widerstande von Seiten der hochkirchlichen Partei wurde die Bill in beiden Häusern mit Verwerfung aller Amendements angenommen, und auch der von der Opposition beantragte Nachweis, daß in diesem College nicht jesuitische, der englischen Kirche feindselige Doctrinen vorgetragen würden, ward abgelehnt. Dagegen gelang es dem Ministerium nicht, die Errichtung von höhern Unterrichtsanstalten in Irland durchzusetzen, die, frei von jedem confessionellen Charakter, lediglich zur Hebung der allgemeinen Volksbildung bestimmt sein sollten. Der vereinigte Widerstand der anglikanischen wie der katholischen Kirchenpartei nöthigte die Regierung zum Aufgeben dieser Maßregel, die später durch Privatkräfte zur Ausführung gebracht wurde.

Die Einbringung und Durchführung der Maynoothbill war offenbar die versöhnlichste Maßregel, die bis jetzt in Bezug auf die katholische Kirche Irlands *ins* Werk gesetzt worden. Es war in derselben nicht nur die katholische Bevölkerung, sondern die katholische Kirche Irlands als ein Gegenstand des öffentlichen Staatsinteresses anerkannt, und somit die ausschließliche Berücksichtigung der herrschenden Staatskirche aufgegeben. Sir Robert Peel, der Tory, dem überhaupt die Aufgabe zufiel, die hartnäckigsten Vorurtheile der englischen Politik zu durchbrechen, erwarb das Verdienst, auch auf diesem Gebiete den bedeutsamsten Schritt gethan zu haben. Die Bewegung, die im Jahre 1845 gegen die Annahme der Maynoothbill *im hochkirchlichen* England stattfand, hat sich bekanntlich 1852 mit gleicher *Heftigkeit für* Zurücknahme derselben wiederholt, als die katholische Kirche eine offensive Stellung gegen die anglikanische zu nehmen begann. Doch hat bis jetzt wenigstens, auch diese Bewegung gegen das inzwischen erstarkte Princip der Religionsfreiheit nicht durchdringen können.

Das whiggistische Ministerium Russell, das im Jahre 1846 zur Regierung kam, erhielt sehr bald Gelegenheit, von der versöhnlichen Gesinnung Zeugniß zu geben, die mehr und mehr gegen das unglückliche Irland in dem Herzen des englischen Volks Wurzel faßte. Die Misernte des Jahres 1846—47 hatte eine unermeßliche Noth über Irland heraufbeschworen, und im Gefolge derselben eine Auflösung der gesetzlichen Ordnung, die dem Leben und dem Besitz der Einwohner die größte Gefahr drohte. Das allzu lange und allzu schwer gedrückte Volk hatte zu sehr den sittlichen Halt verloren, um an eine andere Selbsthülfe als an die der rohesten Gewalt zu denken. Schon war wiederum eine Bill zur gewaltsamen Unterdrückung dieser anarchischen Zustände im Parlament eingebracht, als man beschloß, den Weg der Gewalt ganz zu verlassen und statt dessen die umfassendsten Mittel zur Abhülfe des erschreckenden Nothstandes darzubieten. Wir müssen dies als einen Versuch der Regierung und des Volks von England anerkennen, den einen Theil der schweren Schuld abzutragen, die es an Irland seit Jahrhunderten begangen hat. Der momentane Erfolg war in der That ein günstiger, aber kein durchgreifender. In dieser Zeit starb auch der große Agitator O'Connell, und zwar außerhalb seines Vaterlandes, in Genua. Er befand sich auf dem Wege nach Rom, um aus dem Munde des Papstes den Dank für die großen Dienste zu empfangen, die er der katholischen Kirche bereits geleistet hatte.

Mit dem Tode O'Connell's aber gewann die irische Bewegung einen andern Charakter. Dieser hatte alle seine Kräfte darauf verwendet, der Agitation einen gesetzlichen Charakter zu wahren. Er verstand es, das leidenschaftlich erregte Volk von grober Gewaltthat, von arger Verletzung des Gesetzes zurückzuhalten; und gerade

diese sichere Herrschaft, die er selbst über das erregte Gemüth der Massen ausübte, mußte der Regierung imponiren. Denn diese wußte sehr wohl, daß es auch nur eines Winks von seiner Seite bedurfte, um die Leidenschaften zu entfesseln und nach seinem Willen gegen die Regierungsgewalt zu lenken. Auch war O'Connell klug genug, jede Verbindung mit den radicalen Elementen Englands zurückzuweisen, die bei den stimmgebenden Classen des englischen Volks keine Sympathien fanden. Jetzt aber schwang sich der leidenschaftliche Chartistenführer Smith O'Brien an die Spitze der irischen Bewegung; und die Ausbrüche der rohesten Gewalt gaben alsbald Zeugniß von der veränderten Führung. Die Regierung sah sich genöthigt, wieder zu Ausnahmegesetzen gegen die allgemeine Anarchie zu greifen, die diesmal auch von den liberalen Mitgliedern des Parlaments ohne Widerstreben bewilligt wurden und zum Theil noch bis auf den heutigen Tag in Kraft sind. Wir müssen übrigens hervorheben, daß mit dem Tode O'Connell's und mit der veränderten Richtung, welche die Bewegung seitdem annahm, auch die Geistlichkeit ihre Theilnahme an derselben meist aufgab. Die irische Bewegung trägt also seitdem nicht mehr offen den Charakter einer kirchlich-katholischen, wenn auch der langgenährte Religionshaß immer noch eine mächtige Triebfeder des Parteikampfes bildet, der zwischen England und Irland geführt wird. Die katholische Bewegung Englands ist dagegen jetzt eine allgemeinere geworden, und wird nicht mehr ausschließlich mit den Kräften Irlands geführt.

Die französische Revolution von 1848 hat auf die englischen Zustände keinen directen Einfluß ausgeübt. Der Versuch einer chartistischen Bewegung wurde ohne Blutvergießen mit strenggesetzlichen Mitteln niedergehalten. Ein Fortschritt in der Richtung der religiösen Duldsamkeit, der als eine Folge der Ereignisse von 1848 angesehen werden kann, ist nur die Aufhebung des Verbots, einen directen Verkehr zwischen der britischen Regierung und dem Papste zu unterhalten. Die diplomatische Wichtigkeit des römischen Hofs seit dem Regierungsantritte Pius' IX., und noch mehr seit der Erhebung Italiens, hatte die Aufhebung dieser Bestimmung selbst den intoleranten Hochkirchenmännern abgezwungen.

Dagegen hat die allgemeine europäische Reaction, welche der mislungenen Revolution folgte, der katholischen Kirche in England einen mächtigen Aufschwung verliehen, nachdem die innere Schwäche der Hochkirche schon seit längerer Zeit an den Tag getreten war. Dieser war nämlich aus ihrem eigenen Schooße der Feind erwachsen, der sie dem Papstthum wieder ausliefern zu wollen schien — der Puseyismus. Aus der Universität Oxford, dem Sitze des intolerantesten hochkirchlichen Orthodoxismus, erhob sich 1833 der Geistliche und Universitätslehrer Pusey mit einer theologischen Lehre, die sich von allen Grundsätzen und Errungenschaften des Protestantismus lossagt, und die anglikanische Kirche, wenn auch auf Umwegen, wieder zur römischen zurückzuführen bemüht ist. Sowol in den Lehren wie in den äußern Formen des Gottesdienstes näherte sich Pusey sichtbar dem Katholicismus, behauptete jedoch mit seinem Anhange, daß er nur eine Zurückführung der Staatskirche auf ihre wahren Principien beabsichtige, und also keineswegs gewillt sei, aus derselben auszutreten. Dieser sogenannte Kryptokatholicismus machte unter den Geistlichen und Universitätslehrern sowie in den höhern Kreisen der Gesellschaft bald so erschreckende Fortschritte, daß die Grundsäulen der anglikanischen Kirche von dieser Bewegung sichtbar erschüttert wurden. Nachdem Pusey und besonders der geistreichste und fanatischste unter seinen Anhängern, Newman, endlich durch Richterspruch genöthigt worden sind, ihre Pfarre und ihren Lehrstuhl innerhalb der anglikanischen Kirche aufzugeben, steht an der Spitze der puseyistischen Bewegung der anglikanische Bischof Philpotts von Exeter, der sich unter Andern durch seine rastlose Verfolgung gegen den freisinnigen Geistlichen Gorham auszeichnete, und sogar aus eigener Machtvollkommenheit eine Synode puseyistischer Bischöfe behufs der Emancipation der Kirche vom Staate zusammenberufen und abgehalten hat. Auf

die Bedeutung und die Ursachen dieser Bewegung innerhalb der anglikanischen Kirche ist hier nicht näher einzugehen. Nur muß bemerkt werden, daß diese Erscheinung des innern Zerfalls im Hause ihres Gegners und der zahlreiche Übertritt vornehmer, gelehrter und frommer Engländer in die katholische Kirche, diese zu dem kühnen Versuch ermuthigte, das auf solchem Boden seit Jahrhunderten verlorene Terrain endlich mit einem Schlage wiederzuerobern. Die wachsende Macht der allgemeinen politischen und religiösen Reaction schien den günstigen Moment hierfür zu bieten. Schon seit längerer Zeit war ein kühneres Auftreten des katholischen Clerus, nicht nur in Irland, sondern auch in England bemerkt worden, und selbst Spuren jesuitischer Thätigkeit glaubte man verfolgen zu können. Endlich gelangte von Rom aus die Nachricht von einem päpstlichen Kirchengebet nach England, in welchem geradezu die Hoffnung ausgesprochen wurde, das abgefallene Volk von England wieder in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt zu sehen. Bald darauf erfolgte sogar die Veröffentlichung einer päpstlichen Bulle, durch welche in England eine ausgebreitete römische Hierarchie organisirt, das Land in 12 Kirchenprovinzen eingetheilt, 12 katholische Bischöfe für dieselben ernannt und die Oberleitung der katholischen Kirche Englands dem Cardinal Wiseman unter dem Titel eines Erzbischofs von Westminster übertragen wurde.

Groß war die Entrüstung, oder vielmehr die Bestürzung, welche diese Thatsache unter den Hochkirchenmännern Englands hervorrief. Der so lange mit Füßen getretene Katholicismus stand plötzlich in vollem Glanze seiner Macht, und gewissermaßen in feierlicher Amtstracht vor ihren Augen und mitten unter ihnen. Der Staat, die Religion, die Gesellschaft schien in Gefahr. Ein Petitionssturm der Bischöfe und auch der liberalen Bourgeoisie gegen diese Anmaßung überfluthete das Parlament und die Regierung. Selbst der Premierminister Lord J. Russell schloß sich durch einen Brief an den Bischof von Durham den Protestirenden an. Die gehässigsten Demonstrationen gegen das Papstthum und seine Anhänger fanden im ganzen Lande statt. Aber die englischen Gesetze boten keine Waffe gegen die päpstliche Bulle und den katholischen Klerus; und nur mit Mühe gelang es gegen den Widerspruch der entschieden liberalen Partei, die sogenannte „Titelbill“ durchzusetzen, welche die Annahme katholischer Titel nach dem Namen englischer Provinzen untersagt. Bis jetzt ist jedoch die katholische Priesterpartei offenbar Siegerin in dem eröffneten Kampfe geblieben. Sie setzt ihre Propaganda ungestört und mit wachsendem Erfolge fort. Cardinal Wiseman und der katholische Primas von Irland, Erzbischof Dr. Cullen, haben ihre Titel und Würden nicht aufgegeben. Den kleinlichen Vexationen gegen öffentliche Aufzüge u. s. w., zu denen sich das im Februar 1852 eingetretene Toryministerium Derby herbeiließ, setzte der Klerus und die ultramontane Presse („Tablet“) besonders in Irland eine mächtige Agitation der Massen entgegen, deren Resultat der entschieden antiministerielle Ausfall der Wahlen in Irland war. Der Parteihaß der Confessionen entzündete sich wieder zu einer gefährlichen Glut. Hier wurden von katholischen Priestern protestantische Bibeln verbrannt, dort vom anglikanischen Pöbel katholische Gotteshäuser verwüstet. Über den Ausgang dieses Kampfes, der fortdauernd schwebt, welche politische Partei auch zum Staatsruder führen mag, läßt sich keine sichere Vermuthung äußern. Aber es ist wol zu befürchten, daß die anglikanische Kirche an zu großen antiprotestantischen Mängeln leidet, um ohne eine durchgreifende Reform in ihrem eigenen Innern diesem Feinde die Spitze bieten zu können.

Deutschland: Eigenthümliche und verschiedenartige Wirksamkeit der ultramontanen Partei in den verschiedenen Ländern.

In Deutschland befleißigt sich die katholische Kirche jederzeit einer außerordentlichen Kraftentwickelung; weil es hier ebenso wol gilt wiederzuerobern wie zu behaupten, anzugreifen und sich zu vertheidigen. Deutschland ist der Sitz wahrhafter, innerlicher Religiosität, aber darum auch der Herd einer ununterbrochenen religiö-

Bewegung. Weil der Deutsche aus eigenem Bedürfniß religiös ist, strebt er auch ie Religion zu seinem vollen Eigenthum, zum Gegenstand seines Bewußtseins zu achen. Er muß daher nicht selten in die Lage kommen, die Religion selbst nach rer Übereinstimmung mit dem Bewußtsein zu fragen, und wo er diese Übereinstimung vermißt, dieselbe wiederherzustellen suchen. Der Katholicismus, als die Religion der absoluten Autorität, hat daher nirgends so schwere und so andauernde Kämpfe zu bestehen wie in Deutschland. Er findet aber auch nirgends so treue und egeisterte Anhänger, so muthige und tüchtige Vertreter seiner Sache wie hier, soweit s ihm gelingt, sich der Geister und Gemüther zu bemächtigen.

In Deutschland ist ferner die Wirksamkeit der römischen Kirche, vermöge der esondern Gestaltung der politischen und kirchlichen Verhältnisse, eine ganz eigenthümche. Die Bevölkerung zerfällt fast zu gleichen Theilen in eine katholische und proestantische, das Land in eine bedeutende Anzahl von Staaten, in denen großentheils benfalls beide Confessionen gemischt sind. Nach den Grundbestimmungen der Bundesverfassung sind überall beiden Confessionen die gleichen Rechte zugesichert; thatächlich vertreten jedoch die Regierungen und Fürsten überall vornehmlich die eine on beiden Richtungen, die aber nicht überall der in der Bevölkerung vorherrschenen entspricht. Die hierarchisch-ultramontane Partei muß daher den Halt und Ausangspunkt für ihre Wirksamkeit in den verschiedenen Ländern immer an verschiedenen Punkten suchen, je nachdem sie ihre Stütze sicherer in der Regierung oder im Volke findet. So glaubt sie in dem meist katholischen Baden sich zur Beschützerin es Volks gegen die Übergriffe des protestantischen Fürsten aufwerfen zu sollen, während sie in dem durchaus protestantischen Sachsen ihre Stütze bei dem katholischen Hofe u suchen scheint. In den übrigen protestantischen Ländern mit protestantischen Fürten, wie Preußen, Würtemberg, Hannover, Hessen, hält sie das Mistrauen der katholischen Minderheit sowol gegen die Regierung wie gegen die andersglaubende Mehrheit fest; in Baiern und Östreich hingegen, wo die Mehrheit des Volks in Übereinstimmung mit der Regierung dem Katholicismus anhängt, wirkt sie auf eine absolute Unterdrückung der akatholischen Minderheit hin. So bietet ihr kein Land so mannichfaltige und auch nach den Zeitverhältnissen wechselnde Anhaltpunkte für ihre Wirksamkeit dar, als eben Deutschland; und endlich weiß sie auch jeden einzelnen Punkt, wo sie im Besitze der Gewalt ist, zugleich sehr geschickt zum Angriffspunkt auf dasjenige Gebiet zu benutzen, das ihrem Einfluß zu widerstehen versucht. Natürliche Sympathien und wohlverstandenes Interesse führt sie in der Regel auf Seiten der Regierungen, deren materielle Macht sie zur Aufrechthaltung und Kräftigung ihrer eigenen Autorität benutzt. Sie sucht sich in bewegten Zeiten, selbst in protestantischen Ländern, gern als eine feste Stütze des Throns darzustellen, aber freilich niemals, ohne dafür einen Lohn zu fodern, der nicht selten die geleisteten Dienste übersteigt und aufhebt. Doch reicht dieses Bündniß niemals weiter als ihr Interesse, und nicht nur gegen protestantische Regierungen, sondern auch gegen einen katholischen Fürsten haben wir sie mit einer Heftigkeit auftreten sehen, wie sie uns kaum n den wilden Tagen der Revolution begegnet ist.

Folgen wir nun den Hauptbahnen, auf welchen diese windungsreiche Bewegung zu ihrem Ziele zu gelangen sucht, und werfen wir einen Blick auf die ruhige und ungetrübte Herrschaft der katholischen Kirche in Östreich, auf ihr schrankenloses Emporsteigen in Baiern, dem allerdings ein plötzlicher aber vorübergehender Fall folgte, und auf ihren zähen und erfolgreichen Kampf gegen die protestantische Regierung in Preußen.

Östreich: Katholische Politik; antinationale Wirksamkeit; die Jesuiten; das Jahr 1848; neueste Reaction.

Östreich ist ein katholischer Staat, nicht nur nach der überwiegenden Mehrzahl seiner Bevölkerung, sondern in noch höherm Maße nach der Richtung seiner Politik.

Die Staatsmaxime Östreichs ist gleich der der katholischen Kirche: zähes und unwandelbares Festhalten an dem Bestehenden, die Unterordnung der freien und selbständigen Kräfte unter eine äußere Autorität, und endlich die Auflösung und Zusammenschmelzung der verschiedenen Nationalitäten durch die gemeinsame Herrschaft einer concentrirten obersten Gewalt. Nirgends ist daher das Bündniß zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Hierarchie natürlicher und, von einzelnen Unterbrechungen abgesehen, ungestörter als in Östreich. Es bietet darum hier die Geschichte der religiösen Bewegung auch in neuerer Zeit wenig hervortretende Momente dar, indem nur selten fühlbare Übergriffe des einen Theils oder gar Conflicte mit der Regierung stattfanden, und auch die Völker meist in gewohnter Duldsamkeit das kirchliche Verhältniß unangetastet ließen.

Während Kaiser Franz, freilich nicht ohne Eifersucht auf sein Souveränetätsrecht, durch natürliche und anerzogene Sympathie der Kirche und ihren Interessen zu dienen geneigt war, bemühte sich Metternich, das Verhältniß derselben zum Staat auf den Fuß der Gegenseitigkeit zu stellen. Er überließ ihr gern einen wesentlichen Antheil an der Jugenderziehung, weil er von ihrer Meisterschaft in der Fernhaltung aller bewegenden Ideen des Zeitfortschritts überzeugt war. Er gewährte ihr ausgedehnte Machtvollkommenheit in der Ausübung ihres Einflusses auf die Gemüther und den Willen des Volks, weil sie es verstand, Alles, was als göttliche Autorität auftrat, mit einer Glorie zu bekleiden, die den Widerstand und das Verlangen nach Selbstbestimmung nicht aufkommen läßt. Vor allem aber war die Kirche seine treue Bundesgenossin in der schwierigsten Aufgabe für die Regierung des östreichischen Völkerconglomerats, die nationale Erhebung überall niederzuhalten und abzuleiten. Die Kirche ist eine Feindin aller begeisternden und Thaten weckenden Ideen, die nicht auf ihrem Boden wachsen, und dem Willen der Völker und der Individuen die Verfolgung eines eigenen Wegs, eines eigenen Zwecks vorschreiben. Selbstbewußte und selbständige Nationalitäten haben jederzeit auch nach Selbständigkeit auf dem kirchlichen Gebiete gestrebt, und selbst in den Organen der Kirche die absolute Abhängigkeit von Rom abzuschütteln versucht. Die römische Curie ist daher selbst in Italien der nationalen Erhebung bis auf den letzten Augenblick feindlich gesinnt gewesen, und unter Metternich's Regiment war der italienische Klerus dessen tüchtigster Bundesgenosse, um den nationalen Bestrebungen entgegenzuwirken. Gioberti in seinem „Gesuita moderno" gibt hierüber und über die dabei angewandten Mittel ausführlichen Aufschluß. Auch in Galizien und Ungarn sind ähnliche Bestrebungen, die von der Geistlichkeit in Gemeinschaft mit der Regierung verfolgt wurden, nicht zu verkennen. Unter den Slawen wurden verschiedene Nationalitäten, wie die Ruthenen, geradezu entdeckt, um die Eifersucht der Dialekte gegeneinander zu wecken und dadurch die Gemeinsamkeit der Erhebung zu verhindern. In Ungarn regte man die slawischen, hauptsächlich katholischen Elemente gegen die großentheils protestantischen Magyaren auf. Und so gelang es wenigstens längere Zeit, überall die nationale Bewegung niederzuhalten oder zu zersplittern, die von allen Seiten gegen den einheitlichen Fortbestand des östreichischen Staats andrängte, und in ihrem Siege gegen diesen zugleich der Kirche eine der mächtigsten Stützen ihrer Herrschaft geraubt haben würde.

Für diese Zwecke besonders entschloß sich Metternich nach längerm Zögern endlich auch in die Wiedereinführung der Jesuiten zu willigen, gegen deren geheime, selbst den Organen der Staatspolizei unerreichbare Macht er ein gewisses Mistrauen nicht unterdrücken konnte. So gelangten dieselben 1820 als Ligorianer zum Besitz eines Ordenshauses, und demnächst zu einem nicht unbedeutenden Einfluß auf die öffentliche Erziehung in Wien, und 1830 wurde daselbst auf dem Rennweg ein Kloster der Redemptoristinnen errichtet. Im Jahre 1820 hielten die Jesuiten auch ihren Einzug in Galizien, wo ihnen das Dominicanerkloster und das Gymnasium zu Tarnopol, bald darauf auch andere Ordenshäuser übergeben wurden; 1842 ließen sie sich in Lemberg nieder, und gewannen hier einen sehr bedeutenden Einfluß an

en Studiengang der Universität. In Ungarn widersetzten sich die Stände ihrer lufnahme; wie auch von diesen in den dreißiger Jahren die Gleichberechtigung der rotestantischen Kirche mit der katholischen wiederhergestellt wurde, die von der Verassung garantirt, aber durch den Einfluß des katholischen Klerus mächtig erschüttert worden war. In Steiermark erhielten die Jesuiten, unter heftiger Opposition er Bevölkerung, 1826 Zulaß; in Linz wurden sie unter dem Schutze ihres vorehmsten Gönners, des Erzherzogs Maximilian von Este, 1836 eingeführt. Die Tiroler, die sich lange Zeit derselben erwehrt hatten, sahen sie 1838 in Innsbruck einiehen, wo ihnen die Ritterakademie und das Gymnasium übergeben wurde. Doch trebten sie vergebens, sich auch der Universität zu bemächtigen, wie es ihnen auch ier niemals gelang die Neigung der Bevölkerung zu gewinnen. Merkwürdig genug varen es jedoch im Jahre 1848 gerade die Tiroler, die, wahrscheinlich aus Oppoition gegen das revolutionäre Wien, sich dem damals erlassenen Ausweisungsdecret er Jesuiten hartnäckig widersetzten. Das italienische Östreich erfreute sich der Jeuiten nicht vor dem Jahre 1837, wo sie zuerst in Verona und später auch in Brescia und Venedig ihre Collegien eröffneten.

In voller Übereinstimmung befand sich die östreichische Regierung mit dem Klerus in der Entschiedenheit, mit welcher sie die deutschkatholische Bewegung zurückwies. Den Verketzerungs- und Excommunicationsdecreten von Seiten der Kirche folgten alsbald die Verfolgungen, Ausweisungen und directen Verbote von Seiten der Regierung. Das Jahr 1848, das die Jesuiten aus den östreichischen Staaten verdrängte, öffnete hingegen die Thore den Deutschkatholiken und der freiern religiösen Bewegung überhaupt. Aber desto schneidender war auch hier die Reaction, mit welcher alle diese Zugeständnisse wieder vernichtet wurden. Das Bündniß der Regierung mit dem Klerus wurde noch fester geschlossen als früher, und die katholischen Würdenträger sogar von der bisher nothwendigen Nachsuchung des kaiserlichen Placets für Kirchendecrete befreit. Die in der Verfassung garantirte Gleichstellung aller Religionen und Confessionen wurde noch vor Aufhebung der Verfassung verleugnet, der Deuschkatholicismus unterdrückt, und selbst das Recht der protestantischen Kirche insofern beeinträchtigt, als man den Deutschkatholiken den Übertritt in dieselbe „als einen Trotz gegen die Regierung" untersagte, wie man es andererseits auch den katholischen Priestern unmöglich zu machen wußte, durch Übertritt zum Protestantismus sich vom Zwang des Cölibats zu befreien. Die jüngste Errungenschaft des Ultramontanismus in Östreich ist die Wiedereinführung der Jesuiten, und eine im kirchlichen Sinne vollzogene Purification aller classischen Autoren, die für den höhern Jugendunterricht bestimmt sind.

Baiern: König Ludwig; das Ministerium Abel; Regierungsmaßregeln; der Klerus; die Universität und die Presse; Antipathien gegen Preußen; die endliche Katastrophe.

Baiern, oder vielmehr das Haus Wittelsbach, ist seit Jahrhunderten der Vorkämpfer des Katholicismus und der Hierarchie von Deutschland. Selten aber hat es dieser Rolle mit solcher Energie entsprochen wie unter König Ludwig und dessen Ministerium Abel. Unter der wohlwollenden, im Allgemeinen aufrichtig constitutionellen Regierung Maximilian Joseph's hatte auch auf dem religiösen Gebiete eine gewisse Freiheit der Bewegung geherrscht. Als 1825 der dichterische und kunstliebende König Ludwig den Thron bestieg, und mit deutschthümlichen liberalisirenden Sympathien auftrat, durfte man hoffen, einer noch freiern geistigen Entwickelung entgegenzugehen. Aber bald gab sich die entschiedene Hinneigung des Königs zu religiöser Romantik zu erkennen, die mit seinen mystischen Ideen von der göttlichen Würde des Königthums und von der Aufgabe Baierns, der Schirm des katholischen Kirchenthums in Deutschland zu sein, durchaus übereinstimmte. Zahlreiche Klöster der verschiedensten Orden erstanden. Der Convertit und Dichtergenosse des Königs, Schenk, wurde an die Spitze des Unterrichtswesens gestellt. Joseph von Gör[illegible] dieser ehrenhafteste aber leidenschaftlichste unter den Vertretern des Katholici

und des Ultramontanismus, ward als Professor der Geschichte an die neubegründete Universität München berufen.

Wiewol mit der allgemeinen deutschen Reaction, die der französischen Julirevolution von 1830 folgte, auch in Baiern unter dem Ministerium Wallerstein die politische Reaction und der Scheinconstitutionalismus sich immer unbedingter geltend machten, so erwies sich doch dieser Minister mit seinen aristokratisch-liberalisirenden Sympathien keineswegs als der Mann Roms, sondern ebnete vielmehr nur für die geistliche Herrschaft den Boden. Sein geheimnißvoller Sturz war längst vorbereitet, und der bittere Groll des Königs, der dem lange allmächtigen Minister folgte, zeugte, wie tief die Minen angelegt, die diesen Sturz herbeiführten. Der Herr von Abel trat 1838 als Minister des Innern thatsächlich an die Spitze der Regierung, und nun erst begann die Zeit des schrankenlosesten Ultramontanismus. Der Kirche und ihren Organen wurden die Interessen des Gemeinwohls geopfert, der Protestantismus und seine Angehörigen in ihren Rechten und Überzeugungen gekränkt, der Glaubenshaß der katholischen Mehrheit gegen die protestantische Minderheit aufgereizt; Baiern ward zum Mittelpunkte der maßlosesten Angriffe gemacht, die auch über die Grenzen des Landes hinaus gegen die protestantische Kirche und protestantische Staaten sich erstreckten.

Im Ministerium standen dem ultramontan-absolutistischen Führer der Cabinetsrath Grandauer, der Cultusminister Graf Seinsheim und Andere zur Seite. An der Spitze der kirchlich-hierarchischen Bewegung stand der heute noch in gleichem Sinne wirkende Bischof von Eichstädt (jetzt Erzbischof von München), Graf Reisach, dem sich die gesammte Welt- und Klostergeistlichkeit in treuem Gehorsam anschloß, und auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Publicistik wurde die neue Richtung durch Görres, Lassaulx, Phillips, Döllinger und Andere mit Leidenschaft und Energie vertreten.

Wir führen nur eine Reihe von Maßregeln an, die diesem Zwecke *zu dienen* bestimmt waren. Das Appellationsgericht wurde von dem protestantischen Ansbach nach Eichstädt, dem Sitze des Bischofs Reisach, verlegt. Am 11. Aug. 1838 wurde eine Verordnung veröffentlicht, nach welcher Militär und Landwehr bei Processionen oder bei Vorübertragung des Venerabile nach streng katholischem Gebrauch niederzuknien hatte, was in gleicher Weise für protestantische wie für katholische Soldaten gelten sollte. Im Jahre 1839 ward der protestantische Privatdocent Dr. von der Pfordten (der gegenwärtige bairische Ministerpräsident) wegen seiner protestantischen Staatsrechtslehre durch Versetzung von der Universität entfernt. Bald darauf wurde ein von Görres entworfener neuer Studienplan für die Universitäten eingeführt, der der Lehrfreiheit durch Einführung besonderer Lehrbücher, der Lernfreiheit durch Anordnung halbjährlicher Prüfungen ein Ende machte. Zur selben Zeit wurde dem greisen Philosophen Schelling der Vortrag eines für theologisch erklärten Collegiums (über speculative Dogmatik) untersagt. In München wurde ein „Central-Schulbücherverlag" begründet und unter ausschließliche Aufsicht des Klerus gestellt, der dann das Privilegium für die Herausgabe aller in öffentlichen Anstalten einzuführenden Lehrbücher erhielt. Im Jahre 1841 gab man die unmittelbare Correspondenz des bairischen Klerus mit der römischen Curie frei. Sodann untersagte man 1844 der bairischen Protestanten die Betheiligung am Gustav-Adolf-Verein, ja den protestantischen Gemeinden Baierns die Annahme einer Unterstützung von demselben, und auch die Veranstaltung selbständiger bairischer Sammlungen für protestantische Zwecke ward nicht gestattet. Der deutschkatholischen Bewegung wurde durch Regierungsmaßregeln jeder Zugang zum bairischen Gebiet versperrt. Eine brutale Gewaltsamkeit, die sich eine Baronin Z. gegen ihre Nichte wegen beabsichtigter Verheirathung mit einem Protestanten erlaubt hatte, und für welche sie von den Gerichten zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war, blieb durch königlichem Gnadenact fast unbestraft. Der durch das Staatsgesetz anerkannten protestantischen Consistorien wurde die Veröffentlichung ihrer Berathungen nicht gestattet, und der Umfang derselben beschränkt. Dr

gegen wurden den gesetzlich ausgewiesenen Jesuiten ausgebreitete Missionen gestattet und die Gründungen neuer Klöster und Stifter so sehr begünstigt, daß am Ende der Abel'schen Regierung deren 56 für Männer und 76 für Frauen in Baiern existirten, von denen 20 allein im Jahre 1838 entstanden waren. Außerdem suchte man durch Ämterbesetzung, durch Einschüchterung und Disciplinirung, durch eine parteiische Behandlung der Presse u. s. w. die ultramontan-hierarchischen Interessen der katholischen Kirche zu fördern, während man die protestantischen Interessen kränkte und verletzte.

Der katholische Klerus seinerseits wußte diese Richtung der Regierungspolitik wohl zu benutzen. Er begnügte sich nicht mit der unverkümmerten Herrschaft, die er über das höhere und niedere Schulwesen ausübte, mit der umfangreichen Disciplinargewalt, die ihm im Gebiet der Kirche eingeräumt war; nicht mit der Errichtung zahlreicher Klöster und der ungehinderten Ausbreitung der Jesuitenmissionen; nicht mit der sichtbaren Bevorzugung der katholischen Kirche vor der protestantischen durch glänzende Dotation aus öffentlichen Mitteln, durch Begünstigung der öffentlichen Aufzüge und Wallfahrten, durch Besetzung der wichtigsten Staats-Lehrämter mit seinen getreuesten Anhängern. Er griff vielmehr den Protestantismus und seine Angehörigen mit allen ihm bereitwillig zu Gebote gestellten Mitteln offen und ungescheut an. Die Kanzel wurde zum Kampfplatz wider das protestantische Ketzerthum gemacht; und mit solcher Erbitterung, mit so schonungsloser Roheit ward hier nicht selten die Saat des Hasses und der Zwietracht ausgestreut, daß endlich selbst die Abel'sche Regierung gegen den Zelotismus eines Eberhardt in München einschreiten mußte. Der Klerus ging in seinem Convertirungseifer so weit, daß selbst unmündige Kinder gegen den Willen ihrer Ältern in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen und unter klösterliche Obhut gestellt wurden, während man die Einsegnung von Mischehen nur zuließ, wenn beide Theile die Verpflichtung übernahmen, die Kinder in der katholischen Confession zu erziehen. Die Sammlung für den Wiederaufbau der Ketzerstadt Hamburg wurde hintertrieben, dagegen für die leidende Kirche in Spanien öffentliche Gebete gehalten, und für die Theilnahme an denselben Ablaß ertheilt. Ja, so kühn war man selbst dem Hofe gegenüber in der offenen Mißachtung alles Protestantischen, daß man mit der offenen Kundgebung derselben auch gegen die Gemahlin des Kronprinzen, eine preußische Prinzessin, nicht länger zurückhielt, nachdem man vergebens auf ihre Convertirung hingewirkt hatte. Ebenso wenig scheute man sich, die Leichenfeierlichkeiten für die verstorbene Königin-Mutter, ebenfalls eine Protestantin, zu auffallenden Ostentationen gegen den Protestantismus zu misbrauchen, den Namen der protestantischen Königin beim Te Deum laudamus auszulassen und päpstliche Bullen zu veröffentlichen, in denen dieses Verfahren ausdrücklich vorgeschrieben war.

Der dritte, aber keineswegs schwächste Bundesgenosse im Kampfe für ultramontane Interessen waren die Universität München und die katholische Presse. An der Spitze der Männer, die auf diesem Gebiete wirkten, stand Görres, der als Jüngling der radicalste und furchtloseste Vertreter des französischen Jakobinerthums, später ein Lehrer des naturphilosophischen Pantheismus, bald darauf ein leidenschaftlicher Vorkämpfer für die nationale und politische Einheit Deutschlands gewesen war, und endlich sich in die bodenlosen Tiefen eines schwärmerischen Mysticismus versenkte, um aus denselben als Fahnenträger des Ultramontanismus und als der unversöhnlichste Feind des Protestantismus emporzutauchen. In allen Phasen seines Wirkens aber hat er sich in gleicher Weise durch begeisterte Hingebung für seine momentane Überzeugung, durch glühende Leidenschaft in der öffentlichen Vertretung derselben, sowie durch makellose Ehrenhaftigkeit seines persönlichen Charakters ausgezeichnet. Er war es, der der katholischen Presse Baierns in jener Zeit ihren Charakter verlieh. Denn während die politisch-liberale und die protestantisch-religiöse Presse des In- und Auslandes den härtesten Beschränkungen unterlag, schien die Regierung für die Maßlosigkeit der ultramontanen Presse keine Schranke zu kennen.

Die Sprache, die in den 1838 eigens für diesen Zweck begründeten „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland", in dem „Athanasius" und in den „Triariern" von Görres gegen den Protestantismus, und insbesondere gegen Preußen bei Gelegenheit der kölner Wirren, geführt wurde, gibt davon Zeugniß.

Die leidenschaftlichen Angriffe der ultramontanen Presse gegen Preußen hatten, neben der religiösen, auch ihre sehr bedeutsame politische Seite. Die Zeit eines wiederbeginnenden nationalen Aufschwungs, den französischen Anmaßungen gegenüber, in Verbindung mit dem zunehmenden materiellen Einfluß Preußens durch den Zollverein und mit dem wachsenden moralischen Ansehen desselben seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV., begannen in sichtbarer Weise die Sympathie der Nation für die Herstellung eines einheitlichen Deutschlands unter preußischer Suprematie zu wecken. Und gegen diese Richtung der öffentlichen Meinung setzte man nun den religiösen Fanatismus in Bewegung, und scheute die schwersten Beschuldigungen, die grundlosesten Verleumdungen nicht, um die Antipathien des katholischen Süden gegen das Land des Ketzerthums und der Irreligiosität zu wecken. Wir dürfen nur an die innige Verbindung der Ultramontanen mit den sogenannten Großdeutschen in der spätern deutschen Nationalversammlung erinnern, um für die Tendenzen der bairischen und ultramontanen Presse in jener Zeit das rechte Verständniß zu finden.

Gegen diese dreifach verbündete Macht der Regierung, des Klerus und der Presse kämpften vergebens die niedergehaltenen Organe einer freisinnigern Presse, und ebenso vergebens die liberalen Elemente der Volksvertretung, deren Wirksamkeit in jener Zeit überhaupt nur ein Hohn auf die constitutionelle Verfassung des Landes war. Noch erfolgloser waren die Proteste und Verwahrungen der Protestanten und ihrer Kirchenorgane selbst, denen es kaum nach langem Kampfe gelang eine Modification der Kniebeugungsordre zu erzielen. Seit der Vermählung des Kronprinzen und dem Tode der Königin begann jedoch auch der König sich zu überzeugen, daß die Hierarchie eine Herrschaft anstrebe, für welche das Königthum nur zum dienenden Werkzeuge bestimmt sei. Aber er vermochte lange nicht sich von dieser Herrschaft zu befreien, von der er sich bereits mit so unzähligen Fäden umschlungen fühlte. Endlich ward die Leidenschaft des Königs zu der spanischen Tänzerin Lola Montez die Veranlassung zum Sturz des ultramontanen Regiments in Baiern. Wol müssen wir hierbei anerkennen, daß der tiefe politische Fall des ultramontanen Regiments fast als das einzige Moment seiner moralischen Erhebung erschien. Während die Schonungslosigkeit, mit welcher das entlassene Ministerium diese Angelegenheit der Öffentlichkeit preisgab, den Bruch zwischen der Krone und der Hierarchie zu einem unheilbaren machte, wandte sich für einen Augenblick, besonders bei dem Leichenbegängniß von Görres, die Sympathie des Volks der unterlegenen Partei zu. Die münchener Katastrophe würde vielleicht zu einer sehr ernsten Bewegung auf dem religiösen Gebiete geführt haben, wenn nicht der Strom der französischen Revolution diese Bewegung für den Augenblick verschlungen hätte.

Preußen: Westlicher und östlicher Angriffspunkt; Concordat von 1821; Mischehen; das Breve von 1830; Convention von 1834; Droste-Vischering; die kölner Wirren; Dumin; Friedrich Wilhelm IV.; endlicher Friede; breslauer Wirren; Bischof Arnoldi; der heilige Rock zu Trier.

Der Ultramontanismus verfolgt überall dasselbe Ziel. Aber es sind wunderbar verschiedene Wege, auf denen er zu demselben zu gelangen sucht und die er aller Zeiten und Orten sehr wohl den besondern Verhältnissen anzupassen versteht. In Preußen bot sich für seine Wirksamkeit seit der Restauration von 1815, außer den allgemeinen reactionären Tendenzen, noch ein ganz besonderer Anhalt. Durch die Neugestaltung des preußischen Ländergebiets nach dem Wiener Congreß hatte sich für Preußen das Übergewicht der protestantischen Bevölkerung über die katholische wesentlich verringert. Die neu- oder wiedergewonnenen Provinzen sind überwiegend katho-

lisch. Im Westen und im Osten Preußens liegen die beiden Stützpunkte der klerikalen Macht Roms in Preußen, in der Rheinprovinz und in Posen. Seit Jahrhunderten hat hier der Klerus seinen Einfluß aufs Volk gesichert, während die preußische Regierung zunächst mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um die Sympathien der neuerworbenen Provinzen zu gewinnen, oder sie, im Widerspruch gegen ihre natürlichen Sympathien, mit dem ältern Theile des Landes zu einem gleichartigen Ganzen zu verbinden.

Wenn es ohne Zweifel die Absicht Preußens war, seine polnische Bevölkerung zu germanisiren und die den Franzosen abgerungene Rheinprovinz auch von der Vorliebe für französische Gesetzgebung loszulösen, so wußte die Regierung sehr wohl, daß Niemand mehr im Stande sei, dieses stille Werk der Reorganisation je nach seinen Interessen zu fördern oder zu stören, als der Klerus dieser Provinzen, dessen Einfluß von den höchsten bis in die untersten Schichten der Bevölkerung reicht. Daher bemühte sich die preußische Regierung vor allem um Frieden und Freundschaft mit Rom, und schloß 1821 ein für letzteres sehr günstiges Concordat ab, das eine umfassende Machtvollkommenheit in die Hand des Klerus legte. Als aber dessenungeachtet Differenzen der römischen Hierarchie mit der Regierung ihren Anfang nahmen, tauchten in Posen die polnisch-nationalen, am Rhein die liberal-französischen Sympathien wieder auf, die so lange zu schlummern schienen. In Posen ist das Volk durch die Wirksamkeit des Klerus daran gewöhnt worden, polnisch und katholisch, deutsch und protestantisch für identische Begriffe zu halten. Der Rheinländer hat bis in die neueste Zeit sein sogenanntes reines Deutschthum gegen das exclusive Preußenthum betont, und mit diesem zugleich den nüchternen Protestantismus von sich fernzuhalten gesucht, von dem er sich bedroht glaubte.

Bis in die dreißiger Jahre waltete eine gemäßigte und liberale Haltung von beiden Seiten; und es war nirgends zu einem Conflict gekommen, obgleich die Frage der gemischten Ehen schon damals zu allerlei Differenzen Anlaß gegeben hatte. In der That darf nicht verkannt werden, daß eine gewisse Propaganda des Protestantismus darin gefunden werden konnte, wenn der Wille oder die Religion des Vaters allein die Religion der Kinder aus Mischehen bestimmte. Denn in der Regel waren es die zahlreichen protestantischen Militär- und Civilbeamten, die, besonders am Rhein, katholische Frauen heiratheten und so das neue Geschlecht für den Protestantismus gewinnen mußten. Schon seit längerer Zeit hatten daher katholische Geistliche die Einsegnung solcher Ehen verweigert, oder vor derselben dem katholischen Theil ein Versprechen über die katholische Erziehung der Kinder abgenommen. Die preußische Regierung erklärte jedoch die Abnahme eines solchen Versprechens für unzulässig und wollte die Erziehung der Kinder lediglich den freien Bestimmungen der Ältern überlassen (17. Aug. 1828). Die Frage wurde nun der römischen Curie vorgelegt, und es erschien ein Breve Pius' VIII. vom 28. März 1830, dessen Auslegung freilich je nach der Absicht des Lesers eine sehr verschiedene sein konnte, ja dessen Inhalt in der That kaum als eine Zustimmung zu den bisherigen Anordnungen der preußischen Regierung angesehen werden durfte. Allein der zeitige Erzbischof von Köln, Freiherr Spiegel von Desenberg (ein freisinniger Mann und ein Freund des erleuchteten Ministers Stein) verstand sich zu einer Deutung, die fast vollständig den Intentionen der preußischen Regierung entsprach. Es fand demnach 1834 zwischen beiden Theilen ein förmliches Übereinkommen statt, dem der gesammte Klerus der Rheinprovinz und Westfalens beitrat.

Zu diesem Übereinkommen gab auch Clemens August Freiherr von Droste zu Vischering der preußischen Regierung seine ausdrückliche Zustimmung, bevor er von derselben zur Übernahme des erledigten Erzbisthums Köln dem Domcapitel vorgeschlagen ward. Dieser starre und unbeugsame Vertreter der katholischen Hierarchie war als Generalvicar derselben Erzdiöcese schon 1813—15 mit der französischen und 1815 — 20 mit der preußischen Regierung in so ernste Conflicte gerathen, daß er 1820 sein Amt niedergelegt hatte und erst 1825 wieder als Weihbischof von Mün-

ster in Function getreten war. Dessenungeachtet glaubte die preußische Regierung seinen bestimmten friedlichen Zusicherungen vertrauen zu können. Bald nach seinem Amtsantritt (1836) begann er indessen Eingriffe in die weltliche Regierungsgewalt.

Zunächst war es der Hermesianische Streit, in welchem er seine Nichtachtung gegen die Rechte der Regierung an den Tag legte. Seit dem Jahre 1807 hatte Hermes als Professor der katholischen Dogmatik in Münster, dann in Bonn gewirkt, und war bereits 1831 in dieser Stellung gestorben. Aufs strengste an den katholischen Unterscheidungslehren festhaltend, hatte jedoch Hermes die Begründung der kirchlichen Dogmen auf philosophischem Wege versucht, wobei er ausdrücklich den Grundsatz voranschickte, daß die Vernunft die Übereinstimmung mit der Offenbarung zwar zu suchen, sich aber jedenfalls ihr zu unterwerfen habe, wenn sie dieselbe auch nicht fände. Seine Wirksamkeit hatte ihm die unverhohlene Anerkennung seiner Vorgesetzten, insbesondere des verstorbenen Erzbischofs, erworben. Seine Vorlesungen waren die beliebtesten der Universität, und viele Docenten derselben bekannten sich zu seiner Schule. Da erfolgte plötzlich am 26. Sept. 1835 ein päpstliches Breve, durch welches über die Hermesianische Lehre das entschiedene Verdammungsurtheil ausgesprochen wurde. Ohne dieses Breve zu veröffentlichen, oder auch nur der Regierung mitzutheilen und das Placet derselben nachzusuchen, verfuhr der Erzbischof auf Grund desselben mit äußerster Strenge gegen die Anhänger der Hermesianischen Lehre. Er suspendirte die durch Hermes' Unterricht namentlich gebildeten Professoren Braun und Achterfeld vom Seelsorgeramte, und foderte als Bedingung für Ertheilung der Weihe oder eines geistlichen Amts die Unterzeichnung von 18 Artikeln gegen die Hermesianische Lehre, deren letzter zugleich die Verzichtleistung auf jeden Recurs an die Regierung enthielt. Der zweite für die allgemeinen Angelegenheiten noch weit wichtigere Gegenstand des Conflicts betraf die Einsegnung von Mischehen. Der Erzbischof verwarf unter nichtigen Vorwänden die von ihm vor seiner Wahl anerkannte Convention von 1834, und untersagte auf Grund des päpstlichen Breve von 1830 allen Geistlichen seiner Diöcese die Einsegnung einer gemischten Ehe, wenn nicht zuvor das ausdrückliche Versprechen abgegeben sei, alle Kinder in der katholischen Religion zu erziehen.

Kein Einspruch von Seiten der Regierung gegen dieses Verfahren, keine Verhandlung, keine diplomatische Vermittelung vermochten ihn, von dem einmal betretenen Wege zu weichen. Die Auffoderung, seinen Functionen freiwillig zu entsagen, da er es mit seinem Gewissen nicht vereinbar finde, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er in sein Amt eingesetzt war, wies er mit Entschiedenheit zurück. Die preußische Regierung (Cultusminister von Altenstein) glaubte daher endlich ihr Ansehen und ihre Rechte auf anderm Wege wahren zu müssen, und im November 1837 wurde Erzbischof Droste-Vischering durch Gendarmen und Militär von Köln nach Minden geführt, und Dr. Hüsgen durch das Domcapitel zu seinem Generalvicar bestellt.

Die katholische Kirche feierte freilich hiermit den Triumph des Märtyrthums in einem ihrer höchsten Würdenträger, und schöpfte aus demselben eine Kraft des Angriffs auf die Staats- und Regierungsgewalt des protestantischen Preußens, der dieses nicht zu widerstehen vermochte. Mehre der bittersten und kläglichsten Allocutionen Gregor's XVI. riefen den Beistand Gottes für die schwergekränkte Kirche an und suchten den Unwillen ihrer Angehörigen über die ihr angethane Schmach anzufachen. An den Grenzen Preußens, in Belgien und in Baiern hallte die Kanzel und die Presse von den heftigsten Angriffen gegen Preußen wider. Am Rhein und in Westfalen erglühte eine unerhörte Begeisterung für den katholischen Glauben, die sich selbst in gewaltsamen Ausbrüchen gegen die protestantische Regierung kundgab. In Posen wollte der Erzbischof von Dunin gegen seinen Amtsgenossen in Westen nicht zurückstehen, und schlug plötzlich in Sachen der Mischehen dasselbe Verfahren ein. Es gelang ihm endlich ein gleiches Märtyrthum zu gewinnen, indem er in Folge richterlichen Urtheils 1839 nach der Festung Kolberg abgeführt wurde. Das Ab-

flammen einer bereits im Erlöschen begriffenen nationalpolitischen Begeisterung, besonders in der Aristokratie der Provinz, war hier die Folge dieser Thatsachen, und die protestantisch-deutsche Regierung fand für alle ihre Maßregeln wieder den heftigsten Widerstand.

Friedrich Wilhelm III. setzte bis zu seinem Tode die Verhandlungen mit den beiden renitenten Kirchenfürsten und mit der römischen Kirche fort; aber vergebens. Friedrich Wilhelm IV. war in seinen Bemühungen glücklicher, aber auch ohne Zweifel in seinen Foderungen nachgiebiger gegen die katholische Kirche. Die Richtung, die in der Leitung der religiösen Angelegenheiten von seiner Regierung eingeschlagen wurde, mochte Hoffnungen innerhalb der katholischen Kirche erwecken, die ihr die Wiederherstellung des Friedens äußerst wünschenswerth machten. Aber die Kirche wußte diesen Frieden ohne Opfer von ihrer Seite zu gewinnen. Dunin kehrte schon im August 1840 nach Posen und in seine erzbischöflichen Functionen zurück. Er hatte auf Unterzeichnung des bekannten Reverses vor Einsegnung gemischter Ehen verzichtet, unterfagte aber auch dem Klerus jede Mitwirkung bei derselben. Sein Empfang in der Diöcese war der eines Märtyrers.

Am Rhein war der Friede nicht so leicht herzustellen. Die bisherige Haft des Erzbischofs von Köln ward in ein Verbot der Rückkehr nach seiner Diöcese umgewandelt, der rücksichtsloseste aller Eiferer gegen die preußische Regierung, der Hofkaplan Michelis, seiner Haft entlassen, der Verkehr des preußischen Klerus mit Rom zu gegenseitigen Mittheilungen freigegeben, die Leitung der katholischen Angelegenheiten im Ministerium einer besondern Abtheilung unter einem katholischen Chef übertragen. Dessenungeachtet keine Nachgiebigkeit von der andern Seite! Der Bischof von Trier nöthigte seine Untergebenen zur Unterzeichnung der Droste'schen Erklärungen gegen den Hermesianismus. Der nach dem Tode des Dr. Hüsgen vom kölnischen Domcapitel zum Generalvicar gewählte Dr. Müller wurde vom Papste nicht bestätigt und an seiner Statt ohne weiteres der regierungsfeindliche Dr. Ivo eingesetzt. Die Regierung erkannte Diesen zwar nicht an, mochte ihn jedoch in der Ausübung seiner Functionen nicht behindern.

Endlich wurde durch Vermittelung des Grafen Reisach, Erzbischofs von Eichstädt, und König Ludwig's von Baiern der Friede in folgender Weise hergestellt: Der König erklärte in einem Schreiben an Droste-Vischering die gegen ihn erhobene Anklage für unbegründet, entband ihn von dem Versprechen, nicht nach Köln zurückzukehren, jedoch in der Hoffnung, daß dies nicht vor Ankunft seines Coadjutors geschehen werde. Droste behielt die Würde eines Erzbischofs von Köln; doch ernannte der Papst den Bischof von Speier zum Coadjutor desselben mit dem Rechte der Nachfolge. In Sachen der Mischehen wurde eine mildere Praxis zugesichert; das Breve gegen den Hermesianismus trat dagegen in volle Kraft. Die Professoren Braun und Achterfeld wurden ihrer Lehrstellen durch den Coadjutor entsetzt, von der Regierung aber durch volles Gehalt entschädigt. Man urtheile, auf welcher Seite der Vortheil bei diesem Übereinkommen war!

Während aber endlich in dieser Angelegenheit der Friede hergestellt schien, war bereits auf einem dritten Angriffspunkte der Kampf ausgebrochen. Der Fürst-Bischof von Breslau, Graf Sedlnitzki, hatte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. sich jeder ultramontanen Agitation enthalten und in den kölner Wirren offen auf Seiten der Regierung gestanden. Schon kurz nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV. fand sich derselbe daher durch die Angriffe von Rom aus veranlaßt, seine Kirchenwürde niederzulegen. Der zu seinem Nachfolger gewählte Dr. Knauer konnte die päpstliche Bestätigung nicht erlangen, und der ultramontane Eiferer Professor Ritter ward zum Verweser des Bisthums ernannt. Sein Disciplinarverfahren gegen die loyale Geistlichkeit und sein Rundschreiben gegen die Einsegnung der Mischehen führte zu heftigen Gegenrescripten von Seiten der Regierung und endlich zu seiner Ersetzung durch den Domherrn Elsner, der bis zum Tode des Dr. Knauer 1844 das Vicariat führte, während Dieser nur nominell das Amt verwaltete. An

seine Stelle trat der weltkluge und geschmeidige Diepenbrock, dem es bis zu seinem Tode (1853) gelang, trotz seiner entschieden ultramontanen Wirksamkeit, in seiner Diöcese den Frieden mit der Regierung und sich selbst das Wohlwollen des Königs zu wahren.

Am Rhein hatte der lange fortgesetzte Kampf der katholischen Kirche einen unendlich fruchtbaren Boden für ihre Wirksamkeit bereitet, der mit unglaublicher Geschäftigkeit vom Klerus ausgebeutet wurde. Die Regierung setzte diesen Bemühungen kein Hinderniß entgegen. Im Vordergrund dieser Bewegung stand jetzt der Bischof Arnoldi in Trier, der furcht- und maßloseste unter den Eiferern für die Sache Roms, der trotz der verweigerten Eidesleistung an die Regierung dennoch seinen Bischofssitz eingenommen hatte. Geistliche Orden feierten ihre Wiedererstehung; Klöster wurden rehabilitirt und mit der Jugenderziehung, mit Krankenpflege und andern Functionen betraut. Wallfahrten, Processionen, Ablasse waren an der Tagesordnung, und Wundermären fanden allgemeinen Glauben. Endlich durfte man unter Zustimmung der Regierung die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier wagen, die aber eben durch ihren unglaublichen Erfolg einen Wendepunkt in der scheinbar unaufhaltsam vorschreitenden katholischen Bewegung herbeiführte, indem sie die deutschkatholische Agitation ins Leben rief. *)

Schluß: Das Jahr 1848; neueste Ereignisse; die Zukunft.

Mit der politischen Freiheit auch die religiöse zu gewinnen und zu sichern, war seit den Märzereignissen von 1848 das einmüthig ausgesprochene Verlangen der Nation. Freiheit des Bekenntnisses und der Religionsübung, Trennung der Kirche vom Staat, lautete der übereinstimmende Wahlspruch aller Parteien. Die Grundrechte der deutschen Nation, die man wol als den Ausdruck der damaligen öffentlichen Meinung ansehen darf, enthielten in dieser Beziehung folgende Hauptbestimmungen: „Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet seine religiöse Überzeugung zu offenbaren. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig. Keine Religionsgesellschaft genießt vor andern Vorrechte durch den Staat. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung durch den Staat bedarf es nicht u. s. w."

Fast alle Einzelverfassungen haben in jener Zeit ähnliche Bestimmungen aufgenommen. Gegenwärtig ist von denselben kaum noch etwas Anderes vorhanden, als: „Die katholische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Der Moment der gänzlichen Befreiung von der Controle des Staats war für diese der Aufruf zu einer gewaltigen und einheitlichen Kraftentwickelung; denn der Moment fand sie gerüstet und in einem so festen organischen Verbande, daß sie ihre Macht sofort nach allen Seiten hin entfalten konnte. Die protestantische Kirche konnte zunächst nur damit beginnen, nach dem Ausgangspunkte für diese Organisation zu suchen, und in diesem Suchen überraschte sie bereits die Reaction mit der Erklärung: „Die Trennung der protestantischen Kirche vom Staat ist die absolute Unterordnung derselben unter den Willen des Landesfürsten ohne Mitwirkung der Landesvertretung." Das freigegebene Bildungs- und Associationsrecht wurde vom Katholicismus sofort zur Bildung politisch-kirchlicher Vereine und einer politischen Partei, zur Wiederbelebung geistlicher Orden, zur Rückberufung der Jesuiten, zur Veranstaltung von Processionen, Wallfahrten u. s. w. benutzt. In allen Parlamenten erstand neben den politischen Parteien eine exclusiv-katholische, deren Einfluß in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt durch ihre antipreußischen Tendenzen von großer Be-

*) Die deutschkatholische Bewegung, für welche die Ausstellung des heiligen Rocks die nächste Veranlassung gab, haben wir bereits im ersten Abschnitte dieses Artikels, S. 423—468 des vorliegenden achten Bandes der „Gegenwart", besprochen. D. Red.

deutung war, indem sie wesentlich zum scheinbaren Sieg des Radicalismus bei der zweiten Lesung der Verfassung, und dadurch zur Ablehnung der Kaiserkrone beitrug.

Die wiederbeginnende Reaction fand die katholische Hierarchie bereits wieder als eine wohlbefestigte Macht. Da es aber vor allem galt, der Alles erschütternden Revolution den Halt fester Autoritäten entgegenzustellen, so suchte man das Bündniß der katholischen Kirche; und diese zeigte sich zur Unterstützung der Monarchien bereit, indem sie der Befestigung ihrer eigenen Macht auf diesem Wege am sichersten war. Während nun auf allen andern Gebieten die Bewegung niedergehalten ward, übte der katholische Klerus nach allen Richtungen hin die ausgedehnteste Freiheit. Insbesondere war für ihn das Associationsrecht unverkümmert, das zu allen andern Zwecken mit den erdenklichsten Schranken umgeben wurde. Der von der andern Seite nirgends vertheidigte Boden mußte daher widerstandslos in die Hand des Klerus fallen. Den Gegnern waren die Waffen entrissen oder abgestumpft. Während die Regierungen der katholischen Kirche allein nicht nur volle Freiheit, sondern sichtbare Unterstützung gewährten, war auch die durch Überreizung abgespannte, durch verfehlte Hoffnung niedergedrückte Stimmung des Volks den Zwecken der katholischen Bewegung nicht minder günstig. Die Gemüther gaben sich widerstandslos den Besänftigungsmitteln oder den erregenden Reizmitteln hin, welche die katholische Kirche in gleicher Weise bietet. Während Alles in thatenloser Ruhe erschlaffte, war auf ihrem Gebiete die lebhafteste Bewegung; und während die Regierungen, trotz ihrer unaufhörlichen Staatsrettung, doch nirgends zu einer festen Machtstellung gelangen konnten, stand sie plötzlich in voller Kraft neben denselben, und drohte aus einem dienstwilligen Bundesgenossen zu einem gefährlichen Nebenbuhler zu werden.

Wir befinden uns gegenwärtig in demjenigen Stadium der Entwickelung, in welchem die katholische Kirche sich von jenem unbequem gewordenen Bündniß mit den Regierungen loslöst, und in ihrem vollen Machtbewußtsein den Versuch machen zu wollen scheint, ob sie nicht noch einmal die Welt erobern könne. Ihr Ziel ist ohne Zweifel ein doppeltes — den Protestantismus zu vernichten und die weltliche Macht unter ihre Alleinherrschaft zu beugen.

Schon haben auf der einen Seite überall die Conflicte mit den Regierungen, gleichviel ob protestantischen oder katholischen, auf der andern die offenen Angriffe gegen den Protestantismus wieder begonnen. Zahlreiche Vereine bedecken das Land und sammeln durch ihre Organisation alle Kräfte der Kirche in einen gemeinsamen Mittelpunkt. *) Klöster erstehen aller Orten. Jesuitenmissionen fanatisiren Tausende von Zuhörern und drohen dem Ketzerthum den Untergang. Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz haben den südwestlichen Regierungen ihr Ultimatum kundgegeben, dem selbst Baiern sich nicht zu unterwerfen vermag. Der Bischof von Mainz will die katholische Landesfacultät Gießen durch sein Seminar in Mainz vernichten. Der Erzbischof von Freiburg untersagt die Todtenfeier für den verstorbenen protestantischen Großherzog, und bestraft alle seine Pfarrgeistlichen, die seinem Befehle getrotzt. Fast alle Würdenträger der katholischen Kirche verweigern den Eid auf die Verfassung oder leisten ihn mit Vorbehalt der Rechte der Kirche. Der Bischof von Fulda durchkreuzt allein die Verfassungsplane Hassenpflug's und zwingt diesen zur Nachgiebigkeit; dafür ist sein Bischofssitz auch für die Gründung einer katholischen

*) Wir erwähnen von katholischen Vereinen den über alle katholischen Länder verbreiteten Pius-Verein, dessen politisch bedeutsame Wirksamkeit bekannt genug ist; den Conservativ-katholischen Preßverein, von dessen Organen so heftige Angriffe auf die protestantische Kirche und die protestantischen Regierungen ausgingen, daß er in Preußen verboten wurde; den Borromäus-Verein, der 380 Zweigvereine zählt und jährlich 200000 Schriften verbreitet; den Verein von St.-Vincenz da Paula für Wohlthätigkeit, dessen Generalrath in Paris seinen Sitz hat, und von dem Preußen allein 96 Conferenzen zählt; den Verein der heiligen Kindheit, der sich der Jugend zu versichern sucht. Der gemeinsame Zweck aller dieser Vereine gab sich in der im Jahre 1850 zu Linz abgehaltenen Generalversammlung aller katholischen Vereine Deutschlands zu erkennen.

Universität ausersehen. Die preußische Kammer wird von dem entscheidenden Einfluß einer katholischen Partei beherrscht. Die monarchisch-absolutistische Reaction wie die exclusiv-lutherische Orthodoxie beginnen endlich einzusehen, welchen Bundesgenossen sie sich gewählt, und wo der wahre Feind ihrer Interessen zu suchen ist. Kirchenräthe und Regierungen greifen zu den Waffen.

Wir stehen an der Schwelle eines großen Kampfes. Er ist unvermeidlich! Wenn dem Protestantismus der Sieg werden soll, dann muß er vor allem die Waffe wahrer Geistes- und Religionsfreiheit wieder zur Hand nehmen. Mit dieser Fahne ist er unbesiegbar. Auf dem Boden des orthodoxen Autoritätsglaubens und des kirchlich-hierarchischen Gewissenszwanges hat er im Katholicismus seinen Meister.

Das Angloindische Reich.

Die Bevölkerung Indiens.

Die Theilung Indiens in zwei große Massen, in Hindostan und Dekkan, ist nicht willkürlich: sie beruht auf der verschiedenen Naturbeschaffenheit dieser Länder. Ein von Westen nach Osten, von Gudscherat zum Ganges ziehendes Gebirge, wegen der vielen Pässe Windhja, das zerrissene, genannt, scheidet die meerumspülte Halbinsel von dem Binnenlande, scheidet die südlichen Tropenmarken von dem nördlichen continentalen Hindostan. Unfern dieser Windhjagebirge beginnen zwei Gangketten oder Ghat, welche, von Norden nach Süden streichend, bald mehr bald *minder hinter* die Gestadelandschaften zurücktreten und von beiden Seiten Dekkan umsäumen.

Alle diese Länder diesseit und jenseit des zerklüfteten Gebirges, alle jene Flächen, Thäler und Höhen vom Himalaja bis hinab zum Meere, waren bereits vor der Wanderung, vor dem Eroberungszuge der Brahmanen von Menschen bewohnt, die zu einer und derselben Race, die zu einem und demselben Sprachstamme, Tamul genannt in spätern Zeiten, gehören mögen. Es ist der Mensch gleichwie das Thier ein erdgeborenes Geschöpf: er führt die Natur des Klima und des Bodens, die ihn erzeugt und nährt. In Ländern gleicher Beschaffenheit, wo immer wir ihre Geschichte bis zum Beginne verfolgen können, werden schwerlich verschiedene Racen vorgefunden. Eine Mannichfaltigkeit, wie in Europa zwischen Italienern und Engländern, zwischen Slawen und Deutschen, ist dadurch nicht ausgeschlossen. Unterschiede solcher Art haben nicht blos stattgefunden, sondern sind immer noch vorhanden in den weitgestreckten Marken, in Hindostan und Dekkan. Die von Nordwest einwandernden Hindu haben, wo sie den Sieg davontrugen, jene barbarischen Urbewohner theils ausgerottet theils in die untersten Kasten zurückgestoßen. Südlich der breiten Gebirgsketten vermochten sie jedoch, mit Ausnahme des Volks der Maharatten, blos einzelne Ansiedelungen vorzuschieben, und zwar längs der flachen von dem zurückweichenden Ghat nicht geschützten Seegebiete und Tiefländer. Die Wohnsitze des Brahmanenvolks bleiben der Hauptsache nach, heutzutage wie zu den Zeiten der Gesetze Manu's, umgrenzt von dem Windhja und dem Himalaja, von dem östlichen und westlichen Meere. In den mittlern Hochlanden des Dekkan hat sich die ursprüngliche Bevölkerung, nach Körperbau und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten mehr oder weniger rein erhalten. Auch in andern Gauen, sogar in dem jenseitigen nördlichen Hindulande, war die wenigstens 3000jährige Herrschaft der Brahmanen nicht im Stande, die Reste und Spuren früherer Insassen gänzlich zu verwischen. Man findet deren allenthalben, von den Alpenlandschaften und Thälern Nepals bis zum Vorgebirge Komorin und noch weiter gegen Süden, auf der

Inseln des Archipelagus, von den einbrechenden brahmanischen Räubern, der Wahrheit zum Trotze, gemeinhin Diebe genannt. Jenseit dieser Grenzen beginnen andere Menschen. Die wilden Stämme in den Randgebirgen Assams und den Tübet benachbarten Thälern und Höhen gehören nicht zur eingeborenen indischen Bevölkerung: die südöstlichen zählen zur mongolischen und die nordwestlichen zur tibetischen Race.

Die Eingeborenen der indischen Halbinsel haben nur zum kleinen Theile der brahmanischen Bildung siegreichen Widerstand geleistet; die große Masse ist, wie Barbaren zu geschehen pflegt, von der benachbarten Cultur unterjocht worden. Doch haben sie ihre Sprache, wenigstens der Hauptsache nach, erhalten und mehre eigenthümliche Sitten und Einrichtungen aus dem Untergange der Urzustände errettet. Die heutigen Namen jener zerstreuten, in der altherkömmlichen Roheit gebliebenen Reste sind ihnen wol von den Brahmanen gegeben worden: sie deuten auf Wildheit und sind von den Wohnsitzen hergenommen, innerhalb der Hochebenen und Bergschluchten. So Mer und Mina, Bhill und Kuli, Ramusi und andere. Am wichtigsten und zahlreichsten erscheinen die Chond oder Alpler innerhalb aller Gebirgslandschaften des Dekkan, vorzüglich auf der Hochebene zwischen den Flüssen Mahanadi und Godaweri, zwischen den Ländern Orissa, Nagpur und in den benachbarten Gauen, weshalb auch jene waldigen, mit dichtem Gesträuch überwachsenen Gemarken Chodwana, das Land der Alpler, genannt werden. Noch in diesen späten Tagen geben sie uns ein getreues Bild sämmtlicher Eingeborenen in Hindostan und Dekkan vor der Eroberung des Brahmanenvolks, vor der Herrschaft der brahmanischen Cultur.

Die auf den Ebenen zurückgebliebenen Ursassen wurden zu hörigen Bauern herabgewürdigt. Leibeigene solcher Art findet man zu Kanara, in Malabar und den meisten Gegenden des südlichen Indien. Die sklavischen Zustände wuchsen während der langen Jahrhunderte so innig mit der Bevölkerung zusammen, daß die Knechte, zur Zeit als das britische Parlament ihre Bande löste, wünschten in der gewohnten Weise fortzuleben. Ein anderer Theil, fern am Saume der Bergwaldung und in den Alpenschluchten sitzend, mußte dem fremden Eroberer wenigstens einen Zins oder bestimmte Frohnarbeiten leisten. Nur jene Urwohner konnten die volle barbarische Freiheit und Selbständigkeit wahren, welche sich ins innere Gebirge, auf die hohen waldumgrenzten Bergebenen und in die mit dichtem Gesträuche umrankten Moorlande zurückzogen. Aber auch sie wenden sich in unsern Tagen mehr und mehr zur Weise der Hindu, und die Bekehrung geht im raschen Laufe von Statten.

Die einzelnen Clane der Chond haben wenig Verkehr untereinander. Ihre rauhen von Kehl- und Brustlauten überfüllten Mundarten bilden sich deshalb leicht, wie im Kaukasus und andern Gebirgsgegenden gewöhnlich, zu selbständigen Sprachen empor. Der Alpler einer Gemarkung versteht kaum seinen Nachbar in der andern. Die Chond sind Leute mittlerer Größe, mit feinen wohlgebauten Gliedmaßen und ovaler Gesichtsform; sie haben abgestumpfte Nasen und vorstehende Backenknochen, über welchen ein lebendiges feuriges Auge hervorleuchtet. Die etwas aufgeworfenen Lippen und der Mund sind von ungewöhnlicher Größe. Ihre Farbe spielt stark ins Schwarze. Sie haben einen dünnen Bartwuchs und gleichen, in dieser wie in vielen andern Beziehungen, den Insassen jenseit des Ganges, der südasiatischen Inseln und Australiens, mit denen sie auch, wie die Lande selbst, in Zeiten, welche über alle Geschichte hinaufreichen, zusammenhängen mochten.

Die Alpler kennen keine Offenbarung, keinen Ausguß der Gottheit. Sie vergöttern die gewaltigen Erscheinungen, die Naturkörper, unter denen Sonne und Mond hervorragen, die verstorbenen Vorfahren, Tugenden und Laster ganz nach der Weise aller andern Naturreligionen. Diese ihre Götter sind wie sie selbst neidische, auf Verderben und Untergang sinnende Dämonen, die nur durch Opfer, unter denen Menschenblut ihnen das liebste, in guter Laune erhalten werden können. Solche Opfer, Meria geheißen, fallen wol mehre Hunderte im Jahre. Die Meria müssen, soll die Gottheit Gefallen daran finden, von Händlern erkauft sein: Leute anderer

Abstammung sind genehmer; doch können im Nothfalle auch Chond geschlachtet werden. Die Lieder, welche während der Opfer ertönen, schildern am besten die Sinnesweise, die Zustände des Volks. „Göttin der Erde", singen sie, „du bist die Quelle alles Übels; deine gerechte Rache drückt uns nieder. Wir verehrten dich nicht genug! O Verzeihung, große Göttin, unser Vorrath ist klein! Entbehren wir deiner Gunst, so verzweifeln wir auch an unsern künftigen Mitteln. Göttin, die den Tod in der Pflanze, den Tod durch Eisen und Stahl der Menschheit lehrte! Eine furchtbare Kenntniß! Vergib, o vergib, und niemals werden wir säumen, deine Altäre mit Menschenblut zu bespritzen. Laß Fülle kommen! Übergrüne den Boden mit lebendigem Brote! Fülle die Weiden mit Heerden, daß dichtgedrängt sie gehen, daß keine leeren Räume gesehen werden vom fernen Hügel! O große Erde, schütze uns in den Thälern wie in den Ebenen vor wildem Gethier! Mögen die listige Schlange und der kühne Tiger unsere Kinder blos in Märchen erschrecken, von weißhaarigen Großvätern erzählt. Bewirke doch, daß Jeder nur darauf zu denken habe, wie er Lagerhäuser errichte für die gottgesandte Nahrung. Dann, dann werden wir mit reichlichen Gebräuchen dich verehren. Schaue auf das Leben, dir dargebracht! Es ist ein erkauftes Opfer, das wir jetzt erschlagen." Sind diese Worte erklungen, so scharen sich Alle um den an einen Pfahl Gebundenen. Der Priester mit seiner Hacke führt den ersten Streich; ihm folgt die Masse mit schrecklichem Getöse und Geheul. Das Opfer wird, gleichwie unter den Battas, bei lebendigem Leibe in zahllose Stücke zerrissen, indem die Barbaren wild durcheinander schreien: Wir haben dich erkauft, wir haben dich erkauft; keine Sünde kommt über uns, keine Sünde kommt über uns. Jeder trägt eilig das erbeutete Stück in seine Felder, vergräbt es daselbst, und geht nach Hause. Nun sprechen drei Tage lang die Ortsbewohner nur durch Zeichen; am vierten werden, nach Darbringung eines Büffels an derselben Stelle, wo der Mensch geschlachtet, die Zungen vom Geistlichen gelöst und Freude und Lustbarkeit herrscht in allen Gauen.

Neben der furchtbaren Erdgöttin werden die Götter des Kriegs und der Mark, die Dämonen der Blattern und anderer Seuchen verehrt, und desto mehr, je furchtbarer sie sich zeigen. Denn wie die Menschen selbst sind, so bilden sie sich auch ihre göttlichen Wesen. Die Chond haben ihre Götter nicht in besondern Abbildungen aufgestellt, weil sie ihnen bald in dieser, bald in jener Gestalt erscheinen: die Erde am liebsten in der eines Tigers. An den Grenzen, wo die Glaubensansichten zusammenfließen, wird diese Chondgöttin nicht selten unter der Form der brahmanischen Teufelin Durga oder Kali verehrt. Geistliche und weltliche Macht war in den Ländern Dekkans, wie in früher Zeit allenthalben auf Erden, in derselben Person vereinigt. Dies hat sich nur bei den rohesten Stämmen erhalten. Die meisten haben jetzt einen gesonderten Priesterstand, in den Jeder eintreten und den Jeder nach Belieben wieder verlassen kann. Der Sohn folgt gewöhnlich dem Vater im Amte. Das geschlossene Kastenwesen der Brahmanen ist aber innerhalb der Gebirge völlig unbekannt. Der geistliche Stand erfreut sich, gemäß seiner Stellung als Vermittler zwischen den gefürchteten Göttern und den Menschen, sowie aus seiner vermeintlichen göttlichen Einsetzung, eines besondern Ansehens und überwiegenden Einflusses. Abba, Abbaja, ein Chondwort für Vater, ist auch in den dekkanischen Gebirgen der Ehrentitel dieser Betrogenen oder Betrüger.

Die Regierungsform der Älpler ist echt patriarchalisch. „Eines Menschen Vater", lautet ihr Grundsatz, „sei sein Gott." Alle Glieder der Familie bleiben vereinigt bis zum Tode des Vaters. Die verheiratheten Söhne leben in besondern Häusern; sie speisen jedoch am väterlichen Tische vom älterlichen Gute. Mehre Familien bilden ein Dorf und mehre Dörfer eine Mark. Die Marken sind zu einem Stamme und die Stämme zu einem Bunde geeinigt. Jeder dieser Abtheilungen ist ein Patriarch vorgesetzt, welcher nach der Sage und dem Glauben des Volks von Demjenigen abstammt, der das Dorf und die Mark, den Stamm und Bund begründete. Der weltliche Patriarch ist gewöhnlich, jedoch nicht immer der Geistliche

des Bezirks und genießt vermittelst dieser Würde sein vorzüglichstes Ansehen. Die Macht des Fürsten ist bei alledem äußerst beschränkt. Abgaben werden ihm nicht entrichtet; er ist blos der Erste unter den Genossen; seine einzige Auszeichnung besteht im Vorsitz bei den Festen, bei den öffentlichen Feierlichkeiten. Seine Pflicht ist die Erhaltung der Ordnung: er sitzt zu Gericht, schlichtet die Streitigkeiten und führt im Kriege das herzogliche Amt. Ob nun seinen Verfügungen, ob den Beschlüssen der Volksversammlung Folge geleistet wird, dies hängt ab von dem persönlichen Ansehen, von dem moralischen Einflusse des Fürsten, sowie von dem Ernste der berathenden und beschließenden Versammlung. Gesetzliche Zwangsmaßregeln kennt man noch nicht in den dekkanischen Gebirgen. Wirren und Zwistigkeiten hören natürlich niemals auf unter einem solchen losen bürgerlichen Verbande, bei einem barbarischen Volke, das keine geschriebenen Ordnungen kennt. Sind doch selbst die verschiedenen Mundarten im dekkanischen Hochlande noch niemals zu einem Schriftsystem geordnet oder gefaßt worden. Unter der Bedingung, daß ihnen Recht gesprochen würde, aber Recht nach ihrem eigenen Brauche, haben die Chond in den letzten Jahren den Engländern zugesagt, sich der Menschenopfer zu enthalten. Ebenso gelobten sie die Ermordung der weiblichen Kinder, welche in großem Umfange unter diesen Barbaren stattfindet, abzuschaffen. Die Sitte ist theils in ihren religiösen Ansichten, theils in bürgerlichen Verhältnissen begründet. Weiber werden nämlich, gleichwie die Göttin Erde, als Urheber alles Unglücks betrachtet; sonach muß der Vater für jedes Vergehen einer verheiratheten Tochter dem Manne, der Familie oder dem Stamme eine Sühne entrichten. Eine liederliche Frau ist die Plage, ist ein Fluch für ihre Blutsverwandtschaft, für den ganzen Gau. Deshalb werden die Mädchen, gewöhnlich am siebenten Tage nach der Geburt, in Masse ermordet; jährlich an Tausend blos in drei Marken des Chondlandes, wozu noch 300 Meria kommen, also 1300 Opfer in einem kleinen Winkel des großen indischen Landes in einem einzigen Jahre.

Das Land der Brahmanen ist so reich, es enthält so viel Anziehendes und wird seit den ältesten Zeiten der Art mit glänzenden Farben geschildert, daß die Gebieter des östlichen Iran, wenn auch nicht im Stromgebiet des Ganges, doch innerhalb des Pendschab und der benachbarten Districte, sich festzusetzen suchten. Diese Unternehmungen sind auch bei der eigenthümlichen Gestaltung des indischen Staatslebens und der Geistesrichtung der Brahmanen in allen Jahrhunderten der Geschichte von einem glücklichen Erfolg gekrönt worden. Wenn die untern Farben oder Kasten, was bei dem Drucke, der auf ihnen lastet, unmöglich scheint, auch von patriotischen Gefühlen beseelt wären: sie dürfen ja nicht die Waffen ergreifen, denn die aus den niedern Theilen des Brahmaleibes Hervorgegangenen sind Verworfene und des Wehrstandes Unwürdige. Und weshalb sollte selbst der Krieger und Brahmane sein Blut vergießen? Das elende Leben, aus der Sünde entsprossen, ist des Gedankens und der Mühe unwerth. Abtödtung des Fleisches, Abstumpfung jeder Kraft ist ihm die Aufgabe des Daseins. Den unreinen Insassen des Indusgebiets und der westlichen Alpengauen des Himalaja wird überdies der echte Hindu niemals zu Hülfe eilen. Das sind die Gründe der Schwäche und der Schmach des Brahmanenstaats, die jedem kühnen Räuber gestatteten, ein Stück des trefflichen Landes an sich zu reißen und eine selbständige Willkürherrschaft zu errichten. Indien erscheint auch niemals, wenigstens nicht auf längere Zeit, unter einem Herrscherhause vereinigt; es ist in viele feindliche Staaten zersplittert, welche den Fremden, wenn er nicht aus eigenem Triebe kommt, herbeiholen, um von ihm unterstützt den Nachbar zu Boden zu schlagen. So zu den Zeiten Alexander's und Babur's, so zu den Zeiten der Clive und Warren Hastings.

Die englisch-ostindische Hansa, ihre Regierung und Verwaltung.

Die Begriffe eines rechtmäßigen Besitzes oder Raubes fremder Länder und sogenannter Colonien haften im 16. Jahrhundert noch an den verschiedenen religiösen

Bekenntnissen. Während Portugal und Spanien in der Schenkung ihres Statthalters Christi, mochte sie auch von einem Alexander VI. herrühren, eine Vollmacht sahen, alle vom römischen Katholicismus noch nicht beherrschten oder ihm untreu gewordenen Lande in Besitz zu nehmen und über deren Bewohner das zweifache Sklavenjoch zu werfen: erklärte die Krone Englands, solch eine unbefugte Schenkung könne sie nicht vermögen, ihren Unterthanen den Verkehr mit jenen Gegenden zu verbieten, wo die Spanier blos hier und da gelandet, wenn sie auch den Flüssen und Buchten, den Bergen und Inseln Namen gegeben hätten. Ungeachtet solcher Erklärungen und Überzeugungen wurden die protestantischen Staaten doch noch geraume Zeit durch eine Art Scheu vor der Heiligkeit des alten Herkommens von den Wasserstraßen zurückgehalten, welche Portugiesen und Spanier mit so vielem Glücke befuhren. Die zum großen Theile eingebildeten und von den Bewohnern der iberischen Halbinsel absichtlich übertriebenen Gefahren mögen Manches zu dem unheimlichen Gefühle beigetragen haben. Die beiden Indien, die reichen Quellen unerhörter Schätze und großer Veränderungen blieben und bleiben jedoch immerdar ein Gegenstand der Wünsche aller Fürsten und Völker; sie bleiben Gegenstand der Forschungen aller Freunde der Erd- und Himmelskunde, Derjenigen vornehmlich, die sich kühnen Muthe fühlen zur Ausführung großer Unternehmungen. Die wiederholten Versuche der Engländer und Holländer, um neue Wege nach den glücklichen, an den kostbarsten Naturproducten und edeln Metallen reichen Gegenden Asiens und Amerikas zu entdecken, sind daraus hervorgegangen. Sind auch diese Wege nicht aufgefunden worden, so ist doch das Suchen nach einer nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt nicht ohne dauernde Folgen geblieben.

Im Herbste des Jahres 1599 traten mehre Bürger Londons zusammen, welche eine Summe von 30000 Pfund Sterling, in verschiedenen Theilen von 100—3000 unterzeichneten, „um zur Ehre des Vaterlands und zur Vermehrung des Handels innerhalb des Reichs England eine Reise nach Ostindien und nach andern östlichen Ländern und Inseln auszurüsten". Verschiedene Kaufleute, besagt die Eingabe an den Geheimrath, angetrieben durch den Erfolg der Holländer, welche jetzt hier in England Schiffe kaufen, um eine neue Reise zu unternehmen, wären nicht weniger vom Eifer beseelt, den Handel ihres Landes zu erhöhen, wie die Holländer es sind zum Vortheile ihres Gemeinwesens. Aus diesem Grunde hätten sie sich entschlossen, einige Genossen nach Ostindien zu senden. Die Königin möge ihnen nur als einer Gesellschaft, welche ihre Unternehmung auf gemeinschaftlichen Schaden und Gewinn betreibt, einen Freibrief mit den gewöhnlichen Sonderrechten ertheilen. Ostindien sei so weit entfernt, der Handel dahin erheische solch ein bedeutendes Vermögen, daß er nur in dieser Weise betrieben werden könne. Unter andern Gnaden erbat sich die Gesellschaft, welche bereits einen Ausschuß von 15 Directoren gewählt hatte, vollkommene Befreiung von den gewöhnlichen Zöllen (die holländischen Kaufleute genossen eines ähnlichen Vortheils) für sechs Reisen sowol von der Einfuhr wie der Ausfuhr aller natürlichen und künstlichen Erzeugnisse.

Das Unternehmen erhielt den Beifall des Geheimraths und der Königin. Doch weigerte sich die Regierung, weil gerade Friedensunterhandlungen mit Spanien im Gange wären, den Freibrief alsbald auszufertigen. Man fürchtete, solch eine Fahrt könne den Frieden mit diesem Lande, zu welchem damals auch Portugal gehörte, verzögern und von Seite der spanischen Krone neue Klagen veranlassen. Um das Grundlose dieser Besorgnisse nachzuweisen, legten die Vorsitzenden der Gesellschaft eine Schrift vor, worin alle Länder, Inseln und Häfen an den afrikanischen Küsten und im Persischen Meerbusen, in Vorder- und Hinterindien, in China und den Inseln des Archipelagus verzeichnet waren, worauf Spanier und Portugiesen noch nicht den entferntesten Anspruch hatten. Es werden hier (1599) aufgeführt: Das große und mächtige Kaiserthum China, die reiche und goldene Insel Sumatra, Borneo, Celebes, Gilolo und die Papuas; die Salomonsgruppe und die zahllosen gewürzreichen Inseln der Molukken, „wo die Portugiesen blos auf den zwei kleinsten, auf

Tidore und Amboyna einige Forts besäßen"; dann die goldenen Eilande von Groß- und Klein-Liékiéu; die volkreichen Silberinseln Japans und das vor kurzem entdeckte Reich Korea im Nordosten. In einem besondern Berichte an Sir Francis Walsingham (10. März 1599) heißt es unter Andern: Das Königreich Angola, ehemals Kongo unterworfen, ist jetzt selbständig; es kann eine Million Leute auf die Beine bringen. Hier kaufen Portugiesen und Spanier ihre Sklaven zu Tausenden. An dem Vorgebirge Guardafui kreuzt beständig ein portugiesisches Geschwader gegen die türkischen Schiffe, welche ohne Erlaubniß der Krone Portugals Handel treiben wollen. Portugal betrachtet sich als Gebieter aller dieser Meere. Auf der arabischen Halbinsel, bei der Einfahrt ins Rothe Meer, liegt die Stadt Aden, wo Hindu, Perser, Äthiopier, Türken und Portugiesen großen Verkehr haben. Die Insel Ormus, am Eingange zum Persischen Meerbusen, ist der Stapelplatz für ganz Indien, für Arabien, Persien und die Türkei, wohin auch die christlichen Kaufleute von Aleppo und Tripolis zweimal im Jahre zu kommen pflegen. Weiter östlich ist das Königreich Kambaja, das fruchtbarste in ganz Indien, wo die Portugiesen auf einer Insel, unfern der Mündung des Indus, die Stadt Diu besitzen und großen Handel führen. Jenseit liegt das Land der Malabaren, wo die besten Soldaten Indiens zu Hause sind und die größten Feinde Portugals.

Die Regierung, durch diese ausführliche und gründliche Darstellung der östlichen Länder- und Völkerverhältnisse belehrt, zögerte nun nicht länger mit der Gewährung des Freibriefs. Die englischen „Unternehmer zur Entdeckung des ostindischen Handels" bekamen alsbald, noch bevor sie ihr Sonderrecht erlangten, Gelegenheit, ihren selbständigen Charakter und ihre Einsicht zu bewähren. Königin Elisabeth wünschte nämlich, daß ein gewisser Sir E. Michelborne bei der nächsten Reise verwendet werden möchte. Die Directoren, obgleich sie der Regierung noch als Bittende gegenüberstanden, wiesen das Begehren in entschiedener Sprache zurück. Sie seien nicht gesonnen, jemals einem Gentleman ein Amt zu übertragen. Es möge ihnen gestattet bleiben, die Geschäfte von Leuten ihres Standes versehen zu lassen; man müsse sonst befürchten, eine große Anzahl Kaufleute zu verlieren, sobald sie erfahren, daß Gentlemen bei dem Unternehmen verwendet würden. Die Regierung war einsichtsvoll genug, diese bei allen kaufmännischen Geschäften zu jeder Zeit begründete Widerrede gelten zu lassen und dem Ausschusse zu willfahren. Der Freibrief der londoner Ostindischen Gesellschaft wurde am letzten Tage des Jahres 1600 von der Königin unterzeichnet. Das Parlament hatte zu der Zeit auf solche Handlungen der Krone noch keinen Einfluß. Die Königin erhob, „zur Ehre der Nation, zur Bereicherung des Volks, zur Ermunterung ihrer unternehmenden Unterthanen wie zur Vermehrung der Schiffahrt und des gesetzlichen Handels" die Bittsteller zu einer Handelsinnung, unter dem Namen: „Der Gouverneur und die londoner Kaufleute, welche den Handel nach Indien betreiben." Der Gesellschaft und ihren Angehörigen ist auf 15 Jahre in allen Ländern, nicht im Besitze christlicher Fürsten, östlich des Vorgebirgs der guten Hoffnung bis zur Straße Magellan, ein ausschließender Handel gestattet. Alle andern Unterthanen der Königin sind, nach der Weise der Zeit, welche auch in England die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe nach Besonderrechten ordnete, von dem Verkehre mit diesen Gegenden der Erde, wenn sie die Compagnie nicht ausdrücklich hierzu bevollmächtigt, ausgeschlossen. Die Innung kann Länder und anderes Besitzthum erwerben; sie kann sich zu jeder Zeit und allenthalben versammeln, um Verfügungen zu treffen, solange sie nämlich den englischen Gesetzen nicht widersprechen. Als ein Zeichen der geringen staatswirthschaftlichen Einsicht dieser Zeiten, welche immer noch den Reichthum eines Volks nach dem baaren Gelde schätzte, verdient bemerkt zu werden, daß es der Gesellschaft zur Pflicht gemacht ist, eine ebenso große Summe heimzubringen, als sie ausführen durfte — 30000 Pfund Sterling in jedem Jahre. Ja, es fehlte sogar nicht an mehren Schriften, die zu beweisen suchten, der Verkehr mit Ostindien könne dem Lande nur

zum Nachtheile gereichen, indem dadurch das Gleichgewicht des Handels zum Nachtheile Englands zerstört werde. Man wußte damals noch nicht, daß das für Handelszwecke ausgeführte Geld auf verschiedenen und langen Umwegen, gewöhnlich mit Gewinnst wieder ins Land zurückkehrt. Dem Kaufmann Thomas Mun gebührt das Verdienst, dies zuerst in einer eigenen Schrift nachgewiesen zu haben.

Die Regierung und Verwaltung neuer Niederlassungen, der Innungen und Gesellschaften wurden nach dem Vorbilde im Mutterlande eingerichtet. Die Verfassung der Heimat diente zum Muster bei den nordamerikanischen Ansiedelungen und in allen Ländern der Erde. Sie diente auch zum Muster bei den zahlreichen Gilden, bei den Actiengesellschaften und der Ostindischen Compagnie, welche nach der Verschmelzung mit jener londoner Gesellschaft (1708) den Titel annahm: „Die vereinigte Gesellschaft der Kaufleute von England, welche nach Ostindien handeln.“ Die Versammlung der Eigenthümer, welche vier mal im Jahre zusammenkommt, repräsentirt hiernach das Volk; die aus ihrer Mitte jährlich gewählten 24 Directoren die beiden Häuser des Parlaments; ihr Vorsitzender nimmt die Stelle des Königs in der englischen Verfassung ein. Das demokratische Element war am Anfange bei weitem vorherrschend. Nicht blos daß die beiden andern Elemente, das aristokratische und monarchische, von einer jährlich wiederkehrenden Wahl abhängen; ihre Beschlüsse können auch zu jeder Zeit von den Eigenthümern umgestoßen und umgeändert werden. Für die einzelnen Geschäftszweige sind Ausschüsse eingesetzt, die dem versammelten Hofe der Directoren Bericht erstatten. Man hat einen besondern Ausschuß für die staatlichen Angelegenheiten, einen andern für Rechtsfälle, einen dritten für die Finanzen; dann weitere Ausschüsse für die Handelsgeschäfte im engern Sinne, für die Marine, für den Handel der Privaten und um die Ausdehnung dieses Verkehrs zu hindern. Die Anzahl dieser Commissionen ist aber keineswegs abgeschlossen; sie vermehrt sich mit der wachsenden Macht und dem Einflusse der Gesellschaft. So sind bald Ausschüsse für die eroberten Länder und das indische Heer nothwendig geworden. Die Vorsitzenden im Directorium leiten die Verhandlung mit den andern Körperschaften und dem Staate; sie bilden gleichsam die ausübende Macht und repräsentiren die vereinigte ostindische Gesellschaft nach außen. Diese Grundlage, diese Regierung und Verwaltung der Hansa bleibt der Hauptsache nach dieselbe, bis zur Einführung der indischen Oberaufsichtsbehörde und zum Verlust der Handelsprivilegien in den ersten Jahrzehnden des 19. Jahrhunderts.

Die ordnende Acte und die Bill Pitt's.

Die Selbständigkeit der Compagnie, der Staat im Staate, dies ward von der Zeit an, wo die indischen Angelegenheiten zum ersten male (1767) vors Parlament gebracht wurden, die Überzeugung des Landes, müsse gebrochen und ihre Verfassung von Grund aus verändert werden. Regierung und Parlament sollen einen Einfluß auf die Verwaltung der asiatischen Besitzungen; sie sollen eine vollständige Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des indischen Hauses erhalten. Lord North legte (18. Mai 1773) dem Unterhause eine Bill vor, „wodurch die Angelegenheiten der Ostindischen Compagnie, sowol in Indien wie in der Heimat, geordnet und verbessert“ würden. Die Actienspeculanten, sagte der Minister, seien freilich dieser Maßregel entgegen: die Regierung werde aber darauf bestehen. Nur auf diese Weise könne den zahlreichen Mißständen abgeholfen und dem herannahenden Verderben Einhalt gethan werden. Die Stadt London fand die Grundsätze der Bill für sehr gefährlich. Sie seien ein unmittelbarer Angriff auf die Freiheiten des Volks; alle corporativen Rechte würden dadurch in Frage gestellt; die Macht der Krone und das Patronatwesen des Ministeriums würde in dem Grade vermehrt, daß sie der ganzen Verfassung des Landes zum großen Schaden gereichen können. Alle diese und andere selbstsüchtigen Bittschriften, Proteste und vorgeblichen Befürchtungen, sowie die Sophistereien und Grobheiten des Rhetors Edmund Burke blieben fruchtlos. Das Gesetz ward mit großer Mehrheit angenommen, und die Stellung der

Compagnie zum Staate von Grund aus geändert. Die wesentlichen Bedingungen dieses Gesetzes, gemeinhin die ordnende Acte genannt, haben sich trefflich bewährt: sie liegen allen spätern Anordnungen zu Grunde. An der Spitze der Regierung von Bengalen, Bihar und Orissa steht von jetzt an (1773) ein Oberstatthalter, mit einer Besoldung von 25000 Pfund Sterling jährlich, dem ein gleichberechtigter Rath von vier Personen beigegeben ist. Die einzelnen Rathsherren erhalten 8000 Pfund Sterling. Dem Oberstatthalter im Rathe ist die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung übertragen. Die Präsidentschaft von Bengalen führt überdies eine Oberaufsicht und Überwachung der Regierungen zu Madras, Bombay und Benkulen, in der Weise, daß diese, außer im Falle der Nothwehr, keinen Krieg beginnen und keinen Vertrag mit den indischen Fürsten schließen dürfen. Diese höchsten Beamten des indischen Reichs werden das erste mal von der Krone und dem Parlamente auf fünf Jahre ernannt. Nach Ablauf dieser Frist ist die Wahl den 24 Directoren der vereinigten Gesellschaft anheimgegeben; sie unterliegt aber der Bestätigung der Krone. Ein Viertel der durch die Actieninhaber gewählten Directoren tritt jährlich aus. Die Actie zu 1000 Pfund Sterling berechtigt zu einer Stimme, 3000 zu zwei, 6000 zu drei und 10000 zu vier Stimmen. Alle Briefschaften, die sich auf das Kriegswesen und die finanziellen Zustände, dann auf die Regierung und Verwaltung Indiens beziehen, werden der Krone zur Einsicht und Gutachtung vorgelegt. Kein Beamter, gleichviel ob im Dienste des Königs oder der Compagnie, darf Geschenke annehmen. Die Statthalter, Rathsherren und Richter sind und bleiben von jedem Antheile an dem Handelsgewinnste ausgeschlossen. Ein oberster königlicher Gerichtshof wird künftig den indischen Behörden zur Seite stehen, welcher nach englischem Gesetze und vollkommen unabhängig von der Verwaltung über die Beamten der Compagnie und alle Engländer, sowie über die einheimischen Verbrecher zu Recht erkennt — eine gutgemeinte Vorkehrung, welche aber eine Menge neuer Misstände und Bedrängnisse über die Bewohner Hindostans verhängte. Die englischen Gesetze sind, vielleicht noch mehr als die anderer Nationen, aus zufälligen Umständen und besondern Verhältnissen hervorgegangen und deshalb wenig geeignet, auf ein anderes Volk übertragen zu werden. Das Recht, wie es die Natur der Dinge und die Vernunft erheischt, sucht man nicht selten vergebens in den zahllosen Satzungen und Gewohnheiten des sogenannten gemeinen englischen Rechts. Keine Vorschrift war gegeben, nach welcher der Gerichtshof unter den ganz neuen, eigenthümchen Verhältnissen zu verfahren hätte. Indien wurde, was kaum glaublich, wie eine altenglische Grafschaft behandelt. Und so geschah es, daß, während der unkundige Einheimische nicht selten unschuldigerweise der Strafe verfiel, der englische Verbrecher vermittelst der vielen Aus- und Schleichwege in den historisch überlieferten verwickelten Gerichtsformen leicht entschlüpfen konnte. Der Oberstatthalter und die Räthe, welche allein der Macht dieses Hofs entzogen waren, können überdies in allen Ländern der Compagnie die Anordnungen treffen und die Strafen erheben, welche sie den Umständen angemessen halten; sie müssen jedoch, bevor sie Gesetzeskraft erlangen, bei der obersten Gerichtsbehörde eingetragen sein. Aber auch dann ist es noch gestattet, eine Berufung an den König im Rathe einzulegen, dem das Recht zusteht, solche Verordnungen aufzuheben. Alle Verbrechen und Vergehen sollen von nun an vor einem Schwurgerichte, zusammengesetzt aus englischen Unterthanen zu Kalkutta, verhandelt werden. Warren Hastings ward in dem neuen Gesetze namentlich als Oberstatthalter aufgeführt.

In diesen Einrichtungen liegen die Geschicke der indischen und der nachbarlichen Völkerschaften verborgen. Sie können sich, aller Anstrengungen ungeachtet, diesem Geschicke nicht entwinden; sie sind sämmtlich der Oberherrlichkeit Großbritanniens verfallen. Gleiche Ursachen bewirken die Größe des römischen und des angloasiatischen Reichs. Die wechselnden Oberstatthalter wollen, gleichwie die wechselnden Consuln, durch kriegerische Thaten und Mehrung der Herrschaft unsterblichen Ruhm gewinnen. Und sie konnten dies desto leichter, weil die Sultane und Maharadschah,

unkundig der europäischen Hülfsquellen ihres Feindes, nicht selten muthwilligerweise Beleidigungen auf Beleidigungen häuften und selbst zum Kampfe herausfoderten. Die stehenden Heere Indiens sind aber, wie es alle Söldner waren, denen das Blutvergießen zum Handwerk geworden, nach Krieg begierig. Der Krieg ist ihnen ein sicheres Mittel zur Bereicherung. Führer und Soldaten erhalten nicht blos höhere Löhnung, sondern einen bedeutenden Antheil an dem Raube, Kriegsbeute genannt. Selbst die Mitglieder der Hansa, welche anfänglich der Kosten wegen herbe Klagen erhoben, zeigten und zeigen sich am Ende mit den Ergebnissen zufrieden. Hat man jetzt doch neue Stellen zu vergeben und kann mehr Verwandte und Schützlinge versorgen! Dann wird den Unterworfenen unter Andern, zum Vortheil der Fabrikanten und Kaufherren, ein Handelsvertrag auferlegt, sie müssen den Erzeugnissen des Siegers unter günstigen Bedingungen den Zutritt gestatten. Der Handelsverkehr ist aber, wie man weiß, der Leitstern des ganzen englischen Gemeinwesens.

Die neuere Constitution zur bessern Regierung des indischen Reichs, gemeinhin die Bill Pitt's genannt, beruht ihrem Wesen nach auf den frühern Vorschlägen von North und von Dundas. Fox erregte deshalb einen großen Sturm, weil er die Quelle der Reichthümer und Anstellungen, das Patronat, von der Compagnie ableiten und der Krone, d. h. dem Ministerium und dem Parlamente, zuführen wollte. Pitt's Gesetzvorschlag wurde, bevor er ans Parlament ging, den Directoren zur Begutachtung vorgelegt. Diese wünschten, es möchten dem neu errichteten indischen Ministerium, die Oberaufsichtsbehörde genannt, blos die Berichte über bürgerliche und militärische Angelegenheiten vorgelegt werden: ihre Handelsgeschäfte will die Hansa vollkommen unabhängig wie bisher betreiben. Auch möge das neue Ministerium, ohne Auffoderung von Seiten des Hofes der Directoren, keine Verordnungen in selbständiger Weise erlassen können. Im Gegentheile würde die ausübende Macht der Compagnie vernichtet oder ein unheilvoller Kampf zwischen zwei selbständigen Gewalten hervorgerufen werden. Aus demselben Grunde sollte auch der Hansa allein die Zurückberufung ihrer Diener gestattet sein. Wolle das Ministerium Befehle über Krieg und Frieden oder andere wichtige Angelegenheiten nach Indien gelangen lassen, so möchten sie wenigstens einem geheimen Ausschuß des Directorialhofs übergeben und durch dessen Vermittelung abgeschickt werden. Die Selbständigkeit verschiedener Staatsgewalten, welche zusammenwirken sollen, führe nur, wie bekannt, zum Unheile und zur Verwirrung. Aus demselben Grunde möge auch der von der Krone ernannte Oberbefehlshaber des königlichen Heeres in Indien der Civilverwaltung untergeordnet sein. Überdies fand der Hof der Compagnie, daß die neue Constitution der Oberregierung von Bengalen eine zu große Macht über die Präsidentschaften zu Madras und Bombay einräume; diese würden zu bloßen Factoreien herabsinken. Die Controle Bengalens müsse blos auf Krieg und Frieden beschränkt bleiben. Dieses Gutachten der Compagnie war die Richtschnur des Ministeriums. Das indische Grundgesetz wurde nur mit diesen Abänderungen dem Parlamente vorgelegt und ohne weitere Modificationen von beiden Häusern angenommen (13. Aug. 1784).

Die unabhängige Stellung der Compagnie, der Staat im Staate ist hiermit aufgehoben. Der Hof der Directoren ist jetzt blos eine untergeordnete Behörde zur Ausführung der Beschlüsse des Vorsitzenden in der Oberaufsichtsbehörde, mit andern Worten des Ministers für die indischen Angelegenheiten, insoweit sie nämlich die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des angloindischen Reichs und das Budget betreffen. Alle hierauf bezüglichen Anordnungen werden ihm vorgelegt; ihm steht frei, sie nach Belieben zu ändern oder ganz zu verwerfen. Der Minister kann, sobald es ihm beliebt, in Indien ein Heer sammeln; diesen oder jenen Lehnsfürsten seines Landes entsetzen und die dem angloindischen Reiche benachbarten Staaten mit Krieg überziehen lassen. So ward der Heereszug gegen Afghanistan, nach seiner eigenen Erklärung, von Sir John Hobhouse, dem zur Zeit Vorsitzenden im Controlamte, unmittelbar anbefohlen: und hiermit habe er blos nach seinem Befugnisse ge-

handelt. Die Mitglieder dieses indischen Ministeriums (mit dem Vorsitzenden sind es vier) nehmen überdies von allen andern Briefschaften und Rechnungen der Compagnie Einsicht; sie erhalten wenigstens innerhalb acht Tage Mittheilung von den Beschlüssen des Hofs der Directoren und der Eigenthümer. In dringenden Fällen kann das Ministerium seine Befehle unmittelbar nach Indien abgehen lassen; sie werden dann blos drei Mitgliedern des Directoriums zur Einsicht vorgelegt, von nun an der geheime Ausschuß genannt. Dieser Ausschuß, welcher jetzt zum ersten male eingerichtet ward, sendet später die hierauf ertheilten Antworten der indischen Behörden, vermittelst des Hofs der Directoren, an das Ministerium. Nur dieses darf sie eröffnen, und ist zu keinerlei Mittheilungen ihres Inhalts an die Behörde des Indischen Hauses verpflichtet. Diese letztere Behörde aber zerfällt in fünf Zweige: die staatliche, geheime, militärische, finanzielle und Handelsabtheilung. Eine ähnliche Sonderung der Geschäfte findet sich von nun in jeder indischen Präsidentschaft. Die Versammlung der Eigenthümer verhielt sich früher zu dem Hofe der Directoren gleichwie das souveräne Volk zu seinem Regierungsausschusse: die Actionäre vergaben die höhern und niedern Stellen; sie genehmigten oder verwarfen die Beschlüsse der Directoren. Dies Alles war jetzt zu Ende. Von nun an kann ein von dem Ministerium genehmigter Beschluß der Directoren nicht mehr aufgehoben werden. Der Statthalter von Bengalen hat eine Art Oberleitung über die andern Präsidentschaften; er kann sogar die Präsidenten von Madras und Bombay des Amtes entsetzen. Der Eroberung neuer Länder soll man sich fortan durchaus enthalten; nur zur Abwehr feindlicher Angriffe dürfen die Waffen ergriffen werden. Der Oberstatthalter und die Präsidenten der andern Regierungen müssen zwar alle Angelegenheiten vor ihre Räthe bringen, sie sind aber nach einem neuern Gesetze (1786) an deren Beschlüsse nicht gebunden. Der Feldzeugmeister Indiens war ursprünglich das zweite Mitglied der blos aus drei Rathsherren bestehenden Regierung von Bengalen. Später (1786) wurde dies dem freien Ermessen der Compagnie anheimgestellt: sie könne dem Feldzeugmeister eine solche Stellung übertragen oder auch das Amt des Oberbefehlshabers mit dem des Oberstatthalters vereinigen. Zu diesen beiden Stellen, dann zu den Präsidenten und Rathsherren ernennt der König; alle andern Anstellungen und Beförderungen werden vom Hofe der Directoren aus den Mitgliedern des indischen Dienstes vorgenommen. Die Beförderungen geschehen nach den herkömmlichen Normen; finden Ausnahmen statt, so sollen die Gründe schriftlich dargelegt werden. Ein Verzeichniß aller bürgerlichen und militärischen Beamten der Compagnie mit Angabe der Dienstjahre und Besoldungen muß jährlich dem Parlamente vorgelegt werden. Um alle Bestechungen unter dieser oder jener Form zu beseitigen, ward verordnet: Jeder aus Indien zurückkehrende Beamte solle sein Vermögen angeben und diese Angabe mit einem Eide bekräftigen. Wird bei der Untersuchung, welche den Behörden freisteht, eine Fälschung entdeckt, so ist das ganze Besitzthum verloren. Auf die Anzeige eines Betrugs wurde eine große Belohnung gesetzt. Diese Einrichtung, die wichtigste der ganzen neuern Constitution, die wichtigste für die Bevölkerung Hindostans erregte bei den gierigen Beamten und Stellenjägern großes Mißfallen; nicht weniger mißfiel sie der Aristokratie, welche ihre nachgeborenen Söhne zur Erwerbung großer Reichthümer nach Indien sandte. Kaum ward die Sache kund, so beeilten sich Ministerium und Compagnie die Anordnung zurückzunehmen (1786). Eine eigene Behörde ward dafür zur Bestrafung der Verbrechen und Vergehen der indischen Beamten eingesetzt, die fortan aus einer bestimmten Anzahl Richter, aus vier Pairs und sechs Mitgliedern des Hauses der Gemeinen bestand. Dieser Gerichtshof kann Zeugen vorladen und sie vor den betreffenden Behörden in Indien vornehmen lassen; ihre Aussagen haben dann gleichen Werth als wenn sie vor einem englischen Gerichte geschehen wären. Auch ist die Compagnie verbunden, alle auf irgend einen Rechtsfall bezüglichen Berichte und Schreiben, sobald er es wünscht, diesem Gerichtshofe vorzulegen.

Der Einfluß der Regierung war unter dem Grundgesetz Pitt's nicht gerin-

ger als unter dem seines Gegners Fox. Pitt ging nur vorsichtiger zu Werke; wußte diesen Einfluß besser zu verhüllen. Die Sachwalter der Compagnie im U terhause erklärten offen, sie würden der Bill ihre Zustimmung versagt haben, hät sie die Tragweite ihrer einzelnen Bestimmungen früher erkannt und den Sinn, m chen ihnen das Ministerium für die indischen Angelegenheiten unterschiebe. D Oberaufsichtsbehörde wolle ja die ganze Macht an sich reißen; sie wolle die Sond rechte der Compagnie vernichten und Indien wie ein Kronland regieren. Die Fra über die Anzahl der königlichen Truppen, welche auf Kosten der Hansa nach Indi gehen sollten, veranlaßte bald hernach einen förmlichen Bruch zwischen den beid Behörden, dem Hofe der Directoren und dem englischen Ministerium. Pitt brach deshalb (27. Febr. 1788) einen neuen Gesetzvorschlag ans Parlament, wodurch d königlichen Commissare für die indischen Angelegenheiten ermächtigt wurden, au Kosten der Compagnie soviel Truppen nach Indien zu senden, als ihnen nur immer zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit der britischen Besitzungen nothwendig schein Dieses Gesetz ward blos für eine Erläuterung der bestehenden Verfassung ausgegeben, wonach das indische Ministerium in Betreff der militärischen und bürgerliche Angelegenheiten bereits alle Rechte besitze, welche dem Hofe der Directoren vor 1784 zustanden. Dundas fügte hinzu, die Commissare könnten sogar alles Einkommen des indischen Reichs für die Vertheidigung der britischen Besitzungen in Anspruch nehmen, wenn auch der Hansa keine Rupie übrig bliebe. Diese herrischen Reden und Ansichten erregten dem Ministerium auch unter seinen Freunden vielen Widerspruch. Pitt mußte nachgeben, und die Macht der Oberaufsichtsbehörde erlitt einige Beschränkungen. Die europäischen Truppen, welche nach Indien gesandt werden, sollen fortan die Anzahl von 8045 im königlichen und 12200 im Compagniedienste nicht übersteigen. Auch soll die Oberaufsichtsbehörde weder die Löhnung noch die besondern Bezüge der Beamten einseitig erhöhen; solche Vermehrungen sollen nur auf besondere Anträge des Hofs der Directoren geschehen.

Der Grundbesitz und das Steuerwesen in Indien.

Nicht geringere Veränderungen wurden in der innern Verwaltung der indischen Besitzungen vorgenommen. Der Nachfolger Macpherson's, Marquis Cornwallis (12. Sept. 1786) — er war zugleich Oberstatthalter und Oberbefehlshaber —, erhielt zu diesem Ende ausführliche Verhaltungsnormen. Der Hof der Directoren und das indische Ministerium erklärten, sie seien allen abstracten Theorien zuwider; sie wollen die Verwaltungsformen fremder Länder, namentlich Englands, nicht auf andere Volkszustände übertragen; die Regierung Indiens solle nach den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung eingerichtet werden. Wäre es auch den Behörden mit dieser Versicherung ein rechter Ernst gewesen, so hätten sie doch nicht durchdringen können: Indien war zu der Zeit, nach allen wesentlichen Punkten und Richtungen, und ist es theilweise noch, ein unbekanntes Land. Die Beamten der Compagnie forschten selten nach den heimischen Einrichtungen, und haben auch wenig Gelegenheit sie kennen zu lernen. Sie sind in immerwährender Bewegung begriffen; ihre Dienstzeit ist gewöhnlich verflossen, bevor sie ihren Bezirk erforschen und die eingesammelten Erfahrungen anwenden können. Diese und andere schöne Worte waren eben blos Worte. Die Geburts- und Geldaristokratie ging im Gegentheile darauf aus, jenseit des Oceans Zustände zu schaffen, unter welchen sich die sonderrechtlichen Herren so behaglich fühlen möchten wie in der Heimat. Indien sollte einen zahlreichen und mächtigen, auf Grundbesitz ruhenden Adel erhalten, und in allen seinen Landestheilen mit dem kostspieligen und langwierigen Gerichtswesen Altenglands überzogen werden. Daß dadurch die herkömmlichen Rechte zu Boden getreten und mit einem male ein vollständiger Umsturz im Besitzthum vorgenommen wurde, dies Alles schien die Herren im indischen Hause und Ministerium wenig zu kümmern. Man sah nur auf die Vermehrung des Einkommens und auf die Versorgung einer größern Anzahl Engländer vermittelst neuer Stellen mit reichen Be-

soldungen. Alle frühern Vorkehrungen zur Erhöhung der Steuererträgnisse, so hieß es unter Anderm in den Instructionen Cornwallis', hätten zu keinem günstigen Ziele geführt; die Rückstände aus verflossenen Jahren, die Schulden der Compagnie wären immer gewachsen. Das wirkliche Erträgniß der Steuern bleibe beinahe um ein ganzes Drittel hinter dem Voranschlag zurück, und die indische Schuld belaufe sich auf mehr als 62 Millionen Rupien, mit einem Zinse von 8⅜ vom Hundert. Man könne ja unter den bestehenden Verhältnissen auf gar kein bleibendes sicheres Einkommen mehr rechnen: Dem müsse abgeholfen werden. Am besten wäre es wol, die Grundsteuer öffentlich zu versteigern, und die Ländereien den meistbietenden Grundherren auf ewige Zeiten, wie bereits die ursprüngliche Bill Pitt's verlangt habe, zu überlassen. Wie diese Generalpächter die Steuern unter den Grundholden vertheilen wollten, Das bleibe ihnen überlassen. Cornwallis überzeugte sich bald von der Unmöglichkeit, diese Aufträge sogleich ins Leben zu rufen. „Man wisse nicht, welche Rechte die verschiedenen Classen der Bevölkerung an Grund und Boden hätten, noch wisse man, ob dieser bereits überlastet sei oder mit noch größern Abgaben belegt werden könnte." Der Oberstatthalter verordnete anfänglich blos jährliche Steuersätze, und ließ unterdessen, vermittelst der Einnehmer, Nachforschungen anstellen und Erkundigungen einziehen, um hierauf eine bleibende Grundsteuer zu gründen. Den Renteiämtern wurde zu gleicher Zeit die Gerichtsbarkeit und die Polizei in ihren Bezirken übertragen, was später (1793), der vielen Missstände wegen, wieder aufgehoben wurde. Man fand, daß der Ackerbau und der innere Verkehr in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hatten. Die Landbevölkerung ging mit schnellen Schritten der Armuth und dem Elend entgegen, und zwar nicht blos die Bauern, sondern auch die großen Grundherren. Im Verlaufe von vier bis fünf Jahren war der neue Kataster für die Kreise Bengalen, Benares, Bihar und Orissa vollendet (Nov. 1791); er lieferte den Nachweis einer Grundsteuer von ungefähr 42 Millionen Gulden leichten Geldes. Die Erträgnisse der Monopole von Salz und Opium, welche sich in der Folge auf so bedeutende Summen beliefen, waren hierbei nicht mit gerechnet. Auf diesem Grunde ward zuerst eine zehnjährige und, nachdem der Hof der Directoren seine Zustimmung gegeben, am 22. März 1793 die ewige Steuerrolle eingeführt. Das Ergebniß der Grundsteuer aus den Jahren 1789—90 soll unveränderlich fortbestehen. Nur die gleichzeitige Theilung Polens bietet ein ähnliches Verbrechen dar gegen Eigenthum und Menschenrecht. Die zahlreichen Bewohner dieser Länder (die der Präsidentschaft Bengalens allein wurde damals auf 30 Millionen geschätzt), welche sich seit dem Beginne des brahmanischen Staats eines freien, echten Grundbesitzes erfreuten, und den sie, unter den wiederholten Eroberungen und Zerstörungen der Afghanen, Mongolen und Türken bewahrt hatten — sie waren nun sämmtlich mit einem male zu elenden irischen Pächtern herabgewürdigt, die, sobald sie den auferlegten Grundzins nicht zahlten oder nicht zahlen konnten, von Haus und Hof, von dem Gute ihrer Väter weggejagt wurden. Ein erblicher Adel, Semindare oder Grundholden genannt, ist an die Stelle der ursprünglichen kleinen Eigenthümer getreten.

Nach dem Gesetze der Brahmanen gehört das Feld Demjenigen, der es von Bäumen und Gesträuch reinigt und urbar macht; Demjenigen gehört das Wild, dessen Spieß es erlegt; die königliche Gewalt ist zur Regierung der Menschheit und zur Ausrottung des Bösen eingesetzt. Zu diesem Ende erhebt der Fürst Steuern und empfängt Strafgelder; dem Könige gebührt aber keineswegs das Eigenthumsrecht an Grund und Boden. „Würde er doch in diesem Falle der Herr sein auch der Häuser und des andern Besitzthums seiner Unterthanen!" Nicht dem König, sagt ausdrücklich ein indischer Weltweiser, gehört die Erde; sie ist im Gegentheile das Eigenthum aller Wesen, die darauf leben; die Früchte der eigenen Arbeit mögen ihnen werden. Die Steuer wird für die nothwendigen Ausgaben im Staate erhoben und richtet sich nach der Natur des in drei Classen getheilten Landes. Die erste zahlt ein Sechstel, die zweite ein Achtel und die dritte ein Zwölftel des rohen Ertrags.

Der größere Theil des indischen Landes scheint ursprünglich Allmende gewesen zu sein. Die Dorfschaft bearbeitet hiernach gemeinsam das Feld, sodaß der Einzelne nach einem gewissen Maßstabe die Frucht erhält; oder es wird gleich jedem Genossen ein Theil zum Anbau überwiesen. Solche Dorfwirthschaften findet man noch heutzutage in vielen Gegenden, vorzüglich im Süden und Westen Hindostans. Um Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, wird ein Wiesen- und Weidegrund, im Verhältniß zur Größe des Orts, um die Gemarkung gezogen. In den einzelnen, gewöhnlich mit einer Ringmauer umgebenen und dem Schutze der Burg empfohlenen Städten sitzt ein königlicher Diener, der die Abgaben erhebt und bei den öffentlichen Gerichten den Vorsitz führt. Die innern Angelegenheiten verwaltet die Gemeinde selbst. Sie wählt ihre Beamten und die nothwendigen Gewerbsleute, und diese erhalten einen gewissen Antheil an den Früchten des Landes. Solche Genossenschaften oder kleine Freistaaten haben sich mitten unter den mannichfachen Umwälzungen von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag mehre erhalten. In Kriegsläufen und andern Wirren ergreifen sie die Waffen und sind gewöhnlich stark genug ihre Habe zu schützen. Muß die Gemeinde der Übermacht weichen, so wandert sie nach einer befreundeten Gemarkung und kehrt erst mit der Ruhe in die Heimat zurück. Die Gemeinde sorgt gewöhnlich für 12 Beamten und Gewerbe. Sie braucht einen Schulzen, Rentmeister und Geistlichen; sie besitzt einen Grobschmied, Zimmermann und Geldwechsler; einen Wächter, Töpfer und Wäscher; einen Bartscheerer, Boten und Schuhmacher.

Der Muselmann hat, wo er immer eine bleibende Herrschaft errang, diese altindische, man könnte sagen, altgermanische Weise vollkommen umgestaltet. Bei ihm gilt, wie in unserm Mittelalter, die Norm: der Fürst ist Landesherr und braucht dem Ackersmann nur soviel Früchte zu lassen, daß er leben und die Aussaat bestreiten kann. Der Nichtmuselmann entrichtet überdies eine Steuer für den verfallenen Kopf. Die Beamten über Dörfer und Städte, über Gauen und Marken, gemeinhin Talukdar und Semindar geheißen, haben, gleichwie die Grafen und Ritter der mittlern Jahrhunderte, die mannichfachen Wirren des Landes zum eigenen Vortheil gewendet; sie haben durch List und Gewaltstreiche Herrschaften und Fürstenthümer erworben. Der Gründer des Hauses Sindhia war solch ein Rentmeister, solch ein Gaugraf; Holkar verwaltete noch als Bhonlah Radschah in mehren Dorfgemeinden das Schulzenamt. Diese misbräuchlichen Würdenträger — Räuberfürsten und Räuber sind sie Alle — behaupteten nun in geradem Widerspruch mit dem indischen Gesetze und brahmanischen Herkommen, gleichwie der Muselmann, ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden. Solche Zustände hat der englische Eroberer in mehren Ländern vorgefunden. Selbstsucht und Bequemlichkeit haben sie empfohlen; der Misbrauch ist zum Gesetz, das Unrecht zum Recht erhoben worden. Dies ist das sogenannte Semindarisystem oder die Grundherrenweise.

Es war die Absicht der englischen Machthaber, auch in der Statthalterschaft Madras auf dieser Grundnorm einen bleibenden Steuersatz einzuführen und hier ebenfalls eine Aristokratie zu schaffen. In den Ländern des Dekkan, wo die Muselmänner noch nicht so lange geboten und niemals eine allgemeine Herrschaft errangen, war jedoch die altindische Einrichtung noch zum großen Theile erhalten. Alle erdenkliche Mühe, Semindari aufzufinden, war vergebens. Man griff endlich (1802) zu dem letzten Mittel. In den einzelnen Theilen der Statthalterschaft setzte man willkürlich Grundherren ein, die sich zu einem bleibenden Steuersatz verpflichteten. Ungefähr um dieselbe Zeit waren die neuen Eroberungen vom Reiche Maisor (Mysore) gemessen und geordnet worden. Das Land ward durchgängig ludeigen befunden. Die englischen Beamten verhandelten mit den einzelnen Eigenthümern. Schnell war zur beiderseitigen Zufriedenheit die Grundsteuer geordnet; dem Landmanne bleiben zwei Drittheile des rohen Ertrags (1805). Diese Steuerordnung hieß nun im Gegentheile zur Einrichtung Cornwallis' das Reiatwarsystem oder die Grundholdenweise, und empfahl sich sowol vom Standpunkte des Nutzens wie der Gerechtigkeit der heimatlichen Regierung. „Es sei zwar ganz richtig, diese Steuererhebung sei

mühsamer und gehe mehr ins Einzelne; die Rentbeamten haben mehr Arbeit und müssen Alles überdenken, wenn sie ihre Pflicht erfüllen wollen. Diese Mühe und Arbeit werde aber tausendfach durch die Vortheile der Regierung und Bevölkerung aufgewogen. Fallen doch, bei dieser Weise der Erhebung, alle Gewinnste und Besoldungen weg, welche die Zwischengänger, die Pächter und Geschäftsleute beziehen." Sir George Barlow, der Nachfolger Bentinck's in der Regierung zu Madras, war ein Zögling Wellesley's und unbedingt der Grundherrenweise ergeben. Die Berichte der untern Beamten zu Gunsten der Grundholden wurden zurückgehalten, und auch in dieser Präsidentschaft (1808) die Steuererhebung nach der Weise Bengalens eingeführt, vor der Hand blos auf zehn Jahre. Die später nach England übersandten Berichte machten einen großen Eindruck auf die Gebieter im Indischen Hause. Wo nur immer möglich, so befahl der Hof der Directoren (1812), solle man zur jährlichen Landsteuer zurückkehren, welche unmittelbar von den Bauern zu erheben sei. Wahrheit und Gerechtigkeit haben auch endlich den Sieg errungen. Die Grundholdenweise, wie Lord Bentinck sie eingeführt hatte, gilt jetzt als die einzig billige der Regierung und dem Lande gleich vortheilhafte Steuererhebung; sie ward später in allen neuen Besitzungen, namentlich in den nordwestlichen Provinzen, angeordnet. Das entgegengesetzte Verfahren rief eine Menge Missstände hervor für die Oberherren, für die Bauern und selbst für die Semindare, die bei den hohen Ansätzen nicht selten zu Grunde gingen. „Und wer hat England wol", fragt mit vollem Rechte der edle Sir Charles Metcalfe, „die Befugniß gegeben, alle Eigenthümer ihres Rechts, ihres Besitzes zu berauben und es willkürlich Diesem oder Jenem zu übertragen? Das mannichfache, vielgegliederte Leben des indischen Volks möge erhalten werden. Die Ordnung der einen Mark passe nicht in die benachbarte, so bei der Steuererhebung wie den andern Gebräuchen des Gemeinwesens. Man habe sich früher in der Schilderung Indiens und den Maßnahmen der Verwaltung an die Sitten und Gewohnheiten einzelner Orte und Gauen gehalten, und sie dann auf das ganze Land übertragen zum Nachtheile der Wissenschaft wie der Bevölkerung des angloindischen Reichs."

Die Erneuerung des Freibriefs (1833) und die Reformen.

Die Regierung und das ganze politische Getriebe in Großbritannien steht mit der Ämterjagd und dem Patronatswesen in genauem Zusammenhange. Man hält es mit dieser oder jener Partei, nicht einer Theorie oder Ansicht wegen, sondern um Stellen und andere Vortheile zu erlangen. Die wichtigsten und einträglichsten Ämter werden nur an Freunde der jedesmaligen Verwaltung verliehen. Dies gilt namentlich bei den auswärtigen Besitzungen. Sie bilden, gleichwie die Domcapitel und Klöster im Mittelalter, die herkömmliche Versorgungsanstalt für die nachgeborenen Söhne des Adels und der einflußreichen Mittelclassen. Die meisten Unglücksfälle und Schäden sind aus diesem Misbrauch hervorgegangen; es ist die fressende Krankheit in allen Zweigen der englischen Colonialverwaltung. Gleiches Unwesen herrscht in jeder Körperschaft, in jedem gesonderten Vereine; hierin bestehen die größten Vortheile ihrer Mitglieder. Die bedeutendste Corporation des Landes, die Ostindische Compagnie, erfreut sich aber des größten Patronats. Die Anzahl der Civilbeamten beläuft sich, bei den drei Präsidentschaften allein, auf 11 — 1200. Die Stellen werden zum großen Theil von dem Hofe der Directoren, von den Statthaltern und Räthen der indischen Regierungen verliehen; nur einige sind der Krone und dem Vorsitzenden der Oberaufsichtsbehörde vorbehalten. Vom Jahre 1813 — 33 gingen 5092 Cadetten nach Indien, welche hier eine gute Besoldung und lebenslängliche Versorgung erhalten haben. Jeder Director kann im Durchschnitte jährlich sieben Cadetten anstellen. Hierin, in dieser Ämtervertheilung, bestehen die wichtigsten Befugnisse, die gewinnreichsten Erträgnisse der Actienbesitzer. Die Befähigung zum Dienste ist eine untergeordnete Rücksicht; die gute Versorgung der Angehörigen das Wesentlichste. Bei solch einer Ämtervertheilung leidet natürlich die indische Verwal-

tung, die indische Bevölkerung am meisten. Um den nächsten Mißständen zu begegnen, wurde die Schule zu Haileybury (1806) begründet, wo die Söhne der Actionäre inhaber, der Diener und Freunde der Compagnie für die bürgerliche Verwaltung erzogen werden. Zur Vorbildung für den Kriegsdienst sind die Schulen zu Woolwich und Addiscombe eingerichtet. 3—400 junge Männer finden im Durchschnitt jährlich in beiden Zweigen, im Militär- und Civilwesen, eine lebenslängliche Versorgung, wozu sie noch überdies auf Unkosten der indischen Bevölkerung ihre Erziehung erhalten.

Das Reformministerium Lord Grey's wußte wol, die Compagnie werde sich wenn auch mit Widerstreben, allen Wünschen des Landes fügen, sobald ihr nur das Patronat erhalten bliebe. Es wurden dem Vorsitzenden im Indischen Hause die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen die Regierung geneigt sei, den Freibrief zu erneuern. Alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen, bleiben auf; die Compagnie ist ferner blos eine politische Corporation; ihr bleibt jedoch die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen mit geringen Veränderungen erhalten. Der Einwand der Directoren, ihrer Freunde und Pensionäre, worunter auch Marquis Wellesley, das Capital und die Interessen der Gesellschaft würden durch die Freigebung des Handels, dessen Gewinnste bis jetzt die Dividende deckten, gefährdet, wurde leicht beseitigt. Das Einkommen Indiens, entgegnete der Vorsitzende im Controlamte, beträgt jährlich 22 Millionen Pfund Sterling und scheint sich immer zu vermehren; das Land ist unermeßlich groß und für jedes Erzeugniß geeignet; eine Menge Hülfsquellen liegen hier noch verborgen: die Bevölkerung ist mäßig, arbeitsam und, wie es scheint, auch den Verbesserungen zugänglich; das Schatzamt unsers östlichen Reichs wird sicherlich in gewöhnlichen Zeiten alle Ausgaben bestreiten können. Die Dividende von 10½ %, eine jährliche Summe von 650000 Pfund Sterling, wird jeder andern Leistung des indischen Schatzamtes vorausgehen; sie bleibt, bis zur Rückzahlung des Actiencapitals, auf den Grund und Boden Hindostans angewiesen. Und würde einst die Hansa aufhören, so sollen 100 Pfund Sterling der Actie mit 200 eingelöst werden. Zur Sicherheit der Actienbesitzer werde jetzt schon eine Summe von zwei Millionen bei den Commissaren der Staatsschuld hinterlegt, welche so lange die Interessen zum Capitale schlagen, bis die zweifache Summe des Actiencapitals, 12 Millionen Pfund Sterling beisammen seien. Dies wird aber erst 1885 der Fall sein, und so lange zahlt Indien, neben andern schweren Ausgaben, die hohe willkürlich angesetzte Dividende. Diese Anordnung ist mit ein Hauptgrund der Verarmung des Landes und der spätern Zerrüttung des indischen Finanzwesens.

Über die Änderungen in der Regierung und Verwaltung Indiens, welche das Interesse der Compagnie und der englischen Handelswelt, wofür jetzt hinlänglich gesorgt war, nicht unmittelbar berührten, konnte man leicht zu einem Verständniß kommen. Die Angelegenheiten, das Wohl und Wehe der vielen Millionen asiatischer Unterthanen dünkte wol Manchem eine Nebensache. Man hat Indien, wie bereits 1773, 1783, 1794 und 1813 geschehen war, so gut es angehen mochte, noch einmal auf 20 Jahre verpachtet. Eigenthümer und Pächter, Krone und Compagnie suchten gute Geschäfte zu machen und sich gegenseitig so viel als möglich zu übervortheilen. „Bis jetzt", erklärte die Versammlung der Directoren, „war es unsere Politik, Indien in vollständiger Abhängigkeit von Großbritannien zu erhalten. Wir suchten zu gleicher Zeit Beides zu erreichen, eine kräftige Regierung in jenem Lande und eine beständige, sorgfältige Oberaufsicht in der Heimat. Die einzelnen Statthalterschaften zu Madras und Bombay hatten eine Art Selbständigkeit; dem Oberstatthalter blieb jedoch so viel Macht, um ein gleichförmiges Regierungssystem zu erhalten. Alle diese Behörden standen wieder, durch ein ausdrückliches Gesetz, unter dem Hofe der Directoren und dem Controlamte. Der obersten Regierung zu Kalkutta war (1828) eigens anbefohlen, ohne Zustimmung des Hofs keine grundsätzliche Veränderung vorzunehmen, keine neuen Einrichtungen zu treffen und keine bedeu-

enden Ausgaben zu machen. Nur in außerordentlichen Fällen, wenn Gefahr im Verzuge stattfinden könnte, ist ihr ein selbständiges Handeln gestattet. Diese Einrichtung hat sich bewährt; sie möge ihrem Wesen nach beibehalten werden." Das Ministerium und die Compagnie verständigten sich, nach mehrfachen Unterhandlungen, und der veränderte erneuerte Freibrief ging schnell, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, durch die beiden Häuser. Das Parlament zeigte geringe Kenntniß und noch geringere Theilnahme: es waren gewöhnlich nur 80—90 Mitglieder bei den Verhandlungen gegenwärtig. Auf Wellington's Antrag wurde die im Entwurfe ausgesprochene Abschaffung der Sklaverei in allen Ländern Hindostans gestrichen. Es hieß jetzt blos, die Sklaverei möge gemildert und sobald als möglich ganz aufgehoben werden. „Lord William Bentinck", erklärte der Marquis von Lansdowne im Oberhause, „habe man es vorzüglich zu danken, daß Indien für seine verschiedenen Bedürfnisse und Lasten ausreiche; es habe all seine Beharrlichkeit dazu gehört, sein ganzer Muth, die zahlreichen Ersparnisse durchzuführen." Ein Antrag Buckingham's, des ehemaligen Herausgebers des „Calcutta Journal", im Hause der Gemeinen, die Erneuerung des Freibriefs zu vertagen, fand keine Unterstützung. Vergebens wurde bemerkt: es sei ganz ungeeignet, einer Actiengesellschaft die Regierung eines Reichs von 100 Millionen zu überlassen; es sei ungeeignet, die Eingeborenen Hindostans mit Steuern zu belasten, um die Dividenden, die vielen andern Foderungen und Bedürfnisse einer immer wechselnden Körperschaft in England zu bezahlen — an drei Millionen Pfund Sterling jährlich, welche niemals wieder nach Indien zurückkehren.

Die Regierung des angloindischen Reichs wurde nun der Compagnie auf noch 20 Jahre, bis zum 30. April 1854, verliehen. Mit diesem Jahre also geht all ihr sonderrechtlicher Handel, namentlich der chinesische, zu Ende; den indischen hatte sie schon bei der letzten Erneuerung ihres Freibriefs (1813) bereits verloren. Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung beruht jetzt in dem Oberstatthalter und seinen vier Räthen. Sie verfügen unter der Formel: Der Oberstatthalter von Indien im Rathe; die andern Präsidentschaften, aus einem Statthalter und drei Räthen bestehend, sind jenen untergeordnet. Die neueingerichtete vierte Präsidentschaft für die nordöstlichen Lande erhielt bald, um die Kosten zu mindern, blos einen Vicegouverneur, welcher zu Agra residirt. Die Besoldung des Oberstatthalters ist 240000, die eines Rathsherrn 96000, des Statthalters der andern Regierungen 120000, der Rathsherren 60000 Siccarupien (jede zu 2 Schilling 1 Penny gerechnet). Überdies erhält der Oberstatthalter 5000, jedes Mitglied des Raths 1200, die Statthalter 2500 Pfund Sterling für die Überfahrt. Der Oberstatthalter im Rathe kann die bestehenden Verordnungen aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deshalb heißen sie auch nicht mehr, wie in den letzten 40 Jahren (1793—1833), Verordnungen, sondern Acte oder Gesetze der obersten Regierung. In frühern Zeiten mußten die Verordnungen vom obersten königlichen Gerichtshof eingetragen werden; nur dann hatten sie Gesetzeskraft, nur dann wurden sie von allen Behörden anerkannt. Auch war eine Berufung nach England gestattet, und der König konnte jede Verfügung beseitigen. Alles dies hörte jetzt auf. Der Oberstatthalter im Rathe hat die gesetzgebende Gewalt.

Um Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. „Er solle allgemeine Gesetzbücher und eine vollständige Polizeiordnung, für Einheimische wie für Engländer, ausarbeiten und sie dann den Behörden zur Begutachtung vorlegen." Macaulay, der berühmte Geschichtschreiber, Amos, Cameron und andere tüchtige Männer wurden neben und nacheinander Mitglieder dieses Ausschusses und haben tüchtige Arbeiten zu Tage gefördert. Nach Verlauf einiger Jahre war bereits ein allgemeines Strafgesetzbuch vollendet; es wurde (1837) dem Drucke übergeben und den Rechtskundigen in Europa und Asien zur Begutachtung übersandt. Um Ordnung und Zusammenhang

in die Gesetzgebung zu bringen, hatte es die Commission vorgezogen ein ganz neues Gesetzbuch zu entwerfen. „Die einheimisch indischen Gesetze seien schon längst durch die fremden Eroberer, zum Theil ganz beseitigt, zum Theil wesentlich umgestaltet so namentlich bei dem Peinlichen Rechte, welches durch das muselmannische ersetzt worden sei und mittels der englischen Anordnungen mannichfache Umgestaltungen erfahren habe." Dieser Gesetzgebungsausschuß wurde jedoch vom Beginn bei dem Hofe der Directoren und den indischen Behörden ungern gesehen. Die Art selbständiger Stellung, welche er vermöge des Freibriefs einnahm, erregte Mißwollen und Eifersucht. Bald wußte man Mittel ausfindig zu machen, seinen Wirkungskreis zu beschränken und später, dem Wesen nach, ihn ganz zu beseitigen. Die Gesetzbücher des Ausschusses sind, obgleich sie der indischen Verhältnisse sehr kundige Männer empfahlen, noch nicht eingeführt worden.

Im neuen Freibrief ward weiter bestimmt, daß sich die Unterthanen Großbritanniens in gewissen Landstrichen ohne höhere Ermächtigung niederlassen und Ländereien erwerben können; in andern ist noch eine Erlaubniß nothwendig, die kann der Oberstatthalter im Rathe auch diese für geöffnet erklären. Nach einigen Jahren (1849) wurden, um die Einheimischen gegen Unbill von Seiten der neuen Insassen zu schützen, alle Engländer, mit Ausnahme derjenigen in den drei Hauptstädten, Kalkutta, Madras und Bombay, gleichwie die Eingeborenen unter die Gerichtshöfe der Ostindischen Compagnie gestellt. Vor 1813 waren die Engländer den indischen Gerichten gar nicht unterworfen; nach dem erneuerten Freibriefe dieses Jahres konnten sie in Indien blos bis zu 500 Rupien gestraft werden. Mit der freigegebenen Niederlassung war die Änderung des Gesetzes unumgänglich nothwendig geworden. Religiöses Bekenntniß, Farbe, Geburtsort und Abstammung, heißt es weiter, bedingen von nun an keinen Unterschied mehr in den staatlichen und bürgerlichen Rechten; alle Unterthanen Großbritanniens können, dem Worte nach, zu allen Ämtern und Stellen gelangen, und die Gerichtshöfe verheißen den Proselyten zu ihren bürgerlichen Gerechtsamen. Hierzu ergaben sich alsbald mehre Gelegenheiten. So mußte durch den Ausspruch des obersten Gerichtshofs zu Bombay (1851) die brahmanische Frau eines christlichen Hindu zu ihrem Gatten zurückkehren. „Das Gesetz von 1850", sagte der Richter Sir William Burton, „ist der Freibrief aller religiösen Bekenntnisse; der Religionswechsel darf von nun an keines Menschen Rechte vermindern. Wenn ein Christ Muselmann würde, er könnte sein Weib zwingen mit ihm zu leben, und wenn sie auch Christin bliebe. Nach dem Hindugesetz gehört das Weib nicht mehr ihrer Familie; sie ist ein Glied des Hauses ihres Mannes geworden. Und wo wäre auch eines Weibes Tugend sicherer als unter dem Schutze ihres Gemahls!"

Die der Compagnie seit 1650 angehörige Insel St.-Helena wurde in dem erneuerten Freibriefe an die Krone abgetreten. Alle Handlungen und Verfügungen des Hofs der Directoren, das Patronatwesen abgerechnet, stehen jetzt unter der Aufsicht des indischen Ministeriums oder Controlamts, und der Hof ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reichs, sowie die Acten des Oberstatthalters im Rath dem Parlamente vorzulegen. Diese Aufsicht des Parlaments wird wol bei der nächsten Erneuerung des Freibriefs noch erweitert werden. Dadurch allein wäre es möglich, den so häufigen Mißbräuchen der Amtsgewalt, den zahlreichen Unterschleifen und Betrügereien der Diener der Krone wie der Compagnie in Indien, zum Theil wenigstens, vorzubeugen. Eine gänzliche Übertragung des Reichs an die Krone ist schon deshalb nicht rathsam, weil ihre Macht dadurch zu sehr erweitert und leicht in eine Despotie umschlagen könnte. Man wird bei einer noch mehr erweiterten Aufsicht durch das Parlament auf die Erleichterung der Ausfuhr und der Communicationen eine noch größere Sorgfalt, als bis jetzt geschehen, verwenden. Verschiedene in den letzten Jahrzehnden sind Gegenstände zur Ausfuhr gekommen, woran früher Niemand dachte: Leinsamen, Rum, Taback, Linnen, Talg, Reis, Kaffee und Seide

wolle in großen Massen. Die Hochebenen im Dekkan, die Länder der Radschputen und die Provinz Delhi sowie die südlichen Alpenlandschaften des Himalaja sind für die Schafzucht trefflich geeignet. Hier gibt es für viele Millionen Schafe wohlfeile Weideplätze. Am wichtigsten bleibt immer die Gewinnung roher Baumwolle. Das Product soll der Art gepflegt werden, daß Indien, was auch leicht möglich ist, den Bedarf für den englischen Markt aufbringen könne. Im Jahre 1800 betrug die ganze Einfuhr in England 66 Millionen und 1850 nahe an 800 Millionen Pfund Sterling, wovon Indien bereits zwischen 70 — 80 Millionen liefert. Damit die Baumwolle hier so wohlfeil erzeugt werden könne wie in Amerika, ist jedoch eine Herabsetzung der Steuern nothwendig. Der Steuerdruck lastet gar schwer auf den armen indischen Bauern, die jammervolle Klagen erhoben: „Es wird uns blos die Haut gelassen. Indien muß nicht zum Vortheile eines fernen Volks ausgebeutet, sondern zu seinem eigenen Besten regiert werden.“ Dies sind freilich Foderungen und Wünsche, welche sich kaum mit einer fremden Herrschaft vertragen!

Indien erfreute sich am Ende der zwanziger und im Anfange der dreißiger Jahre einer dauernden Ruhe, wie wol niemals vorher im ganzen Verlaufe der Geschichte. Großbritannien hatte auf keiner Seite seiner Weltmacht die Waffen zu ergreifen. Allenthalben konnte man den Verbesserungen, im Mutterlande wie in den auswärtigen Besitzungen, ungetheilte Aufmerksamkeit widmen. Die Emancipation der Katholiken und die Reform des Wahlgesetzes in England traten gleichzeitig ein mit dem Verbote der Witwenverbrennung und der erweiterten Befugniß der Hindu und der Muselmänner zum Staatsdienste. Grey's Reformministerium in England und Bentinck's Reformregierung in Hindostan waren innig verwandte Erscheinungen in ihren Ursachen wie in ihren Wirkungen. In dieser vorschreitenden Weise regierte die einsichtsvolle Aristokratie Englands, während die andern Fürsten und Großen in den Jahrzehnden des Friedens nur an Mehrung der Herrschaft und Habe dachten.

Gleich nach seiner Ankunft zu Kalkutta (4. Juli 1828) setzte der Oberstatthalter zwei Commissionen nieder zur Untersuchung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten des angloindischen Reichs. Die schreienden Misbräuche im Heere wurden zuerst ins Auge gefaßt und schnell beseitigt. Die Feldzulage der Offiziere und Hauptleute war misbräuchlicherweise auch im Frieden erhalten worden. Sie ward nun (9. Nov. 1828) in den Garnisonen auf die Hälfte herabgesetzt — eine Maßregel, die gegen die Einsprache des Oberbefehlshabers Combermere und der andern Betheiligten im Heere in Kraft geblieben ist. Dessenungeachtet sind die Ausgaben für das Heer noch bedeutend genug. Ein europäisches Reiterregiment von 745 Mann kostet in Indien jährlich 72400, das einheimische blos 47900 Pfund Sterling. Für europäisches Fußvolk erheischt das Regiment von 1714 Mann die jährliche Ausgabe von 66300 Pfund Sterling; das einheimische kostet blos 25320. Die Überfahrt von Europa nach Asien ist hierbei nicht mitgerechnet. Nun schwanken die englischen Truppen gewöhnlich zwischen 30 — 32000 und die Sipahis zwischen 260 — 270000 Mann. Ein gleiches Loos traf die bürgerlichen Beamten. Ihre Besoldungen standen zum großen Theil in gar keinem Verhältniß zu den Dienstleistungen; sie trugen immer noch deutliche Spuren ihres Ursprungs, des kaufmännischen Gewinnstes und des Übermuths der Eroberer. Weshalb soll ich hier in Kalkutta, sprach ein Beamter zu Warren Hastings, mit 4000 zufrieden sein, wenn ich im Innern des Landes mit geringer Mühe einige Lakh Rupien, d. h. einige hunderttausend Gulden erwerben kann und dabei nichts auszugeben habe! Die Vorstände der beiden Regierungsmonopole, des Opiums und des Salzgeschäfts, waren besser bezahlt als der erste Minister Großbritanniens. Jeder erhielt, neben andern Bezügen, 7500 Pfund Sterling Besoldung. Überdies schämten sich die Herren ihres Amts. Sie gaben vor, daß sie hiervon gar nichts verständen, und klagten, wenn bei einem schwelgerischen, üppigen Leben in einem Jahre nur 100000 Rupien übrig blieben. Lord Bentinck hat, vermittelst mehrer Abzüge, die Gesammtbesoldung

der Verwaltungsbeamten von 97 Lakh 47000 Rupien auf 91 Lakh 13000 Rupien herabgebracht. Dessenungeachtet sind die 416 Beamten Bengalens immer noch die am besten bezahlten auf Erden. Es erhält ein Jeder vom Mitglied des Raths bis herab zum Schreiber im Durchschnitt jährlich 2200 Pfund Sterling. Zugleich erging der Befehl, daß auch über das Benehmen und die Amtsführung der bürgerlichen Diener, gleichwie beim Militär geschieht, von Zeit zu Zeit Bericht erstattet würde. Es hatten sich nämlich Mehre unerhörte Misbräuche zu Schulden kommen lassen. Ein Richter entschied die Gerichtsfälle nach der Länge: sein Spruch lautete immer zu Gunsten derjenigen Partei, welche die längste Schrift eingereicht hatte. Ein Jagdliebhaber nahm Kläger, Beklagte und den ganzen Gerichtshof mit in die Wildniß und fand hier das Recht in den Zwischenstunden, wo er auf das Gethier harrte. Ein Dritter schloß den Gerichtshof ganz und gar, und vergeudete die Zeit mit allerlei andern Dingen. Die Sparsamkeit und Sorgfalt Lord Bentinck's blieb hierbei nicht stehen, sie erstreckte sich über alle die weiten Gebiete des großen Reichs. In der Verwaltung der östlichen Niederlassungen, welche der Oberstatthalter bald nach dem Antritte seines Amts bereiste (1829), in dem Küstenlande Tenasserim und Arrakan, dann auf der malayischen Halbinsel, zu Pinang und Singapur wurden ebenfalls bedeutende Ersparungen eingeführt. Die besondere Regierung in Pinang ward aufgehoben, und sämmtliche Besitzungen der Halbinsel Malakka und im östlichen Archipelagus wurden unter die Präsidentschaft Bengalen gestellt. Alle indischen Zeitungen tadelten diese und andere Maßregeln zur Ersparniß und bessern Verwaltung des Landes in der schärfsten Sprache. Sie erklärten sich gegen den Druck, gegen die über die Beamten verhängte geheime Inquisition, wie man sich ausdrückte; sie nannten die neue Ordnung einen Bruch der englischen Verfassung, eine Schmälerung wohlerworbener Rechte. Bentinck hätte zu der Zeit, wo Indien noch der gesetzlichen Freiheit der Presse ermangelte, eine Beschränkung des Worts einführen und selbst die Ausgabe der Blätter verbieten können. Die Regierung zu Kalkutta war großherzig und einsichtsvoll genug, solche Mittel der Tyrannei zu verschmähen. Sie gestattete Jedem bei dieser wie in allen folgenden Gelegenheiten sein freies Urtheil; sie ließ sich aber durch das öffentliche Gerede der Selbstsucht und des Vorurtheils nicht beirren. Diese unter den schwierigen Umständen der siebenjährigen Verwaltung des Lords gestattete Freiheit der Presse setzte Bentinck's Nachfolger, Sir Charles Metcalfe, in den Stand, die Thatsache zum Gesetz zu erheben. Die Zeit beruhigte und belehrte. Man erkannte das Wohlthätige der neuen Anordnungen; sie sind mit unwesentlichen Änderungen bis auf den heutigen Tag erhalten worden.

Körperliche Züchtigung erniedrigt den Menschen zum Thier, das nur physische Leiden kennt und durch solche gezogen wird. Es ist eine bemerkenswerthe Erfahrung, daß, mit Ausnahme der mongolischen Race, die südlichen und östlichen Völker, ungeachtet der 1000jährigen Willkürherrschaft, sich durch körperliche Strafen mehr entwürdigt fühlen als die meisten Bewohner des Westens und Nordens. Der indische Soldat, der einmal die Peitsche erhalten, kann sich niemals von der Schmach erheben. Dienstesentlassung ist die nothwendige Folge. „Das ruhige und ordentliche Benehmen des einheimischen Heeres", erklärte bereits der Feldzeugmeister Indiens, Lord Combermere, in einem Armeebefehle vom 19. März 1827, „macht auch, mit höchst seltenen Ausnahmen, die Peitschenstrafe ganz überflüssig; künftig soll kein Sipahi einer körperlichen Züchtigung unterworfen werden, außer wegen Diebstahls, Plünderung und groben Ungehorsams. In diesen Fällen werden die Verbrecher überdies davongejagt. Man kann der körperlichen Strafen bei den einheimischen Truppen ganz entbehren." Auch Lord Bentinck huldigte dieser Ansicht. Ein Befehl erging (24. Febr. 1835), wonach der Sipahi künftig nur durch Dienstentlassung bestraft werden sollte. Zu gleicher Zeit wurde eine Erhöhung des Soldes, im Verhältniß zu den Dienstjahren, angeordnet. Die nachtheilige Herabsetzung der englischen Soldaten hinter den Sipahi ward wenig oder gar nicht beachtet. Aus

mochte Lord Bentinck glauben, das Parlament, welches die Abschaffung körperlicher Züchtigung immer noch für die militärische Ordnung und Disciplin gefährlich hält, werde ihm nachfolgen. Dies ist jedoch nicht geschehen. Die Anordnung erregte im Gegentheil, vorzüglich des letztern Umstands wegen, in der Heimat großes Mißfallen, und deshalb wurde sie, obgleich sie sich in Indien vortrefflich bewährt hatte, von dem Oberstatthalter Lord Hardinge (1847) wieder aufgehoben. Die Kriegsgerichte waren in Folge des Erlasses schnell auf ein Viertel herabgesunken; die guten Soldaten wurden noch sorgfältiger und die schlechten nahmen sich mehr zusammen. Letztere wußten, daß gewöhnliche Vergehen sie um ihren Lebensunterhalt brachten, und außerordentliche Verbrechen sie zu Kettenstrafe und harter Arbeit an Straßen und Brücken führte.

Jene Maßregel Lord Bentinck's verbreitete allgemeine Zufriedenheit unter den einheimischen Truppen, was um so wichtiger war, als diese Truppen die Grundlage des angloindischen Staats bilden. Die indischen Heere nämlich sind die einzigen, die vollständig aus freiwilliger Anwerbung hervorgehen; sie können also jeden Tag die Waffen niederlegen. Mit einem solchen Schritte würde aber das Reich in Trümmer zerfallen; denn die europäischen Truppen könnten höchstens einige Reste dieser ungeheuren Gebiete behaupten. Ein solches Zurückweichen vor dem Waffendienste ist indessen wenigstens in der nächsten Zeit nicht zu befürchten, schon der großen Anzahl indischer Familien wegen, welche von den Solderspariissen und den Pensionen der ausgedienten Krieger leben. Der gewöhnliche Sipahi erhält eine monatliche Löhnung von acht bis neun, und nach Verlauf der 16jährigen Dienstzeit eine monatliche Pension von vier bis fünf Gulden. Ein Hawaldar oder Sergeant erhält das Doppelte, und in ähnlichem Verhältniß steigt der Sold des Dschamadar und Subahdar, einheimische Namen für Lieutenant und Hauptmann. Der Orden des britischen Indiens zweiter Classe trägt täglich einen halben, der erster Classe einen ganzen Dollar. Um die Höhe dieses Soldes zu ermessen, muß man wissen, daß der beste Taglöhner Hindostans im Durchschnitte nur drei bis vier Gulden monatlich verdient. Die Pensionäre, für deren Stellung eine eigene Norm besteht, sind sehr zahlreich: sie belaufen sich gewöhnlich auf mehr als ein Viertel der activen Heeresmacht. Ein eigenes Gesetz bestimmt (1845), daß auf die Pensionen, welche im Durchschnitt 60000 Pfund Sterling jährlich betragen sollen, keine Schulden gemacht, und daß sie nicht verkauft werden können. Die Sicherheit der Beamten in ihren Stellen und ihrem Einkommen, die Aussicht auf Beförderung, die regelmäßige und reichliche Bezahlung: dies Alles entschädigt eine große Anzahl Hindu und Muselmänner für manche andere Verluste und Kränkungen und befreundet sie der fremden christlichen Herrschaft. Der Hof der Directoren hat überdies bei der Anwerbung der einheimischen Truppen, der allgemeinen Sicherheit wegen, ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Anzahl Mohammedaner und Hindu, dann Beider zusammen gegen die Europäer festgestellt. Wenigstens ein Siebentel der Armee, die Artillerie mitgerechnet ein Sechstel jeder Heeresabtheilung, muß aus Europäern bestehen. Muselmänner und Hindu sollen in gleicher Anzahl eingereiht sein, und zwischen beiden soll eine Art Nacheiferung unterhalten werden. In keinem Falle darf ein Soldrückstand eintreten. Sir John Malcolm hat während des Kriegs mit den Maharatten (1818—19) Geld zu 20 vom Hundert aufgenommen, um die Truppen befriedigen zu können. Lord Lake mißachtete (1805) diese Vorschrift, und eine Heeresabtheilung verweigerte alsbald den Gehorsam.

Die verschiedenen Schulen der christlichen Sendboten können sich in Indien unmöglich eines großen Erfolgs erfreuen. Hindu und Muselmänner wissen, daß das Lernen in diesen Schulen nur zum Mittel der Bekehrung dienen soll, und die Anstalten, auf welche so große Summen verwendet werden, bleiben daher zum Theil wenigstens unbenutzt. Die Staatsmänner im ostindischen Hause weisen ebenfalls alle mittelbaren oder unmittelbaren Bekehrungsversuche, soweit es an ihnen liegt,

entschieden zurück: sie wollen Indien nur beherrschen und zu ihrem Vortheile ausbeuten. Der unwissende Hindu und Muselmann ist ein gehorsamerer Unterthan als der mit europäischen Kenntnissen, mit europäischer Einsicht begabte Christ. Man widersetzte sich darum den Bemühungen der Menschenfreunde und frommen Christen, des Charles Grant und Wilberforce, sodaß diese bei der Erneuerung des Freibriefs im Jahre 1793 keine dem Unterrichtswesen und dem Christenthume günstigen Bedingungen durchsetzen konnten. Die von Wilberforce im Parlamente gestellten Anträge (14. Mai 1793) erlitten eine Verwerfung. Der tüchtige Mann war aber beharrlich. Die Anträge wurden in einem spätern Zeitraume wieder aufgenommen und zum Theil wenigstens durchgeführt. Der folgende Freibrief (21. Juli 1813) bestimmt, es müsse jährlich zum mindesten ein Lakh Rupien oder 100000 Gulden schweren Goldes für wissenschaftliche und Bildungsanstalten ausgegeben werden. Diese Summe könne nach Belieben zur Belohnung einheimischer Gelehrten dienen, dann auch zur Einführung und Verbesserung der europäischen Wissenschaften im anglo-indischen Reiche. In den drei letzten Jahrzehnden (1818 — 48) wurde im Durchschnitte das Sechs- oder Siebenfache verwendet. So im Jahre 1825: 66565 und im Jahre 1830: 44330 Pfund Sterling. Eine andere, ebenfalls auf Betrieb Wilberforce's aufgenommene Bestimmung ist die amtliche Vertretung des Christenthums in Indien. Zu Kalkutta wurde ein Bisthum der anglikanischen Kirche errichtet, und den schottischen Presbyterianern wurden zwei Kaplane gewährt. In dem letzten Freibriefe (1833) wurden auch zu Bombay und Madras (1835), später noch an andern Orten Bischöfe ernannt, dann Kalkutta zum Metropolitansitz, unter dem Erzbischof von Canterbury, erhoben, auch andere zahlreiche Corporationen geschaffen, welche auf Unkosten der armen Hindu und Muselmänner reichliche Besoldungen, anfänglich zu einem jährlichen Betrage von 120000 Gulden schweren Goldes gerechnet, erhalten. Vergebens hatte O'Connell verlangt, es *möchte in ähnlicher Weise, wie für die Presbyterianer, auch für die römischen Katholiken gesorgt* werden: „Es seien deren eine halbe Million in Indien, welche man jetzt, wie die irische Bevölkerung, zwinge, die hohen Besoldungen der anglikanischen Geistlichkeit zu zahlen." Der erste Bischof zu Kalkutta, Thomas Middleton, ein weltkluger, herrschsüchtiger Priester (er war am 28. Nov. 1814 in Indien gelandet) verbrachte einen großen Theil seiner Zeit mit Streitigkeiten gegen die presbyterianischen Kaplane, denen er die gleichen Rechte misgönnte. Er starb bereits am 8. Juli 1822, und auch mehre seiner Nachfolger auf dem bischöflichen und erzbischöflichen Stuhle, unter denen Reginald Heber durch Milde der Gesinnung, durch geistige Bildung und mannichfache Kenntnisse hervorragt, haben in wenigen Jahren ihren Tod gefunden. Diese anglikanisch-asiatische Hierarchie nebst den Sendboten verschiedener Kirchen und Sekten haben indessen keine der Früchte gefördert, welche Wilberforce und seine Genossen sich versprachen. „Das Christenthum", sagt ein scharfer Beobachter und selbst Missionar, der Franzose Dubois, „ist unter den Einheimischen Hindostans verachtet und nimmt ab mit raschen Schritten; in weniger als 50 Jahren werden von der halben Million Christen aller Bekenntnisse, die jetzt vorhanden sein mögen, nur wenige Reste bleiben." Namentlich aber wird dies geschehen, wenn, wie dies jetzt der Fall ist, den Bereuenden Erleichterungen geboten werden, und diese wieder in die angestammte Kaste zurücktreten können. Die alten Culturvölker sind überhaupt nicht zu bekehren. Die Gescheiten spotten der Geschichten, die in der Bibel enthalten sind; die Einsichtslosen haben genug an dem einheimischen Aberglauben. Der Widerwille gegen das Christenthum ist unter den höchsten Classen so stark, daß man ebenso gut auf die Bekehrung der Europäer zum Cultus des Siva und Wischnu rechnen könnte als auf die Bekehrung der Brahmanen zum Evangelium. Der Muselmann Sabat, welcher von Claudius Buchanan, von Henry Martyn und andern Verfechtern des Christenthums als Muster eines evangelischen Christen dargestellt wurde, dessen romantische Lügen sie unbedingt glaubten und zur Erbauung der Frommen nacherzählten, trat am Ende seines Lebens zum Koran zurück und schrieb

eine äußerst scharfe Schrift: „Beweise Sabat's von der Wahrheit des Islam und der Falschheit des Christenthums."

Lord Bentinck wollte mit gutem Grunde die Regierungsunterstützung für Unterricht und Bildung vorzüglich auf die Volksschulen und die physikalischen Wissenschaften verwenden. Beide galten ihm als die sichersten Mittel gegen Aberglauben und die tausenderlei Vorurtheile, wodurch die Menge umstrickt und niedergehalten wird. Der Oberstatthalter richtete zuerst sein Augenmerk auf die Arzneikunde; er fühlte, zu welchem Segen die Heranbildung tüchtiger Ärzte, in physischer wie geistiger Beziehung, dem Volke gereichen würde. Das leere Formelwesen, die Quacksalbereien und astrologischen Vorschriften der asiatischen Medicin sollten verschwinden und europäische Forschung, europäische Beobachtung an deren Stelle treten. Wer vermag aber auch nur annähernd die Schwierigkeiten zu ermessen, welche sich diesem Plane in Indien entgegenstemmten. Die Vorurtheile der Eingeborenen waren und sind anerkanntermaßen sehr stark; sie wurden aber absichtlich noch übertrieben und sogar als unüberwindlich dargestellt. Die Berührung eines Leichnams, und wenn es auch der des nächsten und theuersten Freundes wäre, hat zu jeder Zeit Verunreinigung zur Folge, welche durch Verrichtung vieler beschwerlicher Ceremonien abgewaschen werden muß. Nun erst die Berührung eines Leichnams aus den untern Kasten, oder gar eines Paria; schon der bloße Gedanke daran ist dem Hindu empörend. Waren nun die Vorurtheile der Eingeborenen in der That sehr groß, so waren die der gelehrten europäischen Orientalisten, wo möglich, noch größer, weil diese ihre Behauptungen mit Gründen unterstützen konnten. Es war ganz unmöglich, mit ihnen zu einem Verständniß zu kommen; denn die gelehrten Herren hatten ihre Meinung im voraus gefaßt. Die Überzeugung, daß die Schwierigkeiten nicht blos für den Augenblick unüberwindlich seien, sondern auch in aller Zukunft unbesiegbar bleiben werden, hatte sich aller Köpfe, welche nicht im Stande, von dem todten Buchstaben der indischen Überlieferung zu der ewig lebendigen Quelle der menschlichen Natur hinaufzusteigen, vollkommen bemächtigt. Europäische Naturkunde und Medicin in Indien einführen zu wollen, erklärten sie, sei ein wahnsinniges, unausführbares Beginnen. Bentinck ließ sich nicht irre machen. Das orientalisch-medicinische Collegium mit seinen Träumereien und Luftgebilden der indischen und arabischen Ärzte wurde aufgehoben, und an dessen Stelle erstand in jugendlicher Kraft die jetzige medicinische Schule, welche bereits die heilsamsten Früchte für Hindostan getragen hat und sicherlich immer noch mehr tragen wird. Mehre Brahmanen sind bereits nach Großbritannien gegangen, um hier Naturkunde und namentlich Medicin zu studiren. Die medicinische Schule Kalkuttas zur Bildung einheimischer Ärzte (1822) und die ähnliche Anstalt zu Bombay (1826) hatten früher bereits Manches zur Beseitigung der Vorurtheile beigetragen. Eine große Anzahl medicinischer und physikalischer Werke sind in die verschiedenen Sprachen und Mundarten Indiens übertragen worden, und anatomische Studien werden jetzt von den Hindu aller Kasten betrieben. An ihnen und durch den mündlichen Unterricht europäischer Lehrer sind bald mehre einheimische Doctoren soweit herangebildet worden, daß sie zu Militärärzten verwendet werden konnten. Dem Eifer der Eingeborenen, welche ohne Unterschied der Kaste und des Glaubens aufgenommen werden, ist durch Freitische und Geldbelohnungen nachgeholfen. Freisinnige edle Hindu, wie Devarkanath Tagor, haben zu diesem Endzwecke bedeutende Summen gegeben.

Ein anderes, viel wirksameres Mittel zur Verbindung des Morgen- und Abendlandes, zur Vermischung der verschiedenen Völker und Culturen ist die Dampfschiffahrt. Mountstuart Elphinstone suchte bereits während seiner Verwaltung in Bombay eine solche Verbindung zwischen Indien und Europa auf dem Wege um das Cap einzurichten. Das erste Dampfschiff, welches auf diesem Wege nach Indien kam, war die „Enterprice". Sie verließ Falmouth am 16. Aug. 1825, ging theils mit Segeln, theils mit Dampf, kam aber erst am 7. Dec. 1825 nach

Kalkutta. Das Fahrzeug wurde von der indischen Regierung angekauft und hat im Birmanischen Kriege sehr gute Dienste geleistet. Später wollte man die Straße durch den Persischen Meerbusen, dann den Euphrat aufwärts dampfen, um vermittelst einer Eisenbahn hinüber zur syrischen Küste zu gelangen. Dieser Plan wurde jedoch, der vielen Schwierigkeiten wegen, bald aufgegeben, und man wendete sich wieder zur alten, vor der Umschiffung Afrikas gewöhnlich befahrenen Handelsstraße. „Hugh Lindsay", der erste Dampfer von Bombay nach Sues, brauchte 32 Tage (20. März bis 22. April 1830) zu seiner Fahrt. Schnell lernte man die Straße besser kennen, fand, daß das Rothe Meer zu jeder Zeit schiffbar sei, und daß der Zwischenraum in wenigen Tagen zurückgelegt werden könne. Von Sues geht der Weg durch die Wüste nach Alexandria, wo seit 1834 andere Dampfschiffe bereit liegen, welche Personen und Güter über Malta nach Triest oder Marseille bringen. Die Dampfschiffahrt hat jetzt bereits die Dauer einer Reise von Indien nach Europa auf ein Drittel oder Viertel der Zeit vermindert; sie wird, wenn einst das Eisenbahnnetz zwischen Europa und Asien vollendet ist, bis auf wenige Tage herabsinken und mehr denn irgend eine andere Vorkehrung die östliche und westliche Menschheit verbinden. Auch die indischen Eisenbahnen sind bereits im Gange. Die zu dem Zweck errichtete Gesellschaft hat am 14. Aug. 1849 einen Vertrag mit der Compagnie geschlossen; die Linie von Kalkutta nach Allahabad und von hier weiter durch das Duab nach Delhi war bereits 1850 in Angriff genommen. Bevor aber noch die Hauptbahnen vollendet sind, wird Indien mit elektrischen Telegraphen überzogen sein. Der Arzt O'Schaugnessy hat bereits hierzu den Auftrag erhalten. Der Telegraph zwischen Kalkutta, Lahor, Bombay und Madras soll innerhalb dreier Jahre (1852 — 55) ausgeführt werden. Die Vortheile solcher Einrichtungen, namentlich im Falle Unruhen ausbrechen und im Kriege, sind unermeßlich. Nicht mindere Sorgfalt wird auf die Verbindung der brahmanischen Länder untereinander vermittelst der Straßen und Dampfschiffahrt im Binnenlande, auf den Flüssen und Strömen verwendet. Die Fahrt auf dem Ganges von Kalkutta nach Allahabad erheischt mit Segelschiffen drei Monate. Die Dampfer durchschneiden den Zwischenraum innerhalb 18 Tage; sie bringen schnell Truppen, Munition und allerlei andere Vorräthe von einem Orte zum andern. Auf den seichtern Flüssen gebraucht man eiserne Dampfer, so auf dem Indus, welcher durch Lord Bentinck (das erste mal seit den Zeiten Alexander's) ebenfalls der europäischen Schiffahrt eröffnet wurde.

Die Erfahrungen und Beobachtungen auf dem Indus, dessen Quelle immer noch unbekannt ist, und an seinen Uferlandschaften waren sehr erfreulich. Man fand von den verschiedenen Mündungen in das Weltmeer bis nach Mittenkot und selbst bis Atak allenthalben einen ohne besondere Schwierigkeiten fahrbaren Rinnsal. Nirgends war, selbst zur Zeit, wo der Strom am kleinsten ist, weniger als acht Fuß Wasser, an keinem Orte ein zu starker Fall oder ein gefährlicher Strudel. Die neuerworbene Kenntniß ward von den unternehmenden Kaufherren Hindostans schnell zu praktischen Vortheilen benutzt. Es dauerte kaum fünf Jahre, und schon gingen mehre Dampfschiffe auf dem Indus, welche in diese durch Despotismus und Unverstand vereinsamten Gegenden neues Leben bringen. Am 31. Oct. 1835 wehte die Flagge des ersten Dampfschiffs auf dem Strome, damals von den Engländern wegen seines gänzlichen Mangels an Verkehr „der Einsame" genannt. Diese und andere Vorkehrungen, um nach Mittelasien vorzudringen und dessen Handel an den Indus zu leiten, haben in Rußland große Aufmerksamkeit erregt und Gegenplane hervorgerufen. Auf der Halbinsel Mangyschlak, im Osten des Kaspischen Meeres, wurde die Festung Nowo-Petrowsk angelegt (1846), damit der Verkehr seinen „natürlichen Weg" einschlage, aus Afghanistan, aus den Fürstenthümern Mittelasiens und dem östlichen Persien nach Khiwa, von hier dann nach Nowo-Petrowsk über das Kaspische Meer nach Astrachan und der Wolga aufwärts nach Nischni-Nowgorod.

Während der Regierung des Lord William genoß die Presse thatsächlich einer vollkommenen Freiheit, und es blieb nichts zu wünschen übrig, als daß dieser Zu-

stand zum Gesetz erhoben würde. Dies ist auch, nach der Rückkehr des Lords während der Verwaltung Metcalfe's, durch die berühmte Acte des Oberstatthalters im Rathe (1835) geschehen. Alle frühern beschränkenden Verordnungen wurden aufgehoben. Drucker und Herausgeber haben blos die Verpflichtung, der betreffenden Behörde Anzeige zu machen; jedes Werk, jede Zeitschrift muß mit ihrem Namen und dem Druckorte, dem Namen des Druckers und Herausgebers versehen sein. Auf die Übertretung dieser Vorschrift steht im höchsten Falle die Buße von 5000 Rupien oder eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren. Seit dieser Zeit hat die periodische Presse in englischer Sprache, in den verschiedenen einheimischen Sprachen und Mundarten einen großen Aufschwung genommen. Man findet hier sogar Polyglotten-Journale, wie die „Indische Sonne", die in fünf verschiedenen Sprachen erschien: Persisch, Hindu, Englisch, Urdu und Bengali. Der Regierung und dem Lande sind keines der Übel erwachsen, welche man von der Freigebung der Presse verkündete. Nur die Bestrebungen der Missionare, die vergebens gegen die freisinnigen Tageblätter ankämpfen, mögen darunter leiden, und in viel größerm Grade noch das ganze von Priestern ausgehende, auf Verdummung und Herabwürdigung der Menschheit zielende brahmanisch-indische Gemeinwesen. Mitglieder der untern Kasten schreiben in Zeitungen und Flugschriften gegen die Sonderrechte und Anmaßungen der „zwei mal Geborenen", welche die Selbstsucht unter den Altar flüchten läßt, um diese damit zu sichern und zu heiligen. Das angloindische Reich kam durch auswärtige Umtriebe und einheimische Verschwörungen, durch die Kriege in Afghanistan und mit den Sikh in die peinlichste, gefährlichste Lage. Die freie Presse hat jedoch die Verlegenheiten der Machthaber in dieser Beziehung nicht vermehrt: sie stand ihnen im Gegentheile rathend, helfend und warnend zur Seite. Man pflegt in England, wol nicht ohne politische Absicht, eine düstere Schilderung der indischen Presse zu entwerfen: sie gefalle sich in niedrigen Ausfällen, ihre Herausgeber seien verrufene Leute. Dies ist aber keineswegs, wenigstens nicht im Allgemeinen der Fall. Das englisch lesende Publicum in Indien besteht aus wohlerzogenen gebildeten Männern und Frauen, aus Angloindiern und einer kleinen Anzahl Muselmännern und Hindu. Die indische Presse schreibt nicht für niedere Classen, die sie anlocken, die sie befriedigen müßte. Die Vorwürfe der Gemeinheit treffen wol in eben dem Grade die englische Presse der Heimat. Die großen Blätter sind zwar gewöhnlich frei davon, dagegen gibt es eine Anzahl kleiner, von den gebildeten Classen wenig beachteter Zeitungen in Großbritannien, die sich durchgängig in Unflat, Verleumdungen und Lügen gefallen. Dies Alles und vieles Andere wurde bei der glänzenden Jahresfeier des Preßgesetzes zu Kalkutta, der Metcalfe noch beiwohnte, besprochen. Es war das erhabenste, freisinnigste Fest, welches jemals in „der Stadt der Paläste" gegeben wurde. Alle edeln für die sittliche Erhebung der indischen Völkerschaften wirkenden Männer, Einheimische und Engländer, hatten sich eingefunden, und auch der edeln Todten, wie Rammohun Roy, gedachte man in erhebender, rührender Weise. Das Lob der freien Presse, das Lob Metcalfe's erscholl von allen Seiten.

Die kurze Verwaltung Metcalfe's glänzt auch noch durch ein anderes, wenn auch minder folgenreiches Gesetz. Bis zu der Zeit ermangelte Indien, was freilich auffallend genug, einer allgemeinen, gesetzlich anerkannten Münze. Metcalfe bestimmte den normalen Münzfuß in Gold, Silber und Kupfer für sämmtliche drei Präsidentschaften. Die Rupien, Mohur und Peice haben auf der rechten Seite den Kopf der regierenden Majestät von Großbritannien, auf der linken den Namen der Münze in englischer und persischer Sprache mit den Worten: East-India Company. Man ließ Wilhelm IV. auch nach der Thronbesteigung der Königin Victoria auf den Münzen, aus Furcht, das Bild einer regierenden Frau würde zu sehr gegen die Vorurtheile der Bevölkerung verstoßen. Viele andere Verbesserungen waren vorbereitet; sie wurden nicht ausgeführt. Die Jahre der Ruhe und der Reformen gingen rasch zu Ende. Die Behörden mußten ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre Hülfsquellen nach außen richten.

Diese unaufhörlichen Kriegsläufe, während der folgenden beiden Regierungen der Lords Auckland und Ellenborough, hinderten alle durchgreifenden Reformen. Man begnügte sich mit der Ausführung einzelner Anordnungen des neuen Freibriefs und mit der Abschaffung gewisser Misstände, namentlich derjenigen, welche aus dem Übertragen englischer Gesetze auf östliche Völker und Zustände hervorgingen. Die frühern Nachtheile der Geburt und des Glaubens sind aufgehoben. Es kann Jeder gewisse niedere Richterstellen bekleiden; die höhern unterliegen dem Patronat des Indischen Hauses. Die Binnenzölle wurden nach und nach abgeschafft, endlich auch (1844) in der Präsidentschaft Madras, wo gewöhnlich alle Neuerungen später Eingang finden. Der Ankauf von Grund und Boden ward jedem Engländer gestattet. Dieser Erlaß, so freisinnig und fördernd er scheint, hat der Cultur Indiens nur wenig geholfen. Der Bauern bedarf Hindostan nicht; auch werden des Klima wegen niemals europäische Ackerleute in Masse dorthin ziehen. Die wichtigsten Einwanderer wären Mechaniker mancherlei Art, Ingenieure, Landmesser, Baumeister, dann wissenschaftliche Männer und Kundige des europäischen Fabrikwesens. Diesen Allen steht aber ebenfalls das Patronat entgegen. Es ist der indischen Verwaltung ausdrücklich verboten, kenntnißreiche Leute dieser Art, welche nicht in irgend einem Dienstverhältniß zur Compagnie stehen, für die öffentlichen Arbeiten zu verwenden. Diese gemeine Selbstsucht trägt vorzüglich die Schuld der geringen Fortschritte im bürgerlichen und gewerblichen Gemeinwesen.

Über die Eidesleistung der mannichfachen Religionsgenossen galten auch in Indien zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten. Man vereinigte sich endlich dahin, der Hindu solle bei dem Wasser des Ganges und der Muselmann beim Koran schwören. Den Gläubigen beider Art war aber diese Weise sehr misfällig. Der Eid wurde nun (1840) ganz abgeschafft und an dessen Stelle eine Versicherung eingeführt in folgender deistischer Formel: Ich erkläre feierlich in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß Das, was ich jetzt sage, Wahrheit ist, die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit. Zu gleicher Zeit wurde auch die Wallfahrtabgabe, die den englischen Frommen seit langer Zeit anstößig war, namentlich zu Dschagannath (Dschagarnat oder Juggurnaut) in der heiligen Stadt Puri im Lande Orissa, aufgehoben und jede Verbindung der Regierung mit dem Brahmanenthum beseitigt. Die Abgabe der Pilger zum Tempel Dschagannath's, d. h. des Herrn der Welt, schrieb sich von den Muselmännern her, welche gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts Orissa eroberten. Die nachfolgenden Gebieter, Maharatten und Engländer, ließen die Pilgersteuer bestehen. Nur ein kleiner Theil wurde auf die Erhaltung der heiligen Gebäude und für die religiösen Festlichkeiten verwendet; es mochte jährlich ein Lakh Rupien als reiner Gewinn in die indische Staatskasse fließen. Die Aufhebung aller Abgaben dieser Art zu Gaya, Allahabad und Dschagannath war bereits zu den Zeiten Lord Bentinck's angeregt; nur fiscalische Vortheile haben die Ausführung des Vorhabens auf einige Jahre verschoben. Die englische Regierung hat sich seit der Zeit verpflichtet, jährlich eine Summe von ungefähr 24000 Rupien zur Erhaltung des Tempels beizusteuern: eine geringe Entschädigung für die vielen reichen Tempelgüter, welche die Briten eingezogen haben. Bald hielt es aber die christliche Regierung überhaupt für Sünde, heidnische Greuel zu unterstützen; sie hat die Tempelgüter behalten und (1851) jeden Beitrag verweigert, worüber die gläubigen Hindu mit gutem Grunde Klage führen.

Wilberforce und seine Genossen verfolgten sicherlich ein edles, menschenfreundliches Ziel. Ihre Schuld ist es nicht, daß die englischen Staatsmänner und Speculanten die Aufhebung der Sklaverei zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten suchten. An die Stelle öffentlich erkaufter Sklaven traten scheinbar freiwillig Angeworbene; an die Stelle der Neger kamen andere Barbaren oder Halbbarbaren. Der geringe Tagelohn und die Arbeitsfähigkeit der niedern Hinduclassen waren ganz geeignet zum Ersatz der Negerarbeit. Sie wurden nicht selten unter eiteln Versprechungen bewogen, nach Mauritius, nach Jamaica und dem Britisch-Guiana über-

zuflehen, wo sie in der That als Sklaven behandelt und mißhandelt wurden. Die armen Leute erhoben bittere Klagen, und die neue Weise des Sklavenhandels ist endlich in der Presse wie im Parlamente mehrmals zur Sprache gekommen. Die Regierung sah sich dadurch veranlaßt, alle Verträge, um indische Arbeiter nach andern Ländern zu ziehen, für ungesetzlich zu erklären. Einige Jahre später (1842—44) ward die Auswanderung wieder gestattet, mit Vorkehrungen gegen Misbräuche, welche jedoch nur selten ihren Zweck erreichen. Ein anderes Gesetz (1843) zielt, wenn auch in mittelbarer Weise, auf Abschaffung der Sklaverei in allen Ländern Hindostans. Sklaven, die am Grund und Boden haften, mit diesem verkauft oder vertauscht werden können, sind in den alten Zeiten des Brahmanenthums nicht vorhanden. Solche finden sich jetzt nur in einigen Gegenden des Südens, in wenigen Gauen Bengalens Bihars und in den südöstlichen Gebirgen Gudscherats, und zwar in sehr geringer Zahl. Familienhörige, im Hause des Herrn Geborene oder als Kinder Erkaufte, sind über ganz Indien verbreitet und werden gewöhnlich sehr mild behandelt. Man wagt es nicht, dieses ganze Institut mit einem Schlage aufzuheben. Die Gerichte sollen blos, so bestimmt das Gesetz, alle auf Sklaverei bezüglichen Anliegen und Händel der Herren zurückweisen; dem Sklaven hingegen müsse jeder Schutz geleistet werden. Diese wichtige Maßregel wurde von Auckland vorbereitet, und diesem gebührt das ganze Verdienst. Lord Ellenborough war blos zufällig Oberstatthalter zur Zeit ihrer Ausführung; er that nichts, nichts in irgend einer Beziehung, für die Reform. Die Besserung der Finanzen während seiner Verwaltung hat man nicht ihm, sondern den äußern Umständen zu verdanken. Um den Klagen zu begegnen, daß höhere Richter nicht selten untergeordneten Einheimischen ihre Geschäfte anvertrauen, hat man die Richter verpflichtet (1845), die Gründe der Urtheile in ihrer Muttersprache auszuführen. Beide, die Urtheile und die Gründe, wurden dann von Zeit zu Zeit dem Drucke übergeben — ein erfolgreiches Mittel zur Verbreitung der Rechtskenntniß wie zur Controle des Richters. Bereits sind 4000 Fälle mit den Entscheidungsgründen bekannt gemacht, von dem rechtskundigen William Morley gesammelt und mit Erläuterungen versehen worden. Zu gleicher Zeit wurde, um die mit Geschäften überladenen Beamten zu erleichtern, namentlich den bei der Polizei und den peinlichen Gerichtshöfen Angestellten eine Anzahl theils englischer, theils einheimischer Stellvertreter beigegeben, welche nicht in den regelmäßigen Dienst eingereiht sind, einen viel geringern Sold und keine Pension erhalten. Es sind dies die auf Ruf und Widerruf Angestellten (uncovenanted servant), deren im ganzen angloindischen Reiche an 2000 gerechnet werden, während die Beamten im regelmäßigen Dienste (covenanted service) kaum über die Zahl von 800 reichen.

Afghanistan und Sindh.

Die verschiedenen Völker, welche in Hindostan Eroberungen machten und große Reiche daselbst gründeten, suchten, durch die Naturverhältnisse dieser Länder getrieben, der Zugänge zum indischen Lande, der Gebirgsgegenden Afghanistans Meister zu werden. Sie haben während des Laufs vieler Jahrhunderte ihre ganze Macht aufgeboten, um sich in Kabul und Kandahar zu behaupten, Plätze, welche, wie der einsichtsvolle, kenntnißreiche Minister und Freund Akber's sagt, seit den ältesten Zeiten für die Thore Hindostans galten. Der erste dieser Plätze gestattet den Eingang von Turan, der andere den Eingang von Iran. Sind diese beiden Thore gut bewacht, so ist Indien sicher gegen die Einfälle der Fremden. Auch die Engländer werden, auch sie müssen, obgleich mit Widerstreben, dieser Plätze sich bemächtigen, wenn sie ihres östlichen Reichs, wenn sie der Herrschaft über das Pendschab und den Indus sicher sein wollen. Sie werden am Ende wol gar ihre westliche Vertheidigungslinie in die Gebirgsgegend zwischen Kabul und Herat, und wahrscheinlich nach Herat selbst vorrücken, bis zur Salzwüste, welche Khorasan trennt von den fruchtbaren Auen Iraks. Nur dadurch können die Völker Hindostans bewogen werden, an die Dauer der britischen Herrschaft zu glauben. Afghanistan allein ist die

verwundbare Seite für die Beherrscher der Meere, und die Unterjochung dieses Landes, wovon ihnen wiederholt so großes Unglück kam, wird den Hindu immer eine frohe Botschaft sein. Der Zug der Engländer gegen Afghanistan ist demnach nicht, wie man thörichterweise oder aus Parteizwecken behauptet, ein unverzeihlicher politischer Fehler gewesen: was geschehen ist, hätte früher oder später doch erfolgen müssen. Nur die Art und Weise, wie man dabei verfuhr, die Streitigkeiten, die Selbstsucht und Schlaffheit der Beamten und Generale, dann der Mangel an Einsicht bei der Ordnung der Verhältnisse, die Unkunde, welche aus der Regierung des eroberten Landes hervorleuchtet, kann und muß mit vollem Rechte unser Erstaunen, unsere Entrüstung erregen. Afghanistan muß früher oder später nochmals erobert werden.

Die Herrschaft über den Indus und die eröffnete Handelsstraße auf dem Strome lenkte die Aufmerksamkeit der indischen Regierung in verstärktem Grade auf die Fürstenthümer innerhalb des Flußgebiets und nach den Gegenden Mittelasiens, mit welchen man vermittelst des neuen Wegs Verbindungen anzuknüpfen oder die vorhandenen zu befestigen wünschte. Auch jetzt ist wieder, wie im ganzen Verlaufe der europäischen Colonialgeschichte, blos vom Handel und bürgerlichen Verkehr die Rede; man weiß aber seit Jahrhunderten, was diese Worte bedeuten. Wenn die Fürsten und Völkerschaften des Ostens sich nicht unter der schmeichelnden Benennung von Handelsfreunden gewinnen lassen, dann werden sie durch Drohungen oder Waffengewalt zum unbedingten Gehorsam gezwungen. So in den Zeiten der Vergangenheit und so heutzutage.

Aus den nordwestlichen Länderstrichen drang in den frühern Jahrhunderten der Islam nach dem Stromgebiete des Indus und jenseit desselben. Erschlaffte diese Macht der indischen Muselmänner, so ward sie immer wieder durch neue Krieger aus Afghanistan, Khorasan und den großen Ebenen jenseit des Oxus aufgefrischt. Turkman und Patan waren für Hindostan, was Germanen und Sarmaten für das sinkende Rom. Deshalb blickt der indische Muselmann heutzutage *noch zu jenen* Ländern mit Ehrfurcht und Hoffnung empor; ihm war auch der Zug der Briten gegen Afghanistan vorzüglich verhaßt. Mit Freuden vernahmen die Moslim in allen Gegenden der Erde, vorzüglich aber in Hindostan, die Botschaften von den Siegen ihrer Glaubensgenossen und der Vernichtung der Engländer; ja in vielen Marken des Landes träumten sie bereits von der Erlösung aus dem Joche der Franken und trafen allerlei Vorbereitungen, die auf solch ein erwünschtes Ereigniß hindeuteten. In den muselmannisch-indischen Zeitungen, die sich (was niemals vorher in einem vor kurzem mit dem Schwerte erworbenen Lande der Fall war) vollkommener Preßfreiheit erfreuen, wurden die abenteuerlichsten Sagen und sogar Ermahnungen zum Aufstande verbreitet. Bald ward den Gläubigen erzählt, 400000 Afghanen ständen bereit, um unter der grünen Fahne des Propheten die Feinde des Islam zu bekriegen und aus Indien zu jagen. Bald hieß es, der Schahinschah von Iran werde nächstens von Herat aus über Kandahar mit seinen unermeßlichen Scharen den Osten überschwemmen und die Franken in den finstern Ocean, woher sie kamen, zurücktreiben. Die muselmännischen Sipahis wurden in feuriger Rede aufgefodert, an den Tagen der Entscheidung zu vergessen, daß sie das Salz der Compagnie aßen, und sich den glorreichern Kämpfern für den Islam anzureihen. Am entschiedensten traten wieder die Rohillas hervor, welche den Engländern mit gutem Grunde den innigsten, bittersten Haß geschworen haben. Die Fremdherrschaft, so ward laut in dem Gebirgslande verkündet, sei jetzt zu Ende; mehre Bezirke verweigerten schon die Abgaben, aus Furcht, sie könnten später gezwungen sein, der neuen Regierung sie nochmals zu entrichten. In Dekkan und Sindh lagen aber die Brennpunkte aller dieser muselmannischen Umtriebe. Der Nisam von Haiderabad hatte über 15000 Muselmänner, Afghanen, Rohillas, Araber aus Maskat und Wahabiten aus Arabien in seinen Diensten, deren Sendboten nach Madras gingen, um die Sipahis zum Abfalle zu verleiten. Der Bruder des Nisam bekannte sich zu diesen islamitischen Reformirten und warb ämsig gegen die Engländer. Am weitesten, von den andern

Verschworenen hierzu unterstützt, ging jedoch der Nabob von Karnol: er rüstete bereits in wahrhaft großem Maßstabe zum Kriege. Die Nachsicht von Seiten der Engländer war jetzt zu Ende; man mußte eingreifen. Der Bruder des Nisam ward verhaftet und eingesperrt. Der Nabob aber verlor die Landeshoheit, und die meuterischen Araber wurden mit Waffengewalt zu Boden geschlagen. Die Emire von Sindh überwachten mit lauernder Aufmerksamkeit alle Bewegungen der Briten in Afghanistan, die Niederlage der Ungläubigen herbeisehnend, um sich in Masse zu erheben und alle den Muselmännern zugefügte Unbill furchtbar zu rächen. Die britische Regierung wußte, daß wiederholt Boten nach Multan und Lahor gingen, um die Sikh zu einem Bündnisse mit den Fürsten des Islam zu vermögen. Gegen die Mitte des Jahres 1842 schienen diese Plane soweit gereift, daß man nächstens einen Ausbruch erwartete. Die Häuptlinge hatten überdies Schreiben aus Afghanistan erhalten, welche die frühern Lehnsverhältnisse ins Gedächtniß riefen und sie ermunterten, das Schwert zu ziehen. Neue Boten, mit kostbaren Geschenken beladen, standen bereit, um von Cheirpur aus nach Lahor zu gehen. Für leichtgläubige Ohren ward die Sage verbreitet, die Engländer hätten jetzt in Kandahar ähnliches Unglück getroffen wie früher zu Kabul und Ghasnah. Nasir-Khan, immer in der Vorreihe gegen die Ungläubigen, untersagte den Unterthanen bei Strafe der Einziehung ihrer Habe, den Briten Lebensmittel zu verkaufen. Er ließ die englischen Boote auf dem Indus anhalten und zwang sie, die Waaren zu verzollen. Die Misstimmung wuchs schnell der Art, daß man eine allgemeine Erhebung am untern Indus erwarten mußte.

Die Behörden zu Bombay beschlossen nun, ohne den Befehl des Oberstatthalters abzuwarten, alsbald ein europäisches Regiment (2. Sept. 1842) nach Karatschi zu entsenden. Die Maßregel ward nicht blos bestätigt, sondern Lord Ellenborough befahl dem General Sir Charles Napier, die Fürsten von Sindh, wären sie schuldig befunden, der Art zu züchtigen, daß sie zum Schrecken dienen sollten für alle andern geheimen und offenkundigen Feinde Großbritanniens. Die Eroberung des Landes ward beschlossen. Sindh war einem Heerführer übergeben, der, abhold den feinen Wendungen und geheimen Gängen der Diplomatie, die Entscheidung schnell herbeiführen und sich mit neuem Lorber schmücken wollte. Es mochte den Emiren, an die windigen Redensarten des persischen Briefstils gewöhnt, wunderlich und schrecklich zu Muthe gewesen sein, als ihnen die kurzen entschiedenen Schreiben des tapfern Kriegers zu Gesichte kamen, worin über ihren Treubruch Klage geführt und hinzugefügt wird: „Die Fürsten müssen auf der Stelle den Beschwerden der britischen Beamten und Kaufleute abhelfen; ein Bruch mit England sei sonst unvermeidlich. Der Oberstatthalter verlange überdies die Abtretung zweier Provinzen, um hiermit die Verdienste des Khan von Bhawalpur, des treuen Verbündeten der Briten, zu belohnen.“ Daß aber diese Foderungen alle blos Schein waren, um einen Bruch herbeizuführen, erhellt aus dem umfassenden Berichte des britischen Feldherrn an die indische Regierung. „Nicht meine Aufgabe ist es“, schreibt der General, „zu untersuchen, wie wir dazu kamen, Sindh zu besetzen; wir stehen hier durch das Recht der Verträge, die ich ungeschmälert aufrecht erhalten will. Nur pedantische Eiferer für eingebildete Rechte sind es, welche behaupten, man verfahre unbillig, sobald man Jemand vom Bösen zurückhalte; nur Solche können es hart finden, wenn wir auf die Erfüllung der Verträge bestehen. Endzweck der Verträge ist augenscheinlich, die Barbarei abzuschaffen, die geselligen Zustände zu verbessern und die Fürsten zu zwingen, so zu regieren, wie ehrenwerthe und civilisirte Regenten aus eigenem Antriebe handeln würden. Dies führt uns, stehen wir auch jetzt davon ab, am Ende doch zur Eroberung des Landes. Denn wie könnte sich wol auf die Länge in unserer Nähe eine Regierung behaupten, den Interessen der Engländer und ihres eigenen Volks in gleicher Weise entgegenhandelnd! Deshalb ist es besser, den Schlag gleich zu führen, was wir auch mit aller Ehrlichkeit thun können; die Fürsten haben in mannichfacher Weise die bestehenden Verträge gebrochen. Die Talpur haben aus

Habsucht den Frieden vernichtet; sie werden gezüchtigt, und von Rechts wegen gezüchtigt. Fragt man einen civilisirten Menschen: Wären Sie Gebieter von Sindh, was würden Sie thun? Ich würde, so müßte die Antwort lauten, die Abgaben auf den Flüssen abschaffen, Karatschi zu einem Freihafen erklären, Schikarpur vor Räubern schützen, in Sakkar am Indus einen Jahrmarkt errichten, den Fluß durch Dampfschiffe befahren und längs seiner Ufer einen Leinpfad herstellen lassen. Diese barbarischen Fürsten wollen aber von dem Allem nichts wissen; so treffe sie denn die Strafe ihrer eigenen Barbarei." Von ähnlichen Ideen des allgemeinen Wohls, mit welchen in jedem europäischen Staate, Großbritannien selbst nicht ausgenommen, eine Empörung beschönigt werden könnte: daß nämlich selbstsüchtige Willkür, Unverstand und sogenannte aus Rechtsverletzung hervorgegangenen Rechte vernichtet und die Normen der Civilisation zur Richtschnur erhoben werden müssen, ward auch Lord Ellenborough geleitet. Beide Männer waren jeder Schlichtung der obschwebenden Zwistigkeiten im Herzen entgegen. „Mein Endziel ist", schreibt der Oberstatthalter, „die gänzliche Befreiung des Binnenhandels in den Gebieten zwischen dem Indus, dem Hindokusch und dem Meere den großen Wohlthaten hinzuzufügen, deren sich bereits 140 Millionen Menschen erfreuen; es müssen die vielen kleinen Staaten aufhören und ihre Länder zu größern Massen vereinigt werden. Wenn dies geschehen, dann erst wird die Bevölkerung Hindostans aller der Vortheile theilhaftig werden, welche ein großer civilisirter Staat seinen Unterthanen gewähren kann und gewähren soll."

Die Unterhandlungen verzögerten sich ein halbes Jahr; sie konnten, da es keinem Theile Ernst war, in keinem Falle friedlich enden. Die Emire unterwarfen sich zwar (13. Febr. 1843), erklärten aber zu gleicher Zeit, sie könnten für das Thun und Treiben ihrer Balutschen, die geschworen hätten, die Macht und das Ansehen ihrer Gebieter aufrecht zu erhalten, nicht einstehen. Wenn dem so wäre, ward erwidert, so zeigten sie ihre Unfähigkeit zur Regierung und Erhaltung der Ruhe im Lande, woran den Briten Alles läge. Die Talpur sahen ein, daß sie unrettbar verloren waren, und entschlossen sich, wenigstens mit Ehren zu Grunde zu gehen. Sie unterzeichneten zum Scheine die aufgedrungenen Bedingnisse, sannen aber in demselben Augenblicke auf die Vernichtung der unerbittlichen Feinde. Der Resident, Major Outram, und seine Begleitung liefen Gefahr, als sie sich vom Hofe nach Hause begaben, ermordet zu werden. Am folgenden Tage (15. Febr. 1843) ward sogar die Wohnung des tapfern Geschäftsträgers zu Haiderabad durch zahlreiche Balutschenhaufen angegriffen, dabei eine Zeit lang von einer kleinen Truppe Engländer vertheidigt. Die erwartete Verstärkung erschien nicht. Man mußte sich auf die bewaffneten Fahrzeuge im Flusse zurückziehen und unter dem Feuer des Feindes, das jedoch wenig Schaden anrichtete, aufwärts fahren, dem britischen Lager entgegen. Das war eine frohe Botschaft für den kampflustigen Sir Charles. Mit 2800 Mann aller Waffengattungen und 12 Kanonen zog der kühne General 22000 wüthenden Balutschen entgegen, an deren Spitze sämmtliche Talpur standen, entschlossen bis zum letzten Lebenshauch zu kämpfen für Religion, Freiheit und Vaterland. Die Emire führten 15 Kanonen, und waren in einer äußerst vortheilhaften, auf beiden Seiten von dichten Wäldern gedeckten Stellung. Eine furchtbare Schlacht ward bei Miani (17. Febr. 1843) geschlagen. Man kämpfte Mann gegen Mann, und mancher Brite hat mehre Feinde im Zweikampfe niedergeworfen. Der Muth, die Ordnung und die bessern Waffen der wenigen Angloindier warfen in einigen Stunden die zahlreichen, bis zum Wahnsinne tapfern Rotten, wovon über 5000 auf dem Platze blieben. Bei Miani war es wieder, wie nicht selten in der angloindischen Kriegsgeschichte, nahe daran, daß der Mangel an europäischen Hauptleuten den Verlust der Schlacht herbeigeführt hätte. Die Sipahis schlagen sich zwar mit großer Tapferkeit; sie wollen aber angeführt sein. Sind ihre englischen Offiziere gefallen, so weichen sie zurück, treten aber im Augenblicke wieder zusammen, sobald frische Hauptleute an ihre Spitze gelangen. Sechs der Theilfürsten des Ober- und Unter-

Sindh überlieferten sich jetzt den Händen des Siegers; sie wurden nach Bombay gebracht und als Staatsgefangene behandelt. „Nur am Jüngsten Gericht", erklären die Fürsten, „wo die Allmacht selbst als Richterin erscheint, gäbe es Gerechtigkeit für die Eingeborenen Hindostans." Schir Muhammed, Herr zu Mirpur, entrann, sammelte nochmals einige zersprengte Haufen, ward (März und Juni 1843) wiederholt geschlagen und flüchtete zu den räuberischen Stämmen innerhalb der Soleimangebirge. Die flachen Uferlandschaften des Indus sind für den kleinen Krieg nicht so geeignet wie die Gebirge und Engpässe Afghanistans; auch finden die Balutschen bei der einheimischen, ihnen durch langen Druck entfremdeten Bevölkerung keinen Beistand. Sie müssen deshalb, sind sie aus dem Felde geschlagen, nach den heimatlichen Wüsten und Bergen entfliehen.

Lord Ellenborough versprach den vermehrten Länderbesitz für die Freiheit und Ausdehnung des Handels, für die Wohlfahrt und Ruhe der neuen britischen Unterthanen zu verwenden — und der Statthalter hielt sein Wort. Die Sklaverei ward aufgehoben, und andere Anordnungen wurden getroffen zur Erleichterung der Jahrhunderte lang geplagten und durch grausame Strafen verwilderten Sindhier. Die Masse des Volks ist, gleichwie in Indien, über den Wechsel der Herrschaft erfreut, oder könnte wenigstens, wenn Vorurtheile und Aberglaube den gesunden Verstand nicht gefesselt hielten, darüber erfreut sein. Nur der Adel, die Häuptlinge und Söldlinge, welche von dem Raube der arbeitenden Classen, der Ackersleute und Kaufleute lebten, werden den Tag verfluchen, an welchem die Engländer die Fahne der Freiheit und bürgerlichen Ordnung in den Ebenen Sindhs aufgepflanzt haben. An diesen schwelgerischen aristokratischen Gesinde erfüllte sich nur die Wahrheit: Wer nicht arbeitet, verdient nicht zu leben. „Täuschung über die Gründe, weshalb wir Afghanistan verließen", schreibt der Lord-Statthalter, „Täuschung über unsere Macht, die sie niemals gefühlt hatten, würde die Theilfürsten, wären wir in andern Gegenden beschäftigt gewesen, früher oder später bewogen haben, sich gegen uns zu erheben. Ein Glück ist es, daß sie uns durch Treubruch in einem passenden Augenblick die Gelegenheit zu ihrer Vernichtung darboten." Schnell traf die Warnung eines einsichtsvollen Hindu ein, welcher gleich beim Beginne der Unterhandlungen zu den Sindhfürsten gesagt hatte: „Traut den Engländern nicht! Sie schleichen sich unter dem Scheine des Handels, unter dem Scheine der Freundschaft herbei und endigen allenthalben mit der Eroberung des Landes." Das erbeutete Vermögen, zu 20 Millionen geschätzt, betrug weniger als eine halbe Million Pfund Sterling, wovon dem General nach einem alten Herkommen der achte Theil gebührte. Die Einziehung Jungägyptens, wie Sindh gemeinhin genannt wird, hat unter den Betheiligten bittere Streitigkeiten hervorgerufen. Sir Henry Pottinger nennt sie einen Schandfleck der anglo-indischen Geschichte. Napier, welcher die Eroberung durch seinen Bruder, als eine große, im Bruch der Verträge bedingte That darstellen ließ, wird von Outram, der Bayard des indischen Heeres genannt, des absichtlichen Verraths, der Selbstsucht und sogar des Raubes bezüchtigt. Und doch wiegt das Unrecht in Sindh nicht schwerer als in den andern Gauen Hindostans. Das Land ward bald nach der Besitznahme zu einer Provinz des indischen Reichs erklärt, und den Sipahis die nur außerhalb der englischen Marken gebräuchliche Feldzulage genommen. Die Truppe, welche in dem mörderischen Klima furchtbar litt, verstand diese Verwaltungsnorm nicht oder wollte sie nicht verstehen. Ganze Regimenter wurden aufrührerisch; die Offiziere waren bedroht, verfolgt und angegriffen. Nur durch Nachgiebigkeit konnte Lord Hardinge, der Nachfolger Ellenborough's, die gefährliche Meuterei dämpfen. Die Besatzung in Sindh erhielt denselben Sold wie die zu Arrakan und im Pendschab. Die Indusländer kosteten eine Zeit lang viel mehr, als sie eintrugen, erhoben sich aber schnell unter der neuen Herrschaft, und werden bald ihre Ausgaben decken. Karadschi, 1845 eine Stadt von 5000 Seelen, wies nach fünf Jahren die fünffache Zahl auf. Im Beginne des Jahres 1851 zählte man in den 7531 größern und kleinern Ortschaften der drei Provinzen Sindhs, in

Schikarpur, Haiderabad und Karadschi eine Gesammtbevölkerung von 1,08800 Seelen, wovon den Muselmännern 807000, den Hindu 231000, andern Religionen und Völkerschaften aber 50000 angehörten. Das naturwidrige Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlechte (man zählte 607000 des einen und 48100 des andern) ist wol der zahlreichen Ermordung neugeborener Mädchen zuzuschreiben. Verbote der Regierung sind machtlos gegenüber alteingewurzelten Sitten; es gibt kein Mittel, die Vorgänge im Innern der Familie, in den Wohnungen der Reichen wie in den Hütten der Armen zu überwachen. Bessere, glücklichere Zustände und moralische menschliche Gesinnungen, nur sie allein vermögen nach und nach diese und andere Gräuel zu entfernen.

Die Regierung und das Volk Großbritanniens sind in Wahrheit der Erweiterung des asiatischen Reichs entgegen. „Die indischen Behörden mögen doch endlich den überflutenden Eroberungen Einhalt thun und die Kräfte des angloindischen Reichs zu seinem eigenen Wohle verwenden.“ Die Oberstatthalter, gehen sie auch noch so sehr nach kriegerischem Ruhme, sind deshalb gezwungen, bei den Festmahlen, die dem Antritte ihres Amts vorausgehen, dieser friedlichen Staatsweisheit zu huldigen. Keiner huldigte ihr mehr in Worten, und Keiner hat sie in der That schneller und gründlicher vergessen als Lord Ellenborough.

Das abenteuerliche und hochfahrende Benehmen des Lords, seine geringe Sorgfalt für Verbesserungen, für die Cultur des Landes und seiner Bevölkerung erregten ihm in der Heimat wie in Indien viele einflußreiche Gegner. Der Hof der Directoren fand sich durch die barsche gebietende Weise des Mannes beleidigt. Die Verhaltungsbefehle des Indischen Hauses sollen hohen Beamten in Hindostan zur Richtschnur dienen. Ellenborough stellte sich dem entgegen; die Macht des Directoriums ward herausgefodert und ließ nicht lange auf sich warten. Die amtliche Zeitung der indischen Regierung verkündete (15. Juni 1844), der Hof habe, vermöge der ihm gesetzlich verliehenen Gewalt, Se. Herrlichkeit den Generalgouverneur des Amtes enthoben. Lord Ellenborough ist in der ganzen englischen Geschichte der einzige Oberstatthalter, welcher vom Indischen Hause zurückgerufen wurde.

Lord Hardinge hat sich schon in jungen Jahren einen bedeutenden Namen erworben; seinem militärischen Blicke, seinem Rathe verdankt England vorzüglich den folgenreichen Sieg bei Albufera. Andere Schlachten, die bei Ligny, wo er eine Hand verlor, erhöhten seinen Ruhm. Im Parlament und als Kriegsminister zweier Toryverwaltungen zeigte Hardinge, neben seinem Freunde Wellington, große aber der höhern geistigen Einsicht ermangelnde Geschäftskenntniß, und eine streng conservative, den von der Nation angestrebten Reformen abgeneigte Verstandesrichtung. Dieser „Soldatenfreund“ erhielt die Stelle seines Verwandten, des zurückgerufenen Lord Ellenborough. Der neue Oberstatthalter eilte nach Indien, und noch am Tage seiner Ankunft zu Kalkutta (23. Juli 1844) leistete er den vorgeschriebenen Eid.

Das Pendschab und die Grenzen im Westen.

Das Reich bedurfte des Friedens, um sich zu erholen. Der Oberstatthalter suchte alsbald die immer besorgten Lehnsfürsten von Audh und Nepal sowie den Nisam zu beruhigen. „Die indische Regierung“, hieß es, „denke nicht daran, ihre Rechte zu schmälern; sie möchten die ganze Aufmerksamkeit auf die gute Verwaltung ihrer Länder richten.“ Die Aufstände in den kleinen Lehnsfürstenthümern der Maharatten, Kolapor und Wari oder Sawant-Wari schienen im Anfang ganz unbedeutend. Englische Beamte, welche dem Volke Gesetze und Ordnungen, ungeeignet für seine Einsicht und Zustände, aufdringen wollten, trugen die Schuld der Empörung. Eine Kriegführung von sechs Monaten, 10000 Mann unter Outram, waren nothwendig, um sie niederzuschlagen. Die zahlreichen Vesten des gebirgigen, mit Moorgebüsch überwachsenen Landes wurden geschleift, die Bevölkerung entwaffnet, die Anführer des Aufstandes streng gezüchtigt, nach dem despotischen Spruche des Morgenlandes: Ohne Strenge keine Regierung. Auch wurden die frühern Beam-

ten mit einsichtsvollern ersetzt (März 1845). Man hoffte jetzt auf einen dauernden Frieden. Doch vergebens! Die Vorbereitungen zu einem Kampfe, so furchtbar und blutig wie kein anderer im ganzen Verlaufe der angloindischen Geschichte, hatten bereits begonnen. Die streitende Kirche der Sikh wollte die Engländer aus Hindostan jagen und die reine Lehre des Nanak in allen Ländern zwischen dem Himalaja und dem Meere zur Herrschaft erheben. *)

Die Engländer zogen bei Firuspur, Ambalah und Lodianah eine geringe Anzahl Truppen zusammen, um, wie sie meinten, für alle Fälle, für alle Ereignisse im Pendschab gerüstet zu sein. Die Sikh sahen hierin die Vorbereitungen zu einem Angriffskriege, und die Völker Hindostans erwarteten für die nächste Zeit eine Vereinigung des Pendschab mit dem Angloindischen Reiche. Die Briten hatten von ihren Gegnern, von ihrer Tapferkeit und Entschlossenheit eine sehr geringe Meinung. „Sie würden", hieß es, „es in keinem Falle wagen, die Satledsch zu überschreiten und in das englische Gebiet einzufallen." Major Broadford schätzte die Anzahl der regierenden Prätorianer auf kaum 15000 Mann, welche aus bloßem Gesindel beständen. Die Artillerie sei unbedeutend und schlecht bedient. Kein Wunder, daß der Generalstatthalter und Oberanführer, welche diesen Berichten unbedingten Glauben schenkten, von dem Ausbruche der Feindseligkeiten vollkommen überrascht wurden, daß die Briten nur mit der größten Mühe, mit Aufopferungen aller Art, aus den wiederholten Kämpfen siegreich hervorgehen konnten. Der Major hat seinen Irrthum oder seine Nachlässigkeit mit dem Leben gesühnt. In der Schlacht bei Mudki stürzte er sich, obgleich schon schwer verwundet, nochmals in die dichtesten Reihen der Feinde, und fand hier seinen Tod, den er gesucht hatte.

Sir Henry Hardinge begab sich von Kalkutta in die Nähe des Pendschab, wo er bald (22. Nov.) sichere Kunde erhielt, die Sikh zögen von Lahor gegen die Satledsch. Wilde Begeisterung habe die Truppen ergriffen; die leitenden Ausschüsse oder Pantschayat seien zum Kriege entschlossen; sie hätten am Grabe ihres großen Maharadsch, Ranadschit Singh, einen feierlichen Eid geschworen, die Kühe schlachtenden Frengis zu vernichten. Auch jetzt noch wollten die Engländer, von den frühern Berichten misleitet, nicht glauben, daß die Sikh den Fluß überschreiten und die Länder der Compagnie mit Krieg überziehen würden. Und wenn auch, so könne man die zügellosen feigen Haufen mit leichter Mühe zurückwerfen. So geschah es, daß gar keine Vorkehrungen getroffen waren, um den Angriffen mit überlegener Macht zu begegnen. Man ließ sich überraschen. Die Sikh setzen (11. Dec. 1845), ohne irgend einen Widerstand zu finden, über den Fluß, berannten Firuspur und bezogen zehn englische Meilen vorwärts der Stadt, bei dem Dorfe Firusschah, ein befestigtes Lager. Das feindliche Heer zählte über 50000 Mann und war mit einem Artilleriepark von 150 Kanonen versehen. Man hatte diese Stellung gewählt, um den britischen Truppen, welche aus Ambalah zum Entsatz von Firuspur herbeieilen könnten, den Weg abzuschneiden. Die jetzt von mehren Seiten in Eilmärschen heranziehenden Engländer sahen sich alsbald zu Mudki, einem Dorf, an zehn englische Meilen von Firusschah entfernt, durch einige Tausend Sikh angegriffen. Die Angreifer wurden zwar zurückgeschlagen; der Sieger konnte sich jedoch keines besondern Erfolgs rühmen. Neue Truppen wurden herbeigezogen, und jetzt ging es weiter gegen Firusschah, um im Sturmschritt das feindliche Lager zu nehmen. Der Widerstand der für Religion, Vaterland und Freiheit kämpfenden Sikh setzte in Erstaunen, erschreckte das angloindische Heer und seine Führer; selbst der Abend des ganzen blutigen Tags (21. Dec.) brachte noch keine Entscheidung. Engländer und Sipahis harrten unter Sorgen und Entbehrungen aller Art (selbst an Wasser litten sie Mangel) des kommenden Morgens entgegen, wo die Schlacht von neuem und auf beiden

*) Vgl. hierüber sowie über die den Krieg im Pendschab einleitenden Verhältnisse den Artikel „Die Engländer und Russen in Persien und Mittelasien" im fünften Bande der „Gegenwart", S. 622—675. D. Red.

Seiten mit verzweiflungsvollem Muthe entbrannte. Die Sikh aus allen ihren Stellungen geworfen, zogen sich in die Festungswerke an der Satledsch zurück, von wo aus sie, durch einen Zuzug, den Tedsch Singh herbeiführte, verstärkt, nochmals verbrachen und vergebens wiederholt versuchten, ihre frühern Stellungen zu erobern. Die Kirche der Sikh, Chalsa geheißen, erlitt bei Mudki und Firuschah bedeutende Verluste; die der Engländer waren beispiellos in der ganzen indischen Kriegsgeschichte. Die Zahl ihrer Todten und Verwundeten betrug an 3300 Mann, darunter die tapfersten Offiziere, berühmte, aus den Heerfahrten gegen Afghanistan bekannte Namen: Sir Robert Sale, M'Caskill und viele Andere.

Eine Waffenruhe erfolgte. Die beiden Heere bedurften der Erholung; sie standen beobachtend einander gegenüber und suchten Verstärkungen an sich zu ziehen. Kaum waren diese eingetroffen, so setzten die Sikh über den Fluß und suchten gegen Lodianah vorzudringen. Sir Harry Smith mußte zurückweichen, was nicht ohne namhaften Verlust ausgeführt werden konnte. Smith zog einige frische Truppentheilungen herbei, kehrte um und ging den Sikh rasch entgegen. Bei dem Dorfe Aliwal ward (28. Jan. 1846) die erste entscheidende Schlacht geschlagen. 24000 Sikh wurden von den Engländern, die kaum die Hälfte zählten, nach einem hartnäckigen blutigen Kampfe von einigen Stunden über die Satledsch zurückgeworfen. Die ganze Artillerie, mehr als 60 Kanonen, ging verloren; nicht minder groß war der Verlust an Mannschaft. Die Einen blieben in der Schlacht, die Andern ertranken im Flusse. Zur Tapferkeit der Angloindier half allenthalben der Verrath der Sikhhäuptlinge, welche wünschten, unter der sichern Fremdherrschaft sich ihrer Güter und ihres Lebens in Ruhe zu erfreuen. Sie haben sämmtlich, Tedsch, Lal, Gulab Singh und die Andern, ihr Vaterland, die Religion und den Heerbann verrathen. Tedsch Singh hat dies seinem Arzte, Honigberger aus Siebenbürgen, eingestanden. Es sei ihm unter den obwaltenden Umständen nichts übrig geblieben als den Engländern das Land preiszugeben.

Die Sikh hatten auf der östlichen Seite der Satledsch, nahe bei den Dörfern Sobraon oder Subrahan, einen gewaltigen Brückenkopf erbaut und eine dreifache Linie von Verschanzungen aufgeworfen, ringsum mit Batterien besetzt von 70 Feldstücken und mehren Hundert kleinen Kanonen. Diese Werke, von 35000 Kerntruppen vertheidigt, standen vermittelst einer Brücke mit dem jenseitigen Ufer in Verbindung, wo sich ein anderes Lager befand, von einer zahlreichen Nachhut und einiger Artillerie besetzt. Wiederholte Recognoscirungen führten zur Überzeugung, daß es Tollkühnheit wäre, diese Werke ohne schwere Feldartillerie anzugreifen. Die Magazine von Delhi mußten erst den Bedarf liefern: dann erst wurde der Angriff beschlossen. Am 10. Febr. mit Tagesanbruch eröffneten die Engländer ein furchtbares Feuer. Die Batterien der Sikh konnten, ungeachtet der Regelmäßigkeit, Sicherheit und Unerschrockenheit, mit welcher das Feuer unterhalten wurde, nicht zum Schweigen gebracht werden. Man sah bald, daß die feindlichen Werke nur durch Sturm erobert werden könnten. Die Chalsatruppen ließen jedoch die Kanonen in so furchtbarer Weise spielen, daß es einige Augenblicke unmöglich schien, vermittelst Bayonnetangriffe die Verschanzungen zu nehmen. Am Ende siegte jedoch die Tapferkeit und Kaltblütigkeit der Indobriten, unterstützt von dem Verrathe der aristokratischen, selbstsüchtigen Häuptlinge. Die Regimenter zogen im Sturmschritt unter dem Kugelregen der Sikh ganz nahe herbei, und gaben erst Feuer, als sie innerhalb der feindlichen Werke angelangt waren. Hier entbrannte die Schlacht in furchtbarer Wuth. Die Flinte ward unnütz; Mann focht gegen Mann; wiederholt stürzten die Sikh, das Schwert in der Hand, auf die eindringenden Scharen. Die Kämpfenden hatten keine Zeit dazu, und man wollte auch von keiner Seite Gefangene machen. Verwundete und Entwaffnete wurden erbarmungslos niedergestoßen. „Wären die Opfer nicht für mein Vaterland gefallen", schreibt der Oberfeldherr an einen Freund, „ich hätte das Schicksal der Helden des Pendschab beweinen müssen." Zwei Stunden waren in solch einem beispiellosen Kämpfen und Morden vergangen. Die

Chalsatruppen zerstäubten endlich in wilder Flucht und eilten in ungeordneten Haufen zur Brücke. Andere stürzten in Fahrzeuge, noch Andere in den Fluß und suchten das jenseitige Ufer schwimmend zu erreichen. Ein furchtbares Morden entstand an dem Ufer. Hunderte und abermals Hunderte wurden von den nacheilenden Truppen getödtet oder ertranken im Flusse. Der Verlust der Sikh an Todten und Verwundeten wird auf 8—10000 Mann angegeben. 67 große und über 200 kleinere Kanonen führten die Sieger, deren Verlust ebenfalls sehr groß war, als Beute davon. Es galt einen Kampf um Vaterland und Freiheit, und die Sikh sind in diesem als tüchtige Männer befunden worden. Haben sie auch Alles verloren, diese Ehre wird ihnen immer bleiben in den Jahrbüchern der Geschichte. Der Heerbann der Sikh, so erzählt uns Cunningham, der Geschichtschreiber des Kriegs, der aus amtlichen Quellen schöpfte, war den Sipahis in jeder Beziehung überlegen. Diese fühlten es auch und suchten, sobald sich eine Gelegenheit ergab, zu entfliehen. Nur die europäischen Truppen haben die Ehre der englischen Waffen gerettet, wobei ihnen, was nicht vergessen werden darf, der Verrath gute Dienste leistete. Die Anführer des Heerbanns standen, was von verschiedenen Seiten berichtet wird, im geheimen Einverständniß mit Lord Hardinge und Gough. Tedsch Singh, der Verräther, sah bei dem ersten Angriff, zerstörte die Schiffbrücke, und ließ die Masse seiner Truppen am jenseitigen Ufer zurück, wo sie mit gefalteten Händen und nach der Landessitte Gras im Munde vergebens das Erbarmen des Feindes anriefen. So geschah es, daß die tapfern Männer, theils unter den Geschossen der Feinde, theils in den Wellen ihren Tod gefunden haben. Die Wahrhaftigkeit dieser Berichte wird auch durch die amtliche Verfolgung und Bestrafung der Offiziere, welchen wir sie verdanken, bestätigt.

Noch am Abend dieses heißen Tages setzten sechs Regimenter Sipahis (nur ein Drittheil der englischen Armee bestand aus Europäern) über den Fluß, und ihnen folgten, sobald die Schiffbrücke vollendet war, die andern Truppen. Am 14. Febr. stand das Heer bereits bei der alten ziemlich großen Stadt Kassur, 32 englische Meilen von Lahor entfernt. Ein anderes Corps war bei Filur über den Fluß gegangen. Die Engländer, so hatte der Verrath ihnen vorgearbeitet, stießen nirgends mehr auf Widerstand. Das Pendschab war in ihren Händen, und sie hätten es wohl, was das Beste gewesen wäre, alsbald mit ihren Besitzungen vereinigen können. Nicht Großmuth und Mäßigung, sondern politische Gründe vermochten den Oberstatthalter Lord Hardinge, den bei weitem größern Theil des Landes unter einheimischen Obern zu lassen. Diese wurden jedoch durch Verträge der Art gebunden, daß sie, wie es schien, blos eine besondere Gattung Statthalter waren, welche man bei Gelegenheit entfernen und durch eine unmittelbare englische Verwaltung ersetzen konnte.

An der Spitze der andern verrätherischen Singh erschien Gulab im Lager zu Kassur und bat im Namen des Maharadschah um Verzeihung und Frieden. Noch in der Nacht wurden alle Foderungen des Oberstatthalters genehmigt. Die Majestät des Pendschab mußte persönlich vor dem Sieger erscheinen, wegen der feindlichen Angriffe der Chalsa um Verzeihung bitten, und sich unbedingt unterwerfen. Jetzt erst wurde Fürst Dhalip der Freundschaft Englands gewürdigt — gewürdigt, von dem triumphirenden Feind in die eigene Hauptstadt zurückgeleitet zu werden.

Die großen Schätze, welche Ranadschit (gest. am 27. Juni 1839) gesammelt hatte, waren in den unaufhörlichen Wirren, in den Schwelgereien und Revolutionen der letzten Jahre längst verschwunden. Die Regierung von Lahor sah sich außer Stande, die auferlegte Kriegssteuer, ungefähr 18 Millionen Gulden, zu entrichten. Der Verräther Gulab, welchen jetzt auch die Sikh eines geheimen Einverständnisses mit den Engländern beschuldigten, benutzte diese Umstände, um für sich und seine Nachkommen ein Lehnreich zu erlangen. Sir Henry Hardinge begünstigte die Bestrebungen des reichen Häuptlings, des geheimen Freundes der Compagnie. Der Statthalter Indiens mochte auch in Lahor die Einsicht erlangt haben, Rani Tschanda

(die Mutter des jungen Fürsten) und ihre Umgebung seien den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen. In jedem Falle aber konnte die Theilung des Reichs und die gegenseitige Eifersucht der Machthaber nur zum Vortheile und zur Sicherheit der angloindischen Regierung dienen. Die ursprünglichen Bedingungen des Vertrags wurden nun zum großen Nachtheile des Maharadschah in mannichfacher Weise abgeändert; der Wille des gebietenden Briten war die einzige Richtschnur der Regierung zu Lahor.

Vor der förmlichen Unterzeichnung des Friedens (9. März 1846) mußten sieben Millionen Gulden Kriegssteuer erlegt werden. Auch ward befohlen, Dhalip, sein Vezier Lal Singh, Gulab Singh und mehre andere Häuptlinge sollten im Zelte Sir Henry's erscheinen, wo ihnen das frühere schlechte Benehmen nochmals vorwiesen und die Verhaltungsnormen für die Zukunft vorgezeichnet wurden. Sie sollten jetzt, nach der Zerstückelung des Reichs, nach der Untergrabung aller seiner Hülfsquellen und all seines Ansehens, das Land in der Weise des Maharadschah Ranadschit regieren. Die Häuptlinge traten im Namen des unmündigen Dhalip alle Länder ab zwischen den Flüssen Satledsch und Bias, dann alle Besitzungen und Rechte innerhalb der Alpengauen des Himalaja, von Bias und Indus umgrenzt, die Provinzen Kaschmir und Hasarah mit eingeschlossen. Der größte Theil dieser Besitzungen ward alsbald durch einen besondern Vertrag, mit dem Dschamufürsten Gulab zu Amritsir (16. März 1846) geschlossen, diesem und seinen Nachkommen als ein erblicher Lehnstaat überlassen, wofür neun Millionen Gulden entrichtet werden mußten: sechs sogleich und drei spätestens am 1. Oct. des laufenden Jahres. Der Fürst zahlt hiernach in Zukunft keine andern Abgaben; doch sendet er jährlich als Zeichen der Lehnspflichtigkeit ein Pferd, zwölf Shawlziegen der besten Gattung und drei Kaschmirshawls der angloindischen Regierung. Bei einem Kriege steht die ganze Militärmacht des neuen Fürstenthums zur unbedingten Verfügung der Engländer. Die Grenzen des Feudalstaats können ohne ihre Zustimmung weder verändert, noch Unterthanen fremder Länder, Europäer und Amerikaner, in die Dienste Gulab's und seiner Nachkommen aufgenommen werden. Maharadschah Dhalip gab diesen Anordnungen seine unbedingte Zustimmung. Überdies verpflichteten sich die beiden Sikhstaaten, die Streitigkeiten, welche zwischen ihnen entstehen könnten, den Beherrschern Hindostans zur Entscheidung vorzutragen.

Die Kunde dieser großen Veränderungen verbreitete sich schnell über alle Länder des westlichen und mittlern Asiens, und gelangte auch zu den zahlreichen Ansiedlern aus Kaschmir in Tübet. In frühern Jahren flüchteten nämlich viele Muselmänner jenes Landes, welche die Despotie der Großmongolen, der Afghanen und Sikh nicht mehr ertragen wollten, nach Tübet, wo sie eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Sie heißen hier Kaschi, sind angesehene reiche Leute, und stehen unter ihrem eigenen gewählten Oberhaupte. Diese Ausgewanderten unterhalten noch immer vielfache Verbindungen mit der Heimat, zeigen aber, auch unter den jetzigen Verhältnissen, wenig Neigung, dahin zurückzukehren. „In unserm Vaterlande", so sprach das Oberhaupt der Kaschi (1846) zu französischen Missionaren in L'Hassa, „herrschen jetzt die Engländer. Dies sind gar schlaue Leute. Sie bemächtigten sich nach und nach aller Länder Indiens, aber mehr durch List und Trug als durch Gewalt. Sie suchen anfänglich die einheimischen Fürsten in ihr Interesse zu ziehen und herrschen dann so lange unter fremdem Namen, bis sie selbst offenkundig die Zügel der Regierung ergreifen können. Die Engländer lassen gewöhnlich diese Fürsten nur schlecht regieren, damit sie als Erretter aus der Noth mit Freuden aufgenommen werden. So machen sie es auch jetzt zu Kaschmir. Der Sikh Gulab ist blos ein schlechter Statthalter der gebietenden Herren in Kalkutta."

Die Regenten des Pendschab versprachen gern, die meuterische, ihnen nicht weniger wie den Briten gefährliche Chalsa zu entlassen, und an deren Stelle ein neues fügsameres Heer, das höchstens 32000 Mann stark sein sollte, anzuwerben. Diese Zahl konnte nur mit Zustimmung der angloindischen Regierung überschritten werden.

Bis zur Vollendung der neuen Organisation blieb Stadt und Festung Lahor von britischen Regimentern besetzt, jedoch blos zum Theil auf Unkosten der Sikhregierung. Alle noch im Pendschab befindlichen und in einer der vier Schlachten gegen die Briten gerichteten Kanonen wurden den Siegern ausgeliefert. 220 waren früher erbeutet worden. Auch sollte den Engländern, sobald die Regierung von Lahor darum ersucht würde, der Durchzug durch ihre Länder gewährt werden. Der Maharadschah verpflichtete sich, gleichwie Gulab, keine Europäer oder Amerikaner in seine Dienste zu nehmen, noch die Grenzen seines Landes, ohne Zustimmung der britischen Beamten, in irgend einer Weise zu verändern. Die innere Verwaltung des Staats, mit Ausnahme der Aufsicht über die Schiffahrt, den Handel und die Zölle längs der Satledsch, Bias und des Indus, blieb der Sikhregierung überlassen. Die englischen Behörden sollten nur dann, wenn sie hierüber befragt würden, ihr mit Rath und That beistehen. Man sieht, daß den Jüngern des Nanak kaum ein Schatten der Selbständigkeit blieb, und selbst dieser Schatten mußte, noch ehe das Jahr zu Ende ging, dem unmittelbaren Gebote der Engländer weichen.

Die Königin-Mutter sowie ihr Vezier und Liebhaber Lal Singh brachen alsbald den Vertrag: sie suchten dem verhaßten Gulab Unruhen zu erregen und die Ordnung seines Fürstenthums zu hindern. Zu dem Zwecke ermunterten sie in Briefen den Statthalter Kaschmirs, Schech Imameddin, er möge die Fahne des Aufruhrs erheben und sich dem neuen Gebieter widersetzen. Imameddin folgte dem Wunsche, und fand auch bei den Bewohnern, deren sieben Achtel sich zum Islam bekennen (die ganze Bevölkerung wird auf 200000 Seelen gerechnet), großen Anhang. Der Fürst von Dschamu suchte bei dem Lehnsherrn Hülfe; ein englisches Heer zog im Vereine mit Sikhtruppen gegen den Rebellen. Schech Imam war nicht im Stande, dem Sturm zu begegnen. Er bat um sicheres Geleite, kam ins feindliche Lager, und übergab die Briefe des treulosen Veziers, der vergebens die eigenhändigen Zeugnisse seines Verraths zu leugnen suchte. Der Vezier mußte (4. Dec. 1846) seiner Stelle entsetzt und den Engländern übergeben werden, welche ihn nach der Veste Agra abführten, um ihn hier, wie so viele andere Fürsten Hindostans, als Staatsgefangener sein Leben beschließen zu lassen. Ihm folgte bald die Königin-Mutter selbst, Rani Tschanda, welcher Benares, das indische Rom, als Verbannungsort angewiesen ward. Ihre spätere romantische Flucht nach Nepal (April 1849) war von keinem Nachtheile; sie brachte der indischen Regierung im Gegentheile einen bedeutenden Gewinn an der versprochenen Pension.

Der Oberstatthalter hatte schon früher den Sikh erklären lassen, die englischen Truppen würden, indem die Zeit, welche diese nach dem Vertrage im Pendschab zu verbleiben hätten, zu Ende, Lahor bald verlassen. Jetzt ward hinzugefügt, die Häuptlinge möchten einen neuen Vezier wählen, oder in irgend anderer Weise für die Regierung des Reichs Sorge tragen. Nach wiederholten Berathungen erklärten diese einstimmig: sie seien ohne englische Besatzung nicht im Stande, die Ruhe zu erhalten. Sie baten, man möge, wenn auch nur auf Monate, einen Theil der fremden Truppen in Lahor belassen, bis ein einheimisches Heer neu organisirt werden könnte. Der Statthalter verstand sich unter keiner Bedingung dazu, eine Regierung zu unterstützen, welche in selbständiger Weise, ohne unmittelbaren Einfluß der englischen Behörden handeln könnte. Die Regentschaft fügte sich demnach allen Anfoderungen. Nach dem neuen Vertrage hat der Befehlshaber der britischen Besatzung volle Macht, die Angelegenheiten des Reichs in jedem Zweige der Verwaltung zu beaufsichtigen und zu leiten. Ihm ist der Regentschaftsrath untergeordnet, dessen Mitglieder ohne seine Zustimmung nicht verändert werden dürfen. Dieser Rath muß Sorge tragen, daß die 22 Lakh Rupien für den jährlichen Unterhalt der fremden Besatzung zur bestimmten Zeit ausbezahlt werden. Alle diese Vorkehrungen sollen bis zur Großjährigkeit des Maharadschah, bis nach Vollendung seines sechzehnten Jahres (4. Sept. 1854) dauern; sie können jedoch auch früher aufge-

haben werden. Bei dieser Gelegenheit begrüßte Lord Hardinge den Maharadschah Dhalip mit einer Anrede folgenden Inhalts: „Großbritannien wird nur zum Wohle des Volks seinen Einfluß gebrauchen. Man ist geneigt mit einer gewissen Sicherheit anzunehmen, daß die Häuptlinge diese menschenfreundlichen Bestrebungen unterstützen werden. Der neue Vertrag sowie die letzten Ereignisse zu Lahor werden wol nicht verfehlen, in allen Staaten Indiens die Überzeugung hervorzurufen, daß die Befestigung unsers östlichen Reichs Hand in Hand geht mit der Wohlfahrt und dem Glücke aller Classen seiner Bevölkerung. Hoffentlich wird auch einst der Maharadschah auf diesem festen Grunde des allgemeinen Wohls, der Billigkeit und Gerechtigkeit seine Regierung auferbauen."

Die ersten Anordnungen unter der Oberherrlichkeit Englands bezeichnen scharf den Unterschied zwischen einer civilisirten europäischen und einer halb barbarischen asiatischen Regierung. Das Aussetzen und die Ermordung der Neugeborenen, das Verbrennen der Witwen und anderer Angehörigen mit den Leichen ihrer Gebieter ward verboten. In gleicher Weise ist auch für die Bewohner des Fürstenthums Dschamu, namentlich für Kaschmir gesorgt worden. Gulab mußte sich verpflichten, allen Handelsgeschäften zu entsagen und die binnenländischen Zölle aufzuheben. Auch versprach er den Kindermord, welcher namentlich unter den Radschputen sehr häufig vorkommt, und die Witwenverbrennung abzuschaffen.

Lord Hardinge hoffte nun, Kaschmir, welches unter der Sikhregierung furchtbare Lasten zu tragen hatte, würde die mittelbare Herrschaft der Briten segnen, und alle Insassen des Pendschab sich auf lange Zeit einer ungestörten Ruhe erfreuen. Der Oberstatthalter widmete jetzt seine ganze Aufmerksamkeit der innern Verwaltung. In Indien wie in der Heimat rühmte man seine Großthaten: „er verdiene in Wahrheit den Beinamen Asiaticus, denn er habe den Frieden nach Asien gebracht" — was indessen keineswegs der Fall war. Man hätte jetzt schon aus der Stimmung des aufgelösten Heerbanns die bald ausbrechenden blutigen Kämpfe vorhersehen können. Die Krieger, die ihres rückständigen Soldes wegen nach Lahor kamen, waren keineswegs entmuthigt; sie blickten mit unverdrossenem Muthe in die Zukunft. „Wir sind unfähige junge Schüler der großen englischen Meister; aber die Chalsa ist auch noch ein Kind; mit der Ausbildung unsers Gemeinwesens wird auch sie zur Mannheit emporwachsen; Gowind wird seine Jünger mit unwiderstehlicher Macht ausrüsten und sie zu Meister der Kriegskunst heranbilden." In den Tempeln und andern Heiligthümern des Volks herrschte ein unbedingtes Vertrauen. „Der reine Glaube Nanak's", verkündeten die Priester, „ist für alle Völker, für alle Zeiten bestimmt; am Ende wird er doch seine siegreichen Fahnen über alle Länder der Erde ausbreiten." Die Behörden, wie dies auch sonst so häufig geschah in der angloasiatischen Geschichte, achteten dieser Vorzeichen nicht; sie ließen es an Klugheit und Vorsicht fehlen, und trugen so die Schuld des vielen vergossenen Blutes. Hätte man die Länder der Sikh alsbald mit dem Reiche vereinigt, oder hätte man wenigstens Vorkehrungen getroffen, um dem etwa neuerdings sich erhebenden Feinde in aller Schnelle mit überlegener Macht entgegenzutreten: die indische Regierung würde sich die übeln Nachreden und viele Schmach, sie würde sich die großen Opfer an Geld und Menschen erspart haben.

Lord Hardinge hielt die Waffenruhe für so gesichert, daß er suchte das Heer auf den Friedensfuß herabzubringen. Die anglindische Kriegsmacht besteht nämlich in gewöhnlichen Zeiten aus 200000 Mann, die in 27 Bataillone Artillerie zu Fuß und zu Pferd, in 46 Regimenter Reiterei verschiedener Gattung und 188 Regimenter Infanterie zerfallen. Hiervon zählen die Europäer blos 10000 Gemeine und 6600 Offiziere; denn Sipahi werden nur ausnahmsweise zu höhern Stellen zugelassen. Seit 1837—46 waren aber die Truppen um 120000 Mann aller Waffengattungen und 834 Offiziere vermehrt worden. Hardinge entließ (1847) 50000 Sipahi, behielt dagegen die Offiziere bei, denn Gemeine kann man zu jeder Zeit in Menge haben, nicht so kundige Hauptleute. Die europäischen Offiziere genießen im

indischen Heere eines besondern Ansehens. Der einheimische Führer steht in jeder Beziehung unter dem Engländer. Er wird nicht nur von den Sipahi, mit denen er zusammendiente, als Genosse betrachtet, sondern man traut ihm auch nicht den Muth und die Ehrenhaftigkeit der Europäer zu, und gehorcht ihm nicht selten mit Widerstreben. Auch behandeln ihn die Engländer nicht als Ebenbürtigen, als Gentleman. Ein junger Mann aus der Militärschule zu Addiscombe wiegt alle Subahdars und Dschamadars auf; er muß aber auch in den vordersten Reihen kämpfen, nur dann folgen ihm seine Truppen. Sind die europäischen Offiziere gefallen, so ergreift wol ein ganzes Regiment, eine ganze Heeresabtheilung, wie die indische Geschichte häufig lehrt, die Flucht. „Wären keine europäischen Hauptleute da gewesen", sprach ein Franzose im Dienste der Sikh, „wir hätten eure Truppen von Firuspur bis zum Meere getrieben." Aus diesem Grunde entließ der Oberstatthalter keinen einzigen Offizier. Auch bei den Gemeinen ward in Anbetracht, daß, gleichwie in den Zeiten der römischen Imperatoren, das ganze Reich auf der Armee beruht, mit der größten Milde und Schonung verfahren. Kein Mann ward gegen seinen Willen verabschiedet. Denjenigen, welche freiwillig gingen, ward der Sold auf mehre Monate verabreicht, damit sie mit einigem Gelde in die Heimat zurückkehren konnten. Mannschaften der irregulären Reiterei erhielten die ganze jährliche Löhnung, 24 Pfund Sterling, zum Geschenk. Die alten Soldaten und Invaliden hatte man ein Jahr früher pensionirt. Die Ersparnisse beliefen sich jetzt auf 1,116000 Pfund Sterling, wozu dann noch kamen: die vermehrten Erträgnisse; der Tribut von Lahor, welcher freilich niemals bezahlt wurde; die Einnahmen der neuerworbenen fruchtbaren Besitzungen im dschalinder Flußgebiete (so genannt von der Stadt Dschalinder zwischen der Bias und Satledsch); die erhöhten Abgaben von Opium und die größern Zolleinnahmen. Ende 1847 konnte somit, im Verhältniß zum vorhergehenden Jahre, auf eine vermehrte Einnahme von zwei Millionen Pfund Sterling gerechnet werden.

Auch in Betreff anderer Zweige der innern Verwaltung nahm der Oberstatthalter einige denkwürdige Veränderungen vor. Die erste Acte (1845) hob ein früheres Gesetz auf, wonach das Land, war die Grundsteuer nicht gleich am Abende des Verfalltags entrichtet, sogleich von Gerichts wegen verkauft wurde. Früher waren vom Finanzministerium bestimmte Tage festgesetzt, an welchen alle Güter dieser Art im Wege öffentlicher Versteigerung veräußert wurden; nur die Steuereinnehmer, deren Unterbeamte und die betreffenden Parteien wußten, welche Ländereien diesem Loose verfielen. Nach dem neuen Gesetze müssen alle Grundstücke zuerst öffentlich ausgeschrieben, und es muß ein Tag festgesetzt werden, an welchem die Rückstände zu bezahlen sind. Erst dann, wenn der Termin nicht eingehalten wird, kommt es zum öffentlichen Verkaufe. Ein anderes Gesetz schaffte alle Strafen des Ehebruchs ab, das Sühnegeld und Gefängniß ausgenommen, welche dem Gutdünken der Gerichtshöfe unterliegen. Nur dem Gemahl steht die Klage frei, und zwar gegen die Frau wie gegen den Ehebrecher. Dieses Gesetz, wenn auch den europäischen Begriffen angemessen, verstößt indessen gegen die Interessen der einheimischen Bevölkerung, der Hindu wie der Muselmänner. Das Recht der Klage muß hier eigentlich allen Verwandten, namentlich den Vätern und Brüdern zustehen, denn ihnen liegt es ob, die Verbrecherin zu ernähren. Die Eingaben bei den Gerichtshöfen müssen auf Stempelpapier geschrieben sein; Lord Hardinge hat die eingeborenen Offiziere und Soldaten durch ein eigenes Gesetz hiervon ausgenommen. Auch andere Acte oder Gesetze des Oberstatthalters erzielen eine sonderrechtliche Stellung des Heeres, worüber in Indien häufige Klagen erhoben werden. Die Gleichstellung der Sipahi in Betreff der Strafen mit den europäischen Soldaten geschah, wie bereits erwähnt, aus höhern politischen Rücksichten.

Will der leitende Ausschuß der Compagnie irgend eine neue Maßregel einführen, so erhält die indische Regierung den Auftrag, diese als eine Acte des Ober-

statthalters im Rathe bekannt zu machen. Viele Gesetze sind, wie das über Prüfungen (1844), auf diesem Wege ins Leben gerufen worden. Wer immer seine Kenntnisse und Fähigkeiten durch öffentliche Prüfungen beurkundet, erlangt durch jenes Prüfungsgesetz eine Anwartschaft auf eine Anstellung. Herkunft und religiöses Bekenntniß sollen keinen Unterschied mehr machen. Auch ist es gleichgültig, wo und wie man seine Bildung erlangt hat, ob in einer Staatsanstalt, durch einzelne Lehrer oder Privatinstitute. Junge Männer von Erziehung und Anlagen erhalten allenthalben vor Andern den Vorzug. Die Einsetzung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden, jährlich wechselnden Gemeinderaths zu Kalkutta (1847), wovon drei von der Regierung ernannt und vier von den Häuserbesitzern gewählt werden, verdient noch aus der Menge unbedeutender Gesetze im Gerichts- und Polizeiwesen, in Handels- und Steuerangelegenheiten besonders hervorgehoben zu werden, weil dies ein vortheilhaftes Zeugniß gibt für die Einsicht und Befähigung der einheimischen Bevölkerung. Hindu und Muselmänner hielten zusammen und wählten kundige Männer guter Erziehung und guten Leumunds; nur ein einziger Engländer, und, wie es scheint, nicht ganz mit Ordnung, ist in den Gemeinderath gekommen. Dieses Ergebniß, so natürlich es ist (von den 230000 Bewohnern Kalkuttas zählt die englische Bevölkerung blos 3000), erregte großes Misbehagen bei den Machthabern und stimmte sie gegen jede Ausdehnung der Municipalverfassung. Man sah in diesen Wahlen, und zwar nicht mit Unrecht, einen bedeutsamen Fingerzeig für die ganze Zukunft des angloindischen Reichs.

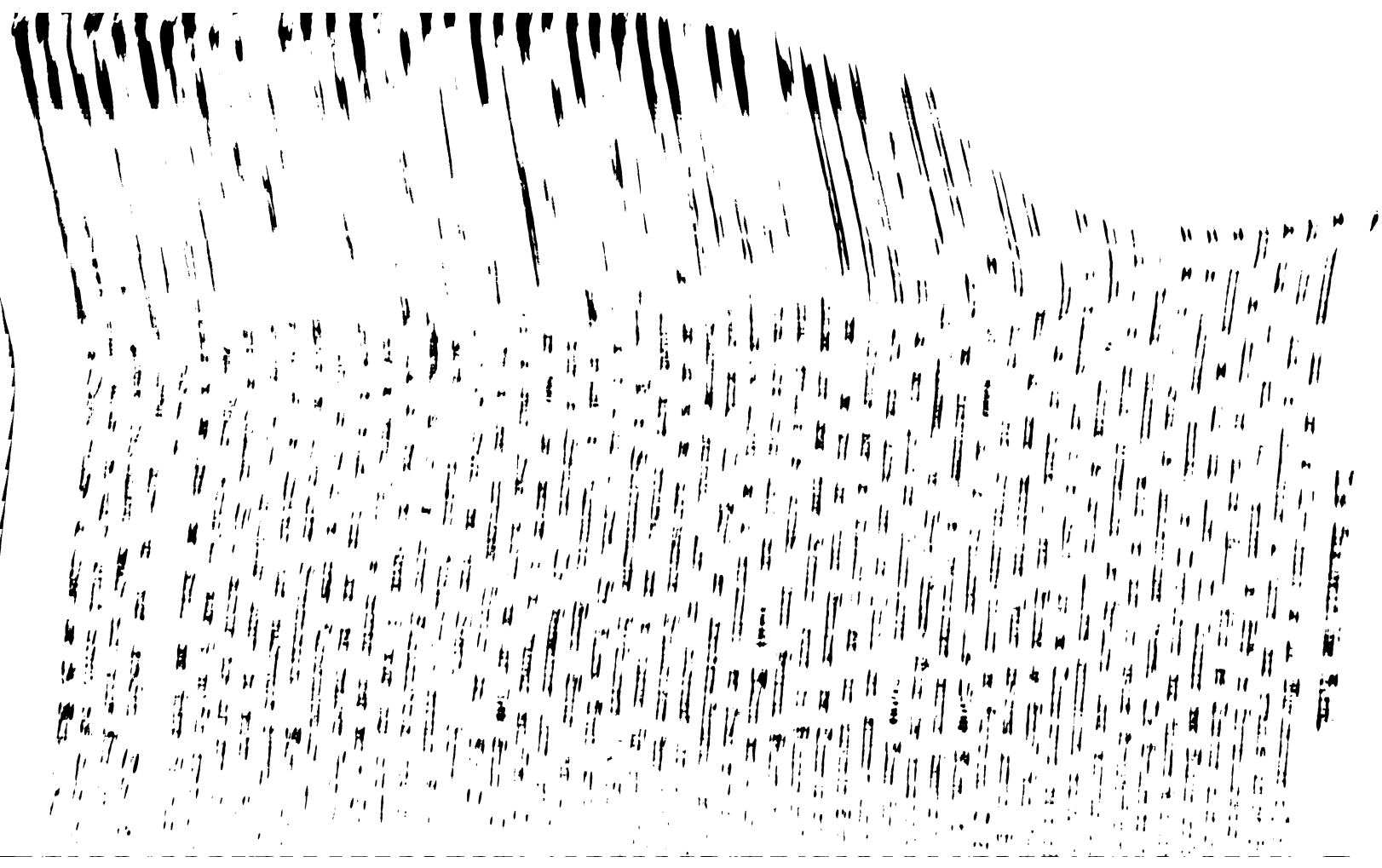
Hardinge hatte bereits vor längerer Zeit um Enthebung von seinem Amte gebeten. Sein Nachfolger, Lord Dalhousie, landete am 12. Jan. 1848 in Bengalen und übernahm alsbald die Regierung. In England rechnete man ebenfalls so sicher auf den dauernden Frieden im östlichen Reiche, daß bei der Wahl des neuen Oberstatthalters vorzüglich seine Handels- und Geschäftskenntnisse berücksichtigt wurden. Ein neuer Zeitraum der innern Verbesserungen sollte beginnen, und Lord *Dalhousie* schien hierzu trefflich geeignet. Der 70jährige Lord Gough blieb Oberbefehlshaber, obgleich es offenkundig war, daß ihm alle höhern militärischen Talente fehlten. So ließen sich die verschiedenen Behörden Indiens und Großbritanniens in Betreff des Pendschab nicht geringe Fehler und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen; ebenso in den Kriegen gegen Afghanistan. Die englische Nation würde bald von ihrer Höhe herabsteigen müssen, wollte man ihre Interessen den ebenbürtigen europäischen Mächten gegenüber ebenso schlecht berücksichtigen, wie es in manchen ihrer Colonien und auswärtigen Besitzungen geschieht.

Muselmänner und Sikh hatten unterdessen ihre herkömmliche, in der Religion und dem Herrschgelüste begründete Feindschaft überwunden, und sich gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker verschworen. Dost Muhammed, Emir von Kabul, und andere Häuptlinge versprachen Zuzug zum heiligen Kriege. Hingegen gelobten die Sikh das ehemalige Besitzthum der Afghanen, die Provinz Peschawer, herauszugeben. Bereits im Beginn des Jahres 1848 ward, ohne daß die indische Regierung etwas ahnte, eine allgemeine Erhebung verabredet. Malradsch, Häuptling des Fürstenthums Multan, mit einer muselmännischen Bevölkerung von 80000 Seelen (der Sikh sind nur wenige), war der Erste, welcher das Joch der verhaßten Frengis abzuschütteln suchte. Sein Vater, Sawan Mal, wurde von Ranadschit als Dewan oder Statthalter (dieses Wort bedeutet ursprünglich Rentmeister) eingesetzt. Sawan erlangte bald — was bei der östlichen Verwaltungsform, die alle Gewalt in einer Person vereinigt, leicht möglich ist — solch eine Macht, daß der Maharadschah es nicht wagte, ihn zu entfernen. Ihm folgte sein Sohn. Zwei englische Offiziere gingen nach Multan mit dem Auftrage, dem Statthalter die Absetzung zu verkünden und, dem Gebote der Regierung zu Lahor gemäß, das Fürstenthum neu zu ordnen. Die Sendlinge wurden anfangs freundlich aufgenommen, aber bald nachher (April 1848) ermordet. Ihre Sikhbedeckung half den meuterischen Muselmännern. Selbst die neuen Truppenabtheilungen, welche von Lahor aus gegen Multan

zogen, zeigten sich lässig und widerspenstig. Andere Spuren der Unzufriedenheit und eines beginnenden allgemeinen Aufstandes waren für jeden Sehenden in Menge vorhanden. Man konnte wissen, daß Schir und sein Vater Tschattar Singh mit Malradsch in Verbindung standen und nächstens losschlagen wollten. Wären jetzt die indischen Behörden entschieden aufgetreten, hätte Lord Gough seine Sommerfrische zu Simlah verlassen und sich an die Spitze einer hinreichenden Mannschaft gestellt: Stadt und Festung Multan wären schnell gefallen, und der ganze Aufstand der Sikh wäre wenigstens vor der Hand unterblieben. Es sind zwar in diesen Ländern nur die Monate vom Beginn Decembers bis Ende April zum Kriegführen für Europäer geeignet. Ist aber Gefahr im Verzuge, so kann man auch, dies zeigte Napier in Sindh, zu jeder Jahreszeit ins Feld ziehen. Das Gegentheil von dem Allen sollte diesmal geschehen. Man ließ den Verschworenen Zeit ihre Kräfte zu sammeln; vereinzelte geringe Heerhaufen der Angloindier wurden geschlagen; die Feinde waren ermuthigt, und das Land der Fünfflüsse mußte von neuem erobert werden.

Im September bereits waren die meisten Häuptlinge und die ganze Chalsa im vollen Aufstande. Mehre hatten sich mit dem Gebieter von Multan, welcher sich gegen die wiederholt andringenden Engländer siegreich behauptete, vereinigt. Die Truppen zu Peschawer fielen ab, und die Afghanen zogen ungehindert durch die Chaiberpässe an den Indus. Sie besetzten Atak, und mehre Engländer wurden hier wie zu Peschawer gefangen genommen. Jetzt erst, sieben Monate nach der Ermordung der Offiziere Agnew und Anderson zu Multan, rüstete die indische Regierung ernstlich zum Kriege. Der Oberfeldherr übernahm selbst die Anführung. Schnell nacheinander wurden drei blutige Schlachten geschlagen: zu Ramnagar, auf dem östlichen Ufer des Tschenab (22. Nov. 1848); bei einer Furt des Flusses selbst zu Sadalapore (2.—5. Dec. 1848); dann in dem Moorgebüsch von Tschillianwalah (13. Jan. 1849), wo die Engländer über 2200 Todte und Verwundete zählten, die 89 Offiziere nicht mitgerechnet. Die Angloindier behaupteten immer das Schlachtfeld, und der alte Feldherr hielt dies für hinreichend, sich den Sieg zuzuschreiben. In Wahrheit aber zählten alle drei Schlachten als furchtbare Niederlagen, namentlich die von Tschillianwalah. Noch solch eine Schlacht, hieß es — und der ganze Grundbau des östlichen Reichs ist erschüttert.

In Großbritannien und Hindostan erzitterte man für den Bestand der angloindischen Herrschaft, für die großen Gewinnste, für die einträglichen Stellen so allgemein, daß die stolze gebietende Hansa sich demüthigte, wie vielleicht niemals zuvor im Verlaufe ihrer ganzen Geschichte. Man brauchte nicht blos einen tüchtigen General; man wollte auch einen in Indien bekannten, gefürchteten Namen. Sir Charles Napier, der Sieger bei Miani und Eroberer Sindhs, vereinigte alle diese Eigenschaften. Der leidenschaftliche, etwas wunderliche Feldherr lag aber mit dem Indischen Hause im Streite; die bittern anzüglichen Reden beider Theile wurden selbst im Parlamente besprochen. Dies Alles mußte ertragen, mußte äußerlich wenigstens vergessen werden. Noth und Angst standen vor der Thüre, und alle persönlichen Rücksichten mußten verschwinden. Noch waren nicht vier Monate seit der Schlacht von Tschillianwalah verflossen, und Napier hatte den Oberbefehl des indischen Heeres übernommen. In dieser Zwischenzeit aber war Großes geschehen; man bedurfte in Indien des Helden von Miani nicht mehr. Die Stadt Multan wurde im Beginn des Jahres 1849 genommen, und auch die Burg mußte sich nach einem hartnäckigen Widerstande ergeben (22. Jan. 1849). Malradsch selbst und alle die zusammengeraubten Schätze fielen in die Hände der Sieger; die Stadt ward der Plünderung übergeben, wobei sich selbst Oberoffiziere der bengalischen Armee betheiligten, und der Fürst vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Der Oberstatthalter begnadigte ihn jedoch zu ewiger Verbannung nach Bengalen, wo er (11. Aug. 1851) gestorben ist. Vergebens hatte der Fürst auf die Zusage des Emir von Kabul gehofft: „Der Dewan möge nur aushalten; die Afghanen kämen um die Engländer jenseit der Satledsch zu jagen.“ Dost Muhammed und seine Scha-



diesem Tage ward dem Volke der Sikh die Vereinigung der Länder des Ma-
dschah Dhalip mit Britisch-Indien verkündet. „Die Sikh", erklärte Lord Dal-
e, „haben weder die Kriegssteuer bezahlt noch die Darlehn zurückerstattet; sie
i sich durch Erneuerung des Kriegs undankbar bewiesen und jeden Anspruch auf
e verwirkt. Die indische Regierung ist nun, der eigenen Sicherheit wegen und
· ihren Willen gezwungen, die Familie des Ranadschit des Throns zu entsetzen.
ganze Eigenthum dieser Familie, alle liegende und fahrende Habe, namentlich
uwelen, sind die rechtmäßige Beute des Siegers. Dhalip erhält ein Gnaden-
t; den friedlich gesinnten Häuptlingen verbleiben ihre Lehen; die Andern verlie-
ie sammt dem übrigen Besitzthum. Alle Burgen, außer die von Engländern
en, werden geschleift und auch die andern Festungswerke niedergerissen. Eine
tsreligion ist jetzt im Lande der Fünfflüsse nicht mehr vorhanden: Brahmanen,
und Muselmänner genießen gleiche Rechte." Dies Alles wurde im vollen
tsrath zu Lahor verkündigt. Dhalip unterzeichnete mit kindischer Sorglosigkeit
bdankungsurkunde; ihm folgten die Häuptlinge. Nur ein Einziger wagte einen
Widerspruch. „Ihr Engländer", sprach Diannath, „habt 200000 Sikh er-
t, und jetzt nehmt ihr noch unser Land!" Die britischen Farben flaggten auf
Schlosse und 100 Kanonenschüsse verkündeten das große Ereigniß — den Un-
ig des Reichs der Sikh. Gulab behielt, vielleicht zur Belohnung geheimen
ths, sein Fürstenthum Dschamu unter den bekannten Bedingungen des Ver-
von Amritsir. Auf die Nachkommen wird er es aber wol schwerlich bringen.
Bewohner innerhalb der fünf Flüsse wurden entwaffnet und das Land durch
0 Mann militärisch besetzt. Die meuterisch gesinnte Hauptstadt mit einer Be-
ung von 80000 Seelen, worunter aber kaum 4000 Sikh, erhielt allein eine
ison von 8000 Mann. Überdies wurden 38000 Mann an die Grenzen ge-
Alle Truppen zusammen im Pendschab, in dem dschalinder Zwischenflußgebiet
n der Nordwestgrenze beliefen sich auf 71000 Mann aller Waffengattungen.
So stand nun 1850 die indische Regierung, durch die frühern harten und blu-
Erfahrungen belehrt, gerüstet da, um jede Meuterei in allen den zahlreichen Län-
des vereinigten anglo-indischen Reichs, von den chinesischen Grenzen im Norden und
n bis herab zum Meere und hinauf zu den Puschtumarken, mit Übermacht er-
n zu können. Hierzu kommt der geordnete Staatshaushalt: das Bruttoein-
en von 27½ Millionen Pfund Sterling übersteigt in Friedenszeiten die Aus-
. Die Verwaltung des Pendschab steht unmittelbar unter dem Oberstatthalter;
ard einem Rathe von drei Engländern anvertraut. Auch die Vorsteher einzelner
e und Bezirke sind Engländer. Die ackerbautreibende und gewerbliche Bevöl-
ng hat sicherlich bei dem Wechsel der Herrschaft gewonnen, und sie scheint auch
ihrem Loose zufrieden. Diese Leute haben nämlich Antheil an den zwei großen
isten so seltenen Wohlthaten aller Unterthanen Großbritanniens: sie sind geschützt
er Ausübung ihrer Religion; sie genießen vollkommene Sicherheit ihrer Person
ihres Eigenthums gegen einheimische Räuber und fremde Eroberer. Unzufrieden
meuterisch gesinnt bleiben, unter den Sikh wie unter den andern Völkerschaften
oostans, die ehemaligen Häuptlinge und die höhern Classen, die Raubritter und
enden Krieger. Man hat deshalb eine Anzahl in Dienst genommen, sie aber
Art unter die Regimenter und Compagnien vertheilt, daß sie nicht gefährlich
den können. In ihren religiösen Gebräuchen sind die Söldner ungehindert, und
mand wehrt es ihnen, auch in allen andern Beziehungen ihre Nationalität zu
ren. Die Sikh erhalten keine Schläge und dürfen selbst nicht mit Schimpfwor-
belegt werden.

Die Feldzüge der 10 Jahre von 1839 — 49 haben ungeheuere Summen ver-
lungen, die bis auf 100 Millionen Pfund Sterling angeschlagen werden. Die
aatsschuld stieg um mehr als 15 Millionen, erreicht aber auch jetzt noch nicht das
iefache jährliche Einkommen: 48 Millionen. Während des letzten Kriegs gegen d
ikh wurden die täglichen Ausgaben auf wenigstens 15000 Pfund Sterling berechn

ren erschienen nicht, und die Aufforderung an alle Muselmänner in Indien, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen, war erfolglos geblieben. Einen Monat später (21. Febr. 1849) verloren die Sikh die Entscheidungsschlacht bei Gudscherat, eine Stadt, zehn englische Meilen östlich des Tschenab gelegen, auf der großen Heerstraße von Atak nach Lahor. Die Truppen von Multan hatten sich zuvor mit dem Hauptheere vereinigt; der Oberfeldherr war klugerweise beseitigt worden; mit ihm der böse Genius des angloindischen Heeres. Die Artillerie war hier wieder in die Stellung eingetreten, welche ihr nach der jetzigen Kriegskunst geziemt. Vorzüglich an der richtigen Verwendung der Artillerie hängt heutzutage das Loos der Schlachten. 100 Kanonen des größten Kalibers unterhielten, während dreier Stunden, ein beständiges Feuer in der Weise, daß im Durchschnitt, wie in der Schlacht bei Waterloo, aus jeder Kanone in einer Stunde 40 Schüsse fielen. Kein indisches Heer ist jemals solch einem mörderischen Feuer ausgesetzt gewesen. Es war ein furchtbares Morden in dieser Entscheidungsschlacht bei Gudscherat. Die Sikh zählten, wie es heißt, 60000 und die Engländer blos 25000 Mann. Pardon wurde weder gegeben noch angenommen; die Gefangenen mußten sämmtlich niedergemacht werden. Dost Muhammed, sein Sohn Akram-Khan (der berüchtigte Akber, der 1849 starb) und mehre afghanische Reiterhaufen (16000 Mann stark), die tapfer mitgefochten hatten, flohen eilends über den Indus und entkamen glücklich durch die Chaiberpässe. Vergebens boten die Engländer den hier hausenden Stämmen große Summen, wenn sie dem Emir und seinen Scharen den Durchzug wehren wollten. Die Muselmänner übten jedoch keinen Verrath gegen die Glaubensgenossen.

Die schnelle Verfolgung des Feindes, durch General Gilbert, beschleunigte das Ende des Kriegs. Schir Singh zählte noch 16000 Mann mit 40 Kanonen. Hätte man dieser Truppe Zeit gelassen, sich zu verstärken: der Krieg wäre ohne Zweifel in die Länge gezogen worden. Die Masse der Landbevölkerung, dem herrsch- und rachsüchtigen Soldatenthum abgeneigt, hatte sich während der *ganzen Zeit* ruhig verhalten und legte auch jetzt den nachsetzenden Engländern keine Hindernisse in den Weg. Die Fliehenden wurden eingeholt, und sie fügten sich ohne weitern Widerstand dem Geschick. Mit der Wiedereinnahme Peschawers (16. März 1849) durch General Gilbert war der Feldzug zu Ende. Bei Rawil Pindi, zwischen dem Dschelam und Indus, übergaben die Häuptlinge, Schir Singh, sein Vater Tschattar Singh und die Andern ihre Schwerter. Die Gemeinen legten ihre Flinten nieder (man sammelte deren 20000) und wurden in die Heimat entlassen. Die erbeuteten Kanonen im ersten und zweiten Kriege beliefen sich auf 500 Stück. Die Entwaffnung bei Rawil Pindi bot einen rührenden Anblick dar. Mit Thränen in den Augen trennten sich die alten Krieger von ihrer Wehre. „Hätten uns die Anführer nicht treulos verlassen", so sprachen Ranadschit's ergraute Reiter, „niemals wäre es soweit gekommen. Jetzt erst, du großer Maharadschah, jetzt erst bist du in Wahrheit begraben. Doch das Ende der Zeiten ist noch nicht gekommen; wir begegnen uns einst wieder im offenen Felde; es werden noch mehre Schlachten geschlagen werden zwischen der heiligen Kirche und den treulosen Frengis." Und in der That laufen in Indien, was freilich bei jedem Nationalunglücke allenthalben der Fall ist, allerlei Gerüchte von stattgehabten Bestechungen. „Man habe auch jetzt wieder mit Gold erlangt, was das Schwert nicht vollbringen konnte." Auffallend bleibt das milde Verfahren, welches anfänglich gegen die beiden Hauptanführer beobachtet wurde: Schir und Tschattar Singh wurden blos auf ihre Güter verwiesen. Nach Verlauf einiger Monate beschuldigte man sie indessen einer abermaligen verrätherischen Verbindung mit dem Emir von Kabul, und führte sie nach verschiedenen festen Plätzen in Hindostan ab.

Die Anordnungen Hardinge's hatten sich nicht bewährt. Das Pendschab mußte — dies war allgemeine Überzeugung, wollte man neuen Kriegen vorbeugen — unter die unmittelbare englische Herrschaft gestellt werden, was auch vermittelst einer Bekanntmachung des Oberstatthalters zu Lahor am 29. März 1849 geschah.

An diesem Tage ward dem Volke der Sikh die Vereinigung der Länder des Maharadschah Dhalip mit Britisch-Indien verkündet. „Die Sikh", erklärte Lord Dalhousie, „haben weder die Kriegssteuer bezahlt noch die Darlehn zurückerstattet; sie haben sich durch Erneuerung des Kriegs undankbar bewiesen und jeden Anspruch auf Milde verwirkt. Die indische Regierung ist nun, der eigenen Sicherheit wegen und gegen ihren Willen gezwungen, die Familie des Ranadschit des Throns zu entsetzen. Das ganze Eigenthum dieser Familie, alle liegende und fahrende Habe, namentlich die Juwelen, sind die rechtmäßige Beute des Siegers. Dhalip erhält ein Gnadengehalt; den friedlich gesinnten Häuptlingen verbleiben ihre Lehen; die Andern verlieren sie sammt dem übrigen Besitzthum. Alle Burgen, außer die von Engländern besetzten, werden geschleift und auch die andern Festungswerke niedergerissen. Eine Staatsreligion ist jetzt im Lande der Fünfflüsse nicht mehr vorhanden: Brahmanen, Sikh und Muselmänner genießen gleiche Rechte." Dies Alles wurde im vollen Staatsrath zu Lahor verkündigt. Dhalip unterzeichnete mit kindischer Sorglosigkeit die Abdankungsurkunde; ihm folgten die Häuptlinge. Nur ein Einziger wagte einen leisen Widerspruch. „Ihr Engländer", sprach Diannath, „habt 200000 Sikh ermordet, und jetzt nehmt ihr noch unser Land!" Die britischen Farben flaggten auf dem Schlosse und 100 Kanonenschüsse verkündeten das große Ereigniß — den Untergang des Reichs der Sikh. Gulab behielt, vielleicht zur Belohnung geheimen Verraths, sein Fürstenthum Dschamu unter den bekannten Bedingungen des Vertrags von Amritsir. Auf die Nachkommen wird er es aber wol schwerlich bringen. Die Bewohner innerhalb der fünf Flüsse wurden entwaffnet und das Land durch 33000 Mann militärisch besetzt. Die meuterisch gesinnte Hauptstadt mit einer Bevölkerung von 80000 Seelen, worunter aber kaum 4000 Sikh, erhielt allein eine Garnison von 8000 Mann. Überdies wurden 38000 Mann an die Grenzen gestellt. Alle Truppen zusammen im Pendschab, in dem dschalinder Zwischenflußgebiet und an der Nordwestgrenze beliefen sich auf 71000 Mann aller Waffengattungen.

So stand nun 1850 die indische Regierung, durch die frühern harten und blutigen Erfahrungen belehrt, gerüstet da, um jede Meuterei in allen den zahlreichen Ländern des vereinigten angloindischen Reichs, von den chinesischen Grenzen im Norden und Westen bis herab zum Meere und hinauf zu den Puschtumarken, mit Übermacht erdrücken zu können. Hierzu kommt der geordnete Staatshaushalt: das Bruttoeinkommen von 27½ Millionen Pfund Sterling übersteigt in Friedenszeiten die Ausgaben. Die Verwaltung des Pendschab steht unmittelbar unter dem Oberstatthalter; es ward einem Rathe von drei Engländern anvertraut. Auch die Vorsteher einzelner Kreise und Bezirke sind Engländer. Die ackerbautreibende und gewerbliche Bevölkerung hat sicherlich bei dem Wechsel der Herrschaft gewonnen, und sie scheint auch mit ihrem Loose zufrieden. Diese Leute haben nämlich Antheil an den zwei großen in Asien so seltenen Wohlthaten aller Unterthanen Großbritanniens: sie sind geschützt in der Ausübung ihrer Religion; sie genießen vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums gegen einheimische Räuber und fremde Eroberer. Unzufrieden und meuterisch gesinnt bleiben, unter den Sikh wie unter den andern Völkerschaften Hindostans, die ehemaligen Häuptlinge und die höhern Classen, die Raubritter und fahrenden Krieger. Man hat deshalb eine Anzahl in Dienst genommen, sie aber der Art unter die Regimenter und Compagnien vertheilt, daß sie nicht gefährlich werden können. In ihren religiösen Gebräuchen sind die Söldner ungehindert, und Niemand wehrt es ihnen, auch in allen andern Beziehungen ihre Nationalität zu wahren. Die Sikh erhalten keine Schläge und dürfen selbst nicht mit Schimpfworten belegt werden.

Die Feldzüge der 10 Jahre von 1839 — 49 haben ungeheuere Summen verschlungen, die bis auf 100 Millionen Pfund Sterling angeschlagen werden. Die Staatsschuld stieg um mehr als 15 Millionen, erreicht aber auch jetzt noch nicht das zwiefache jährliche Einkommen: 48 Millionen. Während des letzten Kriegs gegen die Sikh wurden die täglichen Ausgaben auf wenigstens 15000 Pfund Sterling berechnet

Das Land der Fünfflüsse ist aber im Stande, alle Unkosten und Verluste schnell zu ersetzen. Schon im ersten Jahre der Eroberung wurden die Einnahmen auf 123 und die Ausgaben blos auf 94 Lakh Rupien angeschlagen. Wird der Friede erhalten, so erwartet man noch größere Überschüsse für die folgenden Zeiten. Diese Aussichten haben sich auch noch schneller, als man glaubte, und in größerm Maßstabe verwirklicht.

Die wiederholten blutigen Kämpfe eines von dynastischen Häuptlingen verrathenen Heeres gewähren einen tiefen Blick in die Zukunft des angloindischen Reichs. Wie verschieden sind nicht die Schlachten von Plasey und Sobraon, die Feldzüge gegen Birmanen und Chinesen von denen gegen die Maharatten und Sikh! Es ist kein Kampf mehr gegen nur zusammengerottete ordnungslose Haufen. Die Asiaten haben europäische Kriegskunst erlernt, und werden ihren Feinden bald als ebenbürtige Kämpfer entgegentreten. Verstehen sie einst, eine vernünftige, staatliche und bürgerliche Ordnung zu begründen, dann werden sie mit leichter Mühe die wenigen Fremden aus dem Lande jagen. Die angloindische Regierung hatte in der That gewünscht, den Sikhstaaten eine Art beschränkter Landeshoheit zu bewahren, und zwar aus höhern Rücksichten. Es haben nämlich Großbritannien und Rußland ein gleiches Interesse, daß eine Anzahl Länder zwischen Indien und dem Kaspischen Meere von der unmittelbaren europäischen Herrschaft befreit bleiben und einer traurigen Unabhängigkeit genießen. Sie sollen gleichsam den beiden Weltstaaten als neutrale Scheidewand dienen. „Sich nicht in Mittelasien zu berühren und zu reiben ist die unumgängliche Bedingung einer dauernden Freundschaft zwischen Großbritannien und Rußland.“ Der Drang der Verhältnisse ist aber stärker als der Wille der Menschen; er ist mächtiger als die Macht der größten Reiche. Engländer und Russen müssen, durch solche unberechenbare Umstände, wie sie die Sikh herbeigeführt haben, getrieben, ihre asiatischen Besitzungen nach allen Himmelsgegenden ausdehnen. Die Garnisonen sind bereits über Peschawer vorgeschoben. Zu Dschamrud, am Eingange der Chaiberpässe, haben die Briten ein befestigtes Lager bezogen; jeder Verkehr zwischen Hindostan und Kabul ist unterbrochen. Sie arbeiten an der Eröffnung neuer Handelsstraßen über Kaschmir, Ladakh und Tübet, nach Bokhara und Chokand, nach Ili und Kaschgar, um die Russen von den Märkten Mittelasiens zu verdrängen, während diese selbst von Norden her gegen Khiwa und den Syr Daria, gegen die Große und Kleine Bucharei vordringen. Den Aralsee befahren die Russen mit Dampfschiffen; den Syr aufwärts zum Thale Wochan haben sie Burgen errichtet und ringsum das Land aufgenommen. Sie haben sich an dem Issikul festgesetzt und bereits mehre Kirgisenhorden an der russisch-chinesischen Grenze, namentlich drei Stämme der Kara-Kirgisen, bewogen (1847), sich der Herrschaft des großen Slawenreichs zu fügen. Andererseits hat die Unterwerfung der afghanischen Gebirgsstämme jenseit Peschawer bereits begonnen. Die Jusoffsi müssen den Briten regelmäßige Steuern entrichten; einem gleichen Schicksale werden der Stamm der Afredis und seine Nachbarn im Nordosten sicherlich nicht entgehen. Wollen die Gebieter von Hindostan und Dekkan, vom Pendschab und Kaschmir ihr großes asiatisches Reich vor feindlichen Einfällen wahren, so müssen auch sie, wie zu ihrer Blütezeit die Großmongolen, die Herrschaft über die noch übrigen Länder Afghanistans erringen und behaupten. Ist dies geschehen, so werden Russen und Engländer in Persien, wo sich die Interessen schon längst feindlich berühren, und in Vorderasien mit den Waffen in der Hand aufeinander stoßen. Gleichwie in frühern Jahrhunderten geschehen, so mögen auch zu unsern Tagen auf den Ebenen Mesopotamiens und Khorasans, im alten Türkenlande bei Bokhara und Samarkand, die Entscheidungsschlachten über die Herrschaft im mittlern und westlichen Asien geschlagen werden.

Zur Statistik des angloindischen Reichs.

Der angloindische Staat zerfällt in zwei Abtheilungen: in unmittelbare Besitzungen, welche theils unter dem Oberstatthalter, theils unter den drei Präsident-

schaften Bengalen, Madras, Bombay und der Regierung von Agra stehen; dann in die unmittelbaren Reiche und Lehnsfürstenthümer, die bald dieser, bald jener Behörde untergeordnet sind. Bis zur Vollendung der trigonometrischen Aufnahme des Reichs (es waren 1848 blos 477044 englische Quadratmeilen gemessen) kann der Flächenraum nur annähernd bestimmt werden. Die unmittelbaren Besitzungen, Sindh, das Pendschab und alle ehemaligen Provinzen des birmanischen Reichs eingeschlossen, werden von den Vorständen der trigonometrischen Commission auf 800758, die mittelbaren Lehnslande auf 508422, beide zusammen also auf 1,309200 englische Quadratmeilen angegeben. Eine auf wirklicher Zählung beruhende Bevölkerungsliste des ganzen Reichs ist ebenfalls noch nicht vorhanden. Nach den sichersten Angaben leben in den unmittelbaren Besitzungen an 105, in den mittelbaren wenigstens 55 Millionen, wonach das ganze angloindische Reich eine Bevölkerung von 160 Millionen haben würde. Ein Achtel dieser Bevölkerung bekennt sich zum Islam. Die gegenseitigen Verpflichtungen der Lehnslande, wozu wir auch Nepal rechnen, sowol von ihrer Seite gegen Großbritannien als Großbritannien gegen sie, sind verschiedener Natur und durch Verträge festgesetzt. Bald sind die Lehnsbesitzer blos gehalten, ohne Zustimmung des Oberherrn keinen Europäer und Amerikaner in ihre Dienste zu nehmen, und englischen Residenten Zutritt zu gestatten; bald haben sie auch britische Truppen aufzunehmen und bestimmte Lehnsgefälle zu entrichten; bald müssen sie jede Einmischung in die innere Verwaltung zulassen und sich dem Gebote des Oberstatthalters unbedingt fügen. Aber auch wo Tractate dieser Art nicht stattfinden, verfügen die britischen Behörden im Nothfalle unbedingt über alle Hülfsquellen der mittelbaren Besitzungen; ja diese Besitzungen können sämmtlich, was früher oder später ohne Zweifel geschehen wird, aufgehoben und mit den Präsidentschaften vereinigt werden. Die wichtigsten dieser Lehnsreiche sind: Nepal mit 54500 Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohnern; Audh mit 23738 Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohnern; Maisor mit 30886 Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohnern; Haiderabad (Nisam) mit 95337 Quadratmeilen und 10 — 11 Millionen Einwohnern; Berar oder Nagpor mit 76432 Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohnern.

Die Einnahmen aller dieser mittelbaren Reiche, Fürstenthümer und größern Lehen betragen in runder Zahl die Summe von 13 Millionen Pfund Sterling, wovon kaum 600000 als Lehnsgebühren und für die Contingente in die Kasse des angloindischen Reichs fließen, welche überdies zum großen Theile von den Residenten und ihren Gehülfen wieder verschlungen werden. Andere der Herrschaft entsetzte Fürstenfamilien erhalten jährliche Pensionen in einem Gesammtbetrage von 1,296258 Pfund Sterling. Dies sind:

Die Familie der Großmogul von Delhi	130000	Pfund	Sterling.
Die Familie des letzten Nabob von Bengalen .	160000	„	„
Die Familie der frühern Nabob	90000	„	„
Die Familie des letzten Nabob von Karnata. .	116514	„	„
Die Familie des Radschah von Tanjor.	118350	„	„
Die Familie des Radschah von Benares	14300	„	„
Die Familie des Tippu Sahib von Maisor . .	63954	„	„
Die verschiedenen Radschah von Malabar . . .	25000	„	„
Die Familie des letzten Peschwa der Maharatten	135000	„	„
Andere verschiedene kleine Pensionen	443140	„	„
Gesammtbetrag	1,296258	Pfund	Sterling.

Durch Einziehung oder wenigstens Verminderung dieser Pensionen und Lehnsstaaten würde die angloindische Regierung einen großen Überschuß der Einnahmen erzielen; es könnten die Abgaben der schwer belasteten Völker erleichtert und eine Menge allgemein nützlicher Anstalten errichtet werden.

Eine zweite Eintheilung des Reichs ist die in Verordnungsländer und Nichtverordnungsländer (Regulation provinces; Non regulation provinces). Lord Corn-

wallis hat nämlich (1793) kurz vor dem Ende seiner ersten Oberstatthalterschaft für die Präsidentschaft Bengalen eine Anzahl Verordnungen erlassen, welche an die Stelle der frühern Gesetze traten und als Norm für künftige Beamten dienen sollten. Es dauerte aber nicht lange, so erkannte man das Willkürliche und Ungehörige dieser Maßregel. Die neuerworbenen Länder blieben frei von diesem Drucke; sie wurden nach naturgemäßern Normen regiert, und hießen nun Nichtverordnungsländer, weil hier die Verordnungen Cornwallis' nicht galten. Diese Gebiete stehen sonderbar genug immer noch unter dem auswärtigen Departement der Regierung zu Kalkutta.

Die Präsidentschaften zerfallen in Bezirke von 3—6000 englischen Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von einer halben bis einer Million, die unter Beamten steht, welche die mannichfachen Geschäfte der Polizeidirectoren und Einnehmer in sich vereinigen. Die Handhabung des Rechts führen eigene Gerichtshöfe; doch ist hier und da den Einnehmern auch die untere Gerichtsbarkeit übertragen. Eine Anzahl Gehülfen, theils im ordentlichen Dienste mit pragmatischen Rechten, theils gewöhnliche Diener (covenanted und uncovenanted service), ist den Beamten und Richtern beigegeben. Die Diener sind gewöhnlich Eingeborene oder Eurasier, welche nach Belieben ihrer Stellen entsetzt werden. Die untern Classen dieser Diener erhalten eine geringe Besoldung von 10—300 Pfund Sterling jährlich; die untersten kaum mehr als die gewöhnlichen Arbeiter, vier bis fünf Gulden monatlich, womit sie unter den klimatischen Verhältnissen landesgemäß leben und sich kleiden können. Der Tagelohn in Indien trägt nämlich im Durchschnitt blos acht bis neun Kreuzer. Bei diesen auf Ruf und Widerruf Aufgenommenen, deren an 2000 gerechnet werden, gibt es zwar auch Stellen von 800 — 1000 Pfund Sterling, die jedoch selten den Eingeborenen zu Theil werden. Offizierssöhne, englische Abenteurer, bankrotte Kaufleute und andere Personen der Art werden den fähigen und unbescholtenen Eingeborenen vorgezogen. Und doch sind diese Beamten von größerm Einflusse als die mit pragmatischen Rechten versehenen. In ihren Händen liegt die ganze bürgerliche Gerichtsbarkeit; sie allein (so z. B. die Classe der Tahsildar) verkehren in Betreff des Steuer- und Polizeiwesens unmittelbar mit der Bevölkerung; sie allein erheben die Zölle und besorgen alle Geschäfte bei dem Salz- und Opiummonopole. Die Besoldungen der Beamten erster Classe, wozu nur Engländer zugelassen werden, sind, wie man aus dem nachfolgenden Verzeichniß sieht, die höchsten, welche jemals bezahlt wurden.

Besoldungen der Beamten mit pragmatischen Rechten (covenanted service):

Der Oberstatthalter	25000	Pfund Sterling.
Die Statthalter zu Madras und Bombay, Jeder	12000	„ „
Der Vicestatthalter zu Agra	8400	„ „
Die Rathsherren zu Kalkutta	10000	„ „
Die Rathsherren zu Madras und Bombay	6200	„ „
Die Oberaufsichtsbeamten (commissioners) in den Provinzen	3500	„ „
Ihre Stellvertreter	12—1800	„ „
Magistrate und Einnehmer in den Bezirken	2800	„ „
Ihre Stellvertreter	840—1200	„ „
Ihre Gehülfen	480	„ „

Die Pension, nach einer 22jährigen Dienstzeit und dreijährigem Urlaub, beträgt 1000 Pfund Sterling, wovon aber die Regierung kaum 400 zahlt; die andern fließen aus jährlichen Abzügen der Besoldungen und deren Interessen.

Lord William Bentinck erhielt die Oberstatthalterschaft unter der Bedingung, den finanziellen Wirren abzuhelfen und ein Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen. Diese Aufgabe wurde nicht blos gelöst, sondern bei seinem Abgange von Indien (1835) zeigte die Staatsrechnung einen bedeutenden Überschuß und so auch in den zwei folgenden Jahren. Während den Vorbereitungen zum afghanischen Kriege (1838—39) begann sich jedoch wieder ein Deficit zu zeigen, welches, wie die folgende Tabelle zeigt, bis zum Rechnungsjahre 1849—50 fortdauert

I. Einnahmen und Ausgaben des angloindischen Reichs während der letzten 15 Jahre (1835—36 bis 1849—50).

	Brutto-Einkommen.	Reines Einkommen.	Ausgaben.	Überschuß.	Deficit.
	Pfund Sterling.	Pfund Sterling.	Pfund Sterling.	Pfund Sterling.	Pfund Sterling.
1835—36	20,680246	16,391000	14,924152	1,466848	—
1836—37	20,976586	16,215000	14,966776	1,248224	—
1837—38	20,832710	16,070000	15,289682	780318	—
1838—39	nicht bekannt	16,320000	16,701000	—	381000
1839—40	„	15,512000	17,650000	—	2,138000
1840—41	„	16,141000	17,895000	—	1,754000
1841—42	„	16,834000	18,605000	—	1,771000
1842—43	„	17,485000	18,831000	—	1,346000
1843—44	„	18,284000	19,724000	—	1,440000
1844—45	„	18,271000	18,854000	—	583000
1845—46	„	18,998000	20,493376	—	1,495376
1846—47	25,272520	19,896000	20,867202	—	971202
1847—48	24,675960	18,748000	20,659791	—	1,911791
1848—49	25,231000	19,442000	20,915115	—	1,473115
1849—50	27,757853	21,686172	21,621326	64846	—
			Summa	3,560236	15,264484

Deficit 15,264484 Pfund Sterling.
Überschuß 3,560236 „ „
Reines Deficit von 1836—50 11,704248 Pfund Sterling.

II. Indisches Budget für das Jahr 1849—50. 1) Einnahmen.

Quellen.	Brutto-Einnahme.	Erhebungskosten und andere Ausgaben.	Nach Procenten.	Lasten vermöge bestehender Tractate.	Reines Einkommen.	Procent jeder Quelle des reinen Einkommens.
	Pf. Sterl.	Pf. Sterl.		Pf. Sterl.	Pf. Sterl.	
Grundsteuer	15,178676			982684 (Bombay)		
Verbrauchssteuern	1,000148	1,732494	10½		13,551752	58½
Kopf-, Gewerbs- und andere Steuern zu Madras (Mathorpha)	88106					
Salzmonopol	3,189214	485462	15		2,703752	11¾
Zölle	496561	130487	13½		816074	3½
Opiummonopol	4,562586	1,203902	26½		3,358684	14½
Tabacksmonopol zu Madras	115000	26552	23		88448	⅓
Stempel- und Gerichtsgebühren	593982	23813	4		570169	2½
Posten	210527				210527	
Münzregal	73901				73901	
Lootsen- und Hafengebühren	94456				94456	
Verschiedene Einnahmen	198564				198564	
Einnahme der ehemals birmanischen Provinzen	196770				196770	7
Einnahme der Besitzungen im östlichen Archipelagus, Pinang, Singhapur u. s. w.	70354				70354	
Sindh	298375				298375	
Lehnsgebühren der einheimischen Staaten	566694				566694	
Außerordentliche Einnahmen	369400				369400	1⅞
Abzug der Pensionen für die Familien ehemaliger Fürsten				1,296258	(minus 2,278942 Lasten.)	
Summa	27,757853	3,602712		2,278942	21,686172	

2) Ausgaben.

	Pfund Sterling.	Procent vom Ganzen.
Für das Heer	12,110307	56
Marine	406995	9
Die Civilverwaltung, Geistlichkeit, Reparaturen an Straßen u. s. w.	1,806627	8½
Die Gerichts- und Polizei-Anstalten	1,943550	9
Neubauten	482862	2¼
Münze	52380	
Posten	212781	
Für die ehemals birmanischen Provinzen und die Besitzungen im östlichen Archipelagus	190734	5
Sindh mit Ausschluß der Kosten für die reguläre Besatzung	439243	
Außerordentliche Ausgaben	227100	
Ausgaben in England: für Pensionen, Posten u. s. w.	709173	3¼
Dividenden der Actien der Ostindischen Compagnie	69655	3
Interessen der Staatsschuld	2,41655	11
Summa	21,621538	99¾
Ueberschuß	64846	¼

Das Pendschab ist indessen hierin nicht aufgeführt, weil sein Budget noch getrennt gehalten wird von der übrigen Staatsrechnung des angloindischen Reichs.

III. Budget des Pendschab und der in administrativer Beziehung dazu gehörigen Länder für 1850—51.

Einnahmen.	Pfund Sterling.	Ausgaben.	Pfund Sterl.
Länder diesseit der Satledsch und Dschalinders	550000	Länder diesseit der Satledsch und Dschalinders	110000
Länder westlich der Bias:		Länder westlich der Bias:	
Grundsteuer	1,035213	Pensionen	30000
Salzmonopol	120000	Bürgerliche Verwaltung	19875
Andere Einnahmen	144243	Neue Truppencorps	136950
Summa	1,849456	Summa	490175

Es bleibt also ein Überschuß für das Heer und als Beisteuer für das angloindische Reich von 1,359443 Pfund Sterling.

An der Nordwestgrenze stand bereits eine große Armee, sodaß die Einverleibung des Pendschab die Militärausgaben eher verminderte als vermehrte. Daher ein großer Theil des Überschusses der Einnahmen. Sindh bedurfte im Gegentheil einer ganz neuen Besatzung, und ist auch keineswegs ein in dem Grade fruchtbares Land wie das Fünfflußgebiet, weshalb hier ein so großes Deficit stattfindet. Die rohen Erträgnisse des angloindischen Reichs können jetzt in runder Zahl auf 48 Millionen Pfund Sterling gerechnet werden, wovon England 28 und die Lehnsstaaten 15 beziehen. Fünf Millionen gehen durch abgabenfreien Grundbesitz verloren, welcher von Schenkungen aus frühern Jahrhunderten herrührt, und zwei durch die ewige Steuerrolle des Lord Cornwallis in Bengalen. Nach dem Abzuge der auf den rohen Erträgnissen ruhenden Lasten der Pensionen verbleiben Großbritannien kaum zwei Millionen mehr als die Hälfte des eigentlichen Einkommens des angloindischen Staats nach den jetzigen Grenzen.

Die indische Staatsschuld ward im letzten Jahre des Überschusses (1837—38) auf 30,446249 Pfund Sterling angegeben. Sie ist seit der Zeit (denn das angloindische Reich muß die Kosten seiner Eroberung und Erweiterung selbst bezahlen)

immer gestiegen, und belief sich 1850 auf 51,071710 Pfund Sterling, deren Interessen 2,410535 Pfund Sterling erheischen.

Man ersieht aus dieser Staatsrechnung, daß die Grund- und Verbrauchssteuern nahe an zwei Fünftel des Einkommens tragen; ein Siebentel kommt vom Opium, dessen Erträgnisse aber gar sehr dem Wechsel unterworfen sind, und ein Neuntel vom Salzmonopol. Die Ausgaben für die Landmacht verschlingen 56 % des ganzen Einkommens; die Marine kostet blos 2 %. Die Bedürfnisse für die Regierung, für die bürgerliche und gerichtliche Verwaltung, für Straßen- und Wasserbau, Post und Münze, selbst die Unkosten für Sindh und andere außerordentliche mitgerechnet, steigen blos auf 24½ %, also auf viel weniger als die Hälfte für die bewaffnete Macht. Die Interessen der Staatsschuld, die Dividende der Actien, dann die Ausgaben für die indische Regierung und die auf Indien berechneten Institute in England betragen an 17 %. Man ersieht hieraus, welche geringe Summe auf die Wohlfahrt und Bildung der Völker des angloindischen Reichs verwendet wird, und wie sie unter solchen Umständen, bei allen Missionen und Missionsschulen, immer mehr verwildern müssen. Diese Verwilderung spiegelt sich ab im peinlichen und bürgerlichen Gerichtswesen. Die Verbrechen mehren sich, namentlich in den ältern Provinzen des Reichs in wahrhaft erschrecklicher Weise. Wie jedoch hier die mangelhaften Einrichtungen in Betreff des Grundbesitzes, der Grundsteuer u. s. w. ebenfalls das Ihre beitragen, ist schon aus der einfachen Thatsache ersichtlich, daß sich in Bengalen ein Viertel der Processe auf die Verhältnisse von Grund und Boden beziehen.

Alexander von Humboldt.*)

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt wurde in Berlin am 14. Sept. 1769 geboren, studirte in Frankfurt a. O. und Göttingen, besuchte eine Zeit lang die Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg und verlebte hierauf, 1790—91, ein Jahr auf der Bergakademie in Freiberg. Die ihm von der preußischen Regierung 1792 gegebene Anstellung als Assessor im Bergwerksdepartement, welche später mit dem Amte eines Oberbergmeisters in Baireuth vertauscht wurde, gab er 1795 wieder auf, um einen Lebensweg einzuschlagen, auf welchem es ihm gelungen ist, das Außerordentlichste für die Wissenschaften zu leisten und sich einen unvergänglichen Namen zu bereiten. Von Jugend auf zur Naturforschung durch innern Genius getrieben, angeregt durch erfolgreiche kleinere Reisen, zumal aber durch den Umgang mit J. G. Forster, den er 1790 auf einem Ausfluge nach dem Niederrhein, England und Holland begleitet hatte, begann er nach einem Lande umzublicken, dessen natürlicher und wenig gekannter Reichthum dem fleißigen Forscher die Aussicht auf zahlreiche und werthvolle Entdeckungen eröffnen könnte. War auch die Wahl desselben nicht sogleich fest entschieden, so wurden doch seit 1795 die wissenschaftlichen Vorstudien mit großem Eifer begonnen und mehre Reisen zu diesem Zwecke unternommen.

---

*) Alexander von Humboldt hatte die Güte, der dringenden Bitte des Herausgebers und Verlegers des „Conversations-Lexikon" nachgebend, den ihn betreffenden Artikel der neunten Auflage dieses Werks einer Durchsicht zu unterwerfen. Der berühmte Gelehrte theilte infolge dessen der Verlagshandlung freundlichst eine vollständige Zusammenstellung seiner Reisen nebst Angabe der Zeitfolge, der Richtung und des Zweckes mit, welche für den Artikel „Alexander von Humboldt" in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" benutzt wurde, und hiermit den Lesern der „Gegenwart" als ein höchst interessantes Document dargeboten wird. Die mit Anführungszeichen („ ") bezeichneten Stellen sind wörtlich der Handschrift Humboldt's entlehnt; der verbindende Text gehört dem betreffenden Artikel der neunten Auflage des „Conversations-Lexikon" an. D. Red.

„Folgendes sind chronologisch geordnet die Ereignisse seiner frühern Jugend. Humboldt verlor seinen Vater, der im Siebenjährigen Kriege, als Major, Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und nachher königlicher Kammerherr war, als er noch nicht das zehnte Jahr erreicht hatte. Er genoß, gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Wilhelm, im Hause der Mutter, unter der Leitung eines talentvollen Mannes (des nachmaligen Geheimen Oberregierungsraths Kunth) einer überaus sorgfältigen wissenschaftlichen Erziehung. Privatcollegia wurden beiden Brüdern von Fischer in Mathematik, von Engel in Philosophie, von Dohm in politischen Wissenschaften gelesen. Herbst und Winter 1787—88 brachte Humboldt auf der Universität Frankfurt a. O., den folgenden Sommer und Winter wieder in Berlin zu, um Technologie, auf das Fabrikwesen angewandt, zu studiren und, nun erst seinem fleißigen Bruder nachstrebend, sich ernsthafter mit der griechischen Sprache zu beschäftigen. In dieser Zeit schloß Humboldt sich mit warmer Freundschaft an den jungen aber schon berühmten Botaniker Willdenow an, und zeigte besondere Vorliebe für das Studium der Kryptogamen und der zahlreichen Familie der Gräser. Im Frühjahr 1789 bezog er die Universität Göttingen, deren reiche Schätze er ein Jahr lang benutzte. Er frequentirte gemeinschaftlich mit seinem Bruder (der bald mit Campe, wenige Wochen nach dem Sturm der Bastille, die Reise nach Paris machte) die philologischen Collegia des Heyne'schen Seminars. Sein erster Versuch einer literarischen Arbeit war eine kleine Schrift über die Webereien der Griechen, die nie erschienen ist, aber (wie man aus der Correspondenz von W. von Humboldt erfährt) 1794 an F. A. Wolf zur Durchsicht geschickt wurde. Die Liebe zu naturhistorischen Studien wurde in Göttingen mannichfach genährt durch den Unterricht von Blumenbach, Beckmann, Lichtenberg und Link, durch Reisen an den Harz und an die Rheinufer. Eine Frucht der letzten Excursion war Humboldt's erstes gedrucktes Buch: «Über die Basalte am Rhein (vorzüglich den Unkeler Steinbruch), nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten.» Im Frühjahr und Sommer 1790 begleitete Humboldt von Mainz aus Georg Forster, der mit seinem Vater dem Capitän Cook bei seiner zweiten Weltumsegelung gefolgt war, auf einer schnellen aber überaus lehrreichen Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Diese Begleitung, das Wohlwollen von Sir J. Banks, eine große, plötzlich erwachende Leidenschaft für das Seewesen und den Besuch ferner tropischer Länder äußerten den belebendsten Einfluß auf Entschlüsse, die nach dem Tode der Mutter erst zur Ausführung kommen sollten. Im Monat Juli 1790 aus England nach Deutschland zurückgekehrt und damals noch zu einer praktischen Laufbahn im Finanz- und Kameralfache bestimmt, begab sich Humboldt nach Hamburg auf die Handelsakademie von Büsch und Ebeling, um ein Collegium über den Geldumlauf zu hören, das Buchhalten zu erlernen und von den Comptoirgeschäften genaue Kenntniß zu nehmen. Der Zusammenfluß so vieler jungen Leute aus den verschiedensten Theilen von Europa gab auf diesem Institute die günstigste Gelegenheit zur Übung in lebenden Sprachen; auch machte der Contact mit Klopstock, Voß, Claudius und den beiden Stolberg (im nahen Holstein) den hamburger Aufenthalt sehr angenehm und lehrreich. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte in Berlin und Tegel im mütterlichen Hause, erlangte endlich Humboldt die Erlaubniß seine nächste Lebensbestimmung zu verändern und nach seinem sehnlichsten Wunsche außerhalb der Städte in der freien Natur zu leben, zum praktischen Bergbau überzugehen. Er hatte indessen seine botanischen Excursionen mit Willdenow fortgesetzt, fleißig gearbeitet an Usteri's «Journal der Pflanzenkunde», und bei Keimversuchen die reizende, alle Keimkraft so auffallend beschleunigende Eigenschaft des Chlors aufgefunden. Im Juni 1791 bezog Humboldt die Bergakademie zu Freiberg, genoß des Privatunterrichts von Werner, der Freundschaft von Freiesleben, Leopold von Buch und Andreas Del Rio, den er 20 Jahre später in Mexico angesiedelt sah. Die Frucht eines achtmonatlichen Aufenthalts im Erzgebirge waren die Beschreibung der unterirdischen kryptogamischen Pflanzen und die Versuche über die grüne Farbe der aller Lichteinwirkung entzogenen

phanerogamischen Gewächse, wenn sie von irrespirabeln Gasarten umgeben sind. (Die «Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum» erschien indessen erst 1793.) Mit Freiesleben gab Humboldt die erste geognostische Beschreibung des böhmischen Mittelgebirges heraus. Durch das ausgezeichnete Wohlwollen des Ministers Fr. von Heinitz schon im Februar 1792 zum Assessor im Bergdepartement ernannt, begleitete er diesen Staatsmann im Juli 1792 in das Markgrafthum Baireuth und wurde zur Untersuchung des dasigen Berg- und Hüttenwesens berufen. Nach seinem Wunsche, nur der Vorrichtung des unterirdischen Grubenbaus fortan anzugehören, zum Oberbergmeister am Fichtelgebirge in den fränkischen Fürstenthümern ernannt, nahm er seinen Hauptwohnsitz in dem kleinen Bergorte Steben bei Naila. Er behielt die Direction des praktischen Bergbaus fast fünf Jahre lang, von 1792—97, aber mit vielen und zwar sehr heterogenen Unterbrechungen. In Aufträgen des berliner Bergdepartements, von dem das fränkische gänzlich getrennt war, wurde Humboldt, im Herbste 1793, zur Untersuchung der Steinsalzgruben und Siedvorrichtungen nach Oberbaiern, Salzburg, dem östreichischen Salzkammergute und (über Tarnowitz) nach Galizien; im Sommer 1794 aber, wieder zu halurgischen Zwecken, nach Kolberg, dem Netzedistrict, den Weichselufern südlich von Thorn und nach Südpreußen geschickt. Politische Begebenheiten, die eine Folge der großen Kriegsereignisse waren, zogen Humboldt nach der Rückkunft aus Posen, ihm selbst sehr unerwartet, nach den Rheinufern. Ein im April 1794 mit England und Holland abgeschlossener Subsidientractat vermochte Preußen zur Fortsetzung des Kriegs gegen die Französische Republik. Der dirigirende Minister in den fränkischen Fürstenthümern Baron von Hardenberg wurde nach Frankfurt gesandt, um dort (für die Zeit der Dauer des Subsidientractats) mit dem englischen und holländischen Gesandten, Lord Malmesbury und Admiral Kynkel zu unterhandeln. Humboldt erhielt von dem preußischen Staatsmanne, dessen Vertrauen und freundschaftlichen Umgang er lange genossen, die Aufforderung, ihn nach der Armee zu begleiten, um seine Thätigkeit zu Missionen nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf und zur Cabinetscorrespondenz zu benutzen. Der Aufenthalt in Frankfurt und bei der Armee zwischen Munzernheim, Mainz und Wesel, ja bis zum holländischen Lager dauerte vier Monate, und erst im October 1794 war Humboldt zurück im baireuther Gebirge. Er setzte eifrigst fort seine chemische Arbeit über die Natur der Grubenwetter wie seine oft gefahrvollen Versuche über eine von ihm conruirte, nicht verlöschende Lampe und die Respirationsmaschine nach dem Principe von Beddoes in Räumen, die er künstlich mit irrespirablen Gasarten gefüllt hatte. In den Sommer und Herbst 1795 fällt eine geognostische Reise durch Tirol nach Venedig, durch die Euganeen, die ganze Lombardei und die Schweiz in angenehmer Begleitung von Freunden, erst mit Reinhard von Haeften und später mit Karl Freiesleben. Humboldt sammelte schon seit 1792, wo er bei seinem ersten Aufenthalte in Wien Nachricht von Galvani's bewundernswürdiger Entdeckung erhalten, Materialien zu seinem großen Werke «Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt», das erst 1797 in zwei Bänden erscheinen konnte, von ihm selbst herausgegeben, keineswegs von Blumenbach, der das Manuscript nie gesehen. Die italienische Reise machte Humboldt in belehrenden Verkehr mit Volta in Como und mit Scarpa in Pavia. Vom November 1795 bis Februar des folgenden Jahres blieb Humboldt wieder auf dem Gebirge praktisch beschäftigt in Steben, Lauenstein, Goldkronach und Arzberg bei Wunsiedel. Die schweren Leiden seiner kranken Mutter zogen ihn nach Berlin, doch nur auf einige Monate. Der plötzliche Einfall des französischen Heeres unter Moreau in das Herzogthum Würtemberg und die Flucht des Landesherrn ließen den König von Preußen besorgen, daß die fürstlich Hohenlohe'schen Besitzungen, denen im Anfange der Französischen Revolution (1791) der Vicomte de Mirabeau eine der Emigrantenlegionen des Condé'schen Corps errichtet hatte, aus Motiven der Rache Plünderung und Unbill von den weiter gegen Franken vordringenden Heeren

von Moreau oder Jourdan erleiden würden. Man hoffte den commandirenden Ge
dazu bewegen zu können, da seit dem Frieden, den der Minister von Hardenbe
Basel den 5. April 1795 abgeschlossen hatte, ein sehr freundschaftliches Verhältni
schen Frankreich und Preußen eingetreten war, die kleinen Hohenlohe'schen Länder
eine preußische Enclave zu betrachten. Humboldt erhielt den Auftrag sich mit
Hauptmann von Pirch, von einem einzelnen Trompeter begleitet, Ende Juli 179
Ingelfingen aus nach dem französischen Hauptquartier in Schwaben zu begeb
war kurze Zeit nach dem Treffen bei Cannstadt. Man sah auf dem Wege noch
General St.-Cyr in einem durch Seile gehaltenen, mehre Monate lang gefüll
benden Conté'schen Luftballon (Ballon captif) den Feind recognosciren. Bei der
des Charakters, die den General Moreau auszeichnete, wurde es nicht schwer, in
nigen Tagen zu erlangen, was man erwünschte. Es sollten die Hohenlohe'
Besitzungen mit preußischen Adlern umgeben werden. In dem französischen Ha
quartier hatte Humboldt die Freude, den General Desaix zu finden, der schon
mals, 14 Monate vor dem Frieden von Campo-Formio, mit Bonaparte's ägyptis
Planen bekannt war, ja mehrmals Humboldt aufforderte nicht die Tropenländer
Neuen Continents zu besuchen, sondern sich einer französischen Expedition nach
Orient anzuschließen. Die Rückkehr aus dem Moreau'schen Hauptquartier, bald
von dem französischen Ingenieur, der die Adler aufpflanzen sollte, war trotz der lieb
den Töne des preußischen Trompeters, in einem Walde bei Nacht, wo östreichische
französische Vorposten stark gemengt standen, sehr unbequem. Die lang gefürch
Nachricht von dem Tode der Mutter (November 1796) brachte nun Humboldt's Ent
schluß einer großen wissenschaftlichen Expedition der Ausführung näher. Auf
Rath des Freiherrn von Zach hatte er schon längst angefangen sich mit praktisch
Astronomie, d. h. mit Sextantenbeobachtungen zu geographischen Ortsbestimmungen
ernsthaft zu beschäftigen. Es war dabei sein reger Wunsch, ehe er Europa auf meh
Jahre verließ, brennende Vulkane zu sehen, den Vesuv, Stromboli und den Ätna.
Sein Bruder Wilhelm wollte ihn mit seiner Familie auf dieser zweiten italieni
schen Reise begleiten. Um sich nun mit Diesem zu vereinigen, löste er seine häusli
lichen Verhältnisse gänzlich auf, und beschloß in völliger Unabhängigkeit und mit In
strumenten ausgerüstet, in deren Gebrauch er sich lange eingeübt, allein dem Studium
der Natur zu leben. Er verließ Baireuth im Jahre 1797 und verweilte in inniger
Verbindung mit Goethe und Schiller drei Monate in Jena. Da er nur rhapsodisch
unter Sömmerring, dem er sein Werk über die gereizte Muskelfaser zugeeignet, menschli
liche Anatomie studirt hatte, so erlangte er von Loder, den er 23 Jahre später auf d
sibirischen Expedition wieder in Moskau begrüßte, ihm ein Privatcollegium zu lesen, d
mit Anleitung zum Seciren verbunden war. Über Dresden, Freiberg, Prag und Wie
ging Humboldt nach Salzburg, auf dem Wege die Schätze des schönbrunner Gartens
die Freundschaft des jungen brasilischen Reisenden, Joseph van der Schott, und d
Wohlwollen des alten Jacquin und Peter Frank's genießend. Der kriegerische und r
volutionäre Zustand von Italien entfernte jede Idee des Genusses einer wissenschaftl
chen Reise; Humboldt's Bruder ging von Wien unmittelbar nach Paris, während
sich entschloß, mit seinem Freunde Leopold von Buch, den Winter einsam mit meteor
logischen Beobachtungen beschäftigt, in Salzburg und Berchtesgaden zuzubringen, u
später, wenn der Zustand von Unteritalien es erlaubte, im nächsten Frühjahr na
die Alpen zu gehen. Diesen Ideen nachhängend, erhielt Humboldt eine Aufforde
von dem in Dalmatien und Griechenland vielgereisten Lord Bristol, ihn auf ei
Excursion nach Oberägypten auf acht Monate zu begleiten: er habe eigene Boo
zu diesem Unternehmen ausrüsten lassen, und mehrere Zeichner sollten ihn, den k
unterrichteten Kunstliebhaber, begleiten. Humboldt nahm das Anerbieten unter d
Bedingung an, daß, nach Alexandrien zurückgekehrt, er sich von Lord Bristol trenn
könne, um allein Syrien und Palästina zu besuchen. Zum Ankauf der ihm no
fehlenden Instrumente entschloß er sich vorher auf wenige Wochen über Stra
burg nach Paris zu gehen, wo er Briefe von Lord Bristol, nach der getroffe

bereinkunft, erwarten sollte. Es war der Anfang des Monats Mai 1798; am 0. desselben Monats ging Bonaparte mit seiner Expedition von Toulon nach Malta nd Alexandrien ab. Statt die erwarteten Briefe zu erhalten, las Humboldt zu inem großen Erstaunen in der „Strasburger Zeitung" die Nachricht, daß Lord Bristol auf Befehl des Directoriums in Mailand verhaftet worden sei, weil man n beschuldige, daß der geheime Zweck seiner ägyptischen Reise sei, auf irgend eine Weise zum Vortheile Englands an den Nilufern zu wirken. So ungerecht und unwahrscheinlich auch eine solche Beschuldigung war, so hätte sie doch, wenn man in Mailand Briefe von Humboldt aufgefunden hätte, auch seine persönliche Sicherheit gefährden können. Als er ungehindert in Paris ankam, wo er sich mit der Familie ines Bruders vereinigte, fand er die Mitglieder des Instituts, die Professoren des ardin des Plantes und das ganze gebildete Publicum mit den, viele Hoffnung erregenden Ausrüstungen zu einer großen Weltumsegelung beschäftigt, die das Directorium nter Anführung des Capitän Baudin seit einigen Monaten decretirt hatte. Die Expedition sollte Buenos Ayres, das Feuerland und die ganze amerikanische Westküste von Valparaiso bis zum Isthmus von Panama berühren, viele Inseln der Südsee, Neuholland und Madagascar besuchen und um das Cap der guten Hoffnung zurückkehren. Humboldt, der die erste sich darbietende Gelegenheit zu einem großen Unternehmen benutzen wollte, schloß sich sogleich dieser Expedition an. Er erhielt von dem Directorium, in dem zwei Mitglieder, François de Neufchateau und La Reveillère-Lepaux, sich besonders für Bereicherung der Gärten und Sammlungen interessirten, die Erlaubniß sich mit allen seinen Instrumenten einzuschiffen, mit dem Versprechen die Schiffe verlassen zu dürfen und da zu bleiben, wo er tiefer in das Land einzudringen wünschte. Vier volle Monate vergingen in peinigender Spannung und Ungewißheit. Die politische Lage von Italien und die wohlgegründete Besorgniß eines nahen und neuen Ausbruchs des Kriegs mit Deutschland bewogen die Regierung, die für die Expedition ausgesetzten Fonds zurückzuziehen und das ganze Unternehmen bis auf eine günstigere Epoche zu vertagen. Die innige freundschaftliche Verbindung, welche so leicht und schnell sich zwischen Personen anknüpft, die mehre Jahre lang auf demselben Schiffe leben werden, hatte Humboldt mit einem sehr ausgezeichneten jungen Botaniker, Aimé Bonpland, befreundet, der später so viele Schicksale mit ihm getheilt hat und von dem alten Jussieu, Richard und dem aus Algier und Constantine rückkehrenden Desfontaines wegen seiner Kenntnisse und Liebenswürdigkeit des Charakters geschätzt war. Indem Humboldt's süßeste Hoffnungen bitter getäuscht wurden, ging ein schwedischer Consul, Herr Skjöldebrand, durch Paris mit Geschenken seines Hofes für den Dei von Algier, um sich in Marseille auf einer für ihn bestimmten Fregatte einzuschiffen. Da sein Haus alle Jahre eine Barke nach Tunis schickte, um die nach Mekka wandernden Pilgrimme nach Alexandrien zu führen, so beschloß Humboldt des Consuls freundliche Anerbietungen dankbar anzunehmen und sich so der französischen Expedition in Ägypten anzuschließen. Er harrte in Marseille vergebens bis Ende December 1798 auf die verheißene Ankunft der schwedischen Fregatte «Jaramas», die von Stürmen an der portugiesischen Küste beschädigt im nahen Hafen von Cadix überwintern mußte. Da zugleich die Nachricht sich verbreitete, daß in der Berberei bei dem zwischen Türken und Franzosen ausgebrochenen Kriege alle von Marseille aus an die Küsten der Berberei kommenden Franzosen in Ketten gelegt würden, so mußte es Humboldt vorziehen, mit Bonpland den Winter in Spanien zuzubringen, und dann, wenn die Ereignisse es erlaubten, sich von Cartagena oder Cadix nach Tunis und Ägypten einzuschiffen. Die Reisenden gingen langsam und angenehm mit Herbarisationen, astronomischen Ortsbestimmungen und magnetischen Intensitäts- und Inclinationsbeobachtungen auf dem Wege beschäftigt über Perpignan, Barcelona, den Montserrat und Valencia nach Madrid, wo sie erst Anfangs Februar 1799 ankamen. Die außerordentliche Gunst, deren Humboldt sich an dem spanischen Hofe in Aranjuez drei Monate lang durch Vermittelung des sächsischen Gesandten, Baron von

Forell, eines kenntnißvollen Mineralogen, und des ersten Staatssecretärs (Ministers der auswärtigen Angelegenheiten), Don Mariano Luis de Urquijo, zu erfreuen hatte, änderte auf einmal wieder seine Lebensplane. Der erste Staatssecretär erklärte, daß ihm alle spanischen Besitzungen in Amerika und dem Indischen Ocean (Marianen und Philippinen) geöffnet sein würden aus rein persönlichem Vertrauen, denn von keiner andern Regierung war Humboldt der spanischen empfohlen. Der Erlaubniß wurden officielle Befehle an alle Behörden beigefügt, wie seit der Expedition von Bouguer und La Condamine noch keinem Fremden geschehen war. Von den zwei Pässen war der eine von der Primera Secretaria de Estado, der andere von dem Consejo de Indias. Der erste «gestattete den freien Gebrauch aller Instrumente zu astronomischen und geodätischen Zwecken, die Messung der Berge, das Einsammeln von Naturalien, ja Untersuchungen jeglicher Art, die zur Erweiterung der Wissenschaften führen konnten.» Humboldt sagt in der Einleitung seiner Reisebeschreibung ausdrücklich, daß alles so wohlwollend Versprochene auf das pünktlichste gehalten worden ist, und daß in fünf Jahren er nie eine Äußerung des Mistrauens erfahren habe. Mitte Mai verließ er Aranjuez und Madrid und ging (die Höhen messend) durch Altcastilien, Leon und Galicien über Villalpando, Astorga und Lugo nach dem Hafen Coruña, um sich daselbst am 5. Juni 1799 auf der Fregatte «Pizarro» einzuschiffen. Der Capitän des «Pizarro» hatte von der Regierung den Befehl erhalten, sich auf der Schiffahrt nach den Küsten von Südamerika so viel Tage in Teneriffa aufzuhalten, als Humboldt zur Besteigung des Pico de Teyde brauchen würde. Da die Landung in Cumana den 16. Juli 1799 und die Rückkehr in der Mündung der Garonne den 3. Aug. 1804 erfolgte, so hat Humboldt's ganze Reise in Südamerika, der Südsee, Mexico, den Antillen und Nordamerika fünf Jahre und zwei Monate gedauert."

„Der Aufenthalt der Reisenden in Teneriffa war nur von wenigen Tagen, vom 19. bis 25. Juni. Sie hatten glücklich die englischen Kreuzer vermieden und waren am 19. Juni im Hafen von Santa-Cruz auf Teneriffa gelandet. Sie erstiegen den Pic und sammelten eine große Menge neuer Beobachtungen über die damals wenig gekannte natürliche Beschaffenheit der Insel. Obgleich in der Nähe der Küste Paria ein heftiges nervöses Fieber am Bord des «Pizarro» ausgebrochen war, so betraten sie doch in voller Gesundheit zum ersten mal den Boden Amerikas bei Cumana. Achtzehn Monate verbrachten sie auf einer Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaats Venezuela, gelangten im Februar 1800 nach Caracas, und verließen bei Puerto-Cabello von neuem die Seeküste, um nach Süden gewendet über die merkwürdigen Grassteppen von Calabozo den Fluß Apure und durch diesen den Orinoco zu erreichen. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen sie von den Katarakten von Atures und Maypure bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei Breitegrade vom Aquator entfernten Fort San-Carlos am Rio-Negro, durch den Tuamini und die Wälder von Pimichin, wo die Kähne über Land geschoben werden mußten, vor; gelangten durch den Cassiquiare in den Orinoco zurück; fuhren diesen bis Angostura hinab und erreichten Cumana am Ende einer Reise, die 375 geographische Meilen lang, sie nur durch unbewohnte Wildnisse geführt, ja die erste war, welche eine, auf astronomische Bestimmungen gegründete Kenntniß von der so lange bestrittenen Bifurcation des Orinoco geliefert hatte. Humboldt und Bonpland schifften sich nun nach Havana ein, lebten dort einige Monate und eilten einen Südseehafen zu erreichen, als die falsche Nachricht sich verbreitete, Baudin, dem sie sich anzuschließen versprochen, werde an der Westküste Südamerikas erscheinen. Von Batabano an der Südküste der Insel Cuba segelten sie im März 1801 nach Cartagena de Indias, um von da aus nach Panama zu gehen; allein weil die Jahreszeit die Ausführung dieses Plans hinderte, fuhren sie 54 Tage lang den Magdalenenstrom hinauf bis Honda, um über Guaduas das 8200 Fuß hohe Plateau von Bogota zu erreichen. Sie machten von Bogota aus Streifzüge nach den merkwürdigsten Punkten de

Umgegend. Im September 1801 brachen sie trotz der eingetretenen Regenzeit wieder gegen Süden auf, indem sie über Ibague, die Cordillera de Quindiu (höchster Punkt des Nachtlagers 10800 Fuß), Cartago, Popayan am Fuße des Vulkans von Puracé, den Paramo de Almaguer und die große Hochebene von Los Pastos nach den größten Beschwerden am 6. Jan. 1802 Quito erreichten. Die Reise auf dem Rücken der Cordilleren von Bogota bis Quito immer auf Maulthieren und von vielem Gepäck begleitet hatte volle vier Monate gedauert. Andere fünf Monate (vom 6. Jan. bis 9. Juni 1802) vergingen ihnen unter viel umfassenden Untersuchungen in dem schönen Hochthale von Quito und in der Kette von mit ewigem Schnee bedeckten Vulkanen, welche dasselbe umschließen. Durch zufällige Umstände begünstigt, stiegen sie an mehren derselben bis zu früher nicht erreichten Höhen. Auf dem Chimborasso gelangten sie am 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 18096 Fuß, also um 3276 Fuß höher als La Condamine 1738 am Nevado de Corazon. Sie standen hier auf dem höchsten, je vorher von Menschen erstiegenen Punkte fester Erde, und wurden durch eine tiefe Schlucht an der Erklimmung der äußersten, noch um 2004 Fuß höhern Spitze gehindert. Carlos Montufar, der Sohn des Marquès von Selvalegre, ein trefflicher, lernbegieriger junger Mann, der, wie viele der Bessern seines Volks, der später eingetretenen Revolution als Opfer fiel, schloß sich in Quito an die Reisenden an und begleitete sie fortan bis zum Schlusse der langen Wanderung durch Peru und Mexico nach Paris. Über den Andespaß im Paramo de Assuay (wo der Weg bei Cadlud fast die Höhe des Gipfels des Montblanc erreicht), über Cuença und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jaen de Bracamoros hinab, und erreichten über die fruchtbare Hochebene von Caxamarca über die Bergstadt Micuipampa (in 11140 Fuß Höhe bei den berühmten Silbergruben von Chota) und über Montan den westlichen Abfall der Cordilleren von Peru. Hier genossen sie auf dem Alto de Guangamarca zum ersten male von einer Höhe von 9000 Fuß herab des langersehnten Anblicks der Südsee. Sie gelangten bei Truxillo an die Küste und gingen durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis zu dem mit Gärten umgebenen Lima. Nachdem einer der Hauptzwecke der peruanischen Reise, die Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonne erfüllt war, schifften sie sich Ende December 1802 von Callao nach Guayaquil ein, und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco den 23. März 1803. Über Tasco und Cuernavaca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexicos, wo sie einige Monate verweilten und dann nach Norden gewendet Guanaxuato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechoacan durchstreiften, der Küste der Südsee nahe, den erst 1759 ausgebrochenen Vulkan von Jorullo maßen und über Toluca nach Mexico zurückkehrten. Ein nochmaliger Aufenthalt in dieser damals sehr reichen und durch die Bildung der höhern Einwohnerclassen ausgezeichneten Stadt wurde zur Ordnung der reichen Sammlungen und zur Zusammenstellung der vielseitigen Beobachtungen verwendet. Im Januar 1804 gingen die Reisenden, nachdem sie vorher den Vulkan von Toluca (14232 Fuß) und den Cofre de Perote (12588 Fuß) bestiegen und gemessen, durch die Eichenwälder von Xalapa, die schon in einer Höhe von 2860 Fuß über der Meeresfläche anfangen, nach Veracruz hinab, wo sie dem damals wieder unerwartet ausgebrochenen Schwarzen Erbrechen (Vomito prieto) entkamen. Das barometrische Nivellement des östlichen Abfalls des Hochlandes von Mexico (7000—7200 Fuß) gegen Veracruz hin konnte nun mit dem früher vollendeten Nivellement des westlichen Abfalls nach Acapulco an der Südsee verglichen werden. Aus beiden wurden von Meer zu Meer die Profile (senkrechte Projectionen) construirt, die ersten, die man je von einem ganzen Lande bis dahin gegeben hatte. Am 7. März 1804 verließ Humboldt die mexicanische Küste, segelte auf der königlichen Fregatte «La O» nach der Havana, wo er wieder zwei Monate verweilte und die Materialien vervollständigte, die ihm zu seinem Werke: «Essai politique sur l'île de Cuba» gedient haben. Am 29. April 1804 schiffte er sich mit Bonpland und Carlos Montufar

nach Philadelphia ein. Die Überfahrt dauerte 20 Tage, sie war in der Bahamastraße bei Nordwinden gefahrvoll stürmisch. Humboldt konnte nur wenige Wochen lang in Washington sich der freundschaftlichen Aufnahme bei dem edeln Präsidenten Jefferson erfreuen. Er verließ ungern den Neuen Continent den 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete den 3. Aug. 1804 in Bordeaux, an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem großen Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie und Statistik vielleicht reicher als irgend ein früherer Reisender."

„Humboldt wählte Paris zum Aufenthalte, indem kein Ort des Continents damals einen gleich zugänglichen Schatz von wissenschaftlichen Hülfsmitteln darbot, keiner ebenso viel große und thätige Forscher einschloß als jene Hauptstadt. Er hatte bei seiner Ankunft die Freude, dort die geistreiche Gattin seines Bruders mit ihren Kindern zu finden. Den Bruder selbst fesselten gelehrte Arbeiten und Geschäfte als preußischer Gesandter in Rom. Die vorläufige Anordnung der Sammlungen und zahlreichen Manuscripte, mehr aber noch chemische Arbeiten über das Verhältniß der Bestandtheile der Atmosphäre, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Gay-Lussac in dem Laboratorium der Ecole polytechnique unternommen, verlängerten Humboldt's Aufenthalt in Paris bis zum März 1805. Er trat nun, begleitet von Gay-Lussac, der einen langdauernden Einfluß auf seine chemische Thätigkeit ausgeübt hat, eine Reise nach Italien (Rom und Neapel) an, wo sie vom 1. Mai bis 17. Sept. 1805 verblieben. Leopold von Buch war ihr Gefährte in Neapel und auf der Rückreise durch die Schweiz nach Berlin, welches Humboldt am 16. Nov. nach einer neunjährigen Abwesenheit wiedersah. Gay-Lussac verließ seinen Freund und Mitarbeiter im Winter 1806. Das Unglück des Vaterlandes im October 1806 und die Hoffnung, die durch den schmachvollen Tilsiter Frieden aufgelegten Lasten mittels einer Negociation zu vermindern, brachte die Regierung zu dem Entschluß, den jüngsten Bruder des Königs, den durch persönliche Tapferkeit und Anmuth der Sitten gleich ausgezeichneten Prinzen Wilhelm von Preußen zum Kaiser Napoleon im Frühjahr 1808 nach Paris zu senden. Humboldt, der sich während der französischen Besetzung von Berlin in einem einsamen Garten eifrigst mit stündlichen magnetischen Declinationsbeobachtungen beschäftigte, erhielt sehr unvermuthet den Befehl des Königs, den Prinzen Wilhelm auf seiner schwierigen politischen Mission zu begleiten, und ihm durch seine genaue Bekanntschaft mit damals einflußreichen Personen wie durch größere Welterfahrung nützlich zu werden. Der Aufenthalt des Prinzen Wilhelm, dem als Adjutant ein nachmals lieber Verwandter F. von Hedemann beigegeben war, dauerte bis zum Herbst 1809, und da der Zustand von Deutschland es unmöglich machte, die Herausgabe so vielumfassender, von keinem Gouvernement unterstützter Reisewerke (in der Folio- und Quartausgabe 29 Bände mit 1425 gestochenen, zum Theil farbigen Kupfertafeln) auf deutschem Boden zu wagen, so erhielt Humboldt von dem Könige Friedrich Wilhelm III., der ihm persönliches Wohlwollen schenkte, die Erlaubniß, als eines der acht auswärtigen Mitglieder der pariser Akademie der Wissenschaften, in Frankreich zu verbleiben. Er hat so seinen dauernden Wohnsitz, kleine Abwesenheiten abgerechnet, fast 20 Jahre lang (von 1808—27) in Paris gehabt. Als sein älterer Bruder nach vollbrachter Stiftung der berliner Universität als Gesandter (1810) nach Wien ging und die oberste Leitung des Unterrichtswesens im preußischen Staate aufgab, wurde dem jüngern Bruder dieselbe von dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg sehr dringend (ohne oder auch mit dem Ministertitel) angeboten. Humboldt zog es vor, sich eine freie, unabhängige Lage als Gelehrter zu erhalten, weil die Herausgabe seiner astronomischen, zoologischen und botanischen Werke, trotz der treuen Hülfe von Oltmanns, Bonpland und Kunth noch nicht weit genug vorgerückt war. (Seine lateinische Schrift: «De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium» erschien erst 1817.) Dazu hatte er den bestimmten Entschluß gefaßt, eine zweite wissenschaftliche Expedition nach Oberindien, dem Himalaya und Tibet zu unternehmen. Um sich zu der

selben vorzubereiten, war er mehre Jahre lang eifrig unter Sylvestre de Sacy und André de Nerciat mit Erlernung der persischen Sprache (als der leichtern unter denen des Orients) beschäftigt. Da zu dieser Zeit (1812) der Kaiser Alexander, von Sibirien aus über Kaschgar und Yarkand eine wissenschaftliche Expedition nach der tibetanischen Hochebene angeordnet hatte, so wurde Humboldt von dem Reichkanzler, Grafen Romanzow, der ihn persönlich kannte und seinen Unternehmungsgeist schätzte, aufgefodert, sich der russischen Expedition anzuschließen. Humboldt nahm ein solches Anerbieten willig an; der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Rußland vereitelte aber die schöne Aussicht, die Geognosie des Himalaya und Kuen-lün mit der der Andeskette vergleichen zu können. Die großen politischen Veränderungen vom März 1814 bis November 1815, zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden, veranlaßten Humboldt zu mehrfachen Reisen. Er ging nach England, das er seit 1790 nicht wieder gesehen, zuerst im Gefolge des Königs von Preußen, 1814, dann mit Arago, als sein Bruder, den er schon (1811) in Wien besucht hatte, Gesandter in London wurde; endlich (1818) von Paris aus mit Valenciennes, über London nach Aachen, wo der König und auch der Staatskanzler Fürst Hardenberg während des Congresses ihn in ihrer Nähe zu haben wünschten. Ebenso begleitete Humboldt den König zu dem Congreß von Verona und folgte ihm nach Rom und Neapel, von wo aus er die 13 Jahre früher mit Gay-Lussac und Leopold von Buch gemachten Messungen am Vesuv wiederholte. Nach der Rückreise von Verona, in dem so streng einbrechenden Winter von 1823, durch Tirol und Böhmen trennte er sich von dem Könige erst in Berlin, das er seit vollen 15 Jahren nicht besucht hatte. Der Wunsch des Monarchen, Humboldt in seiner Umgebung zu behalten und ihn für das Vaterland bleibend wiederzugewinnen, konnte erst im Frühjahr 1827 erfüllt werden. Humboldt ging damals, seinen dauernden Aufenthalt in Paris aufgebend, über London und Hamburg nach Berlin, wo er endlich das so lange entbehrte Glück genoß, mit seinem Bruder an einem Orte zu leben und vereint wissenschaftlich zu arbeiten. Die öffentlichen Vorlesungen, welche er über den Kosmos (die physische Weltbeschreibung) fast gleichzeitig in der großen Halle der Singakademie und in einem der Hörsäle der Universität hielt, fallen in diese frühere Epoche des berliner Aufenthalts, von Anfang November 1827 bis Ende April 1828. Das Buch vom Kosmos, welches nicht die Frucht dieser Vorlesungen ist, da die Grundlage davon schon in dem, während der peruanischen Reise geschriebenen und Goethe zugeeigneten «Naturgemälde der Tropenwelt» liegt, hat erst 1845, also 15 Jahre nach den berliner, 18 Jahre nach den pariser Vorlesungen zu erscheinen angefangen. Das Jahr 1829 bezeichnet in Humboldt's so viel bewegter Existenz eine ganz neue sehr wichtige Lebensepoche. Sie umfaßt die auf Befehl des Kaisers Nikolaus unternommene und großartig durch die edle Fürsorge des Staatsministers Grafen von Cancrin ausgestattete Expedition nach dem nördlichen Asien (Ural und Altai), nach der chinesischen Dzungarei und dem Kaspischen Meere. Die bergmännische Untersuchung der Gold- und Platinlagerstätten, die Entdeckung von Diamanten außerhalb der Wendekreise (sie glückte am 5. Juli 1829), astronomische Ortsbestimmungen und magnetische Beobachtungen, geognostische und botanische Sammlungen waren die Hauptzwecke einer Unternehmung, in der Humboldt von zweien seiner berühmten Freunde, Ehrenberg und Gustav Rose, begleitet war. Die Reise ging über Moskau, Kasan, die Ruinen des alten Bulghari nach Jekatherinenburg, den Goldseifenwerken des Ural und den Platinwäschen von Nishnei-Tagilsk, über Bogoslowsk, Werchoturje und Tobolsk nach dem Altai (Barnaul, dem malerischen Kolywanschen See, Schlangenberg und Ustkamenogorsk); von da nach den chinesischen Militärposten von Khonimailakhu, nahe am Dzaysansee in der Dzungarei. Von den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen des Altai wendeten sich die Reisenden wieder gegen Westen, um den südlichen Ural zu erreichen. Von einem Pulk starkbewaffneter Kosacken immer begleitet, zogen sie durch die große Steppe von Ischim über Petropawlowsk,

die Festung Omsk, Miask, wo 1842, in neun Fuß Tiefe, eine Goldmasse von 36 Kilogramm Gewicht gefunden worden ist, über den Salzsee Ilmen nach Slatust, dem hohen Taganay, Orenburg und dem weit berufenen, mächtigen Steinsalzstock von Iletzk in der Kirgisensteppe der Kleinen Horde. Um Astrakhan und das Kaspische Meer zu erreichen, mußte man wegen der vielen Regengüsse und Überschwemmungen den Weg über Uralsk, den Hauptsitz der uralischen Kosacken, Saratow, den Eltonsee, Dubowka (berühmt wegen der eine Kanalverbindung versprechenden Nähe der Flüsse Don und Wolga), Tsaritsyn und die schöne Herrnhutercolonie Sarepta in der Steppe der Kalmücken einschlagen. Nach einem interessanten Besuche bei dem Kalmückenfürsten Sered-Dschab, der sich und seinem Volke einen großen buddhaistischen Tempel hat bauen lassen, wurde die Rückkehr über Woronesh, Tula und Moskau genommen. Die ganze Expedition, welche in zwei Werken, in Gustav Rose's «Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspischen Meere» (2 Bde., 1837—42); und in Humboldt's «Asie centrale, recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée» (3 Bde., 1843) beschrieben ist, hat etwas über neun Monate gedauert, in denen 2320 geographische *Meilen* (15 auf den Grad) zurückgelegt wurden. Das Jahr 1830 mit seinen großen Umwälzungen jenseit des Rheins gab den Beschäftigungen Humboldt's auf mehre Jahre eine politische Richtung, die deshalb doch nicht seiner wissenschaftlichen Laufbahn hinderlich geworden ist. Nachdem er den Kronprinzen im Mai 1830 nach Warschau zu dem letzten vom Kaiser Nikolaus persönlich eröffneten constitutionellen Reichstage und bald darauf den König in das Bad von Teplitz begleitet hatte, verbreitete sich die Kunde von dem Sturze der ältern Linie der bourbonischen Familie und der Thronbesteigung des Königs Ludwig Philipp. Humboldt, der lange schon in sehr naher Verbindung mit dem Orleans'schen Hause gestanden, ward vom König Friedrich Wilhelm III. beauftragt, die Anerkennung des neuen Monarchen nach Paris zu überbringen und von dort aus, mit Kenntniß des französischen Hofes, politische Berichte, *zuerst* vom September 1830 bis Mai 1832, dann in den Jahren 1834—35 nach Berlin einzusenden. Dieselben Aufträge wurden mit gleichem Vertrauen in den folgenden zwölf Jahren fünf mal wiederholt, sodaß Humboldt bei jeder Sendung wieder vier bis fünf Monate seinen Aufenthalt in Paris nahm. In diese Epoche fällt die Herausgabe der fünf Bände «Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt im 15. und 16. Jahrhundert», nach dem französischen Original von Ideler ins Deutsche übersetzt. Humboldt's letzter Aufenthalt in Paris war vom October 1847 bis Januar 1848. Zwei kleinere Reisen außerhalb Deutschlands mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV., die eine nach England zur Taufe des Prinzen von Wales (1841), die andere nach Dänemark (1845) sind ihrer Kürze wegen hier kaum zu erwähnen."

Wenden wir uns zur Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen Humboldt's und des ebenso großen als wohlthätigen Einflusses, welchen er während eines langen und höchst arbeitsamen Lebens auf die Naturforschung ausgeübt hat, so stoßen wir auf einen hier kaum zu bewältigenden Stoff. Die Thätigkeit der Naturforscher, zumal der Reisenden unter ihnen, pflegt nach zwei Richtungen zu gehen. Sie bezweckt entweder die Anhäufung eines reichen Materials an Sachen, Beobachtungen und speciellen Untersuchungen, oder sie unternimmt die Verarbeitung der Resultate eigener und fremder Forschung zu einem Ganzen, welches entweder unterstützend und erweiternd an schon Vorhandenes sich anschließt, oder an die Stelle des unbrauchbar gewordenen Alten tritt. Seltener, als man meinen möchte, sind die Männer, die mit gleichem Glück nach beiden Richtungen arbeiten, denn es setzt die Verfolgung der letztern nicht nur tiefe, sondern auch sehr vielseitige positive Kenntnisse, großes Talent der Beobachtung und die Gabe des Generalisirens voraus, die Fähigkeit nämlich, an Thatsachen schnell und scharf jene wichtigen und bezeichnenden Seiten aufzufassen, wo sie mit andern sich verbinden lassen, andere unterstützen und sie erklären.

Humboldt's Leistungen sind in beiden Beziehungen sehr groß, aber besonders sind diejenigen seiner Arbeiten merkwürdig und verdienstlich, wo er den Schatz eigener Erfahrungen und Beobachtungen mit den fremden aller Zeiten bis auf die Gegenwart herab in Verbindung bringt, und mit Klarheit die überraschendsten Resultate darlegt. Schon aus einem seiner frühesten, noch vor der Reise nach Amerika verfaßten Werke „Über die gereizten Muskel- und Nervenfasern" (2 Bde., Berl. 1797—99) spricht dieser Geist, und nach Verlauf von fast einem halben Jahrhundert erkennt die inzwischen weit vorgeschrittene Physiologie die Genauigkeit und Schärfe jener Versuche über Galvanismus und die Wahrheit der meisten der aus ihnen gezogenen Folgerungen. Auf seinen Reisen Höhenmessungen mit Untersuchung der thermometrischen Verhältnisse und der Beschaffenheit des Bodens verbindend, und neben diesen tiefern Arbeiten es nicht verschmähend, Herbarien zu sammeln, gelangte Humboldt zu einem reichen Material, durch dessen geistreiche Combination unter seinen Händen eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie, entstand. Zwar hatten schon Linné und einige seiner Nachfolger manche der hervorstechendsten Erscheinungen in der Verbreitung der Pflanzenwelt bemerkt, doch ohne Höhenangaben und Betrachtung der mittlern Temperaturen. Es blieb Humboldt das große Verdienst, eine unendliche Menge von Thatsachen, die zum Theil in den entlegensten Erdwinkeln beobachtet worden waren, mit den eigenen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, ihre Verbindung mit den Lehren der Physik nachzuweisen und die Gesetze zu erläutern, nach welchen die unendlich formenreiche Pflanzenwelt über den weiten Erdkreis vertheilt ist. Können solche Untersuchungen an sich nicht isolirt angestellt werden, so führen sie zumal einen geistreichen Forscher auf Prüfung mancher scheinbar fernliegenden Frage, und so ist es denn geschehen, daß unter Humboldt's Händen die in ihrer altherkömmlichen Form ziemlich geistlose Botanik zu einer der anziehendsten der Naturwissenschaften wurde. Es gelang Humboldt nachzuweisen, welche gewaltige Einwirkung die stille und passive Pflanzenwelt auf Bildung des Bodens, auf den Zustand der Völker und auf die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts seit der Urzeit geübt hat. So viel Anziehendes hat für den Denkenden diese Verbindung der physikalischen Wissenschaften mit der menschlichen Geschichte, und so reich an unerwarteten Ergebnissen ist diese neue Betrachtungsweise, daß den von Humboldt entdeckten Weg alsbald eine bedeutende Zahl von Forschern zu verfolgen begann. Mit allem Rechte darf man daher Humboldt als den Gründer einer besondern Schule ansehen, die jetzt keineswegs in Deutschland allein wurzelt. Ist es auch nur Wenigen gelungen, dem Vorbilde sich fast gleichzustellen, so durchweht doch gegenwärtig der Geist, den wir nicht anstehen wollen als den Humboldt'schen zu bezeichnen, die höhern Leistungen aller europäischen naturwissenschaftlichen Reisenden. Je überraschender die Resultate sind, die durch Combination von Wissenschaften erreicht werden, welchen man ehedem keine engere Verwandtschaft zutraute, je wahrer sie sich erweisen, je freier die Humboldt'sche Naturforschung von mystischer Deutung und von Geheimsprache sich stets erhielt, je klarer und selbst den Mindergeweihten verständlich sie hintritt, um so sicherer wird sie für die Folgezeit ein Muster bleiben. Zu der innern Tüchtigkeit der Humboldt'schen Werke gesellen sich als nicht unbedeutende Nebeneigenschaften die poetische Auffassung der Natur, da wo es darauf ankommt, anschauliche Gesammtbilder zu entwerfen, und das Geschmackvolle der Form. Tausende von Lesern, welchen im Übrigen keine specielle Kenntniß der Naturwissenschaften zu Gebote stand, haben sich durch Humboldt's Naturgemälde der Tropenländer hingerissen gefühlt.

Die Arbeiten Humboldt's in einzelnen Fächern sind staunenswerth durch ihren Umfang und die Mannichfaltigkeit ihrer Richtung. Ein großer Theil der weitschichtigen spanischen Colonien in der Neuen Welt war zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum an den Küsten bekannt, und selbst den besten Karten durfte nur beschränktes Vertrauen geschenkt werden. Mehr als 700 Ortsbestimmungen, welche Humboldt

auf astronomischem Wege gewann und fast alle während der Expedition selbst b
rechnete, sind von Oltmanns neu untersucht und mit ältern verglichen worden, ein
Arbeit, die in zwei Quartbänden unter dem Titel „Recueil d'observations astro-
nomiques, d'opérations trigonométriques et de mesures barométriques, faites par
A. de Humboldt, redigées et calculées d'après les tables les plus exactes par Jabbe
Oltmanns" (1810) erschienen ist. Von Humboldt selbst theils auf der Reise, theils
in Paris gezeichnet sind die Karten des Orinoco, des Magdalenenstroms, der größe
Theil des Atlas von Mexico u. s. w. Mit dem Barometer in der Hand legte Hum-
boldt Reisen, wie jene von Bogota bis Lima zurück, mit ihm erstieg er den Pic von
Teneriffa, den Chimborasso, Antisana, Toluca, Perote und zahlreiche andere Bergspitzen
und so erlangte er 459 Höhenbestimmungen, die oft durch trigonometrische Messung
unterstützt, für die Hypsometrie Amerikas unschätzbare Materialien lieferten, und für
manche Provinzen bis jetzt die einzigen geblieben sind. Die später von ihm in
Deutschland und Sibirien vorgenommenen Messungen und die Combination dieser
umfangreichen eigenen Arbeiten mit denjenigen, die andere Reisende in den meisten
zugänglichen Weltgegenden gemacht hatten, gaben Humboldt Veranlassung zu den
sammenstellungen, welche auf die Geographie den mächtigsten Einfluß ausübten, für
die Lehre aber von der Verbreitung der Organismen die unentbehrlichsten Stütze
bildeten. Die Klimatologie steht in enger Verbindung mit den Forschungen über
Bodenbildung; auch sie hat durch Humboldt Aufklärung und viele Erweiterung er-
halten. Auf seine mit großer Genauigkeit geführten Tagebücher über meteorologische,
thermometrische und elektrische Zustände begründete er jene Darstellung des Klima
der durchreisten Länder, welche später durch Boussingault, Pentland und Ander
glänzende Bestätigung erhielten; indem er in gewohnter Weise Alles, was in diesen
Beziehungen aus der übrigen Welt zu seiner Kenntniß gelangte, verarbeitete, legte
er den Grund zu einer vergleichenden Klimatologie. Ursprünglich zum Geognosten
gebildet, aber frühzeitig emancipirt von den zu Ende des vorigen Jahrhunderts gel-
tenden Ansichten, wendete er vorzugsweise der geognostischen Erforschung Amerikas
seine Aufmerksamkeit zu und trug durch mehre specielle Werke und ein vortreffliches
Gesammtbild der Gebirgsbildung Amerikas, die er später mit derjenigen Europas
und Asiens verglich, nicht zur Kenntniß Amerikas allein bei, sondern zur festen
Begründung der zwar noch jungen, aber mit äußerster Schnelligkeit sich entwickeln-
den Wissenschaft der Geognosie. Die vulkanischen Erscheinungen der gewaltigen
Feuerberge von Quito und Mexico und des unbedeutendern Vesuv fanden nachein-
ander an Humboldt einen scharfen Beobachter und glücklichen Erklärer. Unterstützt
von Bonpland, welchem zumal die Anlegung von Sammlungen überlassen war, sam-
melte Humboldt in Amerika viele sehr wichtige Beobachtungen über die Verbreitung
den Nutzen, ja sogar über den Bau der Pflanzen, die er dann wieder in ihrer
Verbindung mit den verschiedenen Menschenracen betrachtete, oder als cultivirte un-
ter dem politisch ökonomischen Gesichtspunkte erwog. Mehre botanische Prachtwerk
streng systematischen Inhalts, die er in Verbindung mit Bonpland herausgab, be-
weisen, daß er auch in dieser minder lohnenden Richtung zu arbeiten völlig befähigt
sei; sein botanisches Hauptwerk bleibt jenes über die Geographie der Pflanzen.
Das von ihm und Bonpland gesammelte reiche Herbarium, welches über 5000
Species phanerogamischer Pflanzen und unter diesen wegen der damaligen Unzu-
gänglichkeit von Südamerika und dem mexicanischen Hochlande 3600 neue darbot,
hat später K. S. Kunth in einem großen Werke beschrieben. Auch die Zoologie
verdankt jener Reise nicht unansehnliche Vermehrungen, die in einer Section des
Humboldt'schen Reisewerks niedergelegt sind. Ein anderes kostbares Werk, reich an
kunstvoll gearbeiteten Abbildungen, entstand durch Humboldt's Bestreben, die großen
Naturscenen der Andenkette und die Denkmäler einer untergegangenen Civilisation
der Ureinwohner den Europäern bildlich vorzuführen. Zum ersten male sah man in
Europa Landschaften, die mit künstlerischer Auffassung naturhistorische Treue ver-

)anden. Sie verdrängten die phantastischen Machwerke früherer Zeiten und begrün-)eten jene naturhistorische Landschaftsmalerei, die in der Gegenwart durch Rugendas und andere deutsche und ausländische Künstler zu einer hohen Vollkommenheit ge-)racht ist. Das Studium der großen Bauwerke der alten Mexicaner und Perua-ner führte Humboldt in seinem Werke „Monuments des peuples indigènes de l'Amérique" zu Untersuchungen über die Sprachen, die noch erhaltenen Handschrif-ten, die Zeiteintheilung, den Culturstand und die Wanderungen der ältern Bewoh-ner jener Länder, und lohnend gestaltete sich der Vergleich mit den Altägyptern und selbst den Südasiaten, da er die Verwandtschaft der durch weite Meere getrennten Völker erkennen ließ. Statistik und Ethnographie erhielten durch Humboldt's Rei-sen ungemein große Vermehrungen, denn keinem Fremden waren je die Archive der Colonien geöffnet worden. Indessen war auch hier die Verarbeitung der Materia-lien eine eigenthümliche, denn in dem mehre Bände umfassenden Musterwerke über das Königreich Neuspanien stehen nicht die trockenen statistischen Zahlenreihen allein da, sondern sie sind in Verbindung gebracht mit naturgeschichtlichen Thatsachen, so-daß beide sich gegenseitig erklären und verschiedene Lehren der Staatsökonomie unter einem völlig neuen Gesichtspunkte behandelt erscheinen. Vergleiche anzustellen über die Bodencultur unter verschiedenen Klimaten und in weit voneinander entfernten Ländern, über ihre Einträglichkeit, ihren Einfluß auf die Civilisation und sonach auf die geschichtliche Entwickelung und selbst die späte Zukunft der Völker, die Ebbe und die Flut metallischer Reichthümer zu erforschen, wie sie nach allen Seiten verän-dernd sich über einzelne Welttheile ergießen, je nachdem der Boden irgendwo neu erschlossen oder neue Verbindungswege zwischen Völkern entdeckt wurden, ist eine von Humboldt zuerst geübte philosophische und daher höhere Betrachtungsweise der Sätze der ältern Staatswirthschaftslehre.

Es läßt sich denken, daß bei dieser Gewöhnung, keine Frage und kein Factum isolirt hinzustellen, sondern ihre Lösung in Combinationen zu suchen, die Werke Humboldt's Fundgruben des mannichfachsten Wissens, aber auch bändereich sein müs-sen; dennoch aber hat Humboldt es möglich gefunden, zahlreiche abgesonderte Unter-suchungen (z. B. über die Entstehung des Stellenwerths der indischen Zahlen), theils allein, theils in Verbindung mit Andern anzustellen, oder mindestens zu ihnen anzuregen. Sein letztes Werk, die Geschichte der nautischen Geographie im Mittel-alter, welche nur ein Historiker, der zugleich Astronom und Naturforscher war, schrei-ben konnte, seine gemeinsamen Arbeiten mit Gay-Lussac, die theils chemische waren, theils der Feststellung des magnetischen Äquators galten, seine große Entdeckung der Isothermen, die Versuche über die Gymnoten, wie über die Respiration der Fische und jungen Krokodile, eine Menge von Abhandlungen aus dem Gebiete der physi-schen Geographie und die Betheiligung an fremden Werken durch Lieferung von Beiträgen oder Anmerkungen, sind Beweise einer nimmer rastenden und Vieles und Großes in kurzer Zeit leistenden Thätigkeit. *)

*) Alexander von Humboldt's Reisewerk erschien in sechs Abtheilungen. Die erste Abtheilung unter dem Titel: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" zerfällt in zwei Sectionen, von denen die eine den historischen Bericht (3 Bde., Paris 1809—25, Fol. und 4., und 13 Bde., 1816—31, 8.; deutsch, 6 Bde., Stuttg. 1825—32, 8.) enthält, die andere durch die „Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique" (Paris 1810, gr. Fol., mit 69, zum Theil color. Kpfrn.; 2 Bde., Paris 1816, 8., mit 19 Kpfrn.) gebildet wird. Die zweite Abtheilung umfaßt „Observations de zoologie et d'anatomie comparée" (2 Bde., Paris 1805—32), die dritte den „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne" (2 Bde., Paris 1811, 4., mit Atlas; Text besonders 5 Bde., Paris 1811, 8.; 2. Aufl., 4 Bde., 1825, 8; deutsch, 2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1811), die vierte die „Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, redigées et calculées par Jabbo Oltmanns" (2 Bde., Paris 1808—10, 4.). In der fünften Abtheilung hat Humboldt seine Beobachtungen über die „Physique générale et géologie" (Paris 1807, 4.) niedergelegt. Die sechste, der Botanik

gewidmete Abtheilung endlich vereinigt in sich: 1) „Plantes équinoxiales, recueillies au Mexique, dans l'île de Cuba etc." (2 Bde., Paris 1805—18, gr. Fol., mit 144 Kpfrn.); 2) „Monographie des Mélastômes et autres genres du même ordre" (2 Bde., Paris 1806—23, gr. Fol., mit 120 color. Kpfrn.); 3) „Nova genera et species plantarum quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, descripserunt et adumbraverunt A. Bonpland et A. de Humboldt, in ordinem digessit C. S. Kunth" (7 Bde., Paris 1815—25, in 4. und Fol., mit 700 Kpfrn.); 4) „Mimoses et autres plantes légumineuses du nouveau continent, rédigées par C. S. Kunth" (Paris 1819—24, gr. Fol., mit 60 color. Kpfrn.); 5) „Synopsis plantarum quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt A. de Humboldt et A. Bonpland, autore C. S. Kunth" (4 Bde., Strasb. und Paris 1822—26, 8.); 6) „Révision des graminées publiées dans les nova genera et species plantarum de MM. de Humboldt et Bonpland; précédée d'un travail sur cette famille, par C. S. Kunth" (2 Bde., Paris 1829—34, gr. Fol., mit 220 color. Kpfrn.). Sonst hat Humboldt außer den bereits oben genannten seit seiner Rückkehr nach Europa noch folgende größere Arbeiten veröffentlicht: „Ansichten der Natur" (Stuttg. 1808; 3. Aufl., 2 Bde., 1849); „Essai sur la géographie des plantes et tableau physique des régions équinoxiales" (Paris 1805; deutsch, Stuttg. 1807); „De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium prolegomena" (Paris 1817; deutsch von Beilschmied, Bresl. 1831); „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères" (Strasb. 1823 und 1826); „Essai politique sur l'île de Cuba" (2 Bde., Paris 1827); „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique aux quinzième et seizième siècles" (5 Bde., Paris 1836—38; deutsch von Ideler, Bd. 1—3, Berl. 1836—39); „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (Bd. 1—3, Stuttg. 1845—51).

Inhaltsverzeichniß

des achten Bandes.

Seite

Die Südslawen und ihr Eingreifen in die östreichische Bewegung 1
Begriff; Ausbreitung; Zerklüftung; Benennungen . . . . . —
Die Zustände vor der neuern Bewegung im Allgemeinen 4
Die Zustände der Südslawen in Östreich 5
Der Ausbruch der Bewegung 7
Die ersten Rüstungen bis zum Waffenstillstande vom 12. (24.) Juni 11
Die ersten Kämpfe bis zur Besetzung von Pantschevo 14
Die Rückwirkung auf das Fürstenthum Serbien 16
Der östreichische Hof, der Banus und der Patriarch 17
Der Krieg in der Batschka 19
Der Krieg im Banate 20
Stratimirowitsch und der Patriarch 21
Von der Ankunft des Wojwoden bis zum Entsatz von Pantschevo 22
Die Verhandlungen mit dem östreichischen Hofe und das Patent vom 15. Dec. 1848 24
Vom Tode des Wojwoden bis zur Resignation des Odbor 25
Wendung der südslawischen Bewegung zum specifisch-östreichischen Interesse 27
Schluß 29

Die neue deutsche Lyrik 29
Einleitendes . . . . . —
Die Lyrik der neuen Richtung 32
Die Lyrik der alten Richtung: a) Die naive Lyrik 61
b) Die Lyrik der reactionären Tendenz 70

China und die Länder seines Culturſyſtems 78
Die Weltstellung des chinesischen Volks . . . . . —
Die Principien und die Stätigkeit seiner Cultur . . . . . —
Der Herrscher und sein Amt 79
Die Staatsverwaltung und die Beamten 82
Ausdehnung, Bevölkerung und Finanzwesen des Reichs 83
Das Vorspiel des englisch-chinesischen Kriegs 86
Der Krieg und der Frieden zu Nanking 90
Die Verträge mit Nordamerika und Frankreich 94
Die mangelhafte Ausführung des Friedens und die Volksstimmung 96
Die Geheimbünde und die Aufstände 97
Die Missionare und der Landrichter Wan 98
Taokuang und Hienfong 102
Die Chinesen als Colonialvolk und in Californien 107
Anam und Korea . . . . . —
Die Lieukieu und Japan 111

Seite

Die Alpen vom Standpunkte der neuesten Forschungen 115
I. Geographie und Orographie . . . . . —
a) Hypsometrie 116
b) Gliederung der Alpen 115
c) Hydrographie 119
d) Pässe und Kämme 121
e) Thalbildung 124
f) Ursachen der Gebirgserhebungen 126
II. Geologie 129
a) Felsarten und geologische Structur der Centralalpen . . . . . —
b) Eintheilung der neptunischen Formationen 131
c) Paläontologische Resultate 132
d) Plutonische Gesteine der südlichen Alpen 134
e) Tertiärbildungen am Rande der Alpen 135
f) Die erratischen Blöcke 137
g) Hebungsverhältnisse der Alpen 139
III. Physikalisches 141
a) Gegenwärtige Veränderungen der Erdoberfläche 142
b) Temperatur der Luft und des Bodens 147
c) Temperatur der Alpenseen und des fließenden Wassers 153
d) Die Winde 156
e) Luftdruck 157
f) Atmosphärische Niederschläge . . . . . —
g) Bläue und Durchsichtigkeit der Atmosphäre 158
h) Die Vegetationsverhältnisse der Alpen 159

Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens. Erster Abschnitt 162
Einleitendes . . . . . —
Gießmaschinen 164
Clichirmaschinen 166
Schmiedemaschinen 167
Walzwerke 170
Maschinen zur Drahtfabrikation 173
Maschinen zur Röhrenfabrikation 175
Schneidemaschinen 176
Sägemaschinen 179
Bohrmaschinen . . . . . —
Feilmaschinen; Hobelmaschinen; Fräsmaschinen 181
Drehbänke 183
Schraubenschneidemaschinen 184
Prägmaschinen . . . . . —
Nietmaschinen 186
Maschinen zur Fabrikation der Nägel 187
Maschinen zur Fabrikation eiserner Ketten 188
Maschinen zur Verfertigung der Thürangeln und Charnierbänder 190
Feilenhaumaschinen . . . . . —
Stecknadelmaschinen 19
Maschinen zur Fabrikation der Drahtstifte 192
Maschinen zur Verfertigung der Kleiderhäkchen 193
Maschinen zur Kratzenfabrikation . . . . . —
Münzmaschinen 194

Die Freie Stadt Bremen in ihrer politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung 20
Blick auf die ältere Geschichte . . . . . —
Grundlage und Ausbildung der ältern politischen Verfassung; ihr Einfluß auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse 20
Das politische Leben seit der Reformation; die bürgerlichen und moralischen Zustände; die Wechselfälle bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 21
Die Napoleonische Herrschaft und die Restauration 23
Verhältnisse und Charakter der Landbewohner 23
Der Senator Johann Smidt; die Gründung Bremerhafens 23
Die innern Zustände seit der Restauration bis zur Epoche von 1848 23
Seit der Epoche von 1848 25
Statistisches; Handel 25

Seite

Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts 262
Einleitung . . . . . —
Rückblick auf das vorige Jahrhundert 264
Die Systematik und Pflanzennamen früherer Jahrhunderte 265
Linné's Auftreten 267
Linné's Nachfolger 268
Pflanzenanatomie und Mikroskopie der frühern Jahrhunderte 269
Eigenthümlichkeiten mikroskopischer Bilder 270
Folgen der Mikroskopie 272
Pflanzenphysiologie des vorigen Jahrhunderts 273
Stand der Botanik am Schlusse des vorigen Jahrhunderts 274
Linné's und Jussieu's Systeme 276
Fortschritte der Pflanzenanatomie im Beginne dieses Jahrhunderts 280
Naturphilosophische Behandlungsweise der Botanik 284
Behandlung der Wissenschaft in neuester Zeit 285
Verbesserungen der Mikroskope 286
Bau der Zellen 288
Ernährung der Pflanzen 289
Inhalt der Pflanzenzellen, und die Saftvertheilung 293
Einfluß der Temperatur auf die Vegetation 296
Bildung der Keimpflanze 299
Die Systematik der neuesten Zeit 301
Pflanzengeographie 307
Großbritannien seit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentswahl von 1852 308
Einleitung . . . . . —
Das Parlament von 1849; Aufhebung der Schiffahrtsgesetze 310
Das Jahr 1850: Palmerston; Wirkung der Abschaffung der Schiffahrtsgesetze; das Parlament; Freihändler und Restrictionisten 313
Der Krystallpalast und die Mitte des Jahrhunderts 319
Das Jahr 1851: das Parlament; die Ministerkrisis 322
Kossuth; die Staatsstreiche; Walker 325
Das Jahr 1852: die Invasionsfurcht; die amalgamirte Gesellschaft der Maschinenbauer — Kriegerische Stimmungen; Rüstungen 329
Das Parlament von 1852 331
Die Russell'sche Reformbill 333
Die Militiabill 336
Der Sturz des Ministeriums Russell 337
Das Ministerium Derby 338
Früchte der Peel'schen Reformen 340
Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Zweite Abtheilung. Die Chemie in ihrem Einflusse auf die übrigen Wissenschaften 343
Einleitendes . . . . . —
Geschichtlicher Überblick der Chemie 344
I. Zeitalter bis 300 nach Christus; Kenntnisse der Alten 348
II. Zeitalter der Alchemie 350
III. Zeitalter der medicinischen Chemie 352
IV. Zeitalter der phlogistischen Theorie 355
V. Zeitalter der quantitativen Chemie 358
Verhältniß der Chemie zur Philosophie 364
Verhältniß der Chemie zur Physiologie, Medicin und Pharmacie 369
Verhältniß der Chemie zur Zoologie und Botanik 379
Verhältniß der Chemie zu Mineralogie, Geognosie und Geologie 381
Verhältniß der Chemie zur Physik und den mathematischen Wissenschaften 388
Das Osmanische Reich nach seinen statistischen Verhältnissen 393
Einleitung . . . . . —
Allgemeine Übersicht . . . . . —
Regierung 395
Administrative und finanzielle Eintheilung 396
Gerichtsverwaltung 400
Wehrkraft 401
Cultus 406
Öffentlicher Unterricht 407
Anderweitige Bildungsanstalten 408

Seite
Auswärtige Angelegenheiten . . . 409
Finanzen . . . —
Ackerbau . . . 413
Industrie . . . 415
Handel . . . —
Transportmittel . . . 417
Schiffahrt . . . —
Einige Gegenstände, die sich auf den Verkehr beziehen . . . 420

Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart. Erster Abschnitt. Die Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche . . . 423
Einleitung . . . —
Die Reformation . . . 424
Die Reaction gegen den formalen Dogmatismus . . . 428
Kirchliche Reaction . . . 429
Der moderne Pietismus . . . 432
Die Union . . . 435
Die Orthodoxie . . . 437
Die freie Kritik und die freie Philosophie . . . 439
Die kirchliche Orthodoxie des weltlichen Kirchenregiments . . . 443
Religiöse Associationen . . . 446
Das Kirchenregiment . . . 451
Eintritt der Gemeinden in die Bewegung . . . 455
Die Freien Gemeinden . . . 460
Das Jahr 1848 . . . 464

Das Königreich Dänemark, seine socialen und politischen Zustände . . . 469
Geographisch-statistischer Überblick . . . —
Der Ackerbau; die frühere Lage der ländlichen Bevölkerung; die Reformen und die gegenwärtigen Verhältnisse der Bauern . . . 473
Die Städte; Handel und Industrie . . . 479
Das Steuer- und Finanzwesen . . . 485
Unterricht und Wissenschaft, Kunst und schöne Literatur . . . 487
Die öffentlichen Zustände unter Friedrich VI. und Christian VIII. . . . 491
Die nationaldänische Partei und der Skandinavismus . . . 492
Die Bauernfreunde . . . 494
Friedrich VII. und dessen erste Schritte nach dem Regierungsantritt . . . 496
Die Märzbewegung . . . 497
Das Märzministerium . . . 502
Heer und Flotte . . . 505
Rührigkeit des neuen Ministeriums; Patriotismus des Volks; Verhalten Schwedens . . . 508
Eröffnung des Reichstags . . . 509
Die neue Verfassung . . . 510
Das Ministerium vom November 1848; Wendung zur Gesammtstaatspolitik; der Friede mit Preußen und Deutschland; die Besitznahme von Schleswig . . . 514
Der Reichstag von 1850; die Finanzen; das Preßgesetz . . . 517
Die Intervention in Holstein; das Project des dänischen Staatsraths zur Regelung der Gesammtverhältnisse; die Notablenversammlung . . . 518
Rücktritt des Novemberministeriums; die Combination vom 12. Juli 1851; Veränderung der Erbfolge zu Gunsten des Prinzen von Glücksburg . . . 519
Wendepunkt der dänischen Politik im October 1851 durch die Foderungen der Mächte auf Herstellung des Gesammtstaats; die daraus folgende Modification des Cabinets; die Staatsordnung vom 28. Jan. 1852 und das neue Ministerium; die Thronfolgeangelegenheit und das Zollgesetz vor dem Reichstage . . . 520
Der Hof und das Privatleben Friedrich's VII.; die Tagespresse . . . 522

Das Königreich Sardinien seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit . . . 524
Die sardinischen Verhältnisse im Beginn der italienischen Bewegung . . . —
König Karl Albert, sein Leben, sein Charakter, sein Regierungsantritt . . . 527
Karl Albert's Regierung und Politik vor der italienischen Reformbewegung . . . 532
Die Zeit von 1847 . . . 535
Die beiden ersten Monate des Jahres 1848: die Verleihung der Verfassung; die Festlichkeiten; Eindruck der französischen Februarrevolution . . . 542
Der Märzmonat von 1848: die Rüstungen Karl Albert's; das neue Ministerium; erste Nachricht von der mailänder Erhebung . . . 5[illegible]

Seite
Die Insurrection in der Lombardei, die Erhebung Venedigs 552
Entscheidung des Königs für die Theilnahme am italienischen Kampfe; seine Proclamation an die Lombarden und Venetianer vom 23. März 1848; der Vertrag des Königs mit der Provisorischen Regierung von Mailand; die Proclamationen des Königs beim Eintritt in die Lombardei, und seine Rechtfertigung vor der Geschichte 556
Das piemontesische Heer; die Kriegsoperationen und Gefechte bis Ende Mai 1848 559
Das Parlament zu Turin: die Union Piemonts und der Lombardei; der Abfall der italienischen Fürsten vom Unabhängigkeitskriege 565
Die Lage des piemontesischen Heeres und die Kriegsereignisse in den Monaten Juni und Juli 1848 569
Die Ereignisse zu Mailand in den ersten Augusttagen; die Capitulation der Stadt; der Rückzug und der Waffenstillstand 575
Die Unterhandlungen der Italiener um französische Hülfe; der Friedenscongreß zu Brüssel; Einwirkung des piemontesischen Waffenunglücks auf den Gang der italienischen Revolution; die Lage der Dinge während des Waffenstillstandes im sardinischen Staate; Wiederaufnahme des Kampfes von Seiten Karl Albert's im März 1849. 581
Der Entscheidungskampf bei Novara; die freiwillige Abdankung und Verbannung Karl Albert's 586
Abschluß des Waffenstillstandes vom 23. zum 24. März 1849; die Erhebung Brescias, der Aufstand zu Genua 590
Eindruck der Trauernachrichten zu Turin; das Parlament und der neue König; der Friedensschluß; Beisetzung Karl Albert's 592
Das innere Staatsleben Piemonts seit dem Frieden mit Östreich bis zum Anfange des Jahres 1853 595
Lübeck in seinen neuern und neuesten Zuständen. 605
Rückblick auf die Vergangenheit . . . . . —
Die Zeit der Napoleonischen Kriege 609
Die Friedensperiode von 1815—48 611
Die Epoche seit 1848 618
Die Zeit seit dem Jahre 1851. 642
Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart. Zweiter Abschnitt. Die Bewegung in der römisch-katholischen Kirche 661
Allgemeiner Charakter der katholischen Bewegung; Beginn der gegenwärtigen Periode —
Italien: Der Kirchenstaat; die Jesuiten; Sardinien; Toscana; die niedere Geistlichkeit 663
Frankreich: Reaction gegen die destructiven Tendenzen der Revolution; Ludwig XVIII.; die Jesuitencongregationen; Karl X.; das Julikönigthum; die Februarrevolution; Ludwig Napoleon und der Klerus; die Gallikanische Kirche; der religiöse Socialismus 669
Portugal und Spanien: Pombal; Dom Miguel; Donna Maria; der Kampf gegen Napoleon; Ferdinand VII.; Marie Christine; Versöhnung mit Rom 675
Belgien: Katholische Geographie; der Klerus unter der holländischen Regierung; Bündniß mit den Liberalen; Alleinherrschaft; nationale Sympathien; Zerfall mit dem Liberalismus und endlicher Sieg des letztern 677
Die Schweiz: Allgemeiner Charakter des Klerus; Patricierregiment von 1815—30; Revision der Cantonalverfassungen; die Jesuiten in Luzern; der züricher Aufstand; der aargauer Klosterstreit; der Sonderbund; die Entscheidung von 1847; Revision der Bundesverfassung 681
Großbritannien und Irland: Englische Intoleranz; Irland seit Aufhebung der Union; Catholic association; O'Connell; die Emancipationsbill; die Zehntenbill; die Repealagitation; Parlamentsreform; das Unterrichtswesen; Maynoothbill; Smith O'Brien; der Puseyismus; die Organisationsbulle; die Titelbill. 685
Deutschland: Eigenthümliche und verschiedenartige Wirksamkeit der ultramontanen Partei in den verschiedenen Ländern 690
Östreich: Katholische Politik; antinationale Wirksamkeit; die Jesuiten; das Jahr 1848; neueste Reaction 691
Baiern: König Ludwig; das Ministerium Abel; Regierungsmaßregeln; der Klerus; die Universität und die Presse; Antipathien gegen Preußen; die endliche Katastrophe 693
Preußen: Westlicher und östlicher Angriffspunkt; Concordat von 1821; Mischehen; das Breve von 1830; Convention von 1834; Droste-Vischering; die kölner Wirren; Dunin; Friedrich Wilhelm IV.; endlicher Friede; breslauer Wirren; Bischof Arnoldi; der heilige Rock zu Trier 696
Schluß: Das Jahr 1848; neueste Ereignisse; die Zukunft 700

Das Angloindische Reich . . . . . .
Die Bevölkerung Indiens . . . . . .
Die englisch-ostindische Hansa, ihre Regierung und Verwaltung . . . . . .
Die ordnende Acte und die Bill Pitt's . . . . . .
Der Grundbesitz und das Steuerwesen in Indien . . . . . .
Die Erneuerung des Freibriefs (1833) und die Reformen . . . . . .
Afghanistan und Sindh . . . . . .
Das Pendschab und die Grenzen im Westen . . . . . .
Zur Statistik des angloindischen Reichs . . . . . .
Alexander von Humboldt . . . . . .

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Seite
Das Angloindische Reich 702
Die Bevölkerung Indiens . . . . . —
Die englisch-ostindische Hansa, ihre Regierung und Verwaltung 705
Die ordnende Acte und die Bill Pitt's 708
Der Grundbesitz und das Steuerwesen in Indien 712
Die Erneuerung des Freibriefs (1833) und die Reformen 715
Afghanistan und Sindh 727
Das Pendschab und die Grenzen im Westen 732
Zur Statistik des angloindischen Reichs 744
Alexander von Humboldt 749

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

3 2044 098 617 350